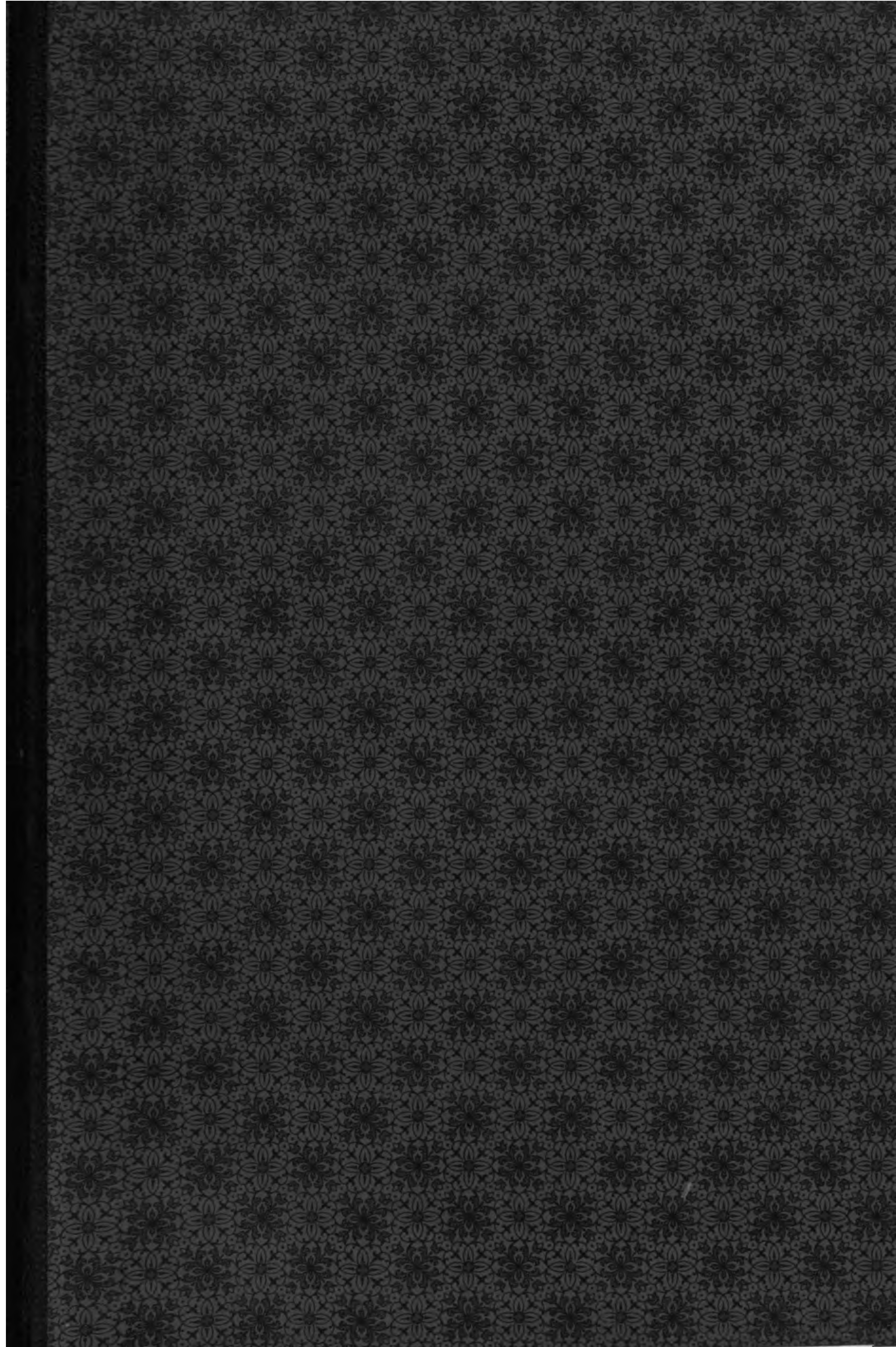
WESTERMANN'S MONATSHEFTE









Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Dreiundsiebzigster Band.

Oktober 1892 bis März 1893.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1893.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebenunddreissigster Jahrgang. Dreiundsiebzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

dreiundsiebzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Brugsch, Heinrich, in Berlin, 118. — Dessoir, Max, in Berlin, 488, 697. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 63, 403, 532. — Emin Pascha, in Afrika, 1, 169, 310, 455, 597, 743. — Franzos, Karl Emil, in Berlin, 80. — Frauberger, Heinrich, in Düsseldorf, 412. — Goldberg, L., in Berlin, 640. — Gottschall, Rudolf von, in Leipzig, 267. — Hesse-Wartegg, Ernst von, in Luzern, 537, 783. — Höpfner, Therese, in Rom, 387. — Kretschman, Lily von, in Berlin, 17, 186, 326. — Liebmann, Albert, in Berlin, 559. — Marbach, Hans, in Leipzig, 515. — Münz, Sigmund, in Wien, 255. — Neubaur, Paul, in Berlin, 101. — Noé, Heinrich, in Abbazia, 710. — Oenike, Karl, in Berlin, 675. — Olden, Hans, in Weimar, 273. — Passow, Therese von, in Bahrenfeld, 652. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 51. — Preuschen, Hermine von, in Rom, 551. — Pröhle, Heinrich, in Steglitz, 855. — Robran, Paul, in Berlin, 234, 364. — Rohlfs, Gerh., in Godesberg, 344. — Schmidt, August, in Beerfelden, 853. — Schubin, Ossip, in Lochkow, 29, 145, 289, 433, 577, 721. — Schwarz, Walther, in Berlin, 472. — Stein, Philipp, in Berlin, 758. — Steindorff, Georg, in Berlin, 501, 835. — Stern, Adolf, in Dresden, 220, 791. — Strauß, Joseph, in Bradford, 823. — Tetzner, Franz, in Leipzig, 408. — Urussow, Marie Fürstin von, in Berchtesgaden, 68, 204, 613. — Zernin, Gebhard, in Darmstadt, 563.

Inhalt
des dreiundsiebzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum dreiundsiebzigsten Bande.



Jll. D. Monatshefte. Oktober 1892.

Karoline Luise, Prinzessin von Weimar.
Nach einem Porträt im Schloß zu Weimar, angeblich von Tischbein.



Emin Pascha zur Zeit vor seiner Reise in den Sudan.

Emin Paschas letzte Tagebücher
in Briefen an seine Schwester.

Vorbemerkung.

Ein seltener Edelstein lag unter wertlosen Kieseln am Ufer eines entlegenen Flusses. Mit diesem Steine hatte es eine eigene Bewandtnis. Er war unscheinbar von Farbe, und kein Leuchten ging von ihm aus; der Schöpfer hatte gewollt, daß sein Glanz nur dem reinen Auge und nur demjenigen sichtbar sei, der ihn in reinen Händen hielt. So blieb der Stein lange unerkannt, auch hätte niemand zu sagen vermocht, wie er dahin geraten.

Da kam ein Kenner, ein Mann wie Gold — sein Herz war ein leuchtender Diamant —, der las den Stein auf und gab ihm Schliff; jetzt konnte er leuchten, nur brachte es seine Eigenart mit sich, daß sich der Glanz zeitweise verlor, wenn ihn rohe Hände berührten oder wenn aus unreinem Auge seine Facetten die gelbe Farbe des Neides widerspiegelten. Der Mann von Gold, dessen Herz selbst ein Diamant, ging wieder seiner Wege, und da irdischer Besitz keinen Reiz für ihn hatte, ließ er den Stein liegen, wo er ihn gefunden.

Der Edelstein an dem entlegenen Flusse blieb verschollen, aber die Kunde von seinem Vorhandensein hatte sich erhalten, und das reizte einen anderen Kenner, der ausging, ihn zu suchen. Als er ihn gefunden, sah er sich arg enttäuscht, denn der vermeintliche Edelstein erschien ihm matt und farblos. Dessenungeachtet nahm er ihn mit sich zur Küste, um ihn an arabische Juwelenhändler zu verkaufen. Aber auch diese wußten nichts Rechtes aus ihm zu machen, und der Stein ging, bald bewundert, bald wiederum verschmäht, aus einer Hand in die andere, bis er von neuem verschollen war. Es war aber doch derselbe Edelstein gewesen, den der goldene Mann mit dem funkelnden Diamantenherzen zuerst aufgefunden hatte, und er blieb sich immer gleich, ob bewundert, ob verkannt, es war immer derselbe — Emin Pascha!

* * *

Im Februar 1875 wurde der englische Oberst Charles Edward Gordon vom Khedive

mit der Organisation der von Sir Samuel Baker vor kurzem erschlossenen obersten Nilregion betraut. Zwei Jahre später ernannte ihn der Khedive zum Generalgouverneur des Sudan mit außerordentlichen Vollmachten. Colonel Gordon hatte in Lado am oberen weißen Nil, als er dort seinen Regierungssitz aufschlug, einen deutschen Doktor gefunden, welcher unter dem Namen Emin Effendi bis dahin in türkischen Diensten gestanden, und ernannte ihn zum Regierungsarzt der Äquatorprovinzen. Mit diplomatischen Sendungen zu den Beherrschern von Uganda und Unjoro beauftragt, erwarb Emin sich das Vertrauen des Gouverneurs in so hohem Grade, daß dieser ihn, nachdem er selbst Generalgouverneur geworden, zu seinem Nachfolger in Lado bestimmte. Das geschah im Juli 1878, und zugleich wurde Emin der Rang eines Bey verliehen. Die Verdienste Emins um seine Provinz sind in zahlreichen Werken, die über Afrika handeln, zur Genüge bekannt gegeben worden. Am 26. Januar 1885 beschloß Gordon bei der Einnahme Khartums durch die Mahdisten seine heroische Laufbahn. Während der eigentliche Sudan in offener Empörung von Ägypten abgefallen war, verharrten die südlichsten Provinzen in den Negerländern in ihren alten Verhältnissen, waren aber mehrere Jahre lang von jeder Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten. Emins verzweifelte Lage, sowie die einiger anderer Europäer wie Junker, Casati und Lupton erregte in Europa allseitige Teilnahme, und wiederholt wurden Stimmen laut, welche verlangten, daß etwas zu ihrer Unterstützung geschehen müsse. Im Februar 1887 zog Henry Stanley aus, um Emin zu Hilfe zu kommen. Am 16. Dezember 1888 erreichte er sein Ziel, und am 3. April 1890 gelangte er mit dem nunmehrigen Emin Pascha an das Meer bei Bagamoyo in Deutsch Ostafrika.

* * *

Die Tagebücher Emins bieten vielseitige Anregung und Belehrung, zugleich erfreuen sie den Leser mit dem wohlthuenden Bilde eines bewundernswerten Charakters. Mitten unter all den Widerwärtigkeiten der Wildnis sehen wir ihn stets das Gleichgewicht eines im edelsten Sinne humanen Geistes bewahren. Sein Humor wird durch nichts gebeugt. Er läßt sich nicht erbittern; kein hartes Wort fällt aus Veranlassung seiner durch nichts begründeten Rückberufung. Auch fehlt nicht die friedliche Idylle neben dem täglichen Kampf mit der afrikanischen Natur. Wie unschätzbar sind nicht auch die Winke zur richtigen Behandlung der Eingeborenen, die weisen Ratschläge und Urteile, die auf den Erfahrungen einer langen Laufbahn im Dienste der Humanität beruhen.

Eine Stelle aber wird uns den Wert dieser Tagebücher, die vielleicht seine letzten waren, besonders empfinden lassen, nämlich die, wo er von seiner fortschreitenden Erblindung spricht: „Halb blind, wie ich bin, wäre es unnütz, mir sofort zu schreiben; warte also, bis ein anderer Brief von mir kommt.“

Emin Pascha steht erst im dreiundfünfzigsten Lebensjahre; weshalb sollte ihm nicht noch eine lange und segensreiche Wirksamkeit beschieden sein? Er, der so viel überwunden, so vieles durchkämpft hat, wird gewiß die alte Spannkraft wiederfinden, wenn günstige Verhältnisse ihm Zeit und Ruhe gewähren. Hoffen wir im Interesse unserer afrikanischen Kulturbestrebungen das Beste.

Georg Schweinfurth.

I.

Lager Kabjuga Wussissi, 22. März 1891.



Meine Briefe aus Kafuro, nebst kleinem Pakete, die ich vor der Abreise bei Herrn Dr. Stuhlmann hinterließ, wirst du erhalten haben.

Nach Abschluß der Briefe wurde ich noch durch eine Visite des Königs gekränkt, der von mir Abschied nehmen kam und dabei alles, was er sah, mitzunehmen wünschte. Ich war aber nicht in der Laune, zuvorkommend zu sein, denn statt einer stattlichen Anzahl Träger, die er mir in Aussicht gestellt, waren nur siebzig erschienen und belastet vorausgegangen; der Rest der Lasten lag noch, zum Berge getürmt, vor mir. Sein Ersuchen, noch einen Tag zu verweilen, lehnte ich ab, weil dem einen Tage noch viele gefolgt wären, und so versprach er mir denn für heute Träger und erhielt einige Kleinigkeiten; meinen Stuhl aber, den er neben einem europäischen Anzuge und einem Gewehr haben wollte, bekam er nicht. Abends gab es starken Gewitterregen und dann das Abschiedsdiner, das Dr. Stuhlmann sehr glänzend hergerichtet hatte. Heute früh um 7 Uhr 30 Min.

marschierte ich denn ab. Die Karawane setzt sich aus einunddreißig Küstenleuten mit zwei Chefs als Träger für Kanonen, Munitionen und meine Effekten zusammen; dazu zehn Sudanesen und zwei Suaheli-Soldaten, Makjéva — mein alter Dragoman aus meiner Provinz —, zwei Präparatoren, Köchin und Küchenjunge, meine drei Diener, Jungen und eine ganze Anzahl Frauen der Träger, Soldaten u. s. w. Also eine kleine marschfähige Kolonne. Wir gingen [von Kafuro unter 1 Grad 45 Min. südl. Br. aus; d. R.] zunächst über die jetzt hübsch grünen Hügel nach dem Orte Njakigandu zurück, wo wir bei unserer Herkunft gelagert, und kreuzten den Wasserfaden, gingen aber von da an auf der Straße nach Kjivona zu weiter, auf der ich mit Stanley gekommen. Die dauernden Regen haben die Vegetation gefördert, und überall sieht man jetzt hübsche farbige Blüten, oft wie die Carissa und Akazien prachtvoll duftend. Im ganzen ist es aber doch monoton, hier hügelauf, hügelab, an den Abhängen der Berge hin, über schlüpferigen, roten Lateritboden, der in Centnerschwere an den Stiefeln hängen bleibt. Bringt auch hier und da eine jetzt grüne Bananenpflanzung, ein kleines Dorf, eine Rinderherde, weite Saatfelder einige Abwechselung in die Gegend, so ist doch das Fehlen nahezu aller Bäume störend in dem landschaftlichen Bilde. Giebt es keine Bäume, so giebt es um so mehr Disteln verschiedener Arten, die sich sehr unangenehm bemerklich machen. Um zehn Uhr trafen wir ein paar aus Nkole zurückkehrende Küstenleute, die uns erzählten, daß König Ntale die Butumbi-Leute völlig ausgeplündert und den dort ansässigen Waniamuesi-Elfenbeinjägern all ihr Elfenbein abgenommen habe. Es scheint also dort recht heiter zuzugehen. Kurz vor unserer Ankunft hier fanden wir die gestern von Kafuro abgegangenen Träger gelagert. Hier ist nicht viel zu holen; das Dorf elend und nichts zu haben. Für einen ersten Marsch sind wir gut marschiert, 3 Stunden 28 Min., und außerdem soll des Königs Bruder Kakikondjo hier zu mir stoßen und mich bis an die Grenze des Landes begleiten. Morgen sollen wir einen kleinen Marsch vor uns haben, das heißt nach hiesigen Begriffen eine bis anderthalb Stunden.

23. 3. 91. Lager Kjivona.

Wir sind um 6 Uhr 7 Minuten abmarschiert, nachdem noch schnell ein Träger Prügel bekommen hatte, der seine Last einfach auf der Erde liegen gelassen und seiner Wege gegangen war. Zuerst durch weite Bananenpflanzungen und dann durch ein Stück böser Schilfdjungel, führte unser Weg über den roten schlüpferigen Boden zu einem Wasserfaden, an welchem das Dorf Kivingo zwischen Bananenhainen liegt; jedes Gehöft ist von einem dichten Zaune buschiger Euphorbien umgeben, deren ätzender Milchsaft das Eindringen verhindert. Gerade so sind die Waniamuesi-Gehöfte umfriedigt, während bei uns im Norden die Bari, Dinka und andere statt der buschigen die Kandelaber-Euphorbie gebrauchen. Über die kahlen Bergrücken hinüber steigen wir nun ein wenig ab. Hier treffen wir wieder einmal Bäume, und zwar Akazien mit völlig flachen Wipfeln, wie in Süd-Afrika sie ja so häufig sind; es ist dies ein Zeichen, daß die Berge Karagués, wenn nicht durch künstliche Agentien, wie Ziegenfraß, Feuer, Ackerbau entwaldet, doch Wald tragen könnten — was in Zukunft in Rechnung zu ziehen wäre. Für den Augenblick ist Karagué allerdings nur für Viehzucht geeignet, man könnte aber sehr gut Pflanzungen machen und sehr viel Korn, Weizen, Gerste produzieren. In der Ecke zwischen den Bergen bildet sich auf der Höhe der Regenzeit jedenfalls ein tiefer Sumpf, heute passierten wir nur dichtes Gras und schneidendes Schilf und begannen einen ziemlich beschwerlichen Aufstieg über kleine Felsblöcke weg, der uns schließlich auf ein Plateau und von diesem quer durch eine seichte, mit Steintrümmern bedeckte Einsenkung auf ein zweites Plateau, Bufséfse genannt, führte, wo ich die außer

Atem gekommenen Träger eine Viertelstunde rasten ließ. Wir sind hier in einer Höhe von etwa 1500 Metern über dem Meere, also ziemlich hoch, und doch ist es hier oben nicht sonderlich kalt. Im Thale hatten wir heute das Vergnügen, ein Nashorn zu sehen, aber auch nur zu sehen, denn es verschwand sofort, und über uns flogen eine Menge kleiner, grüner Papageien mit gelben Schultern. Überall lockten und balzten Frankoline, aber Perlhühner waren nicht hörbar. Sehr häufig sind verschiedene Arten Honigsauger, die afrikanischen Kolibris, ebenso wie diese in schönen Metallfarben prangend. Von der Höhe heruntersteigend, bekamen wir zweimal zur Linken den See zu Gesicht, der auf den Karten als „little Windermere“ nach Grant verzeichnet ist, aber Ruanjana heißt. Dann ging es tief hinab, und zwischen Bananen wurde Lager bezogen. Auch hier sind alle Leute durchgebrannt. Des Königs Bruder Kakikondjo ist eben gekommen und will mir gegen Abend einen Besuch machen. Ein Mann, aus Butumbi gekommen, berichtet wieder von den Verwüstungen, welche die Nkole-Leute in Mpororo und Butumbi gemacht. Sie hätten Kinder und Frauen fortgetrieben, die Hütten verbrannt, die Bananen umgeschlagen, kurz alles mögliche Unheil gestiftet, und sind dann, aber mit Verlust vieler Leute, nach Hause gezogen. Ich komme also im guten Augenblicke; freilich werde ich über kurz oder lang in den Kampf eingreifen müssen, um Ruhe zu stiften. Auch wird infolge des stattgehabten Plünderns die Verpflegung nicht brillant ausfallen. Ich habe sofort an Dr. Stuhlmann die erhaltenen Nachrichten mitgeteilt und hoffe, daß, sobald wir wieder alle beieinander sind, wir völlig genügend sind, um die Nkole- event. Ruhanda-Leute Mores zu lehren. Es hat sich inzwischen wieder einmal ganz unverdrossen ans Regnen gemacht, und während ich schreibe, prasselt der Regen auf mein Zelt, als sollte es weggeschwemmt werden. So ein rechter tropischer Gewitterregen, wenn es überall flammt und kracht und das Wasser stromweis herunterkommt, oft genug mit großen Hagelschloßen gemischt, ist etwas Erlebenswertes, nur muß man nicht auf dem Marsche oder im Freien sein, denn wer empfindlich ist — ich bin es nicht —, bekommt nach Durchnässungen sofort Fieber oder noch was Schlimmeres. Meine Leute haben all ihre Zelte mit Bananenblättern überdeckt und einige sich ganz hübsche kleine Hütten daraus gebaut; man kann eben aus Bananen alles machen. Ich habe einige recht hübsche Vögel gesammelt: die Weber und Witwen legen jetzt ihr Hochzeitskleid an, denn die Brutzeit naht. Es will mir aber diesmal nicht glücken, neue Arten aufzufinden — vielleicht wird es landeinwärts damit besser. Häufig ist hier ein hübsches Chamäleon, grün mit rot und schwarzer Zeichnung der Seiten, eine vielleicht neue Art. Gerade vor meiner Abreise erhaschten wir in Kafuro ein Paar allerliebste Haselmäuse, Tierchen, die ich schon früher im Käfig gehalten habe; hier habe ich heute eins dazu bekommen. Selten sind sie nicht, aber das Sammeln von Säugetieren ist so heikel, daß man gern alles nimmt, was nur kommt. Spät gegen Abend hat des Königs Bruder zu mir gesandt und mich fragen lassen, ob die Lasten alle fort seien und wir morgen marschieren würden; er sei ganz nahe und werde morgen mit uns gehen. Meine Antwort mag etwas grob ausgefallen sein, da eben keine Lasten gekommen und der Prinz einfach wieder gelogen. Eine halbe Stunde später kam ein anderer Bote: ich sollte nicht ärgerlich sein, es seien sofort Boten nach den Lasten gegangen und alles werde bald hier sein. — Neue Lüge!

24. 3. 91. Lager Kjivona.

Ich habe nicht abmarschieren können, weil ich die Lasten nicht zerstreuen darf und weil ich keinen einzigen Stoffballen hier habe, um den Leuten die am 26. früh fälligen Rationen (Poscho) zu geben. Um nämlich die Leute unterwegs zu beköstigen, bekommen sie, falls man nicht vorzieht, sie in natura zu verpflegen, je nach

den betreffenden Ländern, eine bestimmte Quantität Glasperlen oder Stoff, mit denen sie sich durch Einkäufe von den Eingeborenen für je acht bis vierzehn Tage verköstigen können. Wo es teurer, giebt man alle acht bis zehn Tage, wo billiger, nur alle vierzehn Tage Poscho aus. Die Leute thun sich dann gewöhnlich in kleine Gesellschaften zusammen und essen gemeinsam, und da Neger im allgemeinen mit wenig Essen auskommen (sie können unglaublich viel essen, wenn sie es haben), so kommen sie ganz gut aus. Auch wir sind natürlich gezwungen, all unsere Einkäufe in dieser Weise zu machen; leider giebt es außer Bohnen, Erbsen und ein wenig grobem Eleusine*-Mehl hier absolut nichts, nicht einmal Bananen, obgleich wir im Bananenwalde lagern. Ich habe Leute nach den Lasten gesandt. Die Soldaten exerzieren, die Leute sind beim Säubern der Kisten und ich will versuchen, einige Vögel zu erlangen. In meiner Abwesenheit hat mir Kakikondjo ein Kalb gesandt, das ich sofort verteilen will; auch er soll bedacht werden. Die vorgestern hinter uns zurückgebliebenen etwa sechzig Träger sollen gegen Mittag hier eintreffen, und Kakikondjo schlägt vor, falls die anderen Lasten von Kafuro heute nicht kommen, morgen dahin zurückzukehren. Das thue ich nun entschieden nicht, und um ihm zu zeigen, daß ich auch anders als liebenswürdig sein kann, habe ich meinen Leuten heute Erlaubnis zum Fouragieren gegeben. Man bringt nichts zum Verkauf, ich muß also vorgehen. Ich habe Kakikondjo zu wissen gethan, daß auch in seinem Distrikte ich fouragieren lassen werde, wenn nicht meine Lasten kommen. Acht Stoffballen sollen unterwegs sein. Die Vogeljagd ist elend genug ausgefallen; eine Metallfleckentaube und einige schwarzköpfige Weber war alles. Soeben höre ich, daß Dr. Stuhlmann mir einige Lasten Stoffe nachgesandt hat, die Waniamuesi-Träger aber diese in einem nahen Dorfe abgeworfen und liegen gelassen haben; ich sende sofort Leute danach. Endlich sind auch die vorausgesandten fünfundsiebzig Lasten richtig hier angelangt. Morgen geht es also weiter.

25. 3. 91. Lager Kjamkumbagai.

Ich bin froh, daß der Marsch vorbei ist. Gestern abend um zehn Uhr waren die von den Waniamuesi abgeworfenen sechs Lasten gekommen, und ich hatte noch spät um Träger für sie ersucht, die mir denn auch zugesagt wurden. Schon um fünf Uhr früh fanden sich die Träger ein, da sie aber je zwei eine Last tragen wollten, wodurch mir natürlich die Hälfte der Lasten liegen geblieben wäre, zog sich die Sache in die Länge, und nachdem ich alle glücklich abgefertigt, konnte ich selbst um 6 Uhr 45 Min. folgen. Es war trübe und feucht; dichte Nebelwolken verhüllten die Berge und wälzten sich über das Land, oft uns völlig einhüllend. Wir hatten von Kafuro bis Kjivona unsere alte Route innegehalten, heute aber ging's in neue — kein Europäer vor mir hat diesen Boden betreten, und ich freute mich, wieder einmal Pionierarbeit zu thun.

Über die Abdachung der Hügel, die Issosi-Berge zur Linken, führt der Pfad, von dem gestrigen sündflutlichen Regen schlüpfrig gemacht, in die Tiefe, wo die weite, mit kurzem Grase und auch einigen Büschen bestandene Ebene Btohssi eine Art sehr breites Defilé zwischen den beiderseitigen Bergketten bildet. Sie ist nur von Wahuma-Hirten mit ihren prächtigen Herden von Rindern besucht, aber nicht bewohnt oder bebaut, weil die Leute es vorziehen, in den Bergfalten und an den Bachrändern sich anzubauen, wo die Bearbeitung des Bodens weniger mühsam ist als in der ausgedörrten Ebene, wo auch gestern kein Regen gefallen ist. Hier stieß Kakikondjo mit etwa zwanzig Begleitern zu uns. Vor uns weideten friedlich drei Nashörner, auf deren Rücken schneeig weiße Kuhreiher sich vergnügten. Glücklicherweise kamen wir ohne Belästigung davon, denn oft sind gerade

* Eine schlechte, schwarze, kleine Kornfrucht der Tropen.

Nashörner sehr unliebsame Gäste, denen man gern aus dem Wege geht, wenn sie es einem erlauben. Meine Augen erlauben mir jetzt keine solche Jagd mehr. Um 8 Uhr 15 Minuten lag vor mir ein neuer See, Nkonde genannt, ziemlich klein und zwischen Berge gebettet. Um 8 Uhr 50 Minuten begann der Aufstieg auf die Berge. Der schmale, rote Pfad führt oft so nahe am Absturz von etwa dreihundert Metern hin, daß man nicht schwindelig sein muß, um da zu reiten. Höher und höher ging es nun, und als wir endlich aufatmend den Rücken erreichten, lag vor uns, tief in die Schluchten gebettet, ein zweiter, ganz beträchtlicher See, der Ikirina, den wir nun zu umgehen begannen. Die Ufer des Sees sind gewunden wie ein Korkzieher. In seiner Mitte liegen zwei stattliche Inseln. Bald hielten wir uns nun in der Höhe, bald hatten wir tiefe Abstiege und ebenso steile Aufstiege vor uns, und das alles in strömendem Regen, der um 9 Uhr 20 Minuten eingesetzt hatte und den ein eisiger Wind uns ins Gesicht schlug. In kurzer Zeit waren alle die Wege in Bäche verwandelt und an den steilen Auf- und Abstiegen purzelten Leute und Lasten auf dem zähen Lehmboden übereinander weg. Über uns rollte der Donner: zu rechtem Krachen kam es aber nicht, es war ihm vermutlich zu naß dazu. So zogen wir denn mit hängenden Ohren unsere Wege durch die Büsche, denn hier ist es waldig, und waren seelensfroh, als um 10 Uhr 55 Minuten es hieß, wir sollten lagern. Wir waren denn auch bald fertig, und jetzt, nachdem ich die nassen Kleider los geworden, höre ich das Geprassel des Regens auf meinem Zeltdache mit größerer Ruhe an als zuvor. Das sind nun einmal die Beigaben zu Reisen in Centralafrika. Die Geschichte ist nur so lange unangenehm, als man noch naß werden kann, ist man es erst gründlich, so geht man drunter durch. Sobald es sich einigermaßen aufhellt, will ich nach dem See gehen, wenn ich durchkommen kann. Mücken oder besser Moskitos giebt es hier in Menge, es ist also für Unterhaltung gesorgt. Trotz des tollen Regens locken im Schilfe die Sporenkuckucke, und kleine, allerliebste Astrilden huschen vor meinem Zelte im Grase herum, als ob sie wasserdicht wären. Ich freue mich wirklich darauf, wieder einmal außerhalb der von anderen gepflügten Felder, auf neuem, jungfräulichem Boden, etwas arbeiten zu können; ich bin nun einmal ein passionierter Sammler, und die Museen von London, Bremen, Wien und jetzt auch Berlin können davon zeugen. Ich arbeite gegenwärtig für das Organ der British Ornithol. Union, deren Fremden-Mitglied ich bin, eine Skizze über den Ornis des Albertsees aus und warte nur noch eine Arbeit von Dr. Hartlaub über meine letzte Sammlung dazu ab. Das Dorf, neben welchem wir lagern, ist recht klein, ein richtiges Hirtendorf, in welchem die Hütten für das Vieh (krankes und Jungvieh) besser aussehen als die für die Menschen bestimmten. Eine gute Kuh ist eben überall hierzulande mehr wert als ein Mensch, besonders ein Mann, denn Frauen verzinsen sich besser, weil sie mehr arbeiten als Männer beziehungsweise sich fortpflanzen und so den Wohlstand ihrer Herren mehren. Das klingt nun alles sehr unpoetisch, seit aber in Europa Zola Mode geworden, wird man auch den Realismus der Neger nachfühlen können.

26. 3. 91. Lager Kagenje.

Gestern abend spät sandte mir Kakikondjo eine Kuh und einige Trauben grüner Bananen, ein willkommenes Geschenk für meine Leute. Spät kam ein von Dr. Stuhlmann gesandter Soldat mit sechs Trägern für die von den Waniamuesi weggeworfenen Lasten. Ich schrieb sofort, daß dieselben hier bei mir seien, und sende die Leute heute zurück, mit ihnen zur Strafe den Mann, der den Waniamuesi gestattete, fortzulaufen. Es war in der Frühe so häßlich kalt (13 Grad), feucht und nebelig, daß es einem ganz angst wurde, und dazu die noch von gestern feuchten Kleider und Stiefeln, die trotz alles

Feuers nicht getrocknet sind. Dazu wurde mir gemeldet, daß alle eingeborenen Träger davongelaufen seien. Na, verdenken kann ich es ihnen nicht bei dem Hundewetter, aber ärgerlich ist es doch. So ging ich denn zu Kakikondjo, der etwa eine Stunde weit von uns Quartier genommen, und arrangierte die Sache mit ihm zur Zufriedenheit. Dreiunddreißig Lasten gingen sofort ab, den Rest übergab ich dem Ortschef zum Transport und um 9 Uhr 50 Minuten morgens marschierte ich hinter meinen Leuten her. Der Weg führte durch allerlei Gestrüpp und zwischen prachtvoll duftenden Akazien am See hin, der übrigens hier Rotkira heißt, und zieht sich dann auf die Abdachung der Berge etwa sechzig Meter über dem Meeresspiegel. Nur ganz kurzes Gras deckt hier den Boden; die Bäume halten sich unten, wo sie geschützter sind. Hatten wir gestern abend viel von den Moskitos gelitten, so war es hier nicht besser; bei hellem Tage überfielen sie uns scharenweise. Am Bergabhange weideten viele kleine Rinderherden, und ganze Gruppen Wahuma-Hirten kamen an die Straße, freundlich grüßend, um sich die niegesehenen Dinge anzusehen: meinen weißen Esel und mich. A chaque seigneur, chaque honneur! Der „See" entpuppte sich als ein sehr breites, aber jedenfalls nicht tiefes, überall mit kleinen Schilfinseln durchsetztes Drainagebett für die umliegenden Hügelketten; zugleich mag es — so setze ich voraus — ein Altwasser von Kagera sein. Von den Höhen stiegen wir um 10 Uhr 52 Minuten zu den in großen Schilfwucherungen und Bananen gelegenen Hütten Njakinanjas nieder, wo ich schon in der Frühe Kakikondjo aufgesucht hatte, und dann marschierten wir quer durch die kahle Ebene, auf eine kleine Bananenpflanzung mit einigen Feldern und Hütten zu, bei der gelagert wurde. Wir sollen hier den Rest der Lasten erwarten, von denen schon jetzt einige gekommen sind, und morgen sollen wir Kakikondjos Dorf erreichen, wo ich vermutlich einen Tag bleiben werde, bevor ich an den Kagera gehe, der noch einen Marsch entfernt ist. Solches stückweises Marschieren ist entsetzlich. Sollte ich aber den Transport von zweihundert und mehr Lasten bezahlen, so wäre ich schachmatt — also Geduld! Die Leute sind hier sehr freundlich; sie haben mir sofort reife Bananen und ein Huhn geschenkt, und ich habe die Frauen dafür mit einigen Glasperlen glücklich gemacht. Das Dorf Kagenje ist nicht groß, aber die einzelnen Hütten, je von einem Haushalt bewohnt, weit verstreut, zwischen Feldern, die mit schön grünem Sorghumkorn, süßen Bataten, Bohnen, Kürbissen und Tabak bepflanzt sind. Die Bananen sehen ziemlich ungepflegt aus. Gegen Süden stößt das Dorf an den Rand des Sees, hier Niarakomo genannt, doch sind die Ufer mit breiten Vorlagerungen von Papyrus und Schilf bestanden, daß von Wasser nichts zu sehen ist und selbst unser Trinkwasser, nicht zur Verbesserung seines Geschmackes, zwischen dem Schilfe eingefüllt wird. Wie die Leute es hier vor Moskitos aushalten können, ist mir unerklärlich. Auf dem Wege nach dem Wasser fand ich ein hübsches kleines Mädchen neben seiner Mutter spielend und versuchte, es mit einigen Perlen zu ködern, es war aber nicht möglich; das ungewohnte weiße Gesicht: lucus a non lucendo — denn weiß bin ich gewiß nicht mehr — machte den Eindruck eines Gorgonenhauptes; das Kind hörte nicht eher auf, aus vollem Halse zu schreien, als bis ich fort war. Freund Kakikondjo hat mir wieder einen Ochsen anbieten lassen; ich habe jedoch großmütigerweise abgelehnt. Die Eingeborenen erzählen, daß es viele und böse Krokodile hier gäbe. Nilpferde werden, sobald sie von Kagera herüberkommen, gejagt und getötet. Deswegen halten sie sich nicht hier. Von Fischen wurden mir eine völlig schwarze kleine Welsart (die Welse sind ungemein zahlreich in den afrikanischen Gewässern vertreten, schmecken jedoch, wenigstens die kleineren, alle nach Schlamm) und eine Chromis gebracht, die mir zum Abendbrot dienen soll, da ich Spiritus nicht verschwenden kann.

Von interessanten Funden nicht die Rede. Ich will gegen Abend sehen, ob ich einige Schnecken, die hier überhaupt selten sind, und einige Spinnen sammeln kann. Meine Lasten sind bis jetzt, 5 Uhr nachmittags, vollzählig hier eingetroffen, und können wir hoffentlich morgen früh den Moskitos Adieu sagen.

28. 3. 91. Lager Kasja.

Zunächst meine besten Wünsche für deinen Geburtstag, liebe Melanie, erlasse mir lange Redensarten und glaube, daß ich in meinem eigenen, sowie in Feridas* Interesse dir viele glückliche Jahre wünsche. Ich habe Gretens** Geburtstag, ich denke den 21. Februar, vergehen lassen, ohne zu gratulieren, weil ich eben manchmal zu dämelig bin, um an alles zu denken, sie soll mir aber nicht zürnen, sondern mein Alter mich entschuldigen lassen. Wir sind gestern früh ziemlich zeitig von Kagenje abmarschiert, haben sofort die Hügel erstiegen und, den sumpfigen See immer tief zur Linken lassend, einen ganz angenehmen Marsch durch ziemlich buschiges Land gehabt. Hatten wir die Moskitos nun hinter uns in der Tiefe gelassen, so umringten uns hier eine Anzahl winziger Stechfliegen, die uns überall dahin krochen, wo sie nichts zu thun hatten — Augenwinkel, Nase, unter den Hut. Dafür hatten wir heute aber Musikbegleitung, denn Kakikondjo kam wie ein Triumphator angerückt und begleitete uns. Es ist eigentümlich, ein wie präcises Gefühl Neger für Takt besitzen, während es kein Neger zu einer Melodie bringen kann. Die wilde Musik klingt aber in dieser Umgebung ganz gut. Dazu duftete es überall von blühenden Sträuchern und Pflanzen, Carissa, Jasmin, Akazien, heute auch Gardenien, sowie eine kleine Crucifere vermischten ihre Düfte. Vor uns senkte und hob sich die Hügelkette: weite grüne Flächen wechselten mit braunen Felsplatten, in deren Höhlungen Wasser stand. Neben dornigen Gebüschen und hohen, mit Webernestern behangenen Akazien standen vielfach die grotesken Armleuchter-Euphorbien, die Kakteen Afrikas, umflogen von kleinen Spechten. Hier und da Rinderherden und Gruppen erstaunter Hirten. Im ganzen ein sehr einfaches, aber hübsches Bild. Schon um 8 Uhr 24 Minuten, nach kaum zweistündigem Marsche, fand ich meine Leute beim Dorfe Ruankavongo meiner wartend; man hatte ihnen gesagt, wir wollten hier lagern. Dagegen protestierte ich ganz ernstlich und ließ einfach weiter marschieren. Ich hatte, während die Leute abzogen, etwa fünfzig bis sechzig Leute aus dem Dorfe um mich, die den Esel bewunderten und gern wissen wollten, ob er eine Sorte Kuh oder Antilope sei. Armer Esel! Und dann fragten sie, wo meine Kühe seien und ob ich ohne Milch leben könne, und ein Junge meinte, er würde an meiner Stelle das Herumziehen aufgeben, sich Frauen und Kühe beilegen und stillsitzen, ich sei doch alt genug dazu. Recht hat der Bengel gewiß. Das Land von hier aus ist ein wenig waldiger, aber sehr hügelig, und wir hatten noch gut zweiundeinehalbe Stunde zu marschieren, ehe wir, vom Wege abschwenkend, die dürftigen Pflanzungen von Kasja erreichten und hier neben den Bananen lagerten. Kakikondjo verließ uns, um in sein eine halbe Stunde fernes Heim Bugoi zu gehen, und bat uns, heute — den 28. — hier liegen zu bleiben, damit er Träger und Provisionen schaffen könne. Wir waren bald arrangiert, ehe noch der Regen kam, der heute uns unterwegs nur durch leises Tröpfeln belästigt hatte, hier aber ordentlich loslegte. Schadet nichts — wir sind unter Dach! Spät abends hatte ich das Vergnügen, einen Brief von Dr. Stuhlmann zu erhalten, und die Nacht verging, das Greulen eines vagabondierenden Leoparden abgerechnet, ruhig. Schlaf unterwegs ist doch nur stellenweise. Wenn man jede Nacht zweimal aufstehen muß, um Wachen zu revidieren, dann gewöhnt man sich an wenig Schlafen, und das ist

* Emins Tochter.
** Die zweite Schwester Emins.

19. 4. 91. [illegible]

20. 4. 91. [illegible]

21. 4. 91 [illegible]

Handschrift Emin Paschas.

(Vergleiche die Druckseiten im Novemberheft.)



fürs Reisen auch ganz richtig. Heute ist es trübe und sehr feucht, hat auch schon geregnet. Ich habe meinen Leuten ihre Stoffrationen ausgegeben und will nun versuchen, einige Vögel zu bekommen. Dann sollen die Boten nach Kafuro zurück und ich erwarte Kakikondjo hier. Noch ehe ich zum Ausgehen komme, hat der Regen angefangen, und es ist so rauh und trübe, daß man am liebsten schlafen gehen möchte, nur um warm zu liegen. Im Lager herrscht große Bewegung. Mengen von Eingeborenen sind gekommen, um für ihre Butter, Bohnen, Erbsen, Schafe Zeugfetzen einzutauschen; natürlich schwelgen meine Leute und verposamentieren die gestern erhaltenen Rationen, die doch für vierzehn Tage langen sollen, und nach acht Tagen kommen sie ganz wehmütig zu mir: Berane, wir haben nichts zu essen; es hat wirklich diesmal nicht gelangt. Das ist eine Leichtlebigkeit, wie man sie eben nur bei Negern findet. Unter den Eingeborenen giebt es viele hübsche Figuren, etwas zu schlank vielleicht, und einige ganz passable Gesichter. Im nahen Dorfe ist eine so dicke Frau, daß sie nur mit Unterstützung gehen kann. Die fetten Frauen scheinen bei den Wahuma eine Art Familienerbstück zu sein, auf welches man sich viel einbildet. Rumanika* hatte welche und Kabrega zeigte mir 1877 vier, die buchstäblich wie Bierfässer aussahen. Außer ihnen wurden noch einige trainiert. Die armen Mädchen, von denen einige recht hübsch waren, bekamen nichts zu essen als süße Milch, von der sie jeden Tag ein bestimmtes Quantum zu verzehren hatten. Einmal in der Woche bekamen sie gesalzene Fleischbrühe und an diesem Tage etwas mehr Milch. Wasser niemals. Das ist kontra Schweninger. Es kommen übrigens überall bei Negern von Natur aus unglaublich fette Frauen vor. Im Jahre 1880 erhielt ich vom Gouverneur von Khartum den Auftrag, die in Makraka — sechs Tage von Lado landeinwärts — zurückgebliebene Frau eines Khartumers mit dem nächsten Dampfer dorthin zu senden. Da aber die Frau zum Gehen unfähig und zum Tragen selbst für vier Leute zu schwer war, so mußte ich auf den Transport verzichten, und die Frau ist später gestorben. Ich habe mir als Angebinde zum Feste* eine Tasse warmen Thee mit Zucker vergönnt und kann nun das Ende des Regens ruhig abwarten. Doch wäre es mir sehr unangenehm, wenn es den ganzen Tag so fortginge, weil ich morgen früh gern weiterziehen möchte und heute noch alles arrangieren muß. Es soll von hier aus nach der Fähre von Kagera noch etwa anderthalb Tagemärsche sein — natürlich kleine, denn die Leute hier marschieren nie weit — und von dort aus bis zu meinem nächsten Ziele noch weitere drei bis vier Tagemärsche durch sehr unruhiges Land. Dann wird gehalten, und sobald Dr. Stuhlmann mit dem Reste der Leute und Sachen mich eingeholt hat, gehen wir zusammen weiter, wohin vor uns noch niemand gedrungen, über Urundi nach dem Tanganika. Von dort ... heimwärts!

29. 3. 91. Lager Kasja.

Noch hier und zwar aus dem Grunde, weil mir viel daran liegt, Träger von hier zu Dr. Stuhlmann zurückzusenden, der dort solche nicht bekommen kann. Gestern nachmittag kam Kakikondjo mir einen Besuch machen, brachte mir zwei Ochsen und eine Quantität gute Butter zum Geschenk und erhielt ein passendes Gegengeschenk. Aus unserer langen Unterhaltung ist doch so viel herausgekommen, daß er mir für heute (?) siebzig oder mehr Träger versprochen hat, die ich natürlich sofort an Stuhlmann senden werde. Ich muß sie aber abgehen sehen, sonst belügt man mich; deswegen bin ich noch hier, obgleich, abgesehen von einer Fülle von Lebensmitteln, der Ort gar nichts Anziehendes hat und unangenehm feucht ist. Kakikondjo, den ich heute besuchen

* Bekannt durch Speke und Grants Besuch im Dezember 1861. Vergl. Journal Seite 231.

* An demselben Tage ist auch Eminｓ Geburtstag.

will, ist etwas langsam, hat aber den großen Vorzug, daß er nicht bettelt; eine Seltenheit bei einem Neger. Der große König Mtesa von Uganda, mein guter Freund, war ein unverschämter Bettler und sein Sohn Muanga ist ihm ganz ähnlich. Ich habe einen Besuch bei Kakikondjo gemacht, weil er mich darum gebeten. Es ist eine Stunde guten Marsches bis dorthin, über sehr kahles Hügelland mit kaum einem Baum; nicht weit ab liegt der Sumpfsee Rotkira. Das Haus und Gehöfte elend, doch war mir die Sache insofern interessant, als keine Frau sichtbar wurde — echt Wahuma — und der Vicekönig, denn das ist er, auch wieder einen Jungen neben sich sitzen hatte, der all seine Gefühlsbewegungen entgelten mußte, also bald geliebkost, bald gepufft wurde. Ich brach den Besuch etwas ärgerlich bald ab und kehrte heim, unterwegs von hundert Leuten umschwärmt, die den Esel bewunderten und alle mir die Hand reichten — ebenso höflich als langweilig. Ein arger Regen vertrieb sie aber bald und wir kamen völlig durchweicht heim. Hier erwartete mich eine Überraschung. Ein Eingeborener, der vermutlich meine ornithologischen Liebhabereien treibt, hatte ungeheißen für mich Vögel gefangen und erwartete mich mit zwei Bündeln etwa vierzig lebender Vögel — natürlich alle derselben Sorte angehörend, sogenannte Blutschnäbel-Weber. Nun, es war gut gemeint, und er bekam ein Geschenk mit dem Ersuchen, andere Arten zu bringen. Jetzt hat der Regen aufgehört und ich will, kaum trocken geworden, nochmals ausgehen. Ich würde gern meine rückständigen Korrespondenzen erledigen, aber ich habe kein Briefpapier mehr.

2. 4. 91. Lager Kavingo, am Ufer des Kagera, Fähre nach Mpororo.

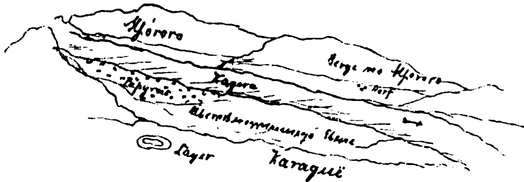
Endlich bin ich hier und nun mag Gott weiter helfen. Der Ärger und die Aufregung der letzten Tage, das Bewußtsein, wertvolle Zeit hier unnütz zu vertrödeln, die entsetzliche Nässe, alles zusammen hat mir einen recht anständigen Fieberanfall verschafft, der mich den 30. sonderlich vergnügte. Es geht bei mir, wegen der Seltenheit solcher Anfälle, bei strenger Diät, d. h. Wasser und Kaffee, gewöhnlich schnell vorüber. Chinin nehme ich nie. Ich hatte zu Kakikondjo gesandt, um ihm sagen zu lassen, daß ich am 31. auf jeden Fall abmarschieren und nötigenfalls alle meine Sachen liegen lassen würde. Abends kam die Antwort: es würden morgen Träger kommen, ich solle sie beladen und vorausſenden. Ich selbst solle, da es Mittag werden würde und da auf dem Wege ein hoher Berg läge, mich nicht der Sonne aussetzen, sondern zeitig am 1. nachmarschieren. Inzwischen waren aber von Dr. Stuhlmann neue dreiunddreißig Lasten eingetroffen, und bleibe ich, so kommt noch mehr und wir kommen gar nie fort. Also entschlossen! Es ist nicht wunderbar, daß wir solche Massen Lasten haben; ich habe noch eine Station zu gründen, für ein Jahr auszurüsten und vor mir den Marsch nach dem Tanganika! Am 31. früh rauhes, trübes Wetter. Endlich erschienen fünfundfünfzig Träger, die ich belastete und vorausſandte; den Rest, sechzig Lasten, staute ich unter dem Regendache, das ich stets machen lasse, säuberlich auf, ließ einen meiner Leute als Wache zurück und Kakikondjo bestens grüßen. Um 8 Uhr 40 Minuten morgens war ich unterwegs. Ich kann ein solches Vorgehen wagen, weil ich weiß, daß die Sachen mir, wenn auch nach zwei Tagen, intakt zugehen werden. Güter eines Fremden stehlen, gilt für schimpflich (hier!). Kahl, wie ganz Karagué, lag das Land vor uns; selten hier und da ein Strauch ersichtlich; nicht einmal um die Brunnenlöcher oder Viehtränken stehen Bäume. Wasser überhaupt selten. Mehrere ziemlich elende Hütten bilden das Dorf Kitembe, in dessen Gemarkung ein schöner Nashornschädel lag. Elefanten giebt es hier nicht. Nahe an der Bergkette Ruanjanga wird es waldiger, und das gleichnamige kleine Dorf, inmitten seiner Sorghum-, Eleusine-, Kürbis- und

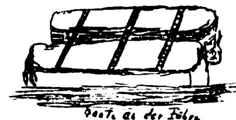
Bohnenfelder, wurde mir zum Nachtquartier vorgeschlagen. Ich war aber des Zögerns so müde, daß, obgleich es schon 11 Uhr 15 Minuten mittags war, ich nur den Leuten eine kurze Rast gönnte und um 11 Uhr 30 Minuten den sehr steilen Anstieg begann. Es war, obgleich kühl und trübe, böse Arbeit und die Reitpeitsche kam wiederholt ins Spiel, obgleich ich selbst von der Nacht her recht wackelig war. Um 12 Uhr 24 Minuten waren wir auf der Höhe, hielten daselbst Rast, um die Leute verschnaufen und sammeln zu lassen, und erfreuten uns der überall blühenden Protea. Höhe hier 1670 Meter. Um 12 Uhr 51 Minuten ging es bergab, unser Nachtquartier lag in einer Bananenpflanzung, gerade unter uns. Aber der Abstieg ... Zuerst Felder und Kulturen, dann nackter Fels und so steil, daß man manchmal auf den Kopf seines Vormanns zu treten glaubte. Um 2 Uhr 5 Minuten war auch dies Stück Heilgymnastik zu Ende und Dorf Ruavanoka wurde unser Nachtquartier. Noch heute thun mir die Beinmuskeln weh. Der Ortschef Kasova ist gekommen, mir für morgen Träger zu stellen — Lüge — hat aber kein Geschenk bekommen — erst abwarten! — Am 1. früh natürlich die gewöhnlichen Redereien. Ich solle warten, bis Kakikondjo käme, was ich abschlug. Es kamen nun die Leute langsam, alle Waniambo (kein Wahuma trägt), und nachdem ich die Stoffballen alle und von den anderen Lasten so viel, daß nur zwölf zurückblieben, verladen, ging ich ab und machte Freund Kasova für die zwölf verantwortlich. Um 7 Uhr 13 Minuten morgens zogen wir an der Berglehne hin, schon jetzt in glühender Sonne, zum erstenmal seit langen Tagen, und gingen nun über sehr gewelltes Land, das stärkere Bebuschung zeigte, durch Senkungen mit ein wenig schmutzigem Wasser fort. Hier fanden sich zahlreiche Palmen, Phönix, die solches halb sumpfiges Terrain lieben und gutes Bauholz liefern. Eine Menge kleiner elender Ansiedelungen zwischen Feldern, Hütten, Getreidespeichern, Termitenbauten liegen am Wege, über den oft weiße oder gelbe Kürbisblüten ranken. Bei Dorf Kirimbiri wurde ich gebeten, Quartier zu nehmen, bei Rutunju, einer Sumpfpfütze mit vielen Phönix, nochmals: es sei gar weit zum Flusse und zu heiß. Nun, heiß war es so, daß man seine Haut zusehends schwärzer werden sah. Ich beginne jetzt wieder afrikafarbig zu werden und bin das Hospitalgelb glücklich los. Ich war aber unerbittlich und ging nach kurzer Rast weiter über ausgedörrtes, weißliches Land, unter dem allerdings roter Thon liegt, wir stiegen um 11 Uhr 30 Minuten zwischen den gezackten Dünen hinunter und standen um 11 Uhr 37 Minuten morgens auf der völlig baumlosen Terrasse über dem Kagera, der etwa zwanzig Meter tiefer seine roten Fluten wälzt, zwischen Schilf und Papyrus. Wir lagern in der glühenden Sonne. Ich habe sofort Schuppen für Sachen, Geschütz, Esel und heute früh auch ein Sonnendach für mich gebaut. Bis gestern abend waren meine fünfundfünfzig Lasten richtig hier; heute früh sind von den sechzig in Kasja gelassenen schon achtundzwanzig eingetroffen und der Rest kommt jedenfalls bald. Kakikondjo ist ebenfalls aufgetaucht und möchte mir Angst machen vor den Ruhanda-Leuten, die mich bekriegen werden; es nützt ihm aber nichts. Meine Leute bauen Hütten; am vierten Tage von heute setze ich über den Fluß, weil ich auf die Leute warte, die ich mir erbeten habe. Vor mir die Berge von Mpororo. Ich muß aber meine Träger haben, da die Karagué-Leute sich weigern, den Fluß zu überschreiten, überhaupt sehr besorgt um ihre Haut sind. Bekomme ich keine Leute, was immerhin möglich, so bin ich auf meine eigenen Träger angewiesen, die bis jetzt sich ganz zuverlässig erweisen. Die Küstenträger sowohl als die Waniamuesi sind prächtiges Material; man muß sie aber sehr in diesen Ländern vor allzuviel Regen und Feuchtigkeit in acht nehmen. Es ist eine eigene Erscheinung bei Negern, daß, während sie

operative Eingriffe auch der schwersten Art, Verletzungen mit geradezu wunderbarem Gleichmut ertragen, sie den geringsten fieberhaften Krankheiten gar keinen Widerstand entgegensetzen und einem oft unter den Händen hinsterben, bevor man sich noch über den Zustand völlig Rechnung ablegen konnte. Richtige Naturmenschen.

4. 4. 91. Lager Kavingo.

Ich bin reichlich beschäftigt gewesen. Hütten bauen, wo man jedes Stück Holz eine Stunde weit suchen muß, ist kein angenehmes Geschäft. Bedachung und Umwandung geht aus den eckigen Papyrusstengeln schnell. Und doch muß ich wenigstens einige Hütten und Dächer haben für die Sachen und die Munitionen, denn auch hier haben wir den Regen mit uns gebracht, zur Freude der Bewohner. Dann waren Verhandlungen zu leiten mit den Leuten von Mpororo, die absolut Wilde sind und nie zuvor mit Fremden in Berührung getreten, außerdem aber noch mit den Leuten Karagués in ewiger Blutfehde leben. Die Königin von Mpororo, die übrigens von ihren Unterthanen nur teilweise anerkannt zu sein scheint, ist noch von niemandem, selbst ihren eigenen Unterthanen nicht gesehen worden. Hinter einer Gardine von Rindenstoff läßt sich eine Stimme hören und das ist alles. Natürlich geben solche Schauspielereien ihr Ruf, sie gilt deshalb in Karagué, Nkole u. s. w. für eine große Zauberin, die im stande sei, die Leute zu behexen, aber auch ihnen Gutes zu thun. Nun galt es natürlich den Leuten eine gute Meinung beizubringen, und die bei Negern schon immer langen Redereien zogen sich hier noch mehr in die Länge. Ich hatte mit Not Leute von jenseit des Flusses kommen lassen und bearbeitete sie nun mit „Geduld und Spucke“. Sie kamen aber doch schließlich zu der Ansicht, daß es besser für sie sei, uns zu Freunden zu haben, und das ist alles, was ich für jetzt wünsche; man muß eben solche „Wilde“ wie scheue Vögel behandeln. Mit meinem Freunde Kakikondjo bin ich gründlich aneinander gekommen; er ist ein guter Kerl, aber seine Passivität wird sogar mir über, der ich doch eine übermenschliche Geduld besitze. So bekam er denn eine etwas deutliche Predigt — prügeln darf ich ihn nicht — und ich erklärte ihm, daß, wenn nach mir Weiße sein Land besuchten, er auf Geschenke nicht rechnen solle. Er versprach natürlich Berge und Meere, aber der Zauber ist faul. Das Unangenehmste ist, daß die Leute hier nichts zu essen finden, und ich gehe deshalb soeben nach Mpororo hinüber, um einen Platz zum Lagern auszusuchen. Wir sind nun etwa so:*







Ich habe meinen Besuch an dem anderen Ufer gemacht und einen ebenen Lagerplatz in der Nähe des Flusses ausgesucht. Auch dort ist Holz recht selten, es giebt aber einige Bäume, und die Leute scheinen willig, hatten sogar ihre Frauen und Kinder nicht versteckt, worauf ich eigentlich gerechnet hatte. Geschieht dies, so mißtraut man den Fremden, und die Folge ist gewöhnlich ein Angriff. Laufen alle Leute davon — Männer und Weiber —, so soll man auf seiner Acht sein; es ist mir aber lieber als der Fall, wo man

* Die im Text befindlichen Skizzen sind genau nach den eigenen Zeichnungen Emin Paschas wiedergegeben.

nur die Frauen und Kinder versteckt. Das Land sieht auch hier nicht vielversprechend aus, aber es soll weiterhin besser kommen und besonders Lebensmittel reicher vorhanden sein. Durch den Regen wurden wir in eine Hütte getrieben und bemerkten, daß Mpororo ein guter Jagdgrund sei. Antilopen aller Art, Gazellen wimmeln, sehr viele Zebras (ich habe heute welche gesehen), Wildschweine, einzelne Büffel und Elefanten. Keine Nashörner, Giraffen, Strauße. Die Frankoline liefen zwischen den Hütten herum, und habe ich einen zum Abendbrot mitgebracht. Ich will nun, sobald der Regen aufhört, mit den Leuten übersetzen und den Weg etwas bahnen. Vom Flusse aus bis an den Fuß des Hügels dehnt sich nämlich ein breites sumpfiges Vorland mit sehr hoher Vegetation, besonders Farnkräutern, die will ich umschlagen und über den Sumpf decken. Morgen soll die Überschiffung der Sachen beginnen; die Boote sind fürchterlich elend und nur drei vorhanden, ich werde also wohl ein Floß aus Papyrusstengeln bauen müssen.

5. 4. 91. Kavingo.

Gestern abend ist hier Post eingegangen, die mir Briefe vom November aus Europa bringt — von dir keinen. Erste Enttäuschung. Ein Brief von Herrn von Wißmann, der alles, was ich bis jetzt gethan, mißbilligt, mir aufgiebt, zu eilen und nach der Küste zurückzukehren, da große Veränderungen bevorstehen. Dahin ist's eben gekommen, und mir wird in höflichster Weise der Stuhl vor die Thür gesetzt. Nun, ich kann es den Leuten nicht verdenken; sie haben mich nicht nötig und damit basta. Wäre Stuhlmann hier, so würde ich sofort zurückgehen, leider muß ich warten. Es muß jedenfalls Post an uns verloren gegangen sein, nur so kann ich mir erklären, daß kein Brief von dir da ist. Auch von Bagamoyo keine Zeile, bezüglich Ferida ... Armes, armes Ding! Schau nach ihr, wenn ich sie allein lasse!

11. 4. 91. Lager Kivére in Mpororo.

Ich muß dich um Entschuldigung bitten, daß ich seit Tagen — nicht an euch gedacht, nein — aber nicht geschrieben habe, doch war ich wirklich zum Schreiben und auch zur Arbeit unfähig. Am selben Abend, an dem ich zuletzt schrieb, nahmen auf einmal die Nachrichten über meine früheren Leute aus der Äquatorialprovinz eine konsistente Gestalt an. Sie sollen auf ihrem Wege zur Küste in einem nördlichen Landesteile von Nkole angekommen sein und zwar in Butakka, vier bis fünf gute Märsche von hier. Sollte ich nun nach der Küste zurück, ohne wenigstens einen Versuch gemacht zu haben, sie zu erreichen? Nein! Und so entschloß ich mich zum Weitermarsch auf die Gefahr hin, später vor ein Kriegsgericht zu kommen. Stuhlmann kam am 6. abends, alle Vorbereitungen waren getroffen; den 7. und 8. dauerte das Übersetzen, am 9. war Rasttag für die Leute, und gestern früh bin ich mit hundertneunzehn Lasten von Kavingo abmarschiert und habe zugleich Boten an den See gesandt, um meine Leute zu sehen. Ein ziemlich langer Marsch über die kahlen, aber mit vieler blühenden Aloe und Kugeldisteln geschmückten Hügel brachte mich nachmittags zu einem kleinen, miserablen Dörfchen Mssassa, wo ich lagerte. In den Sorghumfeldern zwitscherten viele Papageien, sonst aber war der Ort öde. Heute früh kam ich hierher dicht unter Igorore, der Residenz Njavingis, schlug Lager und sandte die Leute zurück, um Stuhlmann zu holen, der übermorgen kommen dürfte. Meine Boten vom See — Albert-Edward-See — dürften in drei bis vier Tagen zurückkehren und mich unterwegs treffen. Finde ich die Leute, so wird alles gut, wenn nicht, so habe ich's natürlich auszutragen. Mag sein: ich bin mir bewußt, nach bestem Können gehandelt zu haben. Mpororo ist ein durch die fortwährenden Raubzüge der Leute von Uganda, Nkole und Ruhanda völlig entvölkertes Land; überall Spuren früherer Dörfer und Kulturen, aber eine dürftige Bananenpflanzung oder

niedere Hütten sichtbar; keine Herden, dazu der völlige Waldmangel, kaum daß man einige dürre Reiser findet, um damit Thee kochen zu können. Dazu natürlich Mangel an Lebensmitteln, wie dies ja überall in No-man's-Land der Fall zu sein pflegt.

14. 4. 91. Lager Rere bei Mpororo.

Ich habe Mpororo ein „No-man's-Land" genannt, muß aber zur Berichtigung zusetzen, daß der gegenwärtige Herrscher eine Frau Namens Njavingi sein soll, welche bei allen umwohnenden Leuten und Königen für eine arge Zauberin gilt, über ihre eigenen Leute aber so wenig Macht besitzt, daß diese sich allen ihren Befehlen gegenüber völlig ablehnend verhalten. Es war mir deshalb gar nichts daran gelegen, die Königin zu sehen — es hätte mich das nur unnütze Geschenke gekostet —, ich mußte jedoch Führer haben und Briefe voraussenden. Die Unterhandlungen waren ermüdend und die Zeit hing schwer über mir, um so mehr, als die Nachrichten über das Herannahen Fremder, in denen ich ja meine Leute vermute, sich jeden Tag mehrten. Wie alle Neger Geheimnisthuerei lieben, so suchte man auch hier mir allerlei widersprechende Daten zu geben und mich dadurch zu bestimmen, zu bleiben, damit ich, wie der erste Ratgeber der Königin meinte, das Land in Ordnung brächte und Njavingi wieder regieren könne. Man wolle mir zu diesem Zwecke erlauben zu plündern, wo ich wolle, Leute aufzugreifen, Vieh zu konfiszieren. Ich lehnte aber dankend ab und verlangte nur Führer, die ich schließlich erhielt. Ich habe nun Stuhlmann mit dem Gros der Sachen in Kivare gelassen und bin heute früh mit all unseren Trägern und der Hälfte Soldaten abmarschiert und nach einem etwas beschwerlichen Marsch gegen 11 Uhr morgens hier angelangt. Wir hatten die Kajangaberge zu übersteigen, deren Auf- und noch mehr Abstieg furchtbar steil ist und durch strömenden Regen, der noch jetzt andauert, und dicken Nebel nicht verschönt wurde. Dabei ein kalter, ekliger Wind. Was ich von Mpororo bis jetzt gesehen — wir sind die ersten Europäer, die es je betreten —, macht den Eindruck völlig alpiner Naturberge und -hügel, Hänge und Matten; hier und da in Falten der Berge ein kleines Dorf, umgeben von Bohnen-, Erbsen-, Durahfeldern. Hier und da auch eine Pflanzung schön grüner Bananen. Ein Weideland par excellence, leider verwüstet und ausgeplündert durch seine Nachbarn, und zwar in solchem Grade, daß es schwer ist, irgend welche Lebensmittel zu bekommen. Ich will nun, hoffentlich in drei Märschen, an der Grenze von Butumbi sein, wo sich das Geheimnis der Fremden wohl aufklären wird. Der Ort hier, auch Ringambe genannt, liegt tief zwischen den zusammentretenden und überall steil abfallenden Bergen und zeigt eine etwas größere Bananenpflanzung, als man gewöhnlich findet. Die Einwohner waren alle vor uns geflüchtet; ich habe sie aber beruhigt, und jetzt kehren sie wieder zurück. Ob sie uns etwas zu verkaufen haben, bezweifle ich; unser Küchenzettel ist seit langem einfach. Hier aber bekommt man nicht einmal Bananen. Fleisch und Kürbisblätter, zu Spinat gekocht, ist aber auch nicht zu verachten, und Thee habe ich auch noch. Um die Hütten stehen übrigens viele Bananen, Mais, Durah, etwas Tabak, Bohnen und Ricinus, dessen Öl zum Einsalben der Haut und Haare dient. Auch viel hohes Schilf, eine richtige Arundo-Art, steht hinter den Hütten; es dient zum Bau der Rohrwände und dient jetzt einigen Sporenkuckucken zum Aufenthalt, deren Glucken man überall hört. Oben auf den Bergen stand alles voll enorm großer Kugeldisteln, in deren Blütenköpfen buntgefärbte Gespensterheuschrekken hausen, die einem beim Nähertreten die langen Fangarme entgegenstrecken.

15. 4. 91. Lager Ruhanga, Chef Mssóke, dem König von Nkole unterworfen.

Ich bin heute, morgens um 5 Uhr 12 Minuten, abmarschiert und gleich in

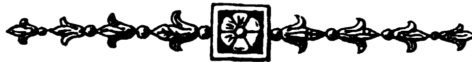
die Berge gekommen, über welche und an deren Hang hin unser ganzer Marsch führte. Mpororo ist, wie ich schon sagte, ein richtiges Bergland, und seine Hauptproduktion müssen Herden sein; leider sind diese geraubt. Zu den Gehängen und Matten, den weiten Wiesen und Fluren, ohne Baum und ohne Strauch, traten heute ausnahmsweise viele Felder, einige schon bestellt und im Grün des Sorghum, der süßen Bataten, der Bohnen prangend, andere gerade in Bestellung und das von Steinen und Gras gesäuberte reiche, rotbraune Erdreich zeigend. Die bei der Feldarbeit befindlichen Frauen liefen natürlich bei unserer Annäherung alle davon; dafür aber kamen von den tief unten gelegenen Gehöften — und es gab deren viele — eine ganze Anzahl Männer gelaufen, um das Schauspiel des nie gesehenen Esels, den sie strégge (Zebra) nannten, zu genießen. Sowie der Esel eine seitliche Bewegung machte, stob die ganze, mit Speeren bewaffnete Gesellschaft auseinander. Helden scheinen die Männer von Mpororo nicht, und das erklärt wohl, warum sie von ihren Nachbarn fortwährend beraubt und geplündert werden. Es kam aber noch ein Element in die Landschaft, das ich allerdings lieber weggewünscht hätte: breite Papyrussümpfe, welche den Grund der Thäler ausfüllen; schwarzer, stinkiger Morast, in dem man alle Augenblicke bis zum Knie einsinkt, voller Moskitos und Stechfliegen. Dann kam wieder einmal ein steiler Absturz. Der Pfad führte über spitze Steinblöcke gerade in die Tiefe. Dazu stellenweise so hohes Gras, daß der Pfad und die Steine völlig verdeckt waren, und gerade an solchen Stellen Löcher und schlüpfrige Felsplatten. So waren wir denn froh, nach dreistündigem Marsche Halt zu machen und ein wenig zu rasten. Ich hatte mir vorgenommen, bis Mittag zu marschieren. Gegen 10 Uhr ging es weiter, immer über die Berge, die reine Tirolerei; und obgleich die Leute mich schon bei Kafunju zum Lagern bestimmen wollten, benutzte ich das warme Wetter und ging rüstig vorwärts, bis ich um 12 Uhr 7 Minuten hier anlangte. Inmitten eines von acht Hütten gebildeten, von einem Dornenzaun umgebenen Gehöftes steht mein Zelt, und die Sachen sind in einer Hütte untergebracht. Die übrigen Hütten sind von je einer Frau des Chefs mit deren Kindern bewohnt und starren von Schmutz, Vorräten und Ungeziefer. Leute, Ziegen, Hühner, Hunde — alles wohnt da bunt durcheinander, und da ich die zuerst fortgelaufenen Leute wieder hergebracht und einige meiner Leute, die plünderten, vor ihnen geprügelt habe, so leben wir in gutem Einvernehmen, und vor meinem Zelte wird es nie leer von Leuten, die allerlei Bemerkungen machen. Es ist hier durchaus nicht so ärmlich wie sonst in Mpororo, und ich habe sogar etwas Sorghum für den Esel kaufen können. Eigen ist, daß die hiesigen Schafe, ein schöner Schlag, je zwei Lämmer haben. Ich habe einige Glückliche gemacht dadurch, daß ich an einzelne Kinder und deren Mütter einige Glasperlen gegeben habe, die in diesem Lande, wohin nie Händler kommen, natürlich äußerst dankbar angenommen werden. Die Kinder schrien natürlich, als ob ich sie verschlingen wollte, und auch die Mütter wagten kaum die Hand auszustrecken. Als aber erst eine Mut gefaßt hatte, entschlossen sich auch die anderen. Perlen scheinen selten, dagegen sehe ich Arm-, Fuß- und Halsringe von Eisen und wohl bei Wohlhabenden von Messing. Rindenstoffe scheinen auch zu den hierher nicht kommenden Artikeln zu gehören; die Leute kleiden sich in Rinderfelle und die Frauen lieber in Schaf- oder Ziegenfelle, die recht oft mit Butter eingerieben werden, um recht geschmeidig zu sein. Daß solches nicht zur Verfeinerung ihres Geruches beitrage, wirst du mir glauben, doch scheint bei Negern überall eine Vorliebe für Buttergeruch, wenn auch ranzig, zu bestehen. Es ist überhaupt merkwürdig, wie Neger im allgemeinen im vollen Gegensatz zu den semitischen und anderen orientalischen Völkern,

die sämtlich eine große Vorliebe für möglichst starke Wohlgerüche zeigen, dafür gar kein Interesse haben. Wohl haben die im Sudan befindlichen Negerinnen, ob Sklavin, ob frei, gelernt, sich mit dem Geraniumöl (falsches Rosenöl) oder mit dem als medjuma bezeichneten Gemisch zu salben, dessen Hauptgeruch von Nelkenöl abstammt; in den eigentlichen Negerländern hat man jedoch für Wohlgerüche kaum Verständnis. Und doch wäre die Anwendung wohlriechender Einreibungen bei dem allen Negern stärker oder schwächer anhaftenden eigentümlichen Geruch, der mitunter sehr unangenehm ist, gar nicht zu unterschätzen. Ackerbauende und viehzüchtende Stämme sind mit diesem Geruch weniger behaftet, als ausschließlich Fischesser oder gar Fleischesser. Doch ist dies ein für dich kaum interessantes Thema und ich muß deshalb seine Erwähnung entschuldigen. Ich habe in den letzten Tagen ziemlich viele mir interessante Pflanzen gesehen und bin überzeugt, daß die hiesige Gebirgsflora, die übrigens manche Anklänge an europäische Formen aufweist, viel des Interessanten enthalten dürfte. Neuigkeiten weniger. Indes hat Dr. Stuhlmann, der einen sehr tüchtigen Sammler für dergleichen hat, ein reiches Herbarium für die Berliner Sammlung zusammengebracht.

16. 4. 91. Lager Ruhanga.

Ich bin wieder einmal zum Stillsitzen gezwungen. Ich habe heute früh hundertzehn Träger zurückgesandt, um Dr. Stuhlmann mit dem Rest der Sachen zu holen, da in Kivare nichts zu essen sich findet, während man hier Bananen, Eleusine, ein wenig Mehl, Bohnen kaufen kann. Kommt Stuhlmann, so gehe ich wieder vor und erwarte ihn neuerdings an den heißen Quellen von Njakessenje, das zwei bis drei Tagereisen westlich von hier liegt. Dort hoffe ich die von mir vorausgesandten Boten zu treffen, wenn nicht unser ganzer Marsch das ist, was die Engländer a wild goose chase heißen. Doch das gestehe ich nur mit Zagen ein, daß es überhaupt so sein könnte. Ich beschäftige mich inzwischen mit Behandeln der zurückgebliebenen Kranken, Verhandlungen mit Eingeborenen über Wege und Märsche, Sammeln von Notizen und Objekten, und warte geduldig auf Ablösung. Die vergangene Nacht war so unruhig, daß ich kaum eine Stunde geschlafen habe. Wenn man schon im Orient weniger schläft als bei euch, so sind die Neger noch viel bescheidener und manchmal richtige Nachttiere, die aus ihrer Halblethargie erst abends erwachen und dann bis gegen Morgen toben können. Es gehört zu den gewöhnlichen Erscheinungen, daß Neger sich in der Mitte der Nacht aus festem Schlafe erheben, eine Stunde verplaudern und dann wieder schlafen gehen. Man gewöhnt sich mit der Zeit an diese Vorgänge, wird aber schließlich selbst aus seiner Regelmäßigkeit herausgeworfen; ich schlafe so leise, daß das geringste Geräusch mich weckt, und die Nächte, in welchen ich vier Stunden schlafe, sind meine Feiernächte. Dabei ist es mir unmöglich, bei Tage zu schlafen. Mit der letzten Post bekam ich die Nachricht, daß an der Küste eine Kiste voll Bücher steht und zur Versendung kommen sollen. Wie viel alte Briefe und Sendungen mögen dabei liegen, deren Eigentümer sich wundern, daß ich nie antwortete. Es sieht überhaupt mit unseren Nachsendungen recht miserabel aus und es nützt absolut nichts, sich etwas zu bestellen. Doch ist es besser, hierüber zu schweigen — auch „in Dänemark“ war manches faul.

(Fortsetzung folgt.)





Eine weimarische Fürstentochter.

Von

Lily von Kretschman.

I.

Es giebt alte, kleine Pastellbilder, deren Farben die Zeit unbarmherzig verwischt hat — nur einzelne Striche, die zierliche Rundung des Köpfchens, das wellige Haar sind zu erkennen, und bei genauerem Hinschauen treten die Augen wohl noch hervor und reizen uns mehr als alles andere, vom Urbild dieses zerstörten Kunstwerkes Näheres zu erfahren. Alte Briefe werden durchsucht, alte Folianten werden aufgeschlagen: um die eine Gestalt sammeln sich andere, die ganze Zeit wird lebendig.

Das achtzehnte Jahrhundert erschütterte die Welt bis in den fernsten Winkel; mit der neuen Zeit rang die Vergangenheit in schweren Kämpfen, doch während die Träger der sich allmählich überall entrollenden Fahne der Revolution durch Blut und Eisen den Geist des neuen Säkulums heraufbeschwören wollten, erwachte er in Wahrheit, von der großen Welt unbemerkt, im Kreise Karl Augusts und seiner großen Freunde. Dort fand er, wie einst der junge Bacchus unter den Nymphen, die rechte Pflege, um einst die gefangene Königstocher von ihren Fesseln zu befreien, die Welt von dem Druck geistiger Knechtschaft.

In dem genialisch-übermütigen Treiben zu Weimar war im Sommer 1786 eine Pause eingetreten: Goethe weilte in Karlsbad, von wo aus er heimlich nach Italien entfloh; seine Freunde hatten die Stadt zum Teil verlassen, nur die nächste Umgebung der Herzogin Luise war geblieben, voll Angst um die Fürstin. Am 18. Juli gab sie einer Tochter das Leben; die Sorge um ihre zarte Gesundheit zerstreute sich bald, schon wenige Wochen später taufte Herder die kleine Prinzeß, welche die Namen von Vater und Mutter in dem ihren, Karoline Luise, vereinigte. Früh schon gewann sich das reizende Kind durch seine natürliche Liebenswürdigkeit und seinen sinnigen Ernst aller Herzen, besonders mit dem Erbprinzen Karl Friedrich, ihrem Bruder, war das Verhältnis von Anfang an ein sehr zärtliches. Zu der stillen, äußerlich kühlen Mutter blickte das weichgestimmte Mädchen nur scheu empor, der Vater verwöhnte sein hübsches Töchterchen, wenn er es sah, aber er sah es nicht viel, und so kann es für ihr ganzes Leben als ein großes Glück bezeichnet werden, daß Henriette von Knebel, die Schwester von Goethes treuestem Freunde, im Jahre 1791 zu ihrer Erziehung von Ansbach nach Weimar berufen wurde und die Stelle der Eltern bei ihr vertrat. Der Wunsch, ihrem geliebten Bruder nahe zu sein, hatte den Entschluß in Henriette reifen lassen, die Pflege ihrer kranken Mutter ihrer liebsten Freundin Karoline von Bose anzuvertrauen und selbst einen Wirkungskreis in Weimar zu suchen.

Zwar hatte ihr Bruder in einer der ihren ähnlichen Stellung, als Erzieher des Prinzen Konstantin, keine Befriedigung gefunden, doch lag der Grund davon in seiner eigenen reizbaren, empfindlichen Natur, welche Zeit seines Lebens seine schönsten Freuden vergällte, während Henriettes ruhiger klarer Charakter die Menschen und Dinge nahm, wie sie waren, und sie sich dadurch vor Enttäuschungen bewahrte. Ihr fehlte die lebhafte Phantasie des Bruders, seine glühende Begeisterung für die Werke des weimarischen Musenhofes; sie war kritisch veranlagt und daher um so mehr geeignet, die kleine Prinzeß zu leiten, in deren phantastischem Köpfchen die buntesten Märchenbilder miteinander wechselten. Die warme Liebe, welche Fräulein von Knebel für ihren Zögling empfand, befähigte sie, ihren kindlichen Träumereien zu folgen und nur sorgfältig die allzu üppigen Triebe des jungen Pflänzchens zu beschneiden. Sie ging ganz auf in seiner Pflege; in dem Briefwechsel mit ihrem Bruder* bildet Karolines Name den steten Mittelpunkt, um den sich nach und nach beider Leben drehte, und je mehr die Prinzeß heranwuchs, desto mehr steigerte sich auch Knebels Interesse an ihr, so daß seine Briefe an die Schwester zugleich an sie gerichtet waren. Seine eigenen Dichtungen, wie die Bücher, die er las, teilte er von Jena aus, wohin er sich fast dauernd zurückgezogen hatte, den Weimarer Freundinnen mit und war immer des freudigsten Dankes sicher. Während der sechs ersten Jahre, die Henriette in Weimar zubrachte, störte nichts dies Verhältnis, ja sie fand in ihm Trost und Entschädigung für manches, was ihr am Hofe unleidlich war. „Mein Bruder und meine Prinzeß sind die Ketten, die mich hier fesseln,“ schrieb sie um diese Zeit und verhehlte nicht, wie wenig erfreulich sonst ihre Lage wäre, wie manches sie nur mittelst harter Kämpfe zu gunsten ihres Zöglings, besonders von deren Mutter, erreichen könne, wie sie auch äußerlich nicht eben glänzend gestellt sei. Da überraschte sie die Nachricht von der Vermählung ihres Bruders mit Luise Rudorf, der Kammersängerin der Herzogin Amalie, die als das „schöne Rudelchen“ in deren Kreis eine Rolle gespielt und schon längere Zeit zu Knebel in naher Beziehung gestanden hatte. Henriettes Stolz empörte sich gegen diese Verbindung, sie hörte weder auf die Vorstellungen der Herzogin-Mutter, noch auf die Herders und Einsiedels und trennte sich schroff von ihrem Bruder, nun ihre ganze Liebe dem Prinzeßchen widmend.

Um Karoline Luise sammelte sich eine Schar älterer und jüngerer Freundinnen, die fröhlich zusammen aufwuchsen. Da war die kleine, etwas überspannte Tinette von Reitzenstein, die fröhliche Käthe von Imhoff, Schwester der Dichterin Amalie, und die beiden schönen Engländerinnen Elise und Emilie Gore, deren als Wohlthäter und Kunstmäcen bekannter Vater sich seit 1791 mit den Töchtern in Weimar niedergelassen hatte. In Hackerts Leben hat Goethe der Familie ein ehrendes Denkmal gesetzt. Knebel fühlte für Elise, die Freundin seiner Schwester, eine ernstere Neigung, welche von dieser lebhaft unterstützt wurde. Sie mochte wohl im stillen eine Verbindung beider gewünscht haben und daher durch ihres Bruders plötzliche Heirat doppelt enttäuscht worden sein. Frau von Stein, die Familie Herder und Wieland gehörten auch durch ihre Freundschaft mit der Erzieherin Karolines zu deren täglichem Umgang. Später kamen noch Schiller und seine Charlotte dazu, und zuletzt eroberte sich die kleine Prinzeß die Freundschaft Goethes, der zu der Schwester seines „Lebensfreundes“ in ziemlich kühlem Verhältnis stand. Ihr entschiedenes Talent zum Zeichnen erregte sein Interesse. Schon als ganz kleines Mädchen konnte sie sich stundenlang mit dem Anmalen kleiner Bildchen beschäftigen, die Knebel ihr schickte; ihre Erzieherin unterstützte

* Briefwechsel Karl Ludwig von Knebels mit seiner Schwester. Herausgegeben von H. Düntzer. Jena 1858.

dies Talent nach besten Kräften, denn, so schrieb sie an Charlotte von Schiller, als diese ihr eine Lehrerin empfohlen hatte, „Prinzeßchen hat große Lust dazu, und jede Kunst erheitert doch immer das Leben, was in ihrem Stand bald eine schwere Gültigkeit erhalten wird.“* Vorläufig drückten sie freilich die Sorgen und Pflichten ihres Standes wenig. Während des Winters lernte und spielte sie in den traulichen Räumen des Fürstenhauses; im Sommer ergötzte sie sich mit ihren Gespielinnen im Park von Tiefurt, den Knebel geschaffen hatte, als er mit seinem Zögling dort hauste, oder in Belvedere, wo ihr lieber jüngster Bruder, Prinz Bernhard, mit seinem wunderlichen Erzieher, Herrn von Hinzenstern, wohnte. Auch nach Oßmannstädt zu „Papa Wieland“ ging es hinaus, der sein Prinzeßchen nach Kräften verzog. Nicht nur ihr Geist, ihre früh entwickelte Begeisterungsfähigkeit zog ihn an, auch ihre reizende Erscheinung gewann den für jugendliche Schönheit bis zu seinem Ende empfänglichen Dichter. Ihr sommerlicher Lieblingsaufenthalt war aber Wilhelmsthal, das ungebundene, idyllische Leben dort behagte ihr ausnehmend. Mit dem Skizzenbuch bewaffnet, durchstreifte das leichtfüßige Prinzeßchen Wälder und Felder, ihren schnellen Schritt oft mäßigend, wenn sie sah, daß ihre ältere Gefährtin ihr nur schwer zu folgen vermochte. Auf weite Wege konnte sich auch Karoline nicht einlassen, sie ermüdete bald, was Fräulein von Knebel mit nicht geringer Besorgnis erfüllte: die dunklen Ränder um die schönen, tiefliegenden Augen ihres Lieblings, die Blässe ihrer Wangen machten ihr Angst; noch mehr erschrak sie, wenn sie sah, wie geistige Erregung oder irgend ein Kummer sie körperlich angriffen, und erkannte früh, daß diese zarte Knospe mehr als andere der Sonne bedürftig war.

Das Ende des Jahrhunderts bezeichnete für Karoline auch das Ende ihrer Kindheit, denn die nun Vierzehnjährige durfte die kleineren Hofkonzerte mitmachen und auch bei Tafel erscheinen, wenn Gäste zugegen waren. Am 25. April 1800 erwähnt Goethe sie zum erstenmal in seinem Tagebuch bei Gelegenheit eines Konzertes, das bei der Herzogin stattfand, und wenn er von da ab, wie so oft, aufschreibt: „Mittag bei Hof“, so können wir uns Karoline vorstellen, wie sie still am Tisch sitzt, mit den großen, ernsten Kinderaugen, die sie stets behalten hat, den Dichter beobachtend, selbst wenig sprechend, wie es ihre Art war. Nachher schüttete sie ihrer Erzieherin das übervolle Herz aus, und wenn diese ihre Begeisterung gar zu sehr abzukühlen versuchte, flüchtete sie zu Amalie von Imhoff, die seit 1800 im Fürstenhaus als Hofdame wohnte und als Sappho mehr gefeiert wurde, als sie es ihrer Dichtungen wegen verdient hat. Für die Prinzeß hatte sie eine wahre Schwärmerei gefaßt; sie malte sie wiederholt, und als am 31. Oktober ein Maskenfest bei der Herzogin-Mutter stattfinden sollte, deren Figuren hauptsächlich Schillers Werken entnommen wurden, beratschlagte sie sich mit ihr und wählte selbst das Kostüm der Kassandra, während Karoline als Braut von Messina erschien. Schiller schrieb darüber an Amalie:* „Für unsere liebe Braut von Messina sende ich Ihnen noch die Verse, worin der Anzug beschrieben ist. Helfen Sie ja unser jungfräuliches Prinzeßchen, das Sie so schön gemalt haben, morgen recht idealisch herauszuputzen.“ „Unser Prinzeßchen“ war Karoline für alle. Auch Goethe schrieb bald darauf an Amalie:** „In Hoffnung, Zelter bald hier zu sehen, hatte ich bisher gezaudert, unserer lieben Prinzeß Karoline ein kleines Konzert anzubieten,“ und später: „Erzeigte mir wohl unsere liebe Prinzeß die Gnade, einer kleinen Musik beizuwohnen? Brächten Sie das

* Alle ohne weitere Bemerkungen mitgeteilten Briefe an Charlotte von Schiller sind dem Schiller-Archiv mit höchster Erlaubnis entnommen und hier zum erstenmal veröffentlicht.

* Henriette von Bissing: Amalie von Helvig, geb. von Imhoff. Berlin 1889. S. 33.

** Ebendas. S. 35 u. 36.

wohl recht freundlich vor? und empfehlen mich Fräulein von Knebel aufs beste und kämen dann zusammen hübsch um sechs Uhr und bestellten die Kutschen nicht zu früh."

Inzwischen hatte Henriette nach vielen Kämpfen schließlich den zärtlichen Bitten der Prinzeß nachgegeben und sich mit ihrem Bruder versöhnt, so daß der Briefwechsel wieder regelmäßig wurde und auch gegenseitige Besuche die Annäherung beschleunigten. Das Beste, was er hatte, sandte Knebel nun wie früher nach Weimar; so entzückte er die beiden Unzertrennlichen — Henriette gebrauchte ihm gegenüber fast nie das Wort „ich", sie schrieb immer „wir" — durch Goethes erste Bearbeitung der Iphigenie in Prosa, die er als Handschrift dem Freunde geschenkt hatte. Henriette richtete ihren Dank stets pünktlich aus; sie berichtete daneben treulich von allem, was vorging, besonders vom Theater, das sie ebenso ungern besuchte, wie Karoline es gern that. So konnte sie ihrem Unwillen über „Maria Stuart" gar nicht genug Luft machen, das Stück sei unmäßig lang und es sei unbegreiflich, wie Schiller die Menschen so quälen könne; Wielands Verzweiflung darüber habe sie allein getröstet. Ob die Prinzeß derselben Ansicht war, erscheint zweifelhaft, da sie Schiller sehr verehrte und Charlotte zu der Zeit fast ihr intimster Umgang war; sah sie die Freundin einmal einen Tag lang nicht, so schickte sie ihr Blumen und Briefchen, so von Zärtlichkeit überströmend, wie nur ein Mädchen jener Zeit sie in Worte fassen konnte. Auch mit Goethe trat sie jetzt in regelmäßigen Verkehr, sie besuchte seine wöchentlichen Theegesellschaften häufig, ebenso wie die, welche Kotzebue jeden Donnerstag bei sich versammelte, wobei Vorlesungen und kleine Aufführungen die Gäste unterhielten. Dienstags pflegten Gores kleine Konzerte bei sich zu veranstalten, und am Geburtstag ihrer Mutter, der Herzogin Luise, durfte Karoline sich an dem großen Maskenzuge beteiligen, zu welchem Goethe die Stanzen gedichtet hatte. Ihr war die Rolle der Viktoria zugefallen und mußte sie als solche ihren Bruder, den Erbprinzen, der als Epos erschienen war, mit Lorbeer bekränzen. Kaum hatte sich der Zug zerstreut, so mischte sie sich unter die Menge, Goethe suchend, dem sie tief errötend und keines Wortes mächtig den Kranz überreichte; der Dichter, so wird erzählt, habe gerührt die Hand der kindlichen Siegesgöttin zu küssen versucht, ängstlich und schüchtern sei sie jedoch entflohen, so daß Goethe erst am nächsten Tage mit ein paar zierlichen Reimen seinen Dank habe aussprechen können. Leider sind die Verse, wie auch so manche Briefe Goethes, die er in späteren Jahren an sie richtete, nicht mehr vorhanden.

Nach und nach gewöhnte sich die Prinzeß an das gesellige Leben Weimars, doch der Verkehr mit einzelnen war und blieb ihr der liebste, da gab sie sich natürlich und unbefangen, da erwarb sie sich solche Liebe, wie sie in den Worten Amalie Imhoffs Ausdruck findet: „Sie ist ein liebes reines Wesen, das ich täglich höher schätze und lieber gewinne," oder in denen Knebels an seine Schwester: „Die liebe Prinzessin bedarf des Schmuckes nicht, sie schmückt den Schmuck. Mit den Prinzen hab ich es so aufgegeben; das ist ein inkorrigibles Volk, ich halte mich blos an die Prinzessinnen und unter allen am liebsten an die deinige." Was Karoline den größten Reiz verlieh, war das kindliche Vertrauen, mit dem sie jedem, der ihr nahte, entgegen kam, ein Vertrauen, das besser als alles andere geeignet ist, selbst Übelwollende zu entwaffnen und Mißmutige zu beleben, deshalb war sie auch die einzige, an der ihr Bruder, der Erbprinz, mit rückhaltloser Neigung hing. Von allen anderen fühlte er sich verkannt und zurückgesetzt, nur ihrer Liebe glaubte er ganz gewiß sein zu können, und als er Anfang des Jahres 1802 auf Reisen ging, wurde ihm nur von ihr der Abschied schwer. Die treue Schwester litt darunter wie er, sie fürchtete auch den Einfluß seines ihr wenig sympathischen Begleiters,

des Herrn von Wolzogen, und bewirkte selbst, daß ihm noch ein anderer beigegeben wurde, der ihr gut gefallen hatte, ein Hesse von Geburt, Herr von Pappenheim. Während der Reise des Prinzen korrespondierten die Geschwister lebhaft miteinander, denn Karl Friedrich blieb zu Karolines Kummer lange von ihr getrennt, ja selbst ihrer Konfirmation konnte er nicht beiwohnen, zu der Herder die edle Tochter seiner hohen Gönnerin vorbereitete. Sein Unterricht war für sie eine Quelle geistigen Genusses gewesen, sie war dabei dem Manne nahe getreten, von dem eine eigene Scheu sie bisher fern gehalten hatte. Gehörte er doch entschieden wenn nicht zu den Widersachern Goethes, so doch zu dem Goethe kühl gegenüberstehenden Kreis, der sich um die Herzogin Luise bildete, ohne daß sie selbst einen solchen hätte schaffen wollen. Die Fürstin mit dem „Römergeist und Römerherzen" war dem Treiben der Freunde ihres Gatten fern geblieben, weil es ihrem tiefsten Inneren widerstrebte; wer ähnlich fühlte, wandte sich naturgemäß zu ihr, aber auch die Neidischen, die kleinen, sich zurückgesetzt fühlenden Geister drängten sich an sie, ohne ihre für alle gleich unnahbare Höhe zu erreichen. Sie gehörte zu den sensitiven Naturen, die sich bei der ersten Berührung so in sich zusammenziehen, daß nichts und niemand sie wieder zur Entfaltung bringt, selbst nicht ihre Kinder, und die einsam bleiben, so unglücklich sie sich selbst in dieser Einsamkeit fühlen mögen. Herder stand ihr vielleicht am nächsten und war, seitdem er Karoline unterrichtete, das Bindeglied zwischen Mutter und Tochter. In ihren allem Großen und Guten so leicht zugänglichen Geist goß er seine besten Gedanken und größten Lehren, und er öffnete auch zuerst ihren Blick für die politischen Weltbegebenheiten, die er selbst, im Gegensatz zu den meisten Weimarern, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Für Karoline war dies von größter Bedeutung: das Traumleben unter den Musen und Grazien versank für sie und sie sah sich plötzlich mitten in dem Strudel des Stromes der Zeit, der damals seinen gleichmäßig ruhigen Lauf noch nicht wieder gefunden hatte. Es ist bekannt, mit welchen Hoffnungen Herder den Ereignissen der französischen Revolution gefolgt war; er sagte: „daß seit Einführung des Christentums und seit Einrichtung der Barbaren in Europa, außer der Wiederauflebung der Wissenschaften und der Reformation, sich nichts ereignet hat, das diesem Ereignis an Merkwürdigkeit und Folgen gleich wäre," und verfaßte die Briefe, die Fortschritte der Humanität betreffend, die in ihrer ursprünglichen Fassung an Kühnheit der Sprache und Vertrauen zu dem „Geist der Zeiten" alles übersteigen, was von anderen Seiten damals zu gunsten der Revolution gesagt worden ist. In glühender Begeisterung prophezeite er eine neue Ordnung der Dinge, einen Staat, der nur einen Stand, das Volk, kennen, eine neue Kunst und Wissenschaft, die von der alten Schönrednerei nichts mehr wissen würde, und schrieb das alles zu einer Zeit nieder, als sein Landesfürst und sein Freund Goethe zu dem unseligen Champagne-Feldzug ausgerückt waren und die Politik aller verbündeten Höfe das Gegenteil seiner Wünsche zu erreichen suchte. Seine Auffassung hielt nicht lange stand. Die Sonne der Freiheit ging blutig unter; bitter enttäuscht zog er seine Briefe zurück, um sie erst in ganz veränderter Gestalt der Öffentlichkeit zu übergeben. Doch obwohl er mit seinen Hoffnungen zunächst Schiffbruch gelitten hatte, sein Optimismus arbeitete sich wieder empor, er glaubte nach wie vor an den endlichen Sieg der Humanität, und diesen Glauben pflanzte er tief in das Herz seiner Schülerin, der Prinzessin Karoline, ein. Seine Briefe zur Beförderung der Humanität wirkten fast noch mehr auf sie als sein persönlicher Einfluß, und ihre damals gewonnene Überzeugung von dem moralischen und persönlichen Fortschritt der Menschheit schlug so feste Wurzeln, daß kein noch so tiefes Leid sie mehr zu erschüttern vermochte. Ihrem Geist gab dieser Glaube

neue Schwungkraft, ihrem ganzen Wesen prägte er eine ruhige, ernste Heiterkeit auf, die sie so unendlich anziehend machte.

Am 15. April 1802 wurde Karoline eingesegnet. Amalie von Imhoff schrieb darüber:* „Welch rührendes Fest erlebte ich heute! Unsere geliebte Prinzeß legte ihr Glaubensbekenntnis ab und wurde von Herder eingesegnet. Du kennst den herrlichen Mann, ich brauche dir nicht zu sagen, wie er gesprochen und das zarte, liebenswürdige Wesen, das so unschuldig dastand, ihrem Schöpfer Treue zu geloben, und noch nicht weiß, welche Proben ihr aufbehalten sind. Ich kann nicht sagen, wie tief ich erschüttert wurde. Ich brachte den ganzen Tag allein zu, abends übergab ich ihr ein Gedicht als Erinnerung ... Sie ist wirklich einem Engel gleich!“ Die Prinzeß schickte dies Gedicht an Knebel, fügte aber in ihrer großen Bescheidenheit hinzu, daß es nicht bekannt werden dürfe. Herder versicherte, noch nie sei er selbst bei einer solchen Gelegenheit so ergriffen gewesen, und da Karoline nichts mehr bedauerte, als daß nun sein Unterricht ein Ende hatte, so ergriff sie auch später jede Gelegenheit, um ihren verehrten Lehrer wiederzusehen, und blieb durch die Freundschaft, welche sie mit seinen Kindern, besonders mit Luise und Adalbert, verband, in dauerndem Verkehr mit dem Herderschen Hause. Bis Mitte Juni desselben Jahres erfreute sich die nun erwachsene Prinzeß des täglichen Umganges mit allen ihren Freunden. Sie schwärmte mit Amalie Imhoff für Schiller, sie klagte mit ihrem Bruder Bernhard um den Zustand Deutschlands, sie saß unter den berühmtesten Frauen Weimars am Theetisch der Frau von Stein vor ihrem Haus unter den steifen Orangenbäumen, und eilte leichtfüßig durch die Wälder, wo kein Zwang sie bedrückte. Daheim vertiefte sie sich in Galls Schädellehre und machte heimlich bei Tafel ihre Beobachtungen an den Köpfen der Anwesenden. Sie spielte Komödie und ging eifrig ins Theater, besonders wenn Goethes und Schillers Dramen aufgeführt wurden. Oft, wenn die Aufführung sie unbefriedigt gelassen hatte, las sie nachher mit ihren Freundinnen das Werk bis tief in die Nacht hinein durch, um den schlechten Eindruck zu verwischen. Viele Stunden des Tages brachte sie im Krankenzimmer ihrer lieben Henriette Knebel zu, die gerade damals von einem alten Gichtleiden sehr geplagt wurde. Noch kurz bevor beide sich zum erstenmal in ihrem Leben auf einige Wochen trennten — Henriette ging nach Karlsbad und von da nach Ansbach zu ihrer Mutter, Karoline begleitete die Herzogin nach Baden — kam die Herzogin von Kurland mit ihrer Tochter, der Prinzessin Pignatelli, und mit dem geistvollen Prinzen Belmonte zum Besuch nach Weimar. Die üblichen Hoffeste entlockten Karoline manchen Seufzer, aber auch die so freudig begrüßte Reise befriedigte sie nicht, sie war noch nie von ihren Freunden fern, noch nie so lange allein mit ihrer Mutter gewesen und freute sich nicht wenig, als sie im September endlich wieder ihren alten, lieben Kreis begrüßen konnte, in den der Tod der schönen Elise Gore bald die schmerzlichste Lücke riß. Sie war zart, aber nicht eigentlich krank gewesen, um so furchtbarer wirkte die Nachricht von ihrem plötzlichen Scheiden auf das leicht erregbare Gemüt der Prinzeß. Sie besuchte die ganz gebrochenen Hinterbliebenen, den alten Vater und die Schwester Emilie, um deren Leben Charlotte von Schiller, wie sie an Fritz Stein schrieb,* mit Recht auch fürchtete, denn die Familie gehörte aufs innigste zusammen. Dabei fiel es Karoline schwer aufs Herz, wie kühl man im ganzen in Weimar über den Todesfall selbst eines beliebten Gliedes der Gesellschaft hinwegging. Solch ein memento mori suchte das lebenslustige Völkchen möglichst schnell zu vergessen, so schnell, daß es wohl nicht dem Leichtsinn,

* Henriette von Bissing a. a. O. S. 47.

* Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860. S. 470.

sondern der Herzlosigkeit ähnlich sah. So war ungefähr um dieselbe Zeit Korona Schröter gestorben; wie hatte sie einst geglänzt, wie war sie gefeiert gewesen! Und um ihr Begräbnis wollte sich niemand kümmern, kein Leichenstein schmückte ihr Grab. An das „Märchen, das immer dasselbe ist“, den Tod, mochte, wie Goethe sagte, keiner erinnert werden. „In Weimar, wo das Leben aus vollen Pulsen quillt und die Thätigkeit und die Wirksamkeit zur höchsten Anstrengung steigt, ist es nicht Sitte, von Toten oder gar von Begrabenen zu sprechen,“ schrieb Henriette Knebel ihrem Bruder voll Bitterkeit, nachdem sie ihm die Bitte ihrer Prinzeß vorgetragen hatte, auf ihre Kosten einen Leichenstein machen zu lassen, aber ohne ihren Namen zu nennen. Knebel war tief gerührt und äußerte sich sehr befriedigt über die Zeichnung, welche Prinzeß Karoline für das Denkmal entworfen hatte: ein einfacher Stein, an den vier Ecken eine Harfe, ein Lorbeerzweig, ein Schmetterling und ein Thränenkrug, wie er noch in Ilmenau zu sehen ist.

Mit dem beginnenden Winter machte die Geselligkeit wieder ihre Ansprüche an Karoline. Durch die Anwesenheit Reichardts, des bekannten Komponisten, standen musikalische Aufführungen jetzt im Vordergrund des Interesses. Er spielte nicht nur in Gesellschaft vor, er besuchte auch die Prinzeß allein und sie vermittelte seine Bekanntschaft mit Schiller. An Charlotte schrieb Fräulein von Knebel: „Reichardt wünscht sehr, Ihnen etwas vorspielen zu dürfen. Wirklich hat er einige Lieder von Schiller recht hübsch in Musik gebracht. Theklas Geist finde ich recht schön und ich habe mit Rührung und großer Liebe an Sie gedacht.“ Während eines Thees bei Amalie Imhoff, wo das Lied gesungen worden war, zeichnete die Prinzeß mit ihr ein Bild dazu, welches der Musiker zum Andenken mitnahm. Die Gewißheit, Amalie bald zu verlieren — sie war mit dem Schweden Herrn von Helvig verlobt —, trieb Karoline häufiger denn je zu ihr. Während der Vormittage malte Fräulein von Imhoff die Prinzeß: mit einem ostindischen Shawl hatte sie die zarte Gestalt phantastisch drapiert, so daß sie wie die Statue einer Psyche aussah. Die Abende waren fast immer durch Hoffeste ausgefüllt, nur manchmal flüchtete sich Karoline mit ihren Freundinnen in Schillers trauliches Heim, wo sie gewiß war, immer willkommen zu sein. Erst durch die Rückkehr ihres geliebten Bruders, der auch den Konsul Bonaparte in Paris besucht hatte und viel Interessantes zu erzählen wußte, gewannen die Feste im Schlosse wieder Inhalt und Reiz für sie. Fast den ganzen Tag waren die Geschwister zusammen; sie teilten ihre Freuden und Schmerzen wie ihre geistigen Genüsse, und die Prinzeß hatte immer kleine freundliche Überraschungen für ihren Bruder im Sinn, die ihm sonst von keinem zu teil wurden. So verschaffte sie sich durch Knebels Vermittelung die Gedichte von ihres Bruders Lieblingsdichter, Johann Niklas Götz, und bekam sogar noch ungedruckte, die sie zusammenbinden ließ und ihrem Bruder schenkte. Heute ist Götz, der als bescheidener Pfarrer in Winterburg lebte, wohl nur denen bekannt, die sich des günstigen Urteils von seiten Friedrichs des Großen über dessen Dichtung „Die Mädcheninsel“ erinnern; es war das einzige Werk unserer poetischen Litteratur, das der König seiner Beachtung wert fand. Knebel hatte es auf seine Kosten zur Zeit seines Potsdamer Aufenthaltes wieder abdrucken lassen und schätzte den Dichter bis in sein Alter so sehr, daß er ihm in Herders Adrastea ein Denkmal setzte.

Im Juni 1803 kam der König von Preußen mit seiner Gemahlin, seinem Bruder Heinrich und seiner Schwester, der Prinzeß von Oranien, die mit ihrem Gatten seit einem Jahre in der Nähe von Fulda lebte, zu kurzem Besuch nach Weimar. Prinzeß Karoline gewann sich schnell die Liebe aller, ja Prinz Heinrich schien sich ernstlich um sie zu bemühen, und er gefiel ihr gut, was ihr ein Jahr später

bei dem Besuch eines anderen Verwandten erst klar wurde. „Voriges Jahr um die Zeit," schrieb sie an Charlotte von Schiller, „wurde auch immer im römischen Haus gegessen; Lolo, ich kann's Ihnen nicht sagen, wie mir der Unterschied auffällt ... Die chère mère (Frau von Lengefeld) hat sehr recht, daß es besser ist, die Nase in die Bücher, als in die Welt zu stecken." Das that Karoline mehr denn je, Dichtungen und Geschichtswerke, ja sogar philosophische Abhandlungen las sie mit Aufmerksamkeit, und wofür ihre Umgebung wenig Interesse zeigte: die politischen Ereignisse der Gegenwart, darüber suchte sie sich auf alle Weise Klarheit zu verschaffen, und während fast alle Fürsten in Napoleon den Erretter begrüßten, der den Feuerstrom der Revolution erstickte, verfolgte sie seine Schritte mit mißtrauischer Angst, denn ein „Beförderer der Humanität", den sie bewundert haben würde, war er ihr nicht. Die erneute Trennung von ihrem Bruder bekümmerte sie auch; ging er doch nach Rußland, wo die Braut für ihn gewählt worden war. Wird er sein Glück dort finden? Wird sie trennend zwischen mir und ihm stehen? Das waren die Fragen, die sie quälten, und als im Herbst die Nachricht kam, er sei sehr glücklich und bezaubert von der jungen Großfürstin, die sich für ihn erklärt habe, fühlte sie sich noch immer nicht ganz beruhigt. Bei ihren Freunden, besonders bei Charlotte Schiller, fand sie Trost und Liebe. Mit herzlicher Freude nahm sie die Patenstelle bei der kleinen Emilie an, wofür ihr Schiller selbst dankte, indem er schrieb:* „Die innigste Ergebenheit und herzliche Verehrung, die ich Ihnen, beste Prinzessin, gewidmet habe, soll in diesem lieben Kinde fortleben und ihr Name sich an meine schönste Freude anküpfen."

Auch den guten alten Wieland sah sie häufig und freute sich seines immer heiteren Wesens; er widmete ihr manches begeisterte Gedicht, und der Name, den er ihr in einem derselben gegeben hatte, „Serena", blieb ihr. „Sie wird ja doch eine solche bleiben!" schrieb Knebel, „die wahre Heiterkeit gründet sich nur auf Ernst und tiefe Selbstverleugnung. Deshalb ist sie in Weimar so rar!" Karolines anderer väterlicher Freund Herder hatte schon seit längerer Zeit nicht mehr vermocht, die vielen Stufen zu ihr empor zu steigen; als es ihm immer schlechter ging, kam Adalbert, der Jugendgespiele der Prinzeß, nach Weimar, und es schien, als ob seine Nähe den Vater kräftigte. Doch die tückische Krankheit gewann schnell wieder die Oberhand; am 18. Dezember 1803 verschied der edle Mann. Sein Tod erschütterte Karoline so tief, als wäre ihr auch der Vater gestorben; lange dauerte es, bis sie das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfand und sich sagte, daß sie sein Andenken am schönsten ehre, wenn sie in seinem Sinne, gefaßt und ernst, weiterlebe. In der Nacht, da er begraben wurde, saß sie thränenden Auges an ihrem Schreibtisch und brachte die Worte zu Papier:*

Unerbittlich Geschick, du reißest vom Busen die Freunde,
Reißest die Wurzeln aus, die an die Erd' uns geknüpft!
Doch der entwurzelte Stamm treibt höher zum Himmel die Zweige,
Schöpfet von oben herab neue verborgene Kraft;
Treibet, vom Tau des Himmels genährt, aufsprossende Blüten,
Und begegnet der Schar unsrer Geliebten allda.

Einen Tag vor Herder war auch Frau von Imhoff, Amalies Mutter und Frau von Steins Schwester, gestorben, so daß allenthalben Trauer zu finden war und Frau von Staël, die zu derselben Zeit ankam, einen ungünstigen Augenblick dazu gewählt zu haben schien. Aber die geistvolle, warmherzige, lebensprühende Frau zog schnell auch die absichtlich Fernstehenden in ihre belebende Nähe, nicht zum wenigsten Prinzeß Karoline, die bald ganz in ihrem Banne stand. Solch eine Unter-

* Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Seite 301.

* Vgl. Knebels litterarischen Nachlaß (Leipzig 1835, Seite 82), und Goethes und Knebels Briefwechsel (Leipzig 1851. Zweiter Band, Seite 184).

haltung, wie Frau Staël sie anregte, war in Weimar etwas Neues: sie berührte die schwierigsten Fragen der Philosophie, sie sprach sich deutlich über die politischen Zustände aus, besonders über den Machthaber der Franzosen, dessen offene Feindin sie war, die einzige vielleicht, die es damals zu sein wagte. Sie lockte mit immer gleicher Liebenswürdigkeit das innerste Sein der Menschen ans Tageslicht und rief eine so allgemeine geistige Bewegung hervor, in deren Mittelpunkt sie stand, daß eine gesellige Zusammenkunft ohne sie nicht mehr zu denken war. Am längsten sträubte sich Goethe nicht nur gegen ihre Bekanntschaft, auch gegen den Einfluß ihres Geistes. Nach Jena, wo er sich aufhielt und wo die Nachricht von Herders Tod ihn die Zurückgezogenheit suchen ließ, schrieb ihm Schiller von ihr: „Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen; sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches ... Sie hat eine schreckliche Scheu vor der Realphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt.“ Und Goethe selbst sagte, nachdem er sie kennen gelernt hatte, sie rege zu einer gewissen Thätigkeit auf, deren Mangel sie den Weimarern vorwarf, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern zeige sich immer in der glänzendsten Weise.* Seinen Freunden gegenüber fügte er noch hinzu: „Sie spricht gut, aber viel, sehr viel,“ während sie seufzend meinte, er habe sie gar nicht zu Worte kommen lassen! Prinzeß Karoline verlor in ihrer Nähe ihre gewohnte stille Zurückhaltung und gefiel der klugen Französin so gut, daß sie Goethe und die Prinzeß für die einzigen interessanten Menschen in ganz Weimar erklärte, obwohl sie ersteren oft scharf kritisierte und seine „Natürliche Tochter“ z. B., die während ihres Aufenthaltes zur Aufführung kam, ganz verwarf. Ein wichtiges Ereignis war für die Prinzeß die um dieselbe Zeit stattfindende erste Aufführung von Schillers Tell. Tage vorher war sie schon in großer Aufregung und ihr Entzücken darüber kannte keine Grenzen, trotzdem das lange Stück sie auch ermüdete, freilich nicht so wie Henriette von Knebel, die an den Schillerschen Trauerspielen stets etwas auszusetzen fand und das stundenlange Stillsitzen nicht aushielt.

Im Sommer 1804 fand in Petersburg die Vermählung des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna statt, und ehe das junge Paar selbst einzog, erfreuten sich die Weimarer an dem ungewohnten Anblick russischer Bauern, die den Brautschatz der Fürstin ihrer neuen Heimat zuführten. Prinzeß Karoline begrüßte ihre Schwägerin schon in Naumburg und zog mit ihr zusammen in Weimar ein; zagend war sie ihr entgegen gekommen, glückstrahlend kehrte sie mit ihr zurück, denn sie fand in Maria Paulowna alle ihre Erwartungen weit übertroffen, alle ihre Wünsche für das Glück ihres Bruders erfüllt. Es herrschte nur eine Stimme des Lobes über sie: „Wenn sie nicht das Bittere in Süßes verwandeln kann, so müssen unsere Menschen ein sehr verkehrtes Geschlecht sein,“ schrieb Henriette von Knebel. „Sie ist eine schöne junge Heilige, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe wert ist,“ sagte Goethe, und Wieland riß die Begeisterung so weit hin, daß er ausrief: „Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels noch in meinem zweiundsiebzigsten Jahre zu genießen.“ Die kleine Anrede, mit denen die Mädchen der Stadt das erbprinzliche Paar empfingen, hatte er verfaßt, während Voß zu den Blumen, die ihr überreicht wurden, die Verse gedichtet hatte. Schillers herrliches Vorspiel: „Die Huldigung der Künste“, begrüßte sie im Theater, und überall sahen die Weimarer ihre liebe Prinzeß Karoline in nächster Nähe Maria Paulownas, was doppelte frohe Bewegung hervorrief. Karl Friedrich beglückte die Liebe zwischen den beiden ihm so Nahestehenden am meisten; er versicherte mit feuchten Augen,

* Vgl. Tag- und Jahreshefte 1804.

nun sei sein einziger und liebster Wunsch erfüllt, und Henriette von Knebel berichtete dem Bruder so viel von dem schönen Verhältnis, daß dieser beiden Prinzessinnen ein tiefempfundenes Gedicht widmete, in welchem es unter anderem heißt:

Nebeneinander stehen zwei holde Gestirn an dem Himmel,
Jugendlich zart und schön, beide verbunden durch Reiz.
Diesem möchte das Herz man anvertraun und jenem ein Schicksal;
Beide zusammen vereint bilden das glücklichste Los.

Sie blieben vereint und vereinten sich um so fester, als der immer dunklere Himmel die schwersten Stürme prophezeite, denen sie nur vereint stand halten konnten. Auch das gesellige Leben war im folgenden Winter weniger lebhaft; man fand sich häufig in kleinen Kreisen zusammen, aber nur gezwungen zu größeren, lauten Festen. Karoline ging häufiger noch als sonst in das Schillersche Haus, denn das immer krankhaftere Aussehen ihres verehrten Freundes erfüllte sie mit den traurigsten Vorahnungen, und als er wirklich seine große Seele ausgehaucht hatte, erschien ihr dieser Tag als eine ungeheure Kluft, die sie nun auf immer von ihrer glücklichen Jugendzeit trennte. Mit der vollen Innigkeit ihres Herzens schloß sie sich an die ganz gebrochene Witwe an, und der Briefverkehr mit ihr zeigt beide im schönsten Licht. Die Briefe Charlottes sind sämtlich veröffentlicht, von denen der Prinzeß nur wenige,* und die von Henriette von Knebel an Frau von Schiller, die gleichsam als eine Ergänzung dienen können, sind bisher unbekannt geblieben.

Bald nach dem für Weimar, für ganz Deutschland unersetzlichen Verlust besuchte die fürstliche Familie den König und die Königin von Preußen in Erfurt; Karoline und das erbprinzliche Paar folgten noch einer Einladung nach Gotha und zogen dann unter dem Jubel der Bevölkerung in Eisenach ein; schließlich empfing die ländliche Ruhe Wilhelmsthals die von Leid und Freude gleich Niedergedrückten. Von hier aus schrieb Karoline häufig an Charlotte, versuchte sie zu trösten und schilderte ihr den Tageslauf in ihrer lieben Einsamkeit.

Wilhelmsthal, 12. Juni 1805.

Mit meiner Schwägerin ihrer Gesundheit geht es zu meiner großen Freude recht gut, sie geht viel spazieren und kann es bis jetzt recht gut vertragen. Es freut mich, liebe Lolo, daß Sie sie auch so kennen und so lieb haben wie ich; es giebt kein besseres teilnehmenderes Herz, als sie hat, und nie kann man ihr warmes seelenvolles Wesen vergessen, wenn man sie einmal nur als eine Trösterin gesehen hat ... Ich reiste dann den anderen Morgen mit meiner Schwägerin nach Gotha, wo wir einem fürchterlich langen Diner beiwohnten. Abends um halb neun zogen wir mit Sang und Klang in Eisenach ein. Die Freude der Leute war ganz erstaunend herzlich; alles war mit vieler Ordnung arrangiert und ging hübsch und anständig zu. Den anderen Morgen habe ich mit meinem Vater und der Gräfin Henckel die Wartburg bestiegen, meine Mutter holte uns in Eisenach den Mittag ab und fuhr mit hierher. Das Wetter war zum Glück recht hübsch, das ganze Thal war voller Menschen, überall war Musik, auch wurde auf einer Wiese von den jungen Bürgern und Bürgermädchen ein Tanz getanzt. Ich kann nicht sagen, wie hübsch sich die große, freudige Volksmenge in der herrlichen Natur ausnahm. Die Eisenacher sind ein gutes Völkchen, lieben ihre Wiesen und ihre Berge mit treuem Herzen. Ein Tuchmacher, der als ein Marschall der Bürgerschaft neben dem Wagen und gerade an meiner Seite ging, hat mich durch seine Freude und Anhänglichkeit an sein Vaterland ganz besonders erfreut.

Die schönen hohen Fichten vor meinen Fenstern würden Sie recht freuen, der schöne, ruhige See und seine ganze liebliche Umgebung. Ich kenne keine Gegend, die mir bei Tag und bei Nacht so an-

* In „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“, Bd. I, S. 535 ff.

mutig ist wie die hiesige. Ich kann wohl sagen, daß ich mir hier wie eine vergnügte vegetierende Pflanze vorkomme, denn ich bin sonst gewohnt, oft in einem Tag ein Jahr von Kräften zu verleben, hier ruhe ich ordentlich aus.

Der Besuch Charlottes in Wilhelmsthal war für beide eine große Freude. Durch die Liebe ihrer geliebten Prinzeß fühle sie sich gestärkt, schrieb Charlotte, und der rührende Anteil der Großfürstin an ihr und an ihren Kindern erfülle sie mit inniger Dankbarkeit. Auch noch andere Besuche gingen in Wilhelmsthal aus und ein, so der originelle Herzog August von Gotha, dessen arkadische Idylle Kyllenion ihn und andere über die alle Idyllen zerstörende Gegenwart trösten sollte, und als sein Gegensatz der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg, in dem sich heiße Vaterlandsliebe mit dem klarsten Blick für das Elend seiner Zeit vereinigte. Durch seine im Jahre 1803 verstorbene Gemahlin Helene Paulowna war er der Schwager der Erbprinzeß von Weimar und als solcher ein gern gesehener Gast bei ihr. Er brachte in das stille Thal die Nachricht von dem Schicksal, das in Napoleons Gestalt immer näher rückte. „Und ich muß es kommen sehen und still halten," rief Karoline verzweifelt und fand ihre Ruhe lange nicht wieder; auf den Prinzen hatte das zarte und doch in ihren Gedanken und Gefühlen so kräftige ernste Mädchen tiefen Eindruck gemacht, doch die Not der Zeit ließ den Gedanken an eigenes Glück noch nicht in ihm aufkommen.

Ende des Sommers, als sich nach und nach alles wieder in Weimar zusammenfand, kam Dr. Gall dorthin und hielt vor einem großen Zuhörerkreis eine Reihe von Vorlesungen, die ebensolchen Beifall fanden, wie der Redner selbst, welchen Charlotte von Schiller einen genialischen Menschen nennt, der ihr durch seinen Charakter lieb geworden sei. Die Prinzeß wurde eine leidenschaftliche Verehrerin von Gall. Außer Henriette von Knebel gehörte nun noch Karoline von Bose zu ihrem nächsten Kreis, die von Ansbach aus zu der Freundin gezogen war und sie nicht mehr verließ. Alle drei Damen interessierten sich so lebhaft für Galls Schädeluntersuchungen, daß sie nach seinen Vorträgen einen Kursus der Anatomie bei einem Jenaer Professor durchmachten. Das erregte Goethes Aufmerksamkeit und er beschloß auch seinerseits die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft zu fördern und lud einen kleinen Kreis geistvoller Menschen jeden Mittwoch-Vormittag in sein Haus, wo er ihnen entweder selbst Vorträge hielt oder bedeutende Anwesende aufforderte, eigene Erzeugnisse vorzulesen. So suchte er während drei Vormittagen den Galvanismus durch Erklärung und Experimente klar zu machen* und trug in vierzehn Vorträgen seine Farbenlehre vor, mit der er sich damals ausschließlich beschäftigte. Außerdem pflegte er noch frei über verschiedene Themas zu sprechen und knüpfte einmal an ein Gespräch über die Elasticität der Luft an, indem er die moralische Elasticität als die den Menschen unter dem Druck der Begebenheiten immer wieder aufrichtende geistige Kraft pries, seine Zuhörer zu dem hinlenkend, was ihm als der einzige Trost in dieser Zeit erschien: zu der Beschäftigung mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen. Prinzeß Karoline folgte gern seinem Beispiel; sie las, auf Knebels Rat, Plato und stärkte sich an Mark Aurels Selbstbetrachtungen, aber die äußeren Ereignisse traten doch immer wieder an sie heran, so der Besuch des Kaisers von Rußland, dessen Persönlichkeit ihr um so mehr gefiel, als er ja gegen den Korsen zu Felde zog, und der frühe Tod des erst wenige Monate alten Söhnchens des erbprinzlichen Paares. Auch sah sie ihren Vater mit immer dunkler umwölkter Stirn; er vertraute ihr seine Sorgen an, und es entspann sich das schönste Verhältnis zwischen Vater und Tochter, denn sie erkannte nicht nur den Wert seines geraden

* Goethes Tagebücher, 3. Band. Weimar 1889.

Charakters in diesen Tagen, wo die allgemeine Charakterlosigkeit sie erschreckte, sie baute auch Hoffnungen auf die politische Rolle, die er in dem großen Drama spielen sollte. Oft, wenn sie vor ihrer Zeichnung saß — Goethe förderte auch diese Beschäftigung und schenkte ihr unter anderem seine eigenen Zeichnungen, die er von der Reise mitgebracht hatte —, überraschte sie Karl August mit irgend einer wichtigen Nachricht, die zu den Träumen, denen sie sich hingegeben hatte, in grellem Widerspruch stand; dann sprang sie auf, ging unruhig hin und her und wiederholte nur das eine: „Und du siehst zu, du siehst zu!"

Wenige Wochen vor der Schlacht von Jena schrieb Karoline an Charlotte Schiller, die in Rudolstadt war:

„Liebe Lolo, ich freue mich recht darauf, Sie wieder zu sehen, und dann kommen Sie ja öfters früh zu mir und lesen mir etwas vor. Fichte wird mich gewiß interessieren, mehr als alles andere; ich habe eine große Neugier zu solchen philosophischen Sachen... Man muß jetzt mehr wie jemals seine innere Ruhe zu behaupten suchen, da sie durch die äußere Unruhe so viel Gefahr läuft; in der Ruhe kann man eine große Ansicht des Lebens erhalten, die zum Glück unumgänglich notwendig ist. Ich weiß nicht, ob ich eine große habe, glaub es auch kaum; aber vor meine kleinen moyens ist sie immer groß genug. Was Sie mir vom Prinzen von Homburg geschrieben haben, freut mich recht. Es thut einem wohl in jetzigen Zeiten, so was Braves zu hören; es thut einem wohl in allen Zeiten, aber jetzt ist es der Seltenheit wegen noch ergreifender. Von den Homburgern so etwas zu hören, freut mich doppelt, denn ich habe eine große Neigung zu dieser Familie. Ach, wenn doch einer in der Lage wäre, handeln zu können! Ist es keiner? Die schreckliche Geschichte von dem Buchhändler Palm in Nürnberg werden Sie wohl gehört haben? der wegen dem Buch über die tiefste Erniedrigung Deutschlands, was er verlegt hatte, von den Franzosen füsiliert worden ist? Das ist abscheulich. Es kommen jetzt täglich neue Nachrichten von neuen Greuelthaten; wie im Tell, kommt es mir vor. Liebe Lolo, ich denke, je dicker und düsterer sich die Wolken zusammenziehen, je näher rückt das Ende des Gewitters. Nicht, daß ich denke, es wird sich still verziehen, ich glaube und hoffe fast auf eine Explosion, aber ach, hoffen kann ich es unmöglich, da habe ich nicht genug Mut dazu, denn, wenn es auch gut ist, was werden nicht noch für Wunden geschlagen werden! Es ist jetzt eine Stille in der Welt, aber eine furchtbare, drohende."

In demselben Brief vom 11. September 1806 erwähnte sie des damals so großes Aufsehen erregenden Selbstmordes des Fräuleins von Günderode. Durch ihre Freundschaft mit dem Heidelberger Professor Kreuzer hatte sie ihn seiner Gattin entfremdet. Nach schwerer Krankheit, während der seine Frau ihn aufopfernd pflegte, zerriß er das Band, das ihn an „Tian", wie sich die Günderode als Dichterin nannte, knüpfte, und diese nahm sich das Leben.* Die Prinzeß schrieb darüber: „Die Frau (Frau von Wolzogen) hat uns den Brief von Voß vorgelesen.** Die arme Günderode ist recht zu beklagen, wie muß es der im Herzen zu Mut gewesen sein! Man sollte nicht glauben, daß sie einer Leidenschaft so hätte unterliegen können, da sie eine so große Ansicht des Lebens zu haben schien. Kreuzer kommt mir mit all seiner Liebenswürdigkeit doch recht ärmlich und kläglich vor. Aber die armen Männer sind wohl alle so, denn die, die für die vorzüglichsten gelten, haben es nie besser gemacht. Ich dächte, es müßte ihnen doch, trotz der großen Schonung vor sich selbst, schlecht in ihrer Schwäche zu Mute sein."

* Vgl. Bettina von Arnim: Die Günderode.
** Litterarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. Zweiter Band, Seite 306. Leipzig 1849.

(Fortsetzung folgt.)



Toter Frühling.

Erzählung

von

Ossip Schubin.

Qu'as tu fait, qu'as tu fait de ta jeunesse?

I.



uiniert!" Sein Bruder hatte es ihm soeben kurz und bündig mitgeteilt, daß er ruiniert sei! Er wiederholte das Wort mechanisch, es wollte keinen rechten Sinn für ihn bekommen. „Ruiniert!" Er lächelte, während er es aussprach, als ob es sich um etwas Komisches handle.

„Ja, vollständig ruiniert!" wiederholte der Bruder, jedoch in ganz anderem, strengem, zurechtweisendem Ton — einem Ton, der in das kurze Wörtchen „ruiniert" eine vorwurfsvolle Strafpredigt zusammenfaßte — „vollständig ruiniert! Wir haben gestern mit Hunter zwei Stunden lang hin und her gerechnet. Nach Begleichung deiner Schulden bleibt dir bei sehr sorgfältiger Anlage deines Restchens Kapital ein Einkommen von dreihundert Pfund!"

„Dreihundert Pfund!" sprach der Ruinierte langsam vor sich hin, „dreihundert Pfund!" wiederholte er, „und davon soll ich leben!"

„Es ist alles, was du übrig behältst," wiederholte der Bruder mit einer Art grausamer Genugthuung, als ob er hätte sagen wollen: Da hast du's, ich hab dir's immer gesagt!

„So! Ah, du vergißt doch etwas," entgegnete ihm der Jüngere phlegmatisch, „den Kredit, mein Lieber, den treuesten Freund schwungvoller Verschwender, den Maréchal Bertrand, welcher ruinierte Taugenichtse nach St. Helena begleitet!"

Das Gesicht des älteren Bruders wurde ernst, ja, es nahm einen geradezu bestürzten Ausdruck an.

In London war's, wo dieses inhaltreiche Zwiegespräch stattfand, und zwar an einem regnerischen Maitag — welcher Maitag in London wäre nicht regnerisch! — in einer vornehmen Junggesellenwohnung im zweiten Stock eines Hauses von Mandeville Place.

Das Haus war von außen schokoladenfarbig, rauchgeschwärzt, kahl und häßlich, wie fast alle Londoner Häuser, aber das Zimmer, in welchem sich die beiden Brüder aufhielten, war ein kleines Meisterstück von geschmackvoll organisierter Wohnlichkeit. Schöne geschnitzte alte Holzmöbel drängten sich zwischen tiefe niedrige Lehnsessel, mit persischen Teppichen bedeckte Ottomanen und allerhand künstlerisch wertvollen Raritätenkrimskrams; in den Geruch von türkischem Tabak wehte der Duft frischer Blumen. Alles, was die Saison an Treibhausblumen Malerisches und Wohlriechendes zu bieten hatte, stand in Fayencekrügen, hoch aufgeschossenen Kelchgläsern oder auch in kleinen, mit Goldarabesken ausgeschmückten Vasen aus venetianischem Glase umher. Der Farbeneffekt war überall berücksichtigt.

Durch die offenen Fenster strömte die feuchte Regenluft, im Kamin flackerte ein angenehmes, wärmendes Holzfeuer.

An den Wänden des für seine Dimensionen ziemlich niedrigen Gemachs hingen statt der bei Junggesellen üblichen Odalisken- und Tänzerinnen-Dekorationen Bilder von wirklichem Wert, ein Corot mit von Wind gepeitschtem Frühlingslaub und irrsinnig durcheinander tanzenden Luftgeistern, ein Blumenstück von Diaz und verschiedene Landschaften von Claude Monet. Das kleine Gemach war offenbar das Nest eines Epikuräers, dessen Sinne durch ihren Kontakt mit einer sehr idealistischen Seele geadelt worden waren.

Man fühlte unwillkürlich Sympathie mit dem geschmackvollen Menschen, der sich diese Umgebung geschaffen, in welche er übrigens vortrefflich hineinpaßte.

Er war ein Engländer, und vom Kopf bis zu den Füßen Engländer; aber er gehörte zu jenem aus dem genußlästernden Pharisäertum der englischen Durchschnittsmenschen kühn hervorragenden Typ, den der alles ausgleichende Widerspruchsgeist in England gezeugt hat.

Seine Genußfähigkeiten ließen nichts zu wünschen übrig und seiner Genußsucht legte er wenig Beschränkung auf. Nebenbei war er begabt, nicht ohne Scharfsinn, impulsiv im Urteil ebenso wie in seinen Handlungen heftig, eigensinnig, aber sehr weich in seinem Empfinden. Seiner innersten Natur nach ein Verschwender, warf er nichts so mit vollen Händen auf die Heerstraße wie den Reichtum seines Herzens, den er nach rechts und links vergeudete, ohne sich vorerst zu fragen, ob die Geschöpfe, an die er seine Gefühle verschwendete, derselben irgendwie wert seien oder nicht. Er konnte nun einmal nicht leiden sehen!

Seine äußerliche Erscheinung entsprach dem inneren Menschen. Er war groß, schlank, mit einem Körper, der durch allerhand ritterliche Übungen zugleich gestählt und geschmeidig gemacht worden war, die Füße lang und schmal, eher groß als klein, die Hände sehr schön, dabei gebräunt und kräftig mit schlanken Fingern, aber etwas zu stark ausgearbeiteten Ballen. Der Kopf hatte eine in England keineswegs seltene Ähnlichkeit mit Lord Byron, krauses, kurz gehaltenes, hellbraunes Haar, eine breite, gerade Stirn, kurze Nase, Mund und Kinn ungewöhnlich schön geschnitten, die Oberlippe etwas kurz. Daß er die Augen nicht beständig in dem konventionellen Begeisterungsausdruck weit aufgerissen und emporgerichtet hielt, wie Lord Byron auf seinen zahlreichen Büsten und Bildern, versteht sich von selbst.

Man konnte es nicht leugnen, Jack Ferrars war ein sympathisches Menschenexemplar, aber er hatte auch seine Fehler. Er war leichtsinnig und hatte einen tadelnswerten Hang, Schulden zu machen.

Infolgedessen hatte Jacks Ausspruch über den Kredit seinen älteren Bruder nicht wenig aufgeregt.

„Kredit!“ rief er, „Kredit! Begreifst du es denn nicht, daß es eine Gewissenssache ist, einen Kredit anzustrengen, der keine Berechtigung mehr hat zu existieren! Wer soll deine Verpflichtungen decken?“

Jack steckte die Hände sehr tief in die Taschen. „Du wahrscheinlich!“ sagte er träge und schob die Augenbrauen in die Stirn.

„Ich? Ja, wie komme ich dazu, für deinen Leichtsinn zu büßen!"

Sir Bryan Ferrars war in jeder Beziehung der englische Durchschnittsmensch, sagen wir lieber, um jeglicher Kränkung seiner werten Persönlichkeit vorzubeugen, der englische Durchschnittsgentleman. Seine Großmutter war zwar eine Wäscherin gewesen, und sein Großvater hatte sich vom Arbeiter zum reichen Fabrikanten emporzuarbeiten vermocht, aber ersteres hatte er vergessen und das zweite glaubte er nicht mehr. Daß sein Großvater mütterlicherseits ein Earl gewesen, hörte im Gegenteil nie auf, ihm gegenwärtig zu sein. Er bildete in jeder Beziehung den schroffsten Gegensatz zu seinem Bruder, war mittelgroß, kahlköpfig, tadellos rasiert, tadellos gekleidet, blaß, korrekt, ohne eine andere Individualität außer der allgemeinen seines Standes und seiner Nation und machte den Eindruck einer farb- und geschmacklosen Frucht, die ohne Sonnenschein gereift ist.

„Wie komme ich dazu, für deinen Leichtsinn zu büßen!" ereiferte sich dieser Musterengländer.

„Die Unterstützung armer Verwandten ist eine Steuer, die ein Mensch wie du für seine Vornehmheit zahlt!" entgegnete ihm Jack, und dabei blies er, bequem in seinem Polsterstuhl zurückgelehnt, Rauchringe an den Plafond.

„Du hast kein Verständnis für das Wort, welches die Civilisation zusammenhält, das heißt für das Pflichtgefühl!" ereiferte sich der Baronet, welcher unter anderen für die Menschenkategorie, der er angehörte, charakteristischen Eigenschaften auch diejenige besaß, keinen Spaß zu verstehen.

Jack blinzelte durch den bläulichen Rauchvorhang, welcher ihn von seinem Bruder trennte, mit einem sehr humoristischen Gesichtsausdruck zu ihm hinüber. „Aber mein Lieber, wie soll ich's denn anfangen, um zu existieren? Von dreihundert Pfund kann ich nicht leben, nicht einmal in Boulogne. Hm! ich könnte mich allenfalls mit meinem chinesischen Freund Ten ar hae ins Einvernehmen setzen und eine Theehandlung eröffnen in Bondstreet, falls du dich entschließt, mir das nötige Kapital vorzustrecken!"

„Ich verfüge über kein bares Geld," erwidert der Baronet eisig; „im übrigen muß ich aufrichtig sagen, daß mich's dünkt, du könntest etwas anderes unternehmen, als ... was ... was schließlich unsere Familie diskreditieren müßte."

„Ja, aber was soll ich denn thun?" und Jack schob die Brauen fragend in die Stirn.

„Vor allem kannst du deine Kunstschätze verkaufen!" rief der Baronet unwirsch, indem er den Blick über die mit Bildern geschmückten Wände gleiten ließ. „Deine Ausgaben in dieser Richtung standen ohnehin nie im Einklang mit deinen Verhältnissen."

„Ah! mich von meinen Lieblingen trennen, hm! Hast du vielleicht die Absicht, mir sie abzukaufen zu ermäßigten Preisen, Bryan?"

„Ich wäre nicht abgeneigt."

„So, so! Das ist ja sehr schön! Nun, wir können gleich den Überschlag machen. Meinen Old Crome — dreihundert Pfund."

„Zweihundertfünfzig Pfund wäre wirklich schon ein sehr schöner Preis," fiel der Baronet lebhaft ein. „Bei der letzten Auktion bei Christie verzeichnete man entschiedene Baisse der alten englischen Landschafter."

„So, dann will ich die nächste Hausse abwarten!" entgegnete Jack phlegmatisch. „Den Corot tausend Pfund."

„Jack! Bist du verrückt?" rief Sir Bryan, welcher dieses Anbot als ein direktes Mordattentat auf seine Börse zu betrachten schien, „fünfhundert Pfund wäre reichlich bezahlt!"

„Meinungsverschiedenheit zwischen zwei gleich kompetenten Kunstrichtern!" erwiderte Jack und zog die Schultern in die Höhe. „Ich schätze meinen Corot auf tausend Pfund."

„Hm! Soll ich dir einen Sachverständigen schicken, der dir die Bilder ab-

schätzt?“ fragte Sir Bryan nach einem Weilchen.

„Nein, danke, das besorge ich selbst, aber nach weiterer Überlegung habe ich den Gedanken aufgegeben, mich von meinen Bildern zu trennen.“

„Ja, wie willst du denn deine Existenz einrichten?“

„Ich will von meinen Renten leben,“ versicherte Jack mit Humor.

„Das ist nicht möglich!“ entschied Sir Bryan, „aber du weißt, wie sehr ich mich stets bemüht habe, dir beizustehen. Es ist mir nie auf eine Kleinigkeit angekommen!“

„Du warst stets großmütig gegen mich, dieses Tintenfaß verdanke ich dir!“ bemerkte Jack und deutete auf ein riesiges Unding, das seinen Schreibtisch schmückte und auf dem zwei Graburnen, von zwei Sphinxen bewacht, aus einer schwarzen Marmorplatte emporragten. „Also, was hast du für einen Vorschlag zu machen?“

„Deine Universitätserziehung berechtigt dich zu einer Stellung in der Kirche. Ich habe eine Pfarrei zu vergeben, sie steht zu deiner Disposition.“

„Hm! Fünfhundert Pfund jährlich und, wenn es hoch hergeht, zweimal des Monats eine Einladung zu Tisch im Herrenhaus! Etwas Lockenderes weißt du für mich nicht?“ fragt Jack gedehnt.

„Nein!“ sagte Sir Bryan kurz, fast ungeduldig. Der leichtsinnige Ton seines Bruders verdroß ihn. „Überlege dir die Angelegenheit — komm morgen zum Essen zu uns, nein, lieber zum Lunch, es fällt mir soeben ein, zum Essen haben wir ein paar Menschen eingeladen, und die Londoner Speisezimmer sind so unbequem klein!“

„Entschuldige dich nicht weiter, 's ist nicht der Rede wert!“ Jack lachte gutmütig.

„Hm! — natürlich, unter Verwandten kann man offen sein!“ Der Baronet zog seine Uhr. „Meine Zeit ist um,“ rief er, „ich muß ins Haus!* Also adieu, Jack — auf morgen. Überleg dir meinen Vorschlag — es ist ein schöner Garten bei der Pfarrei!“ Damit verschwand dieses Muster eines tugendhaften Briten und liebevollen Bruders.

Die Hände tief in den Taschen, die Achseln bis zu den Ohren hinaufgezogen, blieb Jack inmitten des Zimmers stehen und blickte mit einem sehr kuriosen Lächeln vor sich hin. Da öffnete sich die Thür, hinter welcher der Baronet verschwunden war, noch einmal.

„Hast du etwas vergessen, Bryan?“ frug Jack.

„Ja, meinen Regenschirm — da ist er, danke,“ und dann, auf den knorrigen Griff seines Regenschirms gestützt, blickte der Baronet seinen jüngeren Bruder gedankenvoll an. „Es ist mir etwas eingefallen!“ meinte er.

„Nun was?“

„Du könntest heiraten.“

„Ich?“ fuhr Jack etwas erstaunt auf. „Wie fällt dir denn das ein? So gut ich mich erinnere, habe ich in letzterer Zeit keine junge Dame durch besondere Aufmerksamkeiten kompromittiert, verdiene also in dieser Richtung keine Strafe.“

„Ach was, es handelt sich nicht um schlechte Witze, sondern um die Befestigung deiner Verhältnisse!“

„Ergo! — verlob dich so schnell als möglich mit einem wehrlosen jungen Ding, das eine Million im Sack und — unglücklicherweise für sie — ein unbeschäftigtes Herz in der Brust hat, und mach dir dann vor dir selber weis, daß du dich in sie verliebt hast, damit dir doch eine anständige Entschuldigung dafür nicht mangelt, dich recht faul in der Wolle auszustrecken!“ sagte Jack.

„Du bist ein Schwatzbold — wie andere Leute Trunkenbolde sind!“ predigte ihn der Baronet an.

„Ja, infolgedessen wolltest du mich auf deiner Kanzel verwenden!“ rief Jack, „aber — hm! — wenn ich schon meine Schwatzsucht überhaupt berufsmäßig ausbeuten soll, so möchte ich es lieber mit dem Parlament versuchen! Apropos!

* The house — familiärer Ausdruck für das Parlament.

Könntest du mir nicht zu einer politischen Carriere verhelfen? — oder fürchtest du meine Rivalität?"

„Ah! Laß mich zufrieden!" ärgerte sich der Baronet, „ich habe keine Zeit mehr zu verlieren! — Es war nur so eine Proposition."

„Eine etwas vage — oder hast du an eine bestimmte Persönlichkeit gedacht?" fragte Jack.

„Natürlich!"

„An wen?"

„An Mary Winter!" sagte der Baronet ruhig. „Ich sehe gar nicht ein, warum du nicht Mary Winter heiraten solltest?"

* *
*

„Warum solltest du nicht Mary Winter heiraten?"

Von seinem langen Gespräch mit dem Bruder war Jack nichts im Gedächtnis geblieben als der eine Satz. Er sah sich in dem behaglichen Gemache um. Ein sonderbares Gefühl beschlich ihn — das Gefühl eines Menschen, der eine Hotelrechnung auflaufen sieht, die er nicht mehr bezahlen kann. „Ich werde kündigen müssen," murmelte er vor sich hin. Zum erstenmal begriff er, welche vollständige Veränderung seiner Lebenslage, welches Abbrechen all seiner bequemen, kostspieligen Gewohnheiten mit der Einbuße seines Vermögens verbunden war! „Hm! von dreihundert Pfund Sterling jährlich leben oder Schulden machen!" murmelte er vor sich hin.

Bisher hatte es ihn sehr wenig geniert, Schulden zu machen. Von seinen bequemen, kostspieligen Gewohnheiten war das einfach die bequemste und kostspieligste gewesen. In der festen Hoffnung, daß sich das alles sehr schnell in Ordnung würde bringen lassen nach dem Tode einer alten Tante, die ihn zu ihrem Erben einzusetzen versprochen, hatte er mit dem vollendetsten Gleichmut seine drei, vier, ja unter Umständen fünf per mese gezahlt. Aber — aber —

Es giebt drei Anlässe, bei denen auch die gutmütigsten Frauenzimmer sinnlos grausam werden: wenn ihre Eitelkeit beleidigt, ihre Eifersucht gereizt oder ihr Anstandsgefühl verletzt wird. Dies letztere Verbrechen (manchmal ist es nur eine Taktlosigkeit) hatte er seiner Tante Jessamy gegenüber auf sein Gewissen geladen.

Die Tante Jessamy war ein achtzigjähriges Mädchen gewesen, der nur drei Dinge warm am Herzen gelegen hatten: ihre Religion — ihre Prüderie — und ihr Vetter Jack. Sie ging mit einem Paar so mächtig großer Scheuleder bewaffnet durch die Welt, daß es ihr wirklich gelungen war, achtzig Jahre alt zu werden, ohne eine Ahnung von der Sündhaftigkeit der Welt und der sie bevölkernden jungen Männer zu gewinnen. Einmal bei einem Wettrennen, wo Jack sie nicht erwartet hatte, erblickte sie ihn in Gesellschaft mehrerer anderer sehr heiterer junger Leute auf einem Drag, eine hübsche junge Dame neben sich. Sie machte ihm von weitem Zeichen. Er wurde dunkelrot. Ein guter Freund von ihr, der Jack nicht wohl wollte, klärte sie auf über die Situation. Die Folge davon war, daß sie eine schlaflose Nacht verbrachte, den nächsten Tag aber ihren Anwalt zu sich berufen ließ, mit dessen Hilfe sie ihr Testament vollständig umstürzte. Sie starb, ehe sie Zeit gefunden, sich mit Jack zu versöhnen und ihre Übereilung zu bereuen.

Bei Eröffnung ihres Testamentes stellte es sich heraus, daß sie ihr ganzes Vermögen der Errichtung eines Hospizes für unverdorbene christliche Jünglinge im Ostend von London, einem Young men's home auf frömmster Basis, gewidmet hatte.

Es war eine unangenehme Überraschung für Jack, und die Folge davon, das eingehende Prüfen seiner Verhältnisse, bei dem sich die merkwürdige Schmälerung seines Vermögens herausstellte, war noch unangenehmer.

„Nicht mehr Schulden machen zu dürfen!" grübelte er vor sich hin, „nicht mehr Schulden machen zu dürfen!"

Dreihundert Pfund Sterling — nichts als dreihundert Pfund Sterling jährlich,

und die bezog er von zwei Häusern in einer entlegenen Vorstadt von London. Freilich waren Baugründe damit verbunden — Baugründe, die, wie sie sonst auch aussehen mögen, immer einen glänzenden Tummelplatz für die Hoffnungen von Menschen abgeben, welche momentan in Geldnöten sind. — Ja, die Baugründe würden einmal eine runde Summe abwerfen, — aber wann? — und indessen ... Er fing an, sich die Sache ernstlich zu überlegen. Plötzlich blieben seine Gedanken vor einem Hindernis stehen, das ihm Mißtrauen erregte, obgleich sich dahinter eine sehr annehmbare Zukunft ausbreitete. „Nun —“ er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, „nun — hm —“ diesmal nahmen seine Gedanken das ihm Mißtrauen erregende Hindernis, „nun, es ist schließlich recht thöricht, einen klugen Rat nur deshalb nicht zu befolgen, weil er uns von einem dummen Menschen erteilt worden ist. Warum sollte ich denn Mary Winter nicht heiraten? — eigentlich —“

Er streckte die langen Arme aus, dehnte und reckte sich wie ein Schuljunge, ehe er sich entschließt, an die Ausarbeitung eines besonders langweiligen Pensums zu gehen, dann sprang er auf, nahm Hut und Stock, eilte die Treppe hinab auf die Straße, bestieg den ersten Hansom, welcher ihm begegnete, rief ihm zu: „Ivylodge, Putney,“ worauf er todesmutig der weiteren Entwickelung seines Lebensschicksals entgegenrollte.

* * *

Mary Winter war eine Stiefcousine Jacks. Seine Tante war Marys Stiefmutter; infolgedessen hatten sie so beiläufig denselben Großvater, sonst hatten sie freilich sehr wenig miteinander gemein.

Ein auf Kinder und Kindeskinder hinab die Menschheit einengendes Kastensystem giebt es nicht in England. In keinem Lande von Europa wird dem menschlichen Ehrgeiz eine freiere, individuellere Entwickelung gegönnt als dort. Mit Hilfe einer Universitätserziehung kann es dort ein jeder zu dem Höchsten bringen, was das Land — unter der Krone — zu bieten hat, d. h. zum Hosenbandorden und zur Aufnahme in den Klub Whyte — siehe Lord Beaconsfield.

Eine undurchdringliche Exklusivität giebt es in England nicht. Dafür aber giebt es zwei streng geschiedene Menschenklassen — die Klasse, die sich amüsiert, und die Klasse, die sich langweilt. Natürlich ist hier nur von den gebildeten Klassen die Rede.

Freilich giebt es noch eine dritte Klasse — die große Klasse des Volks; die aber hat weder Zeit, sich zu unterhalten, noch Zeit, sich zu langweilen. Außerdem, daß sie die harte Arbeit für die Nation besorgt, dient sie derselben zu einem Objekt für national-ökonomische Betrachtungen, ebenso wie zu allerhand humanen oder inhumanen Experimenten, und bildet so zu sagen den Hintergrund für die beiden anderen Klassen — einen sehr düsteren Hintergrund, von dem sich die eine Klasse in bunter Farbenfreudigkeit, die andere in schlichtem Grau abhebt.

Die Klasse, die sich amüsiert, besteht aus dem glänzendsten Teil der Aristokratie und allem, was zu dem intimen Verkehr dieses Teils derselben gehört — der ganze Rest der Gebildeten, alles, was in den blendenden Zauberkreis nicht aufgenommen ist, gehört zu der Klasse, in der man sich langweilt.

In der Klasse, welche sich amüsiert, bildet der Genuß, zu einer Kunst veredelt, ja beinahe zu einer Wissenschaft ausgearbeitet, die einzige ernstliche Lebensaufgabe der Menschen. In der zweiten Klasse wehrt man ihn als ein Blendwerk des Teufels von sich ab, und wird derselbe als ein kontrebander Artikel an der Grenze der tugendhaften Gemeinde festgehalten. Die menschliche Natur fordert natürlich ihr Recht — manchmal in recht ungebärdiger Weise, aber — davon vorläufig nichts Näheres.

Obgleich Jack Ferrars eigentlich Marys Vetter war, gehörte er doch zu der Klasse, in der man sich amüsiert — und Mary

gehörte zu der Klasse, in der man sich langweilt.

Das kam so. Jacks Großvater war, wie bereits erwähnt, ein intelligenter Arbeiter gewesen, welcher sich durch langes, beharrliches Streben, durch die Erfindung eingreifender Webstuhlverbesserungen, durch scharfsinnige Kombinationen und unvorhergesehene Glückszufälle erst zum Compagnon seines Chefs, dann zum selbständigen Inhaber einer der bedeutendsten Firmen in Manchester emporgeschwungen hatte. Mit sechzig Jahren war er ein steinreicher Mann, der außer weitläufigen Webereien und Spinnereien noch verschiedentliches andere sein eigen nannte — einen ausgedehnten Landbesitz in Oxfordshire, mit einem Park, der für sich allein größer war als manches deutsche Rittergut, mit einem Glashaus, in welchem er jahraus jahrein Weintrauben pflücken konnte, die an kolossalen Dimensionen mit den Trauben Josuahs, biblischen Angedenkens, zu wetteifern vermochten, und mit einem Herrenhaus, das er nach eigenem Geschmack — manche Menschen bedauerten es — aus einer malerischen Ruine elisabethanischen Stils in ein etwas nüchternes, modernes Gebäude hatte umbauen lassen, in dem die Zimmer so groß waren, daß in jedem einzelnen eine Dorfkirche samt ihrem Glockenturm Platz gefunden hätte, und aus dessen Erdgeschoß man durch zwei Klafter hohe Spiegelscheiben auf einen Lawn hinaussah, der sich wie ein grüner Plüschteppich zwischen mächtigen Rhododendronhecken und hochstämmigen Eichen hinzog.

Außer dem allem besaß er zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Erziehung der Tochter, welche um mehrere Jahre älter war als der Sohn, fiel noch in ein verhältnismäßig unentwickeltes Stadium des Ferrarschen Familienehrgeizes hinein. Sehr begabt, sich mit allerhand interessanter Lektüre beschäftigend, mit einem dringenden Wunsch nach künstlerischer Schönheit behaftet, hatte Jane Ferrars das gedrückte, von allerhand beängstigenden religiösen Chimären verfinsterte Leben in der wohlhabenden, aber beschränkten Menschenklasse, welcher die Ferrars damals angehörten, nicht zum Aushalten gefunden. Sie hatte sich nach einem weiteren Ausblick in die Welt gesehnt, und hatte es schließlich durchgesetzt, daß ihr Vater sie behufs der Ausbildung ihres Malertalentes nach Paris gesandt hatte. Dort verbrachte sie zwei Jahre. Ein Roman, so hieß es, hatte sich während dieser zwei Jahre abgespielt. Sie hatte sich in einen jungen französischen Maler verliebt. Nach einer kurzen Verlobung hatte sich das Verhältnis gelöst. Der alte Ferrars hatte die Verbindung nicht zugeben wollen, und der junge Maler, Armand Sylvains hieß er, hatte ohne die Einwilligung desselben, das heißt ohne eine starke pekuniäre Unterstützung nicht heiraten können. Man war auseinander gegangen ohne Groll, das heißt Armand Sylvains hatte seine Feigheit und verhältnismäßige Gleichgültigkeit in die Form einer auf den ritterlichsten Gründen beruhenden Entsagung zu kleiden gewußt, und Jane Ferrars war zu stolz gewesen, die ritterlichen Gründe des näheren zu prüfen. Kurze Zeit darauf kehrte sie nach Manchester zurück. Alles in ihr war gebrochen außer ihrer Selbstachtung. Ihre Stellung im Hause ihres Vaters gestaltete sich in der Folge peinlich, und zwar als ihr ehrgeiziger Bruder nach einem glänzenden Debut im Parlament sich mit der Tochter des Earls von Jenniston, Lady Emily St. Clair, vermählt hatte.

Lady Emily St. Clair zeigte ihrer Schwägerin zwar die wärmsten Sympathien, Janes Bruder aber wurde immer ehrgeiziger und ungemütlicher.

Der alte Ferrars hatte sich nun gänzlich von seinen Geschäften und auf das von ihm erstandene großartige Landgut Westburne zurückgezogen. Hier machte Lady Emily die Wirtin — die arme Jane wurde mehr und mehr gegen die Wand gedrängt. Schließlich, nur um sich aus dem Wege zu räumen, heiratete sie

den ersten besten achtbaren Mann, der ihr seine Hand anbot, einen Witwer, Vater von zwei Kindern, an denen sie Mutterstelle vertrat. Er hieß James Winter, war seines Zeichens Solicitor und ein durchaus anständiger, uninteressanter Repräsentant der ewig gedrückten, ewig sich vor irgend etwas schämenden, ewig nach irgend etwas strebenden und zugleich vor Angst, bei diesem Streben ertappt zu werden, vergehenden englischen Mittelklasse, der Menschenklasse, die Jane unsympathisch war und vor der sie um wenige Jahre früher nach Paris zu flüchten versucht hatte.

Sie hatte nie einen gemeinschaftlichen Gedanken mit ihrem Manne, sie redete fast nie mit ihm, aber sie hielt ihm sein Haus ordentlich, sah, daß seine Mahlzeiten pünktlich auf den Tisch kamen, und bekümmerte sich, so gut es ging, um die Erziehung seiner Kinder.

Jane, die einst so lebenslustige, lebensmutige Jane Ferrars, gehörte durch ihre Heirat nun ein für allemal zu der Welt, in der man sich langweilt.

Immer mehr schied sich ihr Leben von dem ihres Bruders. Alljährlich aber verbrachten beide Geschwister doch ein paar Wochen unter demselben Dach, dem Dach des neu umgebauten alten Herrenhauses in South-Oxfordshire.

So kam es, daß Jack mit seiner kleinen Stiefcousine Mary Winter auf dem Rasenplatz vor den großen Spiegelfenstern Crocket gespielt hatte.

Während er nun in seinem Hansom an einer Endlosigkeit von schokoladefarbiger Architektur vorbei, dem Wohnsitz seiner Tante Jane in Putney entgegenrollte, dachte er an die alten Zeiten zurück.

Er sah seinen Großvater vor sich, genau, er hätte nach ihm greifen können, einen grobknochigen, hageren alten Mann mit tiefgefurchtem rotem Gesicht, gegen das seine buschigen weißen Brauen und sein kurz gestutzter weißer Backenbart — seine Oberlippe trug er natürlich glatt rasiert — seltsam abstachen. Er hatte kurze schwielige Hände, an denen immer etwas schwarz blieb, so sehr er sie auch waschen mochte; er lernte es nie, den Buchstaben H angemessen zu verwenden, und steckte beim Essen das Messer in den Mund.

Jeder Diener im Hause paßte besser hinein als der alte Herr, dem das Haus gehörte. Er machte immer den Eindruck eines zufällig hineingeratenen Fremden — er fühlte sich auch stets als solcher. Er war unvertraut mit seinen Dienern, mit seinen Gästen, ja selbst mit seinen eigenen Kindern, und obgleich er das dringende Bedürfnis fühlte, dieselben so oft und viel wie möglich unter seinem Dache zu beherbergen, wich er ihnen aus, wo er konnte. Den Kopf vorgebeugt, die Hände auf dem Rücken und beständig vor sich hinmurmelnd, pflegte er gewöhnlich in irgend einer entlegenen Allee seines Parkes auf und nieder zu gehen, wobei er darüber nachzugrübeln schien, warum ihm sein sauer erworbener Reichtum durchaus den Genuß nicht bieten wollte, den er sich davon versprochen. Wenn er überhaupt dazu kam, mit seinen Angehörigen zu reden, war seine Art zugleich despotisch und gereizt, dabei hatte er etwas Scheues und Mißtrauisches in seinem Blick.

Wenn der kleine Jack, von Spielen und Jauchzen müde, des Abends in seinem kühlen weißen Bettchen lag, so passierte es ihm nicht selten, sich mit dem Problem der Sonderbarkeiten seines Großvaters zu beschäftigen. Warum war der Großvater Ferrars denn so ganz anders als Jacks zweiter Großvater, Lord Fenniston?

Dennoch schloß er eines Tages Freundschaft mit diesem kuriosen Großvater, der den Buchstaben H mißbrauchte und immer mit dem Messer aß.

Der alte Herr hatte eine ausgesprochene Vorliebe für den munteren, braunlockigen Jungen gefaßt, eine Vorliebe, die mit allerhand linkischen Ängstlichkeiten recht rührend zu Tage trat. Von Zeit zu Zeit machte er dem Buben kleine Geschenke, drückte ihm mit wichtiger Miene

einen Schilling in die Hand und sah dann eilig von ihm weg.

Wenn Jackie mit seinem Bruder und seiner Cousine Crocket spielte, so blieb der Alte neben dem Spielplatz stehen, mit ausgespreizten Beinen, das Gesicht voll Runzeln und Sorgen, und sah ihnen zu, wobei sein Blick sich jedoch immer wieder auf Jack richtete. Einmal näherte sich ihm Jack freundlich und fragte ihn, ob er nicht mitspielen wolle. Der alte Herr schien dermaßen überrascht von der unerwarteten Liebenswürdigkeit des Kindes, daß ihm die Hände davon zitterten. „No — no ... thank you, my boy, thank you, dear!“ stotterte er und ging seiner Wege.

Ein andermal sah Jack den alten Herrn einsam unter einer alten Ulme auf einer Bank sitzen, eine schwere Hand auf jedem Knie. Jack schmeichelte sich an ihn heran und sagte ihm etwas Nettes, Zuthunliches, setzte sich neben ihn und plauderte ihm allerhand vor, um ihn zu zerstreuen. Plötzlich aber, mit der naiven Unzartheit der Kinder, deutete er auf die Hände des alten Herrn und fragte halblaut und fast feierlich beklommen, als ob es sich um die Aufklärung eines unheimlichen Geheimnisses handle: „Großpapa! Warum hast du immer schwarze Hände?“

Der alte Mann zuckte zusammen, blickte aufmerksam und als ob ihm etwas ganz Neues daran auffiele, auf die Hand herab, welche der Kleine gerade betrachtete, und versteckte sie dann beschämt in seiner Tasche. Als aber Jackie, welcher sofort merkte, daß er eine Dummheit gemacht, auf seine Knie kletterte und ihn umarmte, zuckte es in seinem roten, derbgeschnittenen Gesicht. Er zog die große Hand, welche er soeben versteckt, nur weil er sich geschämt, daß dieselbe bis zur Stunde ihrer endgültigen Verwesung den Stempel harter Arbeit tragen sollte, von neuem hervor. Dann die kleine, zarte Hand des Knaben auf seiner schwieligen Rechten ausbreitend, sagte er: „Ich hab mir die Hände schwarz gemacht, damit du die deinen recht weiß behalten kannst, Jackie!“

Jackie verstand die Worte damals noch nicht recht, aber sie prägten sich ihm tief ins Herz hinein, und von Stund an war er des Großvaters geschworener Freund.

Leider ertrug der alte Herr das Nichtsthun nur kurze Zeit. Kaum ein halb Dutzend Jahre, nachdem er sich von seinen Geschäften zurückgezogen, starb er, ohne daß der Arzt eine andere Krankheit an ihm festzustellen vermocht als vollständige Abnahme aller seiner Kräfte.

Und nun war Jacks Vater der unumschränkte Herr in dem großen Hause mit den zwei Klafter hohen Spiegelscheiben im Erdgeschoß. Allerhand geschmackvolle Veränderungen wurden an dem prächtigen Gebäude vollzogen; es wurde mit eben demselben Eifer alt gemacht, mit dem es Jeremiah Ferrars früher neu gemacht hatte. Es wurde dadurch zweifelsohne viel hübscher, und die Gäste, welche sich nach der anstandshalber eingehaltenen Trauerzeit einfanden, um den Komfort von Westburne-Hall mitzugenießen und seine neuerworbenen Kunstschätze zu bewundern, waren alle viel lustiger und angenehmer als die, welche den Großvater Ferrars besucht. Aber Jackie dachte doch noch oft mit Rührung an den armen alten Mann zurück, und manchmal sagte er sich: er hat sich die Hände schwarz gemacht, damit wir die unseren weiß behalten können.

Und einmal, da es besonders lustig zuging und der große Platz vor dem Schloß ganz rot war von Jägern auf feurigen Voll- und Halbblutpferden, die wie Atlas glänzten, da wurde Jackie mit einemmal so entsetzlich traurig zu Mute, daß er Mühe hatte, die Thränen zurückzudrängen. Ihm war's, als ob sich all die glänzenden Herrschaften darüber freuten, daß sein armer, reicher Großvater tot war.

Infolge seiner glänzenden politischen Thätigkeit, die sich gegen den Hintergrund des von seinem Vater erworbenen Geldes besonders gut ausnahm, wurde der Gatte Lady Emily St. Clairs zur Würde eines Baronets erhoben.

Er hieß nun Sir John Ferrars und betraute einen berühmten Heraldiker mit der Mission, ihm einen authentischen Stammbaum zu liefern. Der Heraldiker förderte die merkwürdigsten Dinge über die Vergangenheit der Familie Ferrars ans Tageslicht.

Jack wurde in ausschließlich aristokratischen Kreisen erzogen. Nichtsdestoweniger behielt er seine Beziehungen zu seiner Tante Jane stets aufrecht. Er schrieb ihr lange Briefe aus Eton, und als er später in Oxford, natürlich in dem exklusiven Christchurch college, die Universität besuchte, machte er seiner Tante und seinen Cousinen sogar einmal zwei Tage lang die Honneurs der malerischen alten Universitätsstadt. Aber was er auch dagegen thun mochte, den Mädchen gegenüber fühlte er sich fremder jedesmal, so oft er sie sah. Mit seiner Tante war das anders, an der hing er immer mit der warmen Sympathie, welche verwandte Seelen über jede räumliche oder zeitliche Trennung hinaus füreinander bewahren.

Wenn er sie sah, freute er sich immer über sie und begegnete ihr mit der Zärtlichkeit eines Sohnes. Aber er sah sie seltener, immer seltener, und um ihre beiden Stieftöchter hatte er sich in den letzten Jahren so wenig bekümmert, daß er heute, wo er mit der Absicht, Brautschau zu halten, nach Ivylodge fuhr, nicht mehr genau wußte, ob Mary Winters Haare schwarz, rot, braun oder blond waren.

Ein lauter Streit, in den Jacks Kutscher mit einem anderen Kutscher geraten und der sich um ein falsches Ausweichen drehte, weckte ihn aus seinen Träumereien. Er blickte auf und bemerkte, daß London, das eigentliche London, bereits hinter ihm lag. Anstatt durch lange Reihen schokoladenfarbiger Eintönigkeit, zeichnete sich die Architektur hier durch allerhand malerische Launen aus.

Die Häuser schlossen sich nicht mehr eng aneinander. Meist aus Rohbau ausgeführt, standen sie vereinzelt in frischen, grünen Gärten. Hohe Eschen und Ulmen ragten über die altväterischen, ebenso wie über die nur altväterisch thuenden Giebeldächer hinaus in die feucht-graue Luft empor. Große Rhododendronhecken mit eigentümlich durchsichtig erscheinenden blaßlila Blütenklumpen wuchsen dazwischen. An der einen Straßenseite streckte sich ein Stück unbebauter Hutweide hin, dann kam eine gotische Kirche mit starren, ernsten Spitzbögen, dann Gärten, immer wieder Gärten, und mehr launenhafte Architektur, meist elisabethanischen Stils.

Krr! Der Wagen hielt vor Ivylodge, dem Hause, das Mrs. Winter seit dem vor einem Jahre erfolgten Tode ihres Gatten bewohnte.

* * *

„Also das ist Putney?“ (der Name des Vororts, in welchem die Villa belegen war). „Also das ist Putney?“ murmelte Jack vor sich hin, indem er seinen Blick über die Gärten und hohen, meist mit halbrunden Ziegeln eingedeckten Dächer schweifen ließ. „Höchst unfashionabel, aber hübsch. Ich habe große Sympathien für Putney!“ Und er nickte aufmunternd mit dem Kopf, als fordere er ganz Putney auf, sich nicht vor ihm zu genieren, überhaupt nicht in Verlegenheit darüber zu geraten, weil sich einmal ein so großer Herr bis hier heraus verirrt. Er betrachtete alles mit der Neugier eines Touristen. Paris, Kalkutta und San Franzisko kannte er genau, in Putney war er nie gewesen, Wimbledoncommon war für ihn eine Entdeckung. Er hatte seine Tante noch nie hier besucht.

Ein griesgrämiger alter Diener öffnete ihm die Thür des Hall. Ein Geruch von heißem Wachstuch und Hammelbrühe schwebte ihm entgegen. Seine Vorliebe für Putney nahm etwas ab. Er hatte eine Abneigung gegen Hammelbrühe und Wachsleinwand. Auf seine Frage, ob sich die Damen zu Hause befänden, zögerte der Diener mit der Antwort. Endlich murmelte er: „Ja ... aber ...“

Jack gab ihm eine Karte mit der Weisung, selbe vorzuzeigen und ihm dann Be-

scheid zu sagen, ob er empfangen werden würde. Er hatte keinen Zweifel daran, daß man ihn empfangen würde.

Was jedoch hatte das „Aber ..." des Dieners bedeutet? Hatte sich vielleicht eine seiner beiden Cousinen verlobt? War der Bräutigam gerade anwesend?

Er fing eben an, sich zu ärgern, als sich die Thür öffnete und der Diener ihn bat, in das Drawingroom zu treten.

Das Drawingroom war ein langes, verhältnismäßig niedriges Gemach mit einer sehr hellen Wandtapete und ebenfalls in selben Farben gehaltenen Möbeln. Die Fenster reichten bis auf den Boden herab und blickten auf einen sammetweichen Lawn hinaus, der freilich in sehr verkleinertem Maßstab Jack an den Rasenplatz vor dem Manorhouse erinnerte, auf dem er seinerzeit mit seinen Cousinen Crocket gespielt. Eine Trauerescheе, deren Äste sich lang über den Boden hinschleppten und einen breiten, beständig im Winde zitternden Schatten über das zarte, kurze Gras warfen, stand auf dem Lawn.

Vor dem Kamin, in dem ein leichtes Holzfeuer brannte, saß eine alte Dame mit langen, ihre Ohren verdeckenden Scheiteln und einem mit Weiß verbrämten schwarzen Häubchen, der kleidsamen Witwentracht der Engländerinnen. Ihr mit Crepe besetztes, faltiges schwarzes Kleid floß in harmonischen Falten an ihren Gliedern hin. Ein niedriges Theetischchen stand neben ihr. Hinter ihr breitete sich ein japanischer Schirm aus. Welch reizendes Bild! dachte Jack bei sich. Er empfand eine aufrichtige Freude, die Tante wiederzusehen. Trotz ihrer weiblichen Anmut, der stillen, anspruchlosen Anmut einer alten Frau, die das Fieber des Lebens vergessen hat und für welche selbstsüchtige Eitelkeiten nicht mehr existieren, erinnerte sie ihn an den Großvater mit den schwarzen Händen. Ihre Hände waren sehr weiß und ihr Gesicht war viel zarter und schöner, als das des alten Herrn je gewesen, aber etwas von der scharfen, schlichten Intelligenz, mit der sich der Alte seine eigene Laufbahn ausgehauen — etwas von der ungebrochenen Gefühlskraft, die ihm bis zum Schluß angehaftet, sprach auch aus ihren Zügen. Nur blitzte aus ihren dunkelbraunen Augen ein fast übermütiger Sinn für Humor, der dem alten Ferrars gänzlich gefehlt und den sie wohl von ihrer schönen irländischen Mutter geerbt haben mochte, die bekanntlich nur eine Wäscherin gewesen war.

Als Jack eintrat, blickte sie freundlich auf. Eine leichte Röte trat auf ihre Wangen, die Röte schneller Erregung bei schwächlichen alten Frauen.

„Du wirklich!" rief sie. „Ich traute meinen Augen kaum, als ich deinen Namen auf der Karte las, die mir Smith hereinbrachte. Ich dachte, es müßte ein anderer Jack Ferrars sein!" Ihre Stimme war heiser und zitterte ein wenig, aber sie drückte eine rührende, ängstlich verhaltene Freude aus. Er eilte auf sie zu und zog ihre Hand an seine Lippen.

„Was fällt dir denn ein, dich unserer plötzlich wieder zu erinnern, you young scapegrace (du junger Bösewicht)!" rief sie.

Jack, dem der Gedanke, was ihn eigentzu diesem Besuch veranlaßt, daß er nämlich mehr oder weniger auf Brautschau nach Ivylodge gekommen war, plötzlich schwer aufs Herz fiel, wurde etwas verlegen — dann vergaß er völlig alle seine bösen Absichten und rief, sich in einem niedrigen Stuhl zu Füßen der alten Dame niederkauernd: „Ach, auntie! frag mich nicht, freu dich lieber ein wenig, daß ich da bin!"

„Das thu ich auch!" versicherte die alte Frau. Dabei legte sie dem jungen Menschen ihre beiden Hände auf die Schultern und betrachtete ihn freudig stolz, mit der Freude, mit der ein alter bereits erkaltender Mensch sich an einem jungen blühenden Leben freut, mit dem Stolz, den wir für unser eigen Fleisch und Blut fühlen, wenn es uns in einer verklärten, veredelten Form begegnet.

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, küßte ihn auf beide Augen und streichelte ihm die Wangen. Diese war-

men, spontanen Liebkosungen hatten für ihn einen eigentümlichen Reiz — etwas, fast tierisch Instinktives sprach aus ihnen — die naive Zärtlichkeit des Volks.

„Und ob ich mich freue, du böser Mensch du! — Weißt du, daß du noch viel schöner geworden bist, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe!“

„Verdirb mich doch nicht, Tante Jane!“ verwies er ihr ernsthaft.

„Als ob das nicht bereits längst geschehen wäre, wenn die Gefahr überhaupt nahe läge!“ lachte die alte Frau. „Aber jetzt erzähl mir hübsch, was du alles gethan hast die ganze Zeit. — Nimmst du eine Tasse Thee, mein Junge?“

„Mit Vergnügen, Tante!“

„Ich will frischen machen für dich.“

Als er protestieren wollte, fiel sie ihm ins Wort und meinte: „Laß mich nur, du sollst dich recht wohl fühlen bei mir — einen Menschen, den man lieb hat, nach Herzenslust zu verwöhnen, das ist das größte Vergnügen, das uns alten Leuten erreichbar ist!“ Und sie klingelte und ließ die Flamme unter dem Theekessel frisch anzünden und aus einem geheimen Fach ihres Vorratsschranks eine ganz besondere Sorte von Thee hervorholen, die ein Verwandter persönlich aus China mitgebracht und die sie nur bei feierlichen Gelegenheiten ans Tageslicht zog.

Er plauderte und lachte mit der alten Frau, erzählte hier und da eine kleine Anekdote, die an Schlüpfrigkeit grenzte, für die sie ihm einen kleinen Schlag versetzte und an der sie doch ihre innige Freude bekundete.

Mit einemmal hatte Jack einen sonderbaren Einfall. „Willst du ein klein wenig still sitzen — so — genau so wie jetzt, Tante, ich möchte dich gern abzeichnen, gerade so, wie du sitzest — und mit den fliegenden japanischen Störchen im Hintergrund.“

Sie war zu allem bereit. Nach einigem Suchen und mit der Nachhilfe Smiths fand er endlich eine Feder und einen Bogen Papier, die sich zur Ausführung seines Planes schickten. Er machte sich ans Werk. Die alte Frau sah ihm zu, wohlwollend, lachend.

„Es ist seltsam, wie du auf mich wirkst, mein Junge!“ sagte sie. „Hast du einmal aufgemerkt im Frühling, wie's da zuweilen in dem ältesten Holzwerk kracht und pocht? Etwas von der großen Bewegung, die zu der Zeit draußen die Blätter aus den Bäumen heraustreibt, schleicht sich durch das tote Holz, und es träumt vom Leben. Wenn du bei mir bist, so ist's mir auch, als schliche der Frühling an mir vorbei und ich träumte vom Leben. — 's ist recht schade, daß du nicht mein Sohn bist!“ murmelte sie.

„Nun, wer weiß — was nicht ist, kann werden!“ meinte er, von seiner Zeichnung aufblickend, und lachte gezwungen.

„Nein,“ sagte sie, „das thäte kein gut! Meine Stieftöchter sind beide brave Mädchen, aber für dich taugen sie nicht. Ein Sonnenstrahl in einem Keller eingesperrt, das wäre so beiläufig dein Zustand in einer Ehe mit Sarah oder Mary. Du bist ein Tageskind und ein Sommerkind — meine beiden Mädchen sind Nacht- und Winterkinder. Punkt zwölf Uhr mittags schlug's, als du deine blauen Augen zum erstenmal öffnetest — anstatt zu weinen, lachtest du. Mir hast du ins Gesicht gelacht, du Schlingel, ich war's, die dein kleines Leben zuerst in Empfang nahm. Sarah und Mary sind beide Nacht- und Winterkinder. Ich war ja nicht anwesend, als sie zur Welt kamen, aber ich will wetten, daß sie beide dem Leben aufs kläglichste entgegen heulten, als sie zum erstenmal die Augen aufschlugen.“

Jack seufzte nachdenklich vor sich hin. „Das Profil ein klein wenig dem Kamin zuwenden, Tantchen,“ bat er; dann nach einem Weilchen setzte er, die Brauen in die Stirn schiebend, hinzu: „Wo bleiben denn eigentlich meine Cousinen?“

„Ich erwarte sie von einem Moment zum anderen,“ sagte Mrs. Winter. „Mary ist in die Stadt gefahren, um bei Lady Byng einem Meeting beizuwohnen, welches zu gunsten des Wahlrechtes der Frauen in England gehalten werden soll

— und Sarah hat irgend etwas Wichtiges im Distrikt zu thun."

„Sie führen beide ein sehr ernstes Leben," meinte Jack.

Die alte Frau zuckte mit den Achseln. „Was willst du!" rief sie. „Sie haben beide sehr viel Geld und sehr viel Zeit. Sarah hat einen Lebenszweck und Mary sucht ihn. 's ist in der Umgebung, in der sie aufgewachsen sind, nicht einmal ein Wunder. Ich selber war viel zu müde, um den drückenden Einflüssen, von denen sie von Jugend an umgeben waren, entgegen zu arbeiten. Und so sind sie geworden, wie sie sind, zwei ausgezeichnete Mädchen, traurig wie englisches Novemberwetter, ohne ein Fünkchen Lebensfreudigkeit im Leib. Sie sind, glaube ich, überzeugt davon, daß die Lebensfreudigkeit unter allen Umständen ein Verbrechen ist! — Deine Lebensfreudigkeit ist noch nicht in Verlust geraten — was, mein Junge?"

„Bis dato nicht," sagte Jack etwas kleinlaut.

„Bewahre sie dir so lange als möglich!" rief die alte Frau. „Siehst du — sie mögen sagen, was sie wollen, eine ehrliche, frische Lebensfreudigkeit ist der Weihrauch, der Gott im Himmel am sichersten zusagen muß. Sie thun mir einfach leid, die traurigen Schwärmer, die unter Heulen und Zähneklappern die Gottheit feiern! Sie singen alle falsch, und ich bin fest überzeugt, der liebe Gott hält sich zu ihren Serenaden die Ohren zu!"

„Was ist denn Sarahs Lebenszweck?" fragte nicht ohne Neugierde Jack.

„Sarahs Lebenszweck," begann sie — sie konnte nicht ausreden, da im selben Augenblick ein junges Frauenzimmer in einem salvation bonnet, das heißt einem schwarzen Hut von besonders unkleidsamer Form, wie sie speciell für die weiblichen Mitglieder der salvation army fabriziert werden, die Thür aufriß und mit den Worten: „Endlich ist es mir gelungen, mit dem Polizeichef des Distrikts selbst zu sprechen, er wird mir für den nächsten Sonntag einen Konstabler zur Verfügung stellen!" auf das Paar vor dem Kamin zutrat. Dieses anziehende Wesen war Jacks älteste Cousine Sarah.

* * *

Kaum fünf Minuten später hatte der junge Mann erfahren, was den Lebenszweck seiner energischen Base ausmachte. Sie arbeitete dahin, Großbritannien von der Trunksucht zu befreien. Sie hatte selbst einen Eid abgelegt, ihr Lebtag lang keinen Tropfen geistigen Getränks zu sich zu nehmen, und wenn es gälte, bei einer etwaigen Schwächung ihres kräftigen Organismus durch einen Schluck Wein ihr Leben zu retten! Nun that sie aufopfernd ihr Möglichstes, ihre Landsleute zu demselben Abscheu gegen geistige Flüssigkeit zu bekehren.

Sie hatte vergangenen Sonntag drei Stunden damit verbracht, in einer geschlossenen Droschke vor der geheimen Thür eines offiziell des Sabbaths halber geschlossenen Public house's zu lauern, um die unschuldigen Kinder abzufangen, die von ihren pflichtvergessenen Eltern dahin abgeschickt worden waren, um gesetzwidrige Erfrischungen, oft in Form einer harmlosen Kanne Bieres, abzuholen.

„Und denke dir, nicht weniger als achtzehn solcher kleinen Sünder habe ich abgefangen," erklärte sie Jack triumphierend; „ich habe mir ihre sämtlichen Namen aufgeschrieben und sie der Polizei gemeldet."

„Du?" rief Jack entsetzt.

„Gewiß, ich persönlich! Ich stehe mit allen Polizeileuten des Distrikts in Korrespondenz," teilte sie nicht ohne einen gewissen Stolz ihrem Vetter mit.

„Das halte, wie dir's beliebt," erwiderte Jack, dem die Reize dieser Korrespondenz nicht einzuleuchten schienen; „aber wie kannst du die armen Würmer anzeigen, das ist ja gräßlich!"

„Die Anzeige richtet sich nicht gegen die Kinder, sie geht gegen die Eltern," versicherte ihm Sarah.

„Aber das Elend davon wird auf die Kinder zurückfallen!" rief Jack; „wenn

die armen Knirpse anständige Eltern haben, so kam es nicht darauf an, sie um ihre kleine Sonntagserfrischung zu bringen; wenn sie im Gegenteil mit schlechten und versoffenen Eltern behaftet sind, wie du's ja annimmst, dann wehe den armen Dingern. Krumm und lahm werden sie gedroschen dafür, daß sie sich haben abfangen lassen. Und die Eltern verschaffen sich ihren Fusel auf eine andere Manier."

„Ach, mein lieber Jack, wenn man einen Patienten von einer bösen Krankheit kurieren will, geht es selten ohne Schmerzen für ihn ab," docierte Sarah. „Glaube du übrigens nur ja nicht, daß ich es mit der Strenge allein versuche. Ich trachte die Kinder durch allerlei unschuldige Zerstreuungen zur Mäßigkeit herüber zu locken. Heute kannst du sofort einem der kleinen Theefeste beiwohnen, welche ich jeden Sonnabend veranstalte, um die zarte Jugend bereits zu bewegen, sich meiner Sache anzuschließen.

„The reverend Jessaiah Juniper," meldete in diesem Moment Smith.

„Ah, mein Bundesgenosse!" rief Sarah, indem sie dem eben Eintretenden die Hand entgegenstreckte. Jack sah auf und erblickte einen Menschen, dessen Beine ein X beschrieben, dessen Haare ihm wie blauschwarzer Blumendraht fast horizontal rings um den Kopf herumstarrten und dessen Gesicht die Farbe einer Tasse schwaren Kaffees aufwies, in die sich zufällig ein Tropfen Milch verirrt hatte.

Während er auf Mrs. Winter zuschritt, richtete er die Augen zuerst gegen den Himmel, dann sich tief vor ihr verneigend, senkte er sie zu Boden. Seine Weste reichte bis zu seinem hohen geraden Stehkragen hinauf, sein faltiger Rock flatterte ihm weit über die Knie hinab. Er hatte vergessen, seine Galoschen abzulegen, und die Hand, welche nicht damit beschäftigt war, seinen Hut an sein Herz zu drücken, umfaßte den knorrigen Griff eines gewaltigen grauen Regenschirms.

Alles das war Jack nicht sehr neu. „Der Prediger der Armendistrikte in voller Montur," sagte er sich. Regenschirm, Augenaufschlag und Galoschen kannte er genugsam, befremdlich erschien ihm an diesem Geistlichen nur die Farbe.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Neffen Mr. Jack Ferrars vorstelle," sagte Mrs. Winter.

Jack stand auf und der Missionär verbeugte sich; dann sich an Sarah wendend, frug er, immer noch den Hut auf dem Herzen: „Ist unsere Gemeinde versammelt?"

„Nein, noch nicht, doch erwarte ich die Kinder von einer Minute zur anderen. Wenn Sie gestatten, so will ich noch die letzten Vorbereitungen überwachen. Sie können sich indessen mit Mama unterhalten."

„We'r in for it," murmelte Mrs. Winter, der diese Unterbrechung ihres vertraulichen Gedankenaustausches mit ihrem Lieblingsneffen wenig zu behagen schien, und Jack schielte nach seinem Hut. „Laß mich nicht im Stich," flüsterte ihm mit humoristischer Energie die Tante zu. Und so blieb er denn, blieb nicht nur der Tante zuliebe, sondern weil ihm plötzlich einfiel, daß sein Besuch in Ivylodge ja eigentlich einen wichtigen Zweck hatte und daß er, wenn er diesmal unverrichteter Sache davonflog, sich kaum entschließen würde, ein zweites Mal bis nach Putney auf Brautschau zu gehen. Freilich, wenn Mary auch nur im mindesten an Sarah erinnerte! — er lächelte grimmig vor sich hin.

Da Jack und Mrs. Winter beide stumm blieben, fühlte sich der Reverend Jessaiah Juniper gedrungen, die Kosten der Unterhaltung allein zu bestreiten.

Halb Charlatan, halb Dummkopf, gab er mit großer Selbstgefälligkeit eine Reihe von religiösen Gemeinplätzen zum besten, welche einer nach dem anderen mit derselben geläufigen Regelmäßigkeit von seinen Lippen fielen wie die Getreidekörner aus einer Dreschmaschine.

Diese Art aufdringlicher Freigebigkeit mit landläufiger religiöser Fabriksware war Jack ebensowenig unbekannt als der Regenschirm, der Augenaufschlag und die

Galoschen des Reverend. Befremdlich blieb ihm an dem heiligen Manne noch immer ausschließlich seine Hautfarbe, sowie sein äußerst sonderbarer Gesichtstypus.

Halb mechanisch begann er neben die Silhouette der alten Frau die groteske Figur des schwärzlichen Rätsels hinzuzeichnen. Jessaiah Juniper, welcher, mit der Schnelligkeit und Spürkraft eines Barbaren begabt, sofort merkte, worauf Jack es abgesehen hatte, reckte, weit entfernt, Jacks Beschäftigung übel zu nehmen; selbstgefällig den schwarzen Hals aus dem steifen Hemdkragen heraus und nahm eine effektvolle Stellung an. Als nun Jack, sehr belustigt, mit einer höflichen Entschuldigung die Feder niederlegte, rief der Reverend fast bestürzt aus: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören, ich bin es gewohnt, die Aufmerksamkeit zu erregen, mein lieber junger Freund! Eine Photographie von mir war in Regentstreet ausgestellt, eine Zeit lang wurde sie öfter verlangt als die von Mr. Gladstone und Mme. Sarah Bernhardt. Ich gehöre zu den Merkwürdigkeiten Londons. O, mein lieber junger Freund, haben Sie noch nie von dem afrikanischen Missionär im Eastend von London gehört, nicht von dem armen Neger, der aus der Wildnis kam, um mitten in der Civilisation den weißen Menschen den Gott ins Gedächtnis zurückzurufen, den sie vergessen hatten?“

Der liebe junge Freund erwiderte hierauf mit bewunderungswertem Ernst: „Ich hatte noch nie von ihm gehört, aber ich freue mich sehr, ihn kennen zu lernen; und wenn Sie mir wirklich gestatten wollen ...“ Hiermit nahm er die weggelegte Feder wieder auf und bat den Sendboten des Himmels aus Afrika, den Kopf ein wenig nach rechts zu wenden, sich aber im übrigen durchaus nicht stören zu lassen; reden möge er so viel ihm gefalle, er, Jack, würde mit größter Aufmerksamkeit zuhören.

Der Missionär lächelte salbungsvoll; dann seine schwarzen Hände hin und her knetend, begann er mit flötender Stimme: „Es würde Sie gewiß interessieren, etwas über meine Persönlichkeit zu erfahren, etwas Näheres, meine ich.“

„O, außerordentlich!“ versicherte Jack nicht ohne Aufrichtigkeit und zeichnete eifrig weiter.

Mit den automatischen Gesten und den aus einer mechanischen Eintönigkeit künstlich herausgeschraubten Betonungen eines seine Biographie abwerkelnden Wunderkindes oder anderen Jahrmarktphänomens begann der Missionär: „In New-Orleans erblickte ich das Licht der Welt, ein Sklave unter Sklaven. Von frühester Jugend an zeichnete ich mich aus durch die Sittlichkeit meines Betragens und die rasche Entwickelung meines Verstandes. Mein Vater war ein Neger, meine Mutter eine Quaderone; von ihr habe ich jenen Tropfen weißen Bluts, der die Einheit meines schwarzen Wesens stört. Dieser weiße Blutstropfen ist der wunde Punkt in meinem Leben, ich schäme mich seiner, denn mein Herz schlägt nur für Afrika. Von Jugend an schlug es nur für Afrika! Obgleich mein Herr mich angesichts meiner ungewöhnlichen Begabung im Lesen und Schreiben, sowie in anderen vornehmen und nützlichen Wissenschaften unterweisen ließ und auch nicht müde wurde, mich durch allerhand seinen übrigen Sklaven vorenthaltene Verwöhnungen an sich zu locken, fuhr ich dennoch fort, mich hinüber zu sehnen nach Afrika. Meine Vaterlandsliebe rührte meinen Herrn, und nachdem er eines Tages zufällig ohne böse Absicht zwei betrunkene Sklaven totgeprügelt, schenkte er mir die Freiheit. Ich wurde zum Missionär ausgebildet und erreichte als vierundzwanzigjähriger Jüngling das Ziel meiner Wünsche — das Land meiner Väter — Sierra Leone. Ich wollte unter meinen Landsleuten das Licht verbreiten, von dem meine Seele durchdrungen war. Aber — o Schmach! — ich sah meinen Landsleuten zu ähnlich, um Eindruck auf sie zu machen. Um den Menschen zu imponieren, muß man sich von ihnen unterscheiden, merken Sie sich das, mein lieber

junger Freund! Alas!" — Indem wendete er mitten aus seinem psalmodierenden Gejammer heraus den Kopf nach Jacks Federzeichnung. „Sehr bedeutend und auch gut getroffen, mein Bildnis!" rief er aus; „aber das Haar ist zu kurz. Ich lege großen Wert auf mein Haar, meinem langen Haar und schwarzen Gesicht verdanke ich vorzugsweise meinen jetzigen großartigen Wirkungskreis unter den Armen von London. Doch, um den Faden meiner Erzählung von neuem aufzunehmen — als es sich immer deutlicher herausstellte, daß meine Thätigkeit in Afrika unfruchtbar blieb, ich zu alledem das Klima meiner angebeteten Heimat durchaus nicht vertrug, überredeten mich meine Freunde dazu, nach London überzusiedeln. Hier bin ich — ich darf es wohl sagen — in meiner bescheidenen Art eine Persönlichkeit geworden — ich — der Missionär aus Afrika! Menschen, die dem ‚Wort' gegenüber jahrelang taub geblieben sind, die kommen, um es von meinen Lippen zu vernehmen. Sie kommen, um meine langen Haare anzuschauen und mein schwarzes Gesicht, und dann spreche ich zu ihnen von Jesus!"

Der Reverend Jessaiah Juniper streckte mit einer andächtig die ganze Menschheit umfangen wollenden Gebärde die Arme ins Leere aus, dann sich aus seiner allgemeinen Menschenliebe heraus zu Jack direkt wendend, meinte er:

„Würden Sie vielleicht wünschen, meine Photographie zu besitzen, mein werter junger Freund? Vielleicht wird es bei so mancher prüfend an Sie herantretenden Lebensschwierigkeit von Bedeutung für Sie sein, sich dieser Stunde zu erinnern — der Unterredung mit dem Sohn der Wildnis, der aus Afrika gekommen ist, um den Barbaren der Civilisation das Licht zuzuführen. Hier haben Sie das Bild!" Der Missionär aus Afrika zog es aus seiner Brusttasche und fuhr fort: „Es ist von demselben Photographen aufgenommen worden, der auch das Konterfei Mr. Gladstones ausgeführt hat. Hier, mein hochgeschätzter junger Freund!" Hiermit überreichte Juniper Jack die Photographie.

Mrs. Winter hatte bereits mehrmals ungeduldig mit den Achseln gezuckt, jetzt gähnte sie unverblümt. Das Repertoire Junipers war klein; dieselbe Rede, welche er soeben Jack gehalten, und in welche er neben dem Phrasenschwulst eigener Erfindung so manchen Absatz aus über ihn verfaßten Zeitungsartikeln ohne weitere Zubereitung oder Adaptierung kaltblütig einverleibt, hielt er mit derselben Selbstgefälligkeit allen Menschen, denen er zum erstenmal begegnete — Mrs. Winter kannte jedes Wort davon auswendig. Jack jedoch, welchem dieses rhetorische Kunststückchen neu war, belustigte sich daran nicht wenig. Ein solcher Ausbund von selbstgefälligem Schwindel und naiver Heuchelei war ihm selbst in London noch nicht begegnet.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für dieses Zeichen Ihrer Gunst," sagte er, sich vor Juniper verbeugend, mit einer so genauen Nachahmung der Redeweise und Betonung des Missionärs aus Afrika, daß Mrs. Winter sich die Lippen beißen mußte, um nicht herauszuplatzen; „aber dies Andenken würde unendlich an Wert für mich gewinnen, wenn Sie es freundlichst mit Ihrer Unterschrift ausstatten wollten!"

Jessaiah Juniper verzog die dicken Lippen zu einem geschmeichelten Lächeln; dann an das Tischchen, an welchem Jack gezeichnet hatte, herantretend, tauchte er eine Feder in die Tinte ein, setzte sich, und beide Ellenbogen auf den Tisch stützend, den Kopf beinahe auf den linken Arm gelegt, malte er langsam und mit der unbeholfenen Präcision eines Menschen, der spät schreiben gelernt hat, auf die Rückseite des Konterfeis:

All for Jesus and Africa!

Jessaïha Juniper.

Mit einer tiefen Verbeugung nahm Jack das Bildchen in Empfang und steckte es zu sich. „Sie haben mir eine große Ehre erwiesen, Mr. Juniper!" versicherte er.

„O bitte, nothing to speak of," wehrte

Juniper bescheiden dem Dank des jungen Mannes. „Ich freue mich allezeit nur zu sehr, jemandem zu begegnen, der sich für Jesus und Afrika interessiert. Jesus und Afrika!" Die letzten Worte sprach er singend und indem er die Endsilbe des Wortes Afrika laut ausklingen ließ.

Jack, welcher, um die bereits gut angedeutete Ähnlichkeit zu vervollständigen, seiner Zeichnung Junipers noch ein paar Striche hinzufügen mußte, betrachtete ihn genau.

Juniper, welcher in einen Zustand milder Ekstase hineingeraten zu sein schien, fuchtelte jetzt mit beiden Händen, wie jemand, der Schwimmübungen macht im Trockenen, in der Luft herum und sang vor sich hin:

„Let's steal away to Jesus,
Let's steal away to Jesus,
For he's a jolly good fellow,
For he's a jolly good fellow!"

Der Bleistift stockte in Jacks Hand, sein Blick wuchs so zu sagen fest auf Junipers schwarzem Gesicht. Er hätte jede Wette eingehen mögen, daß er Juniper bereits früher gesehen, und zwar — Doch ehe er den vor ihm her gaukelnden Gedanken noch zu erhaschen vermocht, trat Sarah herein und rief mit strahlenden Augen: „If you please, Mr. Juniper, es ist alles bereit!"

Jessaiah Juniper erhob sich und folgte dem Ruf.

„Willst du dir den Schwindel ansehen?" fragte Mrs. Winter, „dann geh ihnen nach."

Jack ging, sich den Schwindel anzusehen.

* *
*

In einem großen Raum, den Sarah auf eigene Kosten für ihre Zwecke an die rückwärtige Seite des Hauses hatte anbauen lassen, befand sich ein halbes Hundert Kinder, reihenweise mit ängstlich erwartungsvollen Gesichtern auf gelb lackierten Bänken kauernd. Alle nett, sauber gewaschen, einige von ihnen bildhübsch, so daß Jack eine fast unabweisbare Lust empfand, ihnen die Wangen zu streicheln. Jegliche derartige weichliche Gefühlsäußerung war jedoch bei der vor sich gehenden Handlung verpönt.

Auf einer mit scharlachrotem Tuch bezogenen Estrade stand ein altes schwarzes Klavier, an dem ein junger Mann in schwarzem Anzug und mit langem, straffem, weißblondem Haar saß und sofort anhob, aus einer schauerlich klingenden Molltonart in die andere zu modulieren. Auf dem anderen Ende der Estrade saßen in mächtigen geradwinkeligen Lehnstühlen wie krönungsgewärtige Monarchen Sarah Winter und Jessaiah Juniper.

Der Saal war mit großen Plakaten verziert, auf denen sich gegen einen effektvoll düsteren Hintergrund schwarze Flammenzacken abhoben — das Feuermeer der Hölle, in dem unglückliche Menschenleiber sich mit grauenerregenden Gliederverrenkungen herumwanden. Diese angenehmen und erheiternden Kunstwerke waren mit in großen, scharlachroten Buchstaben ausgeführten Devisen beiläufig folgenden Wortlauts geschmückt: „Where shall I go after death" — „Utter anihilation" — „Eternal torture" — „My own doing" u. s. w. Jack merkte, daß der Jüngling am Klavier von den Tasten hinweg diese erbaulichen Wandverzierungen ununterbrochen mit einem begeisterten Gesichtsausdruck anstarrte. Wie Jack später erfuhr, war er ein Zimmermaler, in welchem Sarah ein großes Genie entdeckt und von dem sie demgemäß diese schauerlichen Dekorationen hatte anfertigen lassen. Jack setzte sich auf eine der gelben Bänke neben ein kleines Mädchen mit großen blauen Augen und langem gelbem Haar, das damit beschäftigt war, seinen noch kleineren Bruder zu beruhigen, der bereits vor Beginn der Ceremonie angefangen hatte zu heulen.

Der Pianist auf der Estrade — er hieß Abraham Bray — schlug mitten aus seinen wimmernden Modulationen heraus einen mordlustig klingenden Accord in die Tasten, worauf er heiser krähend das Bußlied von Beethoven mit frei ins

Englische übersetztem Text zu singen anhob. Sarah und Juniper stimmten, jeder nach einer anderen Richtung hin, falsch mit ein, und die Kinder auf den Bänken zitterten. Nach Beendigung des Bußliedes trug der Pianist noch einen Trauermarsch vor, um die Nerven seines armen kleinen Publikums recht mürbe zu machen, worauf sich Sarah erhob und, an den Rand der Estrade vortretend, ein offenbar selbst verfaßtes Traktätchen vorlas, in welchem sie ihren armen kleinen Zuhörern die fürchterlichen Folgen der Trunksucht durch allerhand Beispiele erschütternd klar darlegte.

Ein paar der armen Wichtchen fingen bereits leise an zu wimmern. Es ging Jack durch Mark und Bein. Der Gesichtsausdruck Sarahs bewies ihm jedoch, daß sie diese schwachen und ängstlichen Wehlaute als ein Zeichen ihres Erfolges betrachtete, weshalb sie mit verdoppeltem Eifer ihren grausamen Hinweis auf die irdischen Folgen des Trunklasters fortsetzte. Als sie geendigt, trat Jessaiah Juniper vor und machte den Kindern durch einen sehr effektvollen Vortrag die ewige Verdammnis klar, welche sich im Jenseits an die irdischen Folgen der Trunkenheit zweifelsohne anschließen müsse. Seine schwarze Gestalt hob sich eigentümlich ab von dem Scharlach der Estrade, er ballte die Fäuste, fletschte die weißen Zähne, stampfte mit den Füßen, heulte und sang dazwischen. Wie von heimlichen elektrischen Strömungen angezogen, starrten ihm die Haare um den Kopf herum.

Die Kinder stießen sich die Fäustchen in die Augen, um das zähnefletschende Ungeheuer nicht zu sehen. Viele von ihnen hielten sich die Ohren zu, die meisten weinten bitterlich, Jack spielte es in allen Nerven. Er hob einen der armen Bälger auf seine Knie und streichelte den angehenden Sünder beruhigend.

Indem unterbrach sich Juniper und heftete seine gelblich weiß aus seinem Gesicht herausstechenden Augen auf Jack. Zugleich trat Sarah von der Estrade herunter und direkt auf Jack zu. „Was thust du da?“ fuhr sie ihn fast herrisch an.

„Ich bin Mitglied des Tierschutzvereins,“ entschuldigte er sich matt witzelnd und drückte mit seiner warmen, großen, braunen Hand das Köpfchen des noch immer schluchzenden Würmchens, das er auf den Knien hielt, an seine Schulter.

„Ich kann das nicht zugeben!“ rief Sarah schroff, „es ist gegen unsere Statuten, die Kinder zu trösten während der Vorträge. Meine Mutter konnte sich's nicht abgewöhnen, ich mußte sie bitten, unseren Versammlungen fern zu bleiben. Du solltest doch einsehen, daß man den Kindern die Wahrheit nicht vertuschen darf, um ihre Nerven zu schonen!“

„Ich sehe gar nichts ein, als daß ich dieser Tierquälerei nicht länger beiwohnen kann!“ rief Jack ärgerlich, setzte seinen kleinen Schützling nieder, machte die winzigen Fingerchen, die sich ängstlich an ihn klammern wollten, so zart als es anging von sich los und marschierte, den Kopf hoch in der Luft, mit langen Schritten zum Zimmer hinaus.

„Nun, wie findest du das Meeting?“ fragte ihn Mrs. Winter, welche er nicht mehr in ihrem Wohnzimmer, sondern in dem Garten fand.

„Abscheulich!“ schrie Jack fast, und seine hübschen, dunkelumsäumten blauen Augen blitzten zornig und finster aus seinem sonst so gutmütigen und freundlichen Gesicht heraus. „Auf was ist denn diese Quälerei eigentlich abgesehen?“

„Du bist nicht bis zu Ende geblieben?“ fragte Mrs. Winter.

„Nein!“ erwiderte Jack unwirsch, „mitten in dem Vortrag des Missionärs aus Afrika bin ich hinausgeworfen worden, weil ich mir erlaubt hatte, einen zwei Schuh hohen Knirps, der aus Angst vor der Hölle zitterte, ein wenig zu trösten!“

„Ist mir gerade so geschehen,“ erwiderte ihm lächelnd die Tante, „aber du hättest ausharren sollen, die Pointe des Unternehmens ist interessant.“

„Was ist denn die Pointe des Unternehmens?“ brummte Jack.

„Nachdem die Kinder durch verschiedene Nervenerschütterungen recht aufgeregt worden sind, wird ihnen ein Dokument vorgelesen, durch dessen Unterschrift sie sich verpflichten, ihr Lebtag lang keinen Tropfen geistigen Getränkes zu genießen. Sie unterschreiben alle — natürlich! wie sollten sie auch nicht, die armen gepeinigten Würmer! Dann werden sie aufgenommen in eine Körperschaft, welche unter dem Namen the bands of hope die Zukunft von old England befestigen soll."

„Und dann?" murmelte noch immer unzufrieden Jack.

„Nun, dann werden die Kinder mir überlassen," erklärte Mrs. Winter; „es wird mir vergönnt, sie zur Belohnung ihrer guten Vorsätze mit ein paar Erfrischungen zu erfreuen! Infolgedessen kehren sie ja schließlich auch mit ziemlich hellen Augen nach Hause zurück." Die alte Frau lächelte nicht ohne eine gewisse Traurigkeit, dann sich ihre schönen irischen blauen Augen — ganz dieselben Augen, wie sie Jack hatte — reibend, fügte sie hinzu: „Die Trunksucht ist ja ein fürchterliches Laster und Übel bei uns zu Lande, aber ich wäre froh, wenn Sarah allenfalls versuchen wollte, sie durch weniger lächerliche und gemeinschädliche Mittel zu bekämpfen. Heigh ho! — Na, denken wir an erquicklichere Dinge, ich lasse den Kindern den Thee heute hier im Garten servieren. Willst du mir nicht helfen, sie ein wenig zu amüsieren?"

„Ich kann mich leider nicht so lange aufhalten," erwiderte Jack etwas zerstreut. „Ist Mary noch nicht zurück?" fragte er dann in etwas mürrischem Tone.

„Nein, aber ich erwarte sie jeden Augenblick," erwiderte Mrs. Winter, „um fünf Uhr wollte sie zu Hause sein."

„Die sucht ja, wie du sagst, erst ihren Lebenszweck!" rief Jack; „in welcher Richtung, wenn man fragen darf?

„Ach, sie wechselt, sie fügt sich gewöhnlich dem Beispiel irgend einer klügeren und bedeutenderen Freundin. Vorläufig kämpft sie mit Lady Byng für das Wahlrecht der Frauen in England. Sie ist sehr nett und ladylike, legt vielleicht ein klein wenig zu viel Wert auf äußere Vornehmheit!"

„Ah! da sieht sie wohl auch den Lebenszweck in der Richtung der äußeren Distinktion?" spottete Jack.

Die alte Frau legte ihm ihre nichts weniger als aristokratische, aber warme, weiche Hand auf den Arm. „Schmäh mir meine Mädchen nicht," bat sie einschmeichelnd.

„Warum sind sie dir nicht ein wenig ähnlicher!" stöhnte Jack, indem er dem grobkörnigen Kies des Gartenwegs einen so derben Fußstoß gab, daß ein kleiner Schwarm schwärzlicher Kieselchen davon in die Höhe stob. „Du bist ja selbst nicht zufrieden mit ihnen!"

„Das ist nicht das richtige Wort! Ich habe nicht die geringste Veranlassung, unzufrieden mit ihnen zu sein; leid ist mir um die armen Dinger, das ist alles!" sagte Mrs. Winter.

„Aber warum gestattest du ihnen ihre Thorheiten?" ereiferte sich Jack.

„Weil sie sich ohne diese Thorheiten tot langweilen müßten," erklärte ihm Mrs. Winter. „Mein lieber Jack, in unseren Kreisen — in den Kreisen des höheren Mittelstandes — dem Kernpunkt der Nation, wie die Zeitungen sagen, da ist das Leben in England so langweilig, daß mein irisches Blut dazu gehört, es auszuhalten, ohne eine Monomanie, einen sogenannten Lebenszweck! Jede Frau, die irgendwie mitzählt im englischen Mittelstand, hat ihren Lebenszweck, die eine arbeitet gegen die Trunksucht, die andere verwendet sich für die Sanierung der Spitäler, oder für die Verbesserung der Kanalisation in den Vororten Londons, eine dritte hält Vorträge über die moderne Auffassung des Christentums und macht dir klar, daß die Offenbarung überflüssig sei, um dir die Existenz der Gottheit zu beweisen, und noch eine andere agitiert für die Abschaffung des Korsetts und die Einführung des griechischen Peplums als weibliche Alltagstracht! — Ja, ich versichere dir, der ganze Kreis des englischen

Mittelstandes kommt mir vor wie ein immenser Cirkus, in dem jede Frau auf ihrem eigenen Steckenpferde hohe Schule reitet, und mein Gott! mit welcher Überzeugung, mit welchem Ernst! Die Männer haben weniger Zeit für derlei Dummheiten, die haben zu thun; aber die Frauen, was sollen die wohl mit ihrer Zeit anfangen! Arbeit im Hause giebt es keine für sie, sie sind versorgt und verhätschelt wie die Prinzessinnen; mit allem sind sie versorgt, nur nicht mit gesunder Zerstreuung!"

„Aber dann begreife ich nicht, warum du sie veranlaßt hast, in diesen Kreisen weiter zu vegetieren!" rief Jack heftig, indem er zugleich kleine Zweiglein von den Büschen brach, die den Weg, welchen er jetzt mit seiner Tante ging, beschatteten.

„Was willst du! Es hat sich so gemacht!" sagte die alte Frau gleichmütig. „Deine Mutter war eine entzückende Frau und wir hatten einander immer lieb, sie und ich, aber anzufangen wußte sie eigentlich nur etwas mit mir, wenn sie krank war. Und als sie starb, schliefen nach und nach alle Beziehungen zwischen uns und deinem Vater ein. Dein Vater war ein schrecklich ehrgeiziger Mensch, der mir's nie verziehen hat, daß ich einmal zufällig seiner Frau von unserer Mutter sprach, die, wie du vielleicht weißt, eine Wäscherin war!"

„Ja, ich weiß," nickte Jack, „es ist auch der wunde Punkt in Bryans Leben; ich bringe ihn jedesmal darauf, wenn ich ihn ärgern will, er ist seinem Erzeuger genau nachgeraten."

„Meine Mädchen paßten zu eurer amüsanten Welt noch schlechter als ich. Sie haben beide das schwerfällige Puritanerblut ihres Vaters in den Adern." Die Augen der alten Frau wurden träumerisch starr, wie die Augen von alten Leuten, die plötzlich, anstatt vor sich hin zu blicken, in die Vergangenheit zurücksehen. „Er war ein Ehrenmann, dein Onkel Christopher," sagte sie, „zu beklagen habe ich mich über ihn nicht, er war ein Mustereheman." Sie faltete die Hände und streckte beide Arme vor sich hin. „Nun, meine Pflicht habe ich redlich erfüllt; aber was ich mich in meiner Ehe gelangweilt habe, es ist nicht zu beschreiben! Du bist der erste Mensch, dem ich's sage, nun — und meine Stieftöchter sind dem Vater nachgeraten. Mary ist übrigens nett, sie wird dir gefallen; das einzige, woran es ihr gebricht — doch da ist sie."

* * *

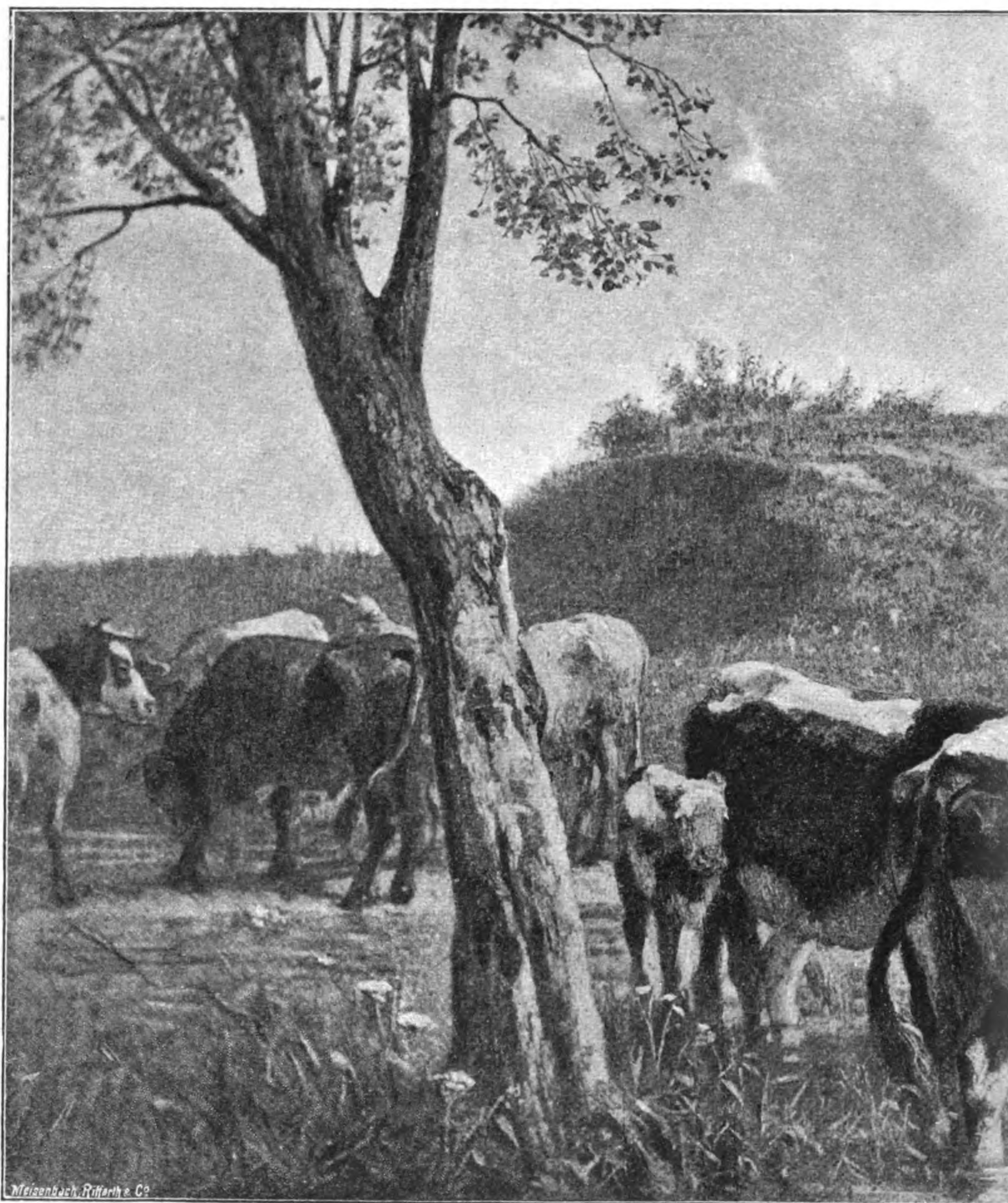
Den schmalen Gartenpfad entlang, auf die beiden zu, schritt ein junges Mädchen, eher groß als klein, schlank, mit sehr langer, etwas flacher Taille und allzu steil abfallenden Hüften, mit einem von schlichtem braunem Haar umrahmten, regelmäßig geschnittenen Gesicht, an dem der Mund mit den leicht hervorstehenden Zähnen allein nicht schön war. Sie hatte ihren Hut bereits im Hause abgelegt und trug ihr Haar mit geschmackvoller Einfachheit im Nacken in einen Knoten zusammengedreht, glatt gescheitelt, ohne jegliches modisches Gekräusel über der reinen, weißen Stirn; die braunen Augen blickten gerade und klar unter den feingezogenen blonden Brauen hervor; ihr Gesicht, ihre Haltung, ihr Anzug — ein graues Leinwandkleid mit schwarzen Schleifen —, alles war durchaus hübsch und ladylike.

„Aber sie ist ja reizend!" sagte sich Jack, indem er sie nicht ohne eine gewisse innere Aufregung beobachtete.

Indem begegneten seine Augen denen des jungen Mädchens. Sie erkannte ihn und wurde plötzlich dunkelrot, was sie allerliebst kleidete.

„Sie ist ja wirklich nett, sehr nett!" dachte Jack mit gesteigertem Wohlgefallen, und beschleunigten Schrittes an sie herantretend: „entzückend ist sie!"

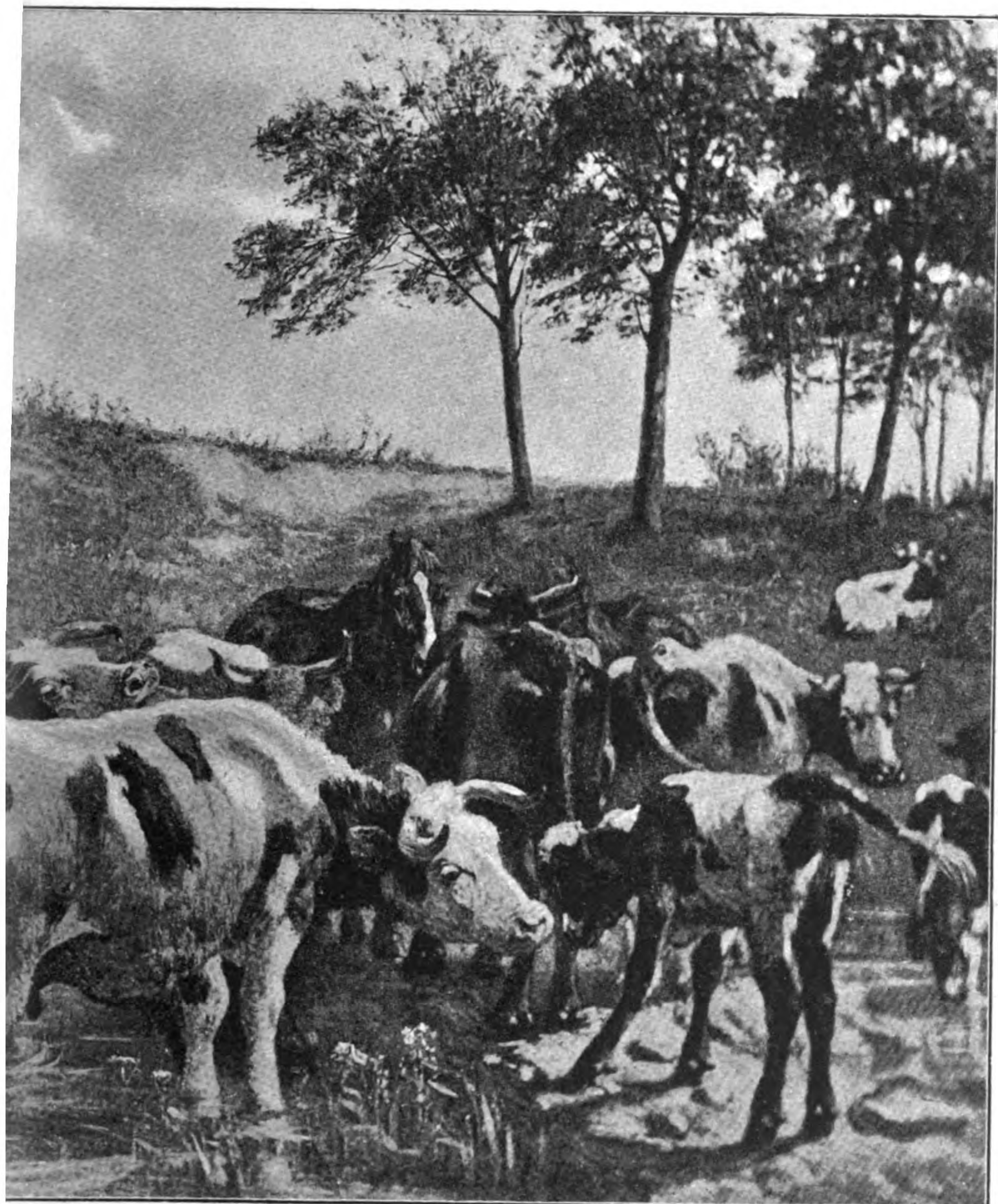
„How d'ye do, Mary?" rief er mit seiner weichen, herzlichen Stimme und streckte ihr seine Hand entgegen. Aber da mit einemmal war die Röte von ihren Wangen verschwunden, sie war wieder blaß und kühl. Kaum die Fingerspitzen in seine



Jll. D. Monatshefte.

Niederrheinische La

Nach dem Gemälde vo



Oktober 1892.

…schaft mit Vieh.
Teutwart Schmitson.

vol
sie
dul

ho

au
wa
de
hä
no
vo
te

so
er
li
K

voll ausgestreckte Hand legend, erwiderte sie mit einer leisen, eintönigen, jeder Modulation baren Stimme:

„Oh thank you, I am very well, and how are you?"

Diese Stimme allein genügte, um Jack aus allen seinen Himmeln zu reißen; es war, als ob jemand leise und spitz immer denselben Ton auf dem Klavier angetippt hätte. Nein, sie war weder entzückend, noch reizend, sie war ein genau nach der vorschriftsmäßigen Schablone zugeschnittenes, musterhaftes englisches Mädchen.

„Nun, habt ihr doch irgend einen Erfolg erzielt bei eurem Meeting?" fragte er nach einem Weilchen; es kam ihn plötzlich recht schwer an, mit seiner Cousine Konversation zu machen.

„O, auf den Erfolg kommt es ja nicht an," erwiderte sie immer in demselben eintönigen Staccato, „auf einen augenblicklichen Erfolg kann man auch gar nicht rechnen, aber man muß doch seine Pflicht thun!"

„Hm! und du hältst es für deine Pflicht, über die Wahlberechtigung des weiblichen Geschlechts zu predigen?" murmelte Jack unzufrieden.

„Ich habe es mir zur Lebensaufgabe gemacht, meinem geknechteten Geschlecht zur Freiheit zu verhelfen," versicherte Mary, und diese heroischen Worte klangen gerade so matt und farblos, wie wenn sie über die momentane Beschaffenheit des Wetters eine Bemerkung gemacht hätte.

„Und könntest du dich nicht etwa irgend einer näherliegenden Beschäftigung widmen?" bemerkte nicht ohne einen leisen Beigeschmack von Ironie Jack Ferrars.

„Welche meinst du wohl?" fragte etwas unruhig werdend Mary und schlug die braunen Rehaugen erst flüchtig zu ihm auf, dann sogleich wieder zur Erde nieder.

„Nun, allenfalls der, dich in deinem Heim nützlich und deine Umgebung glücklich zu machen!" stieß Jack ärgerlich hervor.

„Ich vernachlässige meine häuslichen Pflichten keineswegs," beeilte sich Mary ihm zu erwidern. Ihre Artikulation war um ein Atom schneller geworden, verlangsamte sich jedoch wieder, indem sie hinzufügte: „Ich führe das ganze Haus und rechne alle Abend mit der Köchin!"

„Ja, sie ist eine sehr pünktliche Rechnerin!" versicherte aufmunternd Mrs. Winter, welche dem sich mühsam hinschleppenden Zwiegespräch der beiden jungen Leute bis dahin schweigend beigewohnt hatte, und dabei strich sie der Tochter freundlich über den langen, etwas dünnen Oberarm. Mary nahm diese Liebkosung mit einem leichten Zusammenzucken entgegen, wie ein Mensch, der zugleich scheu und kitzelig ist. Es entging Jack nicht.

Nein, im Vergleich zu Mary war ja Sarah noch amüsant! Er änderte sofort ihr gegenüber seinen Ton, der anfangs etwas Forschendes gehabt, so als ob er unter ihrer matten Hülle einen tieferen Gehalt gesucht hätte, und sprach von oberflächlichen Dingen.

„Diese Trauaresche ist ein sehr schöner Baum," bemerkte er.

„Oh yes, very fine indeed," fiel's von ihren Lippen.

„Es ist merkwürdig, wie früh die Rhododendron in diesem Jahre blühen."

„Astonishing — isn't it . . ."

In diesem Moment kündigte ein bis in den Garten hereintönendes hart rhythmisierendes Geräusch, welches vielleicht einen Triumphmarsch vorstellen sollte, an, daß „die Tierquälerei im Saal" ihren Abschluß gefunden hatte.

Der Garten füllte sich plötzlich mit verweinten Kindern. Mrs. Winter sprach noch einmal die Hoffnung aus, daß Jack ihr bei der Aufheiterung der kleinen Bande beistehen werde. Er jedoch wiederholte ihr, daß er sich durchaus nicht länger bei ihr aufhalten könne. Es war auch wirklich gar kein Grund für ihn vorhanden, seinen Besuch weiter auszudehnen. Die Sache war für ihn erledigt.

Was sollte er noch hier?

Er hatte sich bereits von seinen Cousinen verabschiedet und trat nun mit seiner Tante durch die weit geöffneten Glasthüren in das Wohnzimmer zurück, in welchem er mit ihr Thee getrunken.

Die alte Frau heftete einen tiefen, forschenden Blick auf ihn. „Was hat dich denn eigentlich veranlaßt, uns wieder einmal aufzusuchen?“ fragte sie.

Jacks Ohren brannten, als hätte man ihm Brennesseln um den Kopf gepeitscht.

„Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen von euch,“ murmelte er hastig.

„Abschied? Reisest du nach Indien, um den Tiger, oder nach den Kordilleren, um irgend etwas anderes zu jagen?“

„Kaum so weit, Tante, und nicht zum Zeitvertreib,“ erwiderte Jack düster; „ich muß ganz einfach von England fort, weil mir das Leben hier zu teuer ist. Ich bin ruiniert!“

„Ruiniert!“ rief die alte Frau erschrocken.

„Ja!“ Jack lächelte schwach das Lächeln, mit dem jeder halbwegs wohlerzogene Mann seine Verstimmung zu übertünchen pflegt. „Heute morgen hat mir mein Bruder die Thatsache mitgeteilt. Bei sorgfältiger Plazierung des Kapitalrestchens, das mir übrig bleibt, verfüge ich über ein Jahreseinkommen von dreihundert Pfund Sterling!“

„O, mein armer Junge, wie hast du das denn angefangen?“ fragte die alte Dame bestürzt.

„Still, still, Tante Jane, bedaure mich nicht, 's war alles meine Schuld,“ erwiderte Jack gerührt.

„Als ob das ein Grund wäre, jemanden nicht zu bedauern!“ rief Mrs. Winter, und ihre blauen irischen Augen standen voll Thränen. „Aber was wirst du denn jetzt anfangen, du verwöhnter, unbehilflicher Mensch?“

„Bryan hat mich aufgefordert, mich dem geistlichen Stande zu widmen, da er mir darin eine gewisse Beförderung versprechen kann. Ich selbst ...“

„Nun, was hast du selbst dir ausgedacht?“

Immer noch brannten Jacks Ohren, er blieb stumm, zuckte nur mit den Achseln. Nach einer kleinen, unbeholfenen Pause sah er sich um, als ob er etwas vergessen habe.

„Was suchst du?“ fragte ihn Mrs. Winter.

„Die Zeichnung, die ich nach dir gemacht, ich möchte mir sie gern aufheben zum Andenken,“ erwiderte Jack.

Die alte Frau fand das Blatt. Ehe sie es Jack reichte, sagte sie: „Merkwürdig, wie gut das Ding ist! Du hast doch enormes Talent, Jack!“

„Meinst du?“ antwortete Jack nachdenklich, dann fügte er hinzu: „Jetzt — in diesem Moment ist's mir eingefallen — vielleicht, wenn ich mein bißchen Talent ausbildete, könnte ich damit etwas verdienen!“

„Daran zweifle ich nicht,“ versicherte die alte Frau, „wenn — du die nötige Ausdauer zum Arbeiten hast.“

„Die Ausdauer ergiebt sich aus meiner schmalen Rente von selbst!“ witzelte Jack.

„Hm! Die Sache ist zu überlegen!“ murmelte Mrs. Winter. „Wo würdest du studieren?“

„Wo kann man Malerei studieren?“ fragte Jack. „Doch nur in Paris.“

„Hm!“ Wieder wurde der Blick der alten Frau starr. Sie sah weit in die Vergangenheit hinein, noch weiter, als sie mit Jack über ihre Ehe gesprochen. „Wann würdest du abreisen?“

„In den nächsten Tagen,“ sagte Jack, „sobald ich meine traurigen Geschäfte geordnet habe.“

„Nun — wenn's dabei bleibt — wenn du wirklich nach Paris gehst, um Maler zu werden — so laß mich's wissen, bevor du abreisest, ich möchte dir einen Empfehlungsbrief geben an einen alten Freund. Er ist freilich, seit ich ihn zum letztenmal gesehen, ein sehr berühmter Mann geworden, aber ich denke, er wird sich meiner dennoch erinnern. Adieu, mein Junge — God bless you — ich habe mich sehr über deinen Besuch erfreut.“

(Fortsetzung folgt.)



Teutwart Schmitson.

Von

Ludwig Pietsch.

Die neue naturalistische Schule in der Malerei unserer Zeit unterscheidet sich sehr wesentlich dadurch von ihren nächsten Vorgängerinnen während der letzten hundert Jahre, daß sie nicht nur mit der zuletzt herrschend gewesenen, sondern mit der gesamten Vergangenheit und ihren Traditionen brechen möchte. Die französischen Klassicisten des Revolutionszeitalters und ersten Empire erklärten der Schule der graziösen Galanteriemaler des ancien régime den Krieg und suchten in der antiken, der griechisch-römischen Kunst ihre Lehrer, ihre Muster, die Quellen neuer Belebung. Die deutschen Idealisten und Romantiker, welche im ersten Viertel unseres Jahrhunderts die starren Fesseln dieses französischen Klassicismus zu sprengen trachteten, wandten sich teils zur italienischen Frührenaissance, teils zu den Blütenzeiten der altflandrischen und altdeutschen Malerei zurück. Die französischen Romantiker der zwanziger Jahre begannen ihren Kampf gegen die Klassiker der Akademie im Zeichen der großen alten venetianischen und vlämischen Koloristen. Die deutschen wie die französischen Genremaler der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre sahen ihre großen Vorbilder, denen sie die Wege zum Olymp hinauf sich nachzuarbeiten bemühten, in den niederländischen Kleinmeistern des siebzehnten Jahrhunderts. Adolf Menzel, der originellste Künstlergeist unseres Jahrhunderts, der sich schroff von den zur Zeit seiner Anfänge den Geschmack des Publikums beherrschenden Düsseldorfer Romantikern abkehrte, war von heiligem Respekt für die alten deutschen und niederländischen Meister erfüllt, und wenn er sich in das Studium der Natur und des wirklichen Lebens versenkte und sie rückhaltlos in ihrer wahren Gestalt und ihren tausendfach wechselnden Erscheinungen wiederzuspiegeln trachtete, so wußte er, daß er darin nur ihrem Beispiel folgte.

Die modernsten Naturalisten und Impressionisten aber wiegen sich in ähnlich stolzem Bewußtsein wie der Baccalaureus im zweiten Teil des „Faust“. Wie für ihn „die Sonne war nicht, eh er sie erschuf“, so war nach ihrer innigen Überzeugung vor ihnen keine Malerei, welche den Namen verdient, keine Kunst, die unerschrocken der Wahrheit der Natur ins Antlitz geschaut hätte, keine, die nicht durch „Konvention“ und Traditionen beeinflußt, gebunden, gehemmt, verblendet gewesen wäre. Vor ihnen hatte jeder Maler die Natur durch gefärbte und lügnerisch schmeichelnde Brillen angeschaut, keiner ihr echtes Bild zu geben verstanden. Wer nicht zur Schule, zur Partei oder Clique gehört, denkt freilich anders sowohl über ihre Berechtigung zu einer solchen Selbstschätzung, zu der Überzeugung und Behauptung, daß *sie* nun wirklich die Natur in ihrer Wahrheit schilderten, wie von

der angeblichen Thatsache, daß sie in der völlig unbefangenen, unkonventionellen Naturanschauung ohne Vorläufer gewesen wären. Die Menschheit beweist oft ein überraschend kurzes Gedächtnis. Bei einer Schule freilich, welche alles vor ihrem Auftreten Geschaffene zum „alten Eisen und Plunder“ wirft und, wenn es nach manchem ihrer Wortführer ginge, die Sammlungen der Kunstwerke aus den großen Blütenzeiten der Vergangenheit am liebsten geschlossen sähe, damit die Kunstjünger nicht durch deren Anblick „irre geführt“, nicht in „konventionelle Anschauungen“ verstrickt würden, ist das Vergessen selbst ihrer eigenen Vorläufer ganz erklärlich.

Wer von den Anhängern und Führern dieser Schule hat heute eine klare Vorstellung von der Bedeutung und dem künstlerischen Wesen des außerordentlichen Malers, der, wie kaum ein anderer, als ein solcher Vorläufer des modernen Naturalismus in der deutschen Malerei anzusehen ist und an Größe und Ursprünglichkeit des Genies, wie an Kraft und Umfang des künstlerischen Könnens alle modernsten Bekenner dieses malerischen Evangeliums weit überragt, von Teutwart Schmitson? Die wenigsten kennen auch nur seinen Namen. Und doch sind kaum neunundzwanzig Jahre verflossen, seit er im dreiunddreißigsten Lebensjahr zu Wien sein Dasein beschloß. Wie ein hell strahlendes Meteor ist er in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre plötzlich und überraschend vor uns aufgestiegen, um nach kurzer leuchtender Laufbahn von der ewigen Nacht verschlungen zu werden.

Das sechste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wird in der Geschichte der modernen deutschen Kunst immer als ein besonders bedeutsames und wichtiges gelten. In München wie in Berlin bringen während desselben plötzlich auftretende große schöpferische Talente, die zugleich über ein ungewöhnliches technisches Können gebieten, neues, frisches, kräftiges Leben zunächst in die Malerei. Sie erschüttern unheilbar den Glauben an die bis dahin über alles gefeierten und bewunderten künstlerischen Tagesgrößen und an die so lange für die alleinseligmachende hohe Kunst ausgegebene und gepriesene deutsche Gedankenmalerei, deren Meister, Jünger und Apostel sogar ihre schlimmsten Mängel — den des farbigen Sehens der natürlichen wirklichen wie der von ihrer Phantasie erfundenen Dinge und den des rechten werktüchtigen malerischen Könnens — zu Tugenden stempelten. In den Jahren 1853 und 1854 tritt Karl Piloty in der bisherigen Pflanzstätte jener abstrakten Kunst, München, mit seinen ersten großen Gemälden hervor, welche gerade durch das Gegenteil jener Mängel, durch die Wucht ihrer Farbe und die glänzende Meisterschaft, die sich in ihrem Machwerk kundgab, einen so mächtigen Eindruck auf die Zeitgenossen hervorbrachten. Bald sammelte sich um den Maler die Schar jener hochbegabten begeisterten Schüler, welche sich in Pilotys Lehre zu Meistern von sehr verschiedener Art und Richtung entwickelten und durch ihre Werke von neuem den Ruhm der süddeutschen Kunststadt und der „Münchener Malerschule“ über alle Kulturländer der Erde verbreiteten.

Auch Berlin sah in den ersten Jahren desselben Jahrzehnts des neuen Halbjahrhunderts ebenfalls epochemachende Ereignisse auf dem Gebiete der Malerei. Auf der großen Kunstausstellung im Jahre 1850 erschien Adolf Menzels Gemälde „Die Tafelrunde Friedrichs des Großen zu Sanssouci 1750“, welches den unerreichten Zeichner zum erstenmal auch als nicht minder außerordentlichen Maler erkennen ließ. Zugleich mit ihm war das Bild des jungen Düsseldorfers Ludwig Knaus „Das Leichenbegängnis im Walde“ ausgestellt, das den bis dahin hier gänzlich unbekannten zwanzigjährigen Künstler mit einem Schlage zum berühmten Manne machte und die lange Reihe seiner bewundernswerten, originellen und liebenswürdigen Schöpfungen eröffnete. Auf der nächstfolgenden Ausstellung, 1852, entfaltete zum erstenmal Gustav Richter

den vollen Glanz seines Talentes, seiner Farbe und Technik, die Feinheit seines Blickes für die Anmut und den Liebreiz weiblicher Gestalt in dem Bildnis seiner Schwester. Die Ausstellung von 1854 schmückte Adolf Menzels „Konzert bei Hofe. Sanssouci 1750", die des Jahres 1856 sein gewaltiges vaterländisches Geschichtsbild „König Friedrich und die Seinen bei Hochkirch", Hennebergs „Wilde Jagd", die von 1858 Feuerbachs „Dante mit edlen Frauen Ravennas", die ersten großen biblisch-orientalischen Bilder von W. Gentz, Werke von einer realistischen Macht und Größe, wie sie in der deutschen Malerei, und nicht nur in der religiösen, bis dahin völlig fremd gewesen waren. 1860 folgte Gentz' ergreifendes orientalisches Sittenbild, der „Sklaventransport durch die Wüste". Gleichzeitig mit ihm erschien Gustav Spangenbergs „Rattenfänger von Hameln", diese wundersame Schöpfung seines tief-ernsten poetischen Künstlergeistes, der sich im Gegensatz zu unseren früheren Romantikern zugleich einer so strengen zeichnerischen und malerischen Durchbildung und soliden Tüchtigkeit rühmen konnte. Gustav Ambergs liebenswürdiges Talent erblühte während der fünfziger Jahre in seiner bestrickenden Anmut und Grazie. Karl Becker wandte sich in derselben Zeit der malerischen Gattung zu, in welcher er so viel Gefälliges und Erfreuliches bis diesen Tag geschaffen hat: Bilder voll schöner Sinnenfreudigkeit, von bestechendem Reichtum und Schmelz der Farbengebung und blendender Virtuosität der malerischen Behandlung. Fritz Kraus trat auf dem gleichen Felde der Sittenbildmalerei, die er nach vorwiegend koloristischen Gesichtspunkten behandelte, mit ihm in erfolgreichen Wettkampf. Oskar Wisniewskis unerschöpfliche Erfindungsgabe bethätigte sich in einer erstaunlichen Fülle fesselndster Gemälde und Zeichnungen. Georg Bleibtreu begann das Heldengedicht der deutschen Befreiungskriege in Kampfbildern von einer Glut der Leidenschaft und einem stürmischen, hinreißenden, begeisterten Schwunge zu malen, derengleichen man in alten früheren deutschen Schlachtendarstellungen und besonders allen vorangegangenen Schilderungen aus den Kriegen jener Epoche vergebens suchen würde. In Oswald Achenbach in Düsseldorf und Riefstahl in Berlin erstanden der deutschen Landschaftsmalerei zwei neue außerordentliche Talente. Der erstere erschloß ihr den ganzen Zauber der Farbe, welche Luft und Licht des italienischen Südens über Land und Meer verbreiten. Riefstahl lauschte der deutschen Landschaft ihre feinsten poetischen Stimmungsreize ab, ehe er, mehr und mehr ergriffen von der ernsten strengen Hoheit der schweizerischen Alpennatur und der kraftvollen, herben, charakteristischen Eigenart der Bevölkerung der Hochgebirgslande, zur Schilderung beider überging.

Auch in der Geschichte der deutschen Bildhauerkunst wurden die fünfziger Jahre epochemachend. Mit Christian Rauchs Tode im Dezember 1857 schließt das „klassische" Zeitalter derselben, welches von seiner gebietenden Geistesgestalt völlig beherrscht wird, die jenem ihr eigenstes Gepräge gegeben hat. Die meist in seiner strengen Schule zur Meisterschaft gereiften Berliner Bildhauer und Rietschel in Dresden arbeiten wohl erfolgreich in seinem Sinne weiter; aber mit dem Auftreten des jungen Reinhold Begas, dem Erscheinen seiner in Italien modellierten Gruppe „Pan tröstet die verlassene Psyche" auf der akademischen Kunstausstellung im Herbst 1858 beginnt eine neue Periode für unsere Skulptur. Die im klassischen Regelzwange mehr und mehr erstarrte erfährt eine wahre Neubelebung durch die Einführung des malerischen Elementes, durch das eindringendere Naturstudium und die realistischere Behandlung der lebendigen Formen.

In diese Zeit, genauer in das Jahr 1857, fällt auch Teutwart Schmitsons erstes Bekanntwerden in Berlin, wo man bis dahin wohl von seinen merkwürdigen, Aufsehen erregenden Erstlingsbildern von Düsseldorf und Karlsruhe her gehört,

aber noch kein einziges Werk seiner Hand gesehen hatte. Damals gelangte hier eine seiner bedeutendsten Leistungen, von der an einer anderen Stelle dieser Blätter noch die Rede sein wird, zur öffentlichen Ausstellung; sie gab die höchste Vorstellung von seiner Genialität und Meisterschaft. Bald folgte er in Person. Ich entsinne mich noch sehr wohl des Tages im Herbst 1857, wo er, durch eine ihn empfehlende Karte einer ihm verwandten, mir befreundeten Dame eingeführt, mir seinen Besuch machte, um mich zu fragen, ob ich ihm ein gutes brauchbares Atelier nachweisen könne, da er seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen beabsichtige. Es war eine männliche Erscheinung, die man nicht wieder vergißt: wohl an sechs Fuß hoch aufgeschossen, schlank in den Hüften, breit in den Schultern, das knochige, kühn geschnittene Gesicht von langen, dichten, aschblonden Favoris eingefaßt, das Haupt mit starkem, braunem, kurz gehaltenem Haar bedeckt. In einer Tracht von tadelloser Eleganz und doch zugleich innerhalb solcher modischen Korrektheit von individuellem Chic, glich er mehr einem vornehmen Sportsman oder jüngeren Diplomaten, der eine militärische Dienstzeit in der Reiterei hinter sich hat, als einem Maler. Seine Manieren entsprachen diesem Aussehen genau. Bei aller gewinnender Verbindlichkeit bewahrte er stets eine gewisse vornehme Kühle des Wesens, die nur sehr selten, und dann nur wenig, einer vertraulicheren Herzlichkeit wich und es niemanden erraten ließ, was sich hinter dieser Außenseite verbarg und welche heißen Leidenschaften in seinem Inneren glühten, welche unbändigen Kräfte in ihm arbeiteten.

Durch seine Verwandte erhielt ich die ersten Mitteilungen über seine bisherige Geschichte. Er selbst war zum Herausgehen aus seiner Zurückhaltung, zum Aufschließen seines Inneren kaum jemals zu bewegen; er verstand es vortrefflich, die Wißbegierigen nicht einmal zum Fragen kommen zu lassen. Erst sehr viel später ist er gegen mich aufgetaut. Teutwart Schmitson ist zu Frankfurt a. M. im Jahre 1830 geboren, der Sohn des österreichischen Oberstlieutenants Schmitson, eines Mannes von hoher, reiner Gesinnung und ungewöhnlicher sittlicher Energie. Die Mutter, deren Naturell und Wesen mit dem des Gatten innig harmonierte, war die Tochter des bekannten protestantischen Bischofs Dräseke in Magdeburg. In diesem Elternhause wuchs der Knabe Teutwart in einer geistigen Lebensluft auf, deren wahrhaft ideale Reinheit ihn vor jeder Berührung mit aller Roheit, mit allem Kampf und Druck und aller Not des Lebens bewahrte, denen die Jugend anderer großer Meister so oft ausgesetzt war. Er sog dort frühzeitig jene Gewohnheit der allerzartesten, glattesten äußeren Lebensformen, des gewähltesten Ausdrucks, des feinsten Benehmens ein, welche seine Persönlichkeit später so eigentümlich aus dem Kreise seiner künstlerischen Genossen heraushoben und mit ihrer polierten Oberfläche jeden nicht tiefer Blickenden über seine wahre Natur täuschten.

Sein künstlerisches Talent offenbarte sich bereits in frühem Knabenalter. Von der lebhaften Beobachtung, welche er schon damals den Erscheinungen in Flur und Feld, den einfachen ländlichen Vorgängen, den Pferden und Rindern zuwendete, zeugen zahlreiche Blätter, von seiner kindlichen Hand in möglichst scharfen sauberen Umrissen mit verhältnismäßig großer Präcision und natürlichem Gefühl für das Richtige gezeichnet. Vielseitige Bildungsbestrebungen überwogen indes zu sehr bei ihm, um diese Jugendneigung in ihm schon damals zur vollen Herrschaft gelangen zu lassen. Besonders vor der immer mächtiger werdenden leidenschaftlichen Lust an der Baukunst und am architektonischen Zeichnen mußte die an der Nachbildung der lebendigen Natur mehr und mehr zurücktreten. Das Studium der Architektur, und ganz speciell das der gotischen, betrieb er bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre mit hingebendem begeistertem Eifer. Ich sah später geometrische und perspektivische

Zeichnungen größten Maßstabes, Durchschnitte, Aufrisse und Details zu selbsterfundenen gewaltigen gotischen Münstern und anderen Monumentalbauten von ihm. Die technischen Fragen waren ebenso erwogen wie die künstlerischen, die genauesten Berechnungen ausgeführt. Der Bau hätte sofort danach beginnen können.

Schmitson wäre dieser zum Lebensberuf erwählten Kunst sehr wahrscheinlich auch treu geblieben, wenn nicht ein schicksalsvolles Ereignis, das in sein Dasein eintrat, ihn aus seiner Laufbahn herausgedrängt und ihn bestimmt hätte, lieber den des Malers zu ergreifen, von dem er annahm, daß er ihn schneller als der des Architekten fähig und geschickt machen würde, sich eine ganz selbständige, unabhängige Existenz zu schaffen. Es ist wie eine Ironie des Geschicks, daß dieser so erzogene und so wohlgeratene korrekte junge Mann in eine blinde, thörichte Leidenschaft gestürzt und zu einem Entschluß getrieben werden mußte, wie er schon so manches hoffnungsvoll begonnene, vielverheißende Künstlerleben unheilbar zerstört hat. Principien, anerzogene Grundsätze, feste gute Gewohnheiten, Elternlehren — sie erwiesen sich auch hier als Schranken, welche beim ersten Anprall der Leidenschaft wie dünnes Rohr im Sturme zersplitterten. Keine Erwägungen, keine Schwierigkeiten, Hindernisse, Proteste vermochten den Zweiundzwanzigjährigen von dem später tausendfach bereuten Schritt einer Eheschließung mit einem Mädchen zurückzuhalten, das ihm Sinne und Seele bestrickte, während es mit ihm doch in Bezug auf geistige und gemütvolle Anlage, Bildung und Erziehung nichts gemein hatte, ihm innerlich himmelfern stand. Aber er setzte verblendet seinen Willen durch und nahm den Kampf mit den Verhältnissen mit der ganzen trotzigen Energie seines Wesens auf.

Ohne Meister, ohne Vorbild, ohne Belehrung und Anleitung begann er zu zeichnen und zu malen, in strengster Abgeschlossenheit von der Welt, nur dem Studium der Natur, zunächst dem der menschlichen Gestalt, hingegeben. Zweiundzwanzig Kompositionen zu Shakespeares erotischem Heldengedicht „Venus und Adonis“ entstammen dieser ersten Studienzeit. Eins der Blätter des Cyklus, Venus, die den in eine Blume verwandelten Leichnam des Geliebten im Taubenwagen stehend davonträgt, hat er später einmal radiert, umrißartig, oder doch mit ganz leichten Strichlagen in den nackten Gestalten einigermaßen modelliert, aber auf jede malerische und Tonwirkung verzichtend. Niemand würde aus diesen Zeichnungen die Richtung folgern und vorherzusagen vermocht haben, die Schmitson später eingeschlagen und die ihn zu so glänzenden Zielen geführt hat.

Nach zwei Jahren der hartnäckigsten, ununterbrochenen, angestrengtesten Arbeit, während der er sich in seiner Werkstatt völlig vergraben gehabt hatte, ging er aus ihr als ein wahrer Meister der Malerei hervor. Das erste Bild, mit welchem er damals an die Öffentlichkeit trat, bezeichnet zugleich einen gründlichen Bruch mit jenen Stimmungen, Kunst- und Naturanschauungen, denen die Zeichnungen zu Venus und Adonis erwachsen waren. Sein Motiv war der alltäglichsten ländlichen Wirklichkeit entlehnt, die Schmitson von Kindheit auf liebevoll und scharf aufmerkend zu beobachten gewöhnt gewesen war und deren Erscheinungen sich seinem wunderbaren Gedächtnis, seiner erinnernden Phantasie unverwischbar, bleibend klar und scharf einprägten. Das Bild zeigt einen am Rande eines Gehölzes pflügenden Bauern mit einem Gespann von Pferd und Kuh, welche beide an dem ausgelassenen Spiel ihrer Sprößlinge, Fohlen und Kalb, auf dem Acker vor ihnen lebhaften Anteil nehmen.

Die innerste Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit der Naturauffassung und -schilderung in diesem Bilde wirkte damals wohl zumeist befremdend. Eine derartige kühne und ehrliche Realistik in der Malerei war in Deutschland um die Mitte der fünfziger Jahre noch ziemlich unerhört. Aber der Kraft der schlichten Naturpoesie

wie der gesamten Darstellungsweise dieses Bildes konnte man sich trotz jenes Befremdens über das Ungewohnte nicht entziehen. Die Wirkung war tief und allgemein.

Schmitson hatte Frankfurt verlassen und seinen Wohnsitz in Düsseldorf genommen, in dessen damaliger Künstlerschaft er sich sehr vereinsamt vorkommen und schwerlich einen künstlerischen Gesinnungs- und Strebensgenossen finden mochte. Dort malte er das zweite Bild: „Tatarenpferde über ein Schlachtfeld jagend und vor einem getöteten Husarenpferde stutzend." Es erregte durch die Größe und Kühnheit seiner Komposition und die realistische Macht seiner Darstellung der Landschaft wie der Tiere das größte Aufsehen bei den Kunstgenossen. Um so verständnisloser stand ihm das Publikum der süddeutschen Künstlerstädte gegenüber, in denen es bald danach zur Ausstellung gelangte. Es wurden dort so feindliche abfällige Urteile darüber laut, daß der dadurch verbitterte Künstler in leidenschaftlichem Grimm sein Werk mit eigener Hand zerstörte. Von Düsseldorf war er 1856 nach Karlsruhe übergesiedelt. Kaum länger als ein Jahr litt es ihn dort. Aber während dieses Jahres malte er jenes bewunderungswürdige Gemälde, mit dem er sich zuerst in Berlin einführte und das ihm unter allem von ihm Geschaffenen während seines Lebens vielleicht den glänzendsten, vollständigsten und unbestrittensten Triumph errang: „Ungarische Czikos, wilde Pferde auf der Pußta zusammentreibend." Von Fahrten und Ritten her, die er in Gesellschaft österreichischer Offiziere in früheren Jahren durch das damals noch eisenbahnlose Magyarenland gemacht hatte, waren ihm die Eindrücke geblieben, die er in diesem Bilde verwertete. Hier bewährte sich wieder jene Kraft des künstlerischen Gedächtnisses, welche, unterstützt durch die gründlichste Kenntnis der Oberfläche wie des innerlichen Organismus der Pferde, ihn jene in weit zurückliegender Zeit gewonnenen Anschauungen der Wirklichkeit in einer solchen Frische zu bewahren und in so überzeugender Wahrheit und Treue wiederzugeben befähigte, daß sie wirkten wie unmittelbar vor der bewegten Natur selbst fixierte Bilder ihres Lebens.

In weiter, sonnenheller Ebene, aus der sich im tiefen Plan ein felsiger Hügelrücken erhebt, während kleine Gehölze, von Sonnenblitzen durchschossen, die sanften grünen Hänge zu beiden Seiten bedecken, unter dem heißen, blauen Sommerhimmel ist eine große Herde der dort frei weidenden halbwilden Pferde, von ihren Hirten, echten magyarischen Czikos, zusammengetrieben, um sie zu den Ställen zu bringen. Die langen, hochgeschwungenen Peitschen am kurzen Stiel in der Hand dieser braunen Roßhirten mit den langen flatternden schwarzen Haaren unter dem runden Hütchen mit ringsum aufgeschlagener Krempe sausen durch die Luft über die Rücken der feurigen Tiere hin, die sich wild und verschüchtert aneinander drängen, ihren wenigen Treibern enteilen möchten und doch bald von ihnen zur Erkenntnis gebracht werden, daß es kein Entrinnen für sie giebt, daß jene wie der Blitz hinter ihnen her sind und nicht von ihnen lassen. Dies vergebliche Ankämpfen der sattel- und zaumlosen, an ungebändigte Freiheit gewöhnten Pferde gegen den Willen ihrer Hirten, dem sie sich dennoch beugen, dem sie schließlich, was sie auch anstellen mögen, folgen müssen, ist in so vollendeter Weise veranschaulicht wie die Aktion der prächtigen wilden Hirtengestalten, der centaurengleich mit den von ihnen gerittenen Tieren wie in eins zusammengewachsenen echten Abkömmlinge der alten Hunnen, wie die grasige Ebene mit dem gelben, kahlen Kalkgebirge, das sommergrüne Gehölz mit seinen über den Boden des Hanges hingeworfenen wehenden Schatten und den vom Sonnenschein goldig durchdrungenen Laubmassen. In den Pferden und Menschen ist alles sprühendes, heiß bewegtes Leben. In den kühnsten, momentansten, kaum zuvor von einem Maler gewagten Stel-



Jll. D. Monatshefte.

Ungarischer P

Nach dem Gemälde von



Oktober 1892.

r Pferdetrieb.
on Teutwart Schmitson.

lungen und Verkürzungen sind sie mit einer Sicherheit und Freiheit ohnegleichen hingemalt. Man meint den Donner des Hufschlags der daherbrausenden schäumenden Tiere auf dem Boden der Weide zu hören, den Sommerwind darüber hinwehen zu sehen, der ihre Mähnen und Schweife, wie die langen Haare und die umgehängten Jacken ihrer Bändiger flattern macht und in den Zweigen der Baumgruppen des Gehölzes säuselt und rauscht. Vom lebendigen Hauch der Natur ist das ganze Bild in allen Teilen beseelt, heraustretend aus dem Kreise alles Gewohnten, Herkömmlichen, Schöpfung und Zeugnis eines ureigenen Genius.



Teutwart Schmitson.

Er hätte sich nicht besser in Berlin und bei seinen dortigen Kunstgenossen einführen können als durch dies Werk. Die großen Erwartungen, die es bei ihnen von seinem Maler erweckt hatte, erfüllte Schmitson durch seine Persönlichkeit wie durch die hier von ihm entfaltete künstlerische Thätigkeit im vollsten Maße. Durch die Leichtigkeit und Fülle seiner Produktion wie durch die Eigenartigkeit seiner Naturauffassung und Malerei überraschte und erstaunte er Künstler und Publikum immer von neuem. Freilich — es der damals in Berlin herrschenden, von ästhetischen Schulprincipien ausgehenden, sich für eine abstrakte Schönheitsnorm begeisternden und diese in Kaulbachs Schöpfungen verwirklicht sehenden Kunstkritik recht zu machen, wollte diesem kühnen und originellen Malergenie schlechterdings nicht gelingen. Was aus Schmitsons Werkstatt hervorging, ließ sich so gar nicht in das herkömmliche Fachwerk einpassen. Den heilig gehaltenen, als unumstößlicher ewig gültiger Kanon hingestellten Schönheitsregeln, den feststehenden Forderungen, welche durch die sogenannte „Komposition“ jedes Bildes erfüllt werden müßten, um ihm die Würde des „schönen Kunstwerkes“ zu verleihen, schien in diesen Gemälden ziemlich alles direkt zu widersprechen. Diese Regeln und Forderungen vermochten dem Maler nicht im mindesten zu imponieren. Er schuf aus der ureigenen Art und Kraft seiner Natur heraus, und er wußte, daß er

„recht“ hatte wie „jeder eigene Charakter“, wenn er nur von dem leidenschaftlichen Drange beseelt und getrieben malte, die ganze lebendige Erscheinung der Wirklichkeit, wie er sie in sich aufgenommen hatte, auch auf der Bildfläche durch die Malerei wieder hervorzurufen. Er wollte keine Bilder komponieren, die Natur nicht regelrecht zustutzen. Wie sie sich ihm zeigte, dünkte sie ihm in allem und jedem, in allen Ländern und Gegenden, in allen Tages- und Jahreszeiten, allen Wetter-, Licht- und Luftstimmungen so herrlich, so folgerecht und gesund in sich, daß er es für eine höhere Aufgabe des Malers erachtete, sich selbstlos an sie hinzugeben, sich demütig zu bemühen, sie treu und echt im Bilde zu spiegeln, als sie gleichsam nach eigenem menschlichem Besserwissen zu meistern, salonfähiger zu machen, sie dem Geschmack der Ästhetiker anzupassen und ihm entsprechend umzuformen.

Das erste Bild, das Schmitson in Berlin malte, war das „Bauernvorspann“ betitelte. Es erschien auf der akademischen Ausstellung im Herbst 1858 und erregte zumal in den künstlerischen Kreisen außerordentliches Aufsehen. Das große Publikum stand befremdet und ebenso erstaunt als erfreut davor, wenn der hier erreichte ganz ungewöhnliche Grad von Wahrhaftigkeit, in welcher es ein Stück lebendige Natur im Bilde abgespiegelt sah, auch jeden frappierte und zur Bewunderung des Malers, der das so vermocht hatte, nötigte.

Das Bild zeigte eine von alten starken, entlaubten Pappeln eingefaßte Landstraße, die sich aus dem Vordergrunde perspektivisch verschoben, tief in den Hintergrund hineinzieht und dort im Walde verliert, im Licht eines Februar- oder Märztages mit trüber nebliger Luft, bei beginnendem Tauwetter, welches den den Boden bedeckenden, an den Stämmen und Zweigen noch haftenden Schnee aufzulösen beginnt. Nadelholzwald wird im Bilde tiefer auf der rechten Seite durch den verschleiernden, feuchten Dunst und Nebel sichtbar. Auf einem schlechten Landwege, welcher den Graben längs der Pappelchaussee überbrückt und auf diese mündet, kommt ein mit einem im Walde gefällten starken Kiefernstamm beladenes Bauerngefährt, von einem struppigen Pferde mit Anspannung aller Kraft gezogen, das ein vor dem Stamm stehender Mann in blauer Bluse lenkt, herangefahren. Als Vorspann, um die schwere Last durch den tiefen, zähen Schneekoth der Straße vorwärts zu schleppen, sind diesem Pferde zwei Paar gescheckte Rinder beigegeben. Diese langten bereits auf der Chaussee selbst an. Das vorderste Paar, von einem daneben gehenden Bauern, von dem wir den Rücken sehen (im ersten Plan), und ebenso von einem zweiten, das Gespann jenseits geleitenden, mit der Peitsche angetrieben, stutzt und stockt plötzlich im Vorwärtsschreiten auf dem Glatteis des Bodens und vor dem Gekläff eines schwarzen Spitzes, der nahe vor den gesenkten Köpfen der beiden ersten Rinder gegen sie anspringt. Die Nüstern der schnaufenden Tiere stoßen ihren schweren Atem aus, der in der kalten Winterlandschaft als bläulicher Dampf sichtbar wird. Der Wind weht die ungegürtete Bluse des vorderen Bauern zur Seite, schüttelt die kahlen Zweige der Pappeln und fährt über das gescheckte Fell der Tiere und das stehende spiegelnde Schneewasser auf der durchfurchten Straße kräuselnd dahin. Man empfindet, fast körperlich durchschauert, die feuchte Kälte in der Luft des hier geschilderten Wintertages bei der Betrachtung des merkwürdigen Bildes. In dieser Schilderung des Wetters in seiner Wirkung auf Stimmung und gesamtes Aussehen der Landschaft, wie der auf die sich in ihr bewegenden Tiere und Menschen, schien uns hier etwas wahrhaft Einziges erreicht. Derartige Ziele und Aufgaben hatte sich unsere Malerei bis dahin nie gesteckt und nie gestellt gehabt; sei es, daß eine grundfalsche Geringachtung oder die Erkenntnis ihrer Unfähigkeit, ein solches einheitliches Naturbild hervorzubringen, sie davon zurückgehalten hatte. Auch dies Werk war ebenso, wie

die meisten seines Malers, ohne die Benutzung eigentlicher gemalter Naturstudien entstanden. Wie ich schon bei der Schilderung der ungarischen Pferdeherde in der Pußta erwähnte: die ans Wunderbare grenzende Kraft des anschauenden Gedächtnisses, in dem sich kein einmal empfangener Natureindruck verwischte und verblaßte, und der im Sinne der Natur selbst bildenden, ebenso Tonstimmungen und Farben als Gestalten erfindenden Phantasie war bei Schmitson stark genug, um ihm alle direkt von der Wirklichkeit gemalten Studien zu ersetzen. Das andere noch bequemere Hilfsmittel, welches den Modernen in den photographischen Augenblicksaufnahmen alles im Raume Existierenden, in der Ruhe wie in jeder Art der Bewegung, gegeben ist, war in jenem Kindheitsstadium der Photographie noch nicht vorhanden. Und doch hat kein mit diesen unfehlbar richtigen und genauen „Studien" ausgerüsteter neuester Naturalist die Gegenstände in einer gleichen Wahrheit und Realität im Bilde herauszuarbeiten vermocht, wie Schmitson ohne alle diese Hilfen die Pappeln der Allee mit den narbigen, den angewehten Schnee noch festhaltenden Rinden ihrer Stämme, wie das beschneite dürre Gras des Hanges links an dem Wege, die mit Glatteis und Schneewasser bedeckte Straße, diese im Joch schnaufenden, sich gegen das Ausgleiten zitternd stemmenden, vom Kot der Straße bespritzten Rinder, den sich mit aller Kraft der Muskeln in die Sielen legenden ziehenden Gaul, den anspringenden kläffenden, struppigen Köter und die das gemischte Gespann antreibenden Männer.

Allen seinen in Berlin gemalten, rasch aufeinander folgenden Bildern ist es gemeinsam, daß ihre Gegenstände dem einfachsten Naturleben entlehnt sind, daß in allen auf die wohlfeile äußerliche konventionelle Schönheit, in der Landschaft auf jeden bestechenden Reiz reicherer Vegatation und edlerer Formen, mit Bewußtsein und Absicht verzichtet und das ganze Streben desto mehr auf das Erfassen und Veranschaulichen des eigensten Wesens und Charakters der natürlichen Erscheinungen gerichtet ist. Während der wenigen Jahre der Dauer von Schmitsons Berliner Aufenthalt entstanden, um nur einige der bekanntesten und hervorragendsten, die damals die Künstlerschaft, das kunstfreundliche Publikum und die Kritik am meisten erregten, zu nennen, die „Rinder an der Tränke", die sonnenhelle „niederrheinische Landschaft mit Vieh", das im Gewittersturm „durchgehende Ochsengespann", die „ungarische Pferdeherde von Csikos durch ein Gewässer getrieben", der „heimkehrende Getreidewagen", der „Pachthof mit der Rinderherde", die „Pferdeschwemme", die von Jokeys gerittenen „galoppierenden Rennpferde"; die (fast in lebensgroßem Maßstabe gemalten) „ungarischen Pferde sich mit Steppenhunden jagend", die dürstenden „Rinder am Bachufer" hinter dem sie davon absperrenden Gehege, die „tatarischen Pferde auf der Steppe im Schneesturm". Dies letztgenannte erschien uns immer als eins der feinsten Meisterwerke Schmitsons in der Charakteristik der zusammengedrängten Tiere, wie in der Farbe und der Malerei der Wetterstimmung. In Bezug auf Kühnheit und Macht der gesamten Darstellung steht das große Bild der über den grünen Anger dahinstürmenden, von der Morgensonne von links her scharf beleuchteten, lange Schatten über die Fläche hinwerfenden ungarischen Pferde und Steppenhunde in erster Reihe.

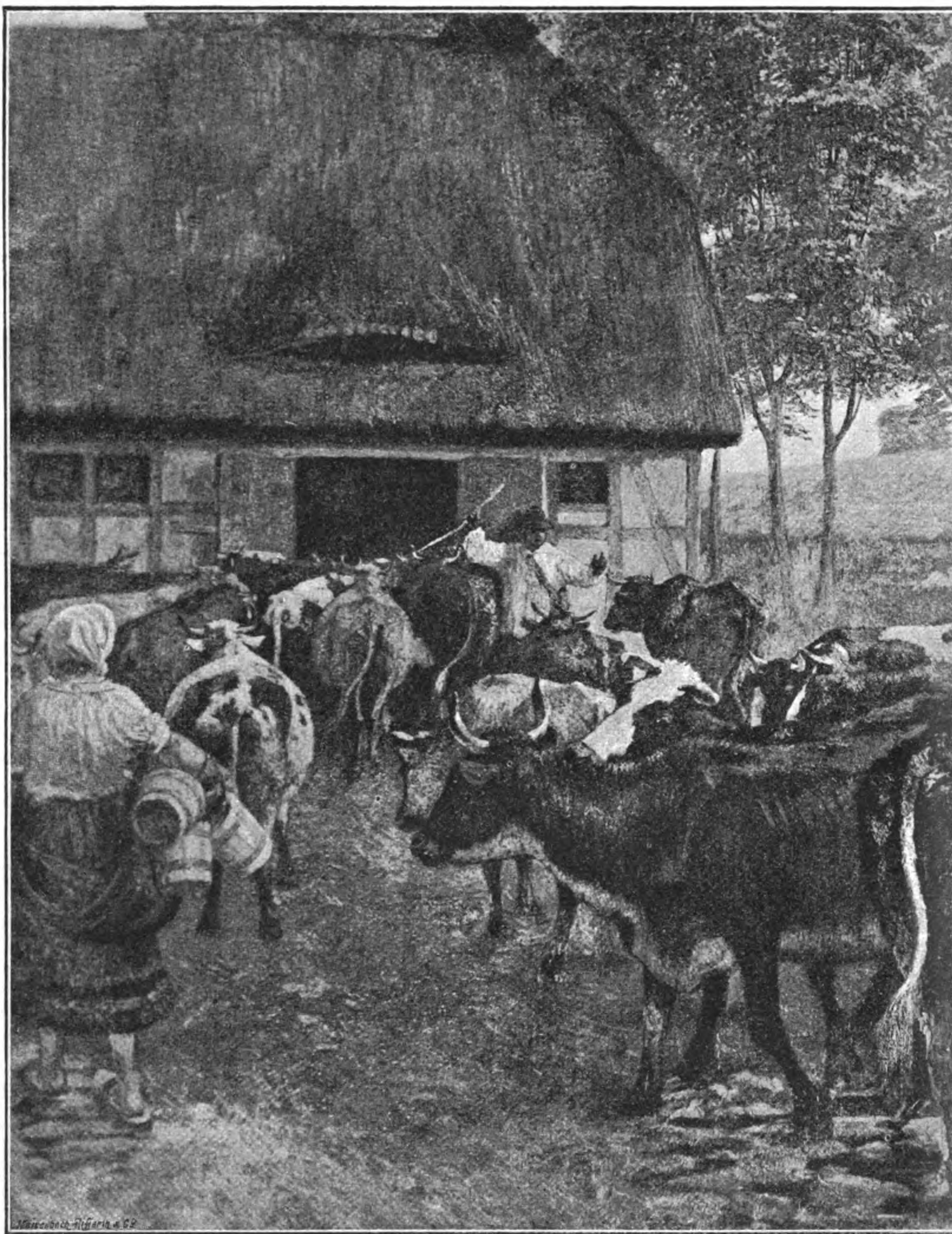
An diesem und dem Bilde der von Jockeys gerittenen galoppierenden Zuchtpferde erregte damals besonders lebhaftes Befremden und Widerspruch die Art der Darstellung des Galopps. Die Stellung, welche dort den vier Beinen des Pferdes gegeneinander gegeben war, wich so gänzlich ab von der, die man auf fast allen Bildern galoppierender Pferde bis dahin gesehen hatte. Auch solche damals als die ersten Meister und Autoritäten der Pferdemalerei in aller Welt angesehene Künstler, wie Horace Vernet, Franz Krüger, Adam, und gar erst die, welche in frühe-

ren Epochen Pferde in lebhaften Bewegungen gemalt und gezeichnet hatten, pflegten für die Schilderung des Galopps ein ziemlich feststehendes Schema anzuwenden, diese Gangart fast immer durch einige von ihnen allen gleichmäßig wiederholte Beinstellungen der Pferde zu veranschaulichen. Zuerst und gleichzeitig bei dem Münchener Pferde- und Kriegsmaler Monten und bei unserem A. Menzel in einigen seiner Illustrationen zu Kuglers „Leben Friedrichs des Großen" bemerkt man bei den Bildern einzelner galoppierender Pferde ein Abweichen von diesem Schema. Schmitsons künstlerischer Geist unterwarf sich nie einem Autoritätsglauben. Für ihn galt immer nur das, was ihn „die Meisterin der Meister", die Natur, selbst gelehrt, was er ihr durch gänzlich unbefangene eindringende Beobachtung ihrer Erscheinungen und Vorgänge abgelauscht hatte. Auf die Richtigkeit und Genauigkeit seines Sehens konnte er sich verlassen. In seinen Beobachtungsresultaten ließ er sich auch dadurch nicht irre machen, daß dieselben vielleicht in unversöhnlichem Widerspruch mit Anschauungen standen, die bis dahin unbedingte Geltung genossen hatten. So war es mit den Ergebnissen seiner Studien des Pferdegalopps. Wenn er länger gelebt hätte, bis zu der Zeit, wo die Augenblicksphotographie ihre gegenwärtige Ausbildung und Leistungsfähigkeit erreicht hatte, so würde ihm die Genugthuung geworden sein, die Richtigkeit seiner Auffassung und Darstellung der Pferdebewegungen durch die momentan durch die Kraft des Lichtes selbst entworfenen und fixierten Spiegelbilder der Natur glänzend bestätigt zu sehen.

Aber dem Berliner Publikum jener Zeit gegenüber blieb Schmitsons ganzes Kunstschaffen immer mehr ein befremdendes als sympathisches. Man konnte freilich die Macht und Originalität dieser künstlerischen Persönlichkeit nicht wegleugnen, sich ihr unmöglich ganz entziehen. Was sie hervorbrachte und gab aber stand doch in starkem Kontrast zu dem, was dies Publikum für das einzig Liebens- und Schätzenswerte in der Kunst anzusehen gelehrt worden war. Für die überwiegende Gleichgültigkeit und die heftigen kritischen Angriffe, an die Schmitson sich in Berlin zu gewöhnen hatte, mußte ihn die desto wärmere Anerkennung und Bewunderung einer kleinen Gemeinde in Deutschland und der gleichzeitig glänzende Erfolg seiner Schöpfungen im Auslande, zunächst in Belgien, Holland und England, entschädigen. Auf der großen internationalen Kunstausstellung zu Brüssel 1861 wurde er für seinen Bauernvorspann mit der goldenen Medaille erster Klasse ausgezeichnet. Ähnliche Ehren wurden ihm im Haag und Rotterdam zuerkannt, die hier durch die gleichzeitige Ankunft mehrerer seiner Bilder noch erfreulicher gemacht wurden.

Im Frühling dieses Jahres 1861 bot sich Schmitson die erwünschte Gelegenheit zu einer italienischen Reise, deren Dauer er auf ein halbes Jahr ausdehnen durfte.

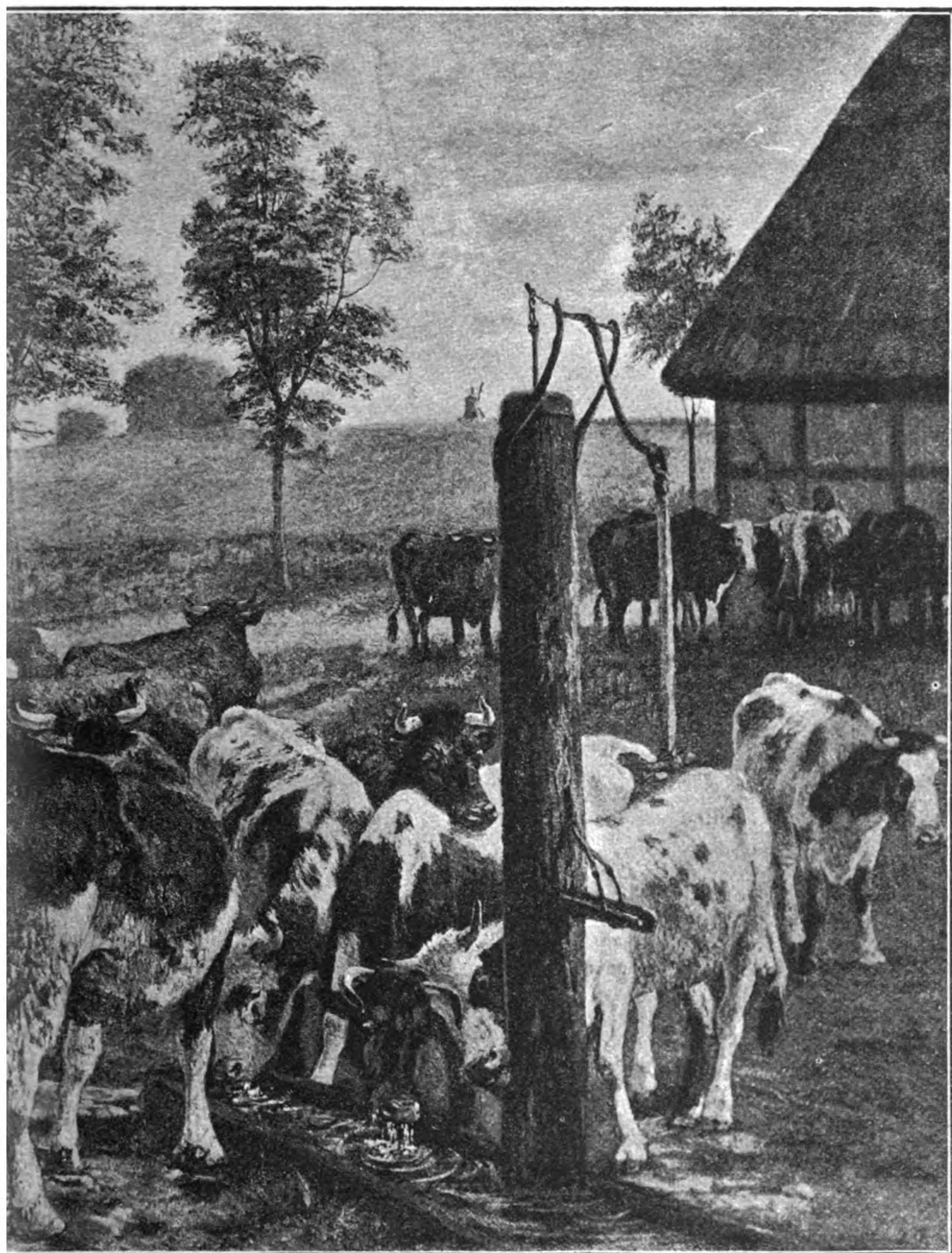
Es war vorauszusehen, daß sowohl die Natur des gelobten Landes der Schönheit und Kunst, als das von der letzteren in den großen Epochen der Vergangenheit dort Geschaffene und in enormer Fülle Aufgespeicherte wesentlich anders auf diesen eigenartigen Geist wirken müsse und werde als auf die große Masse der Italienwallfahrer, auch derer, die sich Künstler nennen. Er war zu sehr veranlagt und gewöhnt zu unbefangener Beobachtung der Dinge. Begeisterungsphrasen und fertige abgestempelte Urteile, welche seit Jahrhunderten einer dem anderen nachspricht und nachschreibt, imponierten ihm nicht und konnten nicht den geringsten Einfluß auf sein eigenes Auffassen und Urteilen üben. Er sah auch dort wie immer mit seinen eigenen Augen und prüfte die Dinge nach seinen eigenen Maßstäben auf ihre Echtheit und ihren Wert. Sein so gewonnenes Urteil aber sprach er rückhaltlos aus. Seine damals an die Freunde in der Heimat geschriebenen ausführlichen Briefe aus Italien, deren teilweise Lektüre mir ver-



Jll. D. Monatshefte.

Auf dem (

Nach dem Gemälde von



utshof.
Teutwart Schmitson.

gönnt war, geben von der Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit, von der Tiefe und Feinheit seines Geistes und Urteils glänzende Zeugnisse. Mit hohem Interesse folgte man den Begründungen seiner Anschauungen und Meinungen; und auch da, wo der Trotz der Subjektivität darin uns zum entschiedenen Widerspruch zwang, fühlten wir uns durch die Größe und Kraft dieser stolzen Individualität doch unwiderstehlich hingerissen.

Eine außerordentliche Bereicherung seiner Phantasie und seines Gedächtnisses mit neuen Bildern und Motiven aus der Landschaftsnatur wie aus dem Menschen- und Tierleben Italiens, und eine Sammlung geistreicher Studienzeichnungen war der künstlerische Hauptgewinn, den er außer der Erkenntnis und Überzeugung, wie viel Phrase und Selbstbelügung in der landläufigen Begeisterung für Italiens Herrlichkeit und für seine alte Kunst stecke, von seiner Reise mit heimbrachte. Damals hegte er die Absicht, Berlin zu verlassen und seinen Wohnsitz zunächst in Paris zu nehmen. Aber noch während er die vorbereitenden Schritte zu dieser Übersiedelung betrieb, wurde sein Plan durch andere Entschlüsse gekreuzt, die seiner Existenz eine entscheidende Wendung in ganz anderer Richtung gaben. Seine unglücklichen Familienverhältnisse drängten zu einer Lösung. Er konnte die leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Zusammenleben mit seinen Kindern nicht länger bekämpfen, welche nach der Trennung von seiner Frau bei der Mutter geblieben waren. Die Sehnsucht wuchs fort und fort. Sie ließ ihn das stille Zusammenleben mit ihnen, eine nur der liebenden Sorge für sie, ihrer Erziehung, ihrer glücklichen Zukunft gewidmete Existenz immer mehr und mehr als einzig erstrebenswerten Daseinszweck ansehen, gegen den die Befriedigung jedes künstlerischen Ehrgeizes zurückzutreten hätte. Da aber die Mutter auf die Kinder nicht verzichten mochte, so reifte in ihm der Entschluß, sie ihr, koste es, was es wolle, mit List und nötigenfalls mit Gewalt zu entführen. Er setzte ihn auch wirklich ins Werk und führte seinen abenteuerlichen verwegenen Plan konsequent durch. Mit den geraubten Kindern, für welche er einen eigenen Hausstand in vornehmem Stil einrichtete, suchte er ein dauerndes Asyl in Wien.

Die österreichische Hauptstadt, damals in neuem glänzendem und noch nicht so schwindelhaftem Aufschwung wie während der letzten sechziger und ersten siebziger Jahre begriffen, bot Schmitson gerade das, was er in Berlin entbehrt hatte: begeisterte Bewunderung und Wertschätzung der Schöpfungen des Künstlers, die sich nicht nur in ihrer öffentlichen Beurteilung ausdrückte, sondern auch in zahlreichen Aufträgen, in raschen Ankäufen und glänzenden Honoraren praktisch bekundete. Seine in Wien gemalten Bilder sind zum Teil Bearbeitungen mancher der in Italien empfangenen Eindrücke: Scenen, die er in Neapel beobachtet hatte, das eminent malerische Treiben in und bei den Marmorbrüchen von Carrara, in der großartigen Umgebung dieser weißschimmernden Felsenhöhen; aber auch Pferdeschwemmen, Jagdepisoden waren die Gegenstände. Von den heftigsten Gemütsleiden und Seelenstürmen, die gerade damals auf ihn eindrangen, ungebeugt, arbeitete er mit maßlosem Fleiß, mit leidenschaftlichem Arbeitsdurst während des Jahres 1862. Es war, als fühlte er bereits, daß sein Schicksal ihm nur noch eine kurze Zeit zum Leben und Schaffen zugemessen hätte, so daß er sich beeilen müsse, um das in Kunstwerken zum Ausdruck zu bringen, was er in sich trug und was noch nach Gestaltung verlangte. Er zog sich gänzlich von der Gesellschaft zurück, um ausschließlich seinen Arbeiten und seinen Kindern mit desto unbeschränkterer Hingebung leben zu können. Damals im Winter 1862 bis 1863 kam sein ihm befreundeter berühmter Berliner Kunstgenosse Gustav Richter nach Wien, wohin er eingeladen war, die Bildnisse einiger Damen der hohen Aristokratie zu malen. Es gelang ihm, Schmitson aus jener selbstge-

wählten Vereinsamung herauszureißen, wieder etwas Sonnenschein in seine verdüsterte Seele zu bringen, ihn der Welt und der Gesellschaft zurückzugeben. Schmitsons echt ritterliche Persönlichkeit, seine Herkunft, die Eleganz seiner Erscheinung, seine formvollendete Weltbildung, seine Freude am Reitersport — alles mußte ihn schnell beliebt und geschätzt gerade in diesen Gesellschaftskreisen der österreichischen Kaiserstadt machen. Die neuen Beziehungen, welche er durch Gustav Richters Vermittelung anknüpfte, waren auf Schmitson von dem wohlthätigsten Einfluß. Neue Frische und Lebenslust schien in sein Gemüt einzuziehen. Auch sein künstlerisches Schaffen empfing einen neuen Impuls durch diese veränderte Lebensführung. Ein glänzenderes Bild hatte er kaum je zuvor gemalt als das damals von ihm ausgeführte Reiterporträt der Fürstin Kinsky in einem phantastischen Prachtkostüm, in dem sie bei einem am kaiserlichen Hofe veranstalteten Karussel erschienen war. Wer hätte damals geahnt, daß das freudige Aufleuchten des ganzen Wesens unseres Künstlers das letzte sein würde; daß diese anscheinend so kraftvoll lodernde, hellstrahlende Flamme so bald schon verlöschen sollte! Im Mai 1863 wurden die ersten, schnell immer bestimmter und unverkennbarer werdenden Anzeichen bei ihm bemerkt, welche über sein Ergriffensein von der Brightschen Nierenkrankheit bald keinen Zweifel mehr ließen. Er verlor allmählich seine Sehkraft. Während der vier nächsten Monate ertrug er das schmerzhafte Leiden und alle Seelenqualen, die ihm daraus erwuchsen, mit ruhiger Fassung, mit heroischer Standhaftigkeit. Am 22. September 1863 ist er der Krankheit erlegen. Wie damals sein Arzt von ihm an Gustav Richter schrieb, „ist er gestorben, wie er gelebt hat, als ein großer Mensch.“ Dies Wort des Zeugen seines Leidens, Duldens und Sterbens entspricht genau dem Eindruck, den wir, die Zeugen seines Lebens und Schaffens in der Zeit seiner ungebrochenen Kraft, von Schmitson empfangen hatten. Kaum sieben Jahre sind ihm vergönnt gewesen, um der überreichen Fülle von Anschauungen, von Naturbildern, die er in seinem Inneren trug, mit seines Geistes Augen sah, lebensvolle, farbige Gestalt und sinnliche Erscheinung zu geben. Was er in dieser Spanne Zeit geleistet und geschaffen hat, ist so eigenartig, groß und vielumfassend, daß es Schmitson für immer seine epochemachende Stellung in der Geschichte der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts, seine bahnbrechende Bedeutung sichern muß. Wenn noch einem seiner Zeit- und Kunstgenossen neben Adolf Menzel der Ruhm des genialsten, größten und kühnsten Pfadfinders und Vorläufers des modernen Naturalismus gebührt, so ist er es. Aber ich kann nicht finden, daß ihn schon einer der heute lebenden deutschen Nachfolger eingeholt und erreicht hätte.





Das Zahlwort Zwei.

Von

Ernst Eckstein.

ei der Betrachtung der Rolle, die das Wort Zwei im Entwickelungsgange des indo-germanischen Sprachschatzes gespielt hat, drängt sich uns das Gefühl auf, als habe der Volksgenius hier symbolisch andeuten wollen, wie das Paar, die Vermählung von Eins und Eins, den Urquell jeder Vermehrung und Fülle bedeutet.

Es ist nämlich geradezu staunenerregend, wie beispielsweise der Wortvorrat unserer Muttersprache durch die Ableitungen von Zwei bereichert und verstärkt worden ist. Tagtäglich führen wir jetzt Dutzende von Vokabeln im Munde, die Dutzende von verschiedenartigen Dingen bezeichnen und trotzdem alle durch Fäden, die sich heute noch sprachwissenschaftlich nachweisen lassen, mit dem Zahlworte Zwei zusammenhängen.

An und für sich ist die Zahl Zwei für das erwachende Denken natürlich die wichtigste, ja fast die Zahl par excellence gewesen; mit ihr beginnt erst das Zählen, das Aneinanderreihen gleichartiger Gegenstände, die Vielheit. Aus diesem Gesichtspunkte ist es bezeichnend, daß ursprünglich in allen Sprachen für die Zweiheit der Gegenstände eine besondere grammatikalische Form, der sogenannte Dual, bestand, der sich erst später mit der natürlich weit öfter in Anwendung kommenden Mehrheitsform, dem Plural, vermengte oder durch ihn verdrängt wurde. Das Altgriechische kannte den Dual noch in breiter Entfaltung; im Lateinischen findet sich kaum eine Spur davon; der deutsche Sprachzweig dagegen hat die Zweiheitsform in einigen Fällen bis weit in das Mittelalter hinein, ja dialektisch bis in die Gegenwart beibehalten.

Um das Wesen des Duals auch dem nicht sprachgebildeten Leser deutlich zu machen, führen wir kurz einige Beispiele an.

So heißt griechisch neanias der Jüngling. Das ist die Einzahl, der Singular. In der Zweizahl — im Dual — lautet das Wort neania; zu deutsch also: die beiden Jünglinge. In der Mehrzahl — im Plural — lautet das Wort neaniai; zu deutsch: die (vielen) Jünglinge, die Jünglinge, deren Zahl wenigstens drei beträgt.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache hat die — ursprünglich auch im Germanischen übliche — Form für den Dual endgültig fallen gelassen; sie gebraucht die Pluralform auch da, wo nur von zwei Dingen die Rede ist.

Ganz nach dem gleichen Schema geht bei den Griechen die Abwandlung des persönlichen Fürworts. Griechisch egô bedeutet „ich". Das ist die Einzahl. Der Dual („wir beide") heißt nô, und der Plural („wir, wir viele") hemeis.

Das Lateinische verhält sich hier ganz wie das Neuhochdeutsche: es kennt keine Form für „wir beide". Der Lateiner

sagt für „ich" ego und für „wir", einerlei ob zwei oder mehrere Personen gemeint sind, nos.

Das Gotische dagegen und das Althochdeutsche sind im Punkt der persönlichen Fürwörter fast noch ebenso reich an Dualformen wie das Griechische. So lautet die Einzahl der ersten Person im Gotischen ik („ich"), die Zweizahl vit („wir beide"), die Mehrzahl veis („wir viele"). Das Althochdeutsche hat zwar die gotische Form vit („wir beide") im Nominativ verloren, aber die übrigen Beugungsfälle, also den Genitiv „unser beider", den Dativ „uns beiden" und den Accusativ „uns beide", die gotisch ugkara, ugkis, ugkis heißen, vollständig beibehalten. Die betreffenden Formen lauten im Althochdeutschen unchar, unch, unch.

Ein Teil solcher urdeutschen Dualformen lebt noch in den süddeutschen Mundarten fort. Das oberbayerische enk „euch" ist buchstäblich das gotische iggqis (sprich inkwis) und das althochdeutsche inch, „euch beiden".

Den Dualformen der persönlichen Fürwörter entsprechend, ist die gotische Sprache auch im Besitz scharf ausgeprägter Dualformen auf dem Gebiete des Zeitworts. So lautet z. B. der Indikativ Präsentis von dem gotischen Wort finthan (neuhochdeutsch „finden") wie nachstehend:

Einzahl:
fintha = ich finde,
finthis = du findest,
finthit = er findet.

Zweizahl:
finthôs = wir beide finden,
finthats = ihr beide findet.

Mehrzahl:
fintham = wir finden,
finthith = ihr findet,
finthand = sie finden.

Wie man sieht, unterscheidet sich das finthôs („wir beide finden") von dem fintham („wir — viele — finden") durch eine völlig divergierende Vokalisation der Endung; just so wie das finthats („ihr beide findet") von der Pluralform finthith. Im Althochdeutschen, Altnordischen, Angelsächsischen u. s. w. hat sich dies Unterscheidungsbedürfnis abgestumpft. Das Zeitwort in diesen Idiomen kennt keinen Dual. Übrigens war die dritte Person des Duals („sie beide finden") dem Goten bereits abhanden gekommen.

Schon diese wohl allen Ursprachen gemeinsame Eigentümlichkeit, für die Zweizahl eine besondere Form zu schaffen, weist darauf hin, daß die Zahl 2 und das sie bezeichnende Wort für die Entwickelung des denkenden Geistes von hervorragender Wichtigkeit war.

Alles Rechnen beruht in der That auf dem 1 plus 1; selbst die verwickeltsten algebraischen Kombinationen lassen sich als ein abgekürztes Verfahren der Operation 1 plus 1 oder der Gegenoperation 1 minus 1 auffassen.

Ferner ist jede Veränderung, logisch betrachtet, der Übergang von dem Eins in das Zwei; in dem Worte „Veränderung" steckt ja buchstäblich das Zahlwort „der andere", ursprünglich so viel wie „der zweite".

Dementsprechend liegt der dunkle Begriff der Zweiheit einer sehr großen Anzahl von Thätigkeiten und Vorgängen zu Grunde; vor allem jeder Wechselbewegung, jedem Herüber und Hinüber, jedem Wellenschlag, jedem Auf- und Abschreiten. Gegensätze, gleichviel welcher Art — schwarz und weiß, Himmel und Erde, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Haß und Liebe —, involvieren die Vorstellung der Zweiheit.

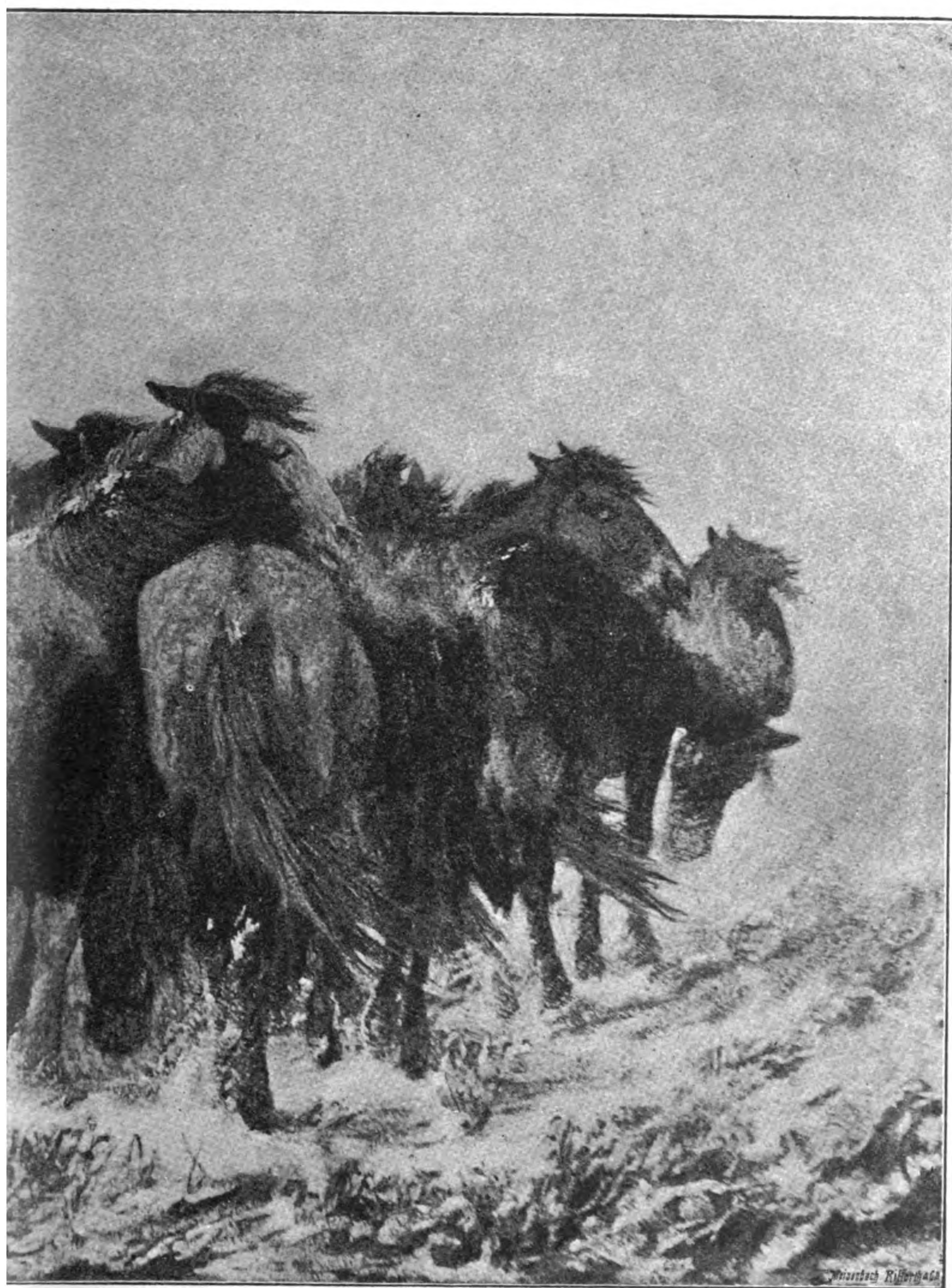
Und auch deshalb mußte dem Menschen die Zweiheit sich als die vornehmste und wichtigste Zahl einprägen, weil er ein bilaterales Wesen ist, das heißt ein symmetrisch gebautes, ein solches, dessen Körper sich von der Mitte aus gleichmäßig nach rechts und nach links entwickelt. Der Mensch hat zwei Augen, zwei Ohren, zwei Arme, zwei Beine: kurz, er ist eigent-



Jll. D. Monatshefte.

Steppenpferde im Sc

Nach dem Gemälde von Te



Oktober 1892.

Schneesturm.
Teutwart Schmitson.

lid
na
ihr

we
mä
lid
Se
me
we
im
noc
so
zur
„zu
gef

lat
sche
zuć
zwe
Wa
der
es
lau

ner
wa
ler
eig
zu
wir
rei
pun
zu
and
Aug

übe

zu
sche
Fer
wur
Da
vid
(ent
wor
auf
tren

lich eine wandelnde Zweiheit, eine Inkarnation der Zahl, mit der die Arithmetik ihren Anfang nimmt.

Die neuhochdeutsche Form des Zahlwortes „zwei“ lautet eigentlich für das männliche Geschlecht zween, für das weibliche zwo und für das sächliche zwei. Schiller schrieb noch: „Wie zwo Flammen sich ergreifen ...“ Auch neuerdings werden die Formen „zween“ und „zwo“ im getragenen oder gekünstelten Stile noch angewandt; freilich mitunter falsch, so daß „zween“ aller Sprachempfindung zuwider mit einem weiblichen Hauptwort, „zwo“ mit einem männlichen zusammengestellt wird.

Dieses zween, zwo, zwei entspricht dem lateinischen duo, duæ, duo, dem gotischen tvai, tvôs, tva, dem althochdeutschen zuênê, zuô, zuei, dem mittelhochdeutschen zwene, zwo, zwei. Englisch lautet das Wort two, dänisch to. Es findet sich in der gleichen Form schon im Sanskrit, wo es du, und im Persischen, wo es dow lautet.

Ehe wir nun darthun, welche Fülle neuhochdeutscher Wörter von diesem Zahlworte „zwei“ erzeugt worden sind, wollen wir feststellen, was denn das Wort eigentlich heißt, welche Anschauung ihm zu Grunde liegt; denn der Begriff, den wir gegenwärtig damit verbinden — der rein mathematische —, ist für den Standpunkt der sinnlich-naiven Ursprache viel zu abstrakt; „zwei“ muß vordem etwas anderes bedeutet haben, etwas Konkretes, Augenfälliges, Greifbares.

Die Sprachvergleichung läßt uns hierüber nicht lange im unklaren.

Das deutsche „zwei“ gehört genau so zu der Vorsilbe „zer-“ wie das lateinische duo zu der Vorsilbe dis- oder di-. Jenes „zer-“ entstammt einer Verbalwurzel, die so viel heißt wie „trennen“. Das lateinische Wort für „trennen“, dividere, entspricht buchstäblich unserem (ent-)„zweien“. Der Begriff des Zahlwortes „zwei“ ist sonach zurückzuführen auf die Thätigkeit, die ein Ganzes zertrennt, also in zwei Teile zerlegt.

Auch dieses Beispiel beweist, wie so viele, daß in der Anschauung unserer sprachgestaltenden Vorfahren nicht das Ding, nicht das Verhältnis, sondern das Thun das Ursprüngliche war. Leben heißt thätig sein. Das erste, was dem Menschen als merkwürdig auffiel, war sein eigenes Verhalten, seine Bewegungen, seine leiblichen und geistigen Daseinsäußerungen. Diesen gab er zuerst — auf welchem Wege und nach welchen Principien, soll hier nicht untersucht werden — eine lautliche Bezeichnung und erst nach diesen Grund-Zeitwörtern benannte er die Objekte. Das Urwort für „essen“ war früher vorhanden als das Urwort für „Speise“: das letztere ward von dem ersteren abgeleitet. Alle Sprachforschung führt uns daher in letzter Linie auf die Verbalwurzeln zurück.

Betrachten wir nun die wichtigsten neuhochdeutschen Wörter, die nachweisbar von dem Zahlwort zwei — oder genauer gesagt, von dem Verbalstamm, der diesem Zahlwort zu Grunde liegt und die Bedeutung „trennen“ hat — abstammen.

Hier sei noch bemerkt, daß neben der Form zwi- — so müßte im Althochdeutschen jene Verbalwurzel gelautet haben — auch eine Form qui- vorhanden gewesen sein muß, die nur die lautliche Variante der ersteren darstellt, ohne Veränderung des Inhalts. Wir finden diesen Parallelismus zwischen dem Anlaut zw und qu noch heute in Wörtern wie „quer“ und „zwerch“ (dänisch twer), „Zwehle“ und „Quehle“ — wovon das italienische tovaglia, Handtuch —, „Zwetsche“ und (dialektisch) „Quetsche“.

Als erstes neuhochdeutsches Wort, das von zwei, beziehungsweise von der Verbalwurzel zwi- stammt, nennen wir das wenig gebräuchliche „zwagen“ (waschen). Die Begriffsverwandtschaft ist hier noch ziemlich durchsichtig. Der zu waschende Gegenstand wird gehörig „dazwischen“ genommen — zwischen die beiden Hände nämlich, die ihn nun von zwei Seiten zugleich bearbeiten.

Schwieriger schon gestaltet sich die

Auslegung bei dem neuerdings vorwiegend im abstrakten Sinne gebrauchten „Zweck“. Der „Zweck“ ist ursprünglich ein Keil, der in das Holz getrieben wird und es spaltet, entzweit, zerreißt; dann ein hölzerner Nagel, z. B. wie ihn der Schuster braucht; besonders aber der hölzerne Nagel im Centrum der Scheibe. Auf diesen „Zweck“ zielte und schoß man; und von dieser Bedeutung leitet sich die bildliche ab: das, wonach gestrebt wird; das, was man geistig erzielen will; das Objekt unserer Absicht. — Man bemerke, daß auch in dem Worte „Absicht“ das Gleichnis des zielenden oder doch spähenden Auges beibehalten erscheint.

Der „Zwickel“ schließt sich unmittelbar an den „Zweck“ an; er ist ein „kleiner Zweck“, eine „kleine“ Hineintreibung zwischen zwei Hälften. So sprechen wir von dem „Zwickel“ am Strumpf und meinen damit die keilförmige Erweiterung am Knöchel. Auch die Gewölbe-Architektur kennt die Bezeichnung „Zwickel“ als technischen Ausdruck. „Zwickelbart“ ist ein keilförmiger, spitz zulaufender Bart.

Das Zeitwort „zwicken“ stammt gleichfalls unmittelbar von „zwei“, nicht von „Zweck“ und „Zwickel“, zu deren Begriff es durchaus nicht paßt. Denn „zwicken“ bedeutet nicht etwa mit einem Nagel oder mit einem Keil stechen, sondern von zwei Seiten packen, zwischen die Finger oder ein zangenartiges Instrument nehmen; das schließliche Resultat ist das Abzwicken, das nur bei zweiseitiger Einwirkung möglich ist.

Der „Zweifel“ bedeutet das Hin- und Herschwanken zwischen zwei Möglichkeiten, zwei Meinungen, zwei Entschlüssen.

Der „Zweig“, englisch twig, ist die Zweiung, die Zweiteilung des Astes.

Für das Sprachgefühl der Gegenwart noch vollkommen durchsichtig — übrigens auch vergleichsweise jung — sind die Bildungen „Zwilling“, „Zwillich“ und „Zwitter“.

Der Begriff der Zweiheit lebt — wenigstens bei „Zwilling“ und „Zwitter“ — klar und greifbar in unserem Bewußtsein; bei „Zwillich“ erwacht er, sobald wir darüber nachdenken.

Der „Zwilling“ (englisch twin, twinling, holländisch tweeling) ist ein Kind, das „zu zweien“, mit einem anderen geboren wird; der „Zwitter“ (althochdeutsch zuitarn) ein Individuum, welches beiden Geschlechtern zugleich angehört; im übertragenen Sinne ein Wesen oder Produkt, das Merkmale zweier verschiedener Arten, Formen, Kategorien ꝛc. an sich trägt; „Zwillich“ aber (dänisch dvälg) heißt ein Gewebe von doppelten Fäden, wie „Drillich“ ein solches von dreifachen.

Die Zeitwörter „zwinkern“ und „zwitschern“ gehören gleichfalls zu zwei. Sie bedeuten ursprünglich nur ein Hin und Her der Bewegung. Der Sprachgebrauch hat dann später „zwinkern“ für das Hin und Her der Lichtbewegung, das „zwitschern“ für das Hin und Her der Schallbewegung bevorzugt. Die Kerze und das von ihr geblendete Auge „zwinkern“, die Stimme des Vogels „zwitschert“. Das Auf und Ab, der unaufhörliche Übergang aus dem Punkt Eins in den Punkt Zwei, das Vibrieren ist in beiden Fällen das anschaulich Vorgestellte.

Auch bei „Zwist“ schwebt uns noch das „Entzweien“ vor, der „Zwiespalt“, mit dem es sprachlich wie begrifflich zusammenhängt.

Minder deutlich empfinden wir die „zwei“ aus unserer Präposition „zwischen“ heraus. Und doch heißt „zwischen“ buchstäblich so viel wie „zweiisch“ und ist unmittelbar von „zwei“ abgeleitet, wie „römisch“ von „Rom“ oder wie „weibisch“ von „Weib“. — Das Wort lautet althochdeutsch zuisc (zwiefach, doppelt); die adverbiale Form zuiscen (holländisch tuschen) ist unser modernes „zwischen“ und bedeutet so viel wie „inmitten zweier Dinge“. Sehr deutlich tritt der Zusammenhang mit zwei in dem englischen Wort für „zwischen“ — between — hervor.

Für das allgemeine Gefühl verwischt ist dagegen die Zugehörigkeit der Wörter

„Quirl", „Quaste" und „Zwirn" zu zwei, obschon sie dem Blicke des Kenners nicht lange verborgen bleibt.

„Quirl" ist — nach dem oben erwähnten Lautgesetz, die Wortanfänge qu und zw betreffend — eine Variante zu dem (nicht mehr gebräuchlichen) „Zwirl", „Quaste" ganz in der gleichen Weise eine Variante zu „Zwaste"; „Zwirl", wovon das Zeitwort „zwirlen" (quirlen), weist wie „zwinkern" und „zwitschern" auf ein Hin und Her der Bewegung; „Zwaste" (dänisch quiste, altnordisch quistr, englisch twist = der Zweig) auf die Zweiteilung des Astes; der moderne Begriff der Quaste ist von dem des (belaubten, schwerhängenden) Zweiges erst abgeleitet. „Zwirn" von „zwier" (doppelt) bedeutet einen zwiefach gedrehten, einen doppelten Faden.

Ja, sogar in dem Worte „Zuber", wo nur der Anlaut z darauf hinweist, steckt historisch nachweisbar unser Zahlwort „zwei", und zwar nicht nur buchstäblich, sondern begrifflich. „Zuber" ist das althochdeutsche zwibar, der „Zweibahr", das Gefäß, das an zwei Henkeln getragen wird (baran = tragen; vergleiche die „Bahre"), im Gegensatz zu dem Eimer, dem „Einbahr" (althochdeutsch eimbar), der nur vermittelst einer Handhabe getragen wird. Man sieht das dem „Zuber" des neunzehnten Jahrhunderts nicht an, aber es ist so.

Das Wort „Zwiebel" dagegen, das uns mit seiner klartönigen ersten Silbe so sehr an „zwiefach", an „Zwielicht" und „Zwiespalt" erinnert, gehört nicht in die Nachkommenschaft der zwei, zum größten Kummer dilettantischer Etymologen, die es so obenhin darauf angeschaut haben und schleunigst bereit waren, es irrtümlich zu etikettieren. „Zwiebel" ist ein lateinisches Wort: die Verkleinerungsform nämlich von cepa, die in der Sprache des Tacitus und des Virgil cepula lautet. Immerhin hat auch hier die Zwei insofern mitgesprochen, als das „w" in „Zwiebel" (das in cepula fehlt) unzweifelhaft auf dem instinktiven Bestreben der Sprache beruht, sich das unverständliche Fremdwort mundgerechter zu machen, durch den Anklang nämlich an den Begriff der Zweiheit, des Doppelten, des Eins-im-Anderen, der für die bekannte Struktur der Zwiebel ganz bezeichnend erscheint.

Ähnlich, wie im Deutschen die Zwei, so ist das entsprechende Zahlwort, das griechische dyo, das lateinische duo &c., auch in den urverwandten Idiomen schöpferisch. Vom lateinischen duo kommen z. B. die Wörter dubius (zweifelhaft), duellis (der Feind, der „Zwister", der, mit dem man entzweit ist), duellum (der Krieg), wofür man späterhin bellum sagte. Zu dem griechischen dyo gehört das griechische Zeitwort dyo = eindringen, eintauchen, die Wellen zerteilen; z. B. dyo nephea = ich zerteile die Wolken und verschwinde so hinter ihnen; ferner die Vorsilbe dys-, die den Übergang aus einem ersten Zustand in einen zweiten, entgegengesetzten bezeichnet; und vieles andere, was hier zu weit führen würde.

Selbst in der vom Lateinischen abgeleiteten und durch die mannigfachsten Prozesse umgestalteten französischen Sprache schimmert das deux (zwei) noch durch in douter (zweifeln), double (zweifach) und duel (Zweikampf).





Bilder aus Spanien.

Von

Fürstin Urussow.

I.

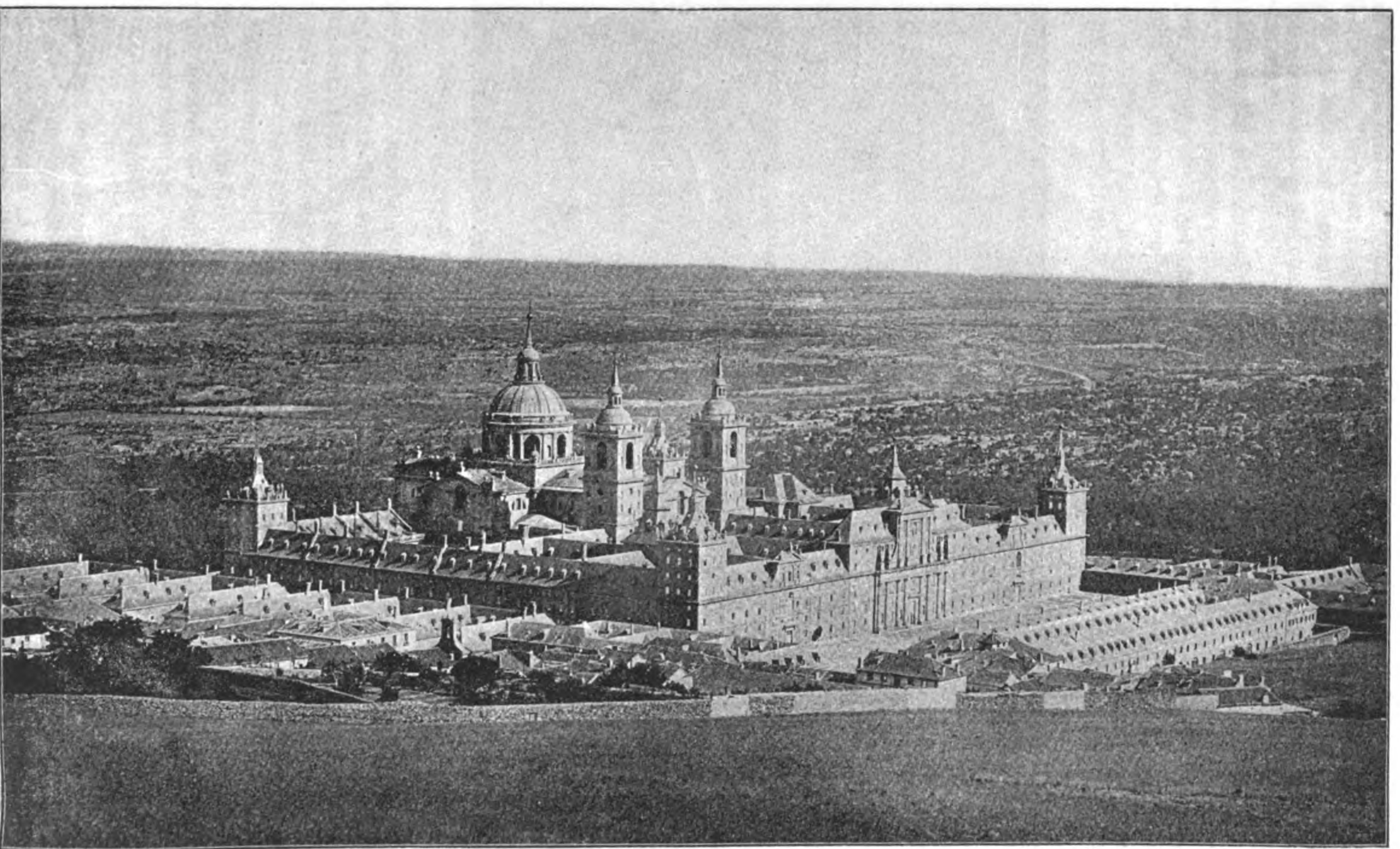
Der Eskurial.

Von Spanien zu sprechen, ist nach allem, was so viele Dichter und Meister darüber gesagt haben, ein Wagnis. Meine Reisegefährten, Theophile Gautier und De Amicis, sind meinem Geist gegenwärtig geblieben, und dächte ich ihrer in diesem Augenblick, so würde ich eine Feder von mir werfen, die nicht würdig ist, ein Thema zu berühren, das jene mit dem Reiz ihres Stiles, der Poesie ihres Naturells behandelt haben. Doch sagte ich mir: Jeder sieht auf seine eigene Weise; was den einen bewegt, wirkt verschieden auf den anderen. Die Augen schauen in Übereinstimmung mit der Seele — auch die meinige ist während dieser Fahrt durch das Land meiner Träume durch tausend individuelle Regungen berührt und hingerissen worden.

Vielleicht interessiert es einige meiner Zeitgenossen, die Eindrücke kennen zu lernen, welche sich innerhalb eines kurzen Ausfluges sammeln lassen, und wie man während weniger Tage dazu gelangt, sich bessere Rechenschaft ablegen zu können als durch jahrelanges Bücherstudium dessen, was seit der Kindheit unsere Phantasie verlockt, unsere Gedanken beschäftigt hat.

Als Reisezweck galt uns die Feier der heiligen Woche in Sevilla; unsere Etappen vor der Ankunft dort dienten aber dazu, uns den Sinn der volkstümlichen Schauspiele, denen wir beiwohnen sollten, besser begreifen zu lassen. Die historischen und religiösen Monumente eines Landes machen uns mit dem nationalen Geist bekannt, dessen Ausdruck sie sind. Wirklich kann man Prozessionen und Stiergefechte erst dann begreifen, wenn man sich von diesem Geiste Rechenschaft giebt, der stets der gleiche bleibt, trotz aller Wandlungen, welche die Zeit überall hervorbringt. Das Temperament eines Volkes, seine Art, die Dinge zu betrachten, sind die einzige Grundlage, auf der seine Geschichte sich neu gestaltet. In Spanien wird man nun jeden Augenblick durch die Unerbittlichkeit dieses Gesetzes frappiert, dessen Opfer wir alle sind, je nach dem Lande, welchem wir durch unsere Geburt angehören.

Die Pyrenäen sind nicht nur eine landschaftliche Schranke; sie haben seit Jahrhunderten eine fast unübersteigliche Trennung zwischen Nachbarn geschaffen, die sich nur da aufhebt, wo die Grenze sich in Hügeln zum Meere niedersenkt. In Irun, der See ganz nahe, überschreiten wir diese Grenze, und dort ist der Unterschied zwischen beiden Ländern kaum bemerklich. Jenseit St. Sebastian aber, indem wir die Provinzen Valladolid und Avila durch-



Ansicht vom Eskurial.

schneiden, prägt sich der wilde Charakter des Landes immer schärfer aus, und nach den „lachenden Geländen Frankreichs“ wecken diese Ebenen um so schwermütigere Eindrücke — Ebenen, auf denen einige magere Herden weiden, eine Vegetation, die mehr und mehr abzunehmen scheint, riesige Felsenmassen, die dem Schienenweg entlang eine Böschung bilden, während sich fernher trostlose Sierras jedem Versuch umgänglichen Verkehrs mit den bevorzugten nördlichen Provinzen zu widersetzen scheinen.



Karl V. mit Gemahlin, Tochter und zwei Schwestern. Von Pompeo Leoni.

Die Zahl der Städte, bei denen der Süd-Courierzug anhält, ist gering, und man erblickt nur deren Umrisse. Bald kleben sie auf einem Felsen, bald strecken sie sich in einer Ebene aus, die nicht weniger kahl ist. Kurz, diese schwindelerregende Fahrt durch Spanien weckt grenzenlose Enttäuschung, sowohl vom Gesichtspunkt des Malerischen als des Interessanten aus. Gegen neun Uhr abends erreichten wir unsere erste Reiseetappe, den Eskurial.

Ein Omnibus bringt uns in kaum einer halben Stunde hinauf zu dem neben dem Kloster gelegenen Hotel. Unheimliches Windbrausen pfeift uns um die Ohren. Phantastisch geformte Felsenmassen erheben sich im blassen Lichte des aufgehenden Mondes. Ich benutze diese geheimnisvolle Beleuchtung, um dem großen Platze zuzueilen, der den Vorhof des Klosters bildet, und das erste, was mich frappiert, ist, daß diese ungeheure Kaserne aus der Sierra Guadarama hervorgewachsen scheint, gegen die sie sich lehnt, während ihre Fassade der weitgedehnten Ebene von Madrid zugewendet ist, von der aus der rasende Nordwind zügellos um den Koloß herfegt.

Der Eskurial erscheint mir in dieser Stunde in seiner großartigen Öde wie ein drohendes Gespenst — Festung, Kerker, Hölle — alles Erdenkliche eher als eine Kirche oder ein Königsschloß. Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate, spricht dieser strenge Schatten der furchtbarsten historischen Vergangenheit. Zähneklappern, Schluchzen und Flüche, verzweifeltes Jammergeschrei scheinen aus

allen Ecken hervorzudringen, und das Lachen der Dämonen wird von den Flügeln dieses Windes getragen, der sich auf dem Platze verfängt und mir eisig bis in das Mark dringt.

Der Eindruck des nächsten Morgens ist nicht weniger niederbeugend. Der Sturm tobt fort, der Himmel ist grau wie die ganze uns umgebende Natur. Ach! ehe ich den Eskurial sah, hatte ich die wahre Trauer in der Natur nie gekannt, nie gewußt, bis zu welchem Grade die Erde als Heimstätte der Trostlosigkeit erscheinen könne. Weder Rußlands weite Schnee- oder Moorflächen, noch die dürren Schwefelstrecken des inneren Siciliens, die Mondlandschaften ähnlich sehen — mit einem Worte, nichts läßt sich der schweren Bleihülle vergleichen, welche sich angesichts dieser zu Stein verdichteten Hölle um Leib und Seele legt, inmitten eines Rahmens, den nur eine dämonische Seele wählen konnte. Nie war ein Gebäude ein ebenso treues Porträt seines Gründers als dieses, nie ist Unerbittlichkeit so leibhaftig geworden wie hier, wo Philipps II. teuflische Seele fortfährt, jeden Besucher dieses steinernen Kolosses zu erstarren, zu entsetzen. Die Reichtümer und Kunstschätze, welche seine Nachfolger hier ansammelten, sind bei feindlichen Überfällen geplündert oder in die Museen von Madrid verteilt worden; mir ist es so lieber. Wie er ist, bleibt der Eskurial dasselbe, was sein Schöpfer gewollt und was er zu dessen Zeit gewesen ist: der Zeit des Hasses, der Inquisition, der allgemeinen Trostlosigkeit. Treten wir in diese phantastische, in jedem Sinne hohe und lange, 320 Fuß breite Kirche. Sie weiß nichts von stiller Schwermut, von Andacht, von den imposanten, erhabenen Geheimnissen eines Domes, in den wir zu treten meinten. Giebt es dort einen Winkel, in dem sich die Worte Barmherzigkeit, Andacht, Hilfe für unsere Schwachheit oder Schutz in unserem Elend flehend auf die Lippen drängen? Gewiß nicht! Hier regiert der Gott Philipps II. Dies herbe, eisig strenge und harte Heiligtum wurde seinem eigenen Begriff von der Gottheit errichtet. Dem Moloch, dessen

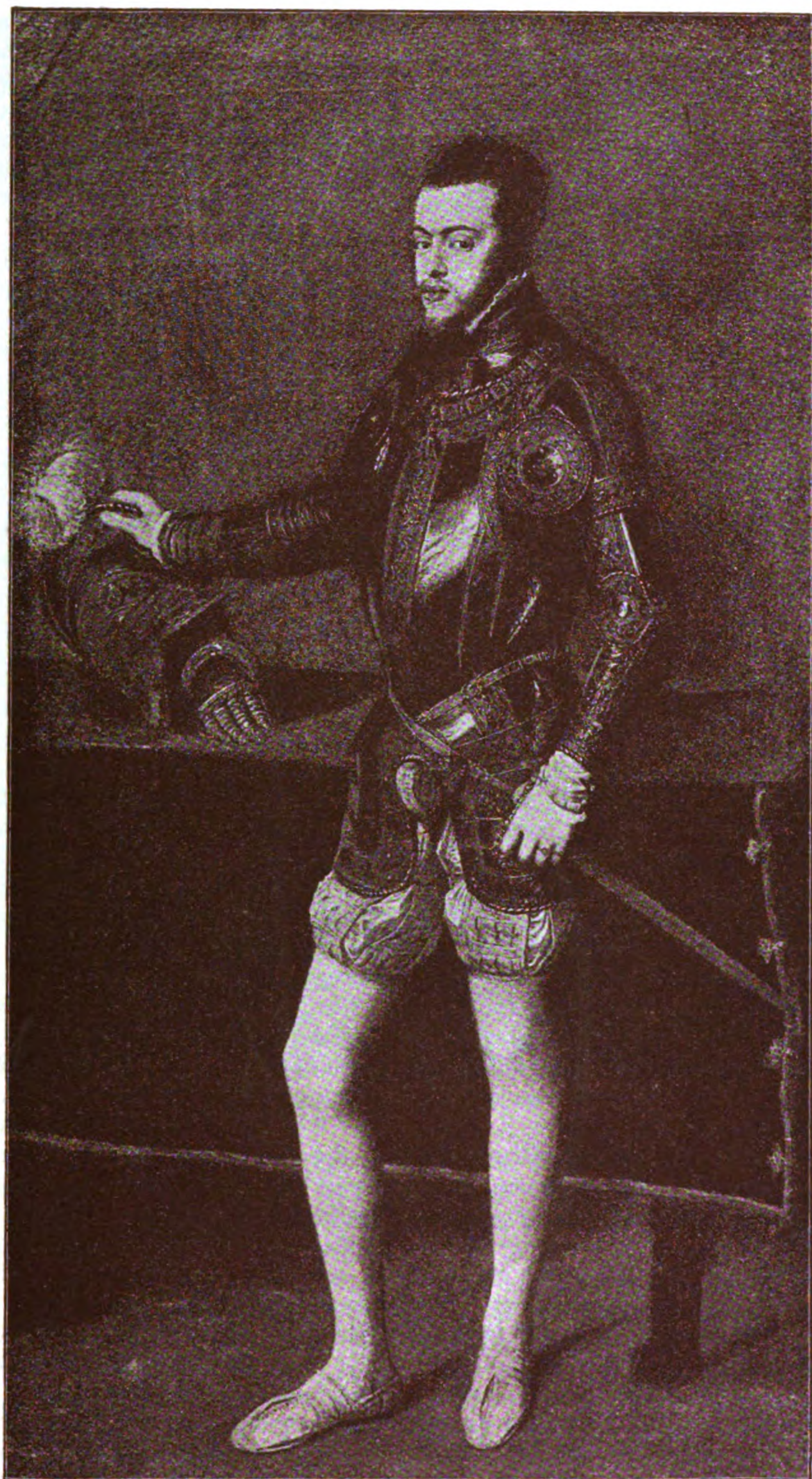


Philipp II. mit drei seiner Frauen und dem Prinzen Don Carlos. Von Pompeo Leoni.

lebendes Abbild er selbst war und vor dem er seinerseits zitterte, hat er diese furchtbare Wohnstätte erbaut. Der große Altar aus rotem und gelbem Jaspis erhebt sich über einer breiten und hohen Treppe zu außerordentlicher Höhe. Zu beiden Seiten dieses Altars stehen die Betstühle der königlichen Familie. Oberhalb derselben erheben sich kolossale Gruppen aus vergoldeter Bronze; auf der einen Seite Karl V., seine Gemahlin Isabella, seine Tochter Maria und seine Schwestern Leonore und Maria. Auf der anderen Philipp II. mit seiner dritten und vierten Frau: Isabella und Anna, letztere Mutter Philipps III., während die erste Gemahlin, Maria von Portugal, mit ihrem unglücklichen Sohne Don Carlos sich hinter ihm befindet. Die zweite, würdige Gattin Philipps II., Maria Tudor, gehört der Gruppe nicht zu. Wahrscheinlich hat die Zerstörung seiner Armada dazu beigetragen, Philipp alles Englische noch hassenswerter erscheinen zu lassen.

Diese überaus bemerkenswerten Gruppen sind Werke Pompeo Leonis, eines der größten Künstler Spaniens, ich möchte sagen der Welt. Jede der dargestellten Personen ist ein Porträt voll Eigenart und, nach Urteil der Zeitgenossen, von genauester Ähnlichkeit. Übrigens braucht man diese Gesichter nur zu betrachten, um überzeugt zu sein, daß der Künstler die Natur treu wiedergegeben hat, sonst hätte er sich bemüht, sie zu verschönern, während hier eine Ansammlung abschreckender Häßlichkeit vorhanden, jeder Kopf aber in seiner Art so schneidend charakterisiert ist, daß bloße Einbildungskraft unmöglich Typen schaffen kann, die zugleich so abstoßend und so wahr sind. Die Kostüme, die Einzelheiten des Schmuckes, der Verzierungen sind ebenso merkwürdig und von fabelhaftem Reichtum, da Juwelen und kostbare Marmorarten eingelegt sind. Die Ausschmückung der königlichen Gewänder ist von ungewöhnlicher Vollendung und Zeichnung. Der Königsmantel Karls V. ist mit den Bildern der Apostel geziert. Des Königs Schwester und Tochter tragen Nonnenkleidung, seine Frau ist mit Kostbarkeiten reich geschmückt; nur sie hat ein sympathisches Gesicht, das an ihre von demselben Künstler gearbeitete Statue im Madrider Museum erinnert. Philipps Mantel und der seiner ersten Frau sind mit heraldischen Zeichen bedeckt: Türmen, Adlern, Löwen. Die Kostüme dieser ganzen Gruppe von größter Pracht, wahre Schätze für das Studium der höfischen Trachten jener Zeit. Beide Gruppen knien vor prachtvollen Betstühlen aus vergoldeter Bronze, über die sich nachgeahmte Stoffe breiten, deren Arbeit nirgend ihresgleichen hat. Alle diese Personen halten die Hände zum Gebet gefaltet, und alle ihre flehenden Augen sind auf denselben Punkt gerichtet: den Hochaltar. Sie scheinen dort den König der Könige ewig um das Heil ihrer von Verbrechen überlasteten Seelen anzurufen. Ich kann dem Gedanken nicht wehren, wie erschreckend diese starren Blicke für den Messe lesenden Priester sein müssen, wenn er, die Hostie erhebend, dem zerfleischenden Blick Philipps begegnet und sich in dessen Bilde geheimes Entsetzen mit der gewohnten Grausamkeit zusammendenkt. Das bloße Heraufbeschwören dieses unseligen Phantoms muß seine Aufmerksamkeit lähmen. O, welche Gemeinsamkeit gäbe es zwischen solchen Henkern der Menschheit und dem schuldlosen Opfer, für dessen Hingabe auf diesem Altar die Gedächtnisfeier begangen wird, und das sie in ihrer Verirrung als ihren Gott betrachteten?

Ein Fenster Philipps im oberen Stockwerk ging nach der Kirche. Von der kahlen Zelle aus, in welcher er dreiundfünfzig Tage lang ausgestreckt lag, vom Ungeziefer zernagt, das seine eigene Fäulnis erzeugt hatte, konnte er den celebrierenden Priester erblicken und wendete sein verstörtes Auge dem Heiligsten der Heiligen zu. Doch kam ihm von dorther weder Trost, noch Stütze, noch Hoffnung. Die Schreie seiner Opfer betäubten sein Ohr, und die Flammen der Scheiterhaufen hinderten seine schwer gewordenen Augen-



Philipp II. als junger Mann. Nach dem Gemälde von Tizian.

lider, sich zu schließen — kein Schlaf, keine Ruhe, keine Erleichterung. Sogar der Tod konnte ihm nur als Vermehrung aller Schrecknisse erscheinen, da Gottes Rache seiner harrte. Der finstere Gott seiner Vorstellungen konnte weder Gnade noch Erbarmen für ihn haben, und er selbst hatte die Hölle in diesem Betzimmer bereits kennen gelernt: die Angst, diese Rächerin aller Ungerechtigkeiten, war die Erinnye, welche ihn in den bodenlosen Abgrund zog. Dieses Betzimmer glich, wie die anstoßenden Gemächer, der Zelle eines Tobsüchtigen, der vor allem das Licht, fast ebenso die Wärme und das Leben scheut. In diesem kahlen Raum herrschte der Tod weit stärker als in dem Pantheon der Könige unter dem Hochaltar. Bevor wir, um dahin niederzusteigen, die Kirche verließen, besuchten wir noch den Coro alto, der in halber Höhe von einer einzigen Arkade getragen wird und das geheimnisvolle Bild einer gewölbten Grotte bietet. Von dort aus übersieht man die Kirche in ihrer vollen Größe, als endloses Grau in Grau dehnt sie sich zu unseren Füßen aus. Die prachtvolle Kuppel wird von vier mächtigen, gleichfalls grauen Steinpfeilern getragen. In dem kalten Ernst des nur spärlich ausgeschmückten Gebäudes liegt etwas Imposantes. Auf diesem Coro alto stehen die Chorstühle der Mönche, und wir sehen den, in welchem Philipp II. dem Hochamte beiwohnte, wo er, ohne mit den Wimpern zu zucken, den Sieg von Lepanto erfuhr. Seltsames Zusammentreffen der Begebenheiten! Zu derselben Zeit wiederholten sich am entgegengesetzten Ende Europas in Philipps Verbündetem, Iwan dem Schrecklichen, alle charakteristischen Züge der düsteren Existenz des Königs von Spanien. Gleich ihm wild und blutdürstig bis zur Tobsucht, nachdem er mit Feuer und Schwert ganze Länderstrecken samt ihrer Bevölkerung vertilgt hatte, gleich ihm der zügellosesten, unglaublichsten Wollust ergeben, ebenso den eigenen Sohn hinmordend, der, wie Don Carlos, nicht mehr wert war als sein Vater, gleich ihm mit wahrer Wut an ausschweifende Frömmigkeitsübungen hingegeben, Reliquien zu Reliquien häufend, ganze Schätze für kirchliche Stiftungen vergeudend — endlich gleich ihm den Tod des Herodes sterbend, in schrankenloser Furcht vor dem unversöhnlichen Richter, vor dem er erscheinen sollte — ist das nicht eine seltsame, die menschliche Natur tief bedrückende Übereinstimmung? Kommen Völker, die solches zu erdulden hatten, jemals dahin, die Folgen einer solchen Regierungszeit zu verwischen? Hat die absolute Gewalt nicht dazu beigetragen, das furchtbare Erkranken herbeizuführen, dem Millionen zum Opfer wurden? Dem Denker, dem Philosophen sei überlassen, diese Frage wissenschaftlich zu lösen.

Nun stiegen wir zu dem Pantheon der Könige nieder, wo alle schlafen, die auf Spaniens Thron saßen seit Karl V. und Philipp, dem ersten der Bourbonen, der, in Frankreich geboren, das Entsetzen, welches ihm der Eskurial einflößte, niemals überwand; auch wurde er nach seinem ausdrücklichen Befehl zum letzten Schlaf nach Aranjuez gebracht, wo auch seine Gemahlin und sein Sohn ruhen. Das gegenwärtige Pantheon, das einem Ballsaale gleicht, ist der geschmacklosen Eitelkeit Philipps III. und Philipps IV. entsprungen. Philipp II. war weit davon entfernt, den ernsten Charakter seines Werkes durch diese kümmerliche Ausstellung von Flitterkram zu verderben. Vergoldungen, bunten Marmor und Stuck in einer Gruft anzuhäufen, wo das vanitas vanitatum laut genug in die verstopftesten Ohren schreit, ist unbegreiflich würdelos und knabenhaft. Philipp II. wollte eine dunkle, einfache Gruft mit einem Kruzifix in der Mitte, und zu Häupten dieses Staubes der Könige sollte täglich am Altar das göttliche Opfer für das Heil ihrer Seele und Lossprechung von ihren Sünden begangen werden. Dieser letzte Wunsch wurde vollführt, das Centrum der Gruft stimmt mit dem Hochaltar überein. Mit Widerwillen betrachte ich



Philipp II. im Alter von sechzig Jahren. Nach dem Gemälde von Pantoja.

diese Porphyr-Sarkophage, welche sich in Nischen reihen, zum Teil schon besetzt sind, zum Teil ihre noch ungeborenen Insassen erwarten, die vielleicht nie dahin gelangen, denn wer kann wissen, wie lange dieser Thron noch bestehen wird? Ich sage, daß mir vor all diesem Luxus, all dieser Etikette graut, die für Gebeine von Königen entfaltet wird, von denen nicht einer würdig war, ein Mensch zu heißen. Daneben befindet sich das Pantheon der Infanten, eine Orgie von Marmor, eine Flucht von Sälen, die alle seltsame Ähnlichkeit mit Vorzimmern eines Palastes haben, mit Grabmälern aus weißem Marmor gefüllt, die ebenfalls teilweise besetzt, teilweise leer sind. Dies von allen Seiten her spiegelnde Weiß wirkt sonderbar — weder feierlich, noch imposant, sondern kalt, gleichgültig, schwülstig, wie alles, was mit diesem spanischen Hause zusammenhängt. Nur ein Monument läßt inmitten dieser luxuriösen Mittelmäßigkeit unser Herz schneller schlagen. Ein noch

junger Mann liegt auf einem Grabmal, seine Hand umfaßt ein Schwert, der Kopf ist edel und schön, und in dem Mausoleum sind die Worte eingegraben: „Es gab einen Gottgesandten, er hieß Johann.“ Mit diesen Worten hat der Erzbischof von Madrid den, welcher unter diesem Stein schläft, begrüßt, als er nach der gewonnenen Schlacht bei Lepanto triumphierend heimkehrte. Einzelheiten von schlechtem Geschmack, die zum Lachen reizen, geben den Beweis, daß Spanien in jenem Jahrhundert jede künstlerische Tradition verloren hatte. So gleicht das Denkmal der Infanten, für die Totgeborenen bis zu den Dreijährigen, einem Turm, der sich bis zu seinem Gipfel immer mehr verdünnt und mit einem Haufen kleiner Engel behängt ist. Dann das Monument einer würdigen Infantin von elefantenmäßigem Umfang, mit einem schauderhaften modernen Gewande bekleidet, alles aus vergoldeter Bronze. Sie zu betrachten, ist beinahe vergnüglich, denn sie lockt inmitten all des Düsteren oder Ergreifenden, dessen Eindrücke uns nicht mehr verlassen, sobald wir die Schwelle des Eskurial überschritten haben, ein Lächeln auf die Lippen. In der Sakristei der Kirche, welche früher mit herrlichen Gemälden geschmückt war, aus denen das Madrider Museum entstand, befindet sich ein Reliquienschrein, Retablo della Santa Forma genannt, in dem eine Hostie bewahrt wird, welche blutete, als sie im Jahre 1525 in Gorkum in Holland von Ketzern mit Füßen getreten wurde. Rudolf II. von Deutschland schenkte sie Philipp II., und dieser fanatische Sammler heiliger Dinge brachte sie nach dem Eskurial, wo sie in einer kostbaren Monstranz aufbewahrt wurde, deren La Houssaye sie zur Zeit des Einfalls der Franzosen beraubte. Ein Altargemälde stellt die Apotheose dieser Hostie vor, wie sie in eben dieser Sakristei vor sich ging. Dieses Werk Claudio Coellos, eines der letzten großen Künstler Spaniens, ist überaus merkwürdig und interessant. König Karl II. kniet mit unglaublich einfältigem Gesicht in der Tracht Ludwigs XIII. in der Mitte des Bildes und hält eine Kerze in der Hand, während der Prior des Klosters ihm die Reliquie zeigt. Hinter dem Könige stehen die Herzöge von Medina Celi und Pastrene; eine große Zahl von Höflingen, Priestern, Mönchen füllt das Bild, dessen Perspektive und Bewegung so bewunderungswürdig ist, daß man meint, die Sakristei, in der man steht, von einem Spiegel zurückgeworfen zu sehen und eine Menge lebendiger Gestalten hinter sich zu haben. Verschiedene Porträts der letzten Glieder des Hauses Österreich, welche im Vorzimmer dieser Sakristei hängen, flößen Dankbarkeit gegen den Himmel dafür ein, daß er eine solche Rasse endlich erlöschen ließ. Der allerletzte von ihnen, Karl II., gleicht wirklich einer Mißgeburt, und seine Mutter Marianne von Österreich, die zweite Frau Philipps IV., sieht aus wie eine als Nonne verkleidete Megäre. Sie erscheint übrigens in den zahlreichen Bildern, die Velasquez uns von ihr hinterließ, weder weiblicher noch anmutiger.

Zwei Porträts von Karl V. und Philipp II., die in der Bibliothek des Eskurial hängen, sind noch viel interessanter. Philipp steht im letzten Jahre seines Lebens, und das Bild faßt den verworfenen Charakter des alten Frömmlers besser zusammen als ganze Bände. Es ist entsetzlich anzusehen! Drei Bilder machen uns zu verschiedenen Abschnitten seines Lebens mit ihm bekannt und lehren uns die Wandlungen begreifen, welche die menschliche Natur durchzumachen hat, bis sie dahin gelangt, das kleine Licht, das sie von der Bestialität scheidet, völlig auszulöschen. Sein Porträt als junger Mann von Tizian, das dem Madrider Museum zugehört, zeigt uns eine zarte, schwächliche Erscheinung, deren Ausdruck eher weibisch und schwach als grausam ist, obgleich die unverhältnismäßig schweren und hängenden Kinnbacken gefährliche Sinnlichkeit verraten. In Pantojas, gleichfalls dem Museum zugehörenden Bilde, das ihn im Alter von sechzig Jahren darstellt,



Philipp II., einundsiebzig Jahre alt. Nach dem Gemälde von Ant. Moro.

sehen wir den echten, selbstherrlichen Tyrannen mit dem Ausdruck wilden Grimmes; seine grausame Hand hält einen Rosenkranz — es ist der bigotte Kannibale.

Das letzte in der Bibliothek des Eskurial befindliche Bild zeigt uns eine gebrechliche Gestalt mit falscher, grausamer und doch feiger Miene. Seine Kinnbacken sind noch schwerer geworden, senken sich leblos, in ungeheuerlicher Weise, zum Halse hinab, seine Blässe ist die des Todes — man liest auf diesem schrecklichen Gesicht das Entsetzen vor dem Unvermeidlichen. Ihr, unsterbliche Meister, habt, vielleicht ohne euch dessen bewußt zu sein, hier eine Seite des Tacitus niedergeschrieben, über welche nachzudenken dem philosophischen Historiker nützlich sein wird. Ihr habt der heutigen Generation vieles von dem gesagt, was ihre Väter in einer Zeit zu erdulden hatten, in der ihr Besitz und ihre Personen von dem abhingen, dessen Wandlungen ihr uns übermittelt habt.

Gern hätte ich die bewunderungswürdigen Breviere der katholischen Könige, die uns gezeigt wurden, genauer durchforscht, doch fehlte es an Zeit. Es scheint, daß diese Bibliothek mit Büchern angefüllt ist, die bestimmt sind, nie gelesen zu werden, denn sie wurden seit ihrer Aufstellung durch den ersten Bibliothekar Arius Montros von niemand berührt. Viele seltene Werke verschwanden unter Ferdinand II. König Joseph hatte die ganze Bibliothek nach Madrid schaffen lassen — der Bourbone scheute sich nicht, eine Auswahl zu treffen, ehe er sie nach dem Eskurial zurücksandte. Gott weiß, welche Schätze damals verschwanden! Eines der schönsten Manuskripte der Welt ist dort noch vorhanden: ein Koran, in dem jede Seite von Feen gearbeitet scheint.

Von allen berühmten Schätzen, welche dieses Kloster einschloß, ist nichts übrig geblieben als die priesterlichen Gewänder. Um nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen, sei hier erwähnt, was mich wiederholt auf das äußerste frappierte: nach der absoluten Dürre der unermeßlichen Flächen Spaniens, nach den gigantischen Verhältnissen seiner leeren Dome, die den Eindruck wecken, daß ganze Völker verschwunden sein müßten, ohne Abkömmlinge zurückzulassen, erstaunt man über nichts so sehr als über die Unmassen der zu kirchlichem Gebrauch bestimmten Stickereien, die von Männern gefertigt wurden, denn diese Wunder der Nadel haben seit Jahrhunderten Tausende von Mönchen beschäftigt und sind jetzt in Schiebläden der Sakristeien aufgehäuft, ohne irgend einen Nutzen, als dem Sakristan, der sie vor unseren staunenden Touristenaugen entfaltet, ein Trinkgeld zu verschaffen. Die Zahl dieser Stickereien ist ebenso unberechenbar, als die Vollkommenheit ihrer Ausführung groß ist. Besonders im Eskurial und in Coleale übersteigt die Verschwendung dieser Art alles, was man sich vorstellen kann. Viele dieser Arbeiten stellen ganze Scenen dar, teils aus der Bibel, teils aus dem Leben der Heiligen, und übertreffen an Zartheit und Vollendung die bewundertsten Gemälde. Ich hatte die allergrößte Mühe, meine Augen davon zu überzeugen, daß diese unvergleichlichen Miniaturen wirklich von der Nadel, nicht vom Pinsel hergestellt sind. Wie viele Millionen, wie viele Kräfte, wie viel Arbeit wurden hier ohne jede Frucht begraben. Das Problem der Verarmung eines früher so wohlgediehenen Landes läßt sich bei diesem Anblick in der That unschwer lösen.

Wir durchwandern den übrigen Teil des Eskurial bis zu jeder Einzelheit. Man verliert sich dort, denn alles ist so riesenhaft, daß sich diesen Treppen, diesen Gängen, diesen Klöstern gegenüber, die für ein ganzes Volk von Mönchen geschaffen scheinen, wo die Schritte der Fremden unter Führung des Kustoden wiederhallen, der hundertmal des Tages dieselben Geschichten erzählt — kein Vergleichungspunkt finden läßt. Verlangt man Zahlen? Nun, was sagt ihr zu den folgenden: Das Viereck des Gebäudes bedeckt 500000 Fuß; 15 Klöster, 88 Brunnen, 86 Treppen, 16 Höfe sind in diesem Raum enthalten; 180 Seminaristen bilden jetzt die einzigen Bewohner dieses achten Wunders der Welt! Jeder weiß, daß der Eskurial dem heiligen Laurentius geweiht ist, ich muß aber bekennen, daß ich

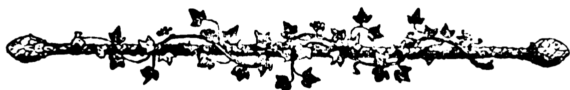
die dem Bau gewöhnlich zugeschriebene Form eines Rostes nicht herausgefunden habe; unter den Höfen besteht keine Symmetrie, und jeder rechtwinkelige Bau gleicht dieser Form. Je länger man diese Klöster, diese Höfe durchwandelt, desto tiefere Traurigkeit überkommt den Fremden, den es immer stärker fröstelt. In dem Maße, als sein eigener Sinn zur Großmut, zu sympathischer Empfindung neigt, wird alles, was ihn umgiebt, erstarrend auf ihn wirken.

Der königliche Palast enthält nicht ein Zimmer von großartigen Verhältnissen, und die Spielereien mit eingelegten Hölzern, welche Karl IV. und die anderen Bourbonen entzückten, haben nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht; sie stammen aus den Zeiten des Verfalles. Dagegen sind die in der Madrider Fabrik gefertigten Wandteppiche sehr schön, besonders die nach Goya gewebten; sie stellen alle Einzelheiten aus dem Schlusse des Jahrhunderts dar, der letzten Zeit des Verfalles, in den die Höfe des Südens gesunken waren. All das hat aber neben Philipp II. nichts zu bedeuten.

Wir verlassen endlich den Eskurial, indem wir die kümmerlichen Gärten durchschreiten, welche von den Madriderinnen in so hohem Maße bewundert werden, daß viele von ihnen den Sommer im Eskurial verleben. Welcher Gedanke! Er wäre jedem anderen unbegreiflich, doch scheinen, im Vergleich mit der schrecklichen Hitze Madrids, der Wind der Sierra und die zur Zeit des Schneeschmelzens niederstürzenden Wasser als wahre Wonne betrachtet zu werden. Als wir dies Königreich der Verzweiflung und des Todes verließen, fühlte sich mein Herz wahrhaft erleichtert. Komme, was was da mag, im Leben — es ist schon ein Glück, daß man nicht dazu verurteilt war, es in diesen Mauern zuzubringen, in diesem aschfarbenen Gebäude, das inmitten eines Landes voll Asche steht.

Während wir den Hügel abwärts steigen, treten wir auf dem Wege nach dem Bahnhofe in einen königlichen Pavillon: Casita del Principe, ein Spielzeug Karls IV. aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Dort herrscht die Mittelmäßigkeit, absoluter Mangel an Geschmack. Die einfältige Kleinlichkeit des Erbauers ist uns dort ebenso aufgefallen als die wilde Härte des Schöpfers des Eskurial. Wir halten uns in diesem Hause, aus dem sogar Eleganz und Grazie verbannt sind, nicht auf, es ist eine von jedem Reiz entblößte Nachahmung Ludwigs XV.

Ein letzter Blick noch auf die titanische Masse, die sich drohend und furchtbar erhebt, als sei sie von der nackten, finsteren Sierra selbst erzeugt — dieser Sierra, welche die riesige Wüste beherrscht, durch die uns der Zug nach Madrid führen wird. Düstere Landschaft! Dennoch muß man sie gesehen haben, um Velasquez' Hintergründe zu verstehen.





Der Stern von Lopuschna.

Novelle
von
Karl Emil Franzos.

Es ist eine wehmütige Erinnerung aus meiner Jugendzeit, die ich hier in schlichten, aber aus tiefstem Herzen quellenden Worten aufzeichnen will, die Erinnerung an einen edlen Tondichter, das schöne Mädchen, das er geliebt, und das herrliche Kunstwerk, in dem er seine Liebe ausgeströmt. Das Werk hieß: „Der Stern von Lopuschna“, das Mädchen ebenso und daneben Anastasia Bogdanowicz, der Künstler aber Frantisek Majir.

Der Name dürfte selbst den gründlichsten Kennern der neueren Musik nicht bekannt sein; Majir hat den Ruhm, den er verdient, nicht errungen. Aber das lag nicht an seinem Streben und Können: eine häßliche Intrigue brach seine Kraft und raubte ihm den verdienten Lorbeer. Der Mann, der den teuflischen Anschlag ausgeheckt, war nur ein ganz gewöhnlicher Apotheker und steht für meinen Zorn zu tief, aber gelungen ist ihm sein Werk nur durch die Mithilfe eines auch heute noch vielgenannten, ja gefeierten Künstlers. Mit Unrecht gefeiert, wenn er etwa auch noch gegen andere die gleiche Schuld auf dem Gewissen hat wie gegen den armen Majir. Die Wahrscheinlichkeit spricht ja dafür, und dann wäre der ganze Ruhm dieses Mannes eitel Lüge! Doch will ich nichts behaupten, was ich nicht beweisen kann.

Den Frevel an Majir aber kann ich beweisen. Und darum werde ich den Namen des berühmten Komponisten am Schlusse dieser Aufzeichnung furchtlos nennen, es entstehe daraus, was da wolle. Wer eine sittliche Pflicht erfüllt, dem darf nicht bange werden — und habe ich nicht die Vergeltung ohnehin durch lange siebenundzwanzig Jahre immer wieder aufgeschoben? Denn im Sommer 1865 ist Majirs Ruhm vor meinen Augen zernichtet, seine Künstlerkraft geknickt worden.

* * *

Vorher hatte dieser Ruhm nur kurz geblüht, denn Majir war damals noch jung, etwa siebenundzwanzig Jahre, und

alles an ihm war neu, der Hut, der Rock und die Stiefel, sogar der Name und die Nationalität waren neu.

Sein Vater hatte noch Gottfried Mayer geheißen und sich sein Leben lang als Deutscher bekannt. Allerdings sprach es dagegen, daß er nicht bloß aus Chrudim stammte, sondern auch als Hausknecht nach Czernowitz eingewandert war. Denn dies war der Beruf, den die Czechen fast ausschließlich ergriffen, um die Kultur aus Böhmen nach Wien und Pest, sowie nach Galizien und der Bukowina zu tragen, wo es allerdings eigentlich immer schon genug eingeborene Hausknechte gegeben hat.

Aber wie dem auch sei, der Vater hieß wirklich Mayer und trug im Jahre 1848 mit vielem Stolz als Czernowitzer Nationalgardist das schwarz-rot-goldene Band um die Brust. In diesem glorreichen Jahr war er übrigens nicht mehr Hausknecht, sondern, dank seinem zähen Fleiß, Sensenhändler, und da er die rumänischen und ruthenischen Bauern, die zum Wochenmarkt in die Stadt kamen, etwas weniger betrog als seine Konkurrenten, auch sonst, mit dem landesüblichen Maß gemessen, ein ehrlicher Kaufmann war, so besaß er bald die ansehnlichste Eisenhandlung der Stadt, da wo die Siebenbürgergasse in den Ringplatz mündet, dem Rathaus gegenüber.

Noch sehe ich den dicken Mann mit dem blühenden Vollmondgesicht breit und stattlich in der Thür seines Ladens stehen, immer ein großes, kupferrotes Taschentuch in der Hand, welches leider abfärbte, denn auch die Nase war kupferrot. Des Morgens, wo diese Nase noch grau war, lächelte er nur herablassend auf uns Jungen nieder, wenn wir an ihm vorbei nach dem Gymnasium zogen; mittags, wo sie sanft glühte, gönnte er uns zuweilen auch ein gütiges Wort, z. B.: „Ihr Raubersbub'n, was gafft's ihr mich an?" des Nachmittags aber, wo die Nase bereits purpurn in die einbrechende Dämmerung schimmerte, glotzte er uns nur noch aus stieren Augen schweigend an.

Die Meinungen über ihn waren geteilt; die einen waren überzeugt, daß er sich täglich in Bier betrank, andere rieten auf Met, wieder andere auf Wein und Schnaps, an das abfärbende Taschentuch glaubten nur die edelsten Gemüter. Alle aber stimmten dahin überein, daß er deshalb doch ein tüchtiger Geschäftsmann sei und eigentlich nur täglich den aufsteigenden Gram über seinen Franz hinabschwemmen müsse.

Das war sehr wahrscheinlich. Denn der Vater war nicht klüger als die anderen Leute von Czernowitz und hielt seinen Sprößling auch für einen Lumpen.

Franz war aber ein Genie.

All die Merkzeichen, aus denen ein kundiger Blick erkennt, daß wieder ein neuer Stern am Horizont der Menschheit aufgeht, trafen auf ihn zu, nur daß eben niemand in der kleinen Stadt am Pruth einen solchen Blick hatte. Er war von schroffer Einseitigkeit, wie jedes Genie, und lehnte alles ab, was ihn innerlich nichts anging, zunächst die Kenntnis der Lese- und Schriftzeichen, dann, nachdem ihm diese eingebläut worden, allen toten Wissenskram. Die moderne Gymnasialreform voraussehend, blieb er drei Jahre in der untersten Klasse sitzen, bis man ihn hinauswarf. Träumerisch wie jedes Genie, schlief er nur täglich zwölf Stunden und lungerte die übrige Zeit müßig auf den Straßen und im väterlichen Laden umher, statt dort zu arbeiten und die Handelsschule zu besuchen. Auch sein Schönheitsdurst erwachte früh, keine Magd der Nachbarschaft war vor ihm sicher.

Anders jedoch äußerte sich seine künstlerische Anlage zunächst nicht, was ja auch ganz naturgemäß ist: aus einem Wunderkind wird höchstens ein Virtuose, der schaffende Genius reift langsam und organisch. Später aber, als sich seine Schwingen zu entfalten begannen — er pfiff, daß man es in der halben Stadt hörte, und half den Leierkastenmännern beim Einsammeln —, würdigte dies niemand, ja er mußte deshalb sogar körperliche Züchtigung erdulden. Gottfried bestand darauf, daß er im Laden kräftig

eingreife, und als Franz dies nun that und namentlich in die Ladenkasse eingriff, und zwar mit aller Energie, da war es dem Alten wieder nicht recht. Er prügelte ihn durch und verbannte ihn zu seiner Schwester nach Chrudim.

Immer das alte Lied! Es hat in Czernowitz Leute genug gegeben, die das billigten, wie es Leute in Wien gegeben hat, die Franz Schubert für einen verbummelten Schulmeister hielten.

Die Jahre vergingen, man hörte nichts von dem Knaben, die Taschentücher aber färbten immer mehr ab und schließlich war Gottfried Mayers ganzes Gesicht schon in den Morgenstunden kupferrot. In noch hellerem Glanze jedoch begann das Gemüt des alten Mannes zu leuchten, immer leutseliger wandte er sich der Jugend zu, und schließlich mußte zuweilen die Polizei eingreifen, weil die Zwiegespräche zwischen dem ehrwürdigen Greise und den munteren Knaben immer geräuschvoller wurden, daß die halbe Stadt gerührt umherstand.

Ich beteiligte mich nicht daran, weil dies meiner Gymnasiastenwürde widersprach, ferner aber, weil ich unseren Hausherrn — meine Mutter wohnte im zweiten Stockwerk zur Miete — im stillen als den Mann verehrte, der als erster meinem Ehrgeiz ein großes Ziel gewiesen. Als nämlich Herr Mayer bei einem Besuche die Schreibhefte des Zwölfjährigen erblickte, sagte er meiner Mutter:

„Der Bub schreibt ordentlich deutlich. Geben S' acht, aus dem kann noch amal selber a Schreiblehrer werden!“

Schreiblehrer!

Ach! „was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!“

* *
*

Eines Tages aber — es war im Sommer 1863 —, als ich aus der Schule heimkam, fehlte Herr Mayer in der Ladenthür und ich hörte die große Botschaft, daß der Franz heute morgen, nach siebenjähriger Abwesenheit, wieder eingetroffen. Und zwar, wie unsere Köchin erzählte, in Gestalt eines überaus schönen Jünglings, der mit einer für Czernowitz unerhörten Pracht gekleidet sei.

Schon am nächsten Tage konnte ich mich selbst überzeugen, daß diese Beschreibung zutraf; Herr Mayer junior machte bei den Mietern seinen Antrittsbesuch und teilte ihnen mit, daß er die Verwaltung des Hauses und Ladens übernommen.

Schon die äußere Hülle vermochte den Blick zu fesseln. Er trug einen Anzug aus weißem, mit dicken blauen Quadraten bedecktem Sommerstoff, eine rote Krawatte, rote Handschuhe und einen weißen Strohhut mit blaurotem Bande. Die Gestalt war wuchtig und glich, da er etwas kurz war, einer auf zwei Pfeilern ruhenden Kugel. Das Haupt aber zeigte sofort das Genie. Denn so langes Haar gedieh bei keinem gewöhnlichen Menschen: als gelbe Mähne erhob es sich wohlgeölt über der niedrigen Stirn und fiel dann in mächtigen Locken auf den Nacken nieder. Um den allerdings etwas breiten Mund lag ein weiches, träumerisches Lächeln, und die kleinen, wasserblauen Augen blickten so verzückt nach oben, daß man von ihnen zunächst nur das Weiße sah.

Konnten meine Mutter und ich all dies schon bei den ersten geschäftlichen Worten bewundern, so gestaltete sich sein Gebaren vollends, als er Platz nahm und von sich zu reden begann, wahrhaft beängstigend künstlerisch.

In sanftem Lispeln, das nur zuweilen durch einen Seufzer, dann aber unvermutet durch ein Donnerwort unterbrochen wurde, erzählte er, daß er seinem greisen Vater durch die Heimkehr ein schweres Opfer gebracht. Denn wohl habe er in Prag den Eisenhandel erlernt, aber sein Herz hänge an der heiligen Kunst, er sei Tondichter, habe schon einzelnes komponiert und: „Hier“ — er schlug sich auf die Stirn, daß es dröhnte — „hier wogt eine Oper.“ Aber der alte Herr habe sich so sehr nach ihm gesehnt, und so habe er sich aus Kindesliebe darein gefunden, sein Leben im Exil, in der Fremde zu verbringen.

In der Fremde? fragte meine Mutter, er sei doch ein geborener Czernowitzer und sie erinnere sich noch seiner, wie er die ersten Höschen getragen.

Er schüttelte elegisch das Haupt.

„Die ersten Höschen — ja!" sagte er schmerzlich lächelnd. „Aber ist dies meine Heimat? Hat man hier Sinn für die Ideale? Hier sind Musikanten, aber keine Künstler," fügte er dröhnend hinzu. „Und dann," hauchte er wieder, „freilich hat mich mein teures Mütterchen hier zur Welt gebracht, aber ist hier Böhmen? Wer versteht hier meine Sprache?"

Und dann donnernd:

„Wir sind ja Czechen!"

Das habe sie gar nicht gewußt, erwiderte meine Mutter, auch sei Mayer ein deutscher Name.

„Majir!" brüllte er und fügte dann hauchend hinzu:

„Mein guter Vater war so schwach, hier seine Nationalität zu verbergen. Ich kann es nicht, die Majirs waren immer treue Söhne ihres Volkes."

Und wieder donnernd:

„Treue Söhne!"

Dann fragte er mich, ob ich musikalisch sei.

„Nur ein wenig," erwiderte ich.

„Dann wird Ihr Leben öde sein," flüsterte er mitleidig.

Damit erhob er sich und kündigte meiner Mutter an, daß er den Zins steigern müsse; er sagte es mit weicher, zitternder Stimme, aber es gefiel ihr doch nicht. Diesmal aber brüllte er nicht. „Glauben Sie mir, es muß sein," hauchte er, die Hand in schmerzlicher Bewegung aufs Herz pressend, und ging.

Verblüfft blickten wir ihm nach.

„Man sieht gleich, daß er ein Künstler ist," sagte ich schüchtern.

„Ach was!" rief meine Mutter, „ein eitler Narr ist er und dabei doch ganz schlau!"

Ich würde dies Urteil, welches dem Scharfblick meiner guten Mutter kein günstiges Zeugnis ausstellt, nicht verzeichnen, wenn mich nicht die Wahrheitsliebe dazu zwänge, aber ich darf auch entschuldigend beifügen, daß viele Leute so dachten und leider gerade die erfahrensten. Für Majir schwärmten eigentlich nur die Köchinnen und einige Gymnasiasten, alle anderen waren gegen ihn.

Schon daß die Majirs immer gute Czechen gewesen, stieß auf enschiedenen Unglauben; das entlegene Städtchen im Osten war immer gut deutsch gesinnt, man nahm es dem Künstler übel, daß er über die „Tyrannei der Deutschen" klagte, und verspottete ihn, weil sich sein heißer nationaler Drang sogar in der Kleidung offenbarte. Denn jenes Sommerkostüm hatte den geheimen Sinn, daß es die slavischen Farben, blau-weiß-rot, präsentierte. Im Winter aber trug Majir einen verschnürten Rock, einen wallenden slavischen Mantel und eine Pelzmütze „à la Huß".

Auch sein Genie wurde bezweifelt, am meisten — wieder das alte Lied! — von den Musikern.

Er war Mitglied des Gesangvereins geworden und spielte im Musikverein die zweite Violine; die Kapellmeister sagten ihm nach, daß er ein mittelmäßiger Dilettant sei, das einzige, was er leidlich leiste, sei Tanzmusik auf dem Klavier, aber das gehöre nicht zur Kunst. Und von seinen Kompositionen habe er bisher nur gesprochen, aber nichts gezeigt, so sehr man in ihn dringe.

Mich, der ich zu seinen Bewunderern gehörte, kränkten diese Reden, und ich fragte ihn einmal um den Grund seiner Zurückhaltung.

„Lieber junger Freund," lispelte er, „als ich sechzehn Jahr alt war, habe ich auch noch an die neidlose Begeisterung sogenannter ‚Künstler' geglaubt — heute nicht mehr! Krokodilenbrut!"

Dies letztere schrie er so laut, daß ich zusammenfuhr.

„Ich muß ja hier leben," fuhr er hauchend fort, „soll ich auch noch den Neid gegen mich entfachen? Ich warte, bis die Oper in Prag aufgeführt ist — dann muß es gewagt sein, dann fürchte ich auch keine Nadelstiche mehr. Ja, vor-

läufig heißt's auch von mir: Pegásus im Joche!"

Bei allem ehrfürchtigen Mitgefühl erlaubte ich mir doch die Bemerkung, es heiße „Pégasus".

„Czechisch heißt es Pegásus," erwiderte er mit überlegenem Lächeln. Dann drückte er mir die Hand und sagte: „Auch mein Tag wird kommen. Eine kleine Gemeinde habe ich schon auch hier!"

In der That verlautete bald, daß Majir Auserwählte durch Proben seines Schaffens entzücke: einige Familien, in denen er verkehrte. Sie gehörten insgesamt dem wohlhabenden, mehr durch Besitz als durch Bildung ausgezeichneten Bürgerstande an. Was Majir bei ihnen Eingang verschafft, war nicht sein Genius, noch weniger die blau-weiß-rote Kleidung und Gesinnung, wohl aber der Reichtum des Vaters und die Art, wie der junge Künstler sein Geschäft betrieb.

Daß er den Eisenhandel gründlich verstehe, gaben selbst seine schlimmsten Gegner zu. Im Gegenteil, die meinten, er verstehe ihn nur allzugut, die Waren habe er verschlechtert, den Preis erhöht und dennoch den Umsatz gesteigert. Auch fehlte es an Thörichten nicht, die schon deshalb sein Talent bezweifelten — als ob nicht Goethe ein trefflicher Minister gewesen wäre und Meyerbeer ein genauer Kenner des Kurszettels!

Namentlich in jenen Familien, wo es heiratsfähige Töchter gab, wurde Majir gern gesehen, und hier ließ er sich zuweilen herbei, etwas aus seinen „Träumereien" zum Besten zu geben. „Was verstehen die von Musik," brummte der alte Kapellmeister Pauer, „ihnen kann er die Volkshymne als seine Komposition vorspielen und sie erkennen's nicht."

Diese und ähnliche hämische Reden konnten nicht hindern, daß man allmählich auch in weiteren Kreisen von Majirs Kompositionen zu reden begann; namentlich seit seines Vaters Tode, im Frühling 1864, steigerte sich die Anerkennung. Wie das zusammenhing? Böse Zungen wiesen darauf hin, daß der alte Herr, der sich still und emsig in ein delirium tremens und schließlich in ein besseres Jenseits getrunken, dem Sohne ein weitaus größeres Vermögen hinterlassen, als man ihm zugetraut.

Die Wahrheit lag natürlich anderswo: der Schmerz hatte das weiche Künstlergemüt tief aufgerührt und entlockte ihm nun immer edlere Perlen.

Möglich auch, daß noch ein anderes inneres Erlebnis dazu beitrug. Im Herbst gestand mir Majir — er würdigte mich seines Vertrauens, weil kurz zuvor im „Bukowinaer Hauskalender" mein erstes Gedicht erschienen und ich im ganzen Hause als einer der ersten Lyriker der Siebenbürgergasse galt — da also gestand er mir, daß er liebe.

„Nicht zum erstenmal, junger Freund, aber zum letzten! O wie schön sie ist, eine wahre Hoboe!"

„Hebe?!"

„Czechisch heißt es Hoboe. O, wenn sie mein würde!"

Den Namen nannte er nicht, aber im Winter war es bereits ein offenes Geheimnis, daß Majir um Anastasia Bogdanowicz werbe.

Auch darüber machten die Leute boshafte Bemerkungen, die ich nur deshalb wiedergebe, um sie widerlegen zu können.

Vor allem stieß man sich daran, daß ihr Vater, Herr Stefan Bogdanowicz, ein Armenier, der als Ochsenhirt begonnen, um als reicher Rentier zu enden, sein Vermögen auf nicht ganz reinliche Weise erworben. Einen triftigen Beweis dafür konnte man nicht erbringen, denn der Umstand, daß er zwei Jahre wegen schweren Wuchers und Betrugs gesessen, kann in einer Zeit, wo die Verurteilung Unschuldiger schließlich die Aufmerksamkeit aller Gesetzgeber auf sich gezogen hat, nicht als entscheidend gelten. Herr Stefan behauptete, er sei das Opfer beispielloser Undankbarkeit geworden; gerade der Mensch, von dem er keinen Heller Zinsen genommen, habe ihn denunziert. Und das war richtig: er hatte von dem Edelmann, dem er gegen die Verschreibung seiner Güter

fünftausend Gulden geliehen, keine Zinsen, ja nicht einmal das Kapital gefordert, sondern sich großmütig mit dem Gut allein begnügt.

Übrigens war dies schon vor zehn Jahren geschehen. Viele dachten nicht mehr an die Undankbarkeit des Edelmanns, andere wieder fanden keinen Grund, Champagner zu verschmähen, wenn er von einem Opfer kurzsichtiger Justiz gespendet wurde. So fehlte es seinem Hause nicht an Gästen und seiner Tochter nicht an Bewerbern.

Was aber Fräulein Anastasia betrifft, so mochte man allerdings zugeben, daß sie mehr einer Hoboe, als einer Hebe glich, denn mit dem Blasinstrument hatte sie die scharfe hohe Stimme gemein, während an die Göttin der Jugend nicht viel erinnerte. Aber auch sie hatte ihre Vorzüge.

Vor allem war sie kein leichtfertiger Backfisch mehr, sondern ein gereiftes Mädchen, ein Vorzug, den sie selbst freilich bescheiden verleugnete. Ferner brauchte, wer sie nahm, nicht viel auf Kleiderstoffe auszugeben, denn sie war ein hageres, kleines, pechschwarzes Persönchen. Endlich aber vereinte sie mädchenhafte Schüchternheit mit dem tiefen Bewußtsein ihres inneren Wertes, der sich auf etwa eine halbe Million Gulden belief. Eben darum hatte sie noch keinen Bewerber erhört, auch Majir hatte sich den ganzen Winter vergeblich bemüht.

Vielleicht geschah es deshalb, weil ihr zur selben Zeit ein anderer ernster Freier genaht war: Herr Xaver Korn, der neue Besitzer der Apotheke „Zum heiligen Salvator". So schön wie Majir war er nicht, auch gar nicht genial, zudem ein kinderloser Witwer von etwa vierzig Jahren, aber er war sehr respektiert und seine Sippe gehörte zu den ersten der Stadt. Das machte Anastasia schwanken; einer Familie anzugehören, die geachtet war, hätte Reiz für sie gehabt — den Reiz der Neuheit...

* * *

So standen die Dinge noch im Juli 1865. Da aber sollten sich in rascher Folge die Ereignisse abspielen, deren ich bereits im Eingang dieser Aufzeichnung erwähnt. Man höre und staune, wie weit der Neid selbst einen berühmten Künstler führen kann.

Etwa zehn Meilen von Czernowitz liegt im oberen Sereththal der Kurort Lopuschna. Dorthin pilgern im Sommer viele Czernowitzer, um Molke zu trinken und im Sereth zu baden. Besondere Heilerfolge hat das kleine Bad nur auf einem Gebiete aufzuweisen: einige Mädchen haben sich dort im letzten Stadium der Gereiftheit noch glücklich verlobt. Die Fälle sind beglaubigt. Vielleicht erklären sie sich durch die Langweiligkeit des Badelebens und die Schlechtigkeit der Kurhausküche, die selbst dem verrottetsten Hagestolzen die Sehnsucht nach dem eigenen Herd erweckt. Vielleicht auch macht die einförmige, aber großartige Berglandschaft von wilder, ja grauenhafter Schönheit den Menschen gegen kleinere Schrecknisse stumpf.

Genug, man verlobt sich in Lopuschna, und wenn das nicht glückt, verliebt man sich wenigstens. Ich meinerseits ging freilich in den Ferien von 1865 aus einem anderen Grunde hin: weil ich schon verliebt war.

Ich darf heute gestehen, daß sie Charlotte hieß, prächtige braune Augen und Haare und auf der Oberlippe ein allerliebstes kleines Mal hatte. Alles braun, wie eine kleine, nette, appetitliche Haselnuß. Sie war sechzehn und ich ein Jahr älter; an den Gedichten, die ich auf sie gemacht, könnte sich ein Verleger arm drucken, aber ihr zu sagen, daß ich sie liebte, habe ich nicht gewagt. Gewußt wird sie es freilich haben, das weiß jede, auch wenn sie erst sechzehn ist. Sie hat später einen Weinhändler geheiratet, ist sehr dick geworden und geht jetzt jährlich nach Marienbad. Ich bin ihr dort vor einigen Jahren begegnet ... ach, hätte ich sie nie wieder gesehen!

Im stattlichsten Häuschen des Orts,

auf dem Wege zu den „drei Linden“, wohnte Anastasia mit ihrem Vater. All die Sommer vorher, wo sie bereits ein junges Mädchen war — denn reichlich fünfunddreißig Jahr mochte es schon her sein, seit an ihrer Wiege die Grazien ausgeblieben —, hatte sie mit dem greisen, ehrwürdigen Herrn längere Reisen gemacht, ans Meer, ins Hochgebirge, in die großen böhmischen Kurorte, natürlich jene beiden Jahre abgerechnet, die er in jener kühlen, aber dennoch unbehaglichen Sommerfrische auf Staatskosten verbracht. Daß sie diesmal das kleine Lopuschna gewählt, deutete Majir als einen Triumph seiner Werbung, denn daß er ihr nicht nach Ostende oder ins Berner Oberland würde folgen können, hatte er ihr gesagt, einerseits der Eisenhandlung und andererseits der Oper wegen, die damals eben nach seiner Versicherung geradezu ungestüm aus dem Hirn auf das Notenpapier zu wogen begann.

Aber dieser Traum zerrann ihm, als er zwei Tage, nachdem Vater und Tochter abgereist, im Posthof zu Czernowitz den Eilwagen nach Lopuschna bestieg. Denn wer saß da schon im Wagen und fuhr bei seinem Anblick erschreckt zusammen?! Der „Pillendreher“, die „Philisterseele“, Herr Xaver Korn, der Apotheker!

Die Herren begrüßten einander mit etwas sauersüßem Lächeln, dann fragte jeder den anderen, wohin er wollte, und nachdem sie erfahren, was sie ohnehin vermutet, gab jeder laut der Freude über die angenehme Reisegesellschaft Ausdruck, und verwünschte den anderen im stillen in jenes Land, wohin man nicht durch die kaiserlich-königliche Postkutsche, sondern durch den Teufel befördert wird.

Nur eine heimliche Hoffnung labte sie noch: daß der andere auf eigene Faust reise, ohne sich vorher die Einwilligung Anastasias, ihr folgen zu dürfen, gesichert zu haben. Aber auch dieser Traum zerrann, als sie am nächsten Morgen auf der Brunnenpromenade vor der Herrlichen standen.

Anastasia begrüßte beide gleich herzlich und freute sich, daß sie Wort gehalten. Dann kreischte sie mit ihrer Hoboe-Stimme in jenem anmutigen Deutsch, welches sich ergiebt, wenn eine Armenierin in der Bukowina gemütliches Österreichisch nachahmt:

„Dos is jo a Saunest! Nix als Berg und sogar kane Toiletten nicht! Die Speisen nicht zum Fressen. I hob mich schon sehr g'langweilt!“

Nun, das änderte sich von derselben Stunde ab, denn wenn Anastasia mit der Kurzweil, die sich ihr nun bot, nicht zufrieden war, so mußte sie recht ungenügsam sein.

Schon des Morgens, wenn sie auf der Promenade erschien, konnte sie darauf gespannt sein, welcher der beiden Verehrer zuerst auf sie zustürzen und ihr den größeren Strauß überreichen würde. Denn die Größe dieser Blumenspenden wuchs durch die Konkurrenz immer mehr, und schließlich waren es wahre Wagenräder aus Rosen und Vergißmeinnicht, unter deren Last die entflammten Freier dahergekeucht kamen.

Dann begann der Kampf um den Platz an ihrer Seite, denn da sie stets am Arm des Vaters erschien, so konnte nur einer das Glück genießen, das Moschusparfüm, das sie umwitterte, aus nächster Nähe einzuatmen, der andere mußte nur eben neben dem ehrwürdigen Stefan einherwandeln.

War das entschieden, so begann der Kampf, wer heute die glänzendere Konversation zu machen wußte. Majir sprach von den göttlichen slavischen Meistern, daneben auch von Wagner und Beethoven, „nur Deutsche, aber talentvolle Menschen“, vom hunderttürmigen Prag und von der Schönheit der Karpathenlandschaft, wie sie sich in seiner Künstlerseele abspiegelte. Herr Korn, der nicht viel über Lemberg, wo er den Pharmaceutenkurs absolviert, herausgekommen und eine Offenbachsche Melodie nicht von einer Bachschen Fuge unterscheiden konnte, suchte seinen Rivalen durch Czernowitzer Klatschgeschichten und

zarte Anspielungen auf die Einträglichkeit der Salvatorapotheke zu schlagen.

Das war aber auch alles, was dieser Herr leisten konnte; höchstens wußte er noch zu erzählen, was der Czernowitzer Gemeinderat, dem er angehörte, jüngst beschlossen.

Kein Wunder, daß in der Konversation der so zart und tief empfindende Künstler den Philister besiegte. Hingegen verstand sich dieser, da er schon wiederholt in Lopuschna gewesen, auf das Arrangieren von Landpartien besser, und zuweilen gelang es ihm auch, für diese Ausflüge einige Honoratioren unter den Badegästen zu gewinnen. Das brachte das Zünglein der Wage wieder ins Gleichgewicht, weil es Menschen waren, die bisher nie von der verwerflichen Undankbarkeit jenes Edelmanns zu überzeugen gewesen und jede Berührung mit dem reichen Armenier ängstlich gemieden. Die meisten jedoch bewunderten auch jetzt noch das vierblättrige Kleeblatt nur aus der Ferne.

Es war aber auch kein alltäglicher Anblick, denn während man sonst wie überall, so auch in Lopuschna daran erinnert wurde, daß leider die Zeit der herrlichen Antike vorüber ist, lag auf dieser Gruppe ein Abglanz von Hellas' schönheitstrunkenen Tagen.

Schon jeder einzelne stach in die Augen.

Wie Majir war, ist ja bereits gesagt, hinzuzufügen wäre nur, daß er in diesen Sommertagen eine wahrhaft Tizianische Farbenpracht entwickelte. Blaue Hosen mit roten Streifen, weiße Röcke mit blauen Streifen, rotblaue Krawatten, weiße Hüte mit blauroten, blaue Hüte mit weißroten Bändern, dazu das Lockenhaar, das nun fast schon den halben Rücken bedeckte — stumm vor Neid starrten ihm die Menschen nach, die Stiere aber gingen brüllend auf ihn los. Übrigens erwies sich auch bei dieser Gelegenheit, daß selbst der Hang zu hämischer Verketzerung ein gewisses natürliches Gerechtigkeitsgefühl in der Menschenbrust nicht ganz ertöten kann; so viel man an dieser Tracht nergelte, so wagte doch niemand zu leugnen, daß sich, solange die Erde stehe, noch kein Mensch so getragen. Hingegen behauptete man ziemlich einstimmig, daß das Haar nicht natürlich gekräuselt sei: selbstverständlich ein böswilliges Sophisma, denn weder an dem Friseur von Lopuschna, noch an seinem Brenneisen war etwas Unnatürliches zu finden.

Was Herrn Bogdanowicz betrifft, so hatte ihn schon die Natur zu dem geschaffen, was er geworden, ich meine nicht Zuchthäusler, sondern Ochsenhirt. Der würdige Ehrengreis war sechs Fuß lang und zwei Fuß breit; seine Schuhe hätten daneben auch als Kähne verwendet werden können. Handschuhe trug er überhaupt nicht, vielleicht weil jede Fabrik eine Bestellung für sein Maß als schlechten Witz betrachtet hätte. Auch er pflegte sein Haar immer lang zu tragen — natürlich jene beiden Jahre abgerechnet, wo man es ihm kurz geschoren hatte. In straffen, einst schwarzen, nun grauen Strähnen umstarrte es sein breites Gesicht mit den hervorspringenden Backenknochen, der niedrigen Stirn, den buschigen Brauen, dem wulstigen und sehr weitgeschlitzten Munde. Aber daß er sich die Ohren fett machte, wenn er Butterbrot aß, war eine Übertreibung. Auf den ersten Blick erinnerte das Gesicht an jene Schützlinge, denen die Kraft seiner Jugend gegolten, namentlich an die wilden, bessarabischen Ochsen, aber wen sein schlauer, unsteter Blick traf, erkannte wohl, daß dieser Mann nicht durch Zufall reich geworden, und hielt in aufrichtiger Bewunderung seine Augen offen und die Taschen zu.

Übrigens war der Biedere von schlichter Lebensführung und jedem Luxus feind; ohne Grund gab er niemand einen Bissen Brot, geschweige denn Trüffelpastete und Champagner, es sei denn, daß die Tochter es befahl. Aber über seine Kleidung hatte auch sie keine Macht. Wer seine reinen Hemden trug, war ein ungelöstes Rätsel, hingegen behaupteten Kundige, daß sein dunkler Sommeranzug einst neu und von hellgrauer Farbe gewesen. Es

waren sonst verläßliche Gewährsmänner, aber wer den Anzug sah, konnte schwer daran glauben.

Im Gegensatz zu ihm trug sich die schöne Anastasia stets nach der neuesten Mode, ohne sich doch sklavisch daran zu binden, mit sicherem Schönheitsgefühl wußte sie das neueste Modekupfer so zu modeln, wie es ihr am besten stand. Die Czernowitzer Damen meinten freilich: wenn man sich die jeweilige Mode verleiden lassen wolle, brauche man sich bloß die Armenierin anzusehen, denn sie mache alles zur Karikatur — aber das war nur eben der ohnmächtige giftige Neid auf Anastasias Geschmack und Wagemut. Denn allerdings gehörte einige Entschlossenheit dazu, um eine Krinoline zu tragen, die im Durchmesser dem Heidelberger Faß nur wenig nachstand, aber eben dies gab einen frappierenden Gegensatz zu den knappen Taillen, die damals Mode waren. Hübsch war es namentlich, wenn sie zu einem feuerroten Unterkleid ein hellgrünes Oberkleid anlegte. Sie glich dann, da sie stets am Arme des Vaters dahinging, von ferne einer Tulpe mit abwärts gekehrtem Kelch und dünnem Stengel, die der riesige Mann neben sich herschleifte. Denn sie reichte ihm wenig über die Hüfte, so daß sie den Arm hoch recken mußte, um den seinen zu erreichen. Anastasia gehörte nicht zu den majestätischen, sondern zu den zierlichen, graziösen Erscheinungen.

Wer sie von ferne sah, mochte sie für ein Kind halten, aus der Nähe erkannte man schon aus den etwas scharfen Fältchen um Mund und Augen das völlig erwachsene Mädchen, das an Reife nichts zu wünschen übrig ließ. Beinahe ebenso schneidend wie die Hoboe-Stimme war der Blick der kleinen grau-gelben Augen; die Nase erinnerte durch ihre Länge an jene der Kleopatra, wogegen selbst diese berückende Ägypterin jenes pikanten Reizes entbehrt hatte, den Anastasias Oberlippe aufwies: eines kleinen, zierlichen, aber doch wohlgediehenen Schnurrbärtchens.

Der Teint war insofern merkwürdig, als er zu den verschiedenen Tageszeiten wechselte. Wenn Anastasia am frühen Morgen — sie wohnte in Lopuschna mir gegenüber — das Fenster öffnete, um nach dem Wetter auszuspähen, so war ihre Haut gelblich mit einem Stich ins Graue, auf der Promenade hingegen war sie milchweiß und die Wangen blühten in gesunder Röte. Als sie jedoch einmal durch einen Gewitterregen durchnäßt vom Spaziergang heimkehrte, da wiesen diese Wangen ein Farbenspiel auf, das jeden Physiologen als einzige, kaum wieder zu beobachtende Erscheinung gefesselt hätte.

Ebenso wäre einem Manne der Wissenschaft das Rabenhaar dieser Schönen gewiß von größtem Interesse gewesen; es hatte die seltsame Eigenschaft, sich des Nachts zusammenzuziehen und bei Tage aufzuschwellen. Des Morgens sah ich es als dünnes Rattenschwänzchen am Hinterhaupt wippen, bei Tage blühte es zu einem Lockenwald auf oder sein Reichtum war durch ein großes Goldnetz nur mühsam gebändigt.

Kurz, eine Fülle von seltenen, zum Teil einzigen Reizen haftete an diesem Mädchen, aber freilich kein Quentchen Fleisch.

Table das, wer mag. Mir weckte ihr Anblick die traute Erinnerung an die heimatliche Heide, auf der nicht die geringste Erhöhung zu gewahren ist. Ich gebe zu, nicht jeder ist auf der Heide geboren oder will auf diese Weise an sie erinnert sein; es ist möglich, daß auch die Viertel-Million dazu beitrug, dem Mädchen Freier zuzuführen. Aber nur des Geldes wegen geschah es gewiß nicht, und die Chronik von Czernowitz bewahrte sogar einen ganz beglaubigten, selbst von den Feinden Anastasias nicht geleugneten, sondern im Gegenteil eifrig verbreiteten Fall auf, wo ein rüstiger Mann sie nicht bloß ohne Mitgift mit sich nehmen, sondern sogar dem Vater etwas für sie bezahlen wollte. Es war dies der durchreisende Direktor eines Zwergentheaters, der sich in den Kopf gesetzt hatte, sie als

erste Liebhaberin für sein Institut zu gewinnen.

Was endlich Herrn Xaver Korn betrifft, so bot zwar seine Kleidung nichts Besonderes — er war eben auch in dieser Beziehung ein Philister —, aber anmutig anzuschauen war er deshalb doch. Die Natur selbst hatte ihn gewissermaßen zum Gatten Anastasias, zum Schwiegersohn des Armeniers bestimmt, denn mit diesem hatte er die Länge, mit dem Mädchen die Dünne gemein, so daß man ihn wohl mit einem Bleistift hätte vergleichen können, wenn es Bleistifte gäbe, die in drei Linien gebrochen sind. Die Beine stiegen ziemlich gerade aufwärts, der Oberkörper beugte sich sanft vor, wogegen er das Haupt in den Nacken zurückzuwerfen pflegte, vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht weil er Gemeinderat von Czernowitz war. Das schmale, längliche Gesicht war von interessanter Bläße und wies immer den Ausdruck leisen Staunens über die ungeheure Vortrefflichkeit seines Besitzers auf, und der offene Mund schien stets zu fragen: „Giebt es noch so etwas wie die Apotheke zum heiligen Salvator?" Im rastlosen Nachdenken über diese Frage war ihm alles Haar ausgegangen, nur im Nacken stand noch ein bißchen fahles Gestrüpp.

Ich hielt ihn damals für einen harmlosen Spießbürger. Ach! wie sollte ich mich in dem Manne täuschen!

Man sieht, die vier waren wirklich, schon jeder für sich, geeignet, eine Badegesellschaft, die sonst nicht viel zu thun hat, mit immer neuem Wohlgefallen zu erfüllen, aber nun traten sie ja zudem immer vereint auf. Daraus ergaben sich für ihre Bewunderer täglich frische unverhoffte Freuden.

Es war hübsch zu sehen, wenn der mächtige Armenier die Tulpe neben sich herschleifte, während die Tonkunst in Kugelgestalt neben dem dreimal gebrochenen Bleistift hinterdrein wandelte. Auch der lange Dünne und der lange Dicke machten sich gut, während Majir und Anastasia, beide klein, beide farbenprächtig und doch so verschieden, vor ihnen einherschritten. Aber den anmutvollsten Anblick gewährten sie doch in jener Gruppierung, in der man sie nach einer Woche fast immer sah: am rechten Flügel Herr Korn, neben ihm Anastasia am Arm des Vaters, und Majir am linken Flügel, so daß die Linie zweimal hoch anstieg, um sich dann tief zu senken. Sehr tief, denn während Majir neben dem Vater einherging, lag sein Haupt so betrübt auf der Brust, daß er sich noch mehr als sonst der Kugelgestalt näherte.

In der That, alle äußeren Zeichen sprachen dafür, daß die schnöde nüchterne Pharmacie, die zudem verwitwet war und eine Glatze hatte, über die blühende Tonkunst mit dem Riesenhaar den Sieg davongetragen.

Auch bei dem ersten Tanzkränzchen, dem die vier beiwohnten — diese berauschenden Feste fanden jeden Sonnabend im kleinen, schlecht gedielten, erstickend heißen Saal des Gasthauses zu Lopuschna statt —, fiel es allgemein auf, daß Anastasia wohl ein dutzendmal mit dem Apotheker dahinschwebte — zum Glück hatte er so lange Arme, um sie unterhalb der Schultern fassen zu können —, während Majir nur einen Walzer und dann mit schwerer Mühe noch eine Française eroberte. Ach, und bei der Damenwahl wählte sie nur Herrn Korn, und immer wieder Herrn Korn, und beim Cotillon gab sie Herrn Korn ihre drei Orden und Herrn Majir nicht einmal einen halben.

Wie aber nahm die Badegesellschaft dies auf? Äußerte jemand sein Mitgefühl mit dem edlen, in seinen heiligsten Empfindungen gekränkten Künstler?!

Ich wurde ganz melancholisch, als ich so nach rechts und links horchte — wie böse waren diese Menschen! „Ha, ha," kicherten die einen, „sogar diese gemalte alte Schachtel mit dem Zuchthausvater läßt den czechischen Hansnarren abfallen." — „Ja, das ist lustig," erwiderten die anderen, „aber traurig ist, daß die Habgier einen bisher geachteten Menschen, den Apotheker, so weit führt, daß er sich

um sie bewirbt!" Nirgendwo eine Spur von Wohlwollen, von Anerkennung für das Genie, mit dem die platten Alltagsmenschen dieselbe Luft teilen durften!

Als der letzte Geigenstrich verklungen war und ich neben der kleinen, braunen Charlotte und ihrer dicken Mutter dem Ausgang zuschritt, um die Damen nach Hause zu geleiten, trat Majir auf mich zu. Seine Lippen bebten.

„Ich muß Sie sprechen!" flüsterte er mir erregt zu.

Ich nickte und kehrte, nachdem ich meine Ritterpflicht erfüllt hatte, zum Wirtshaus zurück.

Er erwartete mich vor demselben.

„Wollen wir noch ein bißchen spazieren gehen?" fragte er. „Ich bin so nervios!"

„Nervös," sagte ich.

„Czechisch heißt es nervios," erwiderte er heftig. „Wollen auch Sie mich ärgern? Sie sind hier der einzige Mensch, der mich versteht — ich muß Sie insultieren."

„Konsultieren," sagte ich. „Herr Majir, Sie sind gewiß ein großer Tondichter, aber die Fremdwörter ..."

Er machte eine heftige Bewegung. Dann aber schob er seinen Arm unter den meinen.

„Na ja!" sagte er. „Sie haben vielleicht recht. Woher soll ich auch gut deutsch reden? Bin ich ein Deutscher? Im Czechischen mach ich keine Fehler! Aber das ist ja alles gleichgültig. Die Hauptsache ist: was bin ich? Ich bin ein junger Mann — die Damen in Prag haben für mich geschwärmt — ich komponiere eine Oper — ich spiele Klavier — ich habe ein gutes Geschäft ... Ist das wahr oder nicht?!"

„Sehr wahr!" erwiderte ich.

„Gut! Und dennoch — haben Sie gesehen? Ich frage Sie — Sie sind ja gewissermaßen mein Bruder — Sie machen Gedichte — welcher der sieben Musen man huldigt, ist ja gleichgültig —"

„Ganz gleichgültig," erwiderte ich, „aber es giebt neun Musen ..."

„Auch das ist gleichgültig! Wie oft soll ich sagen: im Deutschen mache ich Fehler — aber haben Sie gesehen?!"

„Ich habe gesehen!"

„Ihm die drei Orden, mir keinen! Ihm alle Quadrillen, den Cotillon, sogar die Rundtänze — ich muß es mir zweimal ausbetteln! Und was ist er? Ich frage Sie, was ist er?"

„Ein Apotheker," erwiderte ich und suchte in das Wort eine Welt von Mißachtung zu legen.

Es entging ihm nicht.

„Sie verstehen mich," rief er und faßte meinen Arm fester. „Aber wenn er noch wenigstens jung und schön wäre! Er hat ja kein Haar auf dem Kopf und ist dünn wie ein Zwirnsfaden — das ist ja kein Mann, sondern ein Schemel!"

„So heißt es czechisch," sagte ich, „deutsch heißt es ‚Schemen'. Aber wie erklären Sie sich dennoch seinen Triumph?"

„Weil er mich verleumdet hat!" rief er. „Es kann gar nicht anders sein!"

„Aber was kann er gegen Sie gesagt haben?"

„O, vieles! Vor allem sagt er, ich mache nur Schwindel, ich komponiere nicht ... Ha! ha! ha! ich kann keine Note erfinden ... Ha! ha! ha! ... So lachen Sie doch!"

Ich lachte.

„Und dann sagt er: mein Vater hat fast nichts hinterlassen! Und mein Geschäft geht schlecht! Dieser Intrigant, dieser Melo— Masto— Mepho—"

„Mephistopheles ... Aber woher wissen Sie das?"

„Weil mir der Alte vorgestern plötzlich sagt: ‚Herr Majir,' sagt er, ‚Ihr Vater muß doch ein sehr tüchtiger Mensch gewesen sein, weil er durch das kleine Geschäft ein so großes Vermögen erworben hat.' — ‚Ja,' sag ich, ‚sehr tüchtig.' — ‚Aber merkwürdig ist es doch!' sagt er ... Und dann fragt er: ‚Was trägt jährlich Ihr Geschäft Reingewinn?' — ‚Sechstausend!' — ‚Merkwürdig!' Verstehen Sie, alles merkwürdig! — er glaubt es nicht ..."

„Das könnten Sie ja ausweisen?!"

„Freilich! Aber da muß ich mir erst die Belege aus Czernowitz kommen lassen. Und bis sie da sind, hat sie sich schon mit dem Pillendreher verlobt! Mit mir ist sie ja böse! Sie trotzt mit mir, weil ich ihre Laune nicht erfülle!"

„Welche Laune?"

„Am Mittwoch sagt sie mir: ‚Herr Majir, auf dem Kränzchen am Samstag möchte ich nach einer Melodie von Ihnen tanzen. Sie haben ja auch Polkas und Walzer komponiert, geben Sie etwas der hiesigen Musik, die studiert es ja in ein paar Stunden ein!' — ‚Fräulein,' sag ich, ‚für Sie alles, aber das geht nicht!' — ‚Warum nicht?' — ‚Ich hab ja hier nichts mit!' — ‚So lassen Sie es aus Czernowitz kommen!' — ‚Fräulein,' sag ich, ‚meine Kompositionen sind ja mein Heiligstes! Ich habe sie in meine eiserne Kasse eingesperrt, wo alle meine Wertpapiere liegen. Sehen Sie, Fräulein, hier ist der Schlüssel zur Kasse. Kann ich ihn an meinen Buchhalter in Czernowitz schicken? Er ist ein braver Mensch, aber ein so großes Vertrauen schenkt man doch keinem.' — ‚Nun,' sagte sie, ‚so komponieren Sie hier was! Sie sagen ja immer, die Melodien fliegen Ihnen nur so im Kopf herum, alle Tage drei; so schreiben Sie doch eine auf!' — ‚Fräulein,' sag ich, ‚das sind ja Opernmelodien! Arien — verstehen Sie? — und Leitmotive und so Sachen. Die Zeit,' sag ich, ‚wo ich Tänze komponiert habe, ist längst vorbei!' — ‚Und auch wenn ich Sie bitte,' sagt sie pikiert, ‚können Sie es nicht mehr thun?' — ‚Fräulein,' sag ich, ‚meine musikalische Entwickelung — als Künstler nämlich — Schritt für Schritt — immer vorwärts, nie zurück. Also z. B. Richard Wagner.' — ‚Es ist gut!' sagt sie, ‚Sie wollen es nicht!' — ‚Aber wenn ich es auch schreibe,' sag ich, ‚wer soll es hier spielen?' — ‚Die Badekapelle!' — ‚O, Fräulein Stasia,' sage ich, ‚wie können Sie das einem Künstler zumuten! Diese elenden Musikanten' — und hab ich da nicht recht gehabt?"

„Nun," sagte ich, „Tänze spielen sie doch eigentlich ganz erträglich."

„Für Ihre Ohren!" rief er heftig, „für meine nicht. Ich kann das nicht thun, und wenn sie eine Aphrodicke wäre! Nein, nein! Und sie ist keine Aphrodicke!"

„Das ist sie nicht," gab ich zu. „Übrigens heißt es deutsch Aphrodite. Also deshalb ist sie böse?"

„Ja! seit der Stunde behandelt sie mich schlecht! ‚Reden wir nicht mehr darüber,' sagt sie und lächelt so gewiß — wissen Sie — und schaut den Apotheker an und der lächelt auch! Niederträchtig — was?"

„Sehr niederträchtig," sagte ich. „Aber was wollen Sie thun? Sie können doch den Verdacht nicht auf sich sitzen lassen."

„Aber kann ich es thun? Auch Richard Wagner thäte das nicht, ich sage Ihnen, er thäte das nicht! Und dann, von dieser Kapelle was spielen lassen! — Das kann ein Künstler wie Majir nicht thun! Und vor diesem Publikum! Lauter boshaftes Gesindel!"

„Aber auch unmusikalische Menschen. Was liegt Ihnen daran, wie die Sie beurteilen?"

„Natürlich nichts!" erwiderte er, wurde dann aber nachdenklich, blieb stehen, blickte zum Himmel empor und zur Erde nieder. Schon glaubte ich, daß der Geist über ihn gekommen, aber als er endlich sprach, fragte er nur:

„Glauben Sie wirklich, daß niemand hier ist, der sich so halb und halb auf Musik versteht?"

„Ich wüßte wenigstens niemand."

Er atmete auf.

„Das wäre ja gut," murmelte er und versank wieder in Nachdenken.

Bewundernd blickte ich zu ihm empor, oder eigentlich, da ich etwas größer war, auf ihn hinunter. Welches Feingefühl einer Künstlerseele, dachte ich. Vor Kennern will er sich durch diese Kapelle selbst in einer Tanzkomposition nicht produzieren.

„Es geht doch nicht," sagte er dann. „Diese Musikanten —"

„Gar so schlecht sind sie doch nicht,“ meinte ich, „und der Kapellmeister, der kleine Kupczanko, ist sogar ein ganz begabter Mensch. Er hat mir selbst erzählt, daß er das Lemberger Konservatorium besucht hat und nur seiner Armut wegen im Sommer in Bäder spielen geht. Auf den wäre Verlaß.“

„Nein, nein!“ sprudelte er hervor. „Gerade seinetwegen kann ich es nicht thun.“

„Halten Sie ihn für solchen Stümper?“

„Nein! ... das heißt: ja ... natürlich! den größten Stümper ...“

„So? ... Aber wenn nun Fräulein Anastasia darauf beharrt?“

„Natürlich thut sie das,“ seufzte er. „Mein Gott, was soll ich thun? Čert a pekla — wenn ich denke, daß dieser Pillendreher ...“

Er verstummte.

„Gute Nacht,“ murmelte er dann mit erstickter Stimme und eilte davon.

Ehrfurchtsvoll blickte ich ihm nach. Da spricht man, dachte ich, so viel von der Selbstsucht, der Habgier der Menschen, und dieser Künstler setzt lieber den Besitz des geliebten Mädchens aufs Spiel, als daß er seine künstlerische Entwickelung unterbräche oder auch nur eine Polka von einer Kapelle spielen ließe, die ihm nicht genügt. Wahrlich, in diesem Busen lodert die heilige Flamme. Und wie sehr lodert sie!

* *
*

Als ich am nächsten Morgen auf der Promenade erschien, erschrak ich sehr: Majir fehlte; die schöne Anastasia wandelte nur zwischen dem Vater und dem Apotheker auf und nieder. Zu vermissen schien sie ihn nicht, sie lachte so laut und unbefangen, daß man das Gold an ihrem Gebiß weithin schimmern sah.

Aber ich hatte ihr doch unrecht gethan. Als ich ihr ein zweites Mal begegnete, hielt sie mich an, wie sie denn überhaupt zuweilen ein freundliches Wort an mich wendete; Majir hatte mir das Glück verschafft, ihr vorgestellt zu werden. Sie fragte huldvoll, ob ich mich gestern recht müde getanzt, und trat dann dicht an meine Seite, so daß ich nun wohl oder übel neben ihr hergehen mußte. Denn einerseits war es ja ein Vergnügen, aber andererseits eine drückende, weil unverdiente Ehre.

„Wo is denn Ihr Freund Majir?“ fragte sie, nachdem wir außer Hörweite der beiden Herren waren.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte ich bekümmert. „Er war heut nacht so erregt.“

„Na, aufg'hängt hot er sich doch nicht,“ sagte sie lachend. Aber die Stimme vibrierte doch etwas nervios, wie es im Czechischen heißt.

„Um Himmelswillen!“ rief ich. „So ein Genie.“

„Woher wissen's denn, doß er a Schenius is?“

„Sie zweifeln doch nicht? Man sieht es ihm ja an ... Und er sagt es doch selbst.“

„No ja, ober mon hört nix davon.“

„Ich glaubte, er hätte in Ihrem Salon ...“

„No ja! Ober mir verstehn ja nix davon. Hören's, Sie sind ja sein Freund?“

„Sein Bewunderer,“ erwiderte ich bescheiden, „seinen Freund kann ich mich eigentlich nicht nennen.“

„Olles ans! ... A bissel sehr jung sind S', ober ich konn doch nicht mit ihm selber reden.“

Ich horchte erwartungsvoll.

„Olsa hören's. Der Majir g'fallt mir. A fescher Kerl! Ober da sind zwei Sochen. Erstens: kein Mensch glaubt an sein Schenius! Is a nit notwendig, daß a Eisenhändler a Schenius is. Ober dann soll er nit darmit schwindeln. Olsa: entweder steckt er den Schenius auf, oder er loßt hier etwas von seine Sachen spielen! Verstanden?“

„Ja,“ erwiderte ich, „es ist ja auch deutlich genug.“

O, dachte ich, und einem Mädchen von so harter Gesinnung hat sich dies weiche Künstlerherz zu eigen gegeben.

Aber es sollte noch deutlicher kommen.

„Zweitens: wos hot der olte Säufer hinterlassen? Wie viel tragt's G'schäft? Das soll er mein Vottern ausweisen. Sie sind sein Freund, sogen Sie's ihm."

Sie nickte huldvoll und entschwand.

„Ich werde es ihm sagen," murmelte ich drohend hinter ihr her. „Aber ich hoffe, du sollst keine Freude davon haben."

Damit ging ich dem Häuschen zu, wo er wohnte, das heißt, fügte ich in Gedanken hinzu, wenn du ihn nicht etwa schon zur Verzweiflung gebracht hast. Dann wehe dir!

Aber er lebte. Eben trat er aus seiner Thür.

„Ich habe mich matt gefühlt," erwiderte er auf meine besorgte Frage, „und wollte eigentlich gar nicht ausgehen. Gott Morphium hat sich heute nacht vergeblich von mir bitten lassen."

Durfte ich ihm in diesem Zustand alles sagen? Und doch, vielleicht war es so das Beste.

Aber die Wirkung war doch eine etwas andere, als ich erwartet, ich hatte eben die Heftigkeit seiner Leidenschaft unterschätzt.

„Das hab ich ja ohnehin vermutet," sagte er. „Mit dem Geld hat sie auch recht. Sehen Sie, da habe ich eben an meinen Buchhalter und an meinen Advokaten geschrieben. Die letzte Bilanz und die Erbschaftsakten werden in einigen Tagen da sein. Aber mein Künstlertum gebe ich hier nicht preis. Sie soll sich gedulden, bis wir zur ersten Aufführung meiner Oper nach Prag reisen."

„Bravo!" rief ich. „Aber eigentlich ist sie Ihrer überhaupt nicht würdig."

„Ich liebe sie aber," sagte er. „Und dann, wissen Sie, dahinter steckt ja der Vater. Ein Plato ist wie der andere, wer sich mit den Platokraten einläßt, muß auf solche Sachen gefaßt sein. Sie haben Geld und verlangen Geld."

„Aber jenes unwürdige Mißtrauen in Ihr Genie?"

„Das hat mir ja der Trüffel, der Korn eingebrockt. O der Duckmäuser!"

„Tartüffe?"

„Fangen Sie schon wieder an? Probieren Sie einmal czechisch zu reden, ob das ohne Fehler geht. Aber Sie sind ja mein Freund. Also, sagen Sie ihr meine Antwort."

Ich that's.

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Dann is nix mit uns zwei," sagte sie. „Geld hat der Korn noch mehr. Der Majir ist mir lieber, weil er jung und fesch is, ober so lang ihn jeder für a Schwindler hält, nehm ich lieber den Korn — Ehremann, Gemeinderat — verstanden?"

Wie ein Lieutenant, dachte ich. Und den Schnurrbart dazu hatte sie ja eigentlich auch. Aber das war nun Majirs Sache.

Er schäumte auf, als er die Botschaft vernahm; in stolzen, edlen Worten wies er die schnöde Zumutung für immer ab.

„Sagen Sie ihr das!" rief er.

Ich machte mich auf den Weg.

„Halt!" rief er mir nach. „Lassen Sie mich noch nachdenken! Vielleicht ... bis nachmittag."

Zur Mittagsstunde fehlte er im Wirtshause. Korn saß triumphierend da und führte das große Wort. So also, dachte ich bitter, wird edles Streben gelohnt. Der Philister triumphiert, während sich der Künstler daheim im Kampf zwischen Leidenschaft und künstlerischem Gewissen verzehrt und der irdischen Nahrung vergißt.

Dies letztere war ein Irrtum. Majir hatte inzwischen nicht bloß sich verzehrt, sondern auch sein Diner, nur daß er es sich auf sein Zimmer hatte holen lassen. So erzählte er mir, als ich ihm nach dem Speisen begegnete.

Zu einem Entschluß war er noch nicht gekommen.

„Ich weiß nicht," murmelte er immer wieder. „Kennen Sie den Kupczanko?"

Ich bejahte.

„Was ist das für ein Mensch?"

„Gar nicht übel," sagte ich. „Ich glaube sogar talentvoll. Aber das müssen Sie besser wissen. Jedenfalls aber ist er intelligent und anständig."

„Glauben Sie, daß er Geld braucht?“

„Ja!“ rief ich aus innerster Überzeugung. „Aber warum fragen Sie?“

„Nichts ... aber da kommt er ja.“

In der That, da kam der Kapellmeister daher, ein junger, hübscher Mensch, kaum über die Zwanzig. Er war ärmlich gekleidet, trug aber den Kopf hoch. Als er Majir erblickte, überflog ein spöttisches Lächeln seine Züge; denn auch er gehörte damals zu jenen, die an ihm zweifelten, ja er behauptete sogar, nach einem Gespräch, das er mit Majir gehabt, daß dieser nicht Dur von Moll zu unterscheiden wisse.

Majir trat mit herablassendem Lächeln auf ihn zu.

„Immer fleißig, Herr Kupczanko?“ fragte er.

„Leider nicht so fleißig wie Sie,“ war die Antwort. „Man sagt ja, Ihre Oper kommt schon im Winter? Wenn Sie uns doch was daraus geben wollten.“

„Unmöglich!“ rief Majir. „Auch studieren Sie ja nichts Neues ein.“

„O — von Ihnen!“ erwiderte der Kapellmeister. „Sonst reicht ja unser gewöhnliches Repertoire aus.“

„Das finde ich eigentlich nicht,“ meinte Majir. „Besonders in Tänzen! Zum Beispiel, wie viele Walzer von Strauß spielen Sie?“

„Von Johann Strauß? Vier!“ Er nannte die Titel. „Das ist doch genug!“

„O nein! Warum spielen Sie nicht einige neue von ihm?“

„Weil ich sie nicht habe. Und Noten zu kaufen und ausschreiben zu lassen, kostet Geld.“

„Aber Sie haben doch gewiß die neuesten Walzer von ihm gehört?“

„Nein! Aber wenn auch — nach dem Gehör kann ich sie doch nicht spielen! Und ich habe noch dazu kein sehr gutes musikalisches Gedächtnis.“

„So?!“ fragte Majir. „Nun, deshalb können Sie doch ein guter Kapellmeister sein! Vielleicht ... aber ich weiß noch nicht ...“

Er nickte ihm gütig zu und ging weiter. Mir schien's, als hätte dies Gespräch den Gebeugten merkwürdig erheitert. Und in der That richtete er sich nach einer Weile tapfer auf und sagte entschlossen:

„Es soll geschehen! Ich komponiere einen Walzer, widme ihn dem Fräulein und lasse ihn hier spielen.“

Auf der Nachmittags-Promenade bot sich den Badegästen jenes Bild, welches sie in den ersten Tagen von Majirs Aufenthalt erfreut. Triumphierend ging er neben Anastasia einher, Korn folgte betrübt mit dem Vater. Und bald wußte auch alle Welt, welches große künstlerische Ereignis das Tanzkränzchen vom nächsten Sonnabend bringen würde.

Dem Begnadeten fällt alles leicht. Am Sonntag hatte sich Majir zur Komposition entschlossen und um Notenpapier nach Czernowitz geschrieben, am Dienstag war es eingetroffen. In der Nacht darauf waren ihm ohne Klavier, ohne jeden anderen Behelf, die Töne aus der Seele aufs Papier geflossen, am Mittwoch Morgen zeigte er mir das fertige Opus.

Auf dem Titelblatt stand:

Der Stern von Topuschna.

Walzer,

komponiert

und dem

hochwohlgeborenen Fräulein

Anastasia Bogdanowicz

ehrfurchtsvoll zugeeignet

von

Frantisek Majir.

op. 327.

„Gefällt Ihnen der Titel?“ fragte er.

„Er könnte nicht besser sein!“ rief ich begeistert. „Und dreihundertsechsundzwanzig Werke haben Sie schon komponiert?“

„Dreihundertsechsundzwanzig,“ erwiderte er, jede Silbe betonend. „Natürlich die große Oper nicht mitgezählt.“

Er übergab Kupczanko sein Werk, der sich sofort an das Ausschreiben und Einstudieren machte. Nie hatte der Kapellmeister so angestrengt gearbeitet und dabei

kam er doch aus der Fröhlichkeit gar nicht heraus. Offenbar hatte auch ihn die heitere Anmut der Komposition bezaubert.

„Nun," fragte ich, als ich ihm begegnete, „ist der Walzer ein Stümperwerk?"

„Im Gegenteil!" rief er, „das reizendste Ding von der Welt!" Und dabei lachte er übers ganze Gesicht.

„Also haben Sie keinen Zweifel an Majir mehr?"

„Nicht den geringsten!" Und wieder das tolle Lachen.

Das fiel mir nicht weiter auf. Offenbar steckte eben in dem Walzer ein geradezu drastischer Humor. Hingegen stimmte es mich bedenklich, daß plötzlich Korn, welcher einige Tage nur noch aus zwei Linien bestanden, weil er auch das Haupt demütig vorgebeugt trug, wieder die alte Dreizahl aufwies. Fast ahnte mir für den Sonnabend Schlimmes, denn ich hatte damals bereits sehr viele Künstlerbiographien gelesen und wußte, welche Dornenwege der Genius, namentlich im Beginn, zu wandeln hat.

* * *

Die Befürchtung war grundlos, im Gegenteil, es wurde einer der reinsten, schönsten, erhebendsten Siege des Göttlichen über das Irdische, welche ich je mitmachen durfte.

„Der Stern von Lopuschna" war als der erste Walzer des Abends angesetzt. Als Kupczanko den Taktstock hob, trat lautlose Stille ein. Auch trat niemand zum Tanze an, die Spannung war zu groß. Majir stand neben der Erkorenen, er war etwas bleich; auch er tanzte nicht.

Die Töne begannen durch den Saal zu fluten, eine liebliche, anmutige, dabei berauschend fröhliche Weise, die einem unwillkürlich das Herz heiter und die Füße beschwingt machte. Ich war der erste, welcher der Lockung nicht widerstand und mit Charlotte dahinflog, andere Paare folgten.

Als die Musik zu Ende war, geschah etwas, was ich diesen neidischen Seelen nie zugetraut hätte: man applaudierte, nicht viel, nicht anhaltend, aber doch so, daß Kupczanko den Walzer mit Ehren wiederholen konnte. Nun wagte es auch Majir, der bis dahin mit gesenkten Lidern dagestanden, den Arm um die Holde zu legen und mit ihr dahinzufliegen.

Und nachdem es zu Ende war, wurde abermals applaudiert, diesmal noch lauter, daß Kupczanko zum drittenmal begann. Nun schwang sich alles mit, was Beine hatte, nur Korn blieb in seiner Ecke. Und endlich wieder ein Händeklatschen, jetzt so laut, daß die Wände dröhnten.

Ja, es war ein schöner Moment, und als ich nun durch den Saal ging, hatte ich meine helle Freude. „Reizend, ganz reizend!" riefen die Unbefangenen und fügten höchstens bei: „Das hätte man dem Majir nie zugetraut!" Die Befangenen aber schwiegen oder murmelten höchstens: „Dahinter steckt etwas!" Fragte man sie aber ernstlich, was sie meinten, oder sagte ihnen: „Ein großes Talent — das steckt dahinter," so zuckten sie die Achseln und verstummten.

Einen echten Künstler berauscht auch der Erfolg nicht. Majir war wohl innerlich selig, aber sein Antlitz wies keinen Triumph. Im Gegenteil, er spähte mit einer gewissen Ängstlichkeit um sich und prüfte die Mienen der Vorbeiwandernden. Als ich auf ihn zutrat, um ihm zu gratulieren, schnitt er das Lob kurz ab und flüsterte hastig:

„Was sagten sie denn?"

„Nur Gutes!" erwiderte ich der Wahrheit gemäß.

Er atmete erleichtert auf.

„Aber der Korn lächelt immer so merkwürdig!" sagte er dann. In der That — die drei Linien waren heute besonders scharf ausgeprägt und um den Karpfenmund lag ein Zug, der wahrscheinlich Ironie bedeuten sollte.

„Lassen Sie ihn!" sagte ich. „Er wird bald genug weinen. Sie sind doch mit Stasia einig?"

„Morgen oder übermorgen," erwiderte er, „wenn die Erbschaftspapiere da sind."

Am Dienstag früh waren sie da und am Nachmittag schon verbreitete sich das Gerücht von der Verlobung. Auf der Promenade harrte man gespannt dem Erscheinen des Brautpaares entgegen. Aber wohl gingen die beiden nebeneinander, während sich Korn mit dem Platz an des Vaters Seite begnügen mußte, aber noch nicht Arm in Arm.

Noch nicht! Wer sah, mit welchem Ausdruck der Blick des schönen Mädchens auf ihrem Begleiter ruhte, konnte nicht daran zweifeln, daß die Papiere in Ordnung gewesen.

Hingegen schien Majir seltsamerweise gedrückt. Das Lächeln, das seinen Mund umspielte, hatte etwas Krampfhaftes und zuweilen wendete er den Kopf, als wollte er erlauschen, was sein Feind und Rivale mit dem Vater spreche.

Den Grund erfuhr ich am Abend.

„Darf man gratulieren?“ fragte ich. Da faßte er meine Hand, als wollte er sich daran klammern.

„Geben Sie acht,“ murmelte er, „morgen erlebe ich was von dem Pillendreher.“

„Lächerlich! Wird er Sie fordern?“

„Nein — wenn es das wäre!“ Er richtete sich einen Augenblick stolz auf. „Dann schieße ich ihn über den Haufen!“ Aber gleich darauf senkte er wieder das Haupt. „Er hat eine Intrigue gegen mich geschmiedet! Sie wissen doch: morgen ist Festkränzchen?“

„Gewiß, der 18. August, Kaisers Geburtstag.“

„Nun, da also will mir dieser Mensch was anthun. Er ist schon heute hinter mir hergeschlichen wie diese — ich weiß nicht, wie sie deutsch heißen, die Weiber, die einen immer verfolgen.“

„Deutsch heißen sie die Eumeniden!“

„Richtig, also wie die Miniden hinter dem Römer, der seine Mutter geheiratet hat ...“

„Orestes. Eigentlich war es ein Grieche. Aber das ist doch einerlei. Sie haben doch nicht Ihre Mutter geheiratet?“

„Nein!“

„Oder sonst etwas Böses begangen?“

Er seufzte tief auf. „Nein!“

„Warum fürchten Sie ihn also? Und woher vermuten Sie, daß er morgen beim Kränzchen einen Streich gegen Sie führen will?“

„Es kann ja nicht anders sein! Als ich heute auf das Postamt gehe, die Papiere zu beheben, steht er vor dem Amt auf der Straße und liest einen Brief. Wie er mich sieht, lacht er laut auf und sagt: ‚Herr Majir, was da steht, wird Sie freuen!‘ — ‚Möglich,‘ sage ich, ‚aber lassen Sie sehen!‘ Darauf blickt er mich einen Augenblick unschlüssig an und sagt dann: ‚Herr Majir!‘ sagt er, ‚wir sind Nebenbuhler, aber ich habe sonst nichts gegen Sie. Glauben Sie, daß ich ein Ehrenmann bin?‘ — ‚O gewiß!‘ sag ich. — ‚Nun dann, dann glauben Sie mir auch aufs Wort: wenn Fräulein Stasia diesen Brief liest, so wird sie nicht Ihre Frau!‘ — ‚So, so!‘ sage ich lächelnd. ‚Was steht denn so Schreckliches darin?‘ — ‚Glauben Sie's mir aufs Wort: nichts Angenehmes für Sie! Versprechen Sie mir, daß Sie von der Werbung zurücktreten und noch heute abreisen, und ich gebe Ihnen nicht bloß den Brief, sondern auch mein Ehrenwort dazu, daß niemand etwas vom Inhalt erfährt!‘ — ‚Mit Speck fängt man Mäuse,‘ sage ich. — Darauf er: ‚Der Brief ist von —‘ Da hält er ein und besinnt sich. — ‚Nun?‘ frage ich. — ‚Nein,‘ sagt er. ‚Sie sind sehr schlau, Sie würden die Sache so zu drehen wissen, als ob Sie unschuldig wären. Was Sie sich eingebrockt haben, sollen Sie essen! Adieu!‘ Und geht. Was sagen Sie dazu?“

„Empörend! Aber woher wissen Sie, daß er gerade beim Kränzchen —“

„Das weiß ich ja von meiner Braut — nämlich, unter uns gesagt, wir sind schon verlobt. Ich habe sie sogar schon geküßt!“ Sein Antlitz überflog ein tiefer Schatten, als machte ihn die Erinnerung an diesen Kuß nicht eben selig. „Nämlich, als ich meine Papiere habe, lege ich sie dem Alten vor und er ruft die Stasia und sie sinkt an meine Brust und er segnet

uns. Da klopft es — der Korn! Er sieht uns an und sagt dann: ‚Auf ein Wort, Herr Bogdanowicz!‘ Und führt ihn ins Nebenzimmer. Nach einer Weile kommt der Alte zurück und sagt: ‚Kinder, die Verlobung bleibt vorläufig, bis zum Kränzchen, unter uns. Erst in der Ruhepause beim Souper dürft ihr's sagen!‘ — ‚Aber warum?‘ rufen wir. — ‚Weil ich meine Gründe habe.‘ — Korn hat ihm nämlich gesagt, daß er bis dahin mit solchen Beweisen gegen mich vortreten wird, daß er mir seine Tochter nicht geben kann. Der Alte glaubt ihm zwar nicht ganz, aber er wartet doch. So hat mir die Stasia eben erzählt!"

„Aber was kann es sein?" rief ich.

„Nichts! Aber wer ist gegen einen Filet sicher?"

Was sollte ich sagen? Er hatte recht, obwohl es ja deutsch Filou heißt.

Ach, er sollte auch recht behalten: weiß Gott, wie sehr! Noch krampft sich mir das Herz vor Mitleid und sittlicher Entrüstung zusammen, wenn ich daran denke. Und mit einem solchen zusammengekrampften Herzen schreibt es sich schwer.

Also kurz! Nur die Thatsachen und — die Anklage gegen einen sogenannten berühmten Komponisten, die ich bereits angekündigt habe.

Es war am 18. August 1865, abends neun Uhr, im Tanzsaal des Wirtshauses zu Lopuschna. Sämtliche Badegäste waren in ihren besten Kleidern und mit ihren schönsten patriotischen Gefühlen erschienen. Nur Anastasia fehlte. Sie sei nicht wohl, sagte ihr Vater dem entsetzten Bräutigam. War Majir schon bisher etwas blaß gewesen, so wurde er nun vollends grau.

Zur Eröffnung des Balles wurde die Volkshymne gespielt und gesungen. Dann eine Polonaise, und nun — nun erklang wieder die liebliche Weise des „Sternes von Lopuschna". Alle Welt tanzte, nur Majir nicht.

Ein dröhnendes Beifallsklatschen und stürmische Dacapo-Rufe. Den lautesten Beifall spendete Herr Korn. Ich muß sagen, das gefiel mir nicht. Der Mensch soll nicht heucheln, was er nicht empfindet. Der Beifall dauert fort. Aber statt zum Taktstock zu greifen, zieht Kupczanko ein Papier aus der Brusttasche und entfaltet es ...

„Hört, hört!" ruft Herr Korn. „Hört, hört!" rufen andere.

Endlich wird es still und Kupczanko beginnt:

„Meine Damen und Herren, ich habe Sie für eine Täuschung um Entschuldigung zu bitten, an der ich, freilich unschuldig, mitgewirkt habe!"

„Eine Täuschung!" fragen einige. Andere klatschen. Herr Korn aber bittet mit Stentorstimme um Ruhe und es wird wieder still.

„Eine Täuschung!" wiederholt der Kapellmeister. „Heute vor einer Woche übergab mir ein Herr dieser Gesellschaft einen angeblich von ihm komponierten Walzer —"

„Angeblich?" rufen zehn Stimmen zugleich.

„Angeblich, meine Herrschaften. Natürlich studierte ich ihn sofort ein. Aber dabei war es mir immer, als hätte ich ihn, hm! — schon einmal gehört!"

Ein wüstes Lachen und Johlen. „Uns war es auch so!"

„Als wäre es ein Walzer eines jungen, aber schon sehr bekannten Wiener Walzerkomponisten," fuhr Kupczanko fort. „Ein Herr schrieb an den Verleger dieses Komponisten und legte die Komposition bei. Hier die Antwort."

Er entfaltete das Papier.

Bis dahin hatte die rohe Menge — und das wollten gebildete Menschen sein! — gelacht, geschrien und auf ihr Opfer mit Fingern gewiesen. Da stand Majir und suchte sich verzweiflungsvoll einen Weg durch die Umstehenden zu bahnen, aber man ließ ihn nicht durch.

„Bleiben Sie nur!" riefen die Barbaren, „der Brief wird Sie interessieren!"

„Er ist auch ganz kurz!" fuhr Kupczanko fort und las:

„Sehr geehrter Herr! Ihre Vermutung ist richtig. Das mir eingesendete Manu-

skript: ‚Der Stern von Lopuschna‘ überschrieben und angeblich von Frantisek Majir komponiert, ist eine Abschrift des in meinem Verlage erschienenen Walzers: ‚Aus dem Sophiensaal‘ von Johann Strauß. Die Abschrift unterscheidet sich von dem Original nur durch einige Schreibfehler, welche darauf schließen lassen, daß der Plagiator ganz unmusikalisch ist. Ich lege Ihrem Wunsche gemäß sowohl das Manuskript als auch einen Abdruck des Straußschen Walzers bei, wofür Sie mir gefälligst einen Gulden und achtzig Kreuzer vergüten wollen. Hochachtungsvoll und ergebenst ... folgt die Firma!“

„So, meine Damen und Herren,“ schloß er, „nun wissen Sie die Wahrheit! Und nun wollen wir den Walzer nochmals spielen!“

Ein Beifallsorkan. Die Musik fällt ein, die Paare drehen sich im Tanze. Da erst gelingt es dem unglücklichen Tondichter zu entfliehen.

Niemand folgte ihm, niemand zweifelte an seiner Schuld.

Auch ich — es soll meine harte, aber wohlverdiente Buße sein, daß ich dies ausspreche — war von dem Unverstand der Menge mitgerissen und widersprach nicht, als sie im Saale die giftigsten Reden gegen ihn führten.

Erst im Morgengrauen, als ich heimging, ergriff mich der Gedanke:

„Kann ein Mensch so viel lügen?! ... Und wenn dies vielleicht möglich ist, kann ein solches Künstlerhaar lügen?! ... Der Brief war vielleicht nicht echt ... Vielleicht auch hatte da ein Zufall gewaltet?! ... Wie oft begegnen sich zwei kongeniale Naturen in demselben Gedanken! ... Wie, wenn Majir unschuldig litte! ... Und wenn er diese unschuldig erlittene Schmach nicht ertrüge, wenn er —“

Ich stürmte nach dem Hause, wo er wohnte. Gottlob, er lebte noch und dachte an keinen unheimlichen Entschluß. Denn in seinem Zimmer schimmerte Licht und vor dem Hause stand ein Fuhrwerk, auf welches der Hausknecht eben Majirs Koffer festschnürte. Einen neuen Koffer mit einer goldenen Lyra darauf. Ach ...

Seine Stubenthür stand halb offen. Als ich eintrat, packte er eben noch die Wertsachen in die Handtasche. Mir schien es, als erröte er bei meinem Anblick, vielleicht auch täuschte ich mich.

Einen Augenblick stand ich verlegen da und wußte nicht, wie ich beginnen sollte. Endlich fiel mir etwas ein, was gewiß keine Taktlosigkeit war.

„Guten Morgen,“ sagte ich.

„Guten Morgen,“ erwiderte er.

„Sie reisen ab?“

„Wie Sie sehen!“

„Warum?!“

Es war mir so entfahren, das war schon nicht mehr taktvoll, aber nun war's geschehen.

„Warum!“ rief er. „Sie fragen! Und Sie wollen ein Dichter sein! Ich, Frantisek Majir, soll an einem Orte bleiben, wo man mich so behandelt?! Ist Lopuschna meiner noch würdig? Ja — oder nein?!“

„Nein!“

„Nun also! Darum reise ich. Mich ekelt vor dieser ganzen Gesellschaft. Und wenn sie mich auf den Knien darum bitten würden, ich komme nie mehr her! Mich ekelt vor diesem Pillendreher und noch mehr vor diesem elenden Burschen, dem Kupczanko. Denn er will selbst ein Künstler sein und ist an einem anderen Künstler zum Judas geworden. Verstehen Sie das?“

„Ich verstehe!“

„Und wissen Sie, vor wem mir geradezu graut? Vor dieser kleinen, dürren, häßlichen, bemalten, alten Person! Und wenn sie jetzt hereinkommt in dieses Zimmer da und sagt: ‚Wenn Sie mich nicht nehmen, so gehe ich in den Sereth,‘ ich antworte ihr: ‚Bitte, Fräulein! Nur zu!‘ Sie hat ja kein Herz! Und glauben Sie, daß sie eine Viertelmillion hat?! Schwindel! — es fehlen 20000 Gulden daran. Aber geht das mich noch etwas an?!“

„Nein!“

„Aber wissen Sie, vor wem mich am

meisten ekelt? Vor diesem Johann Strauß! So ein elender, heimtückischer Ligator!"

„Ligator?!"

„Ja, ja! ein frecher Ligator! Er hat mir ja meinen Walzer gestohlen!"

„Plagiator ... Sie glauben, daß Strauß ein Plagiat begangen hat?!"

„Natürlich!"

„Er an Ihnen?"

„An wem sonst?! ... Was machen Sie für ein verdutztes Gesicht?! Glauben Sie vielleicht — ich an ihm?!"

„Behüte! Es kam mir nur so — so überraschend ..."

„O, es wird auch der Welt überraschend kommen! Glauben Sie, ich werde schweigen?! Alles werde ich enthüllen, zu Grunde werde ich ihn richten — und meine Nation wird mir dabei helfen!"

„So also erklärt sich die Sache!" rief ich. „So einfach! Das hätte ich nicht vermutet!"

„Wie haben Sie es sich denn bisher erklärt, daß mein Werk plötzlich mit seinem Namen in Wien erscheint?!"

„Ich dachte," erwiderte ich, „es ist vielleicht gar nicht Ihr Werk ... Ich meine, daß Ihre Abschrift und der Druck gar nicht übereinstimmen ..."

Er dachte nach.

„Nein!" sagte er. „Wenn ich das behaupten wollte, wär ich ein Dummkopf. Das könnten sie mir ja beweisen, sie haben meine Abschrift ... das heißt," fügte er rasch hinzu, „so unvorsichtig werden die Leute nicht sein!"

„Also ist auch der Brief des Verlegers echt?"

„Natürlich!"

„Aber muß deshalb Strauß ein Plagiator sein? Vielleicht ist er es ebensowenig als Sie! Wie oft haben sich zwei Künstler in demselben musikalischen Gedanken begegnet ..."

„Bis auf die letzte Note gleich?!" rief er. „Das ist noch nie vorgekommen, das kann niemand glauben!"

„Aber wie wäre er denn in den Besitz des Manuskripts gekommen?"

„Sie haben es ja gehört! Die Lumpen haben es nach Wien geschickt an den Verleger. Der liest es. ‚Ha, ein Genie! Und ein Czeche! Wenn der bekannt wird, ist mein Strauß totgeschlagen!' Nimmt sich einen Fiaker, fährt zum Strauß. ‚Lesen Sie!' Der wird gelb und grün vor Neid. ‚Da muß was geschehen!' — ‚Aber was?' sagt der Verleger. Und darauf der Strauß: ‚Es ist ja noch nicht gedruckt, der Majir ist noch unbekannt, drucken wir es noch heute als mein Werk und er ist tot!' Und so haben sie es gemacht!"

„Schändlich!" rief ich. „Und wie wollen Sie es beweisen?"

„Mit Hilfe meiner Nation! Sie werden noch von mir hören!"

Er reichte mir die Hand, bestieg den Wagen und verließ das undankbare Lopuschna.

* *
*

Seither sind siebenundzwanzig Jahre vergangen. Johann Strauß ist immer berühmter geworden, nun auch als Opernkomponist. Von Majir hat die Welt nichts mehr gehört. Meine Lage bei dieser Enthüllung und Anklage ist also die denkbar ungünstigste. Aber ich sagte schon, es muß sein.

Warum Majir schwieg, ist eine traurige, aber kurze Geschichte: weil seine Kraft gebrochen war.

Der tapfere Entschluß jener Nacht war gewissermaßen das letzte Aufflammen seiner Künstlerseele. Er wagte den Kampf nicht aufzunehmen, weil er um sich nur Hohn und Neid sah. Mit Ausnahme von mir glaubte kein Mensch in Czernowitz mehr, daß er ein Tondichter sei. Und vollends hielt, mich ausgenommen, niemand den gefeierten Strauß für einen Plagiator an Majir. Man lachte ihm ins Gesicht, wenn er davon sprach. Auch ich wurde deshalb viel verhöhnt. Man sagte mir, binnen vierundzwanzig Stunden könne doch kein Walzer gedruckt und das Titelbild hergestellt sein, auch sei „Aus dem Sophiensaal" schon im Fasching 1865 erschienen und endlich: „Frantisek

Majir contra Johann Strauß!“ Das gab den Ausschlag, der Unberühmte war und blieb das Opfer.

Auch seine Nation half Majir nicht, wahrscheinlich aus denselben Gründen. Da erkannte er, daß sie seiner nicht würdig sei, und sagte sich von ihr los. Er legte die blau-weiß-roten Sommerröcke ab, und im Winter verschwand mit dem Schnürrock auch die Pelzmütze à la Huß. Er schaffte sich ganz gewöhnliche Kleider an. Noch mehr, nach einem Jahre ließ er sich das Haar kurz scheren und nach zwei Jahren stand auf seinen Visitkarten nicht mehr „Frantisek Majir“, sondern „Franz Mayer“. Fragte man ihn nun, welcher Nationalität er sei, so erwiderte er: „Ich bin ein Geschäftsmann!“ und wer die Rede auf seine Kompositionen brachte, dem lief er davon. Kurz, er wurde ein Alltagsmensch, der höchstens im Eisenhandel und namentlich in der Kunst, den Bauern um teures Geld schlechte Sensen zu verkaufen, Hervorragendes leistete.

Diese Kunst trieb er lange.

Jetzt, wo er es nicht mehr nötig hat, hält er einen Geschäftsführer. In seinen Mußestunden spielt er Tarock und erzieht seine Kinder.

Er hat vier Jahre nach jenen Sommertagen geheiratet, wo der „Stern von Lopuschna“ aufgeflammt und zerstoben. Seine Erwählte war schön wie Anastasia, sogar noch ein wenig gereifter, aber bei ihr fehlte nichts zur Viertelmillion, und ihr Vater konnte nicht stören, denn er war kein entlassener Zuchthäusler, sondern in der Strafanstalt gestorben. Die Welt nahm Majir diese Verbindung übel, statt zu erwägen, daß sie ein Beweis seiner edlen, vorurteilslosen Humanität war. Angenommen, daß sein Schwiegervater wirklich schuldig gewesen, hätte die Tochter unvermählt bleiben und das Vermögen an den Staat fallen sollen?! Auch war die Ehe eine sehr glückliche, beide thaten einander viel Gutes und Liebes an, in Werken wie in Worten. Er erinnerte sie oft an ihren Vater, einen tüchtigen Mann, der nur einmal in der Zerstreutheit einen Wechsel, welcher ihm präsentiert worden, vor der Bezahlung verschluckt, und sie erinnerte ihn an den seligen durstigen Gottfried und an den „Stern von Lopuschna“. Sie ist vor mehreren Jahren gestorben.

Anastasia aber lebt noch, unvermählt und einsam. Die Sache mit Herrn Korn zerschlug sich, und zwar, wie es heißt, der fehlenden Zwanzigtausend wegen. Und danach fand sich kein anderer mehr. So ist das schöne, aber herzlose Geschöpf von einer gerechten Strafe heimgesucht worden.

Johann Strauß aber ist bisher straflos ausgegangen. Ich jedoch meine, daß es nicht so bleiben kann, und habe darum jene böse That seiner Jugend enthüllt. Nur aus Rechtsgefühl; Majir-Mayer weiß nicht davon. Ich wußte ja, hätte ich ihm von meiner Absicht geschrieben, er wäre dagegen gewesen. Entschieden dagegen. Der gebrochene Mann hat entsagt, vielleicht sogar vergeben und verziehen. Er hätte mich sogar angefleht, zu schweigen.

Und da ich das nicht kann, so habe ich ihn nicht erst gefragt.

Wird man mir meine Anklage glauben?

Ich hoffe es. Die Stimme der innersten Überzeugung hat einen Klang, dem man sich schwer entziehen kann.

Man wird mir glauben, ganz ebenso wie ich Majir vor siebenundzwanzig Jahren geglaubt habe.





Chinesischer Tempel.

In der Chinesenstadt Shanghai.

Von

Paul Neubaur.



Shanghai, die große Handelsmetropole des nördlichen Chinas, ist, wie fast alle Vertragshäfen, eine Doppelstadt; am Wangpoo gelegen, sechzehn Meilen oberhalb der Mündung des Flusses in den Yangtsekiang, wo derselbe sich in das chinesiche Ostmeer ergießt, bietet sich dem Ankommenden zuerst das europäische, allerdings stark mit dem Chinesentum verwachsene Shanghai dar. Aber die Wanderung, welche wir antreten wollen, hat für den Augenblick nichts hiermit zu thun, sondern sie beginnt erst am Ende der fremden „Settlements“, wo, hinter einer gewaltigen Mauer versteckt, die eigentliche Chinesenstadt Shanghai mit 450000 Einwohnern sich erhebt.

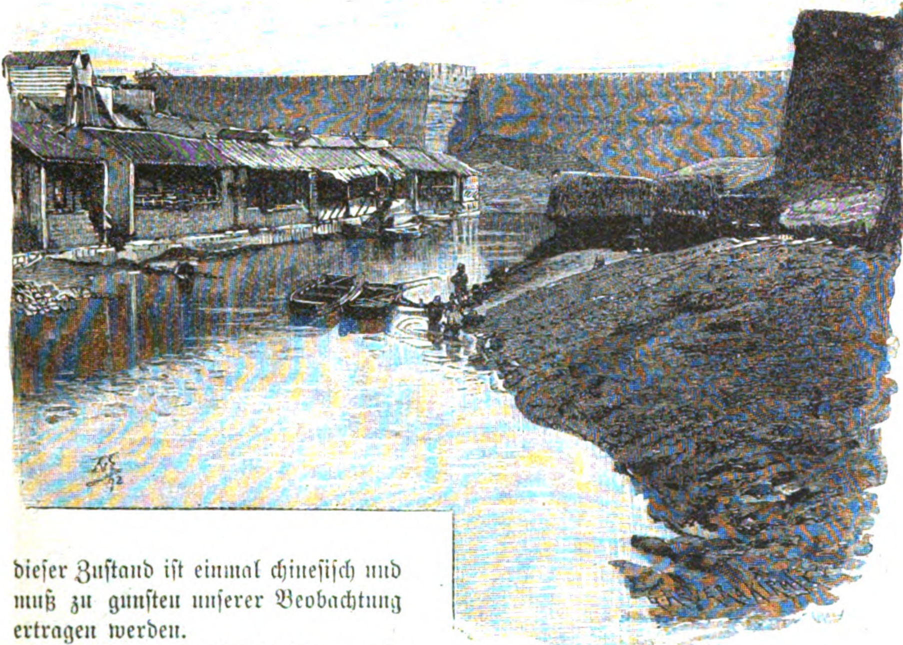
Hier wie bei jedem Schritt in China macht sich der eigentümliche Eindruck geltend, welchen der plötzliche Übergang aus einer teilweise europäischen Civilisation in das vollkommenste Chinesentum hinein hervorbringt: außerhalb der Ringmauer gewaltige Speicher, europäische Geschäfts- und Wohnhäuser, europäische Fuhrwerke und vor allem die Kulturträger der Gegenwart, die gewaltigen Oceandampfer. Mit dem ersten Schritt durch die Thore der Chinesenstadt hindurch nur noch Mongolentum, Errungenschaften der chinesischen Kultur ohne jede fremde Beimischung, auch nicht einmal diejenige der Jinrickischas, jener leichten zweiräderigen, von einem Kuli gezogenen, aus Japan stammenden Wagen, welche zwar in den Vertragshäfen Chinas durchaus eingebürgert sind, aber nur in dem europäischen Teil derselben.

Dunkel und geheimnisvoll starrt uns der riesige Thorbogen entgegen; bastionenartig springt hier die Mauer in einem

Rechteck vor, oben eine Plattform tragend, mit alten chinesischen Bronzekanonen armiert. Der Thorgang selbst ist sehr tief und in mehreren Winkeln abgebrochen. Unmittelbar an dem jenseitigen, in die Stadt selbst hineinführenden Thore fließt das schmutzige Wasser eines breiten Kanals; ihn überbrückt eine der primitiven chinesischen Steinbrücken, eine Anzahl Stufen führen terrassenförmig auf den eigentlichen, aus riesigen, cyklopisch aufeinander gelegten Quadersteinen gebildeten Brückenbogen, jenseit derselben eine andere Treppenterrasse abwärts, und man gelangt in die Straßen der chinesischen Stadt. Außerordentlich schmal, zu beiden Seiten von mehrstöckigen Häusern umsäumt, ungemein winkelig oder mehr bogenförmig, sind die Straßen, soweit es sich um Hauptstraßen handelt, insgesamt mit Steinplatten gepflastert, aber zugleich auch in einem entsetzlichen Zustande; selbst bei trockenem Wetter bedeckt ein feiner Schlamm die Fliesen, welcher seinen Ursprung den aus allen Häusern einfach auf die Straße geworfenen Abfällen verdankt; bei Regenwetter ist von einem Vorwärtskommen gar keine Rede mehr, denn die schmale, inmitten der Fliesen angelegte Abzugsrinne ist nicht im stande, die Fluten von Schmutz und Wasser, wie dies eigentlich beabsichtigt ist, in die Kanäle abzuführen. Aber



Westliches Stadtthor.



Teil der Stadtmauer.

dieser Zustand ist einmal chinesisch und muß zu gunsten unserer Beobachtung ertragen werden.

Fast alle Häuser sind in ihrem größeren Teile im Parterregeschoß nach vorn offen, und so gewährt ein einfacher Straßenspaziergang einen recht umfassenden Einblick in eine Fülle chinesischen Lebens. In eigentümlicher Weise zeigt sich die Anhäufung der gleichen Handwerke oder Geschäfte in bestimmten Straßen. In einer schmalen, aber endlos in Schlangenwindungen sich hinziehenden Gasse begrüßt uns von beiden Seiten das Knarren der Sägen, das Geräusch der chinesischen Hobel und Schnitzwerkzeuge; hier haben die Tischler eines ihrer Hauptquartiere aufgeschlagen. Zu beiden Seiten in den offenen Werkstätten wird mit Feuereifer von den halbnackten Gesellen auf das spröde, harte, sogenannte blackwood (eine Art Teakholz) hineingearbeitet, und mit einer überraschenden Geschwindigkeit sehen wir vor unseren Augen die feinen mäandrischen Verzierungen chinesischer Bettstellen, Tischchen, Sessel und der mächtigen Ruhebetten, alles massiv aus dem schweren Holz herausgearbeitet, entstehen. Sehr bald gewöhnt sich das Auge an die anfangs barock erscheinenden Formen, und sicherlich haben die chinesischen Möbel viel Praktisches für sich. Daneben Kunsttischler, unter deren Händen außerordentlich zierlich ausgeführte Rankenschnitzereien und ganze aus dem Holz herausgeschnittene Genrescenen entstehen, welche die einzelnen Fächer kunstreicher Etageren zu krönen bestimmt sind und später mit bunten und schwarzen Lackfarben bemalt und reich vergoldet werden. Weiterhin begegnen wir den Seiden- und Baumwollwebereien mit ihren primitiven Handwebestühlen, und die leuchtenden Farben der grellen Seidenstoffe, die wundervollen wenn auch bizarren Muster der Webereien fesseln die Aufmerksamkeit jedes

Vorübergehenden. Dazwischen öffnen sich die weiten Räume chinesischer Bazare, in denen die Erzeugnisse des ganzen Nordens von China in zahlloser Menge aufgestapelt sind; hauptsächlich ziehen das Auge auf sich die wunderschönen Porzellane, zum Teil in außerordentlich großen Vasen und Ziergegenständen hier vertreten, viele davon von unscheinbarem Äußeren, aber durch die Art des Porzellans, hauptsächlich durch bestimmte Farben, welche heute nicht mehr hergestellt werden, kostbar. Die europäischen Sammler haben hauptsächlich für die Kunstkabinette unter den seltenen Stücken ziemlich aufgeräumt, und heute ist es ungemein schwer, in den Besitz hauptsächlich bestimmter Specialitäten in gelbem oder blauem Porzellan zu gelangen. Die reichen Chinesen kaufen diese Sachen selbst und zwar für so ungeheuer hohe Preise, daß niemand sie überbieten kann.



In der Chinesenstadt.

Von etwas weniger ästhetischem Eindruck sind die chinesischen Viktualienläden, in denen die Delikatessen der Söhne des himmlischen Reiches in einer fabelhaften

Mannigfaltigkeit und für chinesische Augen außerordentlich geschmackvoll arrangiert und appetiterregend ausgelegt sind. Eine verschwunden ist, nämlich der sogenannten Raute, begegnet; für den Leser, der sich gegenwärtig diesen Genuß in Berlin



Kanal in der Chinesenstadt.

Hauptrolle dabei spielen die Süßigkeiten und Kuchenwaren, unter denen man auch einer früheren Berliner Specialität, die jetzt allerdings vor der Kultur der Neuzeit nicht mehr verschaffen kann, sei die Herstellung des Gebäckes hier der Vergessenheit entrissen. Es besteht aus flachen Scheiben oder Cylindern von Sirup,

welche in Mohn gewälzt und dann steinhart gebacken werden. Man sieht, auch die entlegensten Kulturen haben ihre Berührungspunkte. In größeren Komplexen zusammen finden sich die chinesischen Fischhändler; bildet doch der Fisch eines der Hauptnahrungsmittel, ja für viele Gegenden des chinesischen Reiches die einzige animalische Kost der Bewohner. Anordnung und Behandlung der unzähligen Arten von Meeresbewohnern, welche hier feilgeboten werden, lassen nichts zu wünschen übrig; ja für die Flußfische wird sogar das Wasser des Bassins in fortwährender Bewegung gehalten und zwar durch eine ziemlich einfache, nur mit der Hand in Bewegung gesetzte Vorrichtung, welche einer Wassermühle im großen ähnlich sieht.

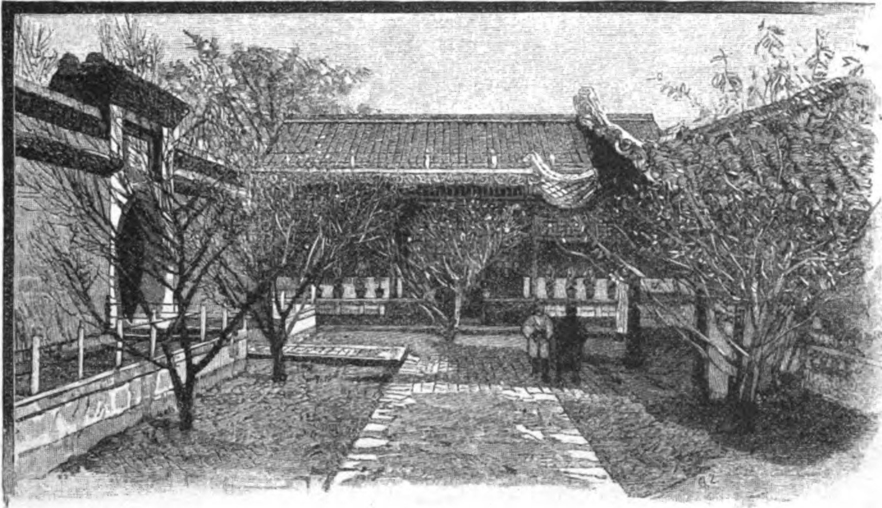
Hin und wieder überschreiten wir Brücken, welche über die zahllosen, die Stadt durchziehenden Kanäle hinweg führen, und hier und da öffnet sich eine weite Perspektive die großen Kanäle entlang, über eine Fülle mehr oder weniger mit Steinhauerarbeiten verzierter Brücken. Alle Kanäle wimmeln von kleinen Frachtböten, welche ihre Ladungen direkt vom Wasser aus an die chinesischen Kaufleute und an die bis in das Wasser hinein gebauten, hinten offenen Speicher abgeben. Das gesamte Straßenleben ist ganz außerordentlich bewegt; wenn irgend wo, so macht sich auch hier die Fülle der Bewohnerschaft des chinesischen Reiches geltend, und der überall auf den Straßen umherkollernde Nachwuchs, nicht immer in sehr sauberer Beschaffenheit, deutet gewiß auf keine Abnahme der Bevölkerung. Ab und zu begegnen uns die beiden einzigen, in der Chinesenstadt möglichen Beförderungsmittel: das Einrad, schubkarrenähnlich zu beiden Seiten des zweieinhalb Fuß hohen Rades zwei mit grellen Stoffen bekleidete Bretter tragend, auf welchen meistens vier Chinesen, vornehmlich Frauen, der verkrüppelten Füße wegen, sich durch die Stadt fahren lassen, während in anderen Fällen Warenballen oder sonstige Gepäckstücke auf den Brettern Platz finden; neben dem Einrad die mehr oder minder kostbaren, fast stets aber mit Seide bekleideten und von zwei oder vier Trägern getragenen Palankine vornehmer oder reicher Chinesen. Als Maßstab für die Enge der Straßen sei bemerkt, daß nicht einmal zwei solcher Palankine, obwohl jeder derselben im Inneren nur für eine Person Raum bietet, aneinander vorbei können, vielmehr muß einer derselben niedergesetzt werden, und der andere wird dann über ihn hinweggehoben, während die entgegenkommenden Fußgänger sich an vielen Stellen der Stadt glatt an die Wand stellen müssen, um den Palankin vorbeizulassen. Hausierer in großen Mengen durchziehen die Straßen, dieser mit Brillen, jener mit Eßwaren, ein anderer seine Schlosserkünste anpreisend, wieder andere Schirme, Blumen, Früchte oder sonstige Gegenstände feilbietend.

An einzelnen Stellen, hauptsächlich an Kanalkreuzungspunkten, öffnen sich kleinere freie Plätze, auf denen stets das regste Leben sich entfaltet, sei es, daß man einen von einem industriösen Chinesen veranstalteten Hahnenkampf hier beobachten kann, sei es, daß eine der ungemein zahlreichen Polizeiexekutionen vermittelst des Bambusstockes sich unter lebhafter Beteiligung einer Menge von Zuschauern dort abspielt, sei es endlich, daß politische oder religiöse Gespräche eine Menge wichtig dreinblickender bezopfter Söhne des himmlischen Reiches vereinigen.

Chinesische Bade- und Theehäuser in großer Zahl, Opiumhallen, Chantants, hin und wieder ein größeres chinesisches Theater wechseln in den hauptsächlich dem Vergnügen geweihten Straßen ab. Von chinesischen Frauen bewegt sich nur die niedere Klasse auf der Straße, während die vornehmen, schon von weitem durch ihre außerordentlich kunstvolle Frisur und die in stundenlanger Arbeit bis zur Schneeweiße und Rosenröte geschminkten Gesichter kenntlich, höchstens in Palankinen durch die Straßen sich tragen lassen, auch

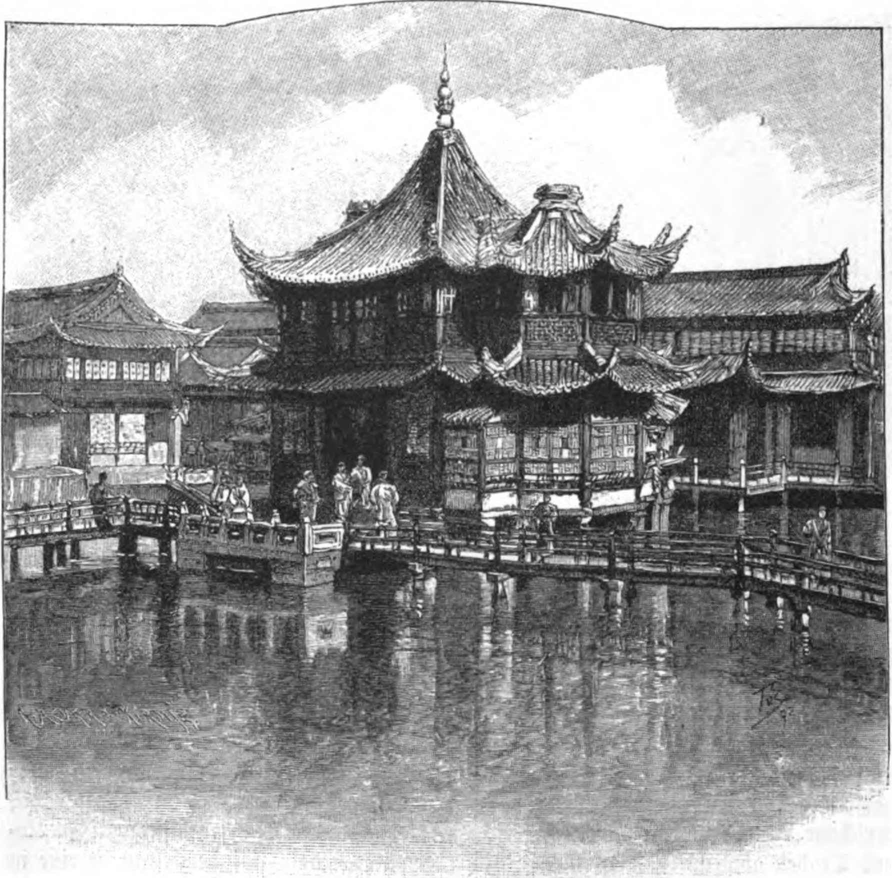
in letzteren durch Zuziehen von allen Vorhängen sich häufig unsichtbar machend.

Inmitten der Stadt erhebt sich ein außerordentlich kunstvolles und interessantes Gebäude mitten in einem großen, in rein chinesischem Stile angelegten Garten. Es ist dies der sogenannte Theegarten, ausschließlich für den Besuch von Mandarinen bestimmt, den Europäern aber auf Grund einer von irgend einem Mandarinen erlangten Legitimation zugänglich; dem chinesischen Volke ist derselbe nur an einem einzigen Tage im Jahre geöffnet. Der Garten enthält eine wunderschöne Anlage von Felsgrotten, welche mit Teichen abwechseln, eine Menge kleiner Pavillons und ein künstlich hergestelltes Gebirge im kleinen, mit Schluchten, Höhenrücken, einzelnen Gipfeln u. s. w. Viele der Wege sind mit Steinchen und Porzellanscherben gepflastert. Die Vegetation ist eine ungemein üppige und sehr abwechselungsreiche. Neben allen im Norden Chinas einheimischen Bäumen und niederen Pflanzen finden sich hauptsächlich an dem erwähnten künstlichen Gebirge acclimatisierte Palmen, Cypressen und andere dem subtropischen Gebiete angehörige Pflanzen. Ein quadratisch angelegter Teich soll eine Sammlung seltener Fische beherbergen; in der Nähe des Teiches findet sich eine Mauer mit einer Unzahl von Nischen, welche eine Reihe von Charaktertypen aus dem chinesischen Leben in einer Art Majolikamasse enthalten. Am Ende der Mauer erreicht man einen portalartigen Bogengang, welcher aus erratischen Blöcken, untereinander durch blauen Cement verbunden, aufgetürmt ist und zu einem Pavillon führt, an welchen sich wieder eine lange weiße Mauer anschließt, welche neben einer Reihe Votivtafeln mit den Namen der Stifter des Gartens auch ein sehr großes Freskogemälde trägt; auf demselben ist eine in der Nähe der Stadt am Wangpoo bis zu einer uralten Pagode sich hinziehende Landschaft dargestellt. Den besten Überblick in den Garten hat man von einem in der Mitte desselben gelegenen Pavillon aus, welcher mit Tischen und Stühlen besetzt und zur Einnahme einer Tasse Thee bestimmt ist. Die nach vorn offene Wand des Pavillons eröffnet die Aussicht gerade auf den künstlichen Höhenzug; die Rückwand enthält ein Aquarell, welches die Schutzgottheit Shanghais darstellt.



Palasthof.

Inmitten der Stadt, etwa zwanzig Minuten Weges von dem Eingangsthor, umgeben gewaltige Mauern die Residenz des Tao-Tai, des Gouverneurs von Shanghai, der chinesischen Etikette nach eines Mandarinen vierten Ranges, und der Leser möge nun den Verfasser dieser Zeilen zu einer Audienz in den Palast hineinbegleiten.



Theehaus in der Chinesenstadt.

Es war im Januar dieses Jahres, als durch Vermittelung eines Konsuls meine Vorstellung bei dem Tao-Tai erfolgen sollte, und obwohl alle Ceremonien dabei verbeten waren, spielte sich dieser Besuch doch mit einigen Umständlichkeiten ab. Die Zeit desselben war um drei Uhr nachmittags festgesetzt; unsere Jinrickischas führten uns bis an das Eingangsthor der chinesischen Stadt; hier harrte unser ein Beamter des Tao-Tai in Uniform, mit einem kurzen Stabe bewaffnet und begleitet von zwei kostbaren, mit grüner Seide bekleideten, fransenbehangenen und mit gelbseidenen Vorhängen versehenen Palankinen mit je vier Trägern. Wir nahmen in den Palankinen Platz, und unter Vorantritt des Beamten, welcher mit seinem Bambusstabe etwaige Neugierige ziemlich unsanft aus dem Wege beförderte, bewegte sich unser Zug durch die engen Straßen hindurch bis auf einen freien Platz; zwei Seiten desselben waren von Häusern umsäumt, die dritte Seite wurde von einem Gebäude eingenommen,

welches sich nach vorn in eine Art Bühne öffnete; an der vierten, der Längsseite des Platzes, erhob sich die äußere Umfassungsmauer des Palastes, von Kanonen gekrönt, in ihrer Mitte ein ungeheures blicken öffneten sich die gewaltigen Thorflügel der ersten Mauer. Von hier passierten wir einen Raum von etwa dreißig Schritten zwischen einem Spalier chinesischer Soldaten hindurch bis zur zweiten



Pavillon im Palasthofe des Tao-Tai.

Thor tragend, dessen Flügel in den grellsten Farben mit dem chinesischen Drachen in ungeheurer Größe bemalt waren. Sobald die Palankine den offenen Platz erreichten, erscholl von der erwähnten Bühne herunter eine Art Begrüßung und zugleich die Ankündigung seitens eines Thorwärters. Derselbe blies auf einer Art Rohrflöte ein kurzes Motiv mehreremale hintereinander, und nach einigen Augen-

Mauer. Hier begrüßten uns drei Kanonenschüsse, und das zweite Thor öffnete sich. Abermals ein Zwischenraum, eine dritte Mauer, Spaliere von Soldaten; die Thorflügel flogen auf und der Tao-Tai selbst, ein älterer, sehr würdig aussehender Herr, bekleidet mit einem kostbaren Pelze, auf dem Haupte die mit einem großen blauen Knopf geschmückte Mandarinenmütze, um den Hals eine

mehrere Fuß lange Kette aus taubeneigroßen Opalen, empfing uns, umgeben von etwa dreißig Dienern und unter Beihilfe eines gebrochen englisch sprechenden Dolmetschers. Die Palankine wurden niedergesetzt, und es begann der erste Austausch der fabelhaften Höflichkeitsbezeigungen. Unter fortwährenden Komplimenten bewegten wir uns langsam nach einem größeren Pavillon, inmitten eines sehr weiten, von allen Seiten von weitläufigen Gebäuden umrahmten Hofes und gelangten so in den kleinen Empfangspavillon des Mandarinen. Derselbe zeigte im Inneren an der der Thür gegenüberliegenden Seite ein großes chinesisches Doppelruhebett, dessen Polster, senkrecht zur Wand stehend, zwischen sich einen Steintisch einschließen, zur Rechten und Linken des Ruhebettes nach der Thür zu, mitten in den Raume stehend, eine Reihe hochlehniger Stühle mit kleinen Steintischen neben sich, sämtliche Stühle, sowie das Ruhebett mit einem blendend roten Stoffe überzogen. In der Mitte des Raumes ein großes, auf einem Dreifuß ruhendes Kohlenbecken mit glühenden Holzkohlen. Wir ließen uns auf die Stühle, der Tao-Tai selbst sich auf das Ruhebett nieder; unzählige Höflichkeiten über das Aussehen, Befinden, über unsere Heimatländer, den Eindruck Shanghais, die Entwickelung des chinesischen Reiches wurden ausgetauscht und durch Vermittelung des Dolmetschers jedesmal in wohlgesetzter längerer Rede hinüber und herüber befördert, während eine Unzahl Diener in den Saal hineinstürzte und vor jedem von uns eine Schale Champagner — als neuere europäische Kulturerrungenschaft seitens der Chinesen —, ein Tellerchen mit Cigaretten und Cigarren, endlich eine bedeckte Schale Thee niedersetzten. Endlich wurde das Gespräch, nur hin und wieder von einem Schluck Champagner unterbrochen, auf das politische Gebiet hinübergeleitet, und als unsere Cigarren zu Ende geraucht waren, war auch der Zweck unseres Besuches und unsere Verhandlung mit dem Tao-Tai zu Ende. Den Beschluß der ganzen Audienz bildete die erwähnte Schale Thee, und unter denselben Ceremonien wie bei der Ankunft bewegte sich der ganze Zug zum Thor des innersten Hofes, wo sich der Tao-Tai höchstselbst von unserer bequemen Unterbringung in den Palankinen überzeugte. Die Soldaten bildeten wieder ihr Spalier, unter drei Kanonenschüssen öffnete sich das zweite Thor, und vor dem letzten und äußersten blies der Thorwächter uns sein Abschiedsmotiv nach. Dieser ganze Aufwand von Ceremonien bedeutete nur den sogenannten kleinen Empfang, aber die phantastische, fremdartige Wirkung, verstärkt durch die Eindrücke in den engen Gassen, war eine so nachdrückliche und befangende, daß wir erst nach dem Verlassen des Stadtthores in der halb europäischen Umgebung des Quais wie aus einem Traume erwachten.

Der den Europäern geöffnete oder vielmehr angewiesene Teil von Shanghai liegt, wie in allen Vertragshäfen, außerhalb der eigentlichen Chinesenstadt und besteht aus drei Ansiedelungen, der amerikanischen, englischen und französischen. Jede derselben steht unter eigener Verwaltung des entsprechenden Staates, ist aber hinsichtlich ihrer Bewohnerschaft durchaus nicht, wie man aus dem Namen herleiten könnte, gesondert. Die Deutschen wohnen in allen drei Ansiedelungen zerstreut. Während nun die von einer riesigen Mauer umgebene Chinesenstadt an sich allein über 400000 Einwohner zählt, hat das Europäertum, die aus dem Handelsverkehr und dem Verkehr des täglichen Lebens sich herleitende Notwendigkeit mehr als 20000 Chinesen aus der eigentlichen Stadt hinausgelockt und so zwischen den Europäern oder an ihre Ansiedelungen angrenzend eine neue Chinesenstadt gebildet, welche ebensowenig wie die eigentliche Stadt von der europäischen Kultur irgendwie beleckt ist: Straßenleben, Häuslichkeit, Marktverkehr, alle Äußerungen des Staats- und geistigen Lebens sind rein chinesisch.

Nach diesen Präliminarien möge der

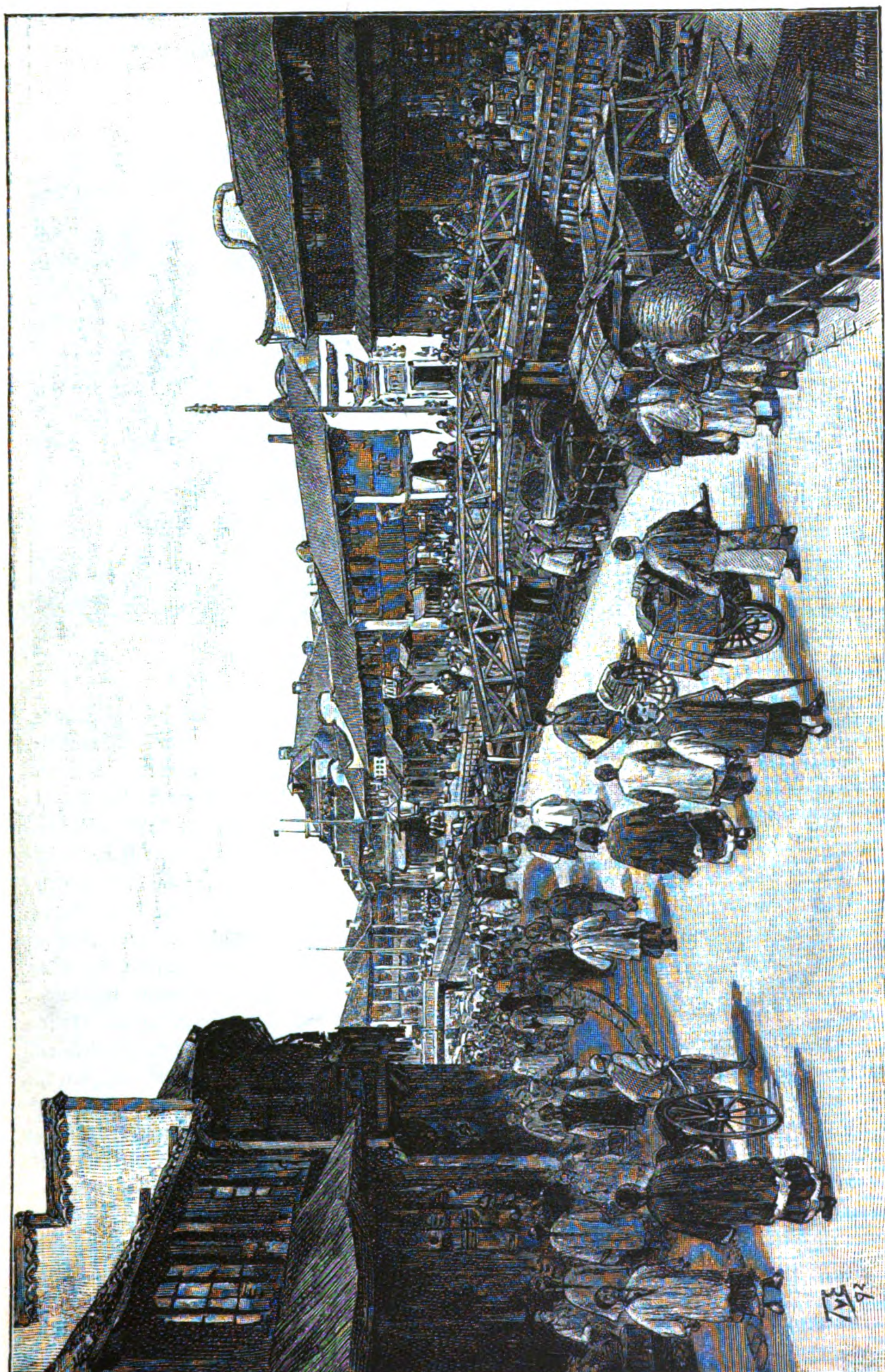
freundliche Leser sich uns anschließen, um zunächst ein chinesisches Theater in Futschau-Road zu besuchen.

Als Beförderungsmittel benutzen wir die Jinrickischa, einen leichten zweiräderigen Karren, ganz elegant aus lackiertem Holz hergestellt, Sitz, Rücken- und Armlehnen mit Leder oder Wollenstoff bekleidet, von einem Chinesen (Kuli) in schnellem Trabe dahergezogen. Aus dem Bund, dem wunderschönen Hauptquai Shanghais, biegen wir in Nanking-Road ein, eine der größten Geschäftsstraßen der Europäer, von hier in eine Seitenstraße. Statt der europäischen Wagen und Physiognomien drängt sich hier eine Menge Chinesen zu Fuß, in der Jinrickischa oder in Palankinen daher. Wir engagieren einen chinesischen Polizisten, welcher schleunigst über seine Uniform einen langen Kaftan zieht. Vor uns erheben sich einige hohe, nach der Straße zu außer der Eingangsthür gar keine Öffnung zeigende Gebäude, und der Wagen hält vor einem der größten chinesischen Theater. Wir gelangen zunächst in eine Art Hofraum, welcher ganz und gar von den zum Teil mit sehr kostbaren Seidenstoffen bekleideten Palankinen reicher Chinesen erfüllt ist, deren Träger rauchend, schwatzend und lebhaft gestikulierend überall umhersitzen. Über den Hof hinaus gelangen wir in ein zweites Gebäude, an dessen Eingangsthor der Kassierer etabliert ist. Die eigentlichen Theaterbillets sind geglättete Holzstäbe, mit chinesischen Charakteren bemalt; die Einnahme wird sofort in ein großes Buch eingetragen. Die wohlbekannte Gestalt unseres Führers, einige in chinesischer Sprache gewechselte Höflichkeiten mit dem Kassierer stimmten denselben zu dem höchsten Entgegenkommen. Er weigerte sich überhaupt, ein Entree von uns anzunehmen, rief einige Kulis herbei und ließ uns durch dieselben zu einem vortrefflichen Platze hineingeleiten. Ein betäubender Lärm schallte uns aus dem Theatersaal entgegen. Der Saal selbst, sehr groß, von rechteckiger Form, enthält im Erdgeschoß den unserem Parkett entsprechenden Platz, der jedoch ganz und gar von Tischen und Stühlen eingenommen wird. An den Wänden herum läuft eine Art Stehparterre, über welchem sich eine, zuweilen auch zwei Logenreihen erheben. Das ganze Theater ist gedrängt voll Menschen, aber mit großer Höflichkeit macht man uns etwa in der Mitte des Saales, der Bühne gegenüber, einen Tisch frei, welcher alsbald von einer Menge herbeieilender Diener mit allerlei chinesischen Delikatessen besetzt wird. Jeder erhält eine Schale Thee, welche von Zeit zu Zeit durch eine neue ersetzt wird, daneben bedecken eine Menge Platten mit kleinen Kuchen, gerösteten Kürbiskernen, getrockneten Früchten und chinesischen Konfitüren den Tisch. Die Bühne selbst erhebt sich an einer schmalen Seite des Saales und ragt ziemlich weit in den letzteren hinein. Von einer Dekoration ist keine Rede. Nur wenn ein Palast oder sonst ein Haus angedeutet werden soll, wird eine Art viereckigen Gerüstes aufgestellt; eine Brücke wird durch ein an die Erde gelegtes Brett angedeutet, u. s. w. Das Orchester sitzt im Hintergrunde der Bühne und besteht je nach der Bedeutung des Theaters aus zehn bis zwanzig oder noch mehr Musikanten, welche eine Art Rohrflöten, schriller Pfeifen, ein schreckliches Holzinstrument, Tamtams, den Gong und Pauken bearbeiten. Sobald irgend ein großer Affekt eines Schauspielers oder das Auftreten einer wichtigen Person angedeutet werden soll, steigert sich der wüste Spektakel des Orchesters bis zum äußersten, wie dasselbe denn überhaupt das jedesmalige Auftreten einer neuen Person, den Beginn eines neuen Dialogs, den Übergang irgend eines Seelenzustandes der Mitspieler in einen anderen mit seinen Weisen begleitet. Das Stück, in welches wir gerade hineingerieten, war, wie fast alle größeren chinesischen Theaterstücke, historischen Ursprunges. Dieselben behandeln häufig das Schicksal einer ganzen Kaiser-Dynastie und dauern oft acht bis vierzehn Tage lang, werden jedoch an jedem Abend durch ein oder zwei eingeschobene Einakter, meist

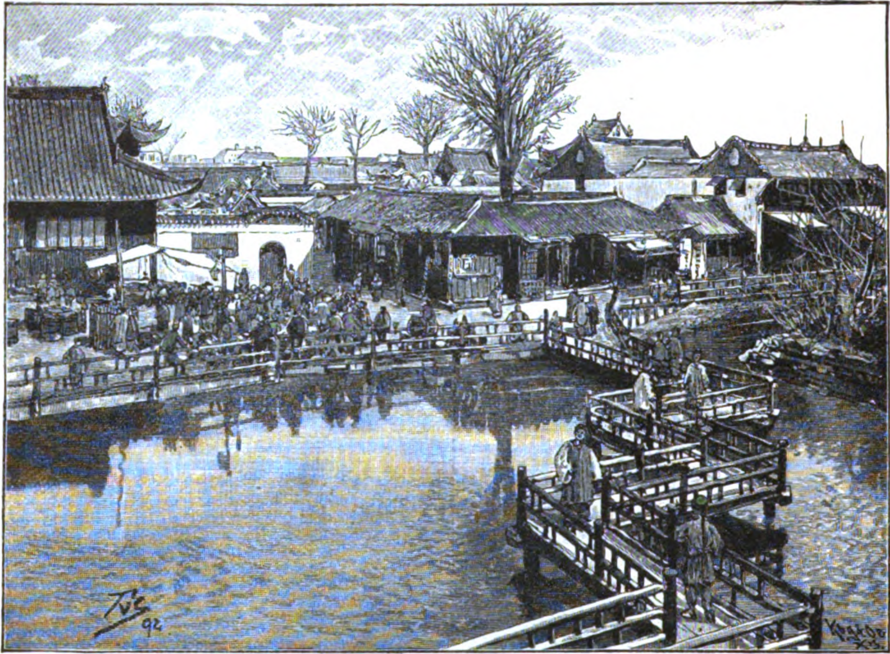
komisch-drastischen Inhaltes, unterbrochen. Die Scene, welche sich vor uns abspielte, hatte ungefähr folgenden Inhalt: Ein vornehmer Mann war aus dem chinesischen Reiche in einen Nachbarstaat gegangen, hatte daselbst eine sehr hohe Stellung erworben, seine Kenntnisse aber zum Nachteil seines Vaterlandes angewandt; bei einer Reise in seine Heimat war er dann verhaftet worden und sollte zum Tode verurteilt werden. Alle seine Freunde hatten bereits der Reihe nach für ihn gebeten, und gegenwärtig saß der Kaiser selbst auf der Bühne und hörte die Fürbitte der Schwester des Verurteilten an. Diese Fürbitte dauerte ungefähr fünfviertel Stunden. Der die Frauenrolle darstellende Schauspieler — es treten durchaus nur Männer auf den chinesischen Bühnen auf — war außerordentlich gut geschminkt und sprach in einem herzerweichenden Falsett. In der weiteren Entwickelung des Stückes zeigte sich der Kaiser nicht geneigt, Gnade walten zu lassen; die Schwester des Verurteilten verschwand daher traurig im Hintergrunde, und es trat jetzt die Kaiserin selbst auf, um ebenfalls ihre Fürbitte einzulegen. Dieselbe erschien zu Pferde, d. h. es wurde dies angedeutet und zwar auf folgende Weise: sie trug auf dem Rücken eine große Anzahl kleiner Fähnchen, in der Hand eine Reitpeitsche, welche sie quer vor sich hinhielt, und war begleitet von einem Diener, welcher sich auf einen Bambusstock stützte und offenbar eine der komischen Personen und eine typische Rolle darstellte. Nach einem kurzen Zwiegespräch mit dem Diener wurde dem letzteren die Reitpeitsche überreicht und damit angedeutet, daß die Kaiserin vom Pferde gestiegen sei. Der sich nun entspinnende unverständliche Dialog erlaubte uns, die Physiognomien des Publikums selbst zu betrachten.

In den Logen ein mehr oder weniger gewähltes chinesisches Damenpublikum in kostbaren seidenen Gewändern: die Gesichter in der bekannten Porzellanmanier höchst kunstvoll geschminkt, das starre schwarze Haar mit Hilfe von Wachs und Öl zu Frisuren eigentümlicher Art in stundenlanger Arbeit aufgebaut, mit allerlei bunten Zieraten durchflochten, Hände, Arme und Hals mit Geschmeiden bedeckt, Besuche hier und da austauschend; vornehme Chinesen in großer Zahl. Einige Mandarine, welche von Peking aus mit unserem Führer bekannt und befreundet waren, kamen unter ceremoniösen tiefen Bücklingen an unseren Tisch, um einen kurzen Höflichkeitsaustausch vorzunehmen. An einem Nebentische konnten wir eine den chinesischen Theatern eigentümliche Sitte beobachten: ein Kuli brachte einem der dort sitzenden Chinesen einen kleinen roten, mit Charakteren bedeckten Zettel und präsentierte zugleich einen Schreibstein mit eingeriebener Tusche. Der Chinese schrieb einige Charaktere in den Zettel hinein, und der Kuli verschwand damit, um das Papier an seine Adresse zu befördern. Dasselbe ist nichts mehr und nichts weniger als ein chinesisches Billetdoux, durch welches irgend einer im Saale anwesenden Dame der Vorschlag zu einem Rendezvous gemacht wird. Die Zettel mit der Ortsbezeichnung und der nötigen Höflichkeitserklärung sind bereits vorgedruckt und werden jedem Besucher auf Verlangen gratis überlassen, auch die Besorgung derselben durch die Theaterdiener übernommen.

Von Zeit zu Zeit durchschritten einige der Diener den Saal, auf dem Arme eine große Menge dampfender Lappen tragend und vor jedem Besucher einen derselben niederlegend. Es ist dies ein bei der sehr großen, in den Theatern herrschenden Hitze beliebtes Abkühlungsmittel. Die Lappen werden in Wasserdunst von hohen Hitzegraden heiß gemacht, man wischt mit denselben das Gesicht ab, und in der That ist das dadurch hervorgebrachte Erfrischungsgefühl ganz bedeutend. Ringsherum im Stehparterre drängte sich eine zahllose Menge des niederen Volkes, jeden Vorgang auf der Bühne mit dem lebhaftesten Interesse und unter gegenseitigem Meinungsaustausch verfolgend. Eigen-



Im französischen Viertel. Grenze des französischen Stadtteils.



Winkelbrücke in Shanghai.

tümlich berührten mitten in der rein chinesischen Scenerie eine über der Bühne angebrachte amerikanische Wanduhr, das einzige Zeichen abendländischer Kultur.

Inzwischen hatte sich die Scene auf der Bühne geändert. Der Dialog war beendet, und es folgte ein großer pomphafter Kriegeraufzug von mehreren Hundert Personen unter möglichst furchtbarem Geschrei, Schwerterschwingen, Lanzendrehen, Sprüngen und Gesichtsverzerrungen. Der Theaterbesitzer erschien selbst bei uns und fragte an, ob wir nicht den Raum hinter der Bühne in Augenschein nehmen wollten. Wir begaben uns daher vom Zuschauerraum aus in die allgemeine Garderobe; dieselbe wird durch einen sehr großen Raum gebildet, in welchem nichtsdestoweniger das mehrere Hundert Personen starke Theaterpersonal in seinen bizarren Kostümen und Masken ein höchst malerisches Getümmel verursachte. An den Wänden herum hingen die zahllosen, oft sehr kostbaren seidenen Gewänder, die Rüstungen, Waffen und vor allen Dingen die großen Vollbärte, deren sich die Schauspieler zur Darstellung besonders würdiger oder hochstehender Personen mit Vorliebe bedienen, da ihnen die Natur diesen Schmuck versagt hat. In einer Ecke des Saales, hinter einem langen, mit unzähligen Gerätschaften bedeckten Tisch, warteten die Theaterfriseure ihres Amtes, hauptsächlich damit beschäftigt, in mehrere Millimeter dicker Schicht die Schminke auf das Gesicht der Hauptschauspieler aufzuschmieren und je nach dem Charakter der Rolle durch ein tiefes Rot möglichste Furchtbarkeit, durch zartes Weiß Sanftmut, durch Braun und Schwarz irgend welches Ungeheuer andeutend. Die Menge der Menschen brachte den dünnen Bretterboden in ein fortwährendes Schwanken, außerdem aber herrschte eine ganz unglaubliche Atmosphäre, welche durch die Zugabe verwesender Tierkörper unter dem Fußboden eine keineswegs angenehme Beimischung erhielt.

Während dieses Garderobebesuches war in dem historischen Stück ein Abschnitt

eingetreten, das Orchester hämmerte und blies in wildem Spektakel eine Art Zwischenaktsmusik, deren Wesen für europäische Ohren absolut unverständlich bleibt, und es kam einer der kleinen eingeschobenen Einakter zur Aufführung.

Derselbe behandelte eine etwas diskrete Scene zwischen einem chinesischen Kaiser und einer Hofdame. Früher herrschte bei diesen Scenen eine wahrhaft unglaubliche Ungeniertheit; gegenwärtig ist laut einem Übereinkommen zwischen den europäischen Stadtverwaltungen und den chinesischen Theaterdirektoren — wenigstens für die in der europäischen Ansiedelung liegenden Theater — ein etwas größerer Anstand vorgeschrieben worden. Der Inhalt des Stückes spielte sich etwa folgendermaßen ab: Der würdige Kaiser hatte offenbar der Hofdame einige Liebeserklärungen gemacht und sich dann, nachdem er derselben seine aus einem zwei Decimeter langen, viereckigen Brett bestehende Visitenkarte überreicht hatte, zurückgezogen. Nach einem kurzen, offenbar sehr stolzen Monologe der Hofdame erschien ein verdienter General auf der Bühne, welcher sich leider dazu hinreißen ließ, der Dame unter lebhaften Gestikulationen ebenfalls seine Liebe anzutragen, ja sogar den Versuch wagte, zu Zudringlichkeiten überzugehen, wovon er nur durch das gorgonenähnlich wirkende Visitenbrett des Kaisers abgeschreckt wurde. Zu allem Unglück kam der Kaiser selbst bei diesem großen Effekt hinzu; es entwickelte sich eine furchtbare Scene, an der nach und nach immer mehr Personen sich beteiligten, bis die Sache endlich in einem Aufruhr endete, wiederum unter Beteiligung einiger Hundert Menschen, welche die verschiedensten Typen aus dem ganzen chinesischen Reiche darstellten. Mittlerweile waren jedoch auch unsere Ohren, Nasen und sonstigen Sinne derart erschöpft, daß wir den weiteren Verlauf des historischen Stückes sich selbst überließen.



Heiliger Hügel mit sehr alten Pagoden bei Seechow.

Unsere nächste Etappe bildete eine chinesische Singhalle, wie es deren in jeder Chinesenstadt unzählige giebt. Eine enge Treppe führt uns in den mäßig großen,

mit chinesischen geschnitzten Möbeln ausgestatteten Saal. Auf einer kleinen Bühne sitzen vier oder fünf der Sängerinnen, die Haare zu kunstvollen Blumen- oder Schmetterlingsfrisuren tonsiert, mit einer Menge goldener und silberner Schmucksachen behangen, hauptsächlich aber sich durch den sonst nicht mehr sehr häufigen Schmuck der übermäßig langen Nägel auszeichnend. Hauptsächlich wird der Nagel des kleinen Fingers kultiviert, manche aber treiben den Luxus auch noch weiter, und zuweilen sieht man an drei Fingern der linken Hand Nägel von zwei bis drei Zoll Länge, zur Schonung in silbernen und goldenen Futteralen, welche am Ende des ersten Fingergliedes durch eine Feder festgehalten werden. Die Sängerinnen begleiten ihren Gesang auf einem guitarreähnlichen Instrument selbst, sofern man überhaupt von Gesang reden kann. Derselbe bewegt sich vielfach in Fisteltönen, die Durtonleiter kommt kaum jemals zur Anwendung, Rhythmus bleibt uns unverständlich. Desto animierter bewegt sich das chinesische Publikum, hauptsächlich aus Dandies bestehend, welche aus der Kultivierung der Singhallen einen besonderen Sport machen. Verzehrt wird in der Hauptsache Thee und chinesische Leckereien, daneben selten der Samschui, eine Art aus Reis gewonnenen Schnapses. In den Vertragshäfen, wo die europäische Kultur in der gewöhnlichen Weise ihre Wirkungen begonnen hat, tauchen mehr und mehr auch in den Singhallen die weißen Köpfe des Heidsieckmonopol auf. In den Charakter der Gesänge einzudringen, ist ganz verlorene Mühe; dem Inhalt nach sind es wohl meistens Liebeslieder oder sonst lyrischen Inhaltes. Zu verstehen ist selbst für den Sprachkundigen sehr wenig.

Von hier führt unser Weg zu den in ungemein großer Zahl vorhandenen Opiumhäusern. Dieselben sind für ein sehr verschiedenes Publikum bemessen: von den feinsten, mit Luxus ausgestatteten, in denen fast reines Opium verabreicht wird, bis zu elenden Spelunken, in denen der gemeine Kuli sich den seltenen aufregenden Genuß des hier sehr stark mit anderen Ingredienzen versetzten Giftes gestattet. Eine Reihe chinesischer buntbemalter Laternen verbreitet ein helles Licht vor dem Hause, den Eingang schmückt ein hohes, prächtiges Gitter aus schwerem Holze in massiven Rankenschnitzereien und Vergoldung oder roter Bemalung, das Auge des Vorübergehenden auf sich ziehend. Am Eingang sitzt der Inhaber oder Kassierer, hier wird der ein für allemal für das betreffende Haus fixierte Preis entrichtet, die Wertsachen vom Wirt in Verwahrung genommen, und vor uns öffnet sich ein langer, nach chinesischen Begriffen prächtig dekorierter, mit Nischen versehener Saal. Eine Menge chinesischer Ruhebetten stehen an den Wänden entlang; zwischen je zwei derselben ein niedriger Holz- oder Steintisch. Auf den Ruhebetten lassen sich die Anregungsbedürftigen in möglichst bequemer Lage nieder; auf dem kleinen Tisch wird der Rauchapparat von den Dienern aufgestellt. Derselbe besteht aus einer Pfeife mit weitem Rohr, aber sehr kleinem, etwa einen Kubikcentimeter haltendem Kopf. In den letzteren wird eine mit den Fingern gedrehte Pille des dunkelbraunen, klebrigen Opiums hineingesteckt und an einer offenen Lampe entzündet. Das Rauchen selbst ist eine ziemlich mühselige Arbeit. Der Chinese thut einen oder zwei tiefe Züge; besondere Gourmands verschlucken den Rauch, andere behalten ihn wenigstens minutenlang in der Mundhöhle und stoßen ihn dann durch die Nase aus. Inzwischen aber ist das Opium ausgegangen und muß von neuem angezündet werden. Für Neulinge genügt eine solcher Pillen, andere bedürfen deren zwei, drei und noch mehr. Ganz allmählich tritt eine Art Lethargie ein, bis endlich dem Raucher das Rohr entsinkt und derselbe in einen tiefen, stundenlang anhaltenden Schlaf verfällt. Er bleibt während desselben ungestört auf seinem Diwan liegen, der Außenwelt vollkommen entrückt; niemand von den Vorübergehenden wirft auch nur einen Blick auf ihn. Desto widerwärtiger erscheint

der ganze Anblick dem europäischen Auge, hauptsächlich wenn, wie es oft vorkommt, unter den Rauchern sich Frauen befinden.

Ekelhafter präsentieren sich die Opiumhöllen niedrigsten Ranges, in denen das Auge nicht einmal durch die innere Ausstattung irgend welchen erfreulichen Anblick gewahrt. Niedrige Bretterestraden, mit Lappen bedeckt, nehmen hier den Raucher auf, und eine entsetzliche Atmosphäre macht selbst den kurzen Aufenthalt zur Qual.

Einen etwas erfreulicheren Anblick bilden die zahlreichen, sehr viel benutzten chinesischen Badehäuser, ebenfalls in ihrem Raum und in ihrer Ausstattung sehr verschieden. Am Eingange derselben gewöhnlich eine Art chinesischen Restaurants, auf Tischen die Unzahl chinesischer Delikatessen, das sogenannte Bambutschau, ein Gericht aus den jungen Sprossen des Bambus, von einer entfernten Geschmacksähnlichkeit mit dem Spargel, daneben Haifischflossen, Haifischeier, ein schwarzer kaviarähnlicher Fischlaich, im ganzen gebratene Enten, unmäßig viel Schweinefleisch, Süßigkeiten und anderes mehr. Die Badezellen selbst sind allesamt nach vorn offen, die Wannen von Holz, in der Mitte eine Art Bank enthaltend, auf welche der Badende sich niederläßt, Frottiertische und Chinesengeruch. Schließen wir endlich unseren Rundgang mit dem Besuche eines chinesischen Hotels niedersten Ranges. Dieselben dienen hauptsächlich den unverheirateten Arbeits- und Jinrickischakulis, welche sich aber auch nur im Winter und nur hin und wieder diesen Luxus erlauben. Das ganze Haus besteht aus niedrigen, nur etwa sechs Fuß hohen Räumen, inmitten derselben ein schmaler Gang, zu beiden Seiten in zwei Etagen übereinander eine Art von Käfigen, nach dem Gang zu mit einem Holzgitter verschließbar; der ganze Raum fensterlos, Tag und Nacht durch qualmende Lampen erhellt. Jeder dieser Käfige bildet einen Raum von ungefähr anderthalb Quadratmeter; in ihm nächtigen meistens bis zu vier Personen. Eine besondere Lagerstätte ist natürlich nicht vorhanden, vielmehr der Boden nur mit einer Matte bedeckt. Bei strenger Kälte wird eine wattierte baumwollene Decke geliefert. Der Preis für ein solches Nachtlager beläuft sich auf zwölf bis sechzehn Cash für die Nacht, vier bis fünf Pfennige.

So war denn eine Reihe interessanter Bilder aus dem chinesischen Kulturleben an uns vorübergezogen, Illustrationen aus dem unerschöpflichen Bilderbuche der Mongolenkultur, neben dem Eindruck des Bizarren den Wunsch des tieferen Eindringens hinterlassend.





Der Mörissee.

Von

Heinrich Brugsch.



ls vom siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an griechische und später römische Wanderer das Nilthal bereisten, um die Wunderwerke der alten Ägypter mit eigenen Augen zu schauen und altersgraue Geschichten aus dem Munde der Dolmetscher zu hören, da erfuhr die Welt zum erstenmal durch Schrift und Wort von einem beinahe märchenhaften Lande, das sich bisher von den Nachbarstaaten streng abgeschlossen hatte. Zwar herrschte ein gewisser Verkehr zwischen den Bewohnern des Pharaonenreiches und den Völkern an seinen unmittelbaren Grenzgebieten, meistens semitischen oder äthiopischen Ursprungs, aber nur vereinzelte Lichtblicke sind es, welche uns eine nähere Einsicht in den Umfang und die Sonderart dieses Verkehrs gestatten. Es blieb erst den Vertretern der indo-germanischen Rasse vorbehalten, wenn auch in einer verhältnismäßig späten Zeit, Ägypten gleichsam geistig zu öffnen und der modernen Erkenntnis zu erschließen. Denn von der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christo an bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein hat es nicht an zahlreichen griechischen und römischen Reisenden gefehlt, welche Ägypten ihren Besuch abstatteten und die gewonnenen Eindrücke in ihren Schriften niederlegten. Ich begnüge mich mit den Hauptnamen Herodot und Strabo, um für die ältere und jüngere Epoche die vornehmsten Vertreter näher zu bezeichnen.

Die Mitteilungen der Reisenden oder der Auszügler aus den Schriften derselben berühren am ersten Orte das geographische Gebiet Ägyptens, das in klaren und deutlichen Worten, zum Teil mit ganz bestimmten Angaben von Wegmessungen und Entfernungen nach griechisch-römischen oder echt ägyptischen Maßeinheiten den Zeitgenossen vorgelegt wird. Die Griechen bedienten sich dabei mit Vorliebe ihres einheimischen Maßes Stadion = 0,177 Kilometern von 100 Orgyien oder Klaftern zu 1,774 Metern Längenausdehnung, so daß 42,38 Stadien auf die geographische Meile fallen, die Römer ihrer Meile von 1000 Doppelschritten oder 1,48 Kilometern Länge, so daß 5 römische Meilen = 7,4 Kilometern ziemlich genau unserer geograpischen Meile entsprechen. Ist es mit der Abschätzung dieser Maße, wie ich sie dem vortrefflichen Handbuche Nissens „Griechische und römische Metrologie“ entlehnt habe, so gut wie sicher bestellt, so entstehen Zweifel, sobald es sich um Maßangaben handelt, welche auf die echt ägyptische Meile oder den sogenannten Schönus bezogen worden sind. Aus einer vielleicht irrtümlichen Ansicht Herodots scheint die Länge desselben zu 60 Stadien oder 10,645 Kilometern angenommen worden zu sein, bei anderen, von dem berühmten Geographen Erathostenes an, finden sich an Stelle von 60 nur 40 Sta-

dien oder 7,097 Kilometer = 0,96 geograph. Meilen eingesetzt. Wieder andere geben dafür 32 oder 30 Stadien, d. h. 5,678 oder 5,323 Kilometer an, Plinius setzt sie der Längenausdehnung von 5 römischen Meilen oder 7,4 Kilometern gleich, mit einem Worte, die Angaben weichen erheblich voneinander ab, so daß man zu dem Schlusse gekommen ist, als sei im alten Ägypten selber das Maß des Schönus je nach den verschiedenen Teilen des Landes ein anderes gewesen, d. h. bald größer, bald kleiner.

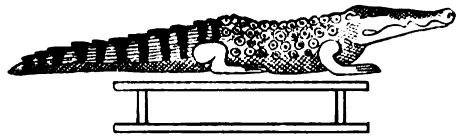
Eine sehr bemerkenswerte Erscheinung in den geographischen Beschreibungen von Ägypten betrifft die Bezeichnungsweise der alten Provinzen, Städte, Ortschaften, Seen und Wasserlinien dieses Landes. Man überzeugt sich sehr bald, daß man in den meisten Fällen es vorgezogen hatte, ihren ägyptischen Namen rein griechische Übersetzungen gegenüberzustellen. Hierbei ist zu bemerken, daß die Ägypter selber und zwar von alters her es liebten, auch auf das geographische Gebiet eine Doppelbezeichnung, nach der heiligen und nach der Volkssprache, zu übertragen. Die heilige Benennung stand mit mythologischen Vorstellungen in engster Verbindung, wobei die Namen von Gottheiten in den Vordergrund traten. So hieß Theben, die berühmte, schon von Homer gekannte Residenz ägyptischer Königshäuser in der heiligen Sprache „die Stadt des Amon“, während ihr volkstümlicher Name Opi lautete. Die Griechen und nächst ihnen die Römer pflegten den heiligen Namen den Vorzug zu geben, weshalb sie beispielsweise die oben erwähnte Residenz geradezu durch Diospolis, d. h. Stadt des Zeus, oder Jovis oppidum, Stadt des Jupiter, übertrugen. Um ein solches Princip durchzuführen, war es die notwendige Voraussetzung, den einzelnen ägyptischen Gottheiten ihre entsprechenden griechischen Formen gegenüberzustellen, wie in diesem Falle dem wohlbekannten ägyptischen Amon seinen griechischen und römischen Vertreter Zeus und Jupiter.

Aus anderen Beispielen geht hervor, daß auch Königsnamen an die Stelle von Götternamen treten konnten, sobald es sich um wirkliche göttliche Kulte der einzelnen Herrscher des Landes handelte. Die bekannte Ramses-Stadt, welche bereits in der Bibel erwähnt wird, bietet ein älteres Beispiel hierfür dar, während die jüngeren Namen von Städten wie Alexandria, Ptolemais, Hadrianopolis, Theodosiopolis und Arsinoe sich auf die späteren Königs- oder Kaisernamen Alexander, Ptolemäus, Hadrian, Theodosius und auf die Königin Arsinoe beziehen.



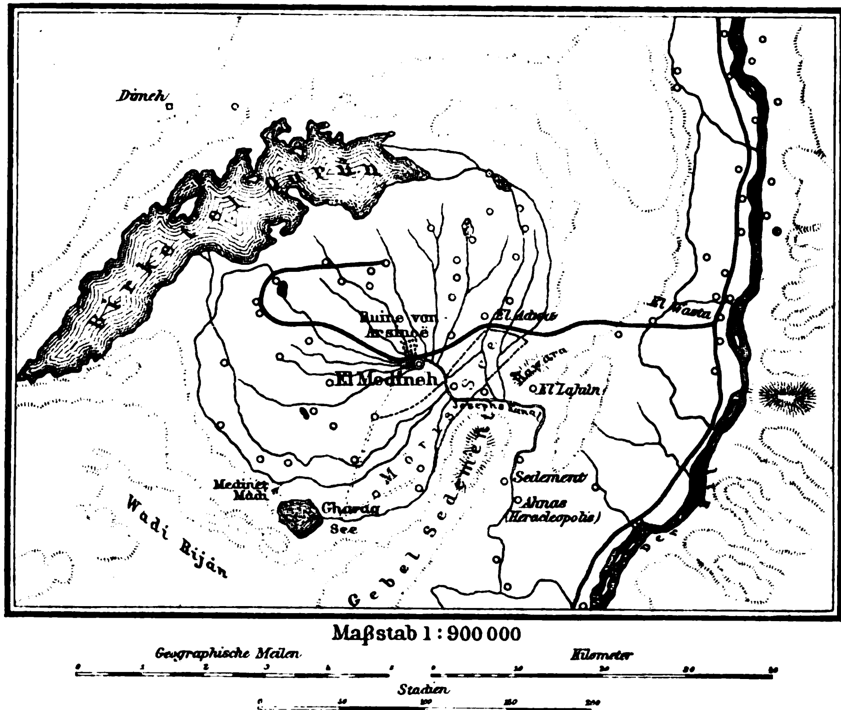
Der Gott Sobek-Suchos, Schutzpatron der Stadt Krokodilopolis — Arsinoe und des danach benannten Nomos Arsinoites.

Die volkstümlichen Bezeichnungen der Städte und sonstiger geographischer Begriffe, wie sie den Ägyptern geläufig waren, traten gegen ihre heiligen Benennungen bei Griechen und Römern in den Hintergrund. Doch fehlt es nicht an Beispielen dafür in den uns von den klassischen Schriftstellern her überlieferten Namen, die man entweder ihren ägyptischen Lauten nach mit möglichster Treue umschrieb oder ihrem Sinne nach übersetzte. Als Beispiele seien hier aufgeführt volkstümliche Städtenamen wie Memphis, Sais, Koptus, Athribis, Tanis, Syene, deren altägyptische Aussprache Saï, Kobti, Hathribi, T'ani, Sewêne lautete, und als Übertragungen: Fremdenstadt (Metelis), Alabasterstadt, Männer- und Weiberstadt, Gänseweide



Das Wappen des Nomos Arsinoites.

(Chenoboscia), Scherbenstadt (Ostracine) und andere mehr. Die mit Hilfe von Tiernamen gebildeten Städtebezeichnungen, wie Löwenstadt, Wolfs-, Hund-, Krokodilstadt, Falkenstadt, Labeusfisch- und Oxyrhynchusfischstadt, gehören dagegen in das Bereich der heiligen Namen, da man an Stelle des Namens der Gottheiten den ihrer heiligen Tiere einsetzte. Der Grund der überlieferten Listen geographischen Inhalts aus der Ptolemäerzeit in sechsunddreißig Nomen oder Provinzen eingeteilt, von denen neunzehn auf Oberägypten und siebzehn auf Unterägypten fielen. Durch eine bei mehreren Nomen beliebte Teilung in ein oberes und unteres, westliches und östliches Gebiet der Provinz entstand eine Zahl von einundvierzig



Allgemeine Übersichtskarte der Landschaft des Faijum im Westen von Mittelägypten.

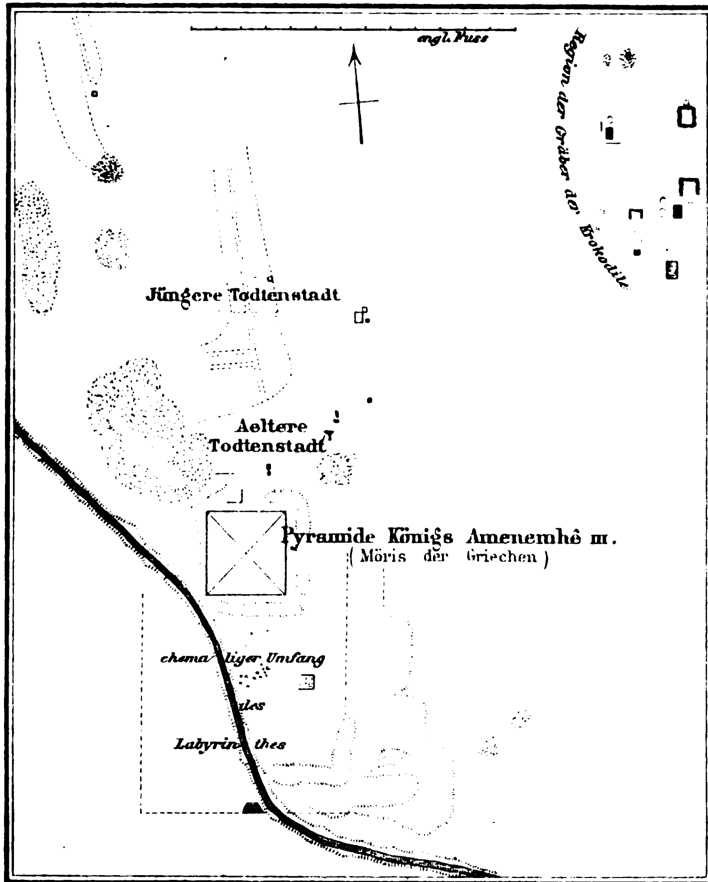
Löwe gehörte dem Sonnengotte, Wolf und Hund dem Gott Anubis, das Krokodil dem Gotte Sobek, der Falke dem ägyptischen Apollo und die beiden genannten Fischarten der Göttin Neith (Athena) und dem Gotte Sêt (Typhon) an.

In einzelnen, jedoch höchst seltenen Fällen wurden von den Alten beide Namen, der heilige und volkstümliche, zugleich angewandt, wie Theben neben Diospolis, Chemmis (altägyptisch Chem-Min) neben Panopolis.

Das ganze Land Ägypten war auf Nomen, denen der nubische Gau mit der Metropolis Elefantine als zweiundvierzigster beigefügt wurde. Auf Oberägypten wurden zweiundzwanzig, auf Unterägypten zwanzig gerechnet. In den griechischen und römischen Zeiten erfuhr die eben erwähnte Nomenverteilung manche Veränderungen im einzelnen, je nachdem eine alte Metropole ihrer Bedeutung nach gesunken oder heruntergekommen war und eine andere Stadt in der Nähe sich zum Hauptplatz emporgearbeitet hatte. Das vom Geographen Ptolemäus aus dem zweiten

Jahrhundert überlieferte Verzeichnis der Städte Ägyptens nach der Folge der Nomen bietet ganz augenfällige Beweise dafür, nicht weniger die griechisch-ägyptischen Kaufkontrakte, nach denen beispielsweise die große Residenz Theben aus der Zahl der Metropolen verschwunden war derselben auf den Tempelwänden wie ein heiliges Erbstück zu überliefern und in dem Gedächtnis der lebenden Menschen zu erhalten.

Eine der noch in der Gegenwart fruchtbarsten Provinzen, die Landschaft des sogenannten Faijum, war überhaupt in den



Die Umgebung der Pyramide von Hawara.

und ihre Rolle an die südlich davon gelegene Stadt Hermonthis abgegeben hatte. Von einem thebanischen Nomos war nicht mehr die Rede, sondern an dessen Stelle nur von einem früher unbekannten Nomos Hermonthites. Das alte Bild der Nomengeographie war hierdurch völlig verwischt und selbst die Nomenbegrenzungen nicht selten verändert worden. Immerhin hielt man es für angemessen, das uralte Schema Denkmälerlisten von der Ehre der Aufzählung mit den übrigen Nomen ausgeschlossen. Ob der Grund darin lag, daß diese Provinz, im Westen von Mittelägypten, eigentlich nur eine von einem Seitenkanal des Nils bewässerte große Oase bildete, oder ob der Kult des krokodilköpfigen Gottes Sobek bei den Osirisdienern im Nilthale mißliebig geworden war, das festzustellen reichen die Angaben

der Inschriften und sonstige Überlieferungen nicht mehr aus. Das eine jedoch ist sicher, daß das Krokodil neben dem Nilpferd mit besonderer Verachtung betrachtet wurde, da man beide Ungeheuer als dem Kakodämon Sêt-Typhon, dem Todfeind des Agathodämon Osiris, geweihte und daher zu verabscheuende Wesen betrachtete. Da Sêt selber von den Ägyptern mit dem Fremden, Ausländischen zusammengestellt wurde, so erklärt sich die eigentümliche Erscheinung, daß in den von Fremden bewohnten Distrikten Ägyptens, welche sich im Laufe der Zeiten daselbst angesiedelt hatten, Krokodil und Nilpferd als typhonische Tiere in dem angegebenen Sinne sich einer besonderen Verehrung erfreuten. Die Nomenmünzen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß in den von Griechen und Römern bewohnten Städten Alexandria, Metelis, Ptolemais (in Oberägypten) und nicht am letzten im Faijum, der damals als Arsinoites bezeichneten Provinz, das Krokodil und das Nilpferd geradezu als Wappentiere der Nomenmedaillen jener Provinzen mit den erwähnten Hauptstädten auftreten. Durch die Anwesenheit ihres Bildes waren die letzteren als fremde gleichsam offiziell anerkannt worden.

Das Faijum, mit welchem ich mich genauer beschäftigen werde, hat die Gestalt eines Ovals, das in der Richtung von Süd nach Nord eine Länge von etwa fünf geographischen Meilen und von Ost nach West eine Ausdehnung von vier Meilen besitzt. Von allen Seiten von Hügelketten der libyschen Wüste umschlossen, sind von seinem auf 1250 Quadratkilometer abgeschätzten Flächenraum nur etwa 200000 Feddan von 840 Quadratkilometern angebaut und der Bodenkultur abgewonnen, eine Folge der ergiebigen Bewässerung, welche durch den Josephskanal vom Nil aus in fächerförmiger Ausstrahlung der Wasserläufe der Landschaft des Faijum zugeführt werden, um die überflüssige Menge an den Hintersee des sogenannten Birket el-Qurûn oder den „Hörnersee" mit schwach salzhaltigem Wasser abzugeben. Der Anblick der ungemein fruchtbaren und durch ihr mildes und gesundes Klima ausgezeichneten Provinz gleicht noch heute der begeisterten Beschreibung, welche Strabo im Beginn unserer Zeitrechnung vom arsinoitischen Gau geliefert hat. „Dieser Nomos" — so schreibt er wörtlich — „ist der merkwürdigste von allen, sowohl mit Rücksicht auf seinen Anblick und seine Fruchtbarkeit, als mit Bezug auf seine Ausstattung. Denn er ist allein mit großen, vollkommenen und herrliche Früchte tragenden Obstbäumen bewachsen, und das Öl ist gut, wenn man mit Sorgfalt einsammelt; die jedoch dies vernachlässigen, gewinnen zwar vieles, aber dem Geruch nach schlechtes Öl. Das übrige Ägypten dagegen hat keine Ölbäume, ausgenommen die Gärten zu Alexandria, die es zwar bis zu Oliven zu bringen vermögen, aber kein Öl geben. Der Nomos trägt auch nicht wenig Wein, Getreide, Hülsenfrüchte und sehr viele andere Gewächse. Auch den wunderbaren See des Möris enthält er, der durch seine Größe und meerähnliche Farbe einem Meere gleicht, wie auch seine Ufer einen der Meeresküste ähnlichen Anblick darbieten" u. s. w.

Derselbe Schriftsteller erzählt weiter, daß hier, d. h. in unmittelbarer Nähe des Mörissees, das Labyrinth stände, ein den Pyramiden gleichkommendes Bauwerk, und daneben das Grabmal des Königs — er nennt ihn später Ismandes — welcher das Labyrinth erbaute. Die Lage des letzteren auf einem Plateau bestimmt er in der Weise, daß er 30 bis 40 Stadien oder 5,323 bis 7,097 Kilometer von der ersten Einfahrt in den Kanal ansetzt. Da die Lage des Labyrinthes seit der Aufdeckung seiner Fundamente durch den Schotten Fl. Petrie vor zwei Jahren zweifellos festgestellt ist, nämlich unmittelbar südlich von der Pyramide Königs Amenemhê III., des Strabonischen Ismandes, auf dem Plateau von Hawara, so sind wir in der Lage, die Richtigkeit der angegebenen Entfernung genauer zu kontrollieren. Sie beträgt in der Luftlinie

vom Labyrinthe an bis zur Schleuse des Josephskanals bei El-Lahûn etwa 10000 Meter, das heißt gegen 12 Stadien über Strabos 40 hinaus.

Der griechische Autor bemerkt weiter, daß, wenn man an diesem Bauwerke vorbei 100 Stadien = 17742 Kilometer weiter die Fahrt zu Schiffe fortsetze, man bis zur Stadt Arsinoe gelange, die früher Krokodilopolis oder die Krokodilstadt hieß. Die Angabe ist so genau, als man nur immer erwarten kann, denn das angegebene Maß führt direkt auf die weit ausgedehnte Ruinenstätte der alten Stadt Krokodilopolis-Arsinoe im Norden der heutigen Hauptstadt El-Medineh der Provinz des Faijum.

Ich folge seinen weiteren Berichten, wonach sich zunächst die Thatsache ergiebt, daß in Arsinoe ein lebendiges Krokodil als heiliges Tier in einem See gehalten wurde, das den Namen Suchos führte (die genaue Umschrift des ägyptischen Wortes Sobak, Sowak, Sowk für den krokodilköpfigen Gott der Provinz Arsinoites) und von den Priestern so gezähmt war, daß sie sich am Rande des Sees ihm nähern, seinen Rachen öffnen und Speise und Trank darin verschwinden lassen konnten. Das Tier schwamm darauf an das jenseitige Ufer des Sees, den die Priester umgingen, um die Fütterung von neuem vorzunehmen. Es ist selbstverständlich, daß der See nicht etwa der Möris, sondern ein mäßig großer Tempelsee war, der zu dem Heiligtum des Krokodilgottes gehörte.

Der Strabonische Bericht stellt es außer allem Zweifel, daß der Möris genannte See in unmittelbarer Nähe des Labyrinthes, mit anderen Worten: des Plateaus von Hawara gelegen war und, da er seitdem verschwunden ist, nur auf diesem Gebiete gesucht werden darf. Da Strabo als Reisender sich an Ort und Stelle befand, somit als Augenzeuge redet, so darf die Wahrheit seiner Aussage auch nicht im mindesten bezweifelt werden.

Als Plinius, ein Zeitgenosse Strabos, seine Naturgeschichte schrieb und zum Kapitel Ägypten gelangte, benutzte er bekannte Werke der früher oder mit ihm lebenden Schriftsteller, um in kurzer Fassung die Geographie des Nilthales zu erledigen. Aus seinen Auszügen geht hervor, daß der auf Befehl des Königs Möris von Menschenhänden ausgegrabene und nach demselben bezeichnete See zwischen dem Nomos von Arsinoe und dem von Memphis gelegen war, genauer 72000 Doppelschritte (= 106,56 Kilometer) von Memphis entfernt — welcher Abstand 600 griechischen Stadien entspricht — und 250 (360 Kilometer oder 49,90 geographische Meilen) oder „nach der Angabe des Mucianus" 450 römische Meilen (666 Kilometer oder 89,82 geographische Meilen) im Umfange maß und 50 Klafter (88,72 Meter) tief war. Diese Maße, auf das auch von Plinius Mörissee genannte und künstlich angelegte Wasserbecken bezogen, sind so ausgedehnt und entsprechen so wenig der verhältnismäßig nur kleinen Oberfläche der alten und modernen Provinz des Faijum, daß sie mit Recht bezweifelt werden müssen. Überdies ist die Zahl von 250 römischen Meilen oder 250000 Doppelschritten auf eine etwa vierhundert Jahre vor Plinius niedergeschriebene Überlieferung Herodots zurückzuführen, von welcher weiter unten des näheren die Rede sein wird.

Der klassische Schriftsteller Diodor, bekannt als Verfasser einer wenig kritischen „Historischen Bibliothek", in welcher Ägypten den Reigen der Länder und Völker der Erde eröffnet, hat gleichfalls es nicht unterlassen können, dem Mörissee ein paar beschreibende Worte zu widmen. Er hatte ihn zudem mit eigenen Augen gesehen, da er nach seiner Versicherung (I, 44) unter der Regierung des Königs Ptolemäus XIII. Neos Dionysos oder Auletes (80 bis 52 v. Chr.) eine Reise nach dem Nilthal unternommen hatte. Seiner Mitteilung nach (I, 66) war das Labyrinth auf einem Fundament von einem Stadion ins Geviert aufgebaut, mithin auf einer Fläche von 31470,76 Quadratmetern, „bei der Einfahrt in den See

Möris in Libyen" und von den sogenannten Zwölffürsten oder den Dodekarchen errichtet worden. Seine Angabe enthält eine geschichtliche Unwahrheit, immerhin wird sie dennoch wertvoll durch die Bestimmung der Lage des ungeheuren Gebäudes in der Nähe des Mörissees, genauer bei der Einfahrt, nämlich auf dem Kanale, dem alten Vorgänger des heutigen Josephskanales, also in der Umgebung von Hawara. So blind konnte ein Reisender an Ort und Stelle nicht sein, um eine solche Position mit sehenden Augen zu verkennen. An einer anderen Stelle seines Werkes (I, 52) läßt Diodor den Mörissee, der nach seinem königlichen Begründer diesen Namen trug, durch einen Kanal gleichen Ursprunges mit dem Nil verbunden sein. Die Länge desselben sollte nach ihm 80 Stadien (14,194 Kilometer = 1,92 geographische Meilen) und seine Breite 300 Fuß oder 88,8 Meter betragen haben.

Sehen wir die überlieferten Zahlen als gesichert an, so bieten sie uns die Gelegenheit, dieselben mit den von Strabo verzeichneten Entfernungen zu vergleichen und lehrreiche Folgerungen geographischer Natur daraus zu ziehen. Nach dem zuletzt genannten Schriftsteller lag das weltberühmte Labyrinth 30 bis 40 Stadien entfernt von der ersten Einfahrt in den Kanal, die natürlich nach Osten hin versetzt werden muß. Da Diodor die Gesamtlänge des Kanales bis zu seiner Einmündung in den Mörissee auf 80 Stadien angiebt, so würde nach Abzug der Strabonischen Zahl, 30 bis 40 Stadien, für den Restlauf der gemeinten Wasserlinie bis zu ihrem Eintritt in den Mörissee eine Ausdehnung von 80 — 40 = 40 Stadien oder 7,097 Kilometern übrig bleiben. Da ferner Strabo den Abstand vom Labyrinth aus bis Arsinoe auf 100 Stadien oder 17,742 Kilometer ansetzt, so ergeben sich folgende Zahlenverhältnisse:

1) Länge des Verbindungskanals von seinem Eintritt in die Thalspalte bei dem heutigen Orte El-Lahun bis nach dem Gebäude des Labyrinthes (heute Plateau von Hawara): 40 Stadien = 7,097 Kilometer.

2) Länge desselben vom Labyrinth bis zu seiner Mündungsstelle in den Mörissee: 40 Stadien = 7,097 Kilometer.

3) Entfernung zwischen dem östlichen Ufer des Mörissees und der Metropolis Arsinoe im Norden der heutigen Stadt El-Medineh 100 — 40 = 60 Stadien = 10,645 Kilometer.

Eine kurze Prüfung dieser Zusammenstellungen führt sofort zu dem Ergebnis, daß der verschwundene Mörissee nur allein zwischen dem Labyrinth im Osten und der Stadt Arsinoe im Westen zu suchen ist und daß alle Versuche, ihn anderswo hin zu versetzen, von vornherein als unglaubwürdig erscheinen müssen.

Da nach einer ganz bestimmten Angabe bei Herodot, von der ich gleich nähere Kenntnis geben werde, der Mörissee sich in der Richtung von Süd nach Nord „in die Länge hin" ausstreckte, so werden wir seine nördlichen Ränder nur allein an einer Stelle nordwestlich vom Plateau von Hawara, auf dessen Höhe sich ehemals das gewaltige Bauwerk des Labyrinthes auftürmte, mit zwingender Notwendigkeit zu suchen haben. Es ist dies zugleich die einzige Stelle, welche als Ausgangspunkt des Abstandes des Mörissees von Memphis dienen konnte. Zwei klassische Bestimmungen liefern für diese Entfernungen die Maße. Diodor läßt den See 10 Schönen von Memphis ab gelegen sein, und Plinius giebt denselben Abstand auf 72 römische Meilen oder 106,56 Kilometer an. Beide Angaben miteinander verglichen führen zu dem Schlusse, daß der Schönus, dieses schwankende ägyptische Wegmaß, demnach eine Ausdehnung von $7^1/_5$ römischen Meilen oder 10,656 Kilometern, mit anderen Worten so gut wie haarscharf genau eine Länge von 60 Stadien (= 10,645 Kilometern) besaß, welche auch von Herodot als das Maß des ägyptischen Schönus angeführt wird. Memphis würde demnach 600 Stadien oder 106,45 Kilometer

in nördlicher oder genauer nordöstlicher Richtung vom Mörissee entfernt gewesen sein.

Wer sich die Mühe geben will, von der Ruinenstätte von Memphis aus das Maß von 600 Stadien auf die Karte einzutragen, in der Luftlinie westlich von Hawara zu, wird zu der Beobachtung gelangen, daß in diesem Falle der Mörissee eine mehr als bedenkliche Lage mitten in der Wüste unterhalb der südöstlichen Ecke des Faijum erhalten würde, noch über das Wadi Rijân hinaus. Während die klassischen Nachrichten darin übereinstimmen, daß der Kanal sein Wasser vierzig Stadien ab von Hawara in den Mörissee ergoß, würde mit einem Schlage diese Anschauung vollkommen unmöglich erscheinen. Es liegt in der That ein offenbarer Irrtum in den Zahlen vor. In der ptolemäisch-römischen Epoche — wie genaue Nachmessungen und Berechnungen erwiesen haben — besaß der ägyptische Schönus eine Längenausdehnung von 30 Stadien (= 5,323 Kilometern), bezüglich 4 römischen Meilen (5,92 Kilometern), wonach die von Diodor angegebene Zahl von 10 Schönen auf 53,23, beziehentlich 59,2 Kilometer allein zu berechnen ist. Auch dem leichtsinnig schreibenden Plinius lag dieselbe Angabe von 10 Schönen vor. Auf Herodots Autorität hin (auf den Irrtum desselben ist gelehrterseits, zuerst durch Mannert, längst hingewiesen worden) berechnete er die Länge des Schönus zu 60 Stadien und erhielt dadurch seine 72 Meilen, das Doppelte des wirklichen Maßes.

Wer auf der Karte, von Memphis ausgehend, die Ausdehnung von 300 Stadien oder die nahe Entfernung zwischen dieser Stadt und dem Nordrande des Mörissees nach der östlichen Seite des Faijum einträgt, wird zu seiner Überraschung auf einen langen und mächtigen Damm antiken Ursprungs stoßen, der sich in der Richtung von Osten nach Westen an dem modernen Dorfe El-Adwa entlang zieht. Das war thatsächlich die nördliche Begrenzung des Mörissees, die seinerzeit Linant-Pascha während seiner Reise durch diesen Teil des Faijum zur



Die Ziegelpyramide von Hawara.

Erforschung der Lage des Mörissees mit unwiderlegbarer Sicherheit nachgewiesen und gegen welche niemand hat Einspruch erheben können, mit einziger Ausnahme des Amerikaners Cope Whitehouse.

Als Herodot um 450 vor Chr. zur Zeit der Perserherrschaft Ägypten bereiste und seine Erfahrungen im Nilthale niederschrieb, übte auch auf ihn der Anblick des Mörissees den größten Eindruck aus (s. II, 149). Er bezeichnete ihn geradezu als ein noch größeres Wunder als das Labyrinth, neben welchem der mit Menschenhänden gegrabene See gelegen war. Seiner Schilderung nach zog sich der Möris von Norden nach Süden in die Länge hin; sein Umfang, so meldet er, habe 66 Schönen oder 3600 Stadien, wovon also 60 auf den Schönus kommen, und seine größte Tiefe 50 Klafter betragen. Sein Wasser empfange er mittels eines Kanales vom Nil und zwar in der Weise, daß es sechs Monate hinein- und

sechs Monate im Laufe eines Jahres herausfließe.

Die 3600 Stadien = 632,75 Kilometer Umfang haben längst Bedenken erregt und die Untersuchungen der Gelehrten sind zu der richtigen Annahme geführt worden, daß der Vater der Geschichte den ägyptischen Schönus mit der zu seiner Zeit unter persischer Herrschaft in Ägypten üblichen Parasange von 30 Stadien oder 5,323 (nach persischem Maße genauer 5,940) Kilometern verwechselt haben müsse. Ein Umfang von 30 × 5,323 Kilometern = 159,69 Kilometern oder 43,2 geographischen Meilen ist für einen künstlich geschaffenen See immer noch so ansehnlich, besonders bei der geringen Bodenoberfläche der Landschaft des Faijum, daß es nahe liegt, an eine Übertreibung der Maßverhältnisse zu denken. Als in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, also 600 Jahre nach Herodot, der Geograph Claudius Ptolemäus sein großes geographisches Werk mit genauen Ortsbestimmungen auf astronomischer Grundlage verfaßte, war auch Ägypten in das Bereich seiner Forschungen gezogen. Die Einteilung des Landes in Nomen bestand noch fort, und so erscheint denn der Nomos Arsinoites in dem Kapitel über Ägypten an zugehöriger Stelle. Er citiert Arsinoe als die im Inneren des Nomos gelegene Metropolis, nennt eine Stadt Ptolemais als Hafenort, führt an einem anderen Orte zwei Ortschaften Namens Bacchis (nördlich) und Dionysias (südlich) als „um den Mörissee" gelegene Plätze auf und giebt für den See eine astronomische Bestimmung, die ihn nach dem heutigen Birket el-Qurûn oder „dem Hörnersee" mit aller Sicherheit versetzt. Das war der einzige Anhaltepunkt der späteren Geographen für die Lage des Möris im Westen, entgegen allen bei den Klassikern erwähnten Schilderungen über die Position des Mörissees bei Hawara. Der alte Glaube, an sich schon erschüttert durch die Tieflage des salzigen Hörnersees ganz im Hintergrunde der Provinz des Faijum, an die Identität beider Seen ist längst aufgegeben worden und die gewiß richtige Ansicht hat sich geltend gemacht, daß zur Zeit des Ptolemäus der Mörissee bereits in Verfall geraten war, so daß der berühmte Geograph ihn vergebens suchte und an seine Stelle den Birket el-Qurûn einsetzte.

Die klassischen Alten mögen hiermit abgethan sein, und ich wende mich demnächst zu den Überlieferungen echt ägyptischen Ursprunges in Darstellungen und hieroglyphischen Inschriften.

Die Texte, welche uns zu Gebote stehen, bezeichnen den von den Griechen und Römern Möris getauften See mit den verschiedensten Namen. Sie nennen ihn bald Sche, d. i. „Becken, Reservoir", oder „großes Becken" (Sche-wer oder uer), bald Waz-wer oder „große grüne See", wie auch das Meer und der Nil zur Zeit der höchsten Überschwemmung hieß, Mir oder Mi-wer, Mi-uer oder „großer Teich". Man hat nicht lange zu suchen, um in der letzteren Bezeichnung den Ursprung des griechischen Namens Moiris und des lateinischen Mœris wiederzuerkennen und damit nicht den Glauben der Alten zu teilen, als habe es einen König Möris gegeben, welchem der See seinen Namen verdanke. Die korrekte Form dieser Umschrift scheint weder Moiris noch Moeris, sondern vielmehr Moëris gewesen zu sein, nach einem Straßennamen der Stadt Arsinoe zu schließen, der sich in griechischen Papyrusrollen aus Arsinoe vorfindet.

Aus religiösen Gründen, die ich über die ehemals dem Krokodilkulte und der typhonischen Gottheit des Sêt ergebenen Provinz Arsinoites oben bereits entwickelt habe, stand der Nomos in einem gewissen Mißkredit bei den frommen Ägyptern, so daß man so vorsichtig war, ihn selbst von den geographischen Nomenlisten auszuschließen. Nach langem Suchen ist es mir ganz vor kurzem dennoch gelungen, in einem Text an der östlichen Umfassungsmauer des Tempels von Edfu seiner habhaft zu werden. In demselben wird „der Mörissee mit seinem Kanal" mit unver-

kennbarer Deutlichkeit aufgeführt. Die wörtliche Übertragung* der bezüglichen Stelle lautet:

„Der nördliche große grüne See, das ist der Möris (Mi-wer)-See desgleichen an Aruren: 10660."

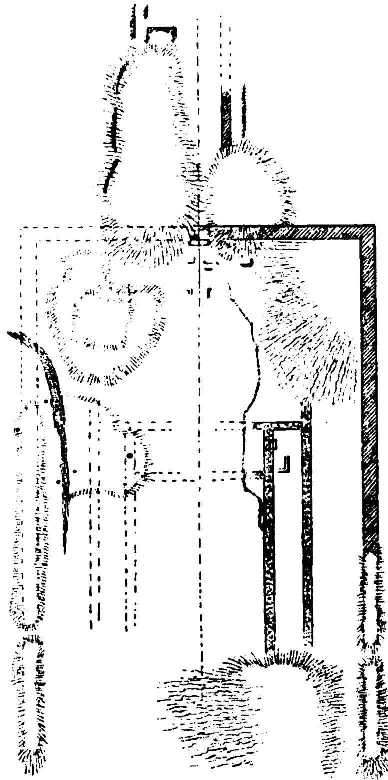
Es handelt sich in dem bezüglichen Stücke der Inschrift um den ziffernmäßig festgestellten Flächeninhalt des Besitztumes des alten Gottes von Edfu (Apollinopolis magna der Klassiker) an Ländereien und Wasserdistrikten. Zu den letzteren gehörte auch der Mörissee. Da eine Arure eine Fläche von 100 Ellen (zu 0,525 Metern) ins Geviert darstellte, so entspricht sie dem Inhalt nach 2756 Quadratmetern. Der Flächenraum, welchen der Spiegel des Sees und „seines Kanales" darstellte, umfaßte somit 10660 × 2756 oder 29387960 Quadratmeter. Hiervon müßte die Oberfläche des Kanales in Abzug gebracht werden, der nach Diodor 80 Stadien = 14,194 Kilometer lang und 300 Fuß = 88,8 Meter breit war, d. h. 1260427,2 Quadratmeter enthielt, um den Flächeninhalt des Möris selber genau zu bestimmen. Es ergiebt sich als Schlußresultat die Summe von 28118532,8 Quadratmetern, d. h. fast haarscharf genau eine halbe geographische Quadratmeile (= 28125000 Quadratmeter) für die Spiegelfläche des weltberühmten Sees Möris.

Man wird zugeben müssen, daß das so unerwartet glücklich gelöste Rätsel der wirklichen Größe des Mörissees geeignet ist, alle jene Schwierigkeiten zu heben, mit denen bisher die Frage nach der Lage und dem Umfange desselben vom geographischen Standpunkte aus zu kämpfen hatte. Nachdem wir darüber die einzig richtige Vorstellung rechnungsmäßig gewonnen haben, wird es einer näheren Prüfung der Gestalt desselben bedürfen, insoweit es sich um ein allgemein richtiges Bild derselben handelt. Linants vortreffliche Terrainstudien auf dem Gebiete des ehemaligen Mörissees werden dabei stets als Führer dienen müssen, wenngleich die von ihm berechnete Oberfläche des einst gefüllten Wasserbeckens, 157 Quadratkilometer, auf Grund meiner durch Denkmalüberlieferung festgestellten Zahl auf ungefähr 28 Quadratkilometer reduziert werden muß. Die von ihm ausgesprochene Vermutung, daß der von Herodot angegebene Umfang des Sees im Betrage von 3600 Stadien auf einem Mißverständnisse beruhe und an Stelle derselben 360 zu setzen sind, ist mehr als nur wahrscheinlich. 360 Stadien entsprechen einer Länge von 8,64 geographischen Meilen. Stellt man sich den See in Gestalt eines langhin sich ziehenden Rechteckes vor, so würde ein solches, dessen Längsseiten zusammen 2 × 4 = 8 Meilen betrügen, für jede der Schmalseiten $^1/_8$ Meile anzusetzen sein und einen Flächeninhalt von einer halben Quadratmeile ergeben. Ein solcher oder ähnlicher Ansatz entspricht den Terrainverhältnissen im heutigen Faijum auf das vollkommenste. Im Norden bildet der Damm von El-Adwa den Ausgangspunkt für das zu rekonstruierende Seebecken. Dem Laufe des östlichen Hügelzuges folgend, woselbst noch heute das sogenannte „Meer ohne Wasser" (Bahr-bela-ma) oder das Bats an die Richtung des ehemaligen Möris erinnert, zog sich die östliche Seelinie bis zum heutigen Josephskanal hin von $1^3/_4$ Meilen. Damit schloß das nördliche Becken des Sees ab. Die Fortsetzung der südlichen Hälfte folgte aufs neue dem Höhenzuge des sogenannten Gebel Sedement bis in die Nähe des Ortes Kalamscha, in einer Ausdehnung von $1^1/_4$ Meile, zugleich mit einer eine Meile langen Abschwenkung nach Südwest bis in die Nähe der Ruinenstätten und Wasserlachen von Medinet Ma'di und Gharak. Die Gesamtlänge des Sees betrug mithin etwa 4 Meilen, deren Verdoppelung mit hinzugefügter doppelter Breite, 2 × $^1/_8$ = $^1/_4$ Meile, dem Umfang von 360 Stadien vollkommen entsprechen würde. Meine Berechnung ist

* Die Inschrift ist, ihrer vollen Ausdehnung nach, in meinem Thesaurus altägyptischer Inschriften S. 604 von mir veröffentlicht worden.

nur im groben angelegt, würde sich aber auf einer Specialkarte, wie sie gegenwärtig von der englischen Verwaltung Ägyptens vorbereitet ist, mit Leichtigkeit im einzelnen auf das genaueste durchführen lassen.

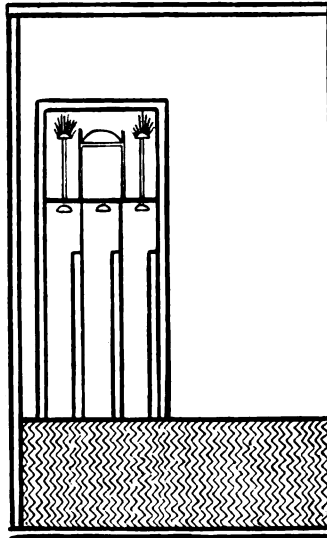
Ich kann es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß seit dem Jahre 1886 etwa ein bereits oben genannter Amerikaner, Herr Cope Whitehouse, sich der Aufgabe unterzogen hat, nach dem Beispiele seiner Vorgänger, und an ihrer Spitze Linant Pascha, den verschwundenen Mörissee wieder aufzufinden und seine Umgrenzungen an Ort und Stelle festzustellen. Wiederholte Reisen in das Faijum und die eingehendsten Terrainstudien, zum Teil in gemeinsamer Arbeit mit englischen Ingenieuren aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Kairo, haben ihm nach mehrjährigen Forschungen der ernstesten Art die Überzeugung aufgedrängt, daß der Mörissee der Alten nicht unmittelbar hinter dem Eintritt des heutigen Josephskanales in das Faijum, in der Nähe des ehemaligen Labyrinthes auf der Höhe von Hawara, zu suchen sei, sondern in einer Depression der Wüste, südwestlich von der Landschaft des Faijum, in dem sogenannten Wadi Raijân. Herr Whitehouse ist der Meinung, daß dieses tote Becken mit seinem von ihm genau gemessenen Umfange von 666 Kilometern, mit seinem Flächeninhalte von 686 Quadratkilometern und mit seiner Tiefe von 80 Metern dem Möris Herodots auf das genaueste entspreche und daher wieder herzustellen sei. Die ihm zuzuführende Wassermasse würde er durch einen Seitenkanal vom Nil aus (den Josephskanal läßt er dabei ganz aus dem Spiele) erhalten, der etwa von der Gegend bei Feschn aus durch die Wüste in einer Breite von 80 Metern bei einer Tiefe von 9,8 Metern zu ziehen wäre. Die veranschlagten Kosten würden sich auf Höhe von anderthalb Millionen Pfd. Sterl. belaufen, welche der unermüdlich thätige Mann mit Leichtigkeit aufzubringen hofft. Der Nutzen dieses modernen Mörissees würde vor allem darin bestehen, in der sommerlichen Jahreszeit, also bei dem tiefsten Stande des Niles, dem Strombett ein ungeheures Quantum von Wasser zu liefern, das ausreichen würde, die bis zur Deltaspitze hin gelegenen Felder mit ihren segensreichen Fluten zu bedecken und der Bodenkultur neue Gebiete zu erobern.



Die Trümmerstätte des großen Tempels des Gottes Suchos in Arsinoe nördlich von der heutigen Stadt El-Medineh.

Inwieweit die heutige englische Verwaltung im Nilthale gewillt ist, den Plänen des genialkühnen Amerikaners Rechnung zu tragen, ist mir im Augenblicke nicht bekannt. Bei meiner Abreise aus Ägypten, anfangs des Monates Mai dieses laufenden Jahres, sollten erst ähnliche Vorschläge in Bezug auf Sammelbecken im nubischen (bei Kalabschah) und im oberägyptischen (bei Selseleh) Nile in Erwägung gezogen werden, bevor man

die Whitehouseschen Entwürfe einer zweiten Prüfung unterzog. Auf alle Fälle ging das Ministerium der öffentlichen Arbeiten von der Voraussetzung aus, daß die Depression von Wadi Raiján das trocken gelegte Becken des alten Mörissees darstellt, wie es Herr Whitehouse bewiesen zu haben glaubt, und daß es, mit Nilwasser gefüllt, ähnlichen Zwecken als der verschwundene Mörissee im Altertume dienen könnte, d. h. nicht nur die Landschaft des Faijum zu bewässern, sondern auch in der sommerlichen Jahreszeit seinen Überfluß durch die Schleuse am Josephskanal oder an dem neu zu grabenden Kanal der Landschaft unterhalb des Faijum zuzuführen. Ich finde keine Angabe bei den Alten, welche für den zweiten Teil der Aufgabe des Mörissees einen klaren Hinweis enthielte. An den bekannten Stellen, welche sich mit dem See beschäftigen, ist nur die Rede davon, daß der Leitungskanal den Zweck erfüllte, die Wasser aus dem Nil zur Zeit der Überschwemmung durch die geöffneten Schleusen einzulassen und später wieder auszulassen, doch ohne jede Andeutung über den eigentlichen Zweck der Ausströmung, wie man ihn in neuester Zeit ins Auge gefaßt hat. Dazu würde vor allem die Anlage eines mächtigen Stauwerkes im Nil selbst gehören, wie es heutzutage an der Spitze des Delta unter dem Namen der Barrages du Nil vorhanden ist, um den Abfluß des Wassers in das Meer zu verhindern und für Ägypten den Segen der Wassermenge zu erhalten. Davon wird uns in den Schriften der Alten nichts gemeldet, und keine Spuren einer Anlage beschriebener Art sind am Nil während seines ganzen Laufes entdeckt worden.


Grundplan desselben Tempels nach der Darstellung eines Papyrus.

Herr Whitehouse, dessen Scharfblick und Thätigkeit ich nicht anstehe die höchste Anerkennung zu zollen, wird mir kaum zürnen wollen, wenn ich als Gegner seiner Behauptung auftrete, daß Herodots Mörissee und das Wadi Raiján vollständig identische Begriffe seien. Ich habe es im einzelnen nachgewiesen, daß der Mörissee unmittelbar hinter dem Eingange des Josephskanales in das Faijum und zwar in der Nähe des Plateaus von Hawara mit dem ehemaligen Labyrinthe und der Pyramide des Königs Amenemhê III. gelegen sein mußte. Eine andere Auffassung ist schlechterdings unmöglich, man müßte denn die klassischen Aussagen darüber für untergeschoben oder gefälscht halten. Ebensowenig ist es denkbar, aus dem Umfang des Mörissees auf seine Lage im Wadi Raiján einen Schluß ziehen zu wollen, denn die Spiegelfläche des Mörissees, wie ich es auf das unbestreitbarste nachgewiesen habe, umfaßte nur eine halbe geographische Meile ins Geviert, während nach den, wie ich nicht zweifle, sehr genauen Messungen des Herrn Whitehouse für das Wadi Raiján 686 Quadratkilometer oder mehr als das Vierundzwanzigfache des wahren Mörissees in die Rechnung eintreten. Zu diesen Unmöglichkeiten tritt ein verstärkendes Moment hinzu, das von vornherein allen Gegenbehauptungen die Spitze abbricht. Professor Dr. Schweinfurth, welcher das Wadi Raiján im Jahre 1886 durchforscht hat, bestreitet mit aller Entschiedenheit die Anwesenheit von Wasserstreifenspuren und Nilschlammresten, welche

Herr Whitehouse in dem vermeintlichen Becken gesehen und gefunden haben will. Was er dafür hielt, waren einfach „gelbe eocäne Mergel, die hier auftreten, mit ihren an Wassermarken erinnernden Erosionsstreifen, Wirkung der sandbewegenden Winde und gelegentlichen Regenfälle" nach Schweinfurths eigenen Worten.

Ich würde meine Aufgabe nur halb gelöst haben, wenn ich mich nicht zum guten Schlusse meiner Betrachtungen mit einer sehr merkwürdigen, durch hieroglyphische Beischriften erläuterten Darstellung auf Papyrus beschäftigen wollte, die aus dem alten Nomos Arsinoites stammt und gegenwärtig zu den seltensten Schätzen des Museums von Gizeh bei Kairo zählt. Sie rührt, wie ich vorwegnehmen will, aus den Zeiten der letzten Ptolemäerfürsten her und erfüllte den Zweck, den Mörissee und seinen Kanal vom mythologischen Standpunkte aus zur Anschauung zu bringen. Nicht unerwähnt bleibe es, daß ein zweites Exemplar, leider nur fragmentarisch erhalten, in der Sammlung wertvoller Papyri enthalten ist, die sich gegenwärtig im Besitz des Herrn Theodor Graf zu Wien befindet.

Die ägyptische Urkunde des Museums von Gizeh ist leider nicht vollständig erhalten, aber trotz des fehlenden Schlußstückes wohl geeignet, unsere Kenntnisse vom Mörissee und von seinem Kanal durch neue Angaben echt ägyptischen Ursprungs zu vermehren. Eine geographische Karte ist es außerdem nicht, die in den Hauptdarstellungen dem Beschauer geboten wird, wohl aber reichen die vorliegenden Zeichnungen vollkommen aus, um ein anschauliches Bild über den See und Kanal, vor allem aber über die Umgebung an ihren Rändern zu gewinnen. Als wichtiges erklärendes Element treten dazu die Inschriften, eigentlich eine geographisch angelegte Mythologie, von deren Bedeutung sich der Leser durch meine Auseinandersetzungen darüber bald überzeugen wird.

Ich beginne mit dem Doppelkanal, welcher, soweit seine Zeichnung erhalten ist, in Drittelgröße des Originals und mit Weglassung aller Götterbilder und Texte in der Abbildung auf S. 131 originalgetreu wiedergegeben ist.

Die Abbildung läßt deutlich zwei parallel nebeneinander laufende Kanäle erkennen, die durch einen schmalen Zwischenraum voneinander getrennt sind. Die Richtung ihres Wasserlaufes ist durch die darin schwimmenden Fische für das Auge angegeben. In dem oberen Kanal bewegen sich die Wasserbewohner von links nach rechts, in dem unteren im umgekehrten Sinne, von links nach rechts. Auch die erklärenden Beischriften lassen denselben Unterschied durch die Verschiedenheit ihrer Richtung für den Eingeweihten erkennen. In dem oberen Kanal (wie ich gleich hinzufügen will, ist es der südliche) ist dadurch die Flutbewegung des Gewässers von Westen nach Osten, in dem unteren oder dem nördlichen die Bewegung des Wassers von Osten nach Westen verbildlicht worden. An dem Außenrande jedes der beiden Kanäle befindet sich laufendes Geflügel, das auf seinem Marsche die entgegengesetzte Richtung der schwimmenden Fische einschlägt. Am südlichen Kanal fassen außerdem Bäume die Straßen längs der Wasserlinie ein, am nördlichen dagegen sind es busch- oder schilfartige Gewächse neben wenigen Bäumen und Wasserpflanzen, welche sich den Weg entlang ziehen.

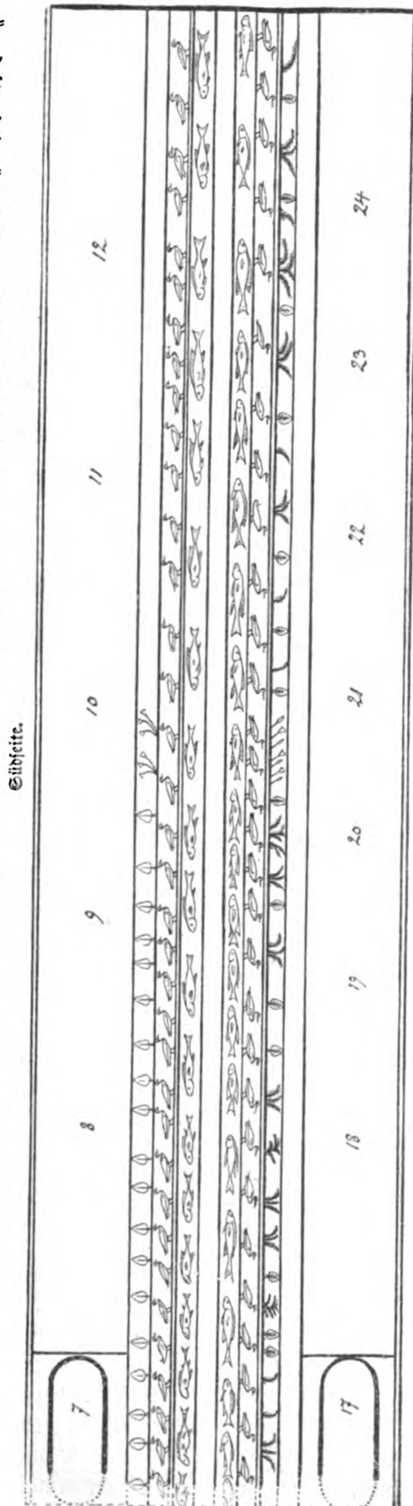
Die Beischrift zum Südkanal enthält die Erklärung dazu in den Worten: „Der Kanal des Mörissees (Mi-wer), d. h. der kleinere, der größte unter den Göttern, um dem Leibe des Gottes Suchos von Krokodilopolis stetiges Gedeihen zu schenken. Das ist (mit anderen Worten) der Sonnengott in seinem Kanal." Der Krokodilgott Suchos wird hiernach als eine Lokalform der Sonne im Kanalgebiet angesehen. Der Text fährt darauf fort, mit Bezug auf dieselbe Straße und Gegend, sich also zu äußern: „Der Weg des Feldbewohners, des Geflügels, die Tränkstätte der Viehherde, ... die Salzlager."

Es bleibt kein Zweifel mehr übrig, aus

den einleitenden Worten heraus zu lesen, daß der obere oder südliche Wasserlauf, zugleich hier „der kleinere" genannt, dazu bestimmt war, das Wasser des Nils von Westen nach Osten aus dem Mörissee nach seiner Ausgangsstelle zurückzuleiten, doch nur unter der Voraussetzung, daß eine Angabe Herodots über die Zurückströmung der Mörisgewässer (siehe weiter unten) als wohl begründet anzusehen ist.

Der entsprechende Anfang zu dem auf den nördlichen Kanal bezüglichen Text ist leider durch Abbruch des Papyrus an betreffender Stelle verloren gegangen, immerhin ist es erlaubt, zu mutmaßen, daß der Kanal, im Gegensatze zu dem oberen oder dem Leitungskanal, als „der größere" bezeichnet worden war. Der lange pomphafte Rest des erhaltenen Teiles der Inschrift läßt auf die Richtigkeit dieser Annahme schließen. Es war der Abzugskanal, um den es sich also handelte.

An den beiden Hauptseiten der beiden Kanäle kehrt an derselben Stelle eine elliptische stark gezogene Zeichnung wieder (siehe Nr. 7 und 17), welche eine sandige Gegend anzudeuten bestimmt war. Sie heißt in der oberen Zeichnung (Nr. 7) „der südliche Sand des Kanals", in der unteren (Nr. 17) „die nördliche Sandgegend des Kanals". Noch in der heutigen Sprache der Ägypter ist der Ausdruck Ramleh oder Sand gleichbedeutend mit Wüste. Beide Plätze sind von Bedeutung für das Verständnis der Gesamttopographie der Zeichnung, so sehr dieselbe auch sonst mit mythologischen Elementen versetzt sein mag. Es handelt sich nämlich um das sandige Hügelland der Wüste, welches sich in nördlicher und südlicher Richtung vom Josephskanal erhebt und eine Art von Engpaß bildet, durch welchen sich die Wasserlinie von der Gegend bei El-Lahun an bis nach Hawara und darüber hinaus dahinzieht.



Der Doppelkanal des Mörissees nach der Darstellung eines altägyptischen Papyrus.

Die durch Ziffern ausgefüllten Stellen enthalten auf dem Original Abbildun-

gen der verschiedensten Gottheiten nebst längeren oder kürzeren Beischriften mit geographischen Daten. Ihre Gesamtzahl belief sich auf vierundzwanzig, wie es aus einer bestimmten Angabe des Papyrus hervorgeht. Als eine allgemeine Bezeichnung der von den beiden Kanälen durchströmten Gegend bis zum Mörissee hin tritt der Ausdruck Ta-sche oder Tasch (mit dem Artikel Pa-ta-sch) ein, das heißt „das Land des Seebeckens“ oder „das Seeland“, dessen Spuren sich meiner Meinung nach in dem Namen „Bats“ für das „Meer ohne Wasser“ (vergleiche oben) bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

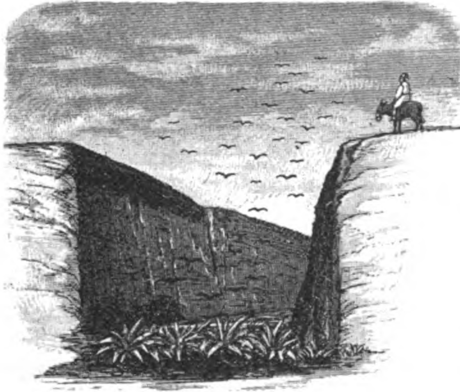
Ich kann meine Betrachtung nicht weiter ausspinnen, bevor ich nicht auf den Doppelkanal meine Aufmerksamkeit gerichtet habe, weil die erhaltenen Berichte der Alten über den Mörissee nur von einem einzigen Kanal, dem Vorgänger des heutigen Josephskanals, reden. Allein bei Strabo findet sich an zwei verschiedenen Stellen (§ 809 und § 810) eine Angabe vor, welche trotz ihrer Dunkelheit auf die Anwesenheit einer Doppelleitung vom Nil aus in die Thalspalte bei El-Lahun hinein schließen läßt. Hiernach sei vom inselförmig gelegenen Nomos Herakleopolites, östlich vom Arsinoites, ein Kanal westlich in den Möris gegangen, und zwar mit zwei Mündungen, zwischen welchen ein Stück des Inselnomos gelegen gewesen sei. Und später: der See Möris habe in der Zeit des sinkenden Nilstandes sein aufgestautes überflüssiges Wasser in demselben Kanal durch die eine der beiden Mündungen abgegeben und nur so viel übrig behalten, als zur Bewässerung nötig war, und zwar sowohl er als der Kanal. Wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß die Strabonische Angabe auf voller Wahrheit beruht, mit anderen Worten, daß sich vom Nil aus ein Doppelkanal abzweigte, welcher seine Linien durch die Thalspalte bei El-Lahun zog und vom Mörissee in der Nähe des Labyrinthes sein Ende fand. Die Darstellung auf dem Papyrus tritt als unwiderleglicher Zeuge für die Anwesenheit des Doppelkanals auf dem bezeichneten Gebiete ein.

Nach derselben Zeichnung, welcher wir die Kenntnis dieser geographischen Thatsache verdanken, lag am westlichen Ende des Nordkanals, genauer bei seiner Mündung in den See, eine nach demselben als Mi-wer, d. h. Möris mit griechischer Umschrift bezeichnete Stadt. Bei der Vielnamigkeit ägyptischer Ortschaften, besonders solcher, welche durch die Anwesenheit eines Tempels oder einer Kapelle mit einer Gottheit darin sich eines gewissen Rufes erfreuten, kann es nicht auffallen, wenn wir denselben Platz auch unter anderen Benennungen aufgeführt finden. Dazu gehörten hauptsächlich die Namen „Seelandsstadt“, mit Bezug auf ihre Bedeutung als Hauptplatz des Seelandes, an der Mündungsstelle des Nordkanals in den Mörissee. Es ist zweifellos dieselbe Stadt, welche die Alten unter dem Namen Ptolemais kannten, die Stadt des Ptolemäus, mit großer Wahrscheinlichkeit des zweiten Fürsten dieses Namens, desselben, der auch der Metropole des ganzen Nomos, der sogenannten Krokodilstadt, nach seiner Gemahlin die Bezeichnung Arsinoe beilegte.

Die Stadt Ptolemais lag nicht außerhalb der Landschaft des Faijum, wie einige Geographen angenommen haben, sondern im Inneren dieser Landschaft, wie es das Zeugnis des alten Geographen Claudius Ptolemäus ausdrücklich bestätigt. Da ebenderselbe diesen Platz als Hafenstadt kennzeichnet, so ist seine Lage am Mörissee von vornherein festgestellt. Denn wo anders als eben am See hätte man sonst noch einen Hafen zu suchen? Meine Gleichstellung der Mörisstadt mit der Hafenstadt Ptolemais gewinnt an innerer Wahrscheinlichkeit durch eine merkwürdige Angabe des Papyrus, welche sich auf die Anwesenheit eines Leuchtturmes in unmittelbarer Nähe der Mörisstadt bezieht. In mythologischer Sprache ausgedrückt, lautet die bezügliche Stelle wie folgt: „Dieser Platz heißt der des Leuchtturmes. Es ist der Platz der

Beleuchtung durch Feuer, um dem Gott Osiris den Weg in seinem See zu zeigen. Er ist von dem Gefolge des Osiris gegründet worden." Diese merkwürdige Notiz ist um so wichtiger, als sie für einen Nebennamen der Mörisstadt und der ganzen Gegend in ihrer Umgebung, nämlich Pire, d. h. „wo man sieht, oder erkennt", eine passende Auflösung bietet.

Unmittelbar an den Kanal oder richtiger an den Doppelkanal stößt in der Papyruszeichnung ein breites, regelrecht angelegtes Wasserbecken, in welchem sich der weltberühmte Mörissee nach seiner mythologischen Auffassung darstellt. Ich schweige von der Abbildung der acht Urgötter des Chaos, welche in der irdischen Geographie auf den genannten See übertragen wurde, ebenso von dem Sonnengotte, der in dem Gewässer einherschwimmt und zwar auf der östlichen Seite desselben oder der des Sonnenaufgangs, und hebe nur als besonders bemerkenswert hervor, daß der Möris als zwei Hälften gedacht erscheint, eine südliche und eine nördliche, ganz im Einklang mit der Versicherung des Vaters der Geschichte, des alten Herodot, daß sich der Mörissee in die Länge, und zwar von Süden nach Norden hin ausgedehnt habe. Auf jeder Hälfte erscheint der krokodilköpfige Gott Suchos auf einem Throne innerhalb einer Barke sitzend, wie ihn die dem Original entlehnte Abbildung auf S. 135 zeigt. Die Beischrift auf der nördlichen Seeseite dazu lautet in wörtlicher Übersetzung: „Das ist der Gott Suchos. Er schifft auf dem nördlichen See einher." Das ist so klar und deutlich ausgesprochen, daß die allegorische Zuthat kaum nötig war, die in Gestalt einer Göttin vor dem gewaltigen krokodilköpfigen Schutzpatron des Sees und des ganzen Nomos Arsinoites überhaupt erscheint, ihre Arme anbetend nach der Gestalt des Suchos erhoben. Zum Überfluß belehrt uns eine kurze Beischrift, daß die Göttin „die nördliche Seite" darstelle.



Einblick in den Kanal El-Bats.

Ich darf es nicht übersehen, daß der geistvolle Herausgeber von „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte", C. J. von Bunsen, in dem zweiten Buche seines Werkes (S. 220 ff.) die oben angeführte Strabonische Stelle als einen durch die Abschreiber verdorbenen Text ansieht. Seiner Meinung nach habe man folgendermaßen zu lesen: „Hierauf folgt die herakleotische Landschaft in einer großen (Nil-)Insel. Ihr entlang zieht sich der Kanal rechts zum See und zur arsinoitischen Landschaft. So kommt es, daß der Kanal zwei Ausmündungen hat und ein Stück Landes zwischen beiden liegt."

Unter den Ausmündungen versteht der genannte deutsche Schriftsteller den sogenannten Bats-Kanal oder den Bahr-bela-ma, welcher sich vom Josephskanal bald nach seinem Eintritt in das Faijum abzweigt und in nördlicher, später westlicher Richtung hin bis zu seiner Vereinigung mit dem Birket el-Qurûn-See die nordöstliche Randseite der Mörislandschaft umspannt, unter der zweiten Ausmündung dagegen die westliche, über Arsinoe in das Herz des Faijum fortlaufende Wasserlinie mit ihren Seitenableitungen, welche sich schließlich in den Birket el-Qurûn ergießen. Dieser See allein erscheint ihm als der eigentliche Mörissee in Übereinstimmung mit der Angabe beim

Ptolemäus. Man wird zugeben müssen, daß diese Auffassung durchaus nichts Widersinniges an sich trägt und sich mit der Papyrusurkunde sehr wohl vereinigen läßt, sobald man nämlich annimmt, daß die zweite Ausmündung ihren Weg nicht nach Westen, also über Arsinoe, sondern zunächst in südlicher und erst später in westlicher Richtung nahm, woselbst noch heute der schluchtartige Kanal des Bahr el-Wadi ihre letzten Reste darstellt.

Von dieser Ansicht ist thatsächlich ein holländischer Gelehrter, Herr Professor Pleite in Leiden, ausgegangen, welcher in einer besonderen 1884 veröffentlichten akademischen Abhandlung dem Studium der merkwürdigen Mörispapyri seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Der Doppelkanal, von dessen Dasein der heutige Josephskanal in der That keine Spuren mehr erkennen läßt, würde demnach verschwinden, um einer einzigen Kanallinie den Platz einzuräumen. Nach dem Eintritt der letzteren in das Faijum, in der Nähe von Hawara, d. h. am Fuße des Labyrinthes, würde eine Gabelung stattgefunden haben, nordwärts als Kanal des heutigen Bats, südwärts als Kanal des Wadi, welche beide am Schlusse ihres Laufes das überflüssige Wasser in den Mörissee oder den heutigen Birket el-Qurûn ergossen.

Dem gegenüber wird die Frage erlaubt sein: Wie verhält es sich in diesem Falle mit der Lage des monumental überlieferten Mörissees mit seinem Spiegel von einer halben geographischen Quadratmeile Flächeninhalt?

Will man zu einem allseitig befriedigenden Abschluß der schwebenden Fragen gelangen, so erscheint meiner Meinung nach die folgende Lösung derselben die allein mögliche.

Vom Nil aus führte der Josephskanal das Wasser der Überschwemmungsflut durch die Schlucht zwischen El-Lahûn und Hawara in die Landschaft des Faijum.

In der Nähe des Labyrinthes, bei Hawara, befand sich ein großes, mit Schleusen versehenes Sammelbecken, in welches der Kanal bei der Hafenstadt Ptolemais seine Wasser ergoß. Es ist das in Edfu erwähnte Becken mit einem Flächeninhalt von einer halben Quadratmeile.

Nach zwei Hauptrichtungen hin wurden die Wasser durch zwei große Kanäle abgeleitet, nordwärts durch den heute El-Bats genannten Kanal, südwärts durch den Bahr el-Wadi, wie er auf seinem Endlaufe von den Anwohnern bezeichnet wird. Ein dritter Kanal führte über die Stadt Arsinoe nach dem Hinterlande.

Sämtliche Kanäle ergossen ihre überflüssigen Wasser in den „Hörnersee" ganz im Westen des Faijum.

Die bezeichneten Wasseranlagen, der künstlich angelegte See im Osten, die Hauptkanäle und ihre Verzweigungen, sowie schließlich der Hörnersee trugen einst die gemeinschaftliche Bezeichnung des Miwer, griechisch Moiris oder Moëris, d. h. des großen Teiches oder Sees oder Seelandes, welches zur Überschwemmungsjahreszeit thatsächlich den Anblick eines großen Meeres darbieten mußte, wie es selbst sprachlich die wiederkehrende arabische Bezeichnung El-Bahr, d. h. das Meer, für den Josephskanal und die beiden abgezweigten Hauptkanäle im Süden und Norden bestätigt.

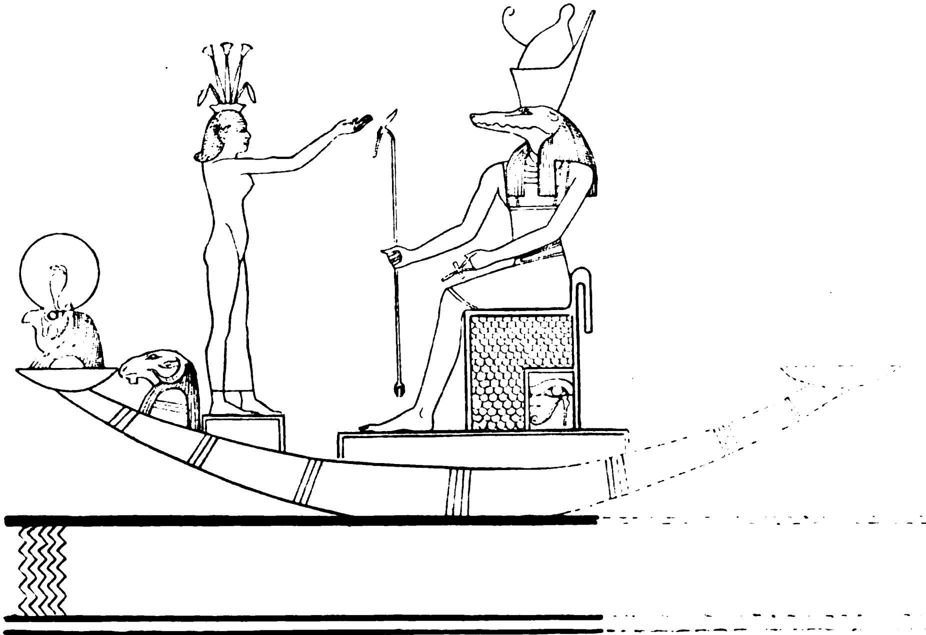
Am bekanntesten mußte für griechische und römische Reisende das unmittelbar hinter dem Eingange in das Faijum gelegene künstlich gegrabene Wasserbecken des Mi-wer gewesen sein, da dies allen Besuchern am bequemsten zugänglich war und durch seine beständige Wasserfülle eine auffallende Erscheinung darbot.

Selbst an den Hauptkanälen, vor allem am Bats, waren Erweiterungen in Gestalt kleiner Seebecken mit Hilfe dammartiger Anlagen angebracht, deren Spuren sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die daran gelegenen Ortschaften führten, wie die Stadt Ptolemais am Hauptbecken, die Bezeichnung von „Häfen". Ein solcher befand sich beispielsweise unter dem alten Namen Kerke am Nordlaufe des Bats in der Nähe des heutigen Ortes El-Rubaijat, bekannt als Fundstätte der

Theodor Grafschen Porträtbilder und Mumien in der benachbarten Wüste.

Ich gehe zu einer anderen Frage über, welche die Zeit der Füllung des Mörissees mit dem Überflusse der Wasser der Nilflut, andererseits die zweifelhafte Rückgabe der nicht verwendeten Wasserfülle an den großen Strom betrifft. Ich hatte schon angeführt, daß Herodot dies zuerst bezeugt mit der wörtlichen Bemerkung: „Sechs Monate fließt es in den See hinein und wiederum sechs Monate hinaus in den Nil."

Die Papyrusurkunde des Museums von Gizeh fügt dieser Nachricht eine authentische Bestätigung hinzu. In einer längeren Inschrift, welche sich auf die Natur des Mörissees bezieht, wird von dem Wasser in demselben die Behauptung aufgestellt, daß es sich in dem Zeitraum von zwölf Monaten, also innerhalb des Jahreslaufes, verjünge oder sich wieder erneuere, und daß die Flut, nachdem sie am fünfzehnten Tage des zwölften Monates Mesori in der Stadt Herakleopolis (altägyptisch Hannase, an der Stelle des heutigen Hannasijeh) sich zuerst gezeigt habe, am dreiundzwanzigsten Tage des ersten Monates oder des Thot, also mit Einrechnung der fünf Schalttage, dreiundvierzig Tage später in den großen See im Seelande eintrete.



Der Gott Sobek-Suchos in seiner Barke auf dem nördlichen Becken des Mörissees.

Die angegebenen Daten haben ihren besonderen Wert. Das erste entspricht dem 29. Juni, das andere dem 11. August nach dem julianischen Kalender, mit anderen Worten genau denselben Daten, welche noch heutigestags von den Ägyptern auf Grund des christlich-koptischen Kalenders als Niltage nach altherkömmlichem Brauch gefeiert werden. Der 29. Juni gilt als der Tag der beginnenden Nilschwelle, der 11. August als der Tag der sogenannten „Vermählung des Niles". Ich füge diesen beiden Niltagen einen dritten hinzu, den 17. des Monats Athyr, d. h. den 4. Oktober, welcher nach echt ägyptischer Überlieferung als Todestag des Osiris-Nil dasteht. In demselben koptischen Kalender bezeichnet der 4. Ok-

tober das Ende der Überschwemmung im Jahreslaufe. Es ist geradezu wunderbar, wie alte Sitten und Gewohnheiten, die mit dem steigenden Flusse im Zusammenhange standen, trotz des zweitausendjährigen Zwischenraumes sich selbst kalendarisch bis auf den heutigen Tag in der menschlichen Erinnerung treu bewahrt haben.

Vom 11. August an sechs Monate weiter gezählt, bezeichnet der 7. Februar den Tag, an welchem das Einströmen der Nilflut in den Mörissee ihr Ende erreichte. Das Auslassen der überflüssigen Wassermasse zurück in den Nil nach der oben vorgelegten Angabe des alten Herodot scheint wenig Anspruch auf Zuverlässigkeit in sich zu tragen.

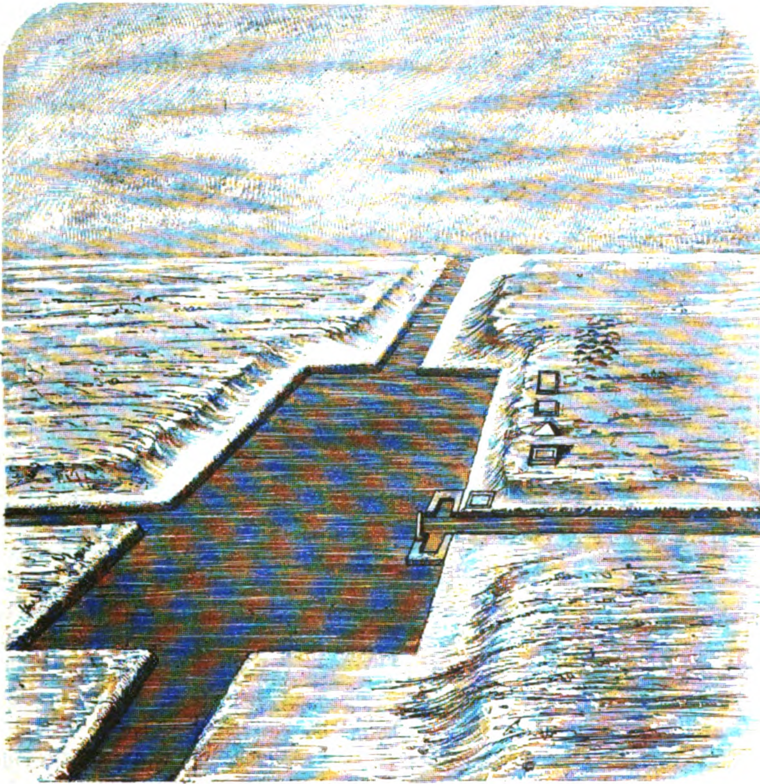
Ich kann meine Arbeit über den Mörissee nicht schließen, ohne auf den Hintersee der heutigen Landschaft des Faijum oder den Birket el-Qurûn, d. h. den „Hörnersee", ein erhellendes Licht geworfen zu haben, insoweit dasselbe das Altertum desselben berührt. Ich habe zunächst die sonderbare Thatsache anzuführen, daß kein klassischer Schriftsteller dieses sehr ausgedehnten Wasserbeckens im Westen der Landschaft gedenkt, vermutlich, weil es keinem Reisenden in den damaligen Zeiten gelang, bis zu seinen Ufern vorzudringen. Wie wenige Europäer suchen noch heutigestags trotz der erleichterten Reisegelegenheit seine gegenwärtig traurig-öden Gestade auf! Der Geograph Ptolemäus allein, wie ich es oben bereits hervorgehoben habe, versetzte die Lage des Mörissees nach dem heutigen Hörnersee.

In einem Papyrus, den ein Engländer, Mstr. Hood, während einer Reise im Faijum käuflich erworben hatte und den man, wie ich es heute versichern kann, irrtümlich für eine zweite, von Inschriften begleitete Darstellung des Mörissees gehalten hatte, ist dem Birket el-Qurûn von dem unbekannten Verfasser der wertvollen Urkunde seine Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die Zeichnung des Sees erscheint in der Gestalt eines langgestreckten Ovales, um welches sich eine Reihe von zweiundvierzig Götterbildern entlang zieht, die ebensoviel Örtlichkeiten auf Grund der dazu gelieferten Beischriften repräsentieren. Der Urheber des Papyrus hatte offenbar die Absicht gehabt, den einzelnen Schutzpatronen der zweiundvierzig Nomen Ägyptens um den See herum besondere Kultusstätten anzuweisen. Die zahlreichen, noch heutzutage sichtbaren Ruinen untergegangener Städte und Heiligtümer an den Rändern des Hörnersees bestätigen diese Annahme in möglichst kräftiger Weise. Um den Beweis zu führen, mache ich auf die am westlichen Ufer des Sees, in etwa einstündiger Entfernung von demselben gelegene gewaltige Stadtruine von Dimeh aufmerksam, die ich selber besucht habe. Aus ihren Trümmern erwarb ich eine schön geschnittene und wohl erhaltene Stele aus schwarzem Granit, deren griechische Inschrift mit einem historischen Namen, dem des Königs Ptolemäus Alexander, des Gottes Philometor, beginnt. Sie versetzt uns damit in das letzte Drittel des Jahrhunderts vor dem Beginn unserer Zeitrechnung. Aus dem Ende des zwanzigzeiligen Textes geht hervor, daß die Stele einen Beschluß mit Bezug auf gewisse, den Ortsgottheiten Soknopaios und Nephersês in Zukunft zu erweisende Opfergaben enthält. Die gräcisierten Formen dieser beiden Namen finden sich auf dem Papyrus-Hood in ihren ägyptischen Schreibungen: Sobk-ne-pai „Gott Suchos von der Stadt Pai" für einen Gott, und Nefer-se „die am schönen Platze" für eine Göttin wieder, welche beide in der Pai genannten Stadt, dem heutigen Dimeh, auf der westlichen Uferseite des Sees, besondere Stätten ihrer Verehrung besaßen. Der Name Pai besagt dasselbe als die deutsche Übertragung des Namens „Halbinselstadt". Auch die moderne Bezeichnung Dimeh, aus der älteren Ti-mui entstanden, hat genau dieselbe Bedeutung. Ich verdanke meinem Freunde Professor Dr. Schweinfurth, welcher die Umgegend von Dimeh genau durchforscht hat, die

wertvolle Notiz, daß in der That in früheren Zeiten Dimeh auf einer Halbinsel gelegen und durch einen Quai geschützt war. Die Wasser des Birket el-Qurûn haben sich seitdem zurückgezogen. Die Darstellung zeigt eine wie Isis gestaltete und auf einem Throne sitzende Göttin, welche den Vollnamen Isis-Neferse trägt, während dahinter die Stadt selber mit den Worten beschrieben wird: „Diese Stätte heißt Pai. Es ist die Stätte des Gottes Suchos von Arsinoe. Isis-Neferse weilt darin."

Schon hierdurch allein wird der Beweis geliefert, daß thatsächlich der beschriebene See kein anderer als der heutige Birket el-Qurûn sein kann. Seine Bezeichnung lautet durchweg ganz einfach: „der See", nur an einer einzigen Stelle finde ich den Ausdruck „heiliger See" dafür eingesetzt.

Aus den mythologischen Texten und Darstellungen der beiden ägyptischen Papyrusrollen, welche sich mit dem Faijum und seinen Wasserdistrikten so eingehend beschäftigen, geht für den Eingeweihten mit vollkommenstem Verständnis eine Reihe von Vorstellungen hervor, welche mit der Natur dieser Landschaft in engstem Zusammenhang standen. Osiris galt als der Nil und Sêt-Typhon als der vom Wasser entblößte Erdboden, daher vor allem die Wüste. Das Faijum, ehemals eine trockene wüste Oase, wurde als das Reich des Typhon angesehen, in welches von Herakleopolis aus der Osiris-Nil den Kampf gegen seinen Gegner unternimmt. Er dringt durch den Kanal in die Oase ein und überwältigt Typhon, doch nur in der ersten Hälfte des Jahres. In der zweiten gewinnt Typhon die Ober-



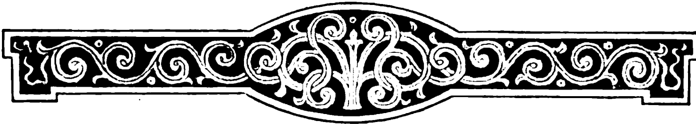
Der Mörissee und seine Kanäle von der Vogelschau aus.

hand und drängt den Osiris-Nil nach Osten zurück, ja er tötet ihn zuletzt. Gott Horus, der Sohn des Osiris und der Isis, das mythologische Sinnbild der sich ewig erneuernden Phänomene in dem großen Reiche der Natur, ersteht dem Vater als Rächer. Osiris kehrt wieder und Horus verbannt den Gegner Typhon nach den wüsten Höhen, welche sich rechts und links vom Kanal erheben. Die Entscheidungsschlacht wurde am 23. Thot, d. h. den 11. August geschlagen, d. h. an dem Tage des Eintritts des Nils in den Kanal.

Der bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführte Mythos ist von verständlicher Klarheit. Er liefert einen neuen Beweis zu den bereits vorhandenen, daß die natürlichsten Erscheinungen der Welt von den Alten in ein mythologisches Gewand gehüllt wurden, das von dem Eingeweihten wie der Schleier vom Bilde zu Sais nur abgezogen zu werden braucht, um den Blicken die einfache nackte Wahrheit zu erschließen.

Vom historischen Standpunkte aus läßt sich für das Faijum eine lange Geschichte voraussetzen, die nicht erst mit der Gründung des Mörissees ihren Anfang nahm, d. h. jenes Sammelbeckens, das einst zwischen den beiden heutigen Plätzen Hawara und El-Medineh oder nach deren älteren Bezeichnungen zwischen der Gegend des Labyrinths und der Stadt Krokodilopolis gelegen war. Mag man mit Lepsius in dem Erbauer der Erdziegelpyramide von Hawara, dem sechsten König der zwölften Dynastie Amenemhê III., dem Möris der Griechen und Römer (um 2300 v. Chr.) den eigentlichen Stifter des Sees erkennen wollen, so ist es ebenso erweislich, daß lange vor den Zeiten dieses Königs eine Reihe von Städten im Faijum gelegen war, die eine Bewässerung durch den Josephskanal voraussetzen und deren Namen bereits auf Denkmälern bis zum Jahre 3000 v. Chr. hinauf aufgeführt werden. Ich erinnere des Beispiels halber an die Städteliste auf dem sogenannten Altar von Turin, welche mit dem König Pepi der sechsten Dynastie in Verbindung gesetzt erscheint und in welcher bereits die Stadt Krokodilopolis neben anderen Plätzen des Faijum erwähnt wird. Mit voller Sicherheit darf angenommen werden, daß der alte Nomos Arsinoites bereits in den ältesten Zeiten, bis zu den Pyramidenkönigen hinauf, sich seines Daseins erfreute. Seine Schöpfung unter Amenemhê III. muß daher als eine der größten Unwahrscheinlichkeiten bezeichnet werden. Die Ägypter selber waren von dem Alter des Faijum so sehr überzeugt, daß sie die Entstehung des Josephskanals in die mythischen Zeiten verlegten. In Herakleopolis, der späteren Hauptstadt des gleichnamigen Nomos am Josephskanal, herrschte in den Urzeiten der Sonnengott Rê über Menschen und Götter auf Erden. Vom Kakodämon Sêt-Typhon verfolgt, suchte er sein Heil in dem Kanal, in welchem sich die Mutter des ägyptischen Helios, das Urgewässer Mehet-were als Weib gedacht, verwandelt hatte. In der Folge erscheint deshalb die genannte Stadt in steter Beziehung zum Faijum. Hier beobachtete man an einem Nilometer — „die Standsäule" nennt sie der Papyrus von Gizeh — das Steigen des Nils am Anfang der Überschwemmung am 29. Juni julianischen Kalenders. Am 11. August wurde der Damm bei El-Lahûn durchstochen, um der Flut nach ihrem erreichten Höhepunkt den Eintritt in das Faijum zu gestatten. Der 4. Oktober bezeichnete das Ende der Überschwemmung. Es ist der siebenundneunzigste Tag von der ersten Beobachtung des steigenden Nils an, eine neue Bestätigung der Angabe Herodots (II, 19), „daß der Nil mit Hochwasser herabkommt von der Sommerwende an hundert Tage lang, und nach Ablauf dieser Zeit wieder zurücktritt und seine Höhe sich mindert." Ihrer Wichtigkeit halber wiederhole ich diese Angaben noch einmal, um die Genauigkeit zu beurkunden, mit welcher die Ägypter den Wasserstand des Josephskanals von alters her nach den Haupttagen verzeichnet hatten, um zunächst den kleinen Mörissee mit seinen Fluten zu füllen.

Wie zutreffend die Angabe des Vaters der Geschichte in diesem besonderen Falle ist, kann ziffernmäßig belegt werden. Das Steigen der Nilflut findet in der That um die Sommerwende statt, die, wie man weiß, im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende um je einen Tag etwa auf das Jahrhundert kalendarisch zurückschreitet. Als Herodot Ägypten besuchte, in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus, trat die Wende am 28. Juni nach julianischer Rechnung ein. Die Angabe des Papyrus, welche den 29. Juni einsetzt, stimmt damit beinahe vollkommen überein und führt auf Beobachtungen aus der herodotischen Epoche zurück. Nach dem ältesten Kalender der Ägypter fiel im Jahre 3282 vor Christus der Eintritt der Sommerwende auf den 19. Juli, an welchem Tage zugleich der Sirius-Stern in der Sonnennähe frühmorgens aufging. Dieser Zeitpunkt wurde deshalb als Jahresanfang oder Neujahrstag angesetzt und der Siriusaufgang irrtümlich mit der beginnenden Nilschwelle in Verbindung gebracht. Im Laufe der Jahrhunderte mußte der Fehler bereits zur Erkenntnis kommen. Kalendarische Angaben auf Denkmälern späterer Epochen lehren die gewonnene bessere Einsicht. In der Zeit, als der jüdische Gesetzgeber Moses unter dem Pharao Ramses II., dem Erbauer der Städte Pithom und Ramses, und unter dessen Nachfolgern lebte und wirkte, ward die höchste Höhe der Nilschwelle, für die der Papyrus von Gizeh das Datum des 11. August ansetzt, auf den fünfzehnten Tag des ersten Monats oder den 3. August verlegt. Die Wende war demzufolge sieben Tage später als in herodotischer Zeit, das heißt, sieben Tage nach dem 29. oder 28. Juni oder am 5. bezüglich 6. Juli eingetreten, was nur in der Zeit vom Jahre 1400 bis 1300 vor Christus der Fall sein konnte, das heißt mit annäherndster Genauigkeit in der Mosesepoche. Ein jüngerer Kalender aus der Kaiserzeit, im Tempel von Esna, verzeichnet den 25. Juni als Tag des Eintritts der Sommerwende. Der griechische Astronom Ptolemäus (aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts) giebt genau denselben Tag der Wende an und bestätigt durch sein Zeugnis die ägyptische Kalenderangabe. Wie man sieht, haben die auf den Denkmälern und in den Papyrusrollen überlieferten Niltage in chronologischer Beziehung eine hohe Bedeutung und der Papyrus vom Mörissee erhält somit auch nach dieser Richtung hin seinen eigenen Wert.





Litterarische Notizen.



Es ist recht zu bedauern, daß ein so hervorragender Dichter wie Paul Heyse in seinem dreibändigen Roman **Merlin** (Berlin, Wilh. Hertz [Bessersche Buchhdlg.]) sich nicht damit begnügt hat, ein Werk von künstlerischer Bedeutung zu schaffen, sondern das Interesse des Lesers fortwährend von den Vorzügen seiner Dichtung ab- und auf Streitigkeiten lenkt, die gegenwärtig innerhalb der schriftstellernden Kreise sich abspielen, deren Endergebnis aber weder bestimmt vorherzusagen ist, noch auch überhaupt zu erwarten steht. Es handelt sich in dem Roman um einen Dichter und seine Werke, um zwei Theaterdamen, die bald für die Persönlichkeit des Dichters, bald für seine Dramen eintreten, aber es handelt sich auch zugleich um die höchsten und tiefsten allgemeinen Fragen der Menschheit, namentlich um das Verhältnis zwischen idealem Streben und kleinlicher Weltanschauung. Das umfangreiche Werk enthält viel Lebensweisheit, aber auch viel Verbitterung, und man möchte wünschen, daß statt letzterer ein Strahl echten wahren Humors auf die verschiedenen Vorgänge gefallen wäre, um sie in höherem Sinne zu erklären und zu lösen. Immerhin tritt überall der feinsinnige Dichter geistig anregend und sittlich belebend dem Leser nahe, und „Merlin“ gehört schon durch das Gewicht des Autors zu den interessantesten Neuigkeiten der letzten Zeit.

Ein sehr unterhaltender und an äußeren Erlebnissen reicher Roman ist von Balduin Möllhausen in der Union, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart unter dem Titel **Die beiden Yachten** herausgekommen. Hier wird unsere Kenntnis der wirklichen Welt bereichert, und in fesselnder Darstellung ziehen mancherlei ungewöhnliche Begebenheiten an der Phantasie des Lesers vorüber.

Von Arpad Imre, den Lesern der „Monatshefte“ durch den Roman „Wegmüde“ bekannt, erschien in J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W. ein neues Werk, das den Titel **Toi seul** führt und wieder die innere Verwandtschaft künstlerisch begabter und gesellschaftlich vornehmer Naturen behandelt. Arpad Imre weiß leidenschaftliche Vorgänge ergreifend zu schildern; es wäre zu wünschen, daß dies interessante Talent seinen Gesichtskreis etwas erweitern und dann sich auch an anderen gesellschaftlichen Problemen versuchen möchte.

Ein Band Novellen und Aphorismen von Arthur von Loy unter dem Titel **Aus der Wirklichkeit** ist bei Richard Ecksteins Nachfolger in Berlin erschienen und wird ohne Zweifel durch manche geistvolle Einzelheit erfreuen. Die größte Novelle des Bandes heißt „Das Pfingstfest der armen Schneiderin“, eine Geschichte, deren Schauplatz das moderne Berlin ist.

Bei Alfred H. Fried u. Co. in Berlin erschien ein Band Novellen von Hans Land unter dem Titel **Sünden**; dieser Titel ist übrigens viel sensationeller als die Novellen selbst, die sehr flott geschrieben sind und sich mit allerlei Vorgängen beschäftigen, wie sie das moderne Großstadtleben hervorbringt.

* * *

Die „unsterbliche Geliebte Beethovens“ Giulietta Guicciardi oder Therese Brunswick? Von Dr. A. F. Kalischer. (Dresden, Richard Bertling.) — Es giebt einen Liebesbrief Beethovens vom 6. und 7. Juli in drei Abschnitten, leider ohne Jahreszahl, von dem bisher allgemein angenommen wurde, daß er sich auf jene Gräfin Julia bezöge, welcher die Cis-moll-Sonate gewidmet ist. Da trat Frau M. Tenger mit der Behauptung auf, unter der unsterblichen Geliebten jenes Schreibens sei Beethovens Freundin, Therese Brunswick, zu verstehen, welcher er die zweisätzige Fis-moll-Sonate dedizierte. Kalischer weist gründlichst nach, wie geradezu leichtsinnig mit ihrem wissenschaftlichen Material die Verfasserin umgeht; jeder Leser gewinnt die Überzeugung,

daß Therese Brunswick die unsterbliche Geliebte nicht ist. Für definitive Entscheidung bleibt immer noch der Inhalt dieses einzigen Briefes die Hauptfrage; um die Jahreszahl zu finden, müßte geforscht werden, wo sich Beethoven als Badender aufhielt, müßte auf die Erwähnung eines Esterhazy mehr Untersuchungseifer gelegt werden. Die Streitfrage dürfte bald ihre Erledigung finden und sich wohl zu gunsten der Giucciardi entscheiden.

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildnis Leutholds von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg, Conrad Kloß.) — Diese anschaulich und ohne rednerische Übertreibungen verfaßte Lebensgeschichte giebt zum erstenmal einen Einblick in den Entwickelungsgang des unglücklichen Schweizer Lyrikers, der bekanntlich in Geistesumnachtung endete. Jedenfalls darf, wie vielleicht bei Kleist und vielen anderen, ihm gegenüber nicht von Verkennung oder Teilnahmlosigkeit des deutschen Volkes geredet werden: es lag, so hart es klingt, doch wesentlich an Leuthold selber, daß er den rechten Weg nicht fand: an gutmeinenden, opferwilligen Freunden hat es ihm nie gefehlt. Unbekannt bisher war sein Liebesleben, das hier in sehr zurückhaltender Weise vorgeführt wird. Zu den „Gedichten", dem einzigen Werke, das uns Leuthold hinterlassen, bieten die hier mitgeteilten meist noch nicht erschienenen kleineren Sachen eine annehmbare Ergänzung. Auffallend bleibt übrigens, daß niemand aus Leutholds Umgebung sich darüber Gedanken gemacht hat, weshalb der Dichter schon an dem volltönenden bloßen Wortklang ein gleichsam rauschähnliches Behagen empfand: aus seiner Penthesileia und seiner Rhapsodie Hannibal hätte sicherlich der Verfasser des genialen Menschen, der italienische Psychiater Lambroso, schon bei Lebzeiten des Poeten gewisse Symptome beginnenden Irrsinns erkannt.

Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) — Der erste Brief Storms datiert vom November 1850, der letzte vom Juli 1865. Während Storm sich noch als der meist liebenswürdige Idyllenpoet seiner ersten Periode zeigt, steht Mörike, dessen Hauptthätigkeit beendet war, als abgeschlossener Charakter vor uns. Die Briefe bringen keine großen politischen oder ästhetischen Fragen, sie zeigen uns nur zwei Dichter von ihrer freundlich menschlichen Seite und vervollständigen im allgemeinen das Bild, das jeder Freund ihrer Muse von den beiden deutschen Dichtern wohl auch schon bisher in sich gehabt hat.

* * *

Das Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoïlle, Gräfin von Aldenburg. Erzählt von ihr selbst; eingeleitet, übersetzt und erläutert von Dr. Reinhard Mosen. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Das Buch führt uns einen Sonderabschnitt aus einer der betrüblichsten Zeitepochen deutscher Geschichte vor. Die hohe Verfasserin gewährt uns zugleich einen intimen Einblick in ihr Seelenleben. Der moderne Mensch hat kaum eine Ahnung, welche Rolle in jener Zeit die Konfession spielte; ist schon der Gegensatz zwischen Lutherischen und Reformierten ein großer, so wirkt auf die fromme Prinzessin alles Katholische wie eitel Götzendienst. Auch wird der Leser von der Empfindung nicht frei, daß die Geistlichen sich der Macht wohl bewußt waren, die sie auf ein Frauengemüt wie das der Gräfin ausübten. Hat man diese fesselnden, sittengeschichtlich ohne Zweifel bedeutenden Memoiren zu Ende gelesen, so lernt man erst den Fortschritt würdigen, welchen die Gegenwart bietet. Sehr charakteristisch ist folgende Notiz aus dem Jahre 1700, welche die französische Prinzessin niederschreibt, ohne die Absicht, geistreich-boshaft sein zu wollen: Ich hatte zum Nachbarn einen Priester, Namens Boc, der einen sehr schönen Garten besaß. Lotte und ich hatten die Erlaubnis, in diesem Garten spazieren zu gehen. Eines Tages erzählte er mir, daß er einer der Schatzhüter wäre. Ich sagte ihm: „Aber mein Herr, es ist doch eine sehr große Mühsal, alle Nacht in einem kalten Gewölbe zu wachen." Er erwiderte: „Was thut man nicht für Gel—" und dann sich verbessernd: „für den Dienst Gottes."

* * *

Sandwirt Andreas Hofer. Von P. Cölestin Stampfer. Zweite verbesserte Auflage. Mit Titelbild. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) — Auf Grund eines wissenschaftlich wohl gesichteten Materials hat der Verfasser ein Charakterbild des schlichten Sandwirtes von Passeier entworfen, das man als ein Volksbuch im besten Sinne bezeichnen kann. Stampfer läßt sich keine Übertreibungen vom einseitig religiösen Standpunkte zu schulden kommen; wenn er freilich einmal meint, Hofer habe nur einen Immermann, nicht wie Tell seinen Schiller, so hätte er leicht hinzufügen können, weshalb das geschehen muß für einen modernen Dichter, welcher objektive Geschichtsverhältnisse nicht fälschen will. Jedenfalls ist dem Geschlechte Hofer später die Treue ihres Ahnen von den Habsburgern dankbar und reichlich belohnt worden. Das beigegebene Porträt aus dem Jahre 1809 gehört zu jenen wenigen gelungenen Brustbildern, die uns

den Helden mit einem Schlage in seiner ganzen unverfälschten Naturtreue vor Augen führen.

Von der Sammlung von Lebensbeschreibungen, welche Anton Bettelheim mit Sorgfalt und Rücksicht auf moderne Menschen unter dem Titel „Führende Geister" herausgiebt, ist ein neuer Band erschienen: **Christoph Columbus.** Von Sophus Ruge. Mit Columbus' Bildnis und einer Karte. (Dresden, L. Ehlermann.) Diese Jubiläumsschrift, zur Feier des 12. Oktober 1892 geschrieben, verdient die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise; mit den üblichen Mythen, die allmählich die Wahrheit über das Leben des Entdeckers einer neuen Welt wie Schlingkraut überwuchert haben, wird gründlich aufgeräumt. Die Darstellung ist fließend und gewandt und vermeidet mit Glück den trocken referierenden Ton, ohne deshalb in den Gegensatz einer überschwenglichen Rhetorik zu verfallen. Zu denken, in Rücksicht auf ähnliche Verhältnisse in der Gegenwart, giebt folgende Stelle auf Seite 152 und 153: „Der Jubel, der ihn einst auf der Heimkehr von den ersten Fahrten umbraust hatte, war verstummt. Die Begeisterung für die Schätze der Neuen Welt war einer großen Ernüchterung gewichen. Die Verwaltung der transatlantischen Länder kostete Geld und Menschen; das Klima untergrub die Gesundheit, ohne dafür Wohlstand zu gewähren. Kein Mensch kümmerte sich mehr um den Admiral." Zu loben ist die Beigabe eines Porträts Columbus', dessen Gesichtszüge ebensogut einem Geistlichen jener Zeit angehören könnten, sowie die Karte vom „Ocean nach der Darstellung Behaims", der uns von der Lage der Insel Cipango ein gar seltsames Bild vorführt.

* *
*

Das Genie. Vortrag von Franz Brentano. — **Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung.** Vortrag von Franz Brentano. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) — Das Problem des ersten Vortrages lautet: Ist das Genie vor der nicht genialen Veranlagung dem bloßen Grade oder der Art nach ausgezeichnet? Zuversichtlich dürfe man behaupten, daß auf dem Gebiete der Wissenschaft die geniale Thätigkeit von der nichtgenialen immer dem Grade nach, nie specifisch unterschieden sei. Aber auch die sogenannten Eingebungen des künstlerischen Genies sind weder Wunder noch Produkte unbewußten Denkens, das nach anderen Gesetzen als denen des bewußten Denkens verliefe; sie werden nur solchen zu teil, die wir mit einer eminenten Empfänglichkeit für die Schönheiten des betreffenden Gebietes ausgestattet sehen. Wie uns scheinen will, nimmt Herr Brentano den Abstand zwischen Talent und Genie zu gering. Daß er nicht, wie Lambroso, alles ins Gebiet des Krankhaften zerrt, oder, wie Hartmann, alles auf das Unbewußte schiebt, ist gewiß zu loben; aber ob ihm Naturen gleich Shakespeare bis in die innerste Tiefe ihres Wesens durch solche etwas spießbürgerlichen und nach Lampenweisheit riechenden Betrachtungen deutlich geworden sind, unterliegt wohl dem Zweifel. — Das Problem des zweiten Vortrages ist folgendes: Da die Vorstellung des Besseren wertvoller als die des minder Guten und des Schlechten ist, so sollte man meinen, müßte überwiegend das Gute den Gegenstand dichterischer Darstellung bilden. Schon ein flüchtiger Umblick jedoch lehrt, daß gerade das Gegenteil der Fall ist. Dies erklärt sich für den Satiriker und den Humoristen dadurch, daß, wenn sie erheiternd bei Verkehrtem und Niedrigem uns verweilen lassen, sie dem Ganzen der Vorstellung wie durch einen wünschenswerten Abschluß der Handlung, so auch durch anderes, und insbesondere durch einen bedeutenden Gehalt einen hohen Wert zu geben wissen. Betrachtet man ferner die Tragödie unter dem dreifachen Gesichtspunkt: erstens des besonderen Wertes des Gegenstandes, zweitens der Möglichkeit vollkommener künstlerischer Fassung und Bearbeitung, und drittens der Empfänglichkeit des Zuschauers, dadurch bewegt zu werden, so stellt sich nach Brentanos Meinung heraus, daß in jedem Betracht die tragische Kunst richtig verfährt, indem sie dem unverdienten Leiden, dem Verbrechen, der Verirrung und anderem Übel einen so breiten Raum gewährt. — Wenngleich wir diese Analyse nicht für erschöpfend halten können und ihre Anwendbarkeit auf den Naturalismus bestreiten müssen, so bewundern wir doch ihre Durchsichtigkeit und die Gabe des Verfassers, verwickelte Verhältnisse auf einfache Formen zurückzuführen.

* *
*

Zur Entwickelungsgeschichte der Meinungen. Von Eduard Kulke. (Leipzig, Carl Reißner.) — Das Buch enthält drei inhaltlich zusammenhängende Vorträge: „Über den Widerstreit der Meinungen", „Über die Möglichkeit einer Korrektur der Meinungen" und „Über die praktische Lebensgestaltung auf Grundlage der Meinungen". Ein Widerstreit der Meinungen ist in der Entwickelung der Menschheit erst aufgetreten, als die Menschen über Dinge nachzudenken begannen, die mit den dringenden Lebensbedürfnissen in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen; eine Abänderung von Ansichten ist nur da möglich, wo es sich um Verstandesurteile (im Gegensatze zu Gefühlsurteilen) handelt; da aber die meisten

Fragen des wirklichen Lebens nicht auf Verstandesurteilen beruhen, so muß für sie an die Stelle wissenschaftlicher Widerlegung die Staatsgewalt eintreten und den Gesellschaftskörper vor Ausschreitungen des einzelnen bewahren. — Weder diese Grundgedanken des Buches noch ihre Ausführung scheinen mir neu oder besonders wertvoll zu sein. Aber auch die sprachliche Einkleidung leidet an erheblichen Mängeln. Der Verfasser der „Sprachdummheiten" wird außer sich geraten, wenn er Sätze liest, wie sie in dem von S. 18 bis 19 reichenden Abschnitte stehen.

* *
*

Psychologie der Suggestion. Von Dr. phil. Hans Schmidkunz. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. phil. et med. Franz Karl Gerster. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gegenstand dieses Buches gut gewählt ist. Die Thatsache, daß ein körperliches oder seelisches Ereignis durch sein psychisches Bild erweckt werden kann — das ist eben: Suggestion —, verdient sicherlich eine eingehende psychologische Zergliederung, und um so mehr, weil sie nicht bloß in hypnotischen Zuständen, sondern im gesamten Verlaufe des inneren Lebens auftritt. Auch mit der Behandlung des Gegenstandes durch den Verfasser kann man sich wohl im großen Ganzen einverstanden erklären, nur wird man die Weitschweifigkeit der Darstellung und eine gewisse Einseitigkeit der Anschauung bedauern. Am befremdlichsten indessen ist der Mangel eigener experimenteller Untersuchungen. Auf Einzelheiten einzugehen ist an dieser Stelle leider nicht möglich; es genüge also zu sagen, daß der erste Hauptteil die Suggestion beschreibt, der zweite von der Hypnose handelt, der dritte die Suggestion erklärt und der vierte in übertriebener Weise Anwendungen giebt auf Psychologie und Philosophie, Heilkunde und Rechtspflege, Kunst, Kultur und Religion.

* *
*

Das Rätsel des Hypnotismus und seine Lösung. Von Dr. Karl Friedrich Jordan. Zweite Auflage. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.) — Diese Schrift zeichnet sich dadurch aus, daß sie auf gründlichen Kenntnissen beruht, flott geschrieben ist, und den Geist einer von der Schablone abweichenden Persönlichkeit atmet. Aber ob die Tendenz und die „Lösung" des Rätsels vielfache Billigung finden, erscheint dem Berichterstatter sehr zweifelhaft. Die Tendenz des Büchleins richtet sich gegen die materialistische Wissenschaft und ihre zwei Grundfehler, nämlich die, daß sie den Organismus des lebenden Menschen wie einen toten Stoff behandele und nur anerkenne, was sie wisse. Der Erklärungsversuch geht auf die von Gustav Jäger behaupteten gegenseitigen Beeinflussungen von Menschen zurück, die durch die Wirksamkeit der sogenannten Lebensstoffe zu stande kommen sollen. „Die Art und Weise nun, wie sich die geistige Beeinflussung des Hypnotischen durch den Hypnotisten vollzieht, kann entweder so gedacht werden, daß die Lebensstoffe des Hypnotisten in besonderer Menge und Beschaffenheit und in Form besonderer Bewegungen — entsprechend dem Zustande der geistigen Thätigkeit des Hypnotisten — in den Hypnotisierten eindringen und daselbst wirksam werden; oder auch so, daß unmittelbar eine telepathische Wirkung des Geistes des Hypnotisten auf den Hypnotischen stattfindet, der durch das Eindringen der Lebensstoffe nur vorbereitet und begünstigt wird."

* *
*

Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. Dargestellt von Dr. Hugo Kaatz. Erster Teil: Kultur und Moral. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Auch wer die Überschätzung der Nietzscheschen Philosophie, die sich jetzt breit zu machen beginnt, nicht teilen kann, wird dem vorliegenden Unternehmen einen hohen Grad von Nützlichkeit zuerkennen. Denn da Nietzsche fast ausschließlich in Aphorismen geschrieben hat, niemals einen geschlossenen Gedankengang verfolgt, Wiederholungen und Umwandlungen nicht scheut, so ist es sehr mühevoll, einen Einblick in seine seelische Persönlichkeit, d. h. seine Weltanschauung zu gewinnen. Herr Kaatz will uns diese Mühe mindern und bringt, unter Ausschluß jeder Kritik und meistens mit des Philosophen eigenen Worten, eine große Anzahl der wichtigsten Gedanken zusammen, gruppiert sie und ordnet sie in aufsteigender Linie. Damit ist ja noch nicht viel gewonnen, aber eine brauchbare Vorarbeit für die wirkliche Darstellung der Nietzscheschen Weltauffassung geliefert. Wir hoffen auf baldiges Erscheinen des zweiten Teiles.

* *
*

Theorie der Geisteswerte. Von Albert Kniepf. (Leipzig, C. H. Naumann.) — Herr Kniepf hat sich an Friedrich Nietzsche und vornehmlich an dessen Buch „Jenseit von Gut und Böse" gebildet. Er vertritt den Standpunkt, daß die Philosophie nicht für jedermann da sei, sondern ihr innerstes Heiligtum schamhaft vor den Blicken der Menge verhüllen müsse; der wahre Denker sei Aristokrat und solle in vornehmer Abgeschlossenheit sein Glück

finden. „Philosophie in ihrer höchsten Bedeutung ist gesteigerter Individualismus.“ Zugegeben, möchte der Berichterstatter sagen, allein dann ist die notwendige Voraussetzung alles Philosophierens eine eigenartige und kraftvolle Individualität. Und ob Herr Kniepf eine solche darstellt? Was er in den beiden Hauptteilen dieses Buches, in den Abhandlungen „Zur Psychologie der Religionen“ und „Zur Psychologie der Kunst“ auseinandersetzt, kann einen Anspruch auf Neuheit oder Bedeutsamkeit kaum erheben. Auch ist die sprachliche Form nicht danach angethan, einen besonders günstigen Eindruck hervorzurufen. Immerhin bleibt die glänzend ausgestattete Schrift recht lesenswert, und das ist, zumal in unseren Tagen, Lobes schon genug.

* * *

Zur Psychologie des Individuums. Von Stanislaus Przybyszewski. I. Chopin und Nietzsche. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Der Verfasser, der mit dieser Flugschrift wohl zum erstenmal an die Öffentlichkeit tritt, ist zweifellos sehr jung und von entschiedener Begabung. Aber seiner feinen Nachempfindungs- und Ausdrucksfähigkeit fehlt es noch an der nötigen strengen Selbstschulung, und daher kommt es, daß neben manchem geistvollen und gut geprägten Worte sinnlose und hohltönende Redereien stehen. Das geniale Individuum von heute soll das Gefühl des Über-den-Menschen-seins enthalten und in einer krankhaften Genußsucht befangen sein. Außer diesen beiden Merkmalen zeigt Chopins Persönlichkeit im besonderen ein specifisch slavisches Element: die leichte, in Extreme fallende Erregbarkeit, und ein gallisches Element: den koketten Feminismus. „Wo Chopin aufhört, setzt Nietzsche an.“ An Nietzsche fallen vor allem zwei Züge in die Augen; Nietzsche war einerseits ein reiner Gehirnmensch mit dem Scharfblick der Degenerierten, andererseits ein Mensch, der fortwährend in schmerzhafter Raserei gegen seine Vergangenheit sich auflehnte und das Unkraut politischer, religiöser und philosophischer Mythologien auszujäten sich bemühte.

* * *

Lust, Leid und Liebe. Ein Beitrag zum Darwinismus. (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.) — Wir haben vor kurzem in diesen Blättern ein anderes Werk des Verfassers, des Dr. Hübbe-Schleiden, besprochen und dabei die Persönlichkeit des Autors mit wenigen Worten zu schildern versucht. Heute liegt es uns ob, auf das neueste Buch Hübbe-Schleidens hinzuweisen, das seine Weltanschauung enthält und eine merkwürdige Verbindung uralter Glaubenssätze mit Häckelschen Philosophemen, von Spiritistereien mit den Ergebnissen der exakten Wissenschaft darstellt. Drei Fragen bilden den Mittelpunkt der Überlegung: Was ist das Dasein? wie erscheint das Dasein? warum ist das Dasein? Und der Kern der Antwort ist ein Individualismus, der die Schlagwörter „Vererbung“ und „Anpassung“ beiseite wirft und in den Satz zusammengefaßt werden kann: Der Unterschied aller Individuen beruht ausschließlich darauf, daß sich Individualität, d. h. eine besondere Art Wesenheit entwickelt. — Die Form der Auseinandersetzung ist angenehm, weil sachlich und knapp; eine Fülle von Zeichnungen und Tafeln dient zur Erläuterung.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Toter Frühling.

Erzählung
von
Ossip Schubin.

II.

Jack bestieg den Hansom, welchen er — das Sparen war ihm noch nicht sehr geläufig — indessen die ganze Zeit über hatte warten lassen.

Ein süßer Duft drang über die roten Ziegelmauern der Gärten zu ihm herüber. Die Erinnerung an die hübsche, vornehme und doch so unendlich steif langweilige Erscheinung seiner Cousine umschwebte ihn mit unabweisbar zäher Zudringlichkeit.

An was fehlte es ihr denn — an was denn? — Mein Gott! — an Leben fehlte es ihr!

Und plötzlich tauchte vor seinen Augen eine ganze Legion genau ebenso anmutiger, wohlerzogener, langweiliger Geschöpfe auf, denen es gleichermaßen an Leben fehlte.

„Es läßt sich nicht leugnen, es ist ein englischer Nationalfehler," sagte sich Jack, und wie er darüber nachdachte, wollte es ihn bedünken, als ob sich seine Landsleute insgesamt des Lebens schämten, — ihre Bewegungen, ihre Art zu reden, zu urteilen — alles war ja gleichermaßen schablonenhaft. Sie hatten eine nationale Physiognomie — keine Individualität. In ihrer Angst, das Leben könnte irgend eine anstößige Forderung stellen, unterdrückten und verleugneten sie es dermaßen, daß sie ihren Stolz hineinzusetzen schienen, nicht mehr Menschen, sondern bloß durch eine gewisse allgemeine sittliche Konvention in Bewegung gesetzte Automaten zu sein. Wenn es diesen Verblendeten schließlich gelungen war, das Leben vollständig aus sich auszurotten, dann triumphierten sie in dem Gefühl ihrer großartigen Vollkommenheit und blickten auf alle weniger leblosen Geschöpfe mit schnöder Verachtung herab.

Unter diesem Verbande der Seligen hieß das Leben — Sünde. Das Komische war, daß das malträtierte, von Cant — so hieß ja die große Anstandslüge — in Fesseln gehaltene Leben doch immer wie-

der sein Recht verlangte, und in welch vehementer Weise!

So sehr wie am heutigen Tage waren ihm diese verschiedentlichen englischen Nationalübel freilich noch nie aufgefallen. Er fragte sich, ob es vielleicht in den Kreisen, in welchen er bisher verkehrt hatte, in der Welt, in der man sich amüsiert, um ein Beträchtliches anders sei? Da aber war er mit der Antwort nicht so schnell bei der Hand.

Eine gewisse schablonenhafte Totschlächtigkeit machten sich seine Landsleute, trotz bedeutend freierer und gefälligerer Formen, auch in der „Gesellschaft" zur Regel.

Eigentliche Lebendigkeit bewiesen die Engländer, und besonders die Engländerinnen, selbst in der Gesellschaft erst, wenn ihr Blut durch lustige Sportübungen oder auch durch ein momentanes starkes Sportinteresse in Wallung gebracht worden war.

Der Sport war das einzige, was die Engländerinnen elektrisierte, nebenbei war er das große Sicherheitsventil, was sie vor den häßlichen Verirrungen bewahrte, in welchen sich auch hier in der besten Gesellschaft das durch den Cant künstlich zurückgehaltene Leben leider nur zu oft einen unschönen Ausweg schuf.

„Sport! — Sport!" — ja, unter dem Einfluß des Sports wurden die Engländerinnen reizend, heiter, ungezwungen. Unwillkürlich atmete Jack freier bei dem Gedanken an die Wirkung des Sports, zugleich ließ er den Blick über seine Umgebung schweifen. Die Gegend kam ihm mit einemmal merkwürdig bekannt vor. Er steckte den Kopf unter dem Dach seines Cabs heraus — ein paar vierspännige Drags rollten an ihm vorbei. Er erkannte mehrere gute Freunde, die ihm lustig zuwinkten.

„Wo bin ich denn eigentlich?" fragte er sich, „da muß ja Hurlingham irgendwo in der Nähe sein."

Am Weg nach Putney hinaus hatte er, zu tief in die bösen Absichten, die ihn so ex abrupto zu seinen arg vernachlässigten Verwandten führten, versunken, die Thatsache übersehen. Jetzt verkrümmte er humoristisch die Mundwinkel. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß in London, oder wenigstens in dessen nächster Umgebung, die Welt, in der man sich langweilt, so nahe liegt neben der Welt, in der man sich amüsiert.

Und wie man sich amüsiert in Hurlingham! — Jack gedachte jetzt nicht ohne einen kleinen Seufzer des herrlichen Parkes, in dem jeden Sonnabend während der Saison die Polo-Matches abgehalten werden. Wie oft hatte er die Matches mitgeritten! Er war natürlich Mitglied des Hurlingham-Klub. Eine plötzliche Lust wandelte ihn an, noch einen Blick zu thun in dieses Paradies des Sports, das für ihn eigentlich ein verlorenes Paradies geworden war.

Er dirigierte den Kutscher nach Hurlingham.

Da Mietwagen, mit Ausnahme von Remisen, keinen Zutritt haben zu diesen elysäischen Feldern höchster Exklusivität, so mußte der Wagen vor dem Eingang halten. Jack erinnerte sich jetzt erst daran, daß er seine Eintrittskarte nicht bei sich hatte, aber der einarmige Pförtner machte keine Schwierigkeiten ihn einzulassen. Man kannte ihn so gut in Hurlingham.

Man hatte noch nicht begonnen aufzubrechen. Noch in ihrer ganzen Großartigkeit standen die Equipagen, welche ihre Last vornehmer Menschen hier ausgeladen hatten, nebeneinander, eine ordentliche Wagenfestung. Vierspännige Drags, elegante zweisitzige Viktorias, schwerfällige Huit-Ressorts, altväterische Kutschen mit Kutschern in Perücken auf dem Bock und gepuderten Bedienten mit langen vergoldeten Stöcken auf einem Trittbrett hinter dem Wagen stehend.

Die elegantesten unter diesen Luxusgefährten kannte Jack alle. Stumm und humoristisch, mit dem aus Anstandsgefühl entspringenden Humor derjenigen, die sich selbst ihre Bedrücktheit nicht eingestehen wollen, sann Jack über den Wechsel alles Irdischen nach, während er die wundervoll gepflegten Wege zwischen den wei-

ten, sammetgleichen Rasenplätzen einherwanderte, über welche sich, leicht vom Hauch des Spätfrühlings bewegt, die malerisch ausgezackten und durchbrochenen Schatten der alten Eschen und Ulmen länger und länger hindehnten. Hier und da rollte ein Break oder Mailcoach an ihm vorüber in dem langsamen Tempo einer Equipage, welche ihren Herrn erwartet.

Er ging auf den Platz zu, wo die Polo-Matches gehalten wurden. Eine Anzahl der schönsten Frauen sowie der elegantesten alten und jungen Dandies von London umdrängte die Einfriedung, hinter welcher acht junge Männer in weißen Flanellanzügen und mit gelben Ledergamaschen, die Arme bis über den Ellenbogen entblößt, auf weißen, breitschulterigen Doppelponies über eine smaragdgrüne Fläche einem weißen Ball nachrasten, den sich die beiden Parteien unter den Reitern mit langen an Crockethämmer erinnernden Instrumenten streitig machten. Bald fliegt der Ball dahin, bald dorthin. Mit atemloser Spannung beobachtet das Publikum die Evolutionen desselben, sowie die der Streiter.

Eine Musikkapelle, bestehend für diesmal aus echten ungarischen Musikanten, spielt mit wiegenden Rhythmen einen Walzer von Strauß — spielt ein einschmeichelndes Accompagnement zu geplauderten Liebesduetten, die ringsum die weiche Frühlingsluft durchschwirren.

In kleinen bunten Zelten sitzen alte Damen, echt englische alte Damen, über die Gebühr stark, in sehr jugendlichen Toiletten und mit schön geschnittenen, leider meist kupferigen Gesichtern. Sie lassen sich von weißhaarigen Verehrern lachend und von den Schmeicheleien, die sie abwehren, geschmeichelt, längst vergangene Triumphe ins Gedächtnis zurückrufen und zum hundertstenmal die Thatsache versichern, daß die Frauen von heute nicht mehr so schön sind wie die Frauen, die vor dreißig oder vierzig Jahren Regen und Sonnenschein machten am socialen Himmel von London.

Jack, an dessen Ohr diese Redensarten vorbeigleiten, fragt sich angesichts der köstlichen Blumenlese von weiblicher Anmut, welche sich seinem Auge bietet, ob das möglich ist.

Ein Gefühl wehmütigen Wohlbehagens überkommt ihn. Er genießt die Musik, er genießt die weiche, nach grünem Laub und feuchtem Rasen duftende Luft, genießt den Anblick der hübschen jungen, sowie der vornehmen alten Frauen, freut sich an diesem Extrakt supremer Eleganz, in welchem sich ein Kontingent erfolggekrönten Strebertums nicht störend, nein, nur pikant kurzweilig hineinmischt.

Man hat ihn erkannt, schöne Augen schimmern ihm ein freundliches Willkommen zu, braune Männerhände mit wie Opale flimmernden mandelförmigen Nägeln strecken sich ihm entgegen. Er verweilt nicht lange, wendet sich ab — schlendert von neuem seinen einsamen Weg durch den Park. Die schwermütigen Lieder, die der Frühlingswind in den Kronen der alten Eschen singt, mischen sich lieblich mit der in der Ferne verschwimmenden Tanzmusik, die Schatten, die sich über den Rasen hindehnen, werden bleicher und bleicher. — Jetzt sind sie ausgelöscht.

Es fängt an zu regnen — es fängt immer an zu regnen in London, wenn man es am allerwenigsten erwartet. Erst nur ein Tropfen da und dort, etwas wie ein verstärktes Blätterrauschen, das über den Park hinzieht, dann immer ungestümer — ein prasselnder Platzregen, der Jack veranlaßt, das Kasino aufzusuchen, das winzige Kasino von Hurlingham.

Sein Weg führt ihn am Treibhaus vorbei. Eine Schar von Damen hat sich hineingeflüchtet. Über eine Pallisade buntester Calceolarien sieht er sie hinausblicken, betrübt und lachend zugleich, durch das schiefe Glasdach des Treibhauses.

Wie hoch und schlank, wie gut gewachsen, wenn auch meistens etwas flach in der Taille, diese jungen Geschöpfe

sind! Welch herrlicher Teint, welch gesunder Freimut im Gesichtsausdruck, und die entzückenden Näschen und kurzen, feingeschnittenen Oberlippen. Auch Engländerinnen!

Ein Zorn überkommt ihn, ein echter Proletarierzorn darüber, daß die Kluft zwischen der englischen Welt, in der man sich amüsiert, und der, in welcher man sich langweilt, so tief, und die Mauer zwischen Putney und Hurlingham so hoch ist! Es ist ungerecht — in keiner Nation ist der Mittelstand so dürftig, die Aristokratie so reich bedacht wie in England. Dort hat die Aristokratie alles, Schönheit, Grazie, Temperament, Geist, und mehr als das — die Anmut vollständiger Natürlichkeit.

Nachdem sich Jack genugsam über diese ungerechte Verteilung irdischer Glücksgüter aufgeregt, beruhigt er sich mit dem Gedanken, daß es im Grunde genommen keine weniger exklusive Gesellschaft giebt als die englische, daß jeder den Einlaß dazu gewinnt, wenn er Geld hat oder Macht, sich den Eingang zu ihr zu ertrotzen, und ob er sich wohl oder übel in ihrem Schoß befindet, hängt gänzlich von ihm selber ab.

Dann fragt er sich, ob man so etwas malen könne, wie diese Schönheiten hinter den Calceolarien durch das regenüberrieselte Glasdach gesehen — ob Nittis etwas Derartiges zu stande gebracht hätte? Wie reizend und wie eigenartig ist doch das Bild!

Fast alle im Kapotthut, unterschieden sich seine Landsmänninnen im übrigen auf das nachdrücklichste in ihrem Anzug. Schwere Sammetkleider, dunkelrot oder violett zwischen weißem Musselin, schwarze Spitzenkleider zwischen Kleidern aus hellstem Foulard, dunkle knappe Tuchkostüme — Schöpfungen von Worth, von Redfern und Elise, kleidsam bis in die excentrischsten Modennarten.

Endlich macht Jack den Blick von dem hübschen Farbenwirrwarr los, tritt in das Tearoom des Kasino und greift nach einer Zeitung, findet keine andere als das „Field“, ein Sportblatt, welches in zwei Dutzend Exemplaren aufliegt. Das Tearoom ist fast leer. Nur ein junger Mann, der offenbar einer Abteilung weiblicher Verwandtschaft aus der Provinz die Honneurs von Hurlingham macht, steht im Begriff, mit seinem Anhang das Zimmer zu verlassen. Im Hinausgehen hört ihn Jack sagen:

„Awfully jolly isn't it — well we might have some more books about the place!“ Die Worte begleitet er jedoch mit einem zufriedenen Lachen, das deutlich ausspricht, wie schade, wie wenig chic er's fände, wenn das vornehm unwissende Sportparadies Hurlingham sich durch die Anschaffung einer Bibliothek erniedrigen wollte.

Jetzt ist Jack allein seinen eigenen Gedanken überlassen. Sie sind nicht angenehmer Natur. Mit einemmal stürzt durch die Thür, die offen geblieben ist, eine große schlanke Frau, mit dem reizendsten, von goldblondem Haar umschimmerten Gesichtchen, das je unter einem Kapotthut von Elise gesteckt hat.

Der Kapotthut besteht eigentlich nur aus einem Kranz von blaß lila und gelblichen Orchideen, dazu trägt sie ein weißes Kleid, das tüchtig naß geworden ist, und einen lose übergeworfenen dicken Zobelkragen, den sie mit beiden Händen rechts und links von ihrem Hals krampfhaft festhält.

„Ah, Jack! bist du's?“ ruft sie dem jungen Mann entgegen. Er erkennt seine Schwägerin Lady Klara, die Frau seines Bruders.

Sie hat sich außer Atem gelaufen, die Löckchen auf ihrer Stirn sind ein wenig verschoben, aber dennoch ist ihre ganze Erscheinung von verblüffender Vornehmheit und bezwingender Anmut. Sehr gut angezogen mit instinktivem Raffinement ohne Klügelei, sehr groß, fast einen halben Kopf höher als die durchschnittliche weibliche Menschheit, ein wenig selbstbewußt, aber so naiv und so gerechtfertigterweise, daß man sich ihrem Selbstbewußtsein unterordnet, ist sie eine

bestrickendsten Vertreterinnen einer bestrickenden Menschenklasse.

„Jack, du hier — ich hab dich beim Polo erblickt, nur einen Moment, dann bist du verschwunden. Ich bin dir nachgelaufen durch den ganzen Raum, nirgend konnt ich dich finden — Charley Dearing sucht dich ebenfalls. Ich bin vom Regen überrascht worden, und erhitzt bin ich dazu; ich bin nur froh, daß ich dich endlich gefunden habe. Ach, laß mir eine Tasse Thee bringen."

„Ist's nicht schon etwas spät?" fragt Jack.

„Was liegt an der Zeit," erwidert ihm seine Schwägerin, „ich möchte gern ein wenig mit dir plaudern; wenn's nicht so spät wäre, wäre das ganze Zimmer voll Menschen."

Binnen kurzem sitzt Jack seiner Schwägerin gegenüber an einem sehr niedrigen Tischchen, das ihm kaum bis an die Knie reicht, und sieht zu, während sie Thee trinkt; den braunen Hurlinghamkuchen, den der Kellner mit dem Theeservice gebracht, läßt sie unberührt. Sie ist nur durstig — Hunger fühlt sie keinen.

Jack betrachtet sie mit Wohlgefallen. „Auch eine Engländerin!" denkt er bei sich. „Wie schade, daß Mary der nicht etwas ähnlicher sieht." Und wieder kommt ihm der Proletarierzorn darüber, „daß diese Leute alles für sich haben sollen, nicht nur ihre Stellung und physische Schönheit, sondern auch noch den sprühenden Lebensmut, und diese bezaubernde Natürlichkeit, diese insolente Natürlichkeit von Menschen, die gänzlich damit zufrieden, wie Gott und das Leben sie gemacht, es als vollständig überflüssig ansehen, an sich herumzukünsteln."

Jede Affektation wurzelt in einem Gefühl der Unsicherheit. Sie ist die Schminke, welche der Mensch auflegt, weil ihm sein Teint nicht genügend schön vorkommt.

„Ich weiß alles!" ruft sie aus, indem sie ihn über den Rand ihrer Theetasse anblickt, „alle[illegible]t mir alles erzählt."

„Nun, was weißt du?" fragt in einen fast scherzenden Ton verfallend Jack.

„Daß du ruiniert bist, daß du keinen Heller mehr hast — you silly boy!"

„Oho!" wendete Jack hier ein, „da bist du falsch unterrichtet worden. Ich besitze noch immerhin ein jährliches Einkommen von dreihundert Pfund — und im übrigen Baugründe, die eines schönen Tages ..."

„Eine Million abwerfen werden," erklärte Lady Klara trocken, „wir kennen das — Baugründe oder Familienprozesse, das sind beides Fallen, welche der Gewissenhaftigkeit eines Menschen gelegt werden, um ihn vor sich selbst zu entschuldigen, wenn er Lust hat, über seine Verhältnisse zu leben. Ich weiß etwas davon zu erzählen. Wenn meine Familie nicht auf Baugründe hin ausgegeben hätte, was sie nicht bezahlen konnte, so wäre ich jetzt nicht deine Schwägerin. Das hätte ich eigentlich nicht sagen sollen — es ist mir so entschlüpft. Übrigens — hm! — dein Bruder kann ganz zufrieden sein, und seine Kinder werden sich ihrer Mutter nie zu schämen haben, Bryan braucht nichts zu bereuen. Die einzige, die etwas zu bereuen hat, bin ich. Ach!" — sie lehnt in ihrem niedrigen Sessel zurück und reibt sich mit ihren zarten Fäusten beide Augen — „Tücke des Schicksals! — zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurde der Wert der Baugründe realisiert — ein immenser Wert! Heutzutage wäre ich einfach eine der besten Partien des Königreichs — heigho! — nun, es muß auch so gut sein! Aber ich bin nicht hergekommen, um dir vorzulamentieren, sondern um dich zu trösten. Was willst du denn jetzt eigentlich anfangen?"

„Ich ... Klara ... ich habe meinen Plan. Wenn meine Geschäfte hier geordnet sind, will ich nach Paris — mich einschränken und die Malerei studieren," erwiderte Jack.

„So!" Lady Klara lehnte die Arme auf den niedrigen Theetisch, der vor ihr stand, und sah Jack von unten hinauf mit Begeisterung an. „Das ist ein pracht-

voller Einfall — du willst Künstler werden!"

Jack nickte, dann fügte er lächelnd hinzu: „Für den Fall, daß Bryan nicht findet, daß ich dadurch ein Verbrechen an der Ferrarsschen Familienrespektabilität begehe!"

„Ach, laß die Ferrarssche Hochachtlichkeit in Ruh! Ein Künstler — das ist herrlich. Du hast ja so viel Talent! Du weißt, die beiden Bilder meiner Kinder, die du voriges Jahr in Rotstift für mich gezeichnet, hab ich mir einrahmen lassen. Sie hängen in meinem Schlafzimmer. Ein Maler! — da kannst du ja kolossal viel Geld verdienen. Sir John Millais, sagt man, verdient zehntausend Pfund im Jahre!"

Wie die echte Frau, die sie ist, sieht Lady Klara nur ein glänzendes Ziel, ohne sich über die Länge des Weges zu demselben irgend welche Gedanken zu machen. Das Problem der Zukunft ihres Schwagers ist für sie gelöst. „Ich bin froh, daß du dich zu etwas Vernünftigem entschlossen hast," versicherte sie. „Bryan faselte mir etwas davon vor, du solltest Mary Winter heiraten. Wie sollst du Mary Winter heiraten ... Unsinn! — Du kommst natürlich morgen zu Tisch?"

„Bryan hat mich ausgeladen, er sagte mir, ihr hättet ein paar Menschen und euer Speisezimmer sei sehr eng!" erwiderte Jack mit vollendetem Ernst.

„Ja, er hat mir auch etwas dergleichen vorerzählt," sagt Lady Klara. „Ich hab ihm darauf erklärt, daß, wenn er dich nicht einladet, ich das ganze Diner abbestelle. Da hast du's."

„Aber Klara!"

„Komischerweise hat er dich eigentlich sehr gern, nur hat er leider zwei Dinge noch bedeutend lieber: sein Geld und die Ferrarssche Familienrespektabilität. Er wird sich sehr freuen, wenn du kommst. Komm übrigens, wann du willst, wir wollen dich noch ein wenig genießen, solang du in London bist. Und noch eins, Jack, Bryan meinte, du solltest deine Kunstschätze verkaufen. Er sagt, du verlangst für deine ‚Nymphen' von Corot tausend Pfund. Ich weiß, sie sind mehr wert, aber wenn du mir sie um den Preis überlassen willst ..."

Jack stieg das Blut bis in die Stirn hinauf.

„O du dummer Junge!" lacht Lady Klara ihn gutmütig aus, „das ist ja ein Geschäft, ein einfaches Geschäft."

In diesem Augenblick steckt ein sehr blonder Dandy den Kopf zur Thür herein — Sir Charles Dearing.

„Awfully sorry," ruft er, „aber — da bist du ja, Jack. Ich wollte Ihnen soeben mitteilen, daß ich den Bösewicht nirgend finden kann, Lady Klara."

„Wenigstens haben Sie sich ein wenig Bewegung gemacht," meint Lady Klara, indem sie sich erhebt. „Es wird spät, sehr spät, wir müssen fort."

Sie treten aus dem Kasino hinaus in den Park. Er ist fast leer, nur hier und da begegnet man einem vierspännigen Drag, der in wirbelnder Hast dem Ausgang zueilt.

Lady Klara und Jack benutzen den Drag Sir Charles Dearings, um sich nach London zu begeben.

Es befinden sich noch andere Damen auf dem Drag, rings um Jack herum summen lustige Stimmen. Durch die jetzt dämpfend herabsinkende Dämmerung schimmert das regengenäßte Laub der alten Eschen von Hurlingham märchenhaft, die Blätter singen und rauschen.

Jack ist sehr still, er denkt nach. — Das ist auch England! Aber welch minimaler Teil von England! Und wenn man genau hinsähe, recht genau, so fände man auch hier Spuren von Cant — Cant, der großen Anstandslüge, dem kalten, das Leben zurückdrängenden Nebel, der schwer und drückend auf der britischen Menschheit liegt.

* *
*

Vierzehn Tage später, am Abend vor seiner Abreise, sandte Jack Lady Klara die „Nymphen" von Corot zum Geschenk.

Als er den nächsten Morgen in das Coupé erster Klasse steigen wollte, welches ihn nach Dover befördern sollte, kam ihm seine Schwägerin entgegen, ein rosiges, blondlockiges Kind an jeder Hand.

„Wir sind gekommen, um Onkel Jack adieu zu sagen und ihm Glück zu wünschen!“ rief Lady Klara ihm zu.

Er küßte sie alle tiefgerührt.

Er nahm den Eindruck von etwas Liebem, Reinem, Warmherzigem auf seine Reise mit. „Auch eine Engländerin!“ murmelte er für sich, während der Zug sich mit ihm entfernte, und dann erinnerte er sich des Abschiedsgrußes, welchen Lord Byron an Miß Mercer hatte durch seinen Freund vermitteln lassen vor seinem legendären Abschied von der Heimat.

„Sagen Sie Miß Mercer, daß, wenn ich das Glück gehabt hätte, eine Gattin zu besitzen, die ihr gleicht, es nie mit mir so weit gekommen wäre, wie es gekommen ist.“

Als er dann den Bord der „Invikta“ bestiegen und nun die weißen, von ihren flachen Kämmen grün umsäumten Kreidefelsen von Alt-England in der Ferne verschwinden sah, nahm er die Parallele zwischen sich und Lord Byron von neuem und zwar recht übermütig auf. Freilich würde er wahrscheinlich nie ein Pendant zu Childe Harold schreiben, und Gott sei Lob und Dank ließ er keine Lady Byron in der Heimat zurück.

Von Lady Byron schweiften seine Gedanken sofort ungebeten zu Mary Winter hinüber. Der Weg war weit.

„Poor little Mary,“ murmelte er vor sich hin, wahrlich, die hatte keine Ähnlichkeit mit Lady Byron — nein, hm! — nein, und doch — irgend etwas Verwandtes war zwischen den beiden — und Mary und ihre Schwester Sarah in eine Person vereint, würden eine zweite Lady Byron abgeben, wie man sich selbe nur wünschen und lieber nicht wünschen konnte — steif, musterhaft, tadellos und erbarmungslos, ehrgeizig hart, hoffärtig und ihren heißgeliebten Mann bis in das Grab hinein mit widerlichen Verleumdungen verfolgend.

„Poor little Mary,“ murmelte er noch einmal, indem er sich ihrer platten Unbedeutendheit erinnerte. „Hm! wenn ich mir vorstelle, daß ich eine meiner beiden Cousinen heiraten sollte! — Brr! — ich möchte lieber einen Igel streicheln als Sarah — und lieber als Mary streichelte ich — ja, was denn? — einen Frosch!“

— — — — — — — — — — — — —

Die Wellen begannen heftiger gegen die hölzernen Flanken des Schiffes anzuschlagen — ein leises Mißbehagen beschlich den jungen Mann. Um es zu überwinden, verfügte er sich in das Restaurationslokal und ließ sich ein Glas Cognak mit Selters geben.

* * *

Es war noch hell am Nachmittag, als er Paris erreichte und der Zug, der ihn von Calais der Hauptstadt entgegengeführt, mit einem gellenden Pfiff in der Gare du Nord hielt.

Ein Gefühl leichtsinniger Lebenslust hatte ihn überkommen. Während er von Calais durch das grau abgetönte und sich in ferne Goldnebel auflösende Grün der sich lang und flach hindehnenden Landschaft sauste, war's ihm zu Mute gewesen, als ob man ihm langsam eine schwere, atemhemmende Last von den Schultern zöge.

Leichtherzig, wie seit langem nicht, sprang der ruinierte Taugenichts aus dem Eisenbahnwagen auf den Asphalt der Gare du Nord. Instinktiv sah er sich nach seinem Faktotum um. „Clerks!“ rief er etwas ärgerlich darüber, daß sich der Diener nicht sogleich zeigte. Dann lächelte er über sich selbst, indem er sich erinnerte, daß er ja Clerks mit verschiedenen anderen luxuriösen Bequemlichkeiten, mit seiner ganzen von materiellen Sorgen freien Verschwenderexistenz in England zurückgelassen habe. Ein geradezu komisches Gefühl ratloser Unbe-

holfenheit überkam ihn. Da eilte ein Mann in weißer Bluse und mit einem weit vorspringenden viereckigen Schirm an der Mütze auf ihn zu; die Finger an die Mütze legend, sagte er: „Milor!"

Ihm freundlich zunickend, deutete Jack auf sein nicht sehr umfangreiches Handgepäck und trat, von dem Kommissionär gefolgt, in die Ankunftshalle. Der große, sehr hohe Raum, in dessen schmutzig graue Eintönigkeit die verschiedenen Obst- und Bücherbuden einen lustig bunten Farbenklex hineinmalten, heimelte ihn an. In den Fensternischen saßen wie sonst ein paar Französinnen mit krausen, weißen Häubchen und glatten Frisuren und plauderten lebhaft gestikulierend, und ein blinder Bettler blies auf einem Waldhorn die Marseillaise. Es war eigentlich nervenangreifend, aber Jack fand es reizend. Alles in ihm vibrierte vor Vergnügen, und dabei blieb sein Gesicht natürlich so vornehm ruhig, als es seine Landsleute nur irgend wie von ihm hätten wünschen können.

Der Kommissionär brachte das Handgepäck in einen offenen Wagen, in welchen Jack einstieg. Nachdem er dem Mann ein Trinkgeld gereicht, das den guten Franzosen einigermaßen zu überraschen schien, rief er dem Kutscher den Namen des Hotels zu, in dem er gewöhnlich abzusteigen pflegte: „Hotel Castiglione, Rue Castiglione."

Erst als der Kommissionär die Frage an ihn richtete: „Milor hat kein großes Gepäck?" fiel's ihm ein, daß seine Ankunftsgeschäfte noch nicht alle besorgt wären.

Nachdem er seinen Gepäckschein, den er bis dahin nicht die Gewohnheit gehabt hatte, selber aufzubewahren, sehr lange gesucht und endlich in seiner Westentasche gefunden hatte, übergab er ihn dem bereits leise in sich hineinlachenden Franzosen, und als dieser frug: „Will Milor auf das Gepäck warten?" da rief Jack ganz erstaunt über die Zumutung: „Kommen Sie damit nach, und Sie, Kutscher, fahren zu."

In dieser praktischen Art begann Jack sein neues Leben, welches ihm von nun an nicht mehr als dreihundert Pfund jährlich kosten durfte.

Mit großem Behagen lehnte er sich in seinem schäbigen Fuhrwerk zurecht und ließ die Blicke über seine Umgebung schweifen. War das dieselbe Gotteswelt, die er vor kaum acht Stunden so gedrückt und gelangweilt verlassen? Ja, es mußte wohl dieselbe sein, oder jedenfalls ein Winkelchen derselben Welt — aber ein Winkelchen, dem ein günstiges Klima und die lustig sanguinische Körperbeschaffenheit seiner Bewohner wenigstens etwas von jener Lebensfreudigkeit bewahrt, die seine arme alte Tante Jane als den Weihrauch gepriesen, welcher Gott im Himmel am wohlgefälligsten sein müsse. Wie zitterte und fieberte das alles rings um Jack herum von Leben! — dem Pulsschlag des Weltalls, dessen geringste, eigenmächtige, unkonventionelle Manifestation in seinem Vaterlande bei einem Zehntel von dessen Bewohnern als eine Sünde galt. Er blickte auf die hohen, von eisernen Balkonen umgürteten Häuser mit ihren großen, nahe beieinander stehenden Fenstern, welche die Mauern fast durchsichtig erscheinen ließen; die vielen großen Fenster verliehen den Häusern eine offenherzige Physiognomie, und über die eisernen Balkone wehten grüne Schlingpflanzen, überall regte sich das Leben und die Lebensfreudigkeit. Selbst aus den hoch in der Luft schwebenden Mansardenfensterchen blühten Blumen, Geranien und Nelken glühend rot.

Vor den Thüren der Cafés auf den breiten Fußwegen saßen zahlreiche Familien von ehrlichen Bürgern, ungeniert ihre billigen, manchmal etwas allzu aufdringlich nach heißem Fett und Zwiebeln duftenden Speisen genießend. Jack lächelte über ihre spitzigen und hastigen Bewegungen und konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß seine Landsleute, mit denen es ihm beliebte, sich momentan auf den Kriegsfuß zu stellen, bis in die untersten Klassen hinein bedeutend vornehmer aus-

sahen als diese Pariser Bourgeois — aber diese Bourgeois, unbefangen komisch, wie sie waren, schienen sich ihrer Existenz zu freuen, und wann konnte er das von seinen Landsleuten behaupten?

Der Wagen hielt mit einem etwas unvorsichtigen Ruck vor dem Hotel. Das Pferd glitschte aus, raffte sich aber sofort wieder auf und spreizte nun seine steifen Vorderbeine etwas befremdlich weit auseinander. Ein Geruch von gebranntem Asphalt verband sich mit dem Duft frischer grüner Blätter. Man sah das buschige Laub des Tuileriengartens in der Perspektive der Rue de Castiglione. Rechts und links von dem Hotel gleichen Namens blinkten glänzende Schaufenster voll allerhand reizender Sächelchen, meistens Nippsachen und altertümlicher Krimskrams, welcher auf geschmackvolle Müßiggänger lauerte. Zwischen verschiedenen Albernheiten, alten Schnallen, Straßknöpfen und falschen Nielen entdeckte Jack plötzlich eine kleine Emaildose, einen Schäfer in einem blaugrünen Landschaftchen darstellend, die er mit kundigem Auge sofort als ein Meisterstück bezeichnete und auch, ehe er das Hotel betreten hatte, um einen sehr billigen Preis (so kam's ihm wenigstens vor) kaufte.

Hierauf trat er in das gastlich weit offen stehende Thor des Hotels, in dem ihm der Wirt sofort entgegenkam, um ihm zu melden, daß das von „Monsieur“ telegraphisch bestellte Zimmer bereit stände.

Man kannte ihn in diesem Hotel, ersparte ihm infolgedessen den Mylordstitel, welchen sonst seine Haltung, sowie sein Gesichtsschnitt von allen Franzosen untergeordneter Kategorie herausforderten.

„Wollte Monsieur sofort speisen oder wollte er sich erst in sein Zimmer hinaufbegeben, um sich zu ‚debarbouillieren‘?“

Jack zog es vor, sich erst zu „debarbouillieren“, und folgte dem ihm geschäftig voraneilenden Wirt in ein für ihn bereitstehendes großes luftiges Zimmer.

„Monsieur hat diesmal seinen Kammerdiener nicht mitgebracht?“ fragte der Wirt.

„Nein.“

„Nun, dann will ich jemanden heraufschicken, der die Koffer auspackt, sobald sie kommen, und Monsieur behilflich ist,“ sagte der Wirt, indem er sich mit einer höflichen Verbeugung zurückzog.

Jack wollte sich ohne Bedienung behelfen und sofort Ernst machen. Er schnallte seine Pakete auf, zerrte alles heraus, was darin war, konnte nichts finden und stand ratlos mitten in einem Chaos von ungeduldig durcheinander geworfenen Effekten, als der Kellner eintrat und sich seiner Unbeholfenheit erbarmte. Denn unbeholfen war Jack — er merkte es zum erstenmal, und es ärgerte ihn, es war für den Lebensweg, welchen er von nun an zu gehen verurteilt war, eine sehr unbequeme Eigenschaft. Er hatte sich immer für praktisch gehalten und für abgehärtet, er war es auch, sobald Sportangelegenheiten in Betracht kamen. Wenn es galt, wußte er ein Pferd nicht nur zu satteln und zu zäumen, sondern auch es zu füttern und zu versorgen wie ein Stallknecht von Profession, er war unermüdlich auf der Jagd, scheute vor keinem schlechten Wetter noch irgend einer anderen Unbequemlichkeit. Im gewöhnlichen Leben aber war er verweichlicht und verwöhnt wie ein zweijähriges Kind, oder wie eine junge Dame aus gutem Hause.

Nachdem er sich gewaschen und umgekleidet, überließ er es der Barmherzigkeit des Kellners, seine Effekten in Ordnung zu bringen, und ehrlich hungrig ging er hinunter, um das Diner einzunehmen, welches im Speisesaal seiner harrte.

Das kleine Diner war, mit Berücksichtigung von Jacks im Castiglione längst bekannten Liebhabereien angerichtet, ausgezeichnet, der Tisch mit einer appetitlichen Reinlichkeit und Präcision gedeckt, wie sie nur Franzosen kennen. Jack sagte sich, daß er schon lange nicht so gut gegessen oder sich in so behaglicher Stim-

mung befunden, dennoch beschlich ihn langsam ein Gefühl, für das er anfänglich keinen Namen zu finden gewußt hätte. Das Heimweh war's nicht, etwas anderes — eine Sehnsucht nach warmer, menschlicher Teilnahme, ein Gefühl der Verlassenheit, der Vereinsamung, und als er etwas später in dem kleinen Höfchen mit seinen exotischen Topfgewächsen den Kaffee nahm, freute er sich, als ihm plötzlich der große schwarze Pudel des Hotels, ein alter Bekannter von ihm, den lockigen Kopf auf den Schoß legte und ihm die Hand leckte.

* * *

Nach dem Diner bummelte er erst ein wenig draußen unter den Bogengängen, welche die Rue Castiglione entlang laufen, dann wanderte er bis auf die Place de la Concorde hinaus. Die Wasser plätscherten eintönig in den schwarzen Becken. Links von Jack hoben sich weiße Standbilder ab, gespensterhaft hell, gegen den dunklen Hintergrund der Kastanienbäume in dem Tuileriengarten, rechts zog sich das Blättermeer der Champs Elysées, von allerhand glänzendem Blendwerk durchflimmert, gewöhnliche Reihen von Straßenlaternen, feurige Lichtarabesken jeder Art an den Fassaden der großen Cafés. Er trat bis an das Seineufer vor. Ein paar Dampfschiffe, groß, undeutlich, schattenhaft, nur von einer oder zwei rotbrennenden Laternen aufgehellt, lagen auf dem Wasser, das in seiner schwarz hinrollenden Rastlosigkeit den Abglanz der Sterne auffing und rauschend weitertrug, und drüben erhob sich das Paris der Rive gauche ebenfalls dunkel, großartig, ein endloses Gerage von hier und dort grell durchleuchteter Finsternis. Zu seinen Füßen rauschte die Seine und aus der Ferne tönte der heisere Lärm der Großstadt, und über das alles hin schwebte aus einem der Cafés in den Champs Elysées, von leichtsinnigstem Rhythmus getragen und umgaukelt, eine gräßlich traurige Walzermelodie. Ein geschminktes Frauenzimmer kam an ihm vorüber und lachte ihm zu.

Ihm schauderte. Nein, so lustig, wie er sich's anfänglich gedacht, war Paris nicht. Aber wie viel Lebenspoesie, wie viel „süßer Schmerz der Existenz" mischte sich auch in diese immense Nachtschwermut!

In ihm regte sich der Wunsch, irgend etwas von dem Gebilde festzuhalten, es in seiner Weise wiederzugeben — die erste Unruhe des Künstlertriebes. Er hätte Worte finden mögen, um es zu beschreiben, oder Farben, um es zu malen. Und plötzlich verkleinerte sich die ihn umgebende Endlosigkeit, er sah nichts vor sich als ein paar große, schwarze Baumsilhouetten am Seineufer, weit unten in der Ferne, und neben ihnen das dunkle Wasser mit dem Sternenlicht. Sah ein Bild ...

Warum war das noch nicht gemalt worden? Ach, wenn er es versuchen könnte! Warum sollte er es nicht versuchen? Ein aufdringlicher Moschusduft wehte ihm entgegen — wieder eine von den Pariser Nachtschwärmerinnen, die sich ihm einschmeichelnd näherte, eine hübsche blondgefärbte Person mit starren, glasigen schwarzen Augen. Diesmal wendete er sich geradezu zornig von ihrer Zudringlichkeit ab. Er ging ein paar Schritte, in Gedanken an sein zukünftiges Bild vertieft, als er plötzlich vor Staunen und Bewunderung zusammenfuhr. Die Seine entlang kam ein junges Frauenzimmer, dürftig gekleidet, aber von königlicher Erscheinung. Eine hohe, biegsame Gestalt, ein Gesicht von zugleich aristokratischer Distinktion und antikem Stil, lange, dunkelblaue Augen unter kräftig gezogenen, gegen die Schläfen zu zart auslaufenden Brauen, die Nase kurz und gerade, der Mund eher groß, aber von wunderbarer Schönheit, besonders die Oberlippe herrlich herausgemeißelt.

In ihrer ganzen Persönlichkeit bis zu dem leichten Schleier, den sie um den Kopf geknüpft trug, war ein Gemisch von Dürftigkeit und Vornehmheit, welches ihr

einsames Dahinwandeln bei hereinbrechender Nacht doppelt zweideutig machte. Noch obendrein ging sie langsam. Ehe er sich selber Rechenschaft davon abzulegen im stande war, was er that, wie von dem Magnetismus ihrer blassen Schönheit angezogen, trat Jack auf sie zu und sprach sie an. Sie fuhr zusammen und blieb stehen. Sie hatte nicht verstanden. Jack wiederholte seine Formel — die alte Formel, die, bereits von Faust konsakriert, jedem jungen Manne dazu dient, ein Gespräch mit einem hübschen Frauenzimmer auf der Straße einzuleiten. Das zweite Mal hatte sie begriffen. Sie zuckte zusammen, sah ihn an mit einem Blick, dessen zornige Verzweiflung ihm unvergeßlich bleiben sollte, dann schoß sie, ohne ihn auch nur einer Zurechtweisung gewürdigt zu haben, an ihm vorüber mitten in das Wagengewirr auf der Place de la Concorde hinein.

Ehe er sich dessen versehen, war sie verschwunden.

Er stand noch ein Weilchen wie angewurzelt. Sein Blut pochte. Er ärgerte sich wütend über sich selbst, erstens weil er sich geirrt und dadurch — um sich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen — bewiesen hatte, daß er ein Esel war, und zweitens, weil er ein junges, schönes Mädchen, das ihn nach dieser schroffen Abweisung seiner Huldigungen von einem ganz anderen Standpunkte aus interessierte, verletzt hatte.

Er konnte ihren Blick nicht vergessen, ihren stolzen, empörten, traurigen Blick. Ihm war's, als ob ihre Augen zu ihm gesprochen hätten: „Was nützt es mir, daß ich so vornehm wie eine Königin aussehe, du wagst es doch, die Hand nach mir wie nach der ersten besten auszustrecken, nur weil ich ein schäbiges Kleid trage und allein ausgehen muß, mit einem Wort, weil ich arm bin und unbeschützt."

Alles, was ritterlich und warmherzig in ihm war — und das war sehr viel — bäumte sich in ihm auf bei dem Gedanken.

Er hätte ihr nachstürzen und ihr auf den Knien die Schmach abbitten wollen, welche er ihr angethan.

Mit einem Wort, der excentrische und heißblütige Jack hatte sich auf den ersten Blick in die schöne unnahbare Unbekannte verliebt.

Aller Aussicht nach war er freilich dazu bestimmt, ins Leere hinaus zu lieben.

Ärgerlich sah er über die Place de la Concorde hinüber, wo sie verschwunden war. Wie ein Meer von wogenden Schatten mit grellen Lichtstreifen und Flecken untermischt, breitete sich Paris vor ihm aus. In diesem verwirrenden Labyrinth ohne jeglichen Anhaltspunkt ein unbekanntes Frauenzimmer zu suchen, war Wahnsinn. Er selbst trachtete sich seine Thorheit auszureden und ging die laternendurchflimmerten Kastanienalleen entlang auf das erste Café chantant zu. An der Schwelle des Tempels leicht geschürzter Musen wandte er sich um, die mißtönende Heiterkeit widerte ihn an. Er wendete der „Horloge" den Rücken und ging einfach in sein Hotel zurück.

Zum erstenmal fand er einen Pariser Abend lang, sehr lang, und um so länger, als ihm das Einschlafen, als er sich schließlich zu Bett legte, sehr schwer fiel.

* *
*

Ja, es war eine Thorheit, niemand wußte es besser als er selbst, daß es eine Thorheit war, in dem ungeheuren Paris ein schönes Frauenzimmer zu suchen — ein armes Frauenzimmer noch obendrein, d. h. eines, welches man nicht erwarten konnte, in ihrer Loge in der Oper oder in ihrem Wagen im Bois zu sehen. Aber manchesmal ist der Zufall den Thoren hold, sagte er sich — warum sollte er ihm nicht hold sein?

Er hoffte, daß er ihm hold sein würde. Infolgedessen verbrachte er acht Tage damit, Paris nach allen Weltgegenden hin zu durchbummeln, mit neugierig aufgesperrten Augen, die dermaßen damit beschäftigt waren, in die Ferne auszu-

spähen, daß sie das Nächstliegende übersahen, was Jack bisweilen in unangenehmen Konflikt mit den Passanten brachte, die harmlos neben ihm auf den schmalen Bürgersteigen der inneren Stadt einherwanderten, und von denen er mehr als einen beinahe umarmt oder umgerannt hätte.

Nach acht Tagen war er dieses unfruchtbaren Zeitvertreibs etwas müde, lachte sich dafür aus und gab ihn auf.

Zwei Sachen hatte er im Laufe dieser acht Tage in Erfahrung gebracht, erstens, daß der Maler, an den ihn seine Tante Jane empfohlen, sich momentan nicht in Paris aufhalte, und zweitens, daß Paris für einen Menschen, der sich gleich ihm in der Kunst des Sparens möglichst rasch ausbilden wollte, nicht der geeignete Ort sei.

Infolgedessen entschloß er sich, die heißen Monate in einem kleinen französischen Seebad zu verbringen, das jeden Sommer von Pariser Künstlern kolonisiert wurde und in welchem er zugleich ungeniert Studien machen und Malerbekanntschaften anknüpfen konnte.

Ein frischer Julimorgen war's, da er in Cayeux ankam, einem armseligen Nest, mit Hotels, in denen die teuerste Pension sechs Franken täglich kostete. Er drehte den Hotels den Rücken, mietete sich ein malerisches und für seine Zwecke wohnliches Fischerhaus, ließ seine Bedienung von einem Matrosen besorgen und seine Küche von einer alten Fischersfrau, die ehemals Köchin gewesen war. Er fühlte sich sehr wohl in seiner Umgebung, knüpfte nach rechts und links mit Künstlern und Matrosen Bekanntschaften an und drehte der Kasinosippe geflissentlich den Rücken.

Er schwamm wie ein Fisch, plätscherte stundenlang in den Wellen herum, kaufte sich ein kleines Segelboot und gewann allen Seeleuten Bewunderung ab durch die Geschicklichkeit, mit welcher er weit ins Meer hinaussteuerte, und einmal, da bei einem entsetzlichen Seesturm ein armes kleines Schifflein, das nicht in den Hafen einzulaufen vermochte, mit verzweifelten Alarmsignalen mitten aus den es grausam umtosenden Elementen heraus um Hilfe rief, war er einer der ersten, der das Rettungsboot aus dessen feuerfester Behausung zerren und flott zu machen half. Auch ruderte er mitten zwischen den anderen Matrosen im roten Flanellhemd quer durch die tosenden Wellen hindurch den Bedrängten entgegen. Man rechnete es ihm hoch an, so hoch, daß es ihn beschämte.

Die meisten der Seeleute, welche mit ihm zugleich das gefahrvolle Rettungswerk unternommen, waren verheiratet und ließen, falls ihnen etwas zustieß, eine mittellose Familie zurück, und dennoch hatten sie sich mit geradezu naivem Opfermut in die drohende Lebensgefahr hinausgewagt, als ob das etwas Selbstverständliches gewesen wäre. Niemand verwunderte sich darüber und kein Hurra jauchzte ihnen entgegen, als sie mit der geretteten Mannschaft, von Wasser triefend, vor Anstrengung keuchend, über die schäumenden Wellen, zwischen deren weißen Kämmen sich gähnende Abgründe aufthaten, in Port liefen.

Aber daß der vornehme „Milor" sich die Hände schmutzig und die Kleider naß gemacht hatte, um mit zu helfen, darüber hatte das Staunen kein Ende. Er wurde gefeiert, als ob er das ganze Rettungswerk allein vollbracht hätte. Um den Fischern sein besonderes Wohlwollen zu beweisen, ja auch um ihre Aufmerksamkeit ein wenig von seiner Person abzulenken, lud er sie alle zu einem Punsch in die beliebteste Matrosenkneipe und zechte mit ihnen, bis ihm übel ward. Er liebte das Volk, aber seine Nerven sträubten sich manchmal gegen die Ausführung seiner liberalen Theorien.

Wie bereits erwähnt, verkehrte er außer mit den Seeleuten meistens mit Künstlern, er plauderte gern mit ihnen, freute sich sehr an ihrer Feinfühligkeit und Begeisterungsfähigkeit, an ihrem Sinn für Humor, an ihren Kindereien, an dem Überschuß von Leben, der ihnen aus den Augen sprach und aus jeder spontanen

Äußerung, und der dem von der grau abgetönten vornehmen Totschlächtigkeit seiner Landsleute längst übersättigten Jack ganz besonders wohlthat. Er nahm die Gewohnheit an, mit ihnen zu wandern, ihnen zuzusehen, während sie malten, er kannte bald die Privatmanier eines jeden der in Cayeux anwesenden Genies, er lächelte heimlich bald über das zahme Gestrichel des einen, bald über die kühnen Kleckserei des anderen. Fast keiner wagte es, der Natur unbefangen ins Gesicht zu schauen, alle huldigten sie irgend einem künstlerischen „Anschauungsübereinkommen", das sie, wenn darauf die Rede kam, durch bis zur Spektralanalyse zurückgreifende Theorien höchst scharfsinnig begründeten und mit wahrem Fanatismus verteidigten.

„Aber laßt doch das viele Grübeln sein, sperrt eure Augen auf, schaut sie an, trunken von all der Schönheit, die euch umgiebt und die oft aus dem Einfachsten spricht, und dann — nun dann trachtet wiederzugeben, was von all der Schönheit allenfalls durch eure Augen bis in eure Seele gedrungen ist!" Das hätte Jack ihnen zuschreien mögen. Natürlich unterließ er es, erstens, weil er ein bescheidener Mensch war, der sich nicht berufen fühlte, Künstlern, von denen viele bereits berühmte Namen trugen, in ihr Handwerk hineinzureden; schließlich war ja anzunehmen, daß sie allenfalls doch noch mehr davon verstünden als er selbst, und dann auch, er blieb gern mit ihnen auf gutem Fuß und hütete sich, ihre Empfindlichkeit zu reizen. Er hatte eine sehr große Dosis Takt, d. h. die instinktive Gabe, alle dünnhäutigen, leicht verletzbaren Stellen an Geist und Körper der Menschen rasch zu erkennen und infolgedessen zu schonen.

Trotzdem er von den Leistungen der wenigsten in seiner Umgebung Besonderes hielt, hatte er sich anfangs doch geniert, mitten zwischen diesen ihr Gewerbe durchaus beherrschenden Berufsmalern die Unbeholfenheit seiner Anfängerschaft preiszugeben. Aber eines Tages zog er doch in aller Frühe zu malerischen Zwecken praktisch ausgerüstet zwischen den rosenumkränzten Häusern der krummen, schlecht gepflasterten Hauptstraße von Cayeux in die Felder hinaus und versuchte der Natur in dieser weihevollen Morgenstille etwas besonders Inniges abzulauschen.

Er war allein und hoffte es zu bleiben. Plötzlich jedoch bemerkte er einen langbeinigen Schatten neben sich — einer seiner Künstlerfreunde hatte ihn entdeckt. Jack wurde rot — aber anstatt, wie er erwartet, eines nachsichtig spöttelnden Lächelns erblickte er auf dem Gesicht des jungen Franzosen den Ausdruck aufrichtig anerkennenden Staunens, der sich plötzlich in dem Ausruf Luft machte: „Nom d'un chien, mais vous en avez du talent, mon cher, c'est que vous êtes artiste jusqu'au bout des ongles!"

Jack schlug wenigstens fünfzig Prozent Freundschaft ab von diesem Lob, er war ein bescheidener Mensch wie alle klaren Köpfe, dennoch zuckte es ihm bis in die Fingerspitzen vor Freude und die Ohren brannten ihm heiß.

Sein anfänglich leichtsinnig gefaßter Entschluß, sich der Kunst zu widmen, nahm von dem Tage an festere Umrisse an. Er blieb in Cayeux, bis die Tage kurz wurden und die Wellen trüb grau und sehr kalt, so kalt, daß nicht einmal die Matrosen sich, außer wenn sie gerade mußten, die Füße drin naß machten. Jack aber schwamm noch alle Tage in das mißmutig entfärbte Herbstmeer hinaus, weit, weit, so weit, daß ihm die erfahrenen alten Seeleute Vorstellungen machten darob, aber er kam jedesmal pünktlich zu der von ihm im voraus bestimmten Stunde heim mit glänzenden blauen Augen und frisch gefärbten Wangen, und dann machte er sich wieder an die Arbeit. Seine Seele war voll von dem angenehmen Fieber eines natürlichen, nicht künstlich erzeugten Schaffensdranges, er war wirklich eine Künstlernatur bis in die Fingerspitzen hinein, aber . . .

In der Mitte des Oktober verließ er Cayeux. Er nahm eine dickleibige Mappe

voll Landschaftsstudien und die sämtlichen Sympathien des grauen Künstlernestes mit sich.

* * *

Fast fünf Monate waren seit dem Tag verstrichen. Was war in diesen fünf Monaten alles geschehen? Nichts Besonderes — nein, herzlich wenig — aber doch allerlei.

Unter anderem hatte Jack in sein Restchen Kapital ein sehr großes Loch gemacht. Er konnte wirklich nicht von dreihundert Pfund Renten leben, das brachte er einfach nicht fertig.

Anfangs hatte er seinen von neuem täglich mehr einreißenden alten Verschwendergewohnheiten gegenüber Skrupel empfunden; die aber hatte er trotz der lachend hingeworfenen Warnung seiner Schwägerin immer wieder mit dem Gedanken an seine Baugründe, die früher oder später Millionen einbringen mußten, beschwichtigt, nebenbei auch mit der Überzeugung, daß er bestimmt sei, Unsummen durch seine Kunst zu verdienen.

Diese Überzeugung hatte ein amerikanischer Kunsthändler ihm bestätigt, indem er ihm auf seine genialen, aus Cayeux mitgebrachten Skizzen hin einen großen Vorschuß geleistet und Jacks ganzes Talent in Pacht genommen hatte.

Um die Baugründe hatten sich nach wie vor keine Käufer gemeldet, der Vorschuß des Kunsthändlers war verbraucht, die Reklameartikel, welche der unternehmende Amerikaner für sein gepachtetes Genie in verschiedentlichen Zeitungen hatte abdrucken lassen, waren vom Publikum längst vergessen, aber die beiden bestellten Marinen, ein Sturm und ein Sonnenuntergang, jede zweieinhalb Meter lang zu hundertundachtzig Centimeter Höhe, waren noch immer nicht gemalt.

Der Kunsthändler fing an ungeduldig zu werden, er kam jede Woche nachsehen. In der jüngst vergangenen war er zweimal gekommen. Jack fühlte bereits die größte Lust, ihm seinen Vorschuß an den Kopf zu werfen — aber woher nehmen?

Was hatte er denn die vergangenen fünf Monate hindurch mit sich angefangen? Kaum von Cayeux zurückgekehrt, ganz mit künstlerischem Schaffensdrang und den besten Absichten, das Leben ernst zu nehmen, erfüllt, hatte er sich vor allem bemüht, den Rahmen seiner künstlerischen Existenz zweckentsprechend auszugestalten. Er hatte sich ein Atelier gemietet und eingerichtet nach allen Regeln künstlerischer Tradition, mit sehr schön geschnitzten alten Holzmöbeln, orientalischen Teppichen und japanischen Blenden, Bronzen, Waffen und geschmackvollem Allerlei. Dabei hatte sich die Überzeugung seiner bemächtigt, daß es sehr unpraktisch gewesen war, sein Londoner Mobiliar zu versteigern. Als sein Atelier ebenso wie sein Privatlogis nach seinem Geschmack hergerichtet war, hatte er angefangen ein wenig zu arbeiten. Aber das konzentrierte Interesse an der Kunst, welches seine Fähigkeiten in Cayeux getragen, fehlte hier, ihm war's, als ob er Blei in den Händen habe, immer riß ihn eine neue Zerstreuung von der Staffelei hinweg. Er fühlte, daß ihm die Vorkenntnisse fehlten. Von Zeit zu Zeit nahm er einen ehrlichen Anlauf, sich zu plagen, sich gewissenhaft hinaufzudienen in der Kunst. Er zeichnete mit ein paar Dutzend langhaarigen Jünglingen in der Akademie *** Akt. Es interessierte ihn — seine Versuche fielen den Professoren auf — aber — es kam immer wieder etwas dazwischen.

Anfänglich hatte er seine in Cayeux angeknüpften künstlerischen Bekanntschaften stark kultiviert, er hatte sie in ihren bescheidenen Häuslichkeiten aufgesucht oder auch bei sich glänzend bewirtet. Nach und nach aber war er mehr und immer mehr außer Verkehr gekommen mit ihnen. Er selber hätte es nicht zu sagen gewußt wodurch. Ein paar seiner alten Bekannten, unter anderen ein Vetter, welcher der englischen Botschaft attachiert war, hatte ihn aufgesucht, und — und — ja die Gesellschaftsluft, in der er groß geworden war, heimelte ihn an. Nach längerer Zeit ausschließlich künstlerischen

Verkehrs unterhielt er sich prachtvoll in der Welt. Seine Landsleute waren in Paris gerade so amüsant, als sie in London häufig langweilig waren. In Paris machten sich die Anständigsten unter ihnen nichts daraus, am Sonntag Romane zu lesen, Polkas zu klimpern, ja unter Umständen die Kirche zu schwänzen und ins Theater zu gehen. Der ganze drückende englische Nationalcant war samt dem kalten grauen Nebel, unter dessen Einfluß er sich ausgebildet hat, in England zurückgelassen worden. Hier und da erhob irgend ein Mentor das Wort, aber er wurde einfach niedergelacht. Man besuchte die Theater in Gesellschaft reizender junger Frauen — die ganz kleinen nichtsnutzigen Theater, wo man sich am köstlichsten amüsierte, man soupierte dann bei Vignon, man machte die pompösesten Feste mit bei amerikanischen Emporkömmlingen, spöttelte über die Wirte, lachte darüber, wenn man den maître d'hôtel mit dem Hausherrn verwechselte und der maître d'hôtel es übel nahm, man tanzte auf allen Botschaften und gab sich mit seinen Intimen von einemmal zum anderen Rendezvous, man lief Schlittschuh im Bois so lange, bis das Wetter wieder weich wurde, man traf zwischen acht und zehn Uhr morgens zu Pferd im Bois zusammen — Jack hatte so viele reiche Freunde, die immer bereit waren, ihm ihre Pferde zu borgen. Ja, die letzten fünf Monate hatten nicht zu den unangenehmsten in Jacks Leben gezählt, aber, da — von einem Tag zum anderen war der Katzenjammer gekommen — der Gedanke, was soll aus dem allem werden? Wenn sich der verflixte Geldmangel nur nicht so fühlbar gemacht hätte! Er rieb sich den Kopf. Es war schrecklich und zum Totlachen zugleich, daß immer diejenigen Menschen, welche, wie er, das Geld am gründlichsten verachteten, es am wenigsten zu entbehren vermochten.

Es war ein Märztag — die mi-carême, der alljährlich in die Fasten eingesprengte Karnevalstag. Man hatte sonst die Gewohnheit gehabt, lustig zu sein in Paris an dem Tage, man versuchte es, der alten Gewohnheit treu zu bleiben, aber man brachte es nicht fertig. Die Dissonanz der unfrohen, dem Datum zuliebe künstlich herauf beschworenen Heiterkeit schlug von der Straße herauf an sein Ohr.

Er raffte sich auf von dem Diwan, auf dem er bis dahin mißmutig seine sehr langen Glieder ausgestreckt hatte, und drückte, die Hände in die Taschen seines Jacketts steckend, seine kurze, gut geschnittene Nase gegen die Scheiben seines Atelierfensters platt. Das Atelierfenster sah auf den Boulevard Rochechouard hinaus, ihm gegenüber ragte eine Reihe nicht sehr erbaulicher Vergnügungslokale auf, unter anderen die berühmte Boule noire. In allen Fenstern lagen Frauenzimmer in himmelblauen oder rosa Nachtkorsetts.

Inmitten des Boulevards zog sich eine Reihe magerer Stadtbäume, Jack konnte nicht recht unterscheiden, ob es Platanen oder Kastanienbäume waren. Der Frühling gärte bereits in ihnen, die braunen Knospenhülsen waren zum großen Teil aufgesprungen, und blaßgrüne, eng zusammengedrehte Blättchen ragten daraus hervor. Fast knapp vor Jacks Fenster befand sich eine Tramwaystation, jede fünf Minuten hielt ein Tramwaywagen. Das unheimliche Menschengewühl, welches sich auf ihn losstürzte — Männer, Frauen und Kinder, schwache Wickelkinder, welche man zu irgend einem Vergnügen mitgenommen.

„Wie häßlich ist die Menschheit en masse!“ rief er, sich abwendend, aus, „und besonders die Pariser Feiertagsmenschheit!“

Aber mochte er sich hundertmal abwenden, die draußen in den Straßen herrschende Disharmonie verfolgte ihn bis in das Innerste seiner Gemächer. Immer das Gerassel der Wagen, das „Tu-tu“ der Tramwaykutscher, das abscheuliche „Tu-tu“, das ihn an den letzten Akt von „Ernani“ erinnerte — das Gewimmer irgend eines erschrockenen

Kindes, und das klagende Säuseln des Märzwindes in den Ästen der Bäume, an denen die Knospen zu springen begannen. Und dazu Jack mit den unangenehmen Erinnerungen an seine immer höher anlaufenden Schulden, die Baugründe, die nicht verkauft, die Marinen, die nicht gemalt waren, und mit dem Katzenjammer im Leib, mit welchem jeder halbwegs anständige Mensch es bezahlt, daß er fünf Monate lang an nichts anderes gedacht hat als an seine eigene Unterhaltung.

Er kam zu der Überzeugung, daß das Leben herzlich schal sei und das einzige darin von innerem Gehalt und wirklichem Wert — die Arbeit!

Er wollte Ernst machen. Die beiden Marinen mußten warten, er fühlte im Augenblick einen Widerwillen gegen Marinen, er hatte ihrer kürzlich zu viele bei einer öffentlichen Versteigerung im Hotel Drouot gesehen; sechsundzwanzig Marinen, alle grün mit etwas weißem Schaum vermischt aus dem Nachlaß eines berühmten Oceanmalers. Brr! Sie erinnerten ihn alle zusammen viel weniger an das Meer als an zerquetschtes Reineclauden-Kompott. Er wollte sich ein Modell mieten, es tüchtig von allen Seiten abzeichnen, sich wieder einmal den Blick schärfen. Hm! — aber er war so aus allem heraus, wen konnte er denn um Rat fragen? Das Gute lag so nah — der Maler, an den ihn seine Tante empfohlen, wohnte ein paar Schritte weit entfernt. Über den Empfehlungsbrief Mrs. Winters hatte er zwar nie ein Wort gesagt, aber er war immer freundlich gewesen gegen Jack. Und er wohnte so nahe bei ihm, kaum fünf Minuten weit. Jack nahm seinen Hut und machte sich auf den Weg zu Armand Sylvains nach dem Boulevard Clichy. Über eine schmale, glitscherige Treppe kletterte er zum zweiten Stockwerk empor, wo er an eine unansehnliche gelbe Thür klopfte.

Auf ein rauh herausgestoßenes „Herein“ trat Jack in das Atelier des Meisters. Es war hoch, sehr geräumig und fast in seiner ganzen Breite gegen die Straße zu mit einem Glasfenster abgeschlossen, sehr staubig, unwohnlich, fast ohne jegliche Ausschmückung, im übrigen mit mindestens einem halben Dutzend Staffeleien und zwei oder drei plumpen, mit Malerwerkzeug aller Art belasteten Tischen ausgestattet.

Auf einer der Staffeleien befand sich eine mit Zechinen garnierte Zigeunerin, auf einer anderen ein trostloses Gemälde, eine Scene aus dem bulgarischen Aufstand — ein Leichensalat auf einer öden Fläche unter dräuendem Gewitterhimmel.

An der Wand hingen neben verschiedentlichen Studien ein paar nach der Natur modellierte Gliedmaßen, die Erde war mit Farbentuben und Cigarrenstumpfen bestreut.

Armand Sylvains stand vor einer der Staffeleien, einen hohen Cylinderhut auf dem Kopf, ein großes weißes Foulard-Cachenez um den breiten roten Hals, im übrigen ganz grau angezogen. Er war ein sehr großer, offenbar sehr schön gewesener Mensch, der aber, wie man es auf den ersten Blick erkannte, sich in keinem Genuß zu mäßigen verstanden hatte. Seine mächtigen Glieder waren von der Gicht entstellt, die ehemals feine, sehnige Hand war schlaff und dick, auch seine glatt rasierten Wangen, sein Doppelkinn und die starke rote Unterlippe hatten sich verschlafft, die markig gebogene Nase sich vergröbert, und unter den etwas hervorstehenden schwarzen Augen hingen dicke weiße Säcke.

Die Zähne waren noch gut und der aufgezwirbelte Schnurrbart stimmte einen fast pathetisch, so unzeitgemäß jung sah er aus. Sylvains befand sich allein in dem Atelier, als Jack eintrat; es war Jack lieb, die verstimmten journalistischen Posaunen, welche sich mitunter in der Werkstatt des Malers versammelten, waren Jack widerlich.

„Sieht man Sie wieder einmal?“ rief ihm der alte Künstler entgegen, indem er ihm die Hand reichte, „tiens, und es ist nicht einmal Aschermittwoch.“

„Ja, glauben Sie denn, ich komme

nur zu Ihnen, um meine Sünden abzubüßen?" fragte Jack munter.

„Jedenfalls kommen Sie nur, wenn Sie Katzenjammer haben," brummte Sylvains, „aber setzen Sie sich, setzen Sie sich — wollen Sie eine Cigarette — da — hm! — niedriger moralischer Barometerstand — seh's Ihnen an — meinetwegen sind Sie nicht gekommen, Sie haben irgend ein Anliegen."

„Ich bin gekommen, um ein wenig mit Ihnen über die Kunst zu plaudern," erklärte Jack.

„So! — Über meine oder über Ihre Kunst?" fragte humoristisch Sylvains.

„Meine Kunst existiert noch nicht," erwiderte Jack.

„So, das ist richtig, eigentlich richtig — und meine existiert nicht mehr!" setzte er hinzu, und dann lachte er hart und grell, „die Menschen behaupten es zum wenigsten. Bah! — boshaftes Pack — Neid, blasser Neid — na, und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Meister! ich möchte endlich einmal Ernst machen, ich möchte arbeiten."

„Sagt ich's doch, daß Sie mir einen Katzenjammer mitbringen," rief Sylvains.

„Muß man denn durchaus Katzenjammer haben, um sich daran zu erinnern, daß man Künstler ist?" fragte Jack.

„Solche Leute wie Sie immer," entgegnete ihm Sylvains, „die Kunst ist das Paradies der Verstoßenen — für Leute wie Sie, die was Amüsanteres haben im Leben, ist sie nichts als ein Gemüsegarten, in dem man so rasch als möglich seinen Samen säet, um möglichst viel zu ernten. Aber sie nimmt's übel, die verdammte Hexe, wenn man ihr nicht von ganzem Herzen ergeben ist, das ist das Ärgste. Hm! Aus Ihnen wird nie etwas werden, glauben Sie mir, mein Lieber, trotz Ihres Talents wird nichts aus Ihnen werden — Sie haben nicht das Zeug in sich, sich in den großen Wahn zu vertiefen. Einem richtigen Künstler ist die Kunst das Leben, und das Leben irgend etwas Nebensächliches, was abgefertigt werden muß. Ihnen wird das Leben immer die Hauptsache bleiben. — Hm! diable, Sie sind geschaffen, dasselbe zu genießen. Steht's schlecht mit den Finanzen? hm! — so, so! — Heiraten Sie, es ist die einzige Carriere, die für Sie taugt. Was haben Sie denn in der letzten Zeit gearbeitet?"

„Nicht viel — eine Landschaft hab ich begonnen nach einer meiner Skizzen aus Cayeux — aber ich komme nicht recht vom Fleck — das Ding langweilt mich."

„Natürlich langweilt Sie's!" rief Sylvains, „Sie sind ja nur Landschafter aus Faulheit, weil Sie sich einbilden, daß man in der Landschaft sich seiner Willkür am rücksichtslosesten überlassen und eine feste Form am ehesten umgehen könne. Lassen Sie's gut sein, eine tüchtig durchgeführte Landschaft ist so ziemlich eine der schwierigsten Aufgaben, die sich ein Künstler stellen kann. Aber wer denkt denn an so etwas, und das bloße aufs Geratewohl Einschmutzen einer Leinwand, das man gewöhnlich landschaftern nennt, ist mir ein Greuel — ekelhaft. Und weiter brächten Sie's in der Richtung nicht. Ihre Begabung liegt anderswo. Sie haben die Fähigkeit, eine menschliche Individualität zu charakterisieren. Aber was Teufel, vor allem müssen Sie zeichnen lernen, mit der Farbe werden Sie immer fertig werden, es ist die verfluchte Form, die Ihnen zu thun geben wird. Zeichnen, zeichnen, zeichnen, wenn Sie es zu etwas bringen wollen! Das ist der einzige Rat, den ich Ihnen erteilen kann. Aber — hm! — Sie machen ja doch nichts! Heiraten Sie, mein Lieber, heiraten Sie!"

Jack wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Da ihm die Wahl schwer wurde, that er beides.

„Von einer Versorgung wollen wir vorläufig absehen, indessen bitte ich Sie um näherliegende Ratschläge. Ich bin gleich Ihnen überzeugt davon, daß es für mich sehr notwendig ist zu zeichnen, und ich wollte Sie nur fragen, ob Sie mir ein Modell empfehlen könnten, das zu ausgiebigem Studium taugt."

„Ein Modell — nehmen Sie Luca Canini, er ist ein gewichster Neapolitaner, pockennarbig, häßlich wie die Nacht — aber alles, was Sie brauchen in Bezug auf Muskeln und Ausdauer, wird Ihnen nebenbei Ihre Pinsel putzen und Kommissionen besorgen, jede Art von Kommissionen, er ist so ziemlich der gewissenloseste Lump von Paris, aber bares Geld können Sie immer vor ihm liegen lassen, offene Briefe nicht."

„Da ich keine Busenfreundschaft mit ihm schließen will, ist mir seine Moralität ziemlich gleichgültig. Wollen Sie mir freundlichst seine Adresse aufschreiben?"

„Ja, ja!" brummte Sylvains unwirsch, dann plötzlich wütend auf Jack losfahrend, rief er: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie seit einer Viertelstunde, welche Sie sich bereits hier befinden, allen meinen Bildern den Rücken gekehrt haben!"

„Aber Meister! — ich behielt mir vor —"

„Ach, was behielten Sie sich vor — sperren Sie die Augen auf — was sagen Sie zu dieser Leinwand?" Damit pflanzte sich Monsieur Sylvains breitschulterig vor seinen bulgarischen Leichensalat.

Jack log sehr ungern. „Das Bild ist schauerlich," sagte er langsam, „aber es ist prachtvoll gemalt!"

„Das glaub ich, nom d'un chien! daß es gut gemalt ist; ich möchte einen wissen unter den Künstlern, die heutzutage den Bildermarkt beherrschen, der mir nur eine Handbreit, nur eine Handbreit davon nachmalen könnte! Da ist Kraft drin, Schwung!"

„Ja, ja! Kolossal, kolossal!" murmelte Jack, aber ohne rechte Überzeugung. Im Innersten seines Herzens fand er die Mache des Malers — veraltet.

Sylvains runzelte die Stirn. Da klopfte es an die Thür.

Sylvains fuhr zusammen. „Herein!" rief er und setzte hinzu: „Nur vorwärts, Luca," als ein Mann in schlampigen, halb bäuerlichen, halb städtischen Kleidern eintrat. Anstatt eines Hemdkragens trug er irgend ein buntes Kattuntuch um den Hals. Sein gelbes, pockennarbiges Gesicht zeichnete sich durch ein unbeschreiblich servil einschmeichelndes Grinsen aus. Er hatte langes, auf der rechten Seite gescheiteltes Haar, kleine, listig blinzelnde Augen, eine aufgestülpte Nase und dicke Lippen.

Man merkte ihm sofort an, daß er ein Italiener sei, aber man wunderte sich zugleich, daß es ein Italiener zu stande brachte, so ordinär auszusehen.

„Luca Canini," rief Sylvains, indem er ihn gleichsam Jack vorstellte. „Sie kommen wie gerufen," setzte er hinzu; „da ist ein junger Herr, der ein Modell braucht."

„Al suo servizio, Eccellenza!" erwiderte Luca grinsend, indem er seinen schmutzigen Hut aus weichem grauem Filz an seine Brust hielt.

„Wann soll begonnen werden?" fragte Sylvains, „morgen?"

„Nein, morgen geht es nicht, morgen habe ich Lady Leclerq versprochen, sie im Bois zu begleiten."

„Na, da haben wir's," lachte Sylvains.

„Meinethalben morgen!" rief Jack unwirsch, „ich werde Lady Leclerq abschreiben; ich werde grob sein, nur um meinen künstlerischen Ernst zu beweisen."

„Das müssen Sie auch, ohne das geht es nicht ab," entschied Sylvains; „soll ich den Preis für Sie ausmachen?"

„Was mir Milor giebt, wird mich zufriedenstellen," versicherte Luca mit seiner miauenden Servilität. „Wenn der Herr befiehlt, morgen um neun, gut — morgen um neun. Aber mille scusi — ein weibliches Modell steht vor der Thür — wenn der Herr mir erlaubt, es hereinzubringen — vielleicht könnte es einem von den Herren nützlich sein."

„Mein Bedarf ist momentan gedeckt," erklärte Sylvains; „und Ihnen," sich an Jack wendend, „würde ich raten, nicht mit einem weiblichen Modell anzufangen, erstens ist die Struktur des männlichen Körpers stärker markiert — Sie lernen

mehr, und dann zweitens ist der künstlerische Ernst der Situation weniger gefährdet."

„Aber es ist ein so besonders schönes Modell, scusi, Eccellenza, nur einen Augenblick —" Ohne auf eine Antwort zu warten, öffnete Luca die Thür und rief: „Angiolina!"

In das Atelier trat eine junge Italienerin von etwa zweiundzwanzig Jahren, hochgewachsen, breit in den Schultern und mit einem Kopf von unsagbarer Schönheit. Sie war in einen langen, grauschwarzen Regenmantel eingemummt und ging, wie viele Mädchen ihres Standes in Paris, bloßköpfig.

„Ôtez ce machin!" rief Sylvains in seiner sachlichen Malerart, indem er an einem Zipfel ihres Mantels zupfte.

Luca Canini half ihr dienstbeflissen die häßliche Hülle abthun.

Unter dem Mantel trug sie ein dunkelgrünes Kleid, das bis zur Dürftigkeit einfach, jedoch von jeglicher Geschmacklosigkeit frei war und unter dessen harmonisch an ihr niederfließenden Falten man die Schönheit ihrer Körperformen deutlich erriet.

„Hein! — was sagen Sie dazu?" fragte Sylvains, indem er die junge Person bei ihrem Ellenbogen nahm und Jack zuwendete.

Jacks Augen begegneten denen des Modells — sein Herz gab einen starken Schlag. Er erkannte dieselbe geheimnisvolle Schönheit, der er am Abend seiner Ankunft in Paris am Seineufer begegnet war.

Das Blut stieg ihm in die Stirn, er merkte, daß auch sie ihn erkannte und daß die Erinnerung an ihr erstes Begegnen ihr unliebsam war. Sie runzelte die Brauen und wendete den Kopf von ihm ab.

„Welche Figur! sie muß süperb gewachsen sein!" rief Sylvains; dann zu dem Modell: „Posez vous l'ensemble?"

Bei dieser völlig gerechtfertigten fachmännischen Frage fühlte Jack, wie ihm die Fingerspitzen brannten — das Modell zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb.

„Nein, sie will nicht, sie will durchaus nicht," erklärte Luca im Ton aufrichtigen Bedauerns.

„Sie hat ganz recht," erklärte Sylvains schroff; „also nur Kopf und Hände?"

„Ja, aber sehen Sie nur, Eccellenza, was für Hände!" Luca nahm die Angiolina bei den Fingerspitzen, um den Maler auf die Schönheit der Hände besonders aufmerksam zu machen. „Die langen Finger und der Ansatz des Daumens, und das Handgelenk zart und doch energisch — und der Nacken!"

Luca faßte das Modell bei den Haaren, die, in einen schweren Knoten zusammengewunden, etwas tief am Halse ruhten.

Das Mädchen schüttelte seine Berührung ab, eine zornige Flamme sprühte aus ihren Augen.

„C'est bien — ich will mir die Adresse aufschreiben," erklärte Sylvains, indem er ein Stück Kohle zur Hand nahm.

„Angiolina," begann Luca, „Rue de la Rochefoucauld."

„So — und der Preis?"

„Zehn Franken die Sitzung."

„Das ist viel," meinte Sylvains.

Das Mädchen wollte etwas sagen, Luca schnitt ihr die Rede ab.

„Es ist auch ein ungewöhnlich schönes Modell," erwiderte Luca.

„Das läßt sich nicht leugnen." Sylvains hatte die Adresse mit Kreide notiert — er nickte dem Mädchen zu: „Auf Wiedersehen, ich will Ihnen eine Postkarte schreiben, wenn ich Sie brauche."

Unterdessen hatte Jack der Italienerin geholfen ihren Mantel umzuthun, sie hatte nur mit einem Kopfnicken gedankt.

Luca wollte sich mit ihr zurückziehen. „Haben Sie Ihre Sache mit ihm abgemacht?" wendete sich Sylvains an Jack; „morgen um neun soll er zu Ihnen kommen, nicht wahr?"

„Boulevard Rochechouart vier," sagte Jack.

Luca verschwand grinsend.

„Was sagen Sie zu der Italienerin?"

fragte Sylvains den jungen Engländer, nachdem sich die Thür hinter dem Modell geschlossen. „Eine phänomenale Schönheit, die muß ich malen. Es ist mir soeben ein Bild eingefallen — eine Vestalin im Frühling! — das wird etwas — famos — ein Meisterwerk! Ja, mein Lieber, was machen Sie denn für ein Gesicht, Sie sind ja ganz benommen, und da wollen Sie den künstlerischen Ernst durchführen, wenn die Schönheit des ersten besten Modells Sie so umwirft?" Monsieur Sylvains konnte nicht fertig werden mit Lachen.

„Unsinn," murmelte Jack durch die Zähne, „Unsinn, es giebt zufällig Nebenumstände —"

„Was für Nebenumstände?" fragte Monsieur Sylvains.

Jack runzelte die Brauen, er wurde sich plötzlich sehr klar darüber, daß das Breitschlagen der Nebenumstände seiner Bekanntschaft mit der Angiolina, der Ernst, welchen er der Sache entgegenbrachte, in den Augen des alten Malers ihn nicht weniger lächerlich machen würde. Er behielt die Nebenumstände für sich. „Ich muß mich noch ankleiden zu meinem Diner," erklärte er, nach seinem Hute greifend.

„So — mit wem dinieren Sie?" fragte Sylvains.

„Mit den Grants im Kontinental, nach dem Diner wollen wir ins Theater."

„Ah! mit den Grants! Sehr reiche Amerikanerinnen und hübsch. Die älteste Grant interessiert sich für Sie — nein? Heiraten Sie, mein Lieber, glauben Sie mir, heiraten Sie, 's ist die einzige Carriere, die für Sie paßt. Wenn Sie wüßten, wie viel Ausdauer und Opfermut dazu gehört, einen richtigen Künstler zu machen. Bei mir langte es nicht in dieser Richtung — leider! Sie sehen, was aus mir geworden ist! Na na, man darf sich nicht zu klein machen, und von meinem nächsten Bilde soll ganz Paris sprechen — das sag ich Ihnen im voraus — ganz Paris."

— — — — — — — — — — — —

Verstimmt und aufgeregt verließ Jack das Atelier.

Er kannte den Lebenslauf des alten Malers, und während er sich zum Diner umkleidete, dachte er darüber nach.

* * *

Armand Sylvains war ein Künstler, der, mit großem Talent ausgerüstet, noch ziemlich jung mit dem glänzendsten Erfolg debütiert hatte, dessen man sich in künstlerischen Kreisen erinnert, und der jetzt in die traurige Kategorie der Depassés, der Überflügelten gehörte.

Es war ihm zu bald gut gegangen im Leben. Sein künstlerischer Idealismus war erst langsam, dann immer schneller erstickt im Erfolg und in dem sich aus dem Erfolg ergebenden Wohlleben.

Der tiefe Ernst, welcher das Rückenmark jedes echten, künstlerischen Strebens ist, war ihm verloren gegangen im Wunsche zu genießen und in der angenehmen Gelegenheit, die sich ihm zum Genießen bot. Er wußte es, theoretisierte massenhaft darüber, ohne jedoch der Vergnügungssucht, die den Künstler in ihm ertötete, Einhalt zu thun. Die Kunst war für ihn ein lukrativer Beruf, der ihm zu einem angenehmen Leben verhalf. Seine Gedanken waren nicht mehr bei seinen Bildern, sie waren bei den großen Damen, von denen er sich feiern ließ und bei denen er sich Abend für Abend herumsiedelte, vorgeblich, um für seine Bilder neue Typen zu studieren, eigentlich aber nur, weil ihn der seinen subtilen Künstlersinn und seine Künstlereitelkeit bestrickende Zauber, welcher sie umgab, gefangen genommen, weil er sich heimisch fühlte hier und weil es sich nirgends so reizend faulenzen ließ wie in dieser Welt. Seine Kollegen vernachlässigte er deshalb nicht, nein, er war immer ein guter Kerl und zu jedem Atelierscherz bereit; er leerte heute sein Glas leichten blauen Weins am selben Tische mit seinem Portier und morgen seinen Champagnerkelch an der Tafel seines Kaisers; er schämte sich nie eines

armen Verwandten oder schäbigen Freundes und war neben seinen verschiedentlichen aristokratischen Liaisons intim befreundet mit den berühmtesten und berüchtigtsten Schauspielerinnen ihrer Zeit.

Nein, er vernachlässigte niemand als — die Kunst. Er war noch immer ein Modemaler, aber ein Künstler war er nicht mehr.

Alle Tage fertigte er mit hastiger Geschicklichkeit irgend eine Aufgabe ab, schmierte mit verblüffender, hauptsächlich in grellen Farbeneffekten herumgaukelnder Technik ein Bild fertig, das ihm ein lüsterner Kunsthändler, noch ehe es trocken war, von der Staffelei nahm. Im übrigen ließ er die Reklame dafür sorgen, seinen Ruhm zu erhalten. Der Zustand war nicht haltbar auf die Dauer.

Ein paar Journalisten, die er sein Leben lang gekannt und die mit ihm zugleich alt und bitter geworden waren, ein paar junge, denen er Gefälligkeiten erwiesen, machten noch immer ein wenig Lärm um ihn herum, und ein paar amerikanische Kunsthändler bewahrten ihn vor Not. Das war alles, dessen er sich im Alter rühmen konnte. In die große Welt ging er nicht mehr gern. Seine alten Verehrerinnen luden ihn zwar immer noch ein, aber schließlich war es ein mäßiger Zeitvertreib, zwischen den alten Damen sitzen zu müssen und ihnen eintönig ein über das andere Mal zuzuschwören, er sähe ihre Runzeln nicht, während junge Künstler schönen jungen Frauen die Cour machten, Frauen, die einer Generation angehörten, welche von seiner Berühmtheit nichts mehr wußte.

Seine Gesundheit war mit seinem Talent eingegangen, er litt an Gicht und Asthma, konnte sich über seine weißen Haare nicht trösten. Sein einziges Vergnügen bestand jetzt darin, sich alle Tage zwei Stunden lang vor dem Café Tortoni inmitten eines Kreises von Künstlern und Litteraten, die sich gleich ihm mit dem Grad von Erfolg, welchen sie erreicht, nicht befriedigt fühlten, seine Theorien breit zu schlagen.

Er hatte den großen Wortreichtum und die niederschmetternden Paradoxen von Künstlern, mit denen es bergab geht. Früher ein anerkennender Kollege und wohlwollender Kamerad, war er jetzt von Brotneid verzehrt und quoll über von vernichtenden Urteilen über alle zeitgenössischen Künstler, voll Bewunderung für die Leistungen junger Künstlerinnen.

Er hatte allerhand Theorien über die Kunst — Theorien, die an und für sich richtig und geistreich waren, die aber seinen Zuhörern dadurch lästig wurden, daß er sie nur dazu anwandte, die Vortrefflichkeit seiner eigenen, sowie die Nichtigkeit aller anderen Kunstleistungen deutlich zu beweisen.

Alle Tage saß er zwei Stunden lang bei Tortoni und predigte, das heißt schimpfte. Einen anderen Genuß kannte sein verpfuschtes Leben nicht mehr.

Der Gedanke an diese versumpfte Künstlerexistenz ging Jack den ganzen Abend lang nicht aus dem Kopf.

In vieler Beziehung bot Sylvains ihm ein warnendes Beispiel. „Heiraten Sie, heiraten Sie!" tönt's ihm ins Ohr. „Es ist die einzige Carriere, die für Sie taugt!"

Vielleicht hatte der Alte recht. Während des Diners streifte ihn der Gedanke, ob eine Verbindung mit der hübschen, eleganten, lebhaften Miß Grant ihm nicht den günstigsten Ausweg aus seinen pekuniären Schwierigkeiten böte. Sich mit ihr zu verbinden, war jedenfalls nicht so schrecklich, wie Mary Winter zu heiraten. Er überlegte sich die Sache allen Ernstes.

Da tauchte das Bild des armen italienischen Modells vor ihm auf. Vergeblich trachtete er es zu verscheuchen, vergeblich sich zu einem vernünftigen Entschluß zu zwingen. Es ging nicht mehr.

Er wurde immer einsilbiger, und im Theater, wohin er die Grants verabredetermaßen nach dem Diner begleitete, saß er teilnahmslos hinter den beiden Damen und merkte kaum, was auf der Bühne vorging.

Miß Grant sah sich ein paarmal nach ihm um. Er wich ihrem Blick aus.

Im dritten Zwischenakt hatte sich Miß Grant davon überzeugt, daß mit diesem jungen Mann nichts zu machen sei, und da sie ein praktisches Geschöpf war, so gab sie sofort alle Versuche auf, an der Situation zu rütteln, ja, sie tröstete sich sogar ziemlich erfolgreich mit dem Gedanken, daß Jack keinen Titel habe und daß er infolgedessen als Partie nie so recht eigentlich wünschenswert gewesen.

Sie trennten sich nach der Vorstellung als die besten Freunde und als zwei Menschen, die genau wußten, was sie voneinander zu erwarten hatten.

Sie reichte ihm beim Abschied vor dem Hotel noch sehr freundlich und mit einem gut kameradschaftlichen Lächeln die Hand, und Jack konnte nicht umhin, zu finden, daß die Amerikanerinnen doch in ihrer Art etwas für sich hatten.

In ziemlich gedrückter Stimmung schlug er den Weg nach Hause ein.

Als er die Rue de la Chaussée d'Antin hinter sich gelassen, wurde es öde und still. Die Laternen wurden hier selten, der Himmel war sternenlos, ein Geruch von nassen Steinen durchschwebte die Gassen, von den Dächern klatschte es in großen Tropfen auf das Pflaster nieder, ein durchsichtiger, hellgrauer Nebel that das Seinige dazu, die Umrisse aller Gegenstände zu verwischen.

Von fern girrte und schwirrte die Musik billiger Tanzlokale um seine Ohren, ganz unkenntlich in der Melodie, es war nur wie ein widerlicher musikalischer Speisedunst. Aus einer der Nebengassen trat ein Maskenpaar, der Mann als Schotte verkleidet mit sehr mageren Beinen und zu langem Oberkörper, die Frau als Colombine mit schlapp hängenden Flügeln. Sie sahen beide halb verhungert aus, und der Mann gröhlte mit den zitternden Resten einer offenbar geschulten Stimme französische Romanzen.

J'étais assis près d'elle,
Un souffle d'air léger
Apportait jusqu'à moi l'odeur des orangers ...

Jack wollte erst über den verdrehten Gesellen lachen, dann konnte er es nicht.

„Gott, wie greulich ist das Leben!“ dachte er bei sich; „das einzige, was der Mühe wert ist darin — ist die Illusion, und die mächtigste Illusion von allen ist —“

Er blieb stehen, stampfte mit dem Fuß auf die Erde — war er denn wirklich im Begriff sich zu verlieben? Ein ernstliches Gefühl in dieser Richtung wäre ihm sehr unangenehm gewesen, besonders für ein Modell, und noch obendrein für ein tugendhaftes.

* * *

„Wie lange ist sie schon in Paris?“ fragte Jack.

Es war den Tag nach der mi-carême. Er hatte richtig den Ritt mit Lady Leclerq ins Bois aufgegeben, um seinen künstlerischen Ernst zu beweisen. Seit zwei Stunden hatte er den Rücken Luca Caninis auf einem Stück sehr rauhen blauen Papiers abgezeichnet. Die Arbeit hatte ihn interessiert, er war wieder einmal ins Feuer geraten. Erst als Luca nicht mißzuverstehende Zeichen von Müdigkeit gegeben, hatte er sich in seinem Studium der Muskeln und Knochen des Italieners unterbrochen.

Luca, fröstelnd, trotz der dem Modell zu Ehren stark erhöhten Temperatur, kauerte neben dem Ofen und stärkte sich mit einem Stück Brot und Wurst, das er mit einem plumpen, etwas stumpfen Taschenmesser in ganz kleine Bissen zerschnitt. Er aß langsam, mit Andacht.

Jack, welcher indes, die Hände wie gewöhnlich in den Taschen seines Jacketts, auf und ab schritt, hatte so wie von ungefähr ein paar Fragen über die Angiolina an ihn gerichtet.

„Wie lange ist sie schon in Paris?“

„Zwei Jahre lang,“ erwiderte Luca.

„Hm! und wo ist sie her?“

„Ich weiß es nicht, sie ist mir empfohlen worden von einem Kollegen.“

„Ihr nehmt Prozente von den Mo-

bellen dafür, daß Ihr ihnen Verdienst verschafft?"

„Manchmal — sehr wenig — aber man muß leben." Luca grinste einschmeichelnd.

„Ja, sagt mir, wie es denn kommt, daß eine so schöne Person wie diese Angiolina einen Agenten braucht, um ihr Posen zu verschaffen? Die sollte doch von allen Seiten her begehrt sein."

„Das wäre sie auch, wenn sich etwas mit ihr anfangen ließe, aber sie ist zu zimperlich, sie posiert nur bei Künstlern, die sie wie eine Prinzessin behandeln. Die geringste Zudringlichkeit, ein lustiges Wort — und sie kehrt nicht wieder. Ich bitte den Signor, was sind das für Geschichten für ein armes Mädchen, das allein in der Welt steht und das sein Brot verdienen will!"

Luca dehnte und reckte sich, dann faltete er seine Hände und ließ alle Fingergelenke krachen.

„Also — eine Tugend?" fragte Jack schroff.

„Ja! Bis jetzt, ja!" Luca zuckte die Achseln, über die er ein grün und blau karriertes Tuch gehängt hatte. „Einige sagen, sie hält sich aus Ehrgeiz, weil sie es auf einen reichen Mann abgesehen hat, und andere behaupten, sie habe einen Liebhaber da unten in der Campagna. Das kann sein. Viele verlobte Mädchen, die in Rom bei den Malern arbeiten, sind keusch — in Paris ist das selten."

Jack zuckte zusammen. Die Vorstellung, daß die Angiolina Geld zurücklege für irgend einen ihr angelobten schwarzbärtigen italienischen Handwerker oder Bauer, erfreute ihn wenig. Nach einer Weile begann er von neuem: „Hm! Ich brauche jetzt gerade ein Modell in dieser Art — Ihr könntet mir für nächste Woche die Angiolina mieten."

Luca nickte. „Aber der Herr weiß, nur für den Kopf und die Hände. Sie thut's nicht anders."

„Ich weiß, ich weiß!" rief Jack kurz, „ich benötige nichts anderes. Sie soll mir eine Nonne posieren."

„Ach, wenn sie eine Nonne posieren soll! — Ich werde sehen, was ich für den Herrn thun kann."

„Seid Ihr ausgeruht?"

„Sì, Eccellenza!"

„Ihr bringt mir morgen Nachricht?"

„Sì."

Während Jack sich nun weiter um die genaue Wiedergabe der Muskulatur Luca Caninis bemühte, durchschlich ihn ein über die Maßen angenehmes, erwartungsvolles Gefühl. Mit Spannung lebte er den paar Stunden entgegen, die er um den geringen Preis von zehn Franken in der Gesellschaft des schönen Modells würde verbringen dürfen.

* * *

Den nächsten Tag erschien Luca bei Jack Ferrars in Begleitung einer langen, mageren Person mit unheimlich schwarzen Augen und einer spitzigen Nase in einem kreideweißen Gesicht.

„Ja, was soll das?" fragte der junge Engländer aufgebracht.

„Milor wünschte ein Modell für eine Nonne," begann Luca, „und da hab ich mir erlaubt ihm eins zu bringen: Agathe, Specialität für Nonnen und überhaupt Heiligenbilder."

„Ich habe die Angiolina mieten wollen und keine andere!" schrie Jack.

„Die Angiolina ist nicht zu haben," erwiderte mit einer verzweifelten Geste Luca, „aber ich kann Milor noch andere Nonnen vorschlagen — eine mit blauen Augen und roten Wimpern — macht sich sehr gut."

„Zum Teufel auch," rief Jack, „warum habt Ihr die Angiolina nicht bestellt?"

„Weil die Angiolina nicht zu haben ist, weil die Angiolina nicht für Monsieur posieren will!" rief mit sehr spitziger Stimme die in ihrem Stolz gekränkte, verschmähte Agathe.

„Und warum nicht?"

„Weil — ach, ich denke, sie findet, Milor ist zu jung," entgegnete, immer seinen schmutzigen Filzhut auf sein lap-

piges gelbes Vorhemd drückend, Luca Canini.

„Sie findet, Monsieur nimmt die Kunst nicht ernst genug; sie wußte vielleicht nicht recht, zu was sie Monsieur herbestellt hatte," rief das Modell.

Bei diesen Worten öffnete Jack seine Thür und zeigte der vorlauten Agathe energisch den Weg hinaus.

Tief beschämt näherte sich Luca dem Modelltisch.

„Monsieur arbeitet heute nicht?" fragte er ängstlich.

„Meinetwegen, ja."

„Milor darf mir das nicht übel nehmen, das mit der Angiolina. Ich kann weiß Gott nichts dafür. Wenn Milor nur wüßte, wie launenhaft die ist, wirklich zu zimperlich! Unter ihren Kolleginnen heißt sie deshalb auch nicht anders als: die Marchesina."

* *
*

Jack ärgerte sich über sich selbst. Er nahm sich fest vor, nicht mehr an die Marchesina zu denken. Zu was sollte das führen! Die Sache konnte nur ein Ende haben, auf welches systematisch loszusteuern Jack widerwärtig war. Im ganzen ungewöhnlich dem Einfluß des ewig Weiblichen unterworfen, hatte er doch nichts von einem bewußt auf ein bestimmtes Ziel lossteuernden Verführer.

Als er die Angiolina in sein Atelier bestellt hatte, war er sich über seine eigenen Absichten ihr gegenüber völlig unklar. Vor allem wollte er durch die besondere Ritterlichkeit seines Benehmens den unangenehmen Eindruck verwischen, der ihr von der ersten Begegnung mit ihm am Seineufer geblieben zu sein schien. Darüber hinaus stießen seine Gedanken auf etwas Laues, duftig Dämmeriges, von dem er sich hütete, durch nüchternes Grübeln den Schleier zu lüften. In Herzensangelegenheiten überließ er sich einfach seinem Schicksal.

Aber so unvorsichtig er in dieser Richtung auch war, so sah er doch ein, daß weitere Versuche seinerseits, in der Bekanntschaft mit der „Marchesina" vorzudringen, nur zu einer Schlechtigkeit führen konnten oder zu einer Thorheit.

Er nahm sich vor, nicht mehr an die Marchesina zu denken.

(Fortsetzung folgt.)





Emin Paschas letzte Tagebücher
in Briefen an seine Schwester.

II.

17. 4. 91. Ruhanga.



Um 11 Uhr morgens Alarm: schrillende Weiber, schreiende Kinder, Männer in Waffen, in aller Eile fortrennend. Die Bewohner des nahen Dorfes Kinjamagere, seit langer Zeit in Unfrieden mit den hiesigen Leuten, hatten in aller Stille einige auf der Weide befindliche Kühe derselben überfallen und fortgetrieben. Es war aber noch geglückt, den Räubern alle Kühe bis auf eine wieder abzujagen, und nun erschien auf einmal der Besitzer des Gehöftes, der sich bis heute vor mir nicht hatte blicken lassen und mir nicht einmal das überall übliche Gastgeschenk gegeben hatte, vor mir und verlangte sehr erregt, ich sollte ihm wieder zu seiner Kuh verhelfen. Als ich erwiderte, er hätte sich bis jetzt bei mir nicht sehen lassen und mich völlig ignoriert, ich würde mich deshalb nicht einmischen, meinte er, das sei allerdings richtig, aber da ich in seinem Hofe lagere, wäre ich verpflichtet, ihm zu helfen. Das wäre nun allerdings richtig für den Fall, daß ich ein Gastgeschenk von ihm bekommen und angenommen hätte; dies ist aber nicht geschehen, und ich erklärte es ihm, um mein Ablehnen zu motivieren. Er verschwand, kehrte aber nach einer Stunde mit vier Schafen zurück, die er mich anzunehmen bat, die ich jedoch ablehnte, weil sie als Gastgeschenk zu spät kamen und ich mich durch ihre Annahme vor den Negern herabgesetzt hätte. Er zog also ab, und die Sache war erledigt. Ich habe dir den Vorfall ausführlich erzählt, weil er zeigt, wie man hierzulande lebt. Ganz Mpororo ist durch den Umstand, daß die Königin keinerlei Autorität besitzt, in völlige Rechtlosigkeit verfallen und es existiert kein Schutz für die Gemeinden, die deshalb hier im Norden vorgezogen haben, sich dem energischen König von Nkole zu unterwerfen. Es mag dir komisch vorkommen, daß ich auf das Anbieten eines Gastgeschenkes Wert lege; es liegt mir an dem Geschenke selbst durchaus nichts, da es mich

zwingt, ein größeres Geschenk zurückzuerstatten. Es ist aber die Vernachlässigung des Gebrauches und der Höflichkeit, und wollte ich mir das ohne Rüge einstecken, so würde man einfach über den dummen Europäer lachen. Und dazu bin ich zu lange schon in Negerländern! Es sieht übrigens auch hier mit den Lebensmitteln recht spärlich aus. Bananen nur wenige; Sorghumkorn nicht viel; dagegen Eleusine und Kürbisse, die zum Fleisch aber gut sind. Auch Eier werden viel angeboten, doch meist so bebrütet, daß die Küchlein völlig entwickelt sind. Die Wahuma sowie die Galla essen überhaupt nie Eier und die meisten Negerstämme eben nur stark bebrütete und wundern sich, wenn unsereiner dergleichen Delikatessen ablehnt.

18. 4. 91. Ruhanga.

Um Mittag sind Dr. Stuhlmanns Träger mit Lasten zurückgekehrt; er selbst aber, dem man wiederholt Träger zur Unterstützung zugesagt, hat keine bekommen und mußte deshalb mit fünfundzwanzig Lasten zurückbleiben. Ich habe sofort an meine Leute appelliert und achtundzwanzig Freiwillige gefunden, die morgen in aller Frühe den weiten Marsch nochmals zurücklegen wollen, dafür aber natürlich eine Gratifikation bekommen haben. Neunundzwanzig hatten sich gemeldet; einer nahm sein Geschenk in Empfang und verschwand, und als er gefunden und danach gefragt wurde, leugnete er, es bekommen zu haben. Natürlich mußte er schließlich es herausgeben und bekam eine Tracht Prügel. Das kommt sonst selten vor, daß die Leute ihren Verpflichtungen untreu werden, und ich habe deshalb auch geprügelt, weil ich andere davon abschrecken muß. Von meinen Boten höre ich immer noch nichts und kann mir das nur so erklären, daß entweder wir uns verfehlt haben oder sie weiter gegangen sind, als wir ursprünglich dachten. Die Leute wissen, wie viel mir an Nachrichten gelegen ist, und mögen deshalb sich eine Extragratifikation verdienen wollen. Hier sind die Leute jedenfalls nicht durchgekommen, sondern wohl etwas nördlicher zu Kaihura gegangen; immerhin wäre es Zeit, von ihnen zu hören. Ich habe selten so viele Chamäleon gesehen als hier; auf allen Büschen findet man sie zu zweien und dreien. Natürlich werden sie überall für giftig gehalten und man meidet sie, statt an ihrem Augenverdrehen und Fauchen sich zu ergötzen. Ich habe mir einige ins Zelt gesetzt, damit sie mich von den zahllosen lästigen Fliegen befreien. Ich wünschte, du könntest einmal eine halbe Stunde hier sein und die Musik anhören, die mich umgiebt. Blökende Schafe, kleine Hähne, die nie aufhören zu krähen und zwar immer vor meinem Zelte; Kinder... Nun, mein Wirt hat nur zehn Frauen, von denen nur eine kein, eine andere aber zwei Kinder hat — das macht zehn Kinder, von welchen drei zwischen drei bis fünf, die anderen zwischen zwei Monaten und anderthalb Jahren sind. Denke dir nun das Geplärre, das von einer Hütte zur anderen geht, als ob die Kinder stolz wären, sich hören zu lassen. Daß eine Negermutter ihr schreiendes Kind zu beschwichtigen suchte, ist ganz außer Frage, vielmehr scheint man das Gebrüll ganz amüsant zu finden.

Dabei kommt mir gerade in den Sinn, daß Wiegenlieder — solche, womit man kleine Kinder in den Schlaf bringt — bei unseren östlich-äquatorialen Negern wenigstens kaum zu existieren scheinen und Kinderlieder eine gar seltene und dürftige Gestalt annehmen. Im arabischen Sudan existieren beide, und ich habe mir einmal den Spaß gemacht, einiges darüber zu sammeln. Es hätte das zur Ergänzung der von meinem zu früh verstorbenen Freunde Marno gesammelten sudan-arabischen Märchen gedient. So kann ich über Unterhaltung nicht klagen. Es wird mir aber manchmal zu viel, da jedoch Remonstrationen doch zu nichts führen würden, lasse ich die Tonfluten dieser schwarzen Cherubine schweigend über mich ergehen. Man sagt, daß alle Kinder, welche sterben, Engel werden, also in die göttliche

Musikkapelle treten; ist dies wahr, so wünsche ich den hiesigen langes Leben, denn ihre musikalischen Leistungen würden selbst die göttliche Geduld auf eine harte Probe stellen.

19. 4. 91. Rubanga.

Es hat seit früh 6 Uhr so arg geregnet, daß ich die Träger erst um 10 Uhr 15 Minuten habe fortschicken können, und dann auch nur, nachdem ich sie aus allen Winkeln zusammengetrieben. Bei so kühlem, naßkaltem Wetter verkriecht sich eben jeder Neger in eine möglichst geschützte Ecke und ihre Haut wird förmlich grau; daher ja auch die Neger in Amerika bei kaltem, nassem Wetter nicht fechten wollten: cold weather — no fight! Es geht übrigens auch unsereinem so, und man drückt sich bei solchem Wetter am besten in sein Zelt und wartet mit Sehnsucht auf einen Sonnenblick. Und dabei weder Ort noch Gelegenheit zu sammeln, oder sich irgendwie nutzbringend zu beschäftigen. Ringsumher alles in dicke Nebel gehüllt, von Feuchtigkeit tröpfelnd, kein Vogel vernehmbar, kein Käfer sichtbar. Regenwetter ist überall unangenehm, in Afrika aber um so mehr, je weniger man daran gewöhnt ist und je weniger man Schutz dagegen hat. Freilich sind die Einwohner überall davon erfreut, daß wir Regen mitbringen, der ja für sie Säen, Reifen und besonders reichliche Ernte, also viel zu essen bedeutet; da aber solches für uns wegfällt, so bleibt nur das Gefühl des Unbehagens übrig. Bis um 1 Uhr mittags dauerte der Regen mit Unterbrechungen, dann wurde es hell, und um 2 Uhr 30 Minuten nachmittags traf Dr. Stuhlmann ein, der sich schließlich doch Träger verschafft hatte, allerdings nach langen Mühen. Eine Stunde nach seiner Ankunft waren auf einmal alle Leute des Gehöftes, mit denen wir doch bis jetzt im besten Frieden gelebt, einfach verschwunden, ohne daß jemand sie dazu veranlaßt hätte. Sie hatten die Hinterwände ihrer Hütten durchbrochen und waren mit all ihren Habseligkeiten geflüchtet. Zugleich verließen alle umwohnenden Leute ihre Hütten und flüchteten vor unseren Augen über die Berge. Warum nur? Ich habe einen von Njavingis Leuten vorausgesandt, um Träger zu beschaffen, hoffentlich gelingt es ihm. Gegen Sonnenuntergang wurde ich angenehm überrascht durch das Eintreffen Rokaras, der schon in Bukoba bei mir gewesen und nun wieder kam. König Ntali von Nkole habe gehört, daß ich so nahe sei — einen Tagemarsch von der Grenze von Nkole —, und habe ihn beordert, mir mit seinen Grüßen zwanzig Schafe zu überbringen und mich zu fragen, wohin ich nun mich wenden wolle. Zugleich sei er beauftragt, alle Unterthanen Ntalis anzuweisen, mich durch Träger und Lebensmittel möglichst zu unterstützen. Das war nun recht freundlich, und da Rokara über alles, was ich ihm mitteilen konnte, sehr befriedigt, ebenso von den Geschenken sehr zufriedengestellt war, werden wir morgen früh jeder vergnügt unseres Weges ziehen. Er kehrt zu Ntali zurück, um später zu mir zu stoßen, und ich leite den Weitermarsch.

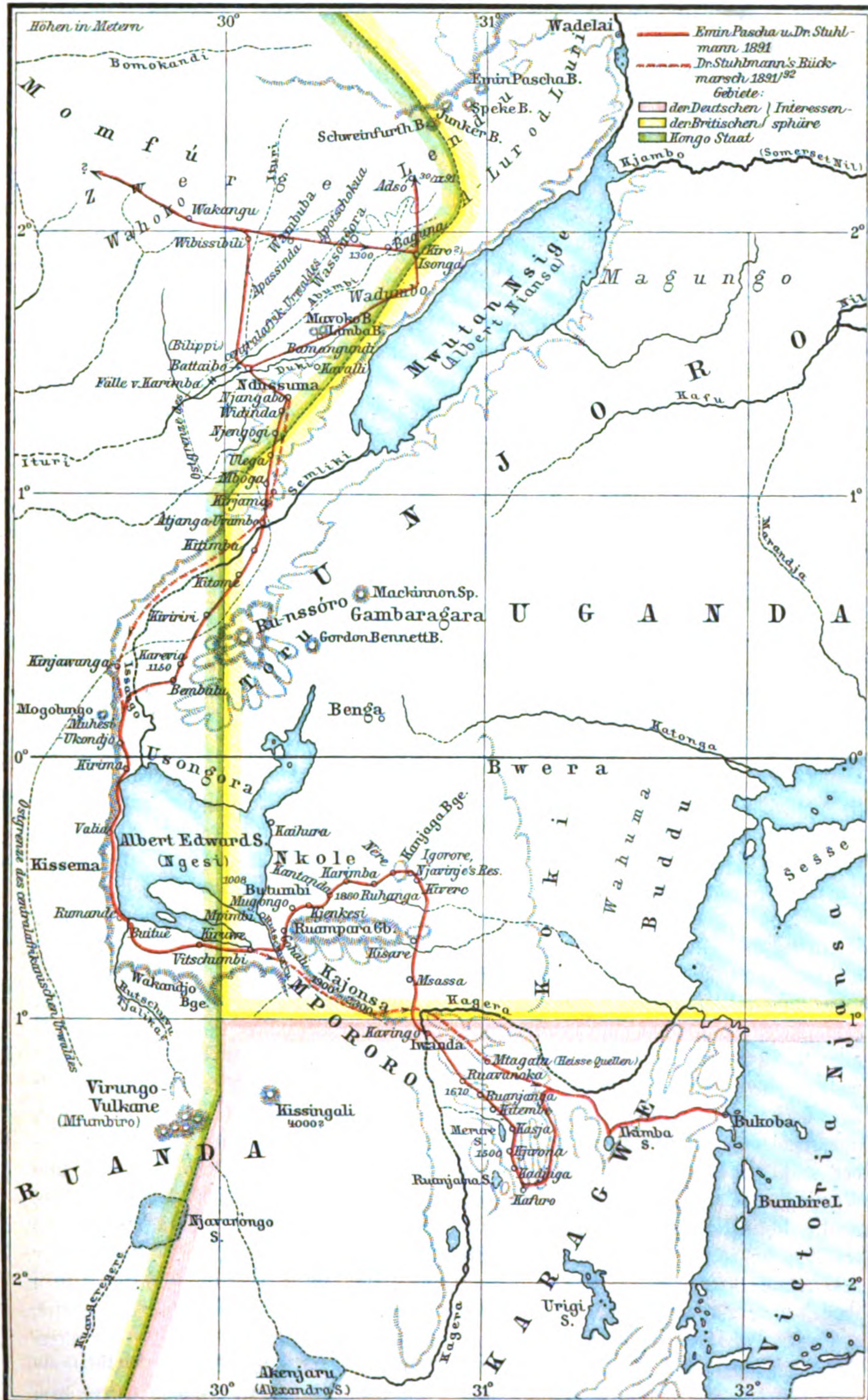
20. 4. 91. Lager Karo.

Ein hübscher Name! Nachdem ich alle Mann zusammengebracht und mich von Rokara verabschiedet, der noch einige Stunden bleibt, um Lebensmittel und womöglich Träger für Stuhlmann zu besorgen, marschierte ich um 6 Uhr 52 Minuten in die Hügel. Der Taufall ist jetzt so stark, daß ich, da ich den Vortrab führe, in einer Viertelstunde gewöhnlich völlig durchweicht bin. Die Kleider trocknen bald wieder, aber die Stiefeln nicht vor dem nächsten Nachtquartier. Genähte Sohlen fallen einfach durch Faulen der Faden ab. Wir haben nun, wie es scheint, die hohen Berge hinter uns, und vor uns kann ich nur Hochebene, von Hügeln umwallt, gewahren. Immerhin ist die Allgemeinerhebung des Landes eine bedeutende, nahezu fünfzehnhundert Meter. Es war demnach auch nicht wunderbar, daß um 6 Uhr mein Thermometer 13,5° zeigte und man sich die Hände anblies,

um sie zu wärmen. Der Charakter des Landes ist auch hier besonders durch völlige Baumlosigkeit bezeichnet; soweit der Blick reicht, grüne Matten und Gehänge, selbst die Berge ohne einen Baum. Um so wunderlicher machen sich die ziemlich häufigen, allerdings nicht hohen Dracänen, sowie häufiges Phönixgebüsch. In der Tiefe ist es freilich vegetationsreicher. In den tiefsten Senkungen fließt gewöhnlich ein oft versumpfter Wasserfaden und auf dem durchtränkten Boden entwickelt sich niederes Gebüsch; Disteln, hohe Gräser, Rohr in solcher Fülle, daß man sich mühsam durchdrängen muß. Noch schlimmer ist die Passage eigentlicher Papyrussümpfe, eine andere auffällige Erscheinung dieser Hochländer und jedenfalls nur durch Samenverschleppung durch Vögel zu erklären. Da jede Papyrusstaude ein Ganzes für sich bildet, so sind natürlich alle Zwischenräume mit schmutzigem Wasser, faulender Vegetation und Schlamm, sowie allerlei unter dem Wasser befindlichem Wurzelwerk angefüllt, das den arglos Hineintretenden gewöhnlich da zum Falle bringt, wo tiefe Löcher vor ihm sich aufthun. Das Wasser ist schwarz, und man wird die Färbung von den Kleidern wie von der Haut spät los. Wir hatten heute



Karte von Deutsch-Ost-Afrika.



Weg der letzten Emin-Pascha-Expedition.

etwa 0,5 Kilometer solchen Sumpf zu durchwaten und den Esel an manchen Stellen zu tragen, er verpfützte sich. Und der Jubel, wenn hier ein Weib im Wasser verschwindet und nur ihr Küchengeschirr den Ort bezeichnet, wo sie untertauchte, dort ein Junge schmählich zum Falle gerät und zähnefletschend und mit Schlamm frisiert wieder auftaucht! Ernster ist es freilich, wenn Lasten sinken und wieder aufgefischt werden sollen. Doch das sind die Freuden eines afrikanischen Marsches!

Von allen Seiten flohen die Eingeborenen, und es wurde bald klar, daß unser Führer den Weg nicht wußte, sondern uns nach allen Richtungen zwecklos marschieren ließ. In Kinjamagere, einem reichen Dorfe — wo die Kuhräuber von vorgestern hausen —, verwickelte uns der Führer so in die völlig mit Unterholz, Schlingpflanzen und gefällten Bananenstämmen gefüllten Pflanzungen, daß ich die Leute den kleinen Bach Russo übertreten ließ und dann selbst die Leitung mit dem Kompaß übernahm. Ab- und Aufstieg zum genannten Bache, jederseits etwa zehn Meter betragend, geschahen in vom Wasser ausgespülten Rinnen, die über mannshoch, steilwandig und so eng sind, daß man sich mit Mühe umdrehen kann. Ein böser Ort für einen Angriff. Beim Dorfe Kako fand ich endlich Leute, die nicht fortliefen, und ließ deshalb rasten. In wenigen Augenblicken war ein Kreis von wohl hundert mit Lanzen und Messern bewaffneten Leuten um mich gebildet, die allerlei Bemerkungen über meine Haut, mein Haar und meine Brille machten. Wir verstanden uns aber gut, und als ich abmarschierte, bekam ich einen Führer, der mich zwar zunächst mit Gewalt nach Njavingis Dorfe Njererambi bringen wollte, schließlich aber doch den gewünschten Weg nahm und uns um Mittag hierher brachte, wo eine Menge gaffender Leute, viele Wahuma darunter, uns begrüßten. Ich habe von hier an Stuhlmann sechsundachtzig Träger gesandt, die mein gestriger Bote vermittelt, und hoffe, daß er bald kommt. Morgen früh gehe ich zu den heißen Quellen weiter.

21. 4. 91. Lager Njavagaruka.

Gestern abend hatte ich noch spät Besuch von einem sehr furchtsamen Ortschef, der mir, wie er sagte, all seinen Reichtum brachte: drei Schafe, zehn Hühner, etwas Korn, einige faule Eier. Ich stellte ihm alles zurück und erhielt einen Führer für heute, der mir sehr gute Dienste geleistet hat. Es war aber ein sehr öder Marsch, hochhügeliges Land, gebrochen durch weite muldenförmige Ebenen, mit sumpfigen Wasserläufen durchzogen. Gras und Gras, schwerer Tau und ab und zu Regen. Sehr zerstreut nur dürftige, obgleich dicht bewohnte Gehöfte. Jedermann klagt über die entsetzlichen Verwüstungen einer von Nkole eingedrungenen Rinderseuche, welche den früher so blühenden Viehstand völlig vernichtet hat und an einzelnen Orten noch fortwährt. Der Besitzer eines Gehöftes am Ruamanabasumpfe — ein ausnahmsweise anständiger Papyrussumpf — klagte mir, sie lebten schon wochenlang von nichts als dem Fleisch verendeter Tiere. Und doch sind die Leute gesund! Es scheint demnach, daß die centralafrikanischen Bacillen nicht ganz so niederträchtig sind wie ihre europäischen Verwandten. Um die heißen Quellen bin ich natürlich geprellt worden. Erst behauptete man, die eine Gruppe läge nahe, während die andere bei Rudjumbira läge, wo es absolut nichts zu essen gebe, weil König Ntali das Land verwüstet hat. Da nun Rudjumbira außerdem zu weit von meiner Route ablag, gab ich es auf. Dann hieß es, falls ich die nahe Gruppe sehen wollte, müsse ich am Ruamanaba lagern; das hätte mich jedoch zwei Tage gekostet, und so hieß es denn: adieu, heiße Quellen, und vorwärts! Man wird ja hier schließlich die reine Lokomobile. Dafür aber habe ich einen ziemlich großen, neuen See gefunden, mit einer hübschen Insel, dessen Ausdehnung nach Süden ich allerdings nicht kenne. Er heißt Ruakitenge und gehört schon zu Ruhanda, von dem

ich somit den ersten Schleier gelüftet. An den Bergseiten fand ich heute wieder einmal weißen Quarz und ganz besonders flimmerte überall Glimmer in ziemlich großen Blättern. Wie tierarm doch dies Land ist! Wo Büsche aufkommen, auch in Papyrus, einige Singvögel, das Gekrächze weißnackiger Raben, selten ein schäkernder Frankolin — voilà tout! Glaube übrigens nicht an die Redensarten von Afrikas Armut an Singvögeln; es giebt deren viele und gute Sänger, und noch heute erfreuten mich die vollen Töne einiger Flötenwürger, die in Ermangelung von Bäumen und Gebüsch sich aus dem Papyrus vernehmen ließen. Um Mittag kamen wir hier an, gerade bevor die Donnersymphonie mit Regenbegleitung losging. Obgleich nun der Besitzer der sehr elenden Hütten meinte, ich solle lieber wo anders nächtigen als hier, zwang mich doch der Regen, zu bleiben. Wir sind übrigens jetzt gute Freunde geworden. Schön ist's hier eben nicht, aber kahl, wüst und windig, und das ist ja auch etwas. Es ist eben nicht alle Tage Feiertag, und hoch über den Thälern zu wohnen, ist auch ein schönes Bewußtsein.

22. 4. 91. Lager Karimba.

Von den windigen Höhen stiegen wir um 6 Uhr 15 Min. früh zur Tiefe einer Mulde nieder, in welcher der unvermeidliche Wasserfaden, das Werk des Taus, uns völlig zu näßen vollendet. Obgleich wir heute eine große Anzahl kleiner, dürftiger Gehöfte passierten, blieb, einige schöne Sorghumfelder abgerechnet, der Anblick immer der frühere; Spuren früherer Dörfer und Rinderhöfe, aber alles vernichtet durch Seuche und Krieg. Trotzdem waren wir stets von einem Haufen laut gestikulierender Leute begleitet, die dem Tau und den Disteln zum Trotz uns geleiteten. Auch Stellensucher befanden sich dabei. Ein langer Mhuma [d. i. einer von den Wahuma] fragte mich, ob ich ihn nicht mitnehmen wollte; seine Kühe wären gefallen, sein Habe zu Ende, seine, dem früher Begüterten geneigten Freunde dem jetzt Armen abhold; er wolle Frau und Kind bringen und mitziehen. Tout comme chez nous, nicht wahr? Wir fanden, wie schon gestern, große Mengen von Kronen- oder Pfauenkranichen am Wege, schöne, wenngleich ein wenig steife Gestalten, mit eigenartig schallendem Geschrei. Ich habe sie oft lebendig gehalten und mich an den schmucken, zahmen Tieren erfreut, die ihren Herrn wie ein Hund begleiten. Sie haben die eigene Sitte, sich manchmal reihenweise, wie Soldaten, alle nach derselben Richtung gewandt, aufzustellen, und gewöhnlich treten dann einzelne vor die Front und führen Tänze auf, die von den Kindern in Ungoro beim Spielen recht hübsch nachgeahmt wurden. Übrigens geben sie einen etwas dunklen, aber guten Braten. Der Wasserlauf Njamakeru stürzt sich über die Straße in eine enge, tiefe Schlucht hinunter, deren Wände teilweise vertikal zur Tiefe fallen und dann völlig nackt den gelben Thon zeigen oder aber — eine Seltenheit — einigermaßen bewaldet sind. Die Schlucht ist recht hübsch, der Pfad jedoch recht gefährlich. Von da an geht es wieder über Granit und Quarz hoch hinauf in die Bergeshöhe; wo wir rasteten, ist wieder niedriges Grasland, ohne Baum, ohne Strauch. Um so mehr fallen am Abstiege eine ganze Anzahl alter, hoher Kandelaber-Euphorbien — die sogenannten Kakteen Afrikas — auf, die jedenfalls beweisen, daß hier Bäume leben können; schön sind sie nicht, aber sie passen in dies öde Land.

Wir kamen nun zu weiten, schön grünen Sorghum- und Bohnenfeldern und hatten den spitzen Kegel des Ruandaya als Landmarke vor uns. Menschen über Menschen, bellende Hunde, sogar drei Rinderherden bekamen wir hier zu sehen. Wir hatten aber noch ein gut Stück aufwärts zu steigen, ehe wir die Gehöfte von Karimba erreichten, wo zu meinem Verdruß gelagert wurde, weil es in Njakessenje nichts zu essen geben soll. Als ob es hier außer Schafen etwas gäbe! Ich habe inzwi-

schen meinen Leuten ihre vierzehntägigen Rationen ausgegeben in Stoffen, und morgen früh betreten wir Butumbi und sollen bei Kavanya lagern. In der Nähe soll Wald beginnen. Gott gebe es! Ich bin dieses Graslandes schon recht müde! Es müßte das jedenfalls der vorgeschobenste Posten der westafrikanischen Hyläa, der eigentlich tropischen Waldregion sein, und wir können uns davon sehr interessante botanische und zoologische Ausbeute versprechen. Die Neger beugten, als sie von dem Walde sprachen, den Kopf; es muß demnach dichter Wald sein, durch den man nur schwer durchkommen kann. Das würde nun allerdings zu den früher erhaltenen Nachrichten vom Vorkommen des Schimpanse in Butumbi stimmen. Doch vorsichtig! in Afrika mehr denn irgend wo soll man nur glauben, was man sieht!

23. 4. 91. Lager Kantanda in Butumbi.

Vor meinem Abmarsch machte ich die erfreuliche Entdeckung, daß während der Nacht meine bisherigen Führer verduftet waren und, vermutlich zum Lohne für ihre Mühen, sich meine kleine Schafherde mitgenommen hatten. Sehr liebenswürdig von den Leuten, aber nicht gerade angenehm für mich. Das alte französische Wort hat recht: les chagrins du départ sont pour celui qui reste. Um 6 Uhr 45 Minuten morgens ging es denn weiter; die Verzögerung erklärt sich aus der nicht genügenden Trägerzahl und den daraus entspringenden Schwierigkeiten in der Verteilung der Lasten. Der Morgen war trübe und schwere Wolken bräuten; wir hofften jedoch noch vor Schleusen-Öffnung anzukommen. Nach Durchwatung eines Papyrussumpfes, dessen Schmutzwasser uns nur stellenweise bis zur Wade reichte, begann eine Bergpartie, wie man sie in Tirol nicht besser haben kann. Zweihundert Meter auf und ebensoviel ab und das von früh bis Mittag öfters, strengt auch die beste Konstitution an. Zum Jodeln hatten wir keine Puste!

Um 7 Uhr 17 Minuten morgens standen wir an der felsigen Furt über den breiten Njeruesika, der etwas weiter abwärts zu einem enormen Papyrussumpfe sich verbreitert, hier aber frei Passage bietet. Das Wasser reichte uns bis zum Gürtel und war eiskalt, und da außerdem eine kühle Brise wehte, war die nächste Partie bergauf, in den nassen Sachen, für jedermann unliebsam. Sonst war der Weg recht unterhaltend; bald breite Gerinne in den Fels geschnitten, bald handbreite Pfade über so steile Böschungen, daß ein Fuß höher stand als der andere und man sehr vorsichtig sein mußte, um nicht in die Tiefe zu rutschen. Was solche Wege sagen wollen für belastete Träger, ist dir wohl verständlich. Ich war deswegen gezwungen, auf jeder Bergeshöhe zu halten, um den Leuten eine Zeit zum Sammeln zu gewähren, und so zogen sich die Wolken immer mehr zusammen. Wir gingen jedoch weiter und weiter über die Berge hinab zu den vielen Wasser- und Schlammrinnen und wieder hinauf auf die kahlen Gipfel. Die höchste, heute passierte Höhe ist 1860 Meter oder etwas über 6100 Fuß. An den Abhängen zeigten sich übrigens heute einige Bäume und überall gab es Büsche hoher Disteln, gelb blühendes Senecio, weißblühende Tephrosia, Massen Farnkraut und auch ein Veilchen — allerdings nicht das heimische. Wo früher Gehöfte gelegen waren, gesellten sich hierzu Ricinus und baumhohe Solanum, die gerade solchen Boden lieben. Es hat wohl hier überall ursprünglich Wald existiert, und daß, nachdem selber einmal vernichtet, der Nachwuchs schwer, liegt in den klimatischen Verhältnissen.

Das Land ist ziemlich bevölkert, und überall kommen Leute, um uns zu begaffen, besonders viel Wahuma. Überall Klagen über Mangel an Unterhalt, Rinderseuche, Armut. Bietest du aber einem an, ihn zu bezahlen, wenn er eine Last für dich trüge, so wirst du abschläglich beschieden. Ein freier Neger trägt keine Last. Bis man den Leuten wird bei-

gebracht haben, daß Arbeit keine Schande für sie sei, wird es lange währen. Ich habe mit vieler Mühe und Not einen dazu bewegen können, mir als Führer zu dienen: wen immer ich fragte, ob er mir hoch an der Bergeslehne dahin, in der Hoffnung, nach Überwindung eines anderen Joches endlich Kavoranyo zu erreichen. Da fuhr der Sturm, mit schwarzen Nebeln spielend, uns ins Gesicht und die



Emin Pascha beim Antritt der letzten Expedition.

als Führer dienen wolle, verneinte, weil er den Weg nicht kenne. Die Leute kommen eben nicht über die nächste Nähe ihrer Dörfer hinaus, teilweise aus Bedürfnislosigkeit, teilweise, weil es zwischen den Gemeinden ewig Krieg giebt. Es war so 11 Uhr 15 Minuten mittags geworden, und wir zogen auf sehr unebenem Pfade, Schleusen des Himmels öffneten sich und der Donner krachte und die Blitze zuckten. Kaum zwei Schritte vor sich konnte man sehen.

Da galt es nun, die in der Tiefe gelegenen Hütten zu erreichen, etwa zweihundert Meter gerade hinunter über Fels und Gestrüpp, durch Dornen und triefen-

des Hochgras — eine böse, böse Partie für Leute mit Lasten, aber auch für solche ohne dieselben. Ich blieb zunächst, um die Träger, die langsam ankamen, zum Weitermarsch anzutreiben; dann ging auch ich, d. h. ich lief wohl mehr, soweit dies gerade hinunter angeht, und um zwölf Uhr mittags waren wir in den Hütten, deren Bewohner geflüchtet waren und uns sogar ihre Schafe und Ziegen zurückgelassen hatten. Sie kamen aber bald zurück und erhielten ihr Eigentum unversehrt wieder, und jetzt wohnen wir alle zusammen hier und trocknen unsere Sachen und Kleider. Bis um drei Uhr nachmittags hat das Gewitter gedauert, und seit langem habe ich es wieder einmal ordentlich krachen hören, wie es bei uns in der Äquatorialprovinz an der Tagesordnung war. An der Küste ist der Donner, wenn es einmal dazu kommt, zahm; hier aber rollte es durch die ganze Tonleiter und die einzelnen Donnerschläge verliefen völlig ineinander. Dazu Blitz auf Blitz und das Prasseln des Regens, der eimerweise herunterkam. Solche Gewitter sind großartig interessant, aber nur dann, wenn man sie aus seiner Hütte beobachten kann. Man wird zu greulich naß dabei. Hier ist ein recht elender Ort, und ich denke mit Grausen daran, daß ich in diesem feuchten, dumpfigen Kessel einige Tage werde zubringen müssen, um die Träger nach Dr. Stuhlmann zu senden und meinen Weg zu tasten. Beschäftigung wird es schon geben. Kranke besorgen, mit Negern verhandeln, die Sachen öffnen und sonnen. Flickereien an den Kisten und Packen, alles das will gethan sein, und ich muß zum Abmarsch bereit sein, sowie Dr. Stuhlmann hier eintrifft. Wundern soll es mich, ob wir hier werden irgend etwas zu essen bekommen. Es sieht nicht danach aus, und für die umwohnenden Leute ist es wohl zu weit, über die Berge zu kommen.

24. 4. 91. Lager Kantanba.

In der Frühe schon sind die Leute fort und ich bin nun mit einer Handvoll Menschen hier allein. Leider bewahrheitet sich, was ich gefürchtet: es giebt nichts zu essen. Die Leute aus der Umgebung kommen nicht und die hiesigen haben selber nichts, können also uns nur anbetteln. Dazu kommt eine Kälte, die uns alle in unsere Zelte bannt, und von elf Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags gab es eine Wiederholung des gestrigen Gewitters mit gründlichem Regen. Du kannst dir also denken, daß wir nicht gerade zu beneiden sind. Wäre es wenigstens hübsch warm und sonnig, so könnte man herumstreifen, aber bei der Nässe und Kälte ist das außer Frage gestellt. Ich habe heute früh zum größten Landeschef Makovoli gesandt mit der Anzeige meiner Ankunft und dem Ersuchen um Träger, und ich denke morgen seine Antwort zu bekommen. Doch dürfte diese sich auf Übersendung eines Schafes — was ich nebenbei gut brauchen könnte, denn seit zwei Tagen habe ich nur Bohnen, aber kein Fleisch — beschränken und die Einladung zu kommen. Träger hat er wohl kaum für mich.

25. 4. 91. Lager Kantanba.

Es ist heute ein Jahr, seitdem ich die Küste verlassen habe, und was mag wohl schließlich Gutes aus dieser Arbeit herauskommen. Ich kann mir nicht helfen, aber ich denke zuweilen, daß man, als man mich sandte, einem Impulse folgte, den man seither bereut hat.

Meine Boten von Makovoli sind zurückgekehrt und haben keine tröstlichen Nachrichten gebracht. Das Land vor uns sei ausgehungert und kaum etwas zu essen da. Makovoli ist an den anderthalb Tagemärsche fernen See gegangen, man hat aber sofort an ihn gesandt und er werde kommen. Träger würde man mir dann stellen. Ich solle morgen Boten erwarten. Ich habe sofort meinen bisherigen Führer zurückgesandt, um Lebensmittel für uns zu schaffen, da die Sache nun öde wird; für zwei Tage können wir uns behelfen, dann muß Essen geschafft werden. Man sagt auf Türkisch:

„Halál mál gaib elmás“ — rechtliches Besitztum geht nicht verloren. Soeben sind mir meine Schafe unversehrt zurückgebracht worden, und ich muß meinen verschwundenen Führern Abbitte leisten für den Verdacht, in dem ich sie gehabt. Nun kann ich meinen Leuten, die wirklich nichts zu essen haben, wenigstens ein Stück Fleisch geben, und auch ich kann mir ein Souper gönnen. Weither wird es nicht sein, denn ich habe eben nichts als ein Stück Fleisch, nicht einmal Bohnen oder Bananen zur Zuthat, aber ein Roastbeef — wenngleich aus Schaffleisch — ist immerhin anerkennenswert. Ich habe es allerdings nie zur Vollendung meines gelehrten Freundes Junker bringen können, der auch in Küchenangelegenheiten Autorität ist, aber ich muß ehrlich gestehen, daß die Kocherei dieser Reise selbst hinter meinen bescheidenen Anforderungen zurückbleibt. Meine Köchin, ein äußerst braves Frauenzimmer, ist in Bagamoyo zurückgeblieben; sie kocht ganz passabel, denn ihr Lehrmeister war mein Koch Abd el Cher, der sogar in Frankreich gewesen war, den ich jedoch schließlich wegen chronischer Betrunkenheit wegjagen mußte. Dazumal aß ich recht gut, und ich habe immer darauf gehalten, anständig zu essen — diesmal aber sind wir „reingefallen“.

Der Tag ist vergangen ohne irgend welche Vorkommnisse. Kein Verkäufer hat sich sehen lassen, und wir sitzen in diesem Kessel wie festgezaubert. Ich habe meinen bisherigen Führer, einen recht willigen Mhuma, nach seinem Dorfe zurückgesandt, um die Leute zum Einbringen von Lebensmitteln zu veranlassen, und er will morgen wiederkommen, auch von Makovoli sollen morgen Leute kommen — ob es jedoch wahr ist? Natürlich hat es auch heute von zehn bis drei Uhr das nun täglich wiederkehrende Gewitter gegeben, und alles trieft von Nässe, die sogar in meine Koffer und Kisten bringt und alles fleckig und stockig macht; weder Zelt noch Hütte hilft dagegen.

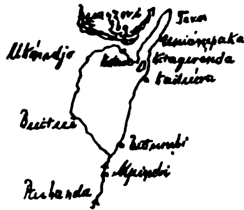
26. 4. 91. Lager Kantanda.

Sonnenschein! und ein Mann, welcher Hühner zum Verkauf bringt. Es geschehen also doch noch Wunder. Ich habe natürlich sofort alle Sachen zum Trocknen ausbreiten lassen und sitze jetzt als Wächter dabei, denn mehr als irgendwo gilt hier in Afrika das „Führe uns nicht in Versuchung!“ — meine eigenen Leute nicht ausgenommen. Mein Hausherr ist plötzlich erschienen und hat mir ein Schaf gebracht, das ich ihm bezahlte. Auf meine Fragen nach Weg und Land verweigerte er jedoch jede Auskunft, er wisse davon nichts. Es muß eben ein anderer Grund für seine Freigebigkeit vorliegen, der wohl bald klar werden wird. Inzwischen sind die Leute, welche früh auf die Dörfer gegangen, Lebensmittel zu kaufen, unverrichteter Dinge zurückgekommen. Jeder hat übrigens ein großes Paket grüner Bohnen mitgebracht und ich habe mir deren ein wenig ausgebeten. Ich bin übrigens auch von anderer Seite glücklich gewesen, denn ich habe einige Vögel bekommen, die ich bisher noch nie gesammelt hatte; möglich, daß eine Art davon neu ist. Heute abend will ich versuchen, ein Perlhuhn für den Topf zu bekommen; es giebt deren hier viele, und ich wäre neugierig, die Art festzustellen. Aber ein schrecklicher Ort ist dieser, und sogar meinem Esel wird es langweilig, denn er guckt alle Augenblicke mir ins Zelt, als ob er fragen wollte: „Geht's noch immer nicht weiter?“ Unsere Träger müssen spätestens heute bei Dr. Stuhlmann sein, aber wann wird er kommen können?

27. 4. 91. Lager Kantanda.

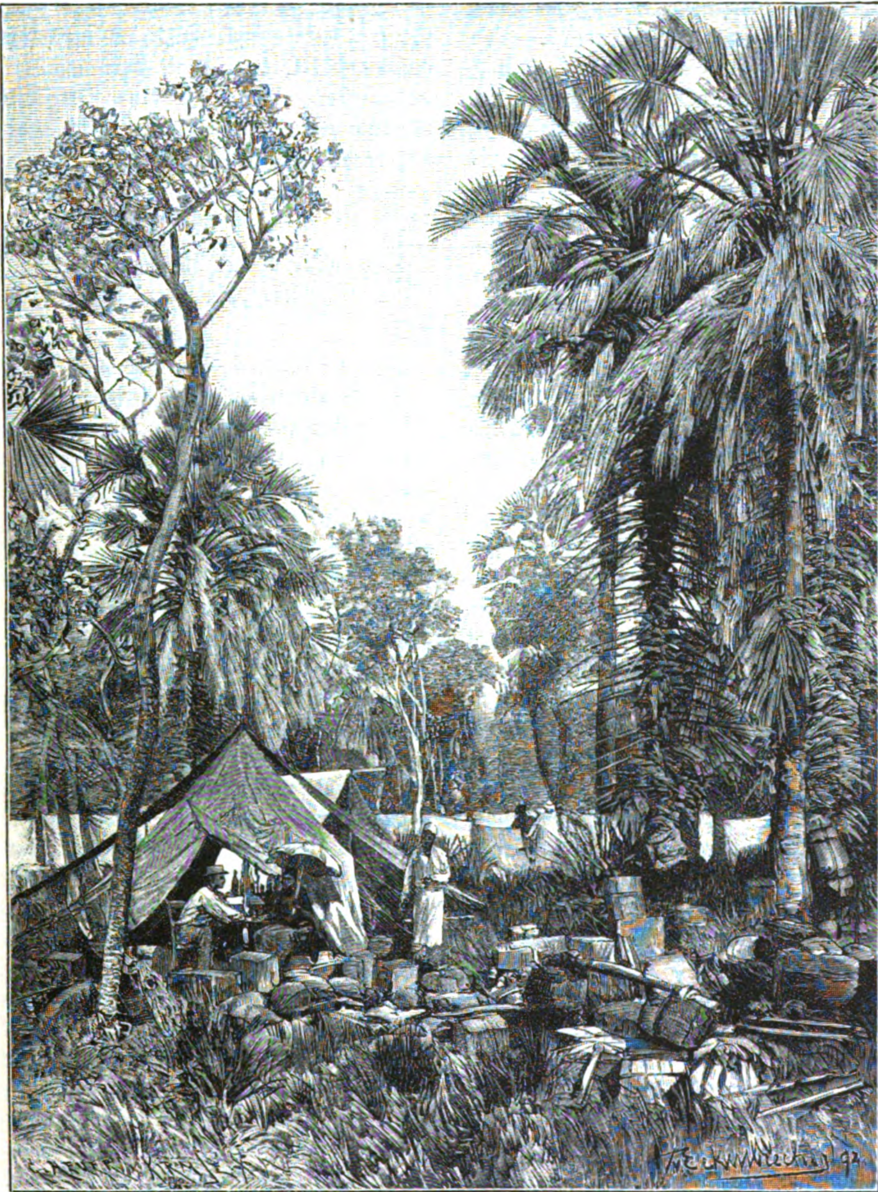
Gestern abend spät sind die Boten, welche ich voraus an den See gesandt, zurückgekehrt und haben, obgleich sie wie gewöhnlich von den Negern ziel- und zwecklos herumgeführt und ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg geworfen wurden, weshalb ihr eigentliches Ziel nicht erreichen konnten, eine Menge recht interessanter Notizen über das Land

und die positive Gewißheit, daß die Leute in Ukondjo angesiedelt seien, gebracht. Es würde sich das Bild des Sees ungefähr folgendermaßen gestalten:



Ich gebe diese Skizze natürlich mit allem Vorbehalt, da sie nicht auf eigener Anschauung, sondern nur auf Angaben der Leute beruht, und was die wert sind, davon hat man alle Tage oft genug Gelegenheit sich zu überzeugen. Sobald Stuhlmann hier ist, wollen wir bald wissen, wie die Sachen liegen und was wir davon zu halten haben. Leider scheinen die von mir gesandten Träger fürchterlich gebummelt zu haben, denn gestern früh sollen sie erst halbwegs gewesen sein. Einundvierzig Lasten, welche Stuhlmann vorausgesandt hatte, sind von den Eingeborenen einfach am Wege niedergeworfen worden, und ich habe erst heute davon gehört und Leute gesandt, um dieselben zu holen. Dieses ewige Hin und Her um der Lasten willen lähmt unsere ganze Thätigkeit, und auch die Leute werden müde und unwillig. Inzwischen habe ich von meinen Boten ein wenig Salz bekommen, woran es uns zu fehlen begann, da es Sünde wäre, unser weniges Tafelsalz für die Küche zu verschwenden. Am nördlichen Teile des Sees wird sehr viel Salz gewonnen und ein schwunghafter Handel damit betrieben, Grund genug, daß König Kabrega ganz Ussongora besetzt hat und den Salzhandel somit seinen Leuten zugewendet hat. Hier haben die Leute angefangen zu kommen und bringen einige Hühner und ein wenig Bohnen zum Verkaufe, wollen aber weder Perlen noch Stoffe in Zahlung nehmen, sondern verlangen Schaf- oder Ziegenhäute. Das ist nun echt Neger! Als ich zum erstenmal in Uganda war, wünschte ich einen grauen Papagei für mich zu erwerben, und ein Eingeborener versprach, am nächsten Tage einen zu bringen. Das that er, verlangte aber dafür einen roten Sonnenschirm, den ich natürlich nicht besaß, und lehnte alle anderen, für ihn gewiß nützlicheren und wertvolleren Artikel ab. Den Papagei bekam ich nicht. Neger sind eben große Kinder, rücken bis zu einer gewissen Entwickelungsstufe vor, bleiben aber dann im allgemeinen stecken und können dann über das erreichte Niveau nicht weiter. Fern von mir, damit behaupten zu wollen, daß es keine Ausnahmen gäbe. Aber gerade gegenüber den etwas zu weit getriebenen Erwartungen der meisten Philanthropen oder soi-disant-Philanthropen (denn auch hier spielt die Mode mit) scheint es mir Pflicht, daß die wenigen, welche den Neger wirklich kennen und für ihn wirken wollen, offen ihre Meinung aussprechen, ohne Rücksicht auf verschwommene Sentimentalität und breitgeschlagene Gefühlsromantik. Verzeihe mir die vielleicht etwas harten Ausdrücke. Die Regeneration Afrikas kann nur durch positives reelles Wirken geschehen. Das haben die Algeriner Missionäre auch glücklich in Praxis gesetzt, und wenn das Motto für Missionsbestrebungen „ora et labora“ heißt, so sollte im Interesse des Negers in erster Linie das „labora“ stehen, dem das „ora“ folgen mag. Psalmen singen ist leider ein unfruchtbares Vergnügen. Heute ist mir endlich klar geworden, warum unser Hausherr mir gestern so plötzlich ein Schaf brachte. Man hat ihm zwei eiserne Schaufeln gestohlen, und er wünscht, daß ich sie ihm ersetze. Das ist Negerpolitik. Inzwischen ist heute ein anderer Mann mit einem Schafe als Geschenk gekommen, und als ich dieses abwies, hat er schnell noch ein zweites gebracht, doch habe ich beide zurückgewiesen. Was nun da wieder dahinter stecken mag? Ohne Absicht wurde doch das Geschenk nicht gebracht. Unser

landesübliches Gewitter hat auch heute nicht gefehlt und es donnert noch jetzt. Eigentümlicherweise hat es noch nicht ge-



Lagerplatz unterwegs.

hagelt, obgleich das sonst nicht so selten vorkommt und die Schloßen manchmal kirschengroß werden. Es ist infolge all dieser Regen so feucht und die Nässe so durchdringend, daß selbst die in guten Koffern befindlichen Instrumente rosten und alles Lederzeug mit dickem Schimmel beschlägt. So hat man ewig zu putzen und zu reinigen.

28. 4. 91. Lager Kantanda.

Sonnenschein, daß einem das alte Herz im Leibe lacht, und dabei wallende, dicke Nebel, die manchmal die ganze Gegend silbern verschleiern, dann aber die Berge entlang vollends verschwinden — ein hübsches Spiel! Endlich sind auch fünfundzwanzig von den vierzig Lasten, die Dr. Stuhlmann gesandt, eingetroffen und ich sende soeben nach dem Reste. So darf ich auch hoffen, daß meine Erlösungsstunde von hier sich naht, obgleich diesmal wohl Dr. Stuhlmann, der bisher immer zurückgeblieben, das Recht hat, zu führen. Ich will ihm das gern überlassen. Bis heute hat weder einer der umwohnenden Ortschefs sich bei mir sehen lassen, noch erhalten wir genügende Lebensmittel. Es wäre daher sehr wünschenswert, daß wir endlich fortkommen. Ich habe seit früh alle Sachen in der Sonne liegen, alle Ballen neu eingepackt und alle schadhaften Kisten ausgebessert, Waffen putzen und üben lassen, das Geschütz gesäubert und sonstige kleine Lagerarbeiten verrichten lassen, und so ist die Zeit schnell vergangen. Jetzt will ich versuchen, einen Führer zu erwerben, und dann kann es jeden Augenblick fortgehen. Schade um das Geschenk, das ich an Makovoli gesandt habe, da bis jetzt von ihm nichts zu hören ist. Mein Weg führt aber über sein Gehöft, und so werde ich, falls er wirklich nicht zu mir senden sollte, immer noch Druck auf ihn ausüben können. Es ist, als ob kein Tag ohne Regen vergehen könnte, und auch heute haben wir unser Teil gehabt. Es war aber nicht viel, und wenn es nicht noch heute abend nachfolgt, dann geht es schon. Ich lese in meinen Mußestunden Dr. Junkers Buch, dessen erster Teil mir vor kurzem, jedenfalls auf Junkers Anordnung, von der Verlagsbuchhandlung zugesandt wurde und dessen zweiter Band mit der letzten Post an Dr. Stuhlmann kam, der ihn mir freundlicherweise geliehen. Das Buch ist hübsch und anziehend geschrieben und hat durch das Wegfallen der gelehrten Krämerei Buchtas entschieden gewonnen. Schade, daß Junker seine großen Sammlungen nicht heimbringen konnte; sie hätten manches ergänzt und berichtigt. Junker ist ein Prachtmensch — so einer, wie sie der liebe Gott in einer Feiertagslaune schafft. Sehr neugierig bin ich natürlich auf Band III, der ja die Ereignisse bei uns darstellen wird. Sehr neugierig bin ich auch auf Kapitän Casatis Buch, das nun wohl schon erschienen ist.

29. 4. 91. Lager Kantanda.

Heute sollte, wenn's gut geht, Dr. Stuhlmann eintreffen. Ein öder, regnerischer Tag!

30. 4. 91. Lager Kantanda.

Dr. Stuhlmann ist nicht gekommen; die Träger sind aber nicht am 26., wie bestimmt, sondern erst am 27. bei ihm eingetroffen und er wird heute oder gar morgen kommen, eine unliebsame Verzögerung. Heute erzählte man mir hier, daß der Häuptling Makovoli, an den ich doch Geschenke gesandt, vom See zurückgekehrt und mit einigen Stücken Elfenbein statt hierher zu kommen, den Weg über Rudjumbira direkt zu Njavingi genommen habe. Das beweist ein gut Teil Nichtachtung für uns und zeigt, daß bei Negern gute Behandlung gewöhnlich erst dann fruchtet, wenn sie zuvor „argumenta ad hominem“ gesehen haben. Zur Erklärung diene übrigens, daß Königin Njavingi, um ihre aufsässigen Häuptlinge zu strafen, öfter schon die Hilfe ihres mächtigeren Nachbarn, Königs Ntali von Nkole, in Anspruch genommen und dieser dann die betreffenden Landesteile geplündert hat. So ist es auch vor nicht langer Zeit — drei Monate — hier geschehen und der nördliche Teil von Makovolis Distrikt verwüstet worden, und darum eilt er jetzt, seinen Frieden zu schließen, und vergißt uns dabei vollkommen. Ich habe sofort zu dem nächsten Unterhäuptling gesandt und mich energisch beklagt und gefordert, daß sofort Leute zu mir kommen. Geschieht dies wiederum nicht, so werde ich wohl gezwungen sein, eine

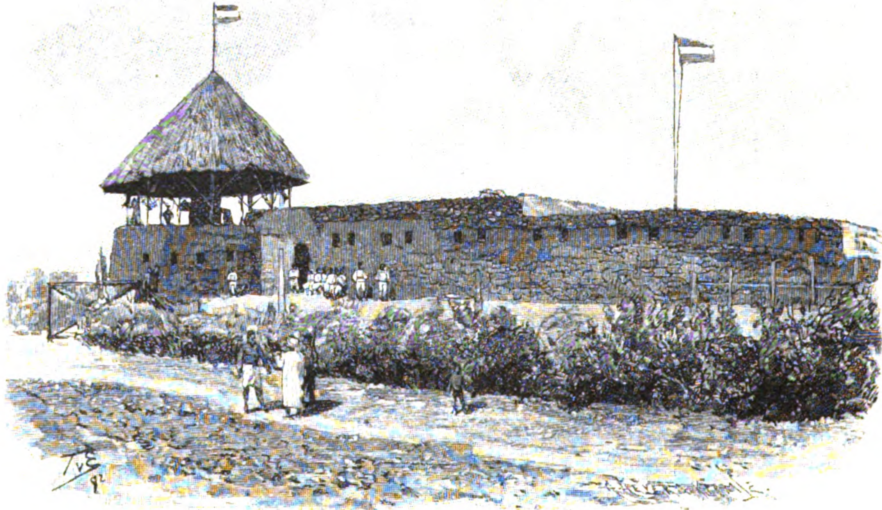
leichte Pression auszuüben. Inzwischen kommen und gehen eine Menge Eingeborene, welche kleine Quantitäten Bohnen, Erbsen, Eleusinekorn, Hühner bringen, und so ist für das leibliche Wohl der Leute in gewisser Beziehung gesorgt: ich mache diese Restriktion, weil ich durch die andauernde Feuchtigkeit eine ganze Anzahl von Kranken habe; wir sind eben in Afrika alle Sonnenkinder, und Temperaturen, die euch angenehm dünken, machen uns erschauern. Seit der Nacht sind die Bewohner der hiesigen Hütten, mit denen wir doch gut standen, mit Frauen und Kindern verschwunden; gestern abend plauderten wir noch zusammen. Wäre so etwas hier möglich — die Leute sind zu feig dazu —, so würde ich dies als eine Kriegserklärung betrachten, dem widerspricht aber, daß eine große Anzahl von Eingeborenen der umliegenden Dörfer hier sind; also wieder einmal ein richtiger Negerstreich! Um elf Uhr vormittags ist bei strömendem Regen Dr. Stuhlmann mit den Leuten und Sachen hier eingetroffen. Gleich nach meinem Abmarsch waren die Leute in Ruhanga sehr unverschämt geworden, und nur durch große Geduld und taktvolles Benehmen gelang es ihm, einen Zusammenstoß zu vermeiden. Im Augenblick aber, wo die von hier zurückgesandten beiden Träger dort ankamen, brach der Spektakel los; im Handumdrehen wurden vier Träger getötet und drei ziemlich schwer verwundet, und nur dem Einschreiten Stuhlmanns gelang es, die Sache beizulegen, so daß er zwei Stunden später abmarschieren konnte. So kann ich morgen früh endlich von hier abmarschieren, allerdings nicht weit, da die Träger wieder zurück müssen. Sobald ich Mpimbi erreicht habe, sollen die Leute acht Tage ruhen dürfen; bis jetzt habe ich noch keinen Führer finden können, also muß ich die Führung mit dem Kompaß selber leiten; es wird aber ganz gut gehen. Als Gegengabe für die Tannenzweige anbei afrikanische Vergißmeinnicht, gepflückt 1800 Meter hoch.

1. 5. 91. Lager Kjinkesi.

Ich bin heute früh nach einigermaßen langen Verhandlungen mit Führern, die vorausbezahlt sein wollten, was ich natürlich ablehnte, um 6 Uhr 45 Minuten abmarschiert. Wir erstiegen zuerst den Rand des Kessels und hatten dann einen sehr tiefen und noch steileren Abstieg hinunterzugleiten, denn gehen konnte man nur mit größter Mühe. Eigentlich wäre es am besten gewesen, sich zu setzen und dann platt hinunterzurutschen. Wir müssen aber Hosen sparen. Dann ging es wieder aufwärts, und als wir um 7 Uhr 20 Minuten auf der Höhe einen Moment hielten, um Atem zu schöpfen, waren wir auf 1900 Meter Erhebung. Es folgte nun ein leiser, guter, aber sehr langer Abstieg. Überall hier ist es hübsch bewaldet und in den Falten stehen oft ganze Bestände von Bäumen, besonders häufig waren übermannshohe Erikabüsche, viele in voller Blüte, neben Tephrosien, Disteln, Senecio in voller Blüte, dazwischen Anemonen mit weißen Blüten und schöne Convolvulaceen in bunten Farben; ein rauschender Bach am Fuße des Abstiegs, an welchem hier und da Hütten und Gehöfte verstreut waren, bezeichnet Kavranga, wo wir nächtigen sollten. Es war aber erst 8 Uhr 30 Minuten morgens und somit kein Marsch gemacht worden. Ich ging deshalb ruhig weiter hügelauf und kam über viele, dicht mit Pflanzenwuchs umrahmte Bäche weg, um 9 Uhr 12 Minuten nach den hübschen Kulturen und Gehöften von Maïsi Moëro (das weiße Wasser), wo eine Anzahl freundlicher Leute zu uns kamen und über unsere Fragen bezüglich des Weges uns Auskunft und Bescheid gaben. Als wir aber uns zum Lagern anschickten, hieß es, Kjinkesi, das als zweites Nachtquartier bezeichnet worden, sei ganz nahe und wir würden deshalb besser thun, dorthin zu gehen. Das war nur eine höfliche Manier, uns los werden zu wollen.

Da aber Kjinkesi auf meiner Straße lag, ich also durch den Weitermarsch nur gewann, so zog ich weiter, kreuzte immer

in lichtbewaldetem Lande eine ganze Anzahl kleiner Wasserläufe, hatte von den Bergeshöhen zweimal einen Ausblick auf den See und kam um 10 Uhr 20 Minuten in prasselndem Regen hierher, wo Zelteaufschlagen, Ordnen der Sachen noch eine gute Stunde in Anspruch nahmen. Inzwischen war eine Gesandtschaft Makovolis gekommen, die berichtete, ihr Chef sei in Rudjumbira, werde voraussichtlich morgen kommen, mich zu sehen, und ließe um zehn Zeugstücke ersuchen. Na, die kamen mir recht und sind vermutlich in ihrem Leben noch nie so abgeblitzt worden wie heute. Sie empfahlen sich sehr manierlich und wiederholten, Makovoli würde morgen in Person kommen und Geschenke bringen. Er scheint ziemlich kleinlaut, weil mein Freund Ntali von Nkole ihn bedroht. Das Land hier ist vom Wairuntu-Stamme der Wahuma bewohnt und die eigentlichen Eingeborenen sind Waigahe, die teils Kingoro, teils Kukiga sprechen. Die Leute sind freundlich, und es belustigte mich zu hören, wie eine Wahumafrau Leuten, die fortliefen, zurief, sie sollten doch nichts fürchten, wir seien ja ganz zuthunliche Leute.



Deutsch-ostafrikanischer Militärposten.

Der Vorsteher von Kjinkesi heißt Ruhaiana und steht unter Makovoli, der seinerseits bisher unter Njavingi von Mpororo stand, nun wohl aber bald Ntali von Nkole als Herrscher haben wird. Von hier zum See einen Tag Marsch! Am Südende desselben soll der Distrikt Kinjuvinsu liegen, auf welchen nach Westen und Norden Buitue und Ukondjo folgen. Doch heißt es besser mit eigenen Augen sehen.

Ich habe noch heute die Träger zurückgesandt; weit ist es ja nicht, wir sind in 3 Stunden 35 Minuten gekommen.

2. 5. 91. Lager Kjinkesi.

Das war ein öder Tag gestern! Nachdem es schon unterwegs und dann wieder bei unserer Ankunft geregnet, begann um drei Uhr nachmittags einer jener langatmi-

gen Landregen, wie sie eigentlich nur bei euch erlaubt sind. Man konnte nicht zwei Schritte weit sehen, so dicht und dick fiel der Regen, und wie eine weiße, undurchsichtbare Nebelwand hing es über dem Land, Berge und Thäler gleichmäßig verhüllend. Und so ging es fort bis um Mitternacht! kein Eingeborener zu sehen, all unsere Leute in ihren Zelten zusammengekauert, fröstelnd und elend. Dann brach der Sturm los und fegte die Regenwolken weg, aber hauste böse zwischen den Zelten und hatte es besonders auf mein Zeltüberdach abgesehen, das, an und für sich alt, bald in Fetzen zerrissen wurde. Im Zelte stand bald das Wasser bis zu den Knöcheln — im ganzen eine recht vergnügte Nacht! Früh grau in grau, der Wind nur stoßweise, aber das Gefühl von Nässe und Kälte um so stärker und leider ohne Abhilfe, denn Feuerholz ist selten hier und der hübsche Wald blieb hinter uns auf den Höhen. Eine Tasse warmer Thee hilft mir — aber die Leute? In solchen Momenten könnte man aus lauter Ärger zur Cognakflasche greifen, aber es ist doch besser, es zu lassen. Nicht als ob ich mit Enthaltsamkeit paradieren wollte, denn auch ich trinke zuweilen gern ein Glas Wein und auch mehr. Ich kann aber, ohne jede Entbehrung, auch jahrelang ohne jede geistigen Getränke bleiben, und bin der festen Meinung, daß gerade darum Europäer in Afrika so leiden, weil sie sich nicht von Spirituosen fern halten können. Mit regelmäßigem Leben, Vermeidung von Excessen jeder Art und dem moralischen Mute, sich über die kleinen Miseren des Lebens wegzusetzen, kann man auch in Afrika gesund bleiben und all das Geschwätz über tödliches Klima, Malaria u. s. w. belachen. Wir haben ein recht hübsches Panorama vor uns. Hinter uns rings die hohen Berge, auf deren Schultern unser Lager liegt; vor uns der Kegelberg Mavale und der Bergzug Kirense, und in einer Lücke zwischen beiden weitab der blinkende See und eine lange Kette vielleicht 2000 Meter hoher Berge, deren zackige Spitzen ganz romantisch aussehen. Zu meiner freudigen Überraschung ist um zehn Uhr Dr. Stuhlmann angelangt; ich kann also morgen weiter. Makovoli hat mir mit vielen guten Worten einen Ochsen gesandt, den ich sofort den Trägern schlachten ließ. Makovoli will selbst zu mir kommen, und ich habe ihm für morgen Rendezvous in Migere gegeben. Er will mir Träger stellen, und das ist ja mein Wunsch. Noch eine Überraschung: in der Ferne wurden plötzlich weißgekleidete Gestalten sichtbar, die ins Lager kamen. Es waren Elefantenjäger, Waniamuesi, jetzt hier ansässig; sie konnten aber oder wollten mir keinerlei Auskunft über Land und Leute geben und wiederholten nur einen Refrain: sie wären arme Leute und ich sollte sie doch beschenken! Es soll ein Abfluß aus dem See nach Süd hin existieren; geht er etwa zum Tanganika?

(Fortsetzung folgt.)





Eine weimarische Fürstentochter.

Von
Lily von Kretschman.

II.

Einen Mann, wie ihn Prinzeß Karoline zu sehen wünschte, lernte sie in Prinz Louis Ferdinand kennen; sein Heldentod erschütterte sie aufs tiefste. Doch es war jetzt nicht Zeit, den Trauergedanken nachzuhängen, wo die Ereignisse sich überstürzten. Im Park von Weimar loderten die Wachtfeuer; aus der Umgegend strömten die Flüchtenden in die Stadt, ja in das Schloß selbst, das allen offen stand. Am 12. Oktober reiste die Erbprinzeß nach Schleswig ab, und als der Kanonendonner der Schlacht von Jena bis nach Weimar dröhnte und die Franzosen zu allen Thoren einzogen, flüchtete die Herzogin-Mutter mit der Prinzessin Karoline und ihrer Umgebung nach Eisenach, während die Herzogin Luise mutig aushielt und durch ihr großartiges Auftreten Napoleon gegenüber ihrem Gatten das Land rettete und Weimar wie Jena vor neuen Schrecken bewahrte. Schon am 1. November kehrten die Entflohenen nach Weimar zurück. Prinzeß Karoline war, wie Fräulein von Knebel ihrem Bruder berichtete, ihnen auf der Reise eine „erleuchtende Feuersäule“ gewesen.

Das Leben teilte sich von nun an zwischen Ungewißheit, Angst und tiefer Entrüstung. Der Tod des von Napoleon so schmählich behandelten alten Helden von Braunschweig, des Bruders der Herzogin Amalie, brachte der fürstlichen Familie tiefe Trauer, auch der alte Freund Gore starb, und der Kreis, dem er entrissen war, schloß sich immer fester zusammen. Zum neuen Jahre schrieb Knebel an seine Schwester: „Äußere Ehre und Glück sind verloren; nun mag das innere blühen — wer Samen dazu in sich hat!“ Seine Briefe las Karoline stets mit Interesse; er legte sich keinen Zwang auf, und die treffende Wahrheit seiner Aussprüche gefiel ihr stets. So sprach er sich mit Entschiedenheit für eine deutsche Republik aus, die Napoleon allein kräftig entgegentreten würde. „Wenn die Fürsten klug wären oder wenn sie Charakter hätten,“ fügte er hinzu, „welches nicht zu erwarten ist, so suchten sie von selbst dergleichen zu stiften: denn auf diese Art und wie es jetzt steht, sind sie früher oder später doch verloren.“ Nachdem sie das gelesen hatte, stand Karoline auf und sagte, zu Henriette gewendet: „Wir sind doch nur Menschen und so menschlich klein und elend wie jetzt alle.“ Ihre Studien (sie las mit Begeisterung den Tacitus), die Besuche Wielands und Goethes, dessen Vorträge, die meistens die Botanik behandelten, waren ihre liebste Erholung. Der Tod der Herzogin-Mutter vertiefte noch die allgemeine trübe Stimmung. An Charlotte Schiller schrieb sie am 15. Mai: „Ich bin nicht menschenscheu, aber weltscheu“, und am 3. Juli: „Ich möchte in dem Strudel fortgerissen sein und mich

bewegen bis in die Ewigkeit. Die Ruhe, die nur von der Unwissenheit der Begebenheiten herrührt, ist nicht wohlthätig. Doch in dem Streit der Welt mag's uns auch nicht wohl gefallen, denn wir würden niedere Eigenschaften des Menschen in Bewegung und groß scheinende Begebenheiten aus gemeinen Quellen entspringen sehen. Mein Herz ist wund. Wenige werden es begreifen, wie mir ist. Ich fühle mit anderen, was sie leiden müssen! Meine arme Schwägerin! Ach, Lolo, ich kann's Ihnen nicht sagen, wie bang es mir wird, wenn ich an sie denke!" Ende desselben Monats wurde Napoleon in Weimar erwartet; da Karl August ihm jedoch durch zu späte Meldung nicht genügend weit entgegengeritten war, strafte der Kaiser seine Residenz durch sein Fernbleiben. Am 3. August schrieb Henriette von Knebel an Charlotte: „Prinzeß und ich haben die finstere Wolke, die immer drohte, ganz aus den Gedanken verloren." Zugleich meldete sie ihr, daß ihre teure junge Herrin in wenig Tagen mit der Herzogin nach Schleswig abreisen müsse: „Es wird mir immer schmerzlich, mich von dem zu trennen, woran meine Seele mit ihren besten Kräften hängt. Doch ich freue mich wieder, daß unser liebes Kind eine etwas erfrischte Ansicht bekommt, weil sich jetzt alles so leicht um uns her trübt." In Schleswig hatten sich verschiedene verirrte Fürsten zusammengefunden, die sich gegenseitig genug langweilen mochten, denn Karoline schrieb an Charlotte in ihrem Abschiedsbrief vom 7. August: „Ganz unter uns, es kommt mir vor, als ob ich dorthin müsse, um die Köpfe dort mit stärkenden Kräutern zu waschen."

Im September kehrten alle nach Weimar zurück, was Goethe durch sein Vorspiel auf dem Theater: „Zur glücklichen Wiederversammlung der herzoglichen Familie" feierte. Der Friede, so traurig er war, ließ doch die Bedrückten etwas freier atmen, so daß auch die Geselligkeit wieder lebhafter wurde. Durch den Kapellmeister Reichardt kam das musikalische Leben in Fluß; Zacharias Werner trug seine im Anfang sehr bewunderten Werke vor, und der neu eröffnete Salon der Hofrätin Johanna Schopenhauer zog viele geistreiche Menschen an. Goethe besuchte ihn häufig; er war überhaupt heiterer gestimmt und hatte sein Haus auch wieder geöffnet. Der Prinzessin las er seine „Pandora", den „Standhaften Prinzen" von Calderon und dessen Lustspiel „Die Schürze und der Blumenstrauß" vor. Bei einem ihrer Besuche schenkte er der Prinzessin ein Stammbuch, in das er folgende Verse geschrieben hatte:

Weimar, den 17. Januar 1807.

Dieses Stammbuch, wie man's auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten bestimmt,
Der es auf akademischen Pfaden
Sich wählen sollt aus Hertels Laden,
Wie ich's denn auch — nicht guter Ding' —
Aus der hübschen Frau Hertel Hand empfing.
Denn guter Dinge konnt ich nicht sein.
Wir gingen schon in den Oktober hinein,
Und preußische Truppen allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal. ...

In den nächsten zweiunddreißig Strophen schilderte der Dichter, wie er sich vor der „Sündflut" zu retten versuchte und Stift und Pinsel ihm immer neue Unterhaltung boten. Er schloß mit den Worten:

So steht dein Bild auch klar und glatt
In unserm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unserm Gewinn
Ein beßrer Zeichner, als ich bin.

Später las Werner bei ihm sein „Kreuz an der Ostsee" und seine „Wanda", die zum Geburtstag der Herzogin aufgeführt wurde. Er faßte eine tiefe Schwärmerei für Prinzeß Karoline, die in einem Sonett Ausdruck fand, das er Goethe gab und worin er ihn Helios Apollon und sie Psyche Porphyrogeneta nannte. Bei der Herzogin trug Goethe einiges aus Wilhelm Meisters Wanderjahren vor, an denen er gerade arbeitete; auch das Theater bot manches Interessante, und der Besuch Lichtensteins, der aus Afrika kam, trug zur Belebung der Unterhaltung bei. Im Frühling 1808 kam Frau von Staël auf kurze Zeit nach Weimar, und so schien das alte, harmlos-frohe Leben wieder erwacht zu sein, wenn nicht der Druck von Frankreich her schwer auf allen Gemütern gelastet hätte.

Den Sommer verlebte Karoline wieder in Wilhelmsthal. „Das Wetter war im Anfang unseres hiesigen Aufenthalts nicht erbaulich," schrieb sie an Charlotte; „der Himmel war so erschlafft wie das Zeitalter und konnte sich zu keinem Gewitter entschließen." Sie feierte ihren Geburtstag dort, zu dem der Herzog eingetroffen war, und die Briefe von nah und fern zeigten ihr mehr denn je, welche Liebe sie sich überall erworben hatte. Nur der Erbprinz und seine Gemahlin fehlten ihr sehr; sie waren in Petersburg und hatten ihr kleines Töchterchen Marie der Obhut der lieben Tante in Wilhelmsthal anvertraut. Charlotte von Schiller fehlte natürlich nicht unter den Glückwünschenden. Henriette schrieb ihr bald darauf, den 20. Juli 1808:

„Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, geliebte Freundin, wie süß und rührend mir Ihre Worte sind! Es ist mir, als paßten sie zu der beglückenden Einsamkeit dieses Thales, wie zu meinem Herzen, und alles wäre im reinsten, himmlischen Einklang. Unsere liebe Prinzeß darf nicht fehlen, denn wer fühlt Ihren Werth tiefer und inniger als sie! Nichts hätte sie daher glücklicher machen können zu ihrem Geburtstage, als Ihr Blatt, beste Lolo, was ich ihr gleich am Morgen überreichte, der reine Ausdruck Ihrer schönen Seele, so wie der innigen Liebe für das uns gebohrene theure Kind. Prinzeß wird Ihnen bald selbst danken, liebe Freundin. Heute ist sie mit Briefen bestürmt und Ihnen möchte sie lieber mit Ruhe schreiben. ... Daß Ihre Kinder wohl sind und sich mit am 18. July ergötzen, freut und rührt uns unaussprechlich. Es ist nichts was die Prinzeß so glücklich macht, als daß Schiller dieses Tages gedacht hat. Sie versicherte mich, daß das schönste Gedicht zu ihrem Lobe ihr nicht diesen Werth haben würde. ... Heute sind endlich Briefe aus Petersburg gekommen, Alles ist wohl. Es war ein sehr frohes und glückliches Wiedersehen. — Gute Nacht, geliebte Freundin! Es grüßt Sie das friedliche Thal mit dem Besten, was es enthält."

Am 22. schrieb Karoline selbst:

„Ich habe mich nicht auf den Tag gefreut, weil ich mich nicht gern als die Ursache fühle, um die sich viele Menschen in Bewegung setzen und weit mehr aus Höflichkeit, als aus Lust. Es war mir nur lieb, daß keine Ausländer gekommen waren, um Glück zu wünschen und andere zu belästigen! Mein Vater ist seit gestern Abend weg, der immer Leben um sich verbreitet, so auch hier; da werden wir denn nun wieder ein stilleres Leben führen."

Kaum nach Weimar zurückgekehrt, begannen dort die Durchmärsche der französischen Truppen zum Erfurter Fürstentag, und ihnen folgten die Fürsten selbst. Als erster erschien, von der Erinnerung an Karoline angezogen, der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, den sein Schwager, der Kaiser von Rußland, nach Erfurt beschieden hatte, da er den edlen volksfreundlichen Patrioten in ihm besonders schätzte. Großfürst Konstantin und Zar Alexander trafen einen Tag später ein und bald darauf eine Schar von Fürstlichkeiten, die alle nach Erfurt gingen, um dem Kaiser der Franzosen Kammerherrndienste zu leisten, der eine mehr, der andere weniger widerwillig. Das französische Theater, als dessen Stern Talma strahlte, wurde der glänzenden Versammlung zu Ehren in Erfurt eröffnet. Bälle und Jagden, Dejeuners und Diners wechselten miteinander ab; alles strahlte im Schmuck der Ordenssterne und Brillanten, alles lächelte, kokettierte und schmeichelte, draußen aber ballte das Volk die Faust, und der Bauer sah sorgenvoll auf sein Feld, dessen Früchte die Truppen aller Nationen nun jahraus jahrein unter Kanonen und Pferdehufen vernichteten.

Auch nach Weimar kam Napoleon mit seinem Gefolge. Er zeichnete Prinzeß Karoline in auffallender Weise aus, vielleicht weil sie sich vorteilhaft von denen unterschied, die Henriette von Knebel drastisch das kleine, zudringliche Ungeziefer nannte. Das einzige, was die Prinzeß von dem französischen Machthaber lernte,

war, daß er ihr eine starke Portion Verachtung gegen andere gekrönte Häupter beibrachte, die sich neben ihm so elend ausnahmen. Äußerlich trat nach diesen bewegten Tagen die Ruhe wieder ein. Goethe trug den Damen die Nibelungen vor, Wieland erschien wieder bei Hof, ja, es kam sogar ein großer Maskenzug zu stande, an dem sich Prinzeß Karoline jedoch nicht beteiligte, da Henriette von Knebel schwer krank war und sie nicht von ihrer Seite wich. Neue Kriegsunruhen mehrten sich inzwischen; mit tiefer Bitterkeit bemerkte Karoline, wie die ganze königliche Familie von Sachsen „sich mit aller Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Anhänglichkeit" Napoleon mit Leib und Seele übergab. Wieder war es Goethe, der es allein vermochte, ihren Gedanken zeitweise eine andere Richtung zu geben: er las bei der Herzogin die Wahlverwandtschaften, die sie sehr entzückten, er vermittelte ihre Bekanntschaft mit dem Maler Kaaz, bei dem sie Stunden nahm, er regte sie zum Studium der italienischen Sprache an und erzeigte ihr durch Sendung von seltenen Blumen und Bildern dauernd kleine Aufmerksamkeiten.

Den Freiheitskampf der Tiroler verfolgte Karoline mit brennendem Interesse, noch mehr aber die Erhebungen in der Nähe unter dem Herzog von Braunschweig und dem tapferen Schill, zu dessen mutiger Schar viele Weimarer gehörten und von denen die meisten sein Los teilten. Doch auch das traurige Schicksal des Königs von Sachsen, der für sein Bündnis mit Napoleon hart gestraft wurde, als die siegreichen Österreicher Dresden besetzten und er fliehen mußte, erregte ihr Mitgefühl. In einem Brief an Charlotte heißt es:

Weimar, 7. Aug. 1809.

Ihr lieber Brief, der recht frisch nach Berg und Wald und Freiheit roch, hat mir recht die Sehnsucht nach dorthin erweckt; aber nur durch einen, der nach Staub und Welt und Gesellschaft riecht, kann ich Ihnen was davon sagen und vorseufzen. Zu unserer Rechten und Linken fallen Tausende und Zehntausende, aber wir leben im alten Schlendrian fort. Wie betrübt mich das unglückliche Schicksal unserer Soldaten gemacht hat, kann ich gar nicht sagen, das ist ein recht trauriger Vorfall! Der arme König soll sehr unglücklich sein; ißt, trinkt, schläft und weint nicht; ich hoffe auch sie folgt ihrem Mann bald nach. Es kommt mir so trostlos vor, wenn ich mir denke, daß der König nun ihr einziges Glück seyn konnte. Für meine Person thut mir die arme Schiebrand (?) am leidsten. Nun ist auch die Nachricht gekommen, daß die Lieutnants Einsiedel und Fostadt (?) tot sein sollen, gewiß ists wenigstens, daß sie vermißt sind. Verzeihung, liebe Lolo, daß ich Ihnen von alle dem Elend so lange unterhalte, aber hier ist alles voll davon — meine eigne Seele auch, daß ich mich nicht davon enthalten kann. Die letzten Nachrichten kamen durch Schierbraudts (?) Reitknecht, der zu Fuß mit seines Herren Stiefeln, Rock und Degen nach Haus kam. Von hier kann ich Ihnen gar nichts Erfreuliches sagen, Ihnen will ich lieber von sich und Ihren freundlichen Umgebungen reden lassen, als von meiner betrübt altmodischen. Heute war ich mit Frau v. Stein, Herrn v. Knebel und meinem Bruder in Bertuchs Garten, wo ich lange nicht war. Das Wetter war eben nicht schön; ich liebe es aber bei unfreundlichem Wetter auszugehen und ihm dann was abzugewinnen. Zu Haus male ich noch immer im gelben Kabinet an einer Landschaft, die ich gern bald fertig bringen möchte. Auf das ganz abscheuliche Schießhaus mußten wir auch einmal. Es war viel Volk dort und es wurde getanzt, doch nicht meine Schwägerin und ich, die wir vortrefflich manövrirten und untanzend davon kamen. Tanz und Musik bringen mich jetzt um zum Weinen. ... Eben sind Briefe von der Helvig gekommen. Sie und die Ihrigen scheinen wohl zu sein, nachdem sie viel von Fiebern aller Art ausgestanden haben. Von Festen in Hof- und Familienzirkeln, an denen sie theilnehmen, schreiben sie viel und scheinen

festlich gestimmt. Das freut mich für sie und ich möchte mich gern mit ihnen freuen, aber schon seit lange ist man gewohnt sich mit den Traurigen zu betrüben, daß es einem nun nicht so leicht wird sich gleich mit den Fröhlichen zu freuen.

Wie das Leben die Prinzessin gereift hatte, zeigen folgende Worte: „Wenn man sich weiter im Leben umgesehen und in sich mehr Erfahrungen gemacht hat, lernt man mehr seinen Standpunkt in der Welt und gegen die anderen Wesen kennen und verliert das große Interesse an sich selbst, indem man mehr in Harmonie mit der Schöpfung tritt, diese mehr lieben und achten lernt und sich selbst nur als solcher Glied. Blos die Jugend kann eigentlich anmaßend sein, mit den Jahren kann man nur immer bescheidener und anspruchsloser werden. Es klingt recht albern, daß ich so was sage, da ich selbst aussehe, als ob ich noch jung wäre."

Karoline war nun bald siebenundzwanzig Jahre alt, und es fiel allgemein auf, daß die reizende, liebenswürdige Fürstin unvermählt blieb; wußte man doch auch, wie mancher Prinz sich schon um sie bemüht hatte. Aber da ihre Eltern keinen Zwang auf sie ausübten und sie gegen die meisten ihrer Standesgenossen die tiefste Verachtung empfand — „die Herren von Rang sind entweder Stallmeister oder Stallburschen," schrieb Knebel sehr richtig —, zog sie ihre Freiheit der Ehe vor. Nur einen Fürsten beobachtete sie nun schon seit einigen Jahren mit steigendem Interesse: das war der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin,* denn er gehörte zu den wenigen, die ihrem scharfen Blick in jeder Lebenslage stand halten konnten und auf dem so schwer wie auf ihr selbst die Schicksale Deutschlands lasteten. Mecklenburg hatte unter Napoleons Regiment mehr gelitten als andere Länder; es wurde von einem französischen Gouverneur regiert, während die herzogliche Familie von Altona aus unthätig zusehen mußte, wie Kontributionen und Erpressungen aller Art das Land zu Grunde richteten. Nach dem Frieden von Tilsit hielt der Herzog zwar wieder seinen Einzug in Schwerin, aber die finanzielle Not war so unerträglich, daß er sich gezwungen sah, den Erbprinzen nach Paris zu schicken, um einige Erleichterungen zu erwirken. Die Demütigung, dem übermütigen Sieger als Bittender nahen zu müssen, wurde dem Prinzen nur durch das Bewußtsein erleichtert, seinem Volke dadurch zu nützen. Sein diplomatisches Talent wie seine glänzende Erscheinung trugen dazu bei, die Mission zu dem erwünschten Abschluß zu führen; was aber seinem Wunsche nicht entsprach und ihn hart genug traf, war der Beitritt zum Rheinbund, der als Gegenleistung erzwungen wurde. Kaum schien Mecklenburg sich zu erholen, als Schills verwegene That den Argwohn Napoleons erregte und französische Truppen wieder einrückten, das unglückliche Land schlimmer als vorher belastend. Wir haben schon früher erwähnt, daß Friedrich Ludwig auch am Erfurter Fürstentag teilnahm. Er hatte seinen zehnjährigen Sohn dorthin mitgenommen, um ihn seinem Schwager, dem Kaiser von Rußland, vorzustellen. Bei der Gelegenheit sah er, wie Prinzeß Karoline an dem Knaben Gefallen fand, und das verstärkte seinen Wunsch, den Waisen eine zweite Mutter zu geben, die ihm die einzige würdige Nachfolgerin seiner geliebten verstorbenen Gemahlin zu sein schien. Er näherte sich ihr, aber so gut er ihr auch gefiel, einen bestimmten Entschluß vermochte sie nicht zu fassen. Vielleicht schreckte sein schwermütiger Ernst sie ab, während seine Begeisterung für alles Große und Edle sie wieder anzog; vielleicht fürchtete sie die Trennung von allem, womit ihr Herz und ihr Geist verwachsen war; erst nach fast zwei Jahren, als der Prinz im Januar 1810 wieder nach Weimar kam, entschloß sie sich, seine Werbung anzunehmen. Wie schwer es ihr wurde, zeigen die wenigen

* Vgl. Friedrich Franz II. und seine Vorgänger von L. von Hirschfeld. Leipzig 1891.

Zeilen, die sie kurz vorher an Charlotte Schiller schrieb:

Sonnabend Abend.

Diesen Morgen konnte ich Ihnen nicht antworten, liebste Lolo! Zeit und Kopf waren mir eingenommen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie es in mir aussieht; es wäre eine schlechte Geschichte. Ihre liebevollen Zeilen haben mir das Herz gelöst und mich weinen gemacht, weil sie nach mancher Kälte die erste Wärme waren, die es berührten. Man nimmt wohl eigentlich das Leben zu hoch; denn am Ende, alle die Angelegenheiten, die so im Leben vorkommen, machen doch nicht das Wesentliche davon aus. Aber manchmal drängt sich Alles so unbarmherzig an einen an, daß man ängstlich wird, den Ueberblick zu verlieren. Meine liebe Lolo, beten Sie für mich. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb, in welcher Lage ich sein mag; auf Ihre Liebe rechne ich.

Der Geburtstag der Mutter der Braut sollte sich für diese selbst zur schönsten Verlobungsfeier gestalten, denn Goethe hatte zu diesem Tage einen Maskenzug vorbereitet, wie er schöner noch nicht gesehen worden war. „Die romantische Poesie“ nannte er seine wundervollen Stanzen dazu und erklärte Knebel, daß er an das Gedicht nicht gedacht haben würde, wenn die Verlobung der allverehrten Prinzeß nicht den Anlaß dazu geboten hätte. Die Nibelungen, König Rother und Otnit hatte er Karoline zum Teil vorgelesen und kannte ihre Vorliebe dafür, daneben tauchte die von beiden gleich geliebte Wartburg vor seinem Geiste auf, und er beschloß, die Gestalten der mittelalterlichen Dichtung zu Ehren der jungen Fürstin heraufzubeschwören, was ihm glänzend gelang. Vierzehn Tage später, am Geburtstage Maria Paulownas, wurde derselbe Maskenzug noch einmal wiederholt, dem sich der Zug russischer Nationen anschloß.* Goethe hatte an die Dichter Weimars und Jenas die Aufforderung ergehen lassen, sich an dem Fest thätig zu beteiligen, und niemand hatte zurückstehen wollen, wo es sich um eine Huldigung zweier so beliebter Fürstinnen handelte, wie Maria Paulowna und Karoline es waren. Unter dem Titel „Völkerwanderung“ kamen nachher die gesammelten Poesien heraus; Goethes dem jungen Paare gewidmetes Brautlied bildete den Schluß. Die Prinzeß trug an diesem Tage dasselbe burgundische Kostüm wie die Großfürstin und wurde allgemein bewundert; sie glich der Tochter Karls V., wie Goethe sagte, und sah auch so ernsthaft drein wie diese, denn sie empfand noch kein volles Glücksgefühl.

Knebel schrieb ihr in diesen Tagen des Zweifelns einen freundschaftlich ermunternden Brief, der ihr sehr wohl that, und Henriette versuchte, ihre trübe Stimmung zu verscheuchen, so schwer es ihr selbst wurde, denn sie glaubte, sich nun auf immer von ihr trennen zu müssen; der Prinz hatte ihr aber von Anfang an so gefallen, daß sie ihm ihren Liebling gern anvertraute. In Weimar war alles voll des frohen Ereignisses. Ein Fest folgte dem anderen, und Prinzeß Karoline empfand es freudig, welchen herzlichen Anteil man an ihr nahm. Goethe und Wieland überboten einander in Aufmerksamkeiten für die liebliche Braut. Bei einem Ball, den der Herzog im Stadthause gab, überreichte ihr Wielands Tochter Luise im Namen Weimars einen Kranz, der von einem Vers des Vaters begleitet war, seinem „Schwanengesang“, wie er selbst ihn nannte. Der Erbprinz tanzte nachher mit der Überbringerin so wertvoller Gaben und zeigte sich überhaupt gegen jeden so liebenswürdig, daß er schnell die Herzen gewann und auch das Herz Karolines anfing, wärmer für ihn zu schlagen. Ihre beiden großen Freunde suchte er persönlich auf; es that ihm wohl, die oft drückenden Fesseln seines Standes hier weniger zu empfinden und sich denen menschlich nahen zu können, zu denen er bewundernd emporsah.

* Goethes Werke, Hempelsche Ausgabe. Bd. 11, 1. S. 304 ff.

Im Theater fehlte es natürlich auch nicht an Festvorstellungen, aber all der äußere Glanz konnte nicht Karolines Gefühle betäuben, die ihr das Herz bewegten. Nur ganz langsam entfaltete sich ihre Natur vor dem Verlobten, je mehr seine Zuneigung wuchs, je mehr ihr Liebe entgegengebracht wurde. Am meisten erfreute sie sich der herzlichen Briefe ihrer künftigen Stiefkinder; beide, Prinz Paul und Prinzeß Marie, hatten ihr ganz selbständig, ohne äußeren Zwang geschrieben, voller Freude und Glückseligkeit, und alle Mecklenburger, die mit solcher Liebe an dem Erbprinzen hingen, sahen ihr hoffnungsfroh entgegen. Er selbst schrieb an den Hofmeister seines Sohnes: „Sie werden mich nicht wiedererkennen, so froh bin ich geworden. Ich glaubte an kein Glück mehr für mich selbst auf dieser Erde, allein die Vorsehung hat mehr als mütterlich an mir gehandelt."

Nach der Abreise des Erbprinzen entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Brautpaar, der sie einander noch näher brachte. Während der wenigen Monate vor der Hochzeit genoß Prinzeß Karoline den Umgang mit ihren Freunden; einen Abschied hatte ihr Verlobter ihr erspart, indem er für Henriette von Knebel und Karoline von Bose eine Wohnung in Ludwigslust einrichtete, wohin sie die geliebte Herrin begleiten sollten.

Manche schwere Trennung stand ihr aber doch noch bevor: Wieland, Charlotte von Schiller, die Eltern und vor allem der Bruder und die geliebte Schwägerin, die sie wie eine Schwester liebgewonnen hatte und die gerade jetzt um das Leben ihres Töchterchens zitterte. Das heftig auftretende Nervenfieber hatte auch das Kind ergriffen, und die Sorge um sie verdüsterte natürlich die ganze Zeit. Die Abwesenheit Goethes, der alle Gemütserschütterungen scheute, ging Karoline auch nahe; sie hörte zwar durch Knebel, der ihr treulich über alles Bericht erstattete, daß er ihrer freundlich gedächte, doch das ersetzte ihr nicht seine Gegenwart. An ihrem Vermählungstage, den 1. Juli, grüßten sie seine Verse:

Sieh, wir segnen dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geschick,
Und auf himmlisch reinen Schwingen
Ruhet über dir das Glück.

Der treue Knebel schrieb ihr:

Der Vernunft und der Wahrheit holde Schülerin,
Hast du erwählt, zur Gespielin dir, des Herzens Güte,
Und ein gottbegabter Sinn
Führte dich in das Heiligtum der Musen.
Bewahre den Schatz! er ist herrlicher
Als der demantgeschmückte Mantel der Herrscherin:
Verborgen in der Kiste, schweigt dieser,
Jener in dem Herzen, spricht wenig.

Einige Tage vor der Hochzeit sagte er ihr persönlich lebewohl und schrieb darüber an Goethe: „Die Prinzessin Karoline hat in den letzten Tagen, da ich in Weimar zugegen war, ihre schöne Seele unter einem milden Schleier sehr vorzüglich hervorblicken lassen, so, daß ich für meine Person überzeugt bin, daß es an einem Grundfehler ihres künftigen Gemahls liegen müsse, wenn sie beide nicht glücklich leben sollten." Dann erzählte er ihm noch, wie würdig und anmutig sie an ihrem Vermählungstage aufgetreten sei, und Goethe antwortete: „Empfiehl mich unserer lieben Prinzeß, die mit allgemeiner Bewunderung scheidet. Was ich über sie höre und lese, ist durchaus gleichlautend." Feste aller Art feierten das neuvermählte Paar: im Schloßhof wurde eine Bauernhochzeit von Burschen und Bürgermädchen aufgeführt, im Park am Stern gab die Kasinogesellschaft ein Abschiedsfest, zu welchem Amalie von Helvig, die gerade in Weimar anwesend war, ein Festspiel gedichtet hatte. Karolines Freundinnen traten als Ettersburg, Ilm-Nymphe, Wartburg, Tiefurt, Dornburg und Belvedere auf, Amalie selbst erschien als Meerfrau, ihr von der Ostsee ein freudiges Willkommen bringend. Noch ein Tag in Jena, die Abschiedscour bei Hof — und „Weimars guter Genius", die „holde Psyche", „unsere liebe Prinzeß" fuhr dem fremden Land und dem fremden Schicksal entgegen.

„Sie soll sich nur auf ihre Vandalen freuen," hatte Knebel geschrieben; dort stände ein großer Wirkungskreis ihr offen, und über sie würde fremder Einfluß nie zu viel vermögen, sie habe den Prüfstein des Guten in sich. „Der beste Teil meiner Seele zieht mit ihr," bekannte seine Schwester, die ihr erst später folgen sollte. „Mir ist, als müßte ich hier eine neue Existenz beginnen, wenn ich mir mein Leben ohne die Prinzeß denken muß," klagte die Schiller ihrem Freunde Fritz Stein, und Wieland berichtet an Böttiger: „Vorgestern, morgens acht Uhr, trat sie, von den nassen Augen und heißen Wünschen aller sie liebenden Weimaraner begleitet, die Reise zu ihrem neuen Volke an. Dieser abermalige Verlust würde mir sehr schwer, ja kaum zu ertragen fallen, wenn ich nicht moralisch gewiß wäre, daß ihr Gemahl ihr in jeder Hinsicht vollkommen würdig ist, daß er sie und sie ihn so glücklich machen wird, als sie und er glücklich zu machen und glücklich gemacht zu werden fähig sind."

Die ersten Briefe aus der neuen Heimat lauteten sehr günstig. Henriette von Knebel schreibt darüber an Charlotte:

Weim. 6 Aug. 1810.

Jetzt kann ich die geliebten Freunde nur im Geist und in der Liebe aufsuchen und da ich erst gestern an unsere theure Prinzeß geschrieben habe, so zieht mich mein Herz heute schon wieder nach dem entgegengesetzten Pol, zu Ihnen, meine beste, liebe Lolo. ... Von unserer guten Prinzeß habe ich wieder recht tröstliche Nachrichten. Mit Freuden hat sie Ihren Brief erhalten und sagt Ihnen tausend Liebes und Gutes. Dießmal könnte sie Ihnen nicht selbst danken. Auch mir schreibt sie nur kurz und eilig. Der gute Schatz sagt: „Die Zeit und die wohlgeordneten Gedanken, wie sie sich wohl sonst in meinem Kopf vorfanden, sind mir genommen. Ich lebe nur im Augenblick, erhebe mich auch nicht einmal drüber, oder besser zu sagen, daraus heraus, weil ich für den Augenblick oft alle Kräfte nöthig habe. Alle Kräfte wohl angewandt zu haben, auf welche Art es auch sein mag, beweist doch auch eine Art von Erhebung." Ich habe, geliebte Freundin, die eigenen Worte unseres guten Engels abgeschrieben, weil Sie sie kennen und lieben. Was Sie, beste Lolo, gewiß auch freuen wird ist, daß der Erbprinz v. M. sehr oft an die Herzogin schreibt und ihr gar nicht genug danken kann, daß sie ihm in seiner geliebten und angebeteten Karoline solch einen Schatz gegeben hat. Man sagt mir, daß es der Mutter doch schmeichelte. Auch hat die Vorch an eine Freundin geschrieben, daß der Prinz seine Gemahlin ganz unbeschreiblich liebte. Mich verlangt sehr nach dem Anblick unseres guten Engels. Gestern ist sie nach Doberan, dann geht sie wohl noch auf ein Gut vom Erbp. und den 1 Sept. ist sie wieder in Ludwigslust, wo sie mein Quartier, was ihr recht wohl gefällt, einrichten und mich dann erwarten will. ...

24 Aug. 1810.

... Das Verlassen ist mir schmerzlich, ich gestehe es, ob ich gleich dem Wiedersehen mit unbeschreiblicher Freude entgegensehe. Gestern erhielt ich von unserem lieben Engel den ersten langen Brief. Sie macht mich mit ihren Umgebungen gar artig bekannt. Es wird des Abends bei der Gesellschaft öfters vorgelesen und wer meinen Sie, daß da präsidirt und animirt und überhaupt sich am meisten bemüht, sich der Prinzeß gefällig zu zeigen? Oertzen! Kürzlich wurde sogar Goethes Iphigenie gelesen und, wie Prinzeß sagt, so liest der Erbp. sehr gut. Von den Frauen gefallen der Prinzeß die Ältern besser als die Jüngeren. Jene hätten Talente und wären angenehm. Die gute Prinzeß meint, sie würde in Manchem, wo es noch fehlt, an mir eine Gehülfin finden und freut sich meiner Ankunft; auch der Erbprinz freut sich gar artig darüber und sagt, daß ich an ihm einen frohen und glücklichen Menschen finden würde, was er allein seiner lieben guten Frau zu verdanken hätte. Auch was Sie,

Liebe, mir vom Herzog sagen, daß er mit der Schwiegertochter zufrieden scheint, freut mich gar sehr. Prinzeß liebt die Kinder und sagt, daß Frl. Mecklenburg eine weise und feinfühlende Person und für die kleine Prinzeß gar vortrefflich wäre. ... An der Tann hätte sie eine treue Gefährtin in ihrem häuslichen Verhältniß. ... Ob Sie gleich nicht um mich sind, so nehme ich doch schmerzlichen Abschied von Ihnen, meine allerbeste, geliebte Lolo, und kann nicht ohne tiefe Wehmuth daran denken, daß Ihnen künftig meine Augen nicht mehr begegnen, wenn Sie am Fürstenhaus vorbey gehen. Grüßen Sie doch ja die Frau von mir, wenn Sie schreiben. ... Ich bleibe einige Tage in Berlin und denke am 10 Sept. in Ludwigslust einzutreffen.

Von dem Tage an, da Henriette mit ihrem Boschen, wie Fräulein von Bose stets genannt wurde, in Ludwigslust eintraf, ist der Briefwechsel mit Frau von Schiller ihrerseits und von seiten der Prinzeß so lebhaft, daß er kaum eines Kommentars bedarf; nur manchmal müssen die wenigen schon gedruckten Briefe Karolines mit angeführt werden, um den Zusammenhang herzustellen.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 13 Aug. 1810.

Ich möchte Ihnen gar zu gern eine Beschreibung von meiner Lage machen, weis es aber gar nicht anzufangen. Die Kinder machen mir viel Spaß und sind mir sehr lieb; übrigens bemühen sich aber die, welche mich umgeben, mir angenehm zu sein. Meine Wohnung ist hübsch und recht heimlich. Ein großes Zimmer habe ich, das aus dunkelrother Seide mit wunderbaren chinesischen Figuren durchwirkt ist und ganz barock und verzaubert aussieht; meine Aussicht geht auf Rasen und in Bäume, über welche Sonne und Mond zieht. Eben saust der Wind in den langen Fenstern und in wenig Stunden werde ich troß Wind und Wetter auf die Güter des Erbprinzen abreisen, wo wir 3 Wochen zubringen werden.

L. 16 Sept. 1810.

Ob ich gleich ein so zurückgezogenes Leben führe, habe ich doch jetzt mehr Kräfte als sonst in und für die Welt zu consumieren. Die Augenblicke, die mir dann zu meiner eigenen Beschäftigung übrig bleiben, vermag ich nicht mehr, wie ich mir sonst zur Pflicht machte, mit Studien hinzubringen, um mein Verständniß zu erziehen und zu bilden, sondern auffrischende Dinge, erwärmende muß ich alsdann vornehmen. So lese ich denn jetzt Gedichte, was mir mehrere Jahre her gar nicht in den Sinn kam mir zu erlauben und mein guter Geist führte mich zu Schiller, wo ich den zweiten Theil, stellen Sie sich vor! noch gar nicht kannte. Ueber meine Genügsamkeit früherer Zeiten, freue ich mich jetzt und genieße jetzt doppelt, in der Zeit der Noth, die Macht des Gesanges. Wie ich nun Schillers Andenken feierte, da ich mich so bezaubernd von ihm angesprochen fühlte und seine Seele und inneres Leben so erkannte, wie noch nie, können Sie sich leicht denken, meine gute Lolo. Lebhafter habe ich auch den Verlust nie gefühlt und deutlicher, den Sie durch sein Sterben erlitten haben, als jetzt; wie das außerordentliche, unerhörte Glück für ein menschliches Wesen solchen Mannes Frau und solche Frau, die fähig war ihr Glück zu erkennen, gewesen zu sein. Man muß selbst einem Manne angehören, um zu wissen was es heißt, und um das Glück derjenigen ganz zu fühlen, welche einem Mann, wie Schiller war, angehörte. ... Eben tritt mein Herr Gemahl herein und beklagt die Aermste, die diesen Brief lesen muß; ich beklage sie aber nicht, sondern weis gewiß, daß auch für Sie meine Schrift ein bekannter Forst.

L. 18 Sept. 1810.

Wir (die Frau und ich) kamen einmal darin miteinander überein, daß uns gar nichts unerträglicher wäre, als wenn

die Menschen, wenn ihre Natur auch nicht die beste ist, nicht in ihrer Natur bleiben, daß uns alles Gezwungene das Widrigste wäre. ... Seit vorgestern ist der Herzog, dem ich recht gut bin, wieder hier und nun ist eigentlich mein Leben erst in dem Train, in dem es wohl bleiben wird. Der Erbprinz liest mir Müllers Weltgeschichte vor und ich zeichne ein Bildchen, bin aber faul und bringe mehr Zeit im Pläne machen, als in ihrer Ausführung zu. Was jammert mich die Königin von Preußen und nun das Schicksal von meinem Eisenach; hört man was Gutes? Vor jeder Traurigkeit fürchte ich mich. Ich möchte die Welt stände stille, damit nichts Neues dazu käme. Das ist aber doch ein fataler Wunsch. Lassen wir sie laufen und lösen wir nur das Herz von ihr ab: „auf das was vorüber geht richte das Herz nicht, denn lange nach den Kalifen wird der Euphrat noch fließen."

In demselben Briefe erzählte Prinzeß Karoline ihrer geliebten Freundin von einem kurzen Aufenthalt in Dobberan und einem längeren in Plüschow, dem Gute des Erbprinzen, wo ihr das Reiten in der lieblichen Gegend besonderen Genuß bereitete. Kurz vor der Ankunft der Weimarer Damen kam sie wieder nach Ludwigslust zurück, von wo aus Henriette von Knebel an Lotte über alles, was sie sah und hörte, Bericht erstattete.

Henriette von Knebel an Charlotte.

Ludwigsluſt 13 Okt. 1810.

Daß Sie an dem glücklichen Tage meiner Wiedervereinigung mit meiner geliebten Prinzeß an uns gedacht haben, freut mich unbeschreiblich. Sie haben Ihren lieben Karl wiedergesehen und können sich meine Freude vorstellen, denn mich dünkt, ich habe keine anderen Gefühle gegen das theure Kind, als die einer Mutter. Sie weinte lang an meinem Hals und ich konnte sie kaum aus meinen Armen lassen. Den Morgen nach meiner Ankunft brachte ich der Prinzeß Ihre süßen Geschenke. Sie war sehr gerührt. Das vortreffliche Bild unseres Schiller liegt immer vor ihr auf dem Schreibtisch und sie will sich nicht von ihm trennen, ich sehe es täglich und betrachte es und habe Sie so lieb dabey. Ich bin glücklich, daß ich die liebe Prinzeß doch wenigstens einmal des Tages sehe. Um 7 Uhr des Abends kommen wir zu ihr zum Thee und bleiben bis 8 Uhr, denn hernach wird bey dem Herzog gespielt und soupirt, was mir zu lange dauern würde. Wie sich sonst die lieben auserlesenen Freunde des Mittwochs versammelten, so kommt jetzt Prinzeß gewöhnlich Freitags um 9 Uhr morgens zu mir zum Kaffee, denn gewöhnlich geht der Erbprinz des Donnerstags nach Schwerin und kommt erst am andern Tag Abends zurück. Da können Sie denken, wie da der Freunde gedacht wird, liebe Lolo! Wie ich bemerke, so scheint mir der Erbprinz schöne Regententugenden zu haben. Er hat bey Verstand und Thätigkeit einen glücklichen Ueberblick und urtheilt richtig. Seine Verwandten sind sehr von ihm zufrieden und haben Achtung für ihn. Ueberhaupt scheint mir unter ihnen eine kräftige Vereinigung zu walten, die zwar nicht alles erhalten, nicht allem wiederstehen kann, die aber doch gute und verständige Zwecke hat. Auch den Herzog, der eigentlich die Regierung ganz seinem Sohn überläßt, hörte ich neulich, bei dem Minister Plessen, mit Vergnügen sehr verständig sprechen. Ueberhaupt habe ich ihn noch nicht anders sprechen hören. Seine Achtung für die Prinzeß ist unbegrenzt und er drückt sich darüber sehr lebhaft aus. Er war die ersten Tage auch in Doberan und als er kam und ich ihm ein compliment von der Herzogin brachte, so sagte er: Er würde ewig dankbar bleiben, dafür, daß sie ihnen ihre Tochter überlassen hätte. — Minister Plessen und seine Frau, eine geborene Campenhausen, sind von den feinsten und gebildetsten Menschen, die ich kenne, ich muß ihnen viel von unserem Schiller erzählen. Prinzeß unter=

hält sich gerne mit ihnen und wird unbeschreiblich von ihnen verehrt. Es sind keine Vandalen, denn mit diesen getraue ich mir doch nicht ganz so weit zu kommen, selbst nicht mit Herrn von Kettenburg. Verzeihen Sie und die Frau mir! Er nimmt eigentlich an nichts Antheil als an sich selbst. Er spottet über den Hof und macht den elenden, niedrigen Schmeichler. ... Ist Goethe zurück? Mein Bruder schreibt mir öfters, was mich sehr erfreut. — Neulich hatte ich eine recht glückliche Stunde mit unserer lieben Prinzeß. Sie war so heiter und lieblich wie ein Engel und sagte, daß sie jetzt so ganz besondere Liebe zur Poesie hätte. In dieser Neigung hätte sie Schillers Gedichte aufgeschlagen und just wäre ihr die Macht des Gesanges in die Hände gefallen. Sie las das herrliche Gedicht noch einmal mit mir und war wie verklärt. Sie können fühlen, liebe Freundin, wie glücklich wir waren in Ihrem und unseres Schillers Andenken. Etwas betrübt mich nur, nehmlich, daß der Erbprinz alle Tage dicker und unsere gute Prinzeß täglich magerer würde. Sie hat auch Husten, doch der Arzt sagt, es wäre Katharr. Noch etwas Gutes möchte ich Ihnen vom Herzog erzählen. Er sagte neulich zu einer Dame meiner Bekanntschaft: solch eine Frau, nehmlich unsere Prinzeß, könnte einen ganz anderen Menschen aus einem machen, so anspruchslos wie sie wäre, so verständig, so ohne Capricen. Es wird Sie doch freuen, liebe Lolo, daß ein sonst roher Mensch das so fühlt. Prinzeß hat ihn gern und hat viele Aufmerksamkeit für ihn, was ihn sehr freut. Mit den Kindern ist sie allerliebst und es ist nicht möglich, daß eine leibliche Mutter mehr geliebt wird. Prinzeß Marie ist ein wahres Riesenkind, in meinem Leben habe ich kein Kind von 7 Jahren so groß und stark gesehen. Sie ist nur wenig kleiner, als ihr Bruder, der 10 Jahr alt ist. Sie ist sehr wild, hat aber Verstand und ein gutes Herz und folgt ihrer lieben Mutter willig. Der Gestalt nach glaube ich wird sie ihrer Großmutter der verwittweten Kaiserin ähnlich. Dem sonderbaren Kind thut es weh, wenn sie von einer anderen Mutter, als von der jetzigen sprechen hört. Neulich sagte ein Herr, daß sie ihrer verstorbenen Mutter ähnlich werden würde. Frl. Mecklenburg, die dabey stand, fragte die Kleine, ob sie das nicht freute? Sie sagte aber ganz traurig, sie dächte jetzt nur daran, daß ihre Mutter Halsweh und Husten habe und da könnte sie sich nicht freuen. Frl. Mecklenburg ist gar eine gute und verständige Person, die unsere Prinzeß mütterlich liebt und für sie sorgt. ... Die liebe Prinzeß grüßt sie aufs herzlichste, viel Liebes von Boschen. Auch Frl. Tann empfiehlt sich Ihnen. Es ist ein gutes aber kränkliches Wesen, die immer in einem etwas überspannten Zustand ist. Das Beste ist, daß sie unserer Prinzeß ungemein attachirt ist, auch Prinzeß ist sehr gut gegen sie.

Ludwigsluft 23 Okt. 1810.

Gewiß, liebe Freundin, müssen wir alles anwenden, um uns ins Gleichgewicht und in ein glücklicheres Verhältniß mit der Welt zu bringen. Diese kleine Anstrengung, die es anfangs kostet, wird reichlich belohnt.

Ll. 13 Nov. 1810.

Unsere liebe Prinzeß, die Sie tausendmal grüßt und für Ihren lieben Brief dankt, sendet Ihnen diesmal nur diese flüchtigen Worte und wird Ihnen bald ordentlich schreiben. Sie geht übermorgen auf etliche Tage nach Schwerin, wohin sie der Herzog, der in der Gegend Jagd hält, eingeladen hat. Die kleine Veränderung wird ihr gut bekommen. Als sie am Sonntag der kleinen Prinzeß sagte, daß sie nach Schwerin gehen würde, seufzte das arme Kind und sagte: „ach, ich habe die Nacht schon so ängstlich davon geträumt.“ Die unbeschreibliche Anhänglichkeit an die theure Mutter macht mir dieses Kind recht interessant. Sie ist ein gutes Kind und da sie Verstand hat, so mag sie sich ihre kleinen Eigenheiten, aus Liebe zur Mutter, von selbst abgewöhnen.

Sie arbeitet schon recht artig, versteckt aber immer ihre Arbeit vor der Mutter. Gestern überwand sie ihre Blödigkeit und spielte sogar etwas auf dem Klavier, sagte aber dabey: „ich spiele bloß für Mama, die andern Menschen sind mir alle gleichgültig.“ ... Frau von Stein sagen Sie tausend Schönes. Boschen wird bald wieder an sie schreiben. Denken Sie, daß ich mich herab ließ an Hinzenstern ein paar Worte zu schreiben, da ich höre, daß er in der Nähe hauste. Gott weiß, ob er antworten wird, dann sitze ich beschämt da und ich glaube, es heißt: „sie gefallen mich alle nicht mehr.“

Herr von Hinzenstern, der frühere Erzieher des Prinzen Bernhard, hatte sich im Jahre 1807 durch eine nicht ganz aufgeklärte Indiskretion, die er mit ihm anvertrauten Briefen begangen haben soll, in Weimar unmöglich gemacht und war nach Kassel gegangen, wo er jedoch in die Verschwörung des Obersten Dörnberg gegen den König Jerome verwickelt wurde und wieder nach Weimar zurückkehren mußte. Von da suchte er in Mecklenburg die tiefste Einsamkeit auf und verband sich noch in späteren Jahren mit einem Kammermädchen der Prinzeß. Der Ausspruch „sie gefallen mich alle nicht mehr“ stammte von dem alten Sonderling, der sich hier und da in Ludwigslust sehen ließ. Unter den ständigen Gästen des dortigen Hoflagers erwähnte die Prinzeß häufig den „vandalischen Dichter“ K. L. von Kettenburg, dessen Dramen Diego und Julian sie entstehen sah und auch Goethe empfahl. Charlotte von Schiller interessierte sich für den ihr persönlich bekannten Mecklenburger, weil er versuchte, ihren Gatten nachzuahmen. Mit der Frau, wie ihre Schwester Frau von Wolzogen im Kreise der Freunde genannt zu werden pflegte, stand er auch in Verkehr;* er schrieb ihr von Ludwigslust aus: „Unsere vortreffliche Prinzessin ist hier mein einziger Trost und Hort, die Stimme in der Wüste, Iphigenia auf Tauris; sonst wäre es gar nicht zum Ertragen.“ Trotzdem Karoline Kettenburgs Talente zu schätzen wußte, blieb er ihr doch unsympathisch, da sie seinen nicht allzu lauteren Charakter bald durchschaut hatte. Persönlich weit sympathischer war ihr ein anderer fast täglicher Gast, der kluge, in Mecklenburgs Geschichte rühmlich genannte Minister von Plessen, der später auf dem Wiener Kongreß eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Zum Hofstaat gehörte dann noch der durch seine musikalische Begabung die Gesellschaft angenehm belebende Herr von Rantzau und das liebliche Fräulein von der Tann als Hofdame.

* Vergleiche Karoline von Wolzogens litterarischen Nachlaß, II. Bd., S. 310.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 29 Nov. 1810.

Wenn ich nur einmal auf so einem Herbststurmflügel, die doch sonst nichts besseres zu thun haben, auf ein Stündchen in aller Stille hinein nach Weimar fliegen könnte. Ich klopfte gewiß an Ihre Thüre an; Sie säßen dann mit der chère mère, Frau v. Stein, Ernstchen oder irgend einem Philosophen in der Hand und nehmen mich freundlich auf. Christine bück mir auch geschwind gebrühte Küchelchen. Ich denke mir das alles gar heimlich und prächtig. ... Ungeschliffen, unpräsentable, ohne alle Cultur ist hier keiner; poetisch auch nicht. Es ist hier ganz das Leben eines Hoflagers. Die Gesellschaft ist eigentlich ausgesucht; das thätige, selbständige Treiben und Leben einer Stadt, was eigentlich einer jeden etwas republikänisches giebt, fehlt. Die Vor- und Nachmittage habe ich mir ganz vorbehalten, nur meine nächsten Angehörigen dürfen darin eingreifen. Zu Frl. Knebel schleiche ich zuweilen in stillen Morgen- und Abendstunden. Die Musik ist hier recht gut. Kettenburg und Plessen furnieren mir öfters Bücher und da lese ich denn viel und mancherlei, doch sehne ich mich schon wieder etwas

zu erlernen. Die Flugschriften und alle die Geburten des Augenblicks und nur für den jetzigen Augenblick, genügen mir nicht. Meine Loloa verlache nicht meinen erhabenen Sinn. Die „Zwei Tugendwege" weis ich schon lange auswendig.

Henriette an Charlotte.

L. 29 Dec. 1810.

Geliebte Freundin! Unsere liebe Prinzeß war von dem Andenken und dem schönen Geschenk, das ihr von geliebten Händen kam, sehr gerührt. Sie hat mir gesagt, daß sie nicht wüßte, ob sie ihrer lieben Loloa diesmal selbst schreiben könnte, da soll ich Ihnen zum Ersatz eine Pommerische Spickgans schicken. Sie können sichs gefallen lassen, lieber Engel, denn der Brief wird doch nachkommen, doch vielleicht erst nach der Rückkehr aus Strelitz, wohin sie morgen abreisen wird. Mit Prinzeß Solms* wird die unsrige einen sonderbaren Kontrast machen, ich möchte sie zusammen sehen und hören; ich wollte wetten, daß Erstere die Gelehrte spielen wird. Prinzeß glaubt es auch und, wenn sie einmal auf dem Theater seyn soll, will sie lieber die Unwissende seyn. Kürzlich war, zum Geburtstag des Herzogs, unter den Schweriner Damen, auch eine dergl. Geistreiche hier, die wendete sich urplötzlich mit der Frage an Prinzeß: „Sagen mir Ihre Durchlaucht, was dachte sich eigentlich Goethe bei den Wahlverwandtschaften?" „Das habe ich nie mich unterstanden ihn zu fragen," antwortete Prinzeß ganz bescheiden. Es hat mich recht animirt, deßwegen ich es Ihnen, Liebe, auch mittheile, doch mit der Bitte, es nicht weiter zu sagen, weil die Weimarischen Klatschzungen sich auch bis jenseits der Ostsee verbreiten und unter den ungraziösesten Formen wieder erscheinen. Gewiß, es möchte einem grausen. Daß Sie krank waren, geliebter Engel, hat mir sehr weh gethan. Könnte ich Ihnen doch etwas Erfreuliches reichen, das daß Gemüth wieder erhebt, das von den Leiden des Körpers gedrückt wird! Goethe wird Ihnen wohlthätig seyn und ich liebe ihn darum noch mehr und um die Wärme und Richtigkeit seiner Gefühle für unseren einzigen Schiller. Dies freut uns ganz unbeschreiblich. ... Wenn Sie bei Frau v. Stein, im lieben vertraulichen Kabinet sitzen, so gedenken Sie zuweilen unserer im Guten!

L. 11 Febr. 1811.

... Bald, wenn ich nicht an Andre schreiben muß, sage ich Ihnen mehr, über Ihr und unser Leben, was, obgleich auf verschiedenen Wegen, doch unzertrennlich bleibt. Der liebe, rothe Faden, wie in dem Gleichniß von Ottilie, muß durchgehen, sonst verliert das Daseyn seinen Werth und Schimmer. Wenn Sie Wieland sehen, so bitte ich, danken Sie ihm für den liebenswürdigen Brief, der uns alle hoch erfreut hat.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

Ll. 22 Februar 1811.

Sie wissen wie lieb mir der standhafte Prinz ist, wie ich von allem Anfang wünschte ihn aufführen zu sehen. Sie können sich also denken, daß es mir leid thut, meinen Liebling nicht in seiner Herrlichkeit gesehen zu haben. Wenn mir aber irgend etwas diese verlorene Freude ersetzen kann, so wars gewiß Ihr Brief. Ich versichere Ihnen, ich habe die ganze Aufführung mit angesehen und mich recht mit Ihnen gefreut über das gerathene Kunstwerk, unsere Leute, die sich so gut dazu qualifiziren und unsern geliebten Meister, dessen Ehrentag es eigentlich muß gewesen sein. Danken Sie doch dem Meister dafür, daß er sich meiner bei der Gelegenheit erinnert hat und daß er mir durch seine Fürsprache solch lieben Brief von Ihnen verschafft hat.

L. 11 April 1811.

Das Leben ist ein ganz curioses Ding. Eigentlich finde ich für den Menschen kei-

* Schwester der Königin von Preußen, mit Goethe und Wieland näher bekannt.

nen interessanteren Gegenstand als eben das menschliche Leben. So unergründlich für den ders lebt, durch den es eigentlich nur da ist, so tausendfältig, so reich, und doch gewiß so einfach, so leicht zu ergreifen für den, der den rechten Standpunkt darin gefunden hat, was vielleicht noch keinem ganz gelungen ist. Es kommen mir manchmal allerhand Gedanken darüber an, die gar nicht so schlecht sind, aber verzettelt werden und verloren gehen, und „meine Verdienste, die bleiben im Stillen!“ ... Daß Fanny Reuß heirathet, ist mir recht lieb, ob ich gleich nicht zu denjenigen gehöre, die sich so blindlings über jede Heirath freuen, nur weil's geheiratet ist. ... Was Sie mir über den Diego schreiben, freut mich sehr und ich hab's dem Kettenburg gesagt, der nach Nachrichten von Weimar, wenn auch nicht directe von Goethe, doch von Schulze, schmachtet. Machen Sie doch, daß Schulz antwortet. Kann's nicht gegeben werden, wie manches Andere, das 1000 mal schlechter ist? Loben will ichs nicht, es zeugt von keinem angeborenen theatralischen Genie; was Sie im Einzelnen daran loben, das lobe ich gerade auch und recht zu loben ist es immer, wenn ein Mensch sich nur bemüht und eine Tendenz zum Guten hat und der sich hingiebt. Ich lobe meinen Vandalen und freue mich seiner Thätigkeit, obgleich ich ihn über den Diego nicht herzhaft lobe, eigentlich gar kein Wort gesagt habe. Denn um ihm etwas weis zu machen ist er mir und ich mir selbst zu gut und so recht zu helfen ist ihm doch, fürchte ich nicht. ... Was macht die Frau in der Welt? Ich könnte nicht so unstät leben; ich bin eigentlich ein rechter Haushammel; kein ästhetischer Ausdruck, er paßt aber nun einmal für mich. ... Ich bin jetzt Strohwittwe, der Erbp. ist nach Hamburg, um zu conferiren, kommt aber hoffentlich morgen wieder. So mit den einzelnen unteren Mächten sich gut zu stellen, ist jetzt das Einzige, um nur für den Moment etwas zu gewinnen, da wir doch nur von einem Moment zum andern leben. Nach Schwerin kommt ein französischer chargé d'affaires, es ist eine Ehre, die noch keinem Fürsten zweiten Ranges im Rheinbund geschehen ist. ... Gestern Abend war Kettenburg bei mir und ganz verrückt; es ist manchmal kein vernünftig Wort mit ihm zu reden; er studirt jetzt die Geschichte des Kaisers Julian, um sie, unter uns, zu benutzen, und nun spricht er nichts als nur von Verbrennen, Judenverfolgung, Katholicismus etc. etc. Er ist eigentlich ein mixtum compositum, wie jetzt so viele. Wissen Sie, daß Arnim die Bettina heiratet, daß Clemens Brentano ein ungeheures Kreuz anzeigt, mit dem er seine jetzige Frau fast zu Tode geprügelt hat, daß in Berlin eine deutsch-christliche Gesellschaft entstanden ist, zu der keine Juden und kein Philister kommen dürfen, wo viel über das Verbrennen der Juden gesprochen wird und Arnim hofft, daß die Zeit wiederkommen wird, wo sie als Fackeln gebraucht werden, daß Adam Müller gedrohet hat, wenn man ihn nicht anstellen wolle, er eine Schrift herausgeben werde, worin alle Schwächen der preußischen Monarchie an den Tag gelegt werden sollen — aber still, still, lassen Sie mich schweigen von all dem Unsinn, — ich will mich nicht solch einer unheiligen Verirrung meiner Gedanken überlassen — dem Narrenkönig gehört die Welt. Alles das weis ich von meinem tollen Kettenburg.

In demselben Brief erwähnte Prinzeß Karoline eines Briefes von Goethe an sie, der sie recht erquickt habe. „Sagen Sie es ihm nur, ob ich's ihm gleichwohl schon selbst gesagt habe, aber gemein und dumm. Und grüßen Sie ihn, meine Loloa, und freuen Sie sich seines Umgangs und seines Zutrauens. Ihnen gönne ich diesen Besitz von Herzen, da Sie ihn schützen müssen.“ Die letzten Worte deuten auf ein Bündnis hin, das Karoline als ganz junges Mädchen mit Charlotte und einigen anderen jungen Freundinnen „zu Schutz und Trutz des besten Meisters“ schloß. Sie verpflichteten sich dabei, ihn

immer zu verteidigen und nie zu verkennen, was die Prinzeß auch nie gethan hat, während Charlotte, besonders nach seiner Heirat, oft ungerecht gegen ihn war. Er selbst wußte genau, wie Karoline an ihm hing, wie sie ihn verehrte, und zeigte ihr auch seinerseits, wie gern er sich der Tochter seines fürstlichen Freundes erinnerte. Mit Kaaz, ihrem alten Zeichenlehrer, verkehrte er bekanntlich viel und hielt große Stücke auf seine Landschaften, von denen er eine Sammlung nach Ludwigslust schickte. Karolines Kopien, wie ihre kleinen selbständigen Arbeiten sandte sie ihm häufig als Zeichen ihres Dankes. An Knebel schrieb er einmal darüber: „Die Zeichnungen unserer lieben Prinzeß in Mecklenburg habe ich zu meiner großen Freude erhalten. Die Gegenstände als solche sind recht wohl gefaßt und zart behandelt. Mit dem zweiten Bande meiner biographischen Versuche werde ich noch einige Karlsbader Schatten absenden und zugleich für das freundliche und gnädige Schreiben danken.“* Das genannte Buch erregte in Ludwigslust helles Entzücken. „Unsere liebe Prinzeß,“ schrieb Goethe demselben Freund, „hat mir gar einen herzlichen Brief geschrieben, wofür du ihr vorläufig danken wirst, bis ich selbst meine Schuld abtrage.“

Henriette an Charlotte.

L. 12 April 1811.

Alles Gute, alle die süßen Hoffnungen, die Sie, Geliebte, uns von Ihren Kindern geben, bewegen unser Herz, als wären sie aus unserm Blut. Wie freue ich mich, daß ich mich in meiner Wahrsagekunst nicht geirrt habe, da ich sonst schon zuweilen an Prinzeß sagte, daß Karl zu den schönen Pflanzen gehört, welche durch Versetzen ihre vollkommene schöne Ausbildung erhalten. Unser Meister hat der lieben Prinzeß einen Brief geschrieben, der sie ganz unbeschreiblich gefreut hat. Es ist doch recht hübsch von ihm, daß er seine treusten und wärmsten Freunde kennt und sie nicht vergißt. Die schönen Kaazschen Landschaften haben unserm geliebten Kind neue Lust gemacht. Sie zeichnet jetzt wieder täglich und es gelingt ihr besser als jemals. Mit ihrer Gesundheit geht es jetzt, Gott sei Dank, doch auch viel besser. Aber eine Zeitlang hat sie mich recht beunruhigt und geängstet. Ihre Magerkeit, ihre Schwäche, bei der sie sich oft kaum aufrecht halten konnte, gab mir zuweilen Todesschrecken. ... Seit ein paar Wochen ist Kettenburg wieder hier. Er besucht mich zuweilen und möchte gar zu gerne erfahren, was Goethe von seinem Diego hält.

L. 28 Mai 1811.

Wenn die Liebe auch keine Wunder thun kann, so hat sie doch gewiß eine Heilkraft und zuweilen eine schützende Hand, die das, was die Freunde irretirt abwenden kann. Mir däucht diese lindernde Gabe wäre eine ihrer ersten Kennzeichen und kann ich daher oft die Ungeschicklichkeit unserer sonst so guten Frau v. Stein nicht begreifen. So bin ich überzeugt — und Prinzeß sagt das Nehmliche — daß Ihnen Goethe seine Memoiren mit reinem Willen gegeben hat und wahrscheinlich nur der Frau v. Stein zu verstehen geben wollte, daß sie solche nicht wieder für andere fordern soll. Die kleine Eifersucht, die wir sonst schon an ihr kennen, hat sie verblendet, daß sie nicht durchsehen konnte und wollte. Es macht mir nicht wenig Freude, geliebte Freundin, daß ich Ihnen fortdauernd bessere und beruhigende Nachrichten von der Gesundheit unserer lieben Prinzeß geben kann. Sie nimmt sogar wieder etwas zu, ist heiterer und fühlt sich wohl. Das Gute, was Sie uns vom Kindchen sagen, erfreut uns ungemein. In Wilhelmsthal wird sie nun recht gedeihen. O wären wir doch mit Ihnen da! ... Die liebe Prinzeß trägt mir den herzlichsten Gruß an ihre liebe Lolo auf und läßt Ihnen sagen, daß Hr. Cotta,

* Goethes Briefwechsel mit Knebel. Band II, S. 60 u. 67.

auf Ihren Befehl, ein paar angenehme Schriften, worunter das Leben v. Ph. Hackert, das Goethe heraus giebt, sich befindet, ihr geschickt hat. Ich freue mich recht auf Hackerts Geschichte — auch auf ein anderes Büchlein freue ich mich, das sich Prinzeß bestellt hat und was Sie, liebste Lolo, meinem Bruder empfohlen haben. Es ist von Ihrem Hufeland, über Sympathie, doch will ich Hufeland auch recht lieben und verehren, wenn er unserer geliebten Lolo wieder zu ihrer Gesundheit verhilft. — Nun sind wohl unsere Herrschaften in dem geliebten Wilhelmsthal angekommen. ... Wie ich höre soll Mlle. Masselet noch eine kleine Schweizerin als Erzieherin für das kleine Prinzeßchen mitbringen; ich wünsche sorglich, daß sie so gut ausfallen möge, als Mlle. Salomon, die seit einem $^1/_2$ Jahre hier bei Prinzeß Marie ist.

Die Gesundheit der Prinzeß, die einige Zeit zu ernster Besorgnis Anlaß bot, besserte sich in diesem Jahr, und bald wurde die Hoffnung, die alle hegten, zur freudigen Gewißheit. Karoline selbst sah der Zukunft schwermütig entgegen, da sie ihren Tod für gewiß hielt, und ihre ganze Umgebung war bestrebt, sie diesen Gedanken zu entreißen.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 21 Juni 1811.

Wie geht es denn Ihnen, meine Lolo? Wie gehts mit dem Lebensmuth? Es ist nichts übleres und wenn der ausbleibt, man weiß gar nicht von was man zähren soll. Mir gehts wohl mitunter auch so, meine Lolo, und ich darf es Ihnen sagen. Ich weis nicht ists körperlich oder was es sonst ist, zuweilen weis ich durchaus kein Interesse fürs Leben zu finden. Da tröste ich mich mit dem Gedanken, oder halte mich vielmehr nur damit hin, daß dieser ekle Zustand vielleicht nur vorübergehend ist. Ich habe vielleicht nicht ganz recht, meiner armen Lolo solch unnützes und mißmüthiges Zeug vor zu schwatzen. Sie wirds aber schon nehmen wie es gegeben ist und meine Schwachheiten auch mit Liebe dulden. ... An Montag geht der Herzog mit mehreren Herren, unter anderen Kettenburg, nach Dobberan, dann sind wir uns hier ganz überlassen. Wir werden wohl so hinleben. Ich habe jetzt eben nicht die Kraft das Große ins Leben zu legen und lasse das Leben so hingehen, wie es ist. Wir anderen können hier nicht weg; die Umstände wollen es nicht erlauben, daß wir nach Dobberan gehen. Ich hätte mir dort einen Aufenthalt gewünscht, nur um eine Veränderung der Gegenstände zu haben, und eine etwas bewegliche Aussicht; das Einerlei der hiesigen ist wirklich etwas trostlos in die Länge. Es klingt fast als ob ich Ihnen vorjammerte, denken Sie aber nicht, daß ich es will, beklagen thue ich mich wirklich nicht, ich wimmere nur so, weil mirs in dem Augenblick etwas schlecht zu Muthe ist. Haben Sie nur ja keinen Jammer um mich, meine theure Lolo, und führen Sie mir nur bald wieder neue Lebenslust zu aus dem lieben Nest; die wird mich schon stärken. ... Der Vandale, den Sie auch kennen, ist mir nicht immer lieb. Er ist schwach genug um schmeicheln zu können, und das ekelt mich zuweilen.

Henriette an Charlotte.

L. 4 July 1811.

Mit dem Erbprinzen, den diese Aussicht ganz unbeschreiblich glücklich macht, bin ich recht zufrieden. Seine Gegenwart ist nicht lästig, vielmehr hat seine Sorgsamkeit etwas Männlichgesetztes und liebreiches. Wenn es jetzt Zeit zum Scherzen wäre, so möchte ich der lieben Prinzeß wohl einen Dichter ganz herziehen. Es ist sonderbar, wie die Dichtkunst wohlthätig für ihre Gesundheit ist; denn als sie neulich recht klagte und ihr die Braut von Messina in die Hände gegeben wurde, so vergaß sie im Lesen ihr Übel. Dasselbe auch beim Spazierengehen, da ich sie bat mir aus der Johanna einige Stellen herzusagen.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 5 Sept. 1811.

Man hat recht Unrecht, sich über die Maßen Söhne zu wünschen. Was Sie in Ihrem Brief an die Knebeln von diesem Geschlecht gesagt haben, finde ich ganz vortrefflich, und zu einer Glaubenssache ists mir schon geworden und als solche werde ich es auch nicht verschweigen, sondern keine Gelegenheit versäumen, um es immer an den Mann zu bringen. Diese richtige Ansicht mir einmal angeeignet werde ich auch leichter jenes Geschlecht, (daß aus sehr gemeinem Stoff verfertigt ist), zu beurteilen wissen und vertrauter mit seinen angeborenen Mängeln weniger von ihm erwarten, nachsichtiger mit ihm werden. Was so eben über Männer aus der Fülle meines Herzens entsprungen ist, läßt vermuthen, daß die Erfahrungen des Ehestandes mich so weise gemacht haben; da muß ich aber doch der Wahrheit zur Steuer sagen, daß es nicht der Fall ist. Auch glaube ich über alles Vorurtheil zu sein und Ihnen, meine Lolo, könnte ich nie als vom Herzen sprechen und wäre mir es nicht erlaubt, lieber schweigen.

Zwischen Henriette von Knebel und ihrem Bruder war der Briefwechsel nach wie vor ein sehr reger, und die Nachrichten, die letzterer ihr schrieb, wurden von Karoline mit Enthusiasmus aufgenommen, wie alles, was aus ihrer Heimat kam. Er erzählte viel von Goethe und dessen Beschäftigungen und mußte auch diesem fast in jedem Brief über die Mecklenburger Freundinnen Bericht erstatten, die nie verfehlten, dem verehrten Meister Grüße zu bestellen. Die Faustzeichnungen von Nauwerk in Ratzeburg hatte Goethe wieder für Karoline besorgt. Sehr viel konnte sie auf solche Gegenstände nicht verwenden, dazu war die Lage des Landes eine zu traurige; hatte doch die Kontinentalsperre den Handel vollständig ruiniert. Erst im Herbst 1811 gelang es den energischen Bemühungen des Erbprinzen, die Erlaubnis zur freien Ausfuhr wieder zu erlangen, was seine Unterthanen etwas aufatmen ließ.

Henriette an Charlotte.

L. 6 Sept. 1811.

Prinzeß erhielt die Nachricht, daß die Faustzeichnungen, die sie von einem Tag zum anderen schmerzlich erwartet hat, in Hamburg sind in Arrest und Beschlag genommen worden. Vermuthlich hat Goethe das Paket nicht über Leipzig und Berlin adressirt, welcher Weg der beste und sicherste ist. Dieser boshafte Streich vom Mephistopheles hat die liebe Prinzeß sehr erschreckt und gekränkt. Doch zweifle ich nicht, daß die Sachen durch Geld werden auszulösen sein; ich bin nur froh, daß die anderen Zeichnungen für unsere Prinzeß, die Sie, Liebe, so schön besorgt haben, glücklich angekommen sind. Es hat sich in dem trockenen Lande auch einmal eine schöne Quelle von bibliothèques de campagne und Mährchens entdeckt, wo wir sie gar nicht gesucht haben und die uns alles übrigen Nachforschens überhebt. Sagen Sie das dem guten Einsiedel und danken Sie ihm für seine Güte und Bereitwilligkeit! Die alte Prinzeß Ulrike, die in dem Schweriner Zauberschloß haust, ist im Besitz vieler artiger alter französischer Bücher, die unserer Prinzeß zu Diensten stehen. Da zuweilen des Abends bei Prinzeß etwas vorgelesen wird, so sind diese Art Dichtungen das Artigste wie mich dünkt und das woran verschiedene Menschen Theil nehmen. Es ist wohl leicht ihnen etwas Unbekanntes vorzusetzen, aber desto schwerer, daß sie sich dafür interessiren mögen.

Unter den Weimarer Freunden, die am eifrigsten schrieben, standen Wieland und Charlotte oben an. Wenn er sich mehr in Ausdrücken der Liebe und Verehrung erging, so erzählte sie mit der größten Ausführlichkeit ihre eigenen Erlebnisse und die der Bekannten. Zacharias Werners Übertritt zur katholischen Kirche,

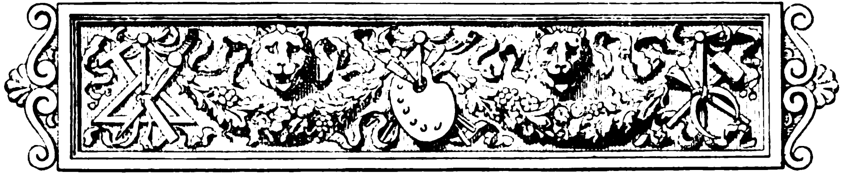
die Teilnahme der kleinen Frau von Schardt daran, der Besuch Bettina von Arnims in Weimar, wobei Goethes Haus ihr verschlossen blieb, und all die tausend großen und kleinen Klatschgeschichten wurden erwähnt, die sich auf dem dunklen Hintergrund der gewitterschweren Zeit abspielten. Für Prinzeß Karoline ersetzten diese Briefe nicht den häufig schmerzlich entbehrten persönlichen Umgang mit ihren Landsleuten; um so größer war ihre Freude, als ihr Bruder Karl Friedrich das Weihnachtsfest in Ludwigslust mit ihr feierte. Gern wäre auch Maria Paulowna mit ihm gereist, aber im September war ihr ein Töchterchen geboren — unsere spätere Kaiserin Augusta, von dem sie sich nicht so bald schon trennen wollte. Doch überlassen wir der Prinzeß und ihrer treuen Lebensgefährtin wieder selbst das Wort.

Henriette an Charlotte.

L. 8 Nov. 1811.

Die zärtliche Seele der kleinen Schardt scheint mir auch, wie Ihnen, in die des neu belebten Dichters übergegangen zu sein. Nur traue ich seinen frommen Bestandtheilen nicht, ob sie sich mit solch einer Verschmelzung vertragen werden. Doch wer sich gern betrügen läßt, mag auch mit einer halben Seligkeit vorlieb nehmen. Ich bin auch hierin ganz der Meinung, liebe Freundin, daß es mir unmöglich wäre, die Lehrsätze und das Glaubensbekenntniß abzuschwören, das mich von Jugend auf zum Guten hingewiesen und mich nicht verhindert hat meine Kräfte auszubilden und zu erhöhen. Ist aber die Natur mit einem heimlichen Schaden behaftet, so glaubt man sich mit dergl. Kuren zu helfen und dieß, dünkt mich, mag bei unserm neuen Heiligen der Fall seyn. Wohl bekomm's ihm! Es scheint mir inzwischen gar nicht, als wenn er ein besserer Dichter seitdem geworden wäre. Seine Weihe der Kraft müßte er doch eigentlich zu Asche verbrennen und auf Luther eine Schmähschrift schreiben; ich weiß nicht ob bey seinem starken Glauben das Gebiet der Dichtkunst eine sichere Freistätte für ihn ist. ... Vorige Woche hat mich unsere liebe Prinzeß auf ihrer kurzen Reise nach Schwerin mitgenommen. Wir kamen schon des anderen Tages wieder zurück, aber die kleine Veränderung ist der Prinzeß wohlthätig und mir war es auch höchst angenehm einmal wieder in der süßgewohnten, liebsten Gesellschaft fortzuleben. Das allerliebste Haus in Schwerin und seine Lage beleben und erfrischen mir die Einbildungskraft und die Aussicht nach dem alten Schloß, wo Wallenstein noch gehaust hat, ist mir immer sehr merkwürdig und lieb. Jetzt, da die alten Kräfte untergegangen sind, wird es nur noch von einer beinah hundertjährigen Frau, der Prinzeß Ulrike bewohnt, welche, wie eine verwitterte Stimme, die unvernehmlichen Töne der Vorwelt nachlallt. Frl. Vittinghofen, ihre Hofdame, und eine feine und sehr gebildete Person, die kürzlich zum Besuch hier in Ludwigslust war, erzählte mir, daß, bey ihrer Zurückkunft, die alte Prinzeß sie gefragt habe, wie denn der Herzog sich gegen seine Frau Schwiegertochter betrüge? und als sie ihr geantwortet hätte: sehr gut und freundlich und daß er sie sehr lieb hätte, so wäre die alte Prinzeß vor Freuden in lautes Weinen ausgebrochen. ... Daß Goethe am Tauftag der kleinen Prinzeß Ihnen so liebreich entgegen kam, hat Prinzeß und mich ordentlich gerührt. Vor einiger Zeit schrieb mir mein Bruder, daß der Meister die ersten Jahre seines Lebens wohl an Prinzeß senden würde. Unter uns gesagt, so wünschte ich wohl, daß er es thäte. In ihrem jetzigen Zustand möchte ich ihr zuweilen Freude machen können. Auch könnte der Meister das Buch in keine treueren und lieberen Hände geben. Wie ich höre, so wird nun bald der Erbprinz hierher kommen, um seine liebe Schwester zu besuchen.

(Schluß folgt.)



Bilder aus Spanien.

Von

Fürstin Marie Urussow.

II.

Das Madrider Museum.



Für mich giebt es in Madrid nur eins — dies eine lohnt aber wahrlich allein die größte Reise. Diese schreckliche, frostige, langweilige Stadt besitzt ein echtes Heiligtum der Kunst: ihre Bildergalerie, das sogenannte Museo del Prado. Und auch ich habe dies Heiligtum betreten, ich habe am göttlichen Mahle teilgenommen, meine Augen wurden durch die Vollkommenheit der Kunst geblendet, welche sie schauten, und mein Herz hat sich hoch genug erhoben, um sie zu begreifen, ganz von ihr erfüllt zu werden.

Ach, wir alle wissen, wie ungenügend das menschliche Wort bleibt, die tiefen Eindrücke wiederzugeben, deren unsere Seele fähig ist; auch darf man niemals hoffen, dieselben auf andere zu übertragen. Ich kann nur sagen: wenn jemand mich fragte, wo er sich am besten über das Rechenschaft geben könnte, was Malerei auf ihrem Gipfelpunkt bedeutet, so würde ich ihn auf das Madrider Museum verweisen und ihm raten, gleich mir zu thun: „Erfüll davon dein Herz, so groß es ist," wie Goethe sagt, und dann genieße.

Fast scheint es, als hätten die Italiener, die Vlamen, die Holländer durch das Herrlichste, was sie schufen, der spanischen Schule huldigen wollen; niemand kann sagen, welcher von ihnen die anderen übertroffen hätte, da sie so sehr in Vollkommenheit miteinander wetteifern. Mein langer Aufenthalt in Italien ließ mich den Tizian nicht ahnen, welchen ich in Madrid fand. Rubens und van Dyck sind in ihrem Vaterlande nicht besser vertreten als hier, Memling und van Eyck haben gleichfalls nirgendwo Schöneres zu bieten. Nur der göttliche Raphael ist, nach meiner Ansicht, in Dresden und Rom gleichwertig, wenn nicht noch wertvoller, obgleich Passavant seinen Spasimo von Sicilien als die Krone aller Werke des Meisters betrachtet.

Zwei Titanen Spaniens, die man nirgendwo so kennen lernen kann, thronen inmitten dieses erhabenen Gefolges: Velasquez und Murillo. Viele andere dieser berühmten Schule gehen ihnen voraus, begleiten sie oder folgen ihnen. Zu den ersten derselben zählen Morales (il Divino), Juan de Juanes, der Spaniens Raphael genannt wird — ein nach meiner Ansicht sehr übertriebenes Lob —, Sanchez Coello, einer der ausgesprochensten Vorläufer von Velasquez. Seine Porträts sind hochinteressant und von überraschender Lebenskraft; der interessanteste aller alten Meister ist aber fraglos Pedro Berruguete aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der Giotto Spaniens. Man schreibt ihm eine Reihe von Bildern des Museums zu, welche das Leben des St. Dominicus von

Guzman zum Vorwurf haben, sehr merkwürdig dadurch, daß sie uns Trachten und Sitten ihrer Zeit mit realistischer Genauigkeit zeigen. Das letzte Bild der Tage fortbestand und im stärksten Sinne national ist.

„Der heilige Inquisitor“ sitzt, einen Lilienstengel in der Hand, auf einem hohen



Prinz Balthasar zu Pferde. Nach dem Gemälde von Velasquez.

Serie, die Apotheose des Heiligen, verdient ganz besondere Beachtung, denn es ist eine wahre Offenbarung des religiösen und gesellschaftlichen Geistes jener Zeit in Spanien, eines Geistes, der, wie die Geschichte beweist, fast bis zum heutigen

Throne unter einem Thronhimmel; mehrere Stufen führen zur Tribüne hinauf. Einige hohe Würdenträger der Kirche umgeben den Heiligen; in ihrer Nähe stehen, gleichfalls auf der Tribüne, mehrere Geistliche, deren einer ein Urteil ver-

liest, während ein anderer, dessen brutaler Realismus erschreckend wirkt, fest eingeschlafen ist. Nur eine dieser Gestalten trägt den Ausdruck des Entsetzens und erhebt mitfühlend seine Hände bei dem furchtbaren Schauspiel, das sich vor seinen Augen entwickelt: zu Füßen der Tribüne ist ein Scheiterhaufen errichtet, auf dem zwei an Pfosten gebundene völlig entkleidete Unglückliche zusehen, wie die Flammen, welche sie verzehren sollen, sich entzünden, während zwei andere, die ein Wächter an der Kette hält, von einem Mönche, der ein Kruzifix trägt, demselben Richtplatze zugeführt werden. Diese sind mit dem San Benito bekleidet und von Bewaffneten zu Fuß und zu Pferd umringt. In der Ferne erblickt man eine zweite, mit Schaulustigen und Verurteilten gefüllte Tribüne. Scheiter, die im Vordergrunde umherliegen, deuten darauf hin, daß die Ceremonie von längerer Dauer und die Zahl ihrer Opfer groß sein wird. Ein Verurteilter beichtet noch zu Füßen der Tribüne. Wird er gerettet? Ein schreckliches und doch so überzeugt gemaltes Bild! Man sieht so deutlich, daß sein Schöpfer sowohl als das Publikum diese Vorgänge als das Natürlichste von der Welt auffassen.

Ein anderes Bild derselben Galerie beweist uns, wie dauerhaft die Kaltblütigkeit war, womit diese uns unfaßbaren Greuel in Spanien fortgepflanzt wurden. Dieses vom 30. Juni 1680 gezeichnete Bild Rizis stellt ein Autodafé dar, das an diesem Tage auf der Plaza Major in Madrid gefeiert wurde und dem Karl II. (der Letzte aus dem Hause Österreich), seine Frau Marie Luise von Orleans und seine Mutter Marianne von Österreich beiwohnten. Dies Bild ist von höchstem Interesse, denn es zeigt alle einzelnen Episoden solcher Art von Ceremonien, welche, zum Glück für die Menschheit, nur diesem einen Lande eigen waren. Im Hintergrunde des Gemäldes sitzt der König, seine Familie und sein Hof auf einem Balkon; alle Balkone und Fenster des Platzes sind mit festlich gekleideten Zuschauern besetzt. Ihre Miene kalter Neugier erfüllt uns mit starrem Entsetzen, und so, wie sie hier dargestellt sind, ganz ebenso sah ich diese Spanier bei den Stiergefechten, gefühllos und neugierig, während eine fast freudige Wildheit in ihren Blicken funkelte.

Unter dem königlichen Balkon sitzt der Großinquisitor auf seinem Thron, dem die Opfer zugeführt werden; die einen, um ihr Urteil zu vernehmen, die anderen, um vor einem Altar ihre Irrtümer abzuschwören. Sie tragen San Benitos, die mit Darstellungen von Autodafés bedeckt sind. Auf der einen Seite des Platzes hält ein Mönch den Verurteilten eine Predigt, während auf der entgegengesetzten Seite ein Priester für das Heil ihrer Seelen die Messe liest. Im Vordergrunde stehen Esel, welche die Ketzer zum Scheiterhaufen tragen sollen, der an der Puerta de Fuencarrel errichtet ist. Die Menge der auf diesem Bilde dargestellten Personen ist unzählbar und bietet wertvollen historischen Nachweis, denn alle Gesellschaftsklassen, alle Gebräuche damaliger Zeit sind treu wiedergegeben; es spiegelt den die Epoche beherrschenden Geist, einen Geist eleganter Grausamkeit, der in seiner Überfeinerung furchtbarer wirkt als das blutigste barbarischste Gemetzel.

Der vorherrschende Eindruck der zahllosen Bilder von Velasquez ist das lebendige Leben — wohl kein Idealismus — aber eine solche Wirklichkeit, daß man keine Malerei zu sehen meint; man ist darauf gefaßt, alle diese Gestalten aus ihren Rahmen hervortreten zu sehen; was sage ich? man vergißt, daß ein Rahmen sie umgiebt, man fragt sich, welche geschnörkelte, uninteressante Phrase jetzt über die Lippen dieser Donna Mariana, der Frau Philipps IV., gleiten wird, einer wahren Holzpuppe, die keine Brust und vermutlich auch kein Herz hat: Ludwigs XIV. eheliche Untreue wird durch das Bild der jungen Maria Theresa sehr begreiflich. Nur ein Glied dieser Familie flößt Sympathie ein und weckt den Wunsch,



Philipp IV. Nach dem Gemälde von Velasquez.

das Original gekannt zu haben; es ist dies jener allerliebste Prinz Balthasar, der so jung starb und sicher der Abgott seiner Eltern war, denn er ist mit Vorliebe in allen Stellungen gemalt — hier lebhaft und intelligent, als ausgelassener Junge auf seinem andalusischen Pony galoppierend, dort sechsjährig, in genauer Nachahmung der Tracht seines Vaters als Jäger gekleidet. Wie fröhlich mag das Lachen dieses Kindes, das, während sein Bild geschaffen wurde, vielleicht allein natürliche Empfindungen weckte, diese abgemessene Umgebung durchhallt haben! Dann zeigt uns derselbe geliebte Sohn als Vierzehnjähriger ein so reizendes Gesicht, daß sich bei dem Gedanken an sein frühzeitiges Ende das Herz klagend zusammenschnürt. Und doch war es für diese, ihrer ganzen Umgebung offenbar überlegene Natur gewiß besser, daß sie nicht in Spaniens königlichen Kerkern



Menippus. Nach dem Gemälde von Velasquez.



Äsop. Nach dem Gemälde von Velasquez.

zwischen Streitigkeiten der Etikette angesichts der Autodafés vor der Zeit zu Grunde gehen mußte. Dies letzte Bild erinnert durch seinen Reiz an das der Söhne Rubens' in Wien.

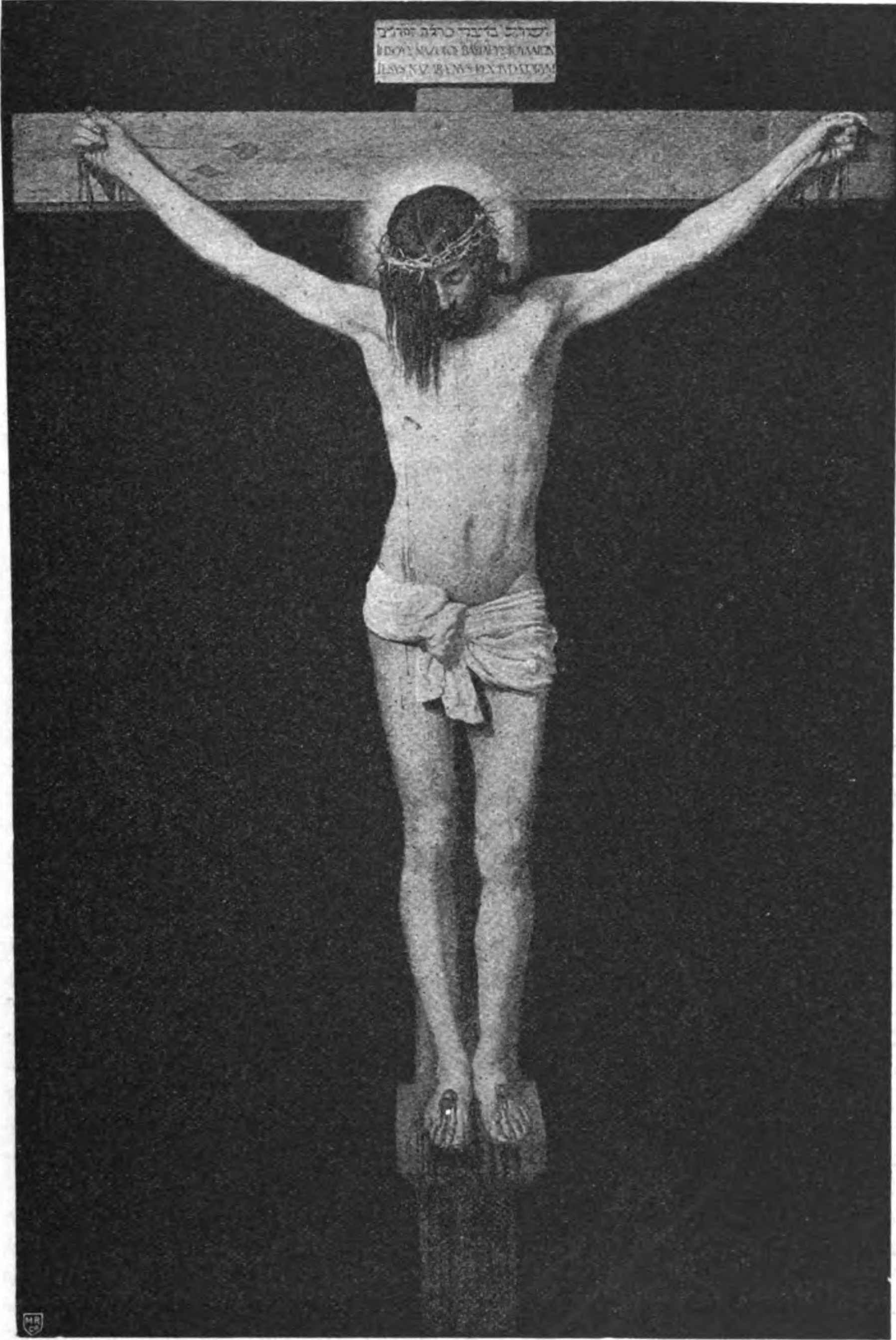
Unter der Menge Porträts der spanischen Königsfamilie (so unfähig und verächtlich Philipp IV. als König war, hatte er wenigstens Verstand genug, die Größe Velasquez' zu begreifen, den er mit Ehren überschüttete), unter diesen Bildern bleibt man geradezu sprachlos vor dem berühmten La familia stehen. Weder früher noch später ist seinesgleichen geschaffen worden. Es ist abstoßend und kann nicht anders wirken: eine Sammlung aufgeblasener Dummköpfe, abscheulicher Zwerginnen, unglückseliger junger Sündenböcke dieser launischen kleinen Infantinnen — aber das ist keine Malerei mehr, ich kann das nicht glauben, es ist das Atelier selbst, worin diese Leute atmen; dieser Hund schläft wirklich — o, du häßlicher Zwerg, man sieht, wie dein quälender Fuß ihn entnervt hat — gutes Tier, du bist, den Künstler selbst ausgenommen, das einzige Wesen, welches man wohlgefällig betrachtet; sieh, du thätest wohl daran, diesem menschlichen Insekt, das sich erlaubte, dich so zu behandeln, auf der Stelle eine Lehre zu geben!

Die vier Bilder, welche die Zwerge Philipps IV. darstellen (diese Liebhaberei für menschliche Ungestalten begleitet fast überall den Verfall der Rassen), sind Seiten aus Shakespeare. In der Anmaßung Primos, dem Blödsinn Ninos, der boshaften Schlauheit Babos und der Maultierhalsstarrigkeit Don Sebastians offenbart sich an diesen Mißgeburten der Schöpfung Verworfenheit in allen Gestalten. Das in ganzer Figur dargestellte Bild des englischen Hofzwerges nebst seinem großen Hunde ist völlig burlesk; blickt aber in dieses Gesicht, und ihr werdet darin den Wiederschein einer Natur erkennen, die geschaffen war, Entsetzen einzuflößen.

Die beiden Studien Äsop und Menippus führen unsere Gedanken wieder zu Shakespeare zurück; er allein giebt uns Individualitäten mit gleicher Kraft der Beobachtung wieder. Der Maler erregt unser Grauen durch diese erstaunliche Übereinstimmung mit der Wirklichkeit; ohne Phantasie und Ideal ist er nur unbewegter, gleichgültiger Zuschauer.

Will man, diesen Bildern ganz nahe, den erhabenen Shakespeare sehen, den des Königs Lear, Richards III., Julius Cäsars, so muß man sich Tizians Porträt „Karl V. zu Pferde“ zuwenden. Selbst dem am wenigsten beobachtenden Geiste drängt sich hier unwillkürlich der Vergleich zwischen beiden Meistern auf. Dies hier ist weit mehr als ein Porträt, es ist ein Gedicht, und welch ein beschwingtes! Häßlich, kränklich, gebrechlich, wie er ist, strahlt eine Seelen- und Willenskraft, welche kein Leiden niederzuwerfen vermochte, aus den Zügen des Siegers von Mühlberg hervor. Der Kaiser ist am Schlusse dieser Schlacht dargestellt. Nach meiner Ansicht hat Tizian in diesem Meisterwerk den großen Spanier sogar übertroffen, denn sein kühner Flug ist der des Adlers — er gab das wieder, was uns in der Kunst am stärksten anzieht: Erhabenheit des Gedankens, die in einer gebrechlichen Gestalt zur Erscheinung kommt. Die Landschaft und das Pferd stimmen mit dem Thema überein; erstere ist großartig und schwermütig, das andere abgejagt, aber stolz.

Wenn Velasquez im allgemeinen ohne Poesie erscheint oder das entbehren läßt, was in der Kunst das Ideelle genannt wird, so muß man bedenken, daß hierin Gewolltes oder Systematisches von seiner Seite lag, denn hier sind drei seiner Bilder, die uns nicht nur beweisen, daß er fähig war, dies Ideal zu erreichen, sondern daß er sich bis zum Erhabenen aufgeschwungen hat. In der Einnahme von Breda, die unter dem Namen Las Lanjas bekannt ist, weil sich im Hintergrunde Lanzen erheben, empfängt und tröstet Spinola den Verteidiger Bredas, Justin von Nassau. Die freundliche Handbewegung Spinolas, seine achtungsvolle Miene, der sich ein wahrhaft liebens-



Christus am Kreuz. Nach dem Gemälde von Velasquez.

würdiger Ausdruck von persönlicher Bescheidenheit gesellt, erheben dieses Bild zu dramatischer Höhe und rufen Bewunderung für den Besiegten wie für den Sieger hervor. Der nationale Charakter der drei kämpfenden Völker (Vlamen,

Italiener und Spanier) ist bewunderungswürdig wiedergegeben, und der Maler steht selbst unter den Zuschauern; sein edles Gesicht drückt großmütige Regungen aus.

Die Eremiten St. Paul und St. Antonius in der Wüste zeigen uns Velasquez als einen der vollendetsten Landschafter. Wir sind in Luft gebadet, von Licht umflossen, und die beiden Heiligen sind so anbetungswürdige Typen der Legende, daß man vor diesem Blatt des großen Realisten Spaniens ebenso ergriffen steht als vor einem Fra Beato.

In der Kreuzigung endlich hat er sich des größten und bewegendsten aller Motive würdig erwiesen. Während meines langen Verweilens vor diesem Gemälde empfand ich die Erschütterung, welche die göttliche Tragödie hervorruft, die hier genau, in ihrer ganzen unermeßlichen Trostlosigkeit und düsteren Würde dargestellt ist. Des Menschen Sohn ist eben verschieden, die Dunkelheit der ganzen Welt umgiebt ihn, er ist in seiner Einsamkeit größer als diese Welt und man staunt, auch dies himmlische Blatt von Velasquez unterzeichnet zu finden.

Es ist unmöglich, die einige achtzig zählenden Bilder dieses Meisters, welche die Madrider Galerie enthält, einzeln anzuführen und zu schildern. Jedem, der Maler werden will, würde ich aber sagen, daß er der Meister aller Meister ist, denn kein anderer vermochte die Technik zu einem solchen Grade zu steigern, so daß sie alle Kunstgriffe entbehren kann, um nur das Leben selbst übrig zu lassen. Aber nicht nur dem Künstler — auch dem Philosophen, dem Historiker, dem Kritiker, dem Psychologen bietet er Belehrungen und Offenbarungen, welche Jahre des Bücherstudiums ausgleichen. Deshalb sage ich euch, junge Leute, geht nach Spanien und studiert Velasquez!

Wenn nun Originalität und Leben das besondere Gebiet Velasquez' sind, so wurde durch seinen Freund und Zeitgenossen, der, gleich ihm, ein Kind Sevillas war, unendliche Grazie, das Ideal ohne Schranken, verkörpert — ich denke, es wird unnötig sein, Murillo zu nennen. Bei ihm finden wir die reinste Lyrik, und vielleicht ist meine Vorliebe für diese Art von Poesie der Grund, weshalb dieser Maler eine so unauslöschliche Anziehungskraft auf mich übt. Er, dessen Vaterland die Sphäre des Überirdischen zu sein scheint, denn er wandelt dort unter schönen, lächelnden Kindern mit liebkosenden Gebärden, schimmernden Augen, rosigem, weichem Fleisch, zwischen Jungfrauen, die ihm enthüllen, was wir nicht verstehen, ihm aber ganz selbstverständlich erscheint, und er hebt uns mit sich in diese himmlischen Gefilde, wo wir erblicken, was er geschaut hat — und das thut uns wohl, wie ein schönes Gedicht, das von namenlosen Dingen spricht, die uns das Herz bewegen und von dem ausruhen lassen, was uns täglich niederdrückt. In solcher Gemütsstimmung bewundern wir die Jungfrau mit dem Rosenkranz, die Kinder in der Muschel, das „guter Hirte" genannte Jesuskind, das auf dem Kreuze schlummernde Jesuskind, den Pajureto, oder heilige Familie mit dem Vogel, und die Anbetung der Hirten (diese beiden letzteren unter sichtlichem Einfluß Riberas und Velasquez' entstanden, mit denen er sehr befreundet war). Endlich seine vier Bilder der Empfängnis, deren eines (Nr. 780) nächst seiner Vision des St. Antonius in Sevilla die leibhaftige Ekstase in der Malerei ist und Murillos sonstige Werke durch die Tiefe des religiösen Mysticismus übertrifft, so daß man dieses Bild einem Begnadeten des Himmels zuschreiben möchte, dem, gleich St. Paulus, die Gottheit selbst erschienen wäre.

Ich weiß nicht, wie lange meine Verlorenheit währte, weiß nur, daß mich dies Bild zu einem Entzücken hinriß, in dem ich dem unaussprechlichen Geheimnis zitternd beiwohnte, anbetend und gläubig — wie hätte ich nicht glauben sollen, was ich sah! Dies kaum fünfzehnjährige Kind, das sich mit einer Anmut und Einfachheit erhebt, als zöge es übernatürliche Kraft von der Erde zum Himmel empor; seine

erhobenen Hände sind leicht gefaltet wie die eines Wesens, das unfaßbare Botschaft



Die Empfängnis. Nach dem Gemälde von Murillo.

vernimmt, die es nicht zu glauben vermag, der Mund öffnet sich halb, die Augen — o diese Augen, welche Reinheit, Sanftmut, welches begeisterte Entzücken sprechen sie aus! Das göttliche Licht, dem die Vision allmählich entgegenschwebt, umfließt sie von allen Seiten, ohne sie zu erregen, sie horcht nur auf die himmlische Stimme,

welche sie ruft. Für welches erhabene Geheimnis soll sie der Tempel sein? Sie weiß es nicht, aber sie fühlt es, und wir, die sie betrachten, wir wissen, daß dieses



Isabella von Portugal. Nach dem Gemälde von Tizian.

Geheimnis so groß, so erhaben, so unglaublich ist, daß kein großartigeres und heiligeres je im Weltall zur Erscheinung kommen wird, und wir beben, als hätten wir selbst uns dem Heiligsten der Heiligen genaht.

Er, dessen Hand diese Vision aufzeichnete, war eines Tages, kraft seines Dichterherzens, in Bereiche eingedrungen, die sich nur solchen Herzen aufthun! Kein Können, kein Studium, kein Nachdenken öffnet solche Thür, wenn dieser Funke fehlt. Er ist denen eigen, die Begeisterung über sich selbst erhebt, und die größten Künstler jeder Richtung können die seltenen Augenblicke zählen, wo sie im Grunde ihres Herzens den Gipfel der Kunst erfaßten. Ist es nicht etwas fast



Karl V. mit seinem Hunde. Nach dem Gemälde von Tizian.

Unbegreifliches, wenn in unserem Jahrhundert ein hoher Aufschwung des Glaubens, religiöses Entzücken, eine Flamme



Königin Maria von England. Nach dem Gemälde von Ant. Moro.

hochbewegter Anbetung auf das Gemüt eines durchaus skeptischen Beschauers übertragen wird? Und doch geschieht das, und zu bedauern wäre der, welcher über solche Eindrücke vernünfteln wollte, statt sich von dem göttlichen Anblick, den die Seele des Künstlers ihm zu genießen gönnt, hinnehmen zu lassen. Stunden oder Minuten — ich habe sie nicht gezählt — gingen in dieser Bezauberung an mir vorüber, und ich riß mich nur mühsam davon los. Man schiebt mich hinaus, weil die Galerie um diese Stunde

geschlossen wird, und es hätte mir auch an diesem Tage wenig geholfen, anderes zu betrachten, ich würde nichts gesehen haben. Murillo hatte mich in Regionen ich an diesem Tage allein, ganz in erinnernde Betrachtung versenkt.

Ich verlebte die drei Tage meines Aufenthaltes in Madrid nur im Museum,



Die Herzogin von Oxford. Nach dem Gemälde von van Dyck.

getragen, aus denen ich nicht zu rasch niedersteigen wollte; so will der Liebende, der sich von der Geliebten trennt, seine Erinnerung nicht profanieren und sucht die Einsamkeit, um sich jedes Wort und jeden Zug besser zurückzurufen — so blieb und erspare dem Leser eine Schilderung alles dessen, was mich entzückte, denn es würde Bände füllen. Doch denke ich ihn nicht zu langweilen, wenn ich ihm einige Gemälde anderer Schulen bezeichne, die gewiß unschätzbare Perlen genannt wer-

den dürfen und von keinen, anderswo befindlichen Werken ihrer Meister übertroffen werden können. So ist van Eycks Darstellung des Triumphes der Kirche über die Synagoge gewiß das schönste Bild der vlämischen Schule und mit dem Agnus Dei in St. Bavon zu Gent in gleiche Linie zu stellen. Fra Angelico giebt uns eine Verkündigung mit einer „Predella“, welche das Leben der heiligen Jungfrau darstellt und voll seltener Weihe und Schönheit ist. Eine der kostbarsten Perlen dieser herrlichen Sammlung ist ein ganz kleines Bildchen Mantegnas, das den Tod der Jungfrau zum Gegenstand hat. Dieser Meister, dem ich ganz besonderen Kultus gewidmet habe, wußte durch alle Einzelheiten, wie durch die Symbolik, das Gefühl des Leidens und der Ruhe hervorzurufen, welche den Tod des Gerechten begleiten. Er legte eine innere Kraft der Empfindung in dies Miniaturbild, die ihm einen sanften, heiligenden Reiz verleiht.

In gleichem Range stehen die Grablegung van der Weydes und sein Bild der Sakramente. Man fühlt sich bei diesen teuren Vorläufern der Renaissance ganz umhüllt von der reinsten Atmosphäre, inmitten einer Welt der Legende, in der man sich, ohne zu erstaunen, frommen Träumereien hingiebt.

Ein liebenswürdiger Zeitgenosse Raphaels — Lorenzo Lotto — bietet uns „Die Verlobten“, voll Wahrheit und Leben. Was den größten Meister selbst betrifft, so ist er durch zehn Gemälde reichlich vertreten; sie werden meistens sehr bewundert, doch scheinen mir nur zwei derselben seiner würdig zu sein. Ich spreche von Spasimo von Sicilien, dessen Kolorit diese Schelme von Restauratoren furchtbar beschädigt haben, dessen großartige Komposition aber die Bezeichnung des Vollkommenen verdient, denn es stellt die ergreifendste Scene aus Christi Leidensgeschichte in wunderbarer Gesamtwirkung und unvergleichlicher Harmonie dar. Ich kenne kein großes Gemälde, das gleich vorzüglich angeordnet ist und ohne einen Schatten von Manier oder Übertreibung die göttliche Tragödie in ihrer vollen, schmerzlichen Gewalt darstellt. Doch ziehe ich die Photographie des Bildes diesem selbst vor, denn diese Ziegelfarbe der Gesichter läßt mich wirklich leiden, indem ich des geliebten Meisters denke, dessen durchsichtiges Kolorit mir durch viele seiner anderen Bilder vertraut ist, welche, was den großen Wurf betrifft, unter diesem stehen. O Gott! welchen Gefahren sind Meisterwerke in den Händen der Mittelmäßigkeit ausgesetzt! Es kann rasend machen, wenn man sieht, was sie im Verderben zu stande bringen. Die französischen Restauratoren haben eine ganze Anzahl unsterblicher Werke, die der erste Kaiser ohne Scheu dorthin bringen ließ, zu Grunde gerichtet.

Das zweite Bild Raphaels, welches über jeden Angriff erhaben ist, ist das Porträt des Kardinals Bibbiena, sicher eins der besten, die er je gemalt hat. Die zahlreichen Bilder der heiligen Familie betreffend, auf welche die Spanier so stolz sind, halte ich für unmöglich, daß auch nur eines Raphaels Hand entstammt. Alle sind anmutig komponiert, besonders das, welches die Madonna mit der Rose genannt wird, ich bezweifle aber, daß sogar die unglückseligen Pariser Restauratoren vermocht hätten, ihnen das schwere, düstere Kolorit Giulio Romanos zu geben.

Tizian ist durch eine Serie seiner schönsten Werke vertreten. Außer dem Bilde „Karl V. zu Pferde“ ist noch ein zweites desselben Kaisers mit seinem Hunde vorhanden, sehr charakteristisch und vorzüglich erhalten. Ebenso schön ist das sanfte, traurige Bild seiner Frau, Isabella von Portugal. Die Anbetung der Venus durch zahllose Liebesgötter ist von solcher Bewegung, daß man, ehe man eine der Gestalten bestimmt fixiert, unmöglich glauben kann, daß diese Menge sich nicht wirklich regt. Die Komposition hat an Schwierigkeit nicht ihresgleichen, aber man bemerkt das gar nicht, so natürlich und spontan tritt es zu Tage. Adam und Eva,

aus der Hand desselben herrschenden Meisters der venetianischen Schule, interessiert uns besonders, weil sich in der gleichen Galerie eine Kopie befindet, die von dem Meister aller Meister der vlämischen Schule stammt. Jeder bewahrte seine Eigenart, und Rubens giebt den Künstlern unserer Zeit eine große Lehre, indem er sich, auf dem Gipfel eigenen Ruhmes angelangt, demütig vor das Werk seines großen Vorgängers setzt und neue Belehrung bei ihm sucht.

Ich bezweifle nicht, daß der Venus-Kultus ihn zu seinem „ländlichen Tanze“ angeregt hat, denn wir bemerken dort die gleiche stürmische Bewegung; nichts offenbart aber so sehr wie diese beiden Gruppen, welcher Unterschied zwischen begeisternder Anregung und Nachahmung besteht. Die ganze Eigenart Rubens' bricht aus dieser üppigen Landschaft hervor, welche durch die ungestümste Freude belebt wird. Auch eine andere Landschaft, in der die heilige Familie ruht, bietet den Augen ein Fest.

Sehr interessiert das vom gleichen Pinsel geschaffene Porträt Thomas Mores. Noch eine Anzahl von Porträts fesselt die Aufmerksamkeit des Reisenden. So das Maria Tudors von Ant. Moro. Man sagt, es sei Philipp II. zugesendet worden, um ihm seine künftige Gemahlin zu zeigen. Unbegreiflich, daß er sich zu dieser Heirat entschließen konnte, nachdem es in seine Hände gelangt war. Die kalte, harte Bosheit dieses häßlichen, ältlichen Gesichtes, der heimtückische, obgleich der Intelligenz nicht entbehrende Blick der grausamen Maria konnten selbst ein Ungeheuer nicht anziehen. Andere Porträts desselben Künstlers gleichen denen der größten Meister aller Zeiten an Schönheit und ertragen sogar die gefährliche Nachbarschaft der von van Dyck geschaffenen, dessen herrliche Tafeln den Dichter David Ryckaert, den Grafen Henry de Berg, die schöne Herzogin von Oxford u. a. m. darstellen und uns an die zahllosen Schätze erinnern, welche durch diesen, mit einundvierzig Jahren verstorbenen Meister in allen Galerien und Schlössern verschwenderisch ausgestreut sind. Seine Fruchtbarkeit ist ebenso groß wie sein Genie, und gewiß hat er von keinem seiner Modelle fünfzig Sitzungen verlangt.

Die Porträts Goyas, welche, besonders in Frankreich, so großen Enthusiasmus hervorriefen, sind gewiß sehr merkwürdig, doch ist es zweifellos, daß der Wert dieses Künstlers, den man ohne weiteres neben die Größten stellte, übertrieben wurde. Wahrscheinlich hatte er selbst den Ehrgeiz, der Velasquez seiner Zeit zu sein, und wirklich wäre sein Nebensächliches dieses Meisters würdig. Während Velasquez aber die Natur aufs treueste wiedergab, gleich einem zurückstrahlenden Spiegel, der sein Modell nicht kritisiert, läßt Goya eine spöttische, an Karikatur streifende Absicht durchfühlen, indem er uns Karl IV. und dessen Familie in allen Gestaltungen vorführt. Sichtlich haßte oder verachtete er seine Modelle, und gewiß mit Recht; diese Geringschätzung dringt aber durch und wirkt deshalb grotesker, doch viel weniger wahr und satirisch als Velasquez' unpersönlicher Pinsel. Die Kartons der in den königlichen Schlössern befindlichen Wandteppiche geben die seltsame Geschichte der Bräuche jener Zeiten wieder. Was Hogarth für seine Zeit in England war, das wurde Goya für Spanien, und beide waren redliche Männer, deren Absicht es war, die allgemeine Erniedrigung, die sie umgab, lächerlich zu machen.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind Goyas Illustrationen überaus interessant, und wenn man den Besuch des Madrider Museums mit ihm abschließt, wird der Eindruck des höchsten Erstaunens darüber zurückbleiben, wie viel die Völker im Punkte der Albernheit und der Karikaturen an ihren Vertretern ertragen.





Friedrich Bodenstedt.

Von

Adolf Stern.



Als anfangs der fünfziger Jahre der Name Friedrich Bodenstedts zuerst durch Deutschland klang (ein Name, der übrigens engeren litteraturkundigen und politischen Kreisen schon seit längerer Zeit vertraut gewesen war), bewunderte der größte Teil des Publikums den geistvollen, formgewandten Übersetzer eines noch unbekannten persischen Dichters und war um so geneigter, Bodenstedt den deutschen Meistern poetischer Übersetzungskunst anzureihen, als fast gleichzeitig seine Übertragungen der russischen Dichter Puschkin und Lermontoff erschienen. Doch auch die Mehrzahl derer, die die leichte Halbmaske Mirza Schaffys rasch lüfteten und den deutschen Dichter trotz des Fes, mit dem er sein Haupt geschmückt hatte, an den innersten Klängen der Lieder des Mirza Schaffy sofort erkannten, wußten die neue Erscheinung mit keiner vorangegangenen recht zu vergleichen. Da nun dies Vergleichen den Deutschen und zumal deutschen Kritikern tief im Blute liegt, so überließ man sich zwar willig dem offenkundigen und geheimen Zauber dieser originellen Lyrik, schenkte sich aber die Rückblicke auf Goethes Westöstlichen Divan und Rückerts orientalische und halborientalische Dichtungen keineswegs. Erst als die wundersame Mischung frischer Empfindung und sinniger Betrachtung, poetischer Heimateindrücke und poetischer Wandererinnerungen, improvisatorischer und fein ausführender Kunst weite Kreise erfrischt und entzückt hatte, ließ man sich daran genügen, daß Bodenstedt eben Bodenstedt sei. Ja, umgekehrt herrschte dann wieder die Neigung vor, das Büchlein, das Kern, Blüte oder Krone der gesamten Entwickelung des Dichters war, in so ausschließlicher Weise zu bevorzugen, daß daneben die ganze übrige ausgebreitete und nicht unverdienstliche Thätigkeit Bodenstedts verschwand. Einer Zeit, die nur allzu gern den äußeren Erfolg zum einzigen Maßstab des inneren Wertes der Dinge macht, mußten die hundert Auflagen, in denen die Lieder des Mirza Schaffy schon dreißig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen verbreitet waren, gewaltig imponieren. Man könnte sagen, daß Bodenstedts Poetenglück sich jedesmal dann erneuerte, wenn die liebgewonnenen Laute wieder an das Ohr seiner Hörer schlugen. Selbst die Spruchweisheit des Persers Omar Chajjâm von Chorossan wurde willkommen geheißen, weil sie der Weisheit des Mirza Schaffy ähnlich erklang:

> Ich weiß, wie Sein und Nichtsein sich uns offenbaren,
> In Gründung der höchsten Gedanken bin ich erfahren,
> Doch all dieses Wissen wäre nur Scheingenuß,
> Wenn's nicht verklärt würde durch Weingenuß!

Und die zahlreichen Anläufe, die der Dichter unabhängig von dieser Grundstimmung genommen, erschienen dem großen Publikum immer wie etwas Frem-

des, nicht zu seinem Liebling Gehöriges, so daß auch Bodenstedt zu den zahlreichen Gestalten unserer Litteratur gerechnet werden muß, die sich gerade durch Gunst und Meinung des Publikums in einen beschränkten Kreis gebannt sahen. Das Schicksal gönnte ihm nach mancherlei Wechselzufällen und Lebenserfahrungen ein volles Vierteljahrhundert behaglicher Muße, in dem er recht eigentlich seinen Ruhm als Lyriker genoß und auskostete, ohne doch den anderen Wunsch seines Herzens, sich auf epischem und dramatischem Gebiete gleiche Geltung zu erwerben, je erfüllt zu sehen.

Hätte Friedrich Bodenstedt seine Erinnerungen in zusammenhängender, gedrängter Folge geschrieben, so würden wir um ein interessantes, farbenvolles Buch reicher sein. Da er jedoch in den verschiedenen Erinnerungsblättern „Aus meinem Leben" nur einzelne Episoden seines späteren Daseins mit einer gewissen Breite dargestellt hat und seine Tagebücher früherer Jahre in der Einleitung zu „Eines Königs Reise" dahin charakterisierte, daß ihm aus jedem derselben sein Bild mit so seltsam veränderten Zügen entgegengetreten sei, daß er sich kaum darin wiedererkannt habe („selbst in der Handschrift zeigte sich eine auffallende Verschiedenheit als deutlicher Ausdruck der verschiedenartigen Einflüsse, die mich beherrschten, während ich meine Betrachtungen niederschrieb"), so bleiben wir für die wichtigsten Entwickelungsjahre, in denen die geistigen und menschlichen Eigentümlichkeiten Bodenstedts wurzelten, auf äußere Thatsachen und kurze dunkle Andeutungen über innere Erlebnisse und Stimmungen verwiesen, die sich in den verschiedenen Ansätzen zu einer Selbstbiographie, wie in Vers und Prosa Bodenstedts da und dort zerstreut finden.

Geboren in einer kleinen Stadt des Königreichs Hannover (am 22. April 1819 zu Peine bei Hildesheim), erfreute sich der Dichter, nach allem, was wir wissen, keiner heiteren Jugend. Er wurde, nachdem er den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer erhalten hatte, in einem Privatinstitut erzogen, sehr früh zur kaufmännischen Laufbahn bestimmt, demgemäß in eine Handelslehranstalt nach Braunschweig gesandt und schließlich durch den Willen seines Vaters in einem Handelshause als Lehrling untergebracht. Die Begabung des Knaben und namentlich sein außerordentliches Sprachtalent scheint bei diesen Festsetzungen keineswegs verkannt worden zu sein, sondern man hegte eben die Hoffnung, daß diese Anlagen ihm sein Glück als Kaufmann sichern würden. Der heranwachsende Jüngling widerstrebte dem aufgedrungenen Beruf und dem verheißenen Glück voll leidenschaftlicher Energie, hegte nur den einen Wunsch, sich ausschließlich den Studien widmen zu können, und rang sich unter Not und Entbehrungen aller Art zur Erfüllung dieses Wunsches durch. Autodidaktisch vorgebildet, bezog Bodenstedt in den letzten dreißiger Jahren die Universität, um zuerst in Göttingen, danach in München und Berlin philosophische und philologische Vorlesungen zu hören. Ihn zogen vor allem die neueren, die lebenden Sprachen an, nach Rückerts Weisheitswort, daß Sprachkunde zur Weltverständigung, zum Aufschluß über Geist und Menschendenkungsweise führe. Der junge Student sann darum früh und spät auf „Sprachenbändigung" und würde, auch wenn ihn das äußere Bedürfnis nicht getrieben hätte, zunächst jede Stellung im Auslande einer Stellung in der Heimat vorgezogen haben. So ging er, kaum zweiundzwanzigjährig, im Herbst 1840 nach Moskau, wo er als Erzieher in das Haus des Fürsten Michail Galitzin eintrat.

Bodenstedt wurde hierdurch nicht bloß in eine fremde, sondern in eine große Welt versetzt, die wesentlich von allem Leben, das er seither gekannt hatte, abwich. In den großen russischen Familien von damals nahm der Hauslehrer eine andere Stellung ein als auf einem pommerschen oder mecklenburgischen Rittergut. Der litterarisch gebildete Hauslehrer vollends, der einen guten Vorrat westeuro-

päischer Ideen, Bücher und Tageseindrücke in das unter dem strammen Regiment Kaiser Nikolaus' I. verstummende Rußland mitbrachte, der eine natürliche Neigung zu heiterer Geselligkeit besaß und sich rasch in den Ton der russischen vornehmen Gesellschaft hineinlebte, erfuhr freundliches Entgegenkommen und Förderung von allen Seiten. Während der drei Jahre, die er im Hause der fürstlichen Familie verbrachte, lernte Bodenstedt auf dem Gute Nikolsky die Genüsse des weltabgeschiedenen russischen Landlebens so gut kennen wie die Abwechselungen der altrussischen Hauptstadt. In dieser Zeit war es auch, wo er bei längerem Aufenthalt in der Ukraine eine lebhafte Teilnahme für die Volkseigentümlichkeit und Volksdichtung der Kleinrussen faßte und einer kleinen Auswahl von Gedichten Lermontoffs und Puschkins, die er (Leipzig 1843) bereits veröffentlicht hatte, eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder unter dem Titel „Die poetische Ukraine" (Stuttgart 1845) folgen ließ. Die poetischen Übertragungen russischer und kleinrussischer Dichtungen waren keineswegs die ersten Bethätigungen seines poetischen Talentes, doch hatte er, ungleich anderen jungen Lyrikern, alles, was er bis zu seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre niedergeschrieben, unbarmherzig verbrannt. Auch was er jetzt unter den durchaus neuen und vielfach wechselnden Eindrücken des Moskauer Lebens und seiner Fahrten im inneren Rußland zu Papier brachte, das deuchte ihm meist nicht selbständig genug, und er spürte, wie es in einem Briefe vom Jahre 1879 heißt, „von Monat zu Monat, daß die allerpersönlichsten, allereigensten Empfindungen im Ausdruck von den Mustern abhängig wurden, die mir gerade vorschwebten". Es zeugt immerhin von einem entschiedenen Drange zur poetischen und litterarischen Selbständigkeit, daß Bodenstedt so rasch und klar die Mängel seiner Anläufe und Versuche erkannte und, auf die Veröffentlichung alles Unreifen verzichtend, fortfuhr, lediglich für sich zu dichten und zu schreiben.

Inzwischen trat eine entscheidende Wendung in den äußeren Lebensverhältnissen des jugendlich Strebenden ein. Seine pädagogische Thätigkeit im Hause des Fürsten Galitzin ging zu Ende, und im Herbst 1843 folgte er einer Aufforderung des Generals von Neithart, des damaligen Statthalters der kaukasischen Provinz, sich in Tiflis niederzulassen und hier ein Erziehungsinstitut zu leiten. Die Verhältnisse Kaukasiens waren in jener Zeit völlig von den heutigen verschieden. Seit 1839 war die Unterwerfung der bis dahin unabhängigen Bergvölker des Kaukasus in Angriff genommen worden, russische Heere standen jahraus jahrein gegen Schamil und die Muriden unter Waffen, die Sympathien der gesamten außerrussischen Welt gehörten den tapferen kaukasischen Streitern, und nicht bloß in England gönnte man den Russen jede Niederlage, die sie in diesen langwierigen Kämpfen erlitten, die zuletzt doch nur mit der Besiegung und schrittweisen Vernichtung der Bewohner von Daghestan und Lesghistan endigen konnten. In dieser Zeit der Kriegszüge und wechselvollen Schicksale kam der junge Deutsche nach der Kyrosstadt Tiflis, wo Moskauer Freunde seine Ankunft durch ein heiteres Festmahl feierten. „Um mir gleich einen Vorgeschmack des georgischen Lebens zu geben, war bei der Tafel alles nach asiatischem Brauche geordnet. Junge Georgier in malerischen Gewändern trugen die Speisen auf; ein schlanker Armenier kredenzte in gigantischen silbergezierten Büffelhörnern die feurigen blutroten Weine von Kachetos; ein persischer Sänger in blauem Talar und hoch aufstrebender pyramidaler hörniger Mütze mit einem fein geschnittenen, verschmitzten Gesicht und blau bemalten Fingerspitzen spielte die Tschengjir und sang dazu die lieblichsten Oden von Hafis. Wohin ich mein staunendes Auge schweifen ließ, entdeckte ich Überraschendes und Neues. Ich lebte in Wirklichkeit eines der Märchen der Tausend und einen Nacht, wovon ich als Kind so oft gelesen und geträumt." (Tausend und ein Tag im

Orient. Fünftes Kapitel.) Die Stimmung, die den Dichter bei seiner Ankunft überkommen, und der Zauber, der ihn ergriffen hatte, hielten um so entschiedener vor, als er sich gleich in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Tiflis mit dem Weisen von Gjändsa, seinem Lehrer des Tatarischen, befreundete und sich durch diesen in Anschauungen und Vorurteile des Orients einweihen ließ. Die ausführliche Schilderung des Verkehrs mit Mirza Schaffy, die Bodenstedt einige Jahre nachher gab, verleitete viele Leser zu glauben, daß sich der Dichter im Ernst ausschließlich dem humoristischen Weisen gewidmet habe. Sie vergaßen, daß Bodenstedt nicht zu seinem Vergnügen oder bloß um seiner Studien willen in Tiflis lebte, daß er zuerst als Leiter eines besonderen Erziehungsinstituts, sodann als Lehrer der neueren Sprachen am Gymnasium eine ziemlich mühevolle Thätigkeit hatte, daß er neben dem Verkehr mit Mirza Schaffy zahlreiche Beziehungen auch in den russischen Lebenskreisen der kaukasischen Hauptstadt unterhielt. Wenn der Dichter später die Erinnerungen aus Tiflis hauptsächlich an die Unterredungen mit dem Weisen von Gjändsa anknüpfte, so ließ er dabei neben den unvergessenen lebendigen Eindrücken auch seine Fabulierlust walten und legte die eigenen Dichtungen mit orientalischem Anhauch, zu denen ihn seine Umgebung begeisterte, Mirza Schaffy in den weinfeuchten und liederreichen Mund. Im ganzen waren die Jahre in Tiflis und die große Reise, die ihnen folgte, der Höhepunkt von Bodenstedts Jugendleben, die hier gewonnenen Anschauungen, die lebendige Völkerkunde, die reichen Sprachkenntnisse der Hauptgewinn des abenteuerlich bunten Lebens zwischen den Jahren 1843 und 1846.

Von Tiflis aus hatte Bodenstedt gemeinsam mit seinem Freunde Dr. Georg Rosen aus Detmold, dem späteren preußischen Konsul in Jerusalem, einen Streifzug nach Armenien unternommen, der ihm zu bedeutenden Bildern und Erfahrungen nicht geringe Strapazen und Gefahren brachte. Führte er doch, wie er mir in einem Briefe aus dem Jahre 1867 (Meiningen, 29. Oktober) mitteilte, körperliche Leiden, die ihn in späteren Jahren bedrückten, auf Erlebnisse jener armenischen Reise zurück, auf der die beiden Freunde „bei plötzlich eingebrochener hoher Kälte im Schnee stecken blieben, in der Nähe einer Karawane, die mit Mann und Maus erfroren war. Wir selbst blieben mit unseren Pferden für tot liegen und wurden nur wie durch ein Wunder gerettet, infolge der Fürsorge des jetzigen Generals von Kiel, damals Kommandant von Eriwan, der, die Gefahren unserer Übersteigung der Gebirgskette, welche Armenien von Georgien trennt, bei dem Schneesturm voraussehend, Kosaken nach uns ausgeschickt hatte, die uns mit eigener Lebensgefahr glücklich zurückbrachten." Als er sich dann zur Heimreise anschickte, ließ er sich nicht abhalten, einen Weg einzuschlagen, der ihn mit neuen Eindrücken bereichern mußte. Von den kaukasischen Häfen an der Ostküste des Schwarzen Meeres aus trat er die Fahrt über dies Meer nach der Krim an, hielt sich kurze Zeit in Kertsch (dem alten Pantikapäon) auf, durchwanderte die taurische Halbinsel und ging von Odessa zu Schiff nach Konstantinopel. Von der türkischen Hauptstadt aus unternahm Bodenstedt einen Ausflug nach Kleinasien, der ihn einigermaßen für die ursprünglich beabsichtigte Fahrt über Trapezunt, Amasia, Angora und Brussa entschädigen sollte, und kehrte endlich über Athen, die griechischen Inseln, Korfu und Triest nach Deutschland zurück.

Der Heimgekehrte war in jedem Betracht ein anderer als der junge Hauslehrer, der vor länger als einem Lustrum nach Moskau ausgezogen war. Aber wie sehr er sich innerlich bereichert und gereift fühlen mochte und wie unbekümmert er in die Zukunft schaute, so fiel es ihm nicht leicht, sich über seine nächsten Schritte zu entscheiden. Er war voraussichtlich in manchen Sätteln gerecht, allein die Sättel

mußten erst gesucht werden. Vor der Hand wollte er seine Studien aus dem Kaukasus verwerten, und so entstand während eines längeren Aufenthaltes in München, wo er sich zunächst niederließ, das seiner Zeit vielgelesene Buch „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen“. Da er sich gleichzeitig nationalökonomischen Studien zuwandte, hatte er wohl zunächst eine publicistische Laufbahn größeren Stils im Auge. Indes regten sich der poetische Trieb und das künstlerische Bedürfnis in seiner Seele so mächtig, daß er den Rest seiner Ersparnisse aufwandte, um den Winter von 1847 zu 1848 in Italien, vorzugsweise in Rom, zuzubringen. Hier überraschte ihn der Ausbruch der französischen Februar- und der italienischen Revolution. Eine erste Thätigkeit in den völlig neuen Verhältnissen bot ihm die Redaktion des „Österreichischen Lloyd“, die er vom Mai bis zum Oktober 1848 führte. Rasch genug empfand der Schriftsteller, daß er in den eigenartigen Verhältnissen Österreichs nicht heimisch werden könnte, daß man geborener Deutsch-Österreicher sein müsse, um auf diesem Boden erfolgreich zu wirken. Er wendete sich nach Norddeutschland zurück und ließ sich, noch mitten unter den Wirren der deutschen Revolution, in Berlin nieder. Ohne feste Lebensstellung und mit der Ausarbeitung seines Buches „Tausend und ein Tag im Orient“ beschäftigt, sah sich der Welt- und Sprachkundige zunächst mancherlei Missionen anvertraut, die seinem Wunsche nach innerer Sammlung gerade nicht förderlich waren. Dank seinen Beziehungen zu einigen Häuptern der deutschen Freihandelspartei wurde er 1849 als Vertreter dieser Partei nach Paris gesendet, während er anfangs 1850 wiederum beim Friedenskongreß zu Frankfurt am Main zu wirken hatte. In Frankfurt war es seine Hauptaufgabe, eine Reihe einflußreicher Persönlichkeiten vom guten Recht der Herzogtümer Schleswig und Holstein zu überzeugen, was um so fruchtloser sein mußte, als die europäischen Großmächte eben darüber einig geworden waren, dies gute Recht unter die Füße zu treten. Gegen Ende des Jahres 1850 übernahm er die Redaktion der „Weser-Zeitung“ in Bremen, obschon er zu dieser Zeit keinen Zweifel mehr darüber hegte, daß die politische Publicistik nicht sein eigentlicher Beruf sei. Eben waren „Tausend und ein Tag im Orient“ und aus dem größeren Werke heraus „Die Lieder des Mirza Schaffy“ hervorgetreten, und die Leser des einen wie des anderen Buches konnten nicht zweifeln, daß sie einen originell anmutigen Dichter, einen poetischen Beobachter und Darsteller des Geschauten und Genossenen vor sich hatten. Der außergewöhnliche Erfolg, den beide Bücher errangen, galt in erster Reihe der lebensvollen Lyrik und glänzenden Spruchdichtung, die in ihrer Selbständigkeit und Bedeutung alles, was Bodenstedt seither dargeboten hatte, weit hinter sich ließ. Während in dem Reisewerke die Lieder als Geistesblüten Mirza Schaffys eingeflochten waren und sogar die besonderen Anlässe dargestellt wurden, bei denen Bodenstedts weiser Lehrer die Gesänge und Weisheitskundgebungen improvisiert haben sollte, gestand die besondere Sammlung der Gedichte die Wahrheit in dem schönen Widmungsprolog „an Edlitam“ ein, in dem sich die gut erfundene Gestalt des Weisen von Gjändsa gleichsam auflöste und der Dichter seine Gaben als lebendige Erinnerung an seine Jugendtage charakterisierte:

Des Ostens warme Sternennacht,
Der Blumengärten Farbenpracht,
Des Frühlings Lust und Blütendrang,
Die bergumragte Kyrosstadt,
Die Majestät des Ararat,
Soll auferstehen im Gesang;
Gebirge, die zum Himmel steigen,
Bergströme, die zu Thale springen,
Der jungen Mädchen Tanzesreigen,
Wenn wild der Tschengjir Saiten klingen ...

O, diese wilden Klangesgrüße,
Sie sind mir tief ins Herz gedrungen,
Und diese jungfräulichen Füße
Mir im Gedächtnis nachgesprungen.
Und alles, was ich recht verstand,
Und was ich schön und nützlich fand,
Das führ ich jetzt an meiner Hand
Heim in mein deutsches Vaterland.

Die durchsichtige Art, in der der Dichter den Namen seiner deutschen Geliebten dem halborientalischen Charakter seines Liederbuches anpaßte, so daß man ihn nur rückwärts zu lesen brauchte, um mitten in Heimat und Gegenwart versetzt zu werden, war symbolisch für den eigentlichen Gehalt der Gedichte, denen Bodenstedt eine rasche und, was mehr ist, eine dauernde Berühmtheit zu danken hatte. Aus seiner bedrängten Jugend heraus hatte der Dichter den Zweifel:

Soll ich lachen, soll ich klagen,
Daß die Menschen meist so dumm sind?

mit ins Leben genommen, sein Aufenthalt im Orient, die eingehende Beschäftigung mit orientalischer Poesie entschieden für immer, daß er dem Lachen den Vorzug gab. In der Tracht des Weisen von Gjändsa konnte Bodenstedt die neugewonnene optimistische Lebensanschauung, die fröhliche Betonung alles Guten im Dasein und die humoristische Abkehr vom Schlechten der Welt, das leichthin als Thorheit und Dummheit verspottet wurde, besonders glücklich aussprechen. Wie schon eingangs hervorgehoben wurde: er knüpfte nicht ängstlich und peinlich an seine Erinnerungen aus Tiflis an und war überall bemüht, die von allen geteilte Empfindung, die Spruchweisheit, die auch im Abendlande uralt war, in den Vordergrund zu stellen. Von den künstlichen Rhythmen und Formen der persischen Lyrik eignete er sich nicht mehr an, als ihm für eine anmutige Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit seiner Gedichte ersprießlich schien. In dem Wechsel gewohnter lyri-



Friedrich Bodenstedt.

scher Töne mit den fremdartigen, in der spärlichen, aber immer treffenden Verwendung der Ghaselen, der Klangreime, der witzigen Wortwendungen, in der Durchbildung beider zu durchsichtigster Klarheit lag in der That ein hoher und liegt ein unvergänglicher Reiz. Die glückliche Mischung echter Stimmung, die selbst im Rausch noch liebenswürdig und maßvoll bleibt, und heiterer Verständigkeit, die ihre Urteile und Sprüche gewandt und witzig gleichsam auftrumpft, wurden mit all der Lust und Empfänglichkeit begrüßt, die der Dichter vorausgesetzt hatte, als er mit Zuversicht sang:

Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke!

als er sich angelegen sein ließ, den wirklich eigentümlichen Gehalt seiner Dichtung zur allverständlichen, sich jedem Sinn einschmeichelnden Einfachheit durchzubilden. Die Durchschnittsbildung ließ sich nur zu gern belehren:

Wo sich der Dichter versteigt ins Unendliche,
Lege sein Liederbuch schnell aus der Hand;
Alles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seinen Urquell im Unverstand.

Beides, die wirksame Leichtigkeit seiner Verse, die heitere Frische seines Grundtones, würde den „Liedern des Mirza Schaffy" zu aller Zeit die Popularität des Lyrikers verschafft haben, dessen überraschendste Klänge und treffendste Schlagworte sich dem Ohr unvergeßlich einprägen; sie mußten doppelt wirksam in den ersten Jahren nach ihrem Erscheinen wirken, wo sie sich nach Goethes Wort dem Ostwind gesellten, „jene leidigen Nebel zu zerstreuen, welche die sinnig geistigen Regionen Deutschlands zu obskurieren bei dem niedrigsten Barometerstand sich anmaßen." Es waren die Jahre, in denen verzweifelte Anstrengungen gemacht wurden, die deutsche Litteratur mit dem Geist einer tendenziösen Neuromantik zu erfüllen und in denen man Redwitz' „Amarant" als die große gehaltvolle Schöpfung der Zeit pries; kein Wunder, daß sich der gesunde Sinn mit einer Art Enthusiasmus dem heiteren Liederbuch zuwandte.

Die Widmung der Mirza-Schaffy-Lieder an Edlitam galt Matilde Osterwald, der Tochter eines hessischen Offiziers, mit der sich der Dichter um diese Zeit verlobt und bald auch vermählt hatte. Vom Mai 1852 bis zum darauf folgenden Frühling lebte Bodenstedt in Kassel, während des Sommers von 1853 in Friedrichsroda in Thüringen und im darauf folgenden Winter in Gotha, wo er in nächsten persönlichen Verkehr mit Herzog Ernst II. trat. Er sah sich nach mehreren Seiten hin Aussichten auf eine dauernde Stellung eröffnet, gab aber im April 1854 der Berufung, die von München aus an ihn erging, den Vorzug.

Es war die Zeit, in der König Maximilian II. von Bayern, ein edelsinniger und hochgebildeter Fürst, für Litteratur und Wissenschaft das Gleiche zu thun bemüht war, was sein Vater König Ludwig I. für die bildenden Künste gethan hatte. Der König wünschte und suchte durch eine Reihe von Berufungen seine Residenz München zu einem der geistigen Mittelpunkte Deutschlands zu erheben. Von seinem früheren Lehrer und nachmaligen Vertrauten Dönniges, dem „Demiurgen Neumünchens", wie ihn Dingelstedt bezeichnend nannte, wurde König Max ermutigt, hervorragende Gelehrte und Schriftsteller an seinen Hof, an die Münchener Universität zu ziehen und reiche Mittel für den von ihm gehofften Aufschwung des geistigen Lebens in Bayern darzubieten. Das Verhängnis wollte, daß dem hochherzigen und liebenswürdigen König, „den nur eine Leidenschaft, die des Lernens, erfüllte", die Kraft gebrach, seine eigenen Schöpfungen und Vertrauensmänner gegen den wilden und gehässigen Ansturm aus den Kreisen der specifisch bayerischen Patrioten, der unversöhnlichen Ultramontanen, aufrecht zu erhalten und daß bei der Unsicherheit, die daraus hervorging, das mannigfaltige und bedeutende geistige Leben, das sich in den fünfziger Jahren entfaltete, nicht so reiche und unmittelbare Frucht trug, als man in den freudigen Anfängen

jener unvergeßlichen Tage wohl hoffen durfte.

Bodenstedt hatte zunächst nur die Zusicherung eines festen Jahresgehaltes empfangen, und die Natur seines Talentes und seiner bisherigen litterarischen Thätigkeit setzte den König und seine Ratgeber einige Augenblicke in Zweifel, ob man lediglich den Dichter für die poetische Tafelrunde im alten Residenzbau, oder auch den Sprach- und Völkerkundigen für die Universität gewinnen sollte. Man entschied sich aber am Ende für letzteres und ernannte ihn zum Professor der slavischen Sprachen und Litteraturen, was durch seine eben veröffentlichten Übertragungen der Gedichte Lermontoffs und Puschkins bestens motiviert war. Der König hatte durch den General von der Tann in seinem Jagdhaus an der vorderen Riß schon vor Jahren die Lieder des Mirza Schaffy kennen gelernt, später aber Bodenstedts Buch über „Die Völker des Kaukasus" genau studiert und sich eben jetzt mit dem poetischen Nachlaß Lermontoffs befreundet, so daß es ihm ganz natürlich erschien, Bodenstedt eine Zwischenstellung zwischen seinen Dichtern und seinen Gelehrten anzuweisen. Daß der Neuberufene eine rein künstlerische Thätigkeit vielleicht vorgezogen haben würde, konnte er nicht wohl geltend machen. Auch mußte ihm die neue Stellung als ein großer Gewinn gegenüber der publicistischen Thätigkeit des letzten Lustrums erscheinen; er fühlte sich jung und allen Anforderungen wie allen Schwierigkeiten gewachsen.

An den glänzenden Tagen und guten Stunden, die den Berufenen im damaligen München geschenkt wurden, empfing auch Bodenstedt seinen reichen Anteil; der König zeigte sein lebendiges Interesse an des Dichters Leistungen und Bestrebungen in huldvollster Weise; als entschiedensten Beweis der königlichen Gnade und Teilnahme durfte der Dichter die Einladung zu jener Wanderung durch das bayerische Hochland im Sommer 1858 ansehen, die er in dem Buche „Eine Königsreise, Erinnerungsblätter an König Max" zwei Jahrzehnte später liebevoll und fast allzu ausführlich geschildert hat. Diese Aufzeichnungen Bodenstedts verraten übrigens, daß sich der König gewöhnt hatte, den Verfasser von „Tausend und ein Tag im Orient" als den Berichterstatter über neue Entdeckungsreisen und Wanderungen durch unbekannte Länder zu betrachten, denn just während dieser Reisewochen im bayerischen Gebirge hatte er über Overwegs und Barths Reisen im inneren Afrika und ähnliche Expeditionen vorzutragen, die den König lebhaft interessierten, deren dickleibige litterarische Zeugnisse er aber unmöglich alle selbst lesen konnte. Bei den Symposien in den Kaiserzimmern der alten Residenz war Bodenstedt regelmäßiger Teilnehmer, mit der Mehrzahl der Genossen dieser Tafelrunde war er schon früher befreundet gewesen oder befreundete er sich jetzt während der ersten Münchener Jahre, die ihm zur Glanzzeit des Lebens wurden. Der Haß der nativistisch-katholischen Gegenpartei traf ihn weniger als manchen anderen, der in mehr ausgesetzter Stellung lebte und wirkte; so gehörte er denn auch zu der kleinen Gruppe der norddeutschen Einwanderer, die bis zum Tode des Königs Max, ja über diesen Tod hinaus in München ausharrten.

Während seine „Lieder des Mirza Schaffy" in immer weitere Kreise drangen, hatte er eine Sammlung neuer Gedichte „Aus Heimat und Fremde" veröffentlicht, die in ihrer Verschiedenheit und mit einem großen Übergewicht der Reflexion den unvermeidlichen Vergleich mit dem ersten Liederbuche Bodenstedts nur schwer bestehen konnten. Wohl fehlte es dieser wie mancher späteren Sammlung nicht an Perlen, und es wäre zu wünschen, daß von verständnisvoller Hand eine Auslese gerade aus der Fülle jener lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen versucht würde, die nicht dem Kreise Mirza Schaffys angehören. Die alte Erfahrung, daß das deutsche Publikum, das an einer ausgeprägten Eigentümlichkeit Geschmack ge-

wonnen hat, diese Eigentümlichkeit fort und fort begehrt und auf die Ansätze zu einer anderen Auffassung des Lebens, einer anderen Art der poetischen Aussprache gar nicht eingeht, mußte auch Bodenstedt machen. Die größeren epischen und dramatischen Versuche, die er in den fünfziger Jahren veröffentlichte, fanden gegenüber der großen Kirche, die sich auf Mirza Schaffy bekannte, nur eine kleine Gemeinde. Das größere Gedicht: „Ada, die Lesghierin" (1852), enthielt schöne poetische Motive und prächtige Bilder, aber die beschreibenden Elemente, die Schilderungen kaukasischer Sitten und Anschauungen überwogen die lebendige Handlung und Charakteristik. Das Trauerspiel „Demetrius" (1856) mit der schönen Widmung an König Max:

Ein hohes Ziel hast du uns ausersehn.
Dir bleiben Ruhm und Ehre — wenn wir siegen,
Ruhm auch und Ehre — wenn wir unterliegen.
Denn nimmer kann des Fürsten Ruhm vergehn,
Von dem man sagen muß nach seinem Leben:
Er gab der Kunst mehr, als sie ihm gegeben!

verriet, daß dem Dichter nicht sowohl das Talent der fesselnden Scenierung, als die Macht dramatischer Motivierung gebrach. Auch der Lustspielversuch, den er mit „König Autharis' Brautfahrt" unternahm, fiel nicht sonderlich glücklich aus. Gewiß enthielt der Sagenstoff ein komisches Motiv, zu dessen Verkörperung jedoch eine ganz andere Straffheit des Aufbaues und Schärfe der Charakteristik gehört hätte, als sie Bodenstedt zu Gebote stand. Seiner Natur war die Unterordnung des Details unter den Organismus des Kunstwerkes fremd, er blieb sich bewußt, daß die eigentlich poetische Belebung, die Beseelung erst mit den Einzelheiten beginnt, und vergaß darüber, daß im Drama der gelungene Bau die Vorbedingung aller echten Belebung ist. Der theatralische Erfolg hätte bei der Gewöhnung des Publikums, die Komödie nur im modernen oder allenfalls im romantischen Kostüm zu sehen, vielleicht auch einem besser gebauten und energischer vorschreitenden Stücke fehlen können, im Fall des „Autharis" war er unter allen Umständen unmöglich.

Zu eben dieser Zeit bethätigte sich Bodenstedt als vortrefflicher Übersetzer in der (auf fünf Bände angelegten, von denen jedoch nur drei erschienen sind) Sammlung „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke", eine Arbeit, deren Anlage und Durchführung ihn in eine Polemik mit Friedrich Hebbel verwickelte. Der Mangel der Bodenstedtschen Auswahl lag nicht darin, daß er nur einige Dramen Websters, Fords, Marlowes, Lillys vollständig übertrug und eine Reihe anderer nur auszugsweise mitteilte, sondern in der Art seiner Dekompositionen der altenglischen Stücke, in den allzu äußerlichen Referaten, mit denen er die ausgewählten Scenen verband. Dazu gesellte sich die Überschätzung, die Bodenstedt insofern einigen der von ihm neu eingeführten Poeten zu teil werden ließ, als er in der Vorrede zu seinem Band die Äußerung that: „Vielleicht werden junge Dramatiker finden, daß sie in mancher Beziehung von den Zeitgenossen Shakespeares mehr lernen können als von ihm selbst, denn die Inspirationen des Genies lassen sich nicht nachahmen, nur bewundern, während es von großem Nutzen ist, zu beobachten, durch welche Mittel und Wege tüchtige Talente Hohes erreichen und oft Wirkungen erzeugen, die denen des Genies fast gleichkommen, sie nach dem Urteil der Menge wohl gar übertreffen." Dem gegenüber war Hebbel im Recht, wenn er schroff entgegnete, daß in der Kunst das Genie das allgemeine Gesetz ausspreche und daß man dem Genie freilich die Inspiration nicht abgucken, wohl aber das Gesetz befolgen könne.

Mehr Freude als an dieser umfassenden, mit Vorliebe begonnenen und schließlich doch nicht abgeschlossenen Arbeit gewann der Dichter an seiner vorzüglichen Übertragung der Sonette Shakespeares (1861), die nächst den Liedern des Mirza Schaffy das verbreitetste seiner Bücher werden und ihm von Tausenden gedankt werden sollte. Wenig später veröffent-

lichte Bodenstedt seine kleinen „Epischen Dichtungen“ und seine „Kleinen Erzählungen“, die, eine glückliche Mitte zwischen persönlichen Erinnerungen und Novellen einhaltend, unter seinen sämtlichen poetischen Darstellungen in Prosa den Vorzug verdienen. Unter den epischen Dichtungen in gebundener Rede zeichnete sich „Harun und Habakuk“ durch den schlichten, echt epischen Ton, die Gedrungenheit des Vorgangs und einen leichten Anhauch jenes Humors aus, der die halborientalischen Dichtungen Bodenstedts so unwiderstehlich machte. In der größeren Dichtung „Andreas und Marfa“ bildete ein dunkles Stück russischer Geschichte, der Untergang Groß-Nowgorods und das Wüten Iwans des Schrecklichen, den Hintergrund, und die eigentümliche Wucht und Schwere des Stoffes, die dramatisch tragische Gewalt der Erfindung steht mit den leicht dahinfließenden wohlklingenden Stanzen der Vortrags in einem unüberwindlichen Widerspruch.

Der Münchener Zeit gehörten endlich noch eine Reihe von Vorträgen, größeren und kleineren Abhandlungen an, die aus der Teilnahme Bodenstedts an den Cyklen öffentlicher Vorträge, aus Anregungen des vielseitigen Königs hervorgingen und in denen der Dichter nicht sowohl sein Darstellungstalent, als seine reiche Kenntnis von Land und Leuten des Ostens erweisen konnte. Sowohl die Vorträge „Aus Ost und West“ als die „Russischen Fragmente“ (1862) halfen Bodenstedt über Tage hinweg, in denen er nicht dichten wollte und konnte. Auch eine Übersetzung ausgewählter Erzählungen Iwan Turgeniews diente dem gleichen Zwecke.

Der ungeahnt plötzliche Tod des Königs Max von Bayern im März 1864 löste den Dichter- und Schriftstellerkreis, den der kunstsinnige Fürst um sich versammelt hatte, mit erschreckender Plötzlichkeit auf. Da das gemeinsame Band und die allen gemeinsame Rücksicht auf den allen Fehden und Zerwürfnissen abholden Gebieter hinwegfiel, traten die mancherlei Gegensätze und Disharmonien, die schon längere Zeit vorhanden gewesen waren, offen zu Tage. Der Verlust war für jeden einzelnen, der in der Gunst des Königs gestanden hatte, gleich empfindlich, und die ganz neuen Wege, die König Ludwig II. jetzt betrat, waren von allem, was der Vater des jugendlichen Herrschers erstrebt und beschirmt hatte, geradezu abgekehrt. Im stillen faßte jeder von der Tafelrunde Maximilians II. den Weggang aus München ins Auge. Bodenstedt war allerdings eben jetzt mit dem Abschluß der Vorarbeiten zu einem Unternehmen beschäftigt, das als ein Zeugnis der ehemaligen Gemeinsamkeit ins Leben treten sollte. Eine neue Übertragung der Dramen Shakespeares, an der hervorragende „Münchener“ wie Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, und den Münchenern nahestehende Übersetzer wie Hermann Kurz, Otto Gildemeister beteiligt waren, sollte unter Bodenstedts Redaktion ins Leben treten. Er selbst verdeutschte für diese neue Ausgabe die Dramen „Othello“, „Macbeth“, „Romeo und Julie“, „Der Kaufmann von Venedig“, „Ein Sommernachtstraum“, „Hamlet“, „Der Sturm“, „Maß für Maß“, und schrieb als Schlußwort oder Einleitung der neuen Ausgabe „William Shakespeare, ein Rückblick auf sein Leben und Schaffen“. Die Ankündigung des neuen deutschen Shakespeare erfolgte im Jahre 1866; ehe 1867 die ersten Lieferungen des Unternehmens hervorgetreten waren, hatte auch Bodenstedt München verlassen. Er hatte in den letzten Jahren den leeren Titel eines Dramaturgen am Münchener Hoftheater geführt und war ab und zu bei der Einstudierung eines Schillerschen oder Shakespeareschen Stückes zu Rate gezogen worden. Seine alte Sehnsucht, zum Theater in nähere Beziehungen zu treten, womöglich selbst bühnenwirksame Dramen zu schaffen, regte sich wieder einmal mächtig, und in dem gleichen Augenblicke, wo er aus hundert Gründen der bayerischen Hauptstadt und der Lebenskreise, in denen er sich ein Jahrzehnt hindurch glücklich gefühlt hatte, müde war, erreichte ihn ein Ruf des

kunstsinnigen Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, der im Herbst 1866 die Regierung angetreten hatte. Der Herzog wünschte seinem Hoftheater eine größere Bedeutung zu geben und ernannte im Frühjahr 1867 den Dichter, der ihm durch seine Shakespearestudien der rechte Mann für den beabsichtigten künstlerischen Aufschwung schien, zum Intendanten seines Hoftheaters und seiner Hofkapelle. Gleichzeitig erhob er Bodenstedt, um alle gesellschaftlichen Schranken der kleinen Residenz aus dem Wege zu räumen, in den Adelstand. Bodenstedt siedelte von der Isar nach der Werra über und trat in völlig neue Verhältnisse und Pflichten.

Die Leitung des Meininger Hoftheaters behielt er nur zwei Jahre — schon im Herbst 1869 nahm er seine Entlassung. Körperliche Leiden hinderten ihn, sich der anstrengenden, die vollste Spannkraft fordernden Thätigkeit dauernd hinzugeben. Dazu fehlte es Bodenstedts Naturell an jener machtbedürftigen, kampflustigen Schärfe, die allein der beständigen Verneinung jeder Autorität und der unablässigen geheimen Feindschaft der Darsteller gegen jede Theaterleitung gewachsen ist. An der glänzenden und großen, mustergültigen und für alle Zeiten wirksamen Glanzperiode des Meininger Hoftheaters hatte unser Dichter daher nur einen vorbereitenden Anteil, obschon er bis zum Jahre 1874, zur Disposition gestellt, in Meiningen verblieb. Die Episode, die seine litterarischen Arbeiten für lange Zeit unterbrechen zu wollen schien, war eine sehr rasch vorübergehende. Und wenn er beim Beginn derselben eine erste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ (Berlin, 1865 bis 1869) in zwölf Bänden beschleunigte, um gleichsam seine besten bisherigen Leistungen vor dem Theaterwetter unter Dach und Fach zu bringen, so sollte ihm schon vom großen Kriegsjahr 1870 an wieder volle Muse gegönnt sein, zu schaffen und zu schreiben, was er wollte. Er überschätzte die Sammlung so wenig, daß er bei ihrem Schlusse an mich schrieb: „Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß meine Anlagen meine Leistungen weit überragen und daß ich nicht den zehnten Teil von dem gethan habe, was ich hätte thun können ohne die moralischen und physischen Hemmnisse, welche ein feindliches Geschick mir von früh auf in den Weg gewälzt hatte.“

Zu keiner Zeit seines Lebens fühlte sich Bodenstedt von der Notwendigkeit des litterarischen Erwerbs befreit. So glücklich er in seiner Ehe, seiner Familie war und dies in ergreifenden und rührenden Klängen wieder und wieder aussprach, so erforderten mancherlei Krankheiten, die Erziehung von fünf aufblühenden Kindern, die Gastlichkeit seines Hauses, daß neben anderen Einnahmen der Ertrag seiner Feder nicht versiegte. Und obschon er sich rühmen durfte, nächst Geibel der volkstümlichste, der gelesenste und gesungenste Lyriker Deutschlands zu sein, so war es ja klar, daß die lyrische Ader allein, so reich sie noch immer floß, sich nicht auch zur Goldader wandeln konnte.

Aus diesen Umständen erklärt sich, daß der Dichter sich immer wieder als Romanschriftsteller und Novellist versuchte. In geselligem Kreise konnte es nicht leicht einen lebendigeren und mannigfaltigeren Erzähler geben, als Bodenstedt war, und ich zweifle nicht, daß er in der Form der alten Novelle, in der es sich nur um einen in seiner Weise einzigen Vorgang, ein Abenteuer, einen charakteristischen Zug aus dem Leben, eine Anekdote und nicht um eine durchgeführte Komposition oder um psychologische Motivierung handelte, ganz Vorzügliches geschrieben haben würde, vollends wenn er den Mut gefunden hätte, den prächtigen Plauderton und die liebenswürdige naive Einmischung des Ich, die ihm beim Erzählen eigentümlich war, festzuhalten. In den während der sechziger und siebziger Jahre entstehenden größeren Romanen und Novellen fehlte das feste Rückgrat, die echte Stimmungsfülle und der beseelende Zusammenhang mit dem inneren Leben des Verfassers, der auch durch keine realistische Sicherheit der Beobachtung vergütet wurde. Die Erzäh-

lungen „Aus deutschen Gauen“ (1871), „Vom Hofe Elisabeth und Jakobs (1871), der dreibändige Roman „Das Herrenhaus in Eschenwalde“ (1872), „Gräfin Helena“ (1880) gehören, obschon sie zahlreiche Leser fanden und später in einer Gesamtausgabe vereinigt wurden, zu den schwächsten Zeugnissen seines Fleißes, und man kann sich des Wunsches nicht entschlagen, daß Bodenstedt es bei wenigen Versuchen auf diesem für ihn unergiebigen Felde hätte bewenden lassen.

Seiner lyrischen Frische und der Lust an der Lyrik thaten übrigens diese Arbeiten keinen Eintrag. Noch bevor er Meiningen verließ, lag das prächtige Buch „Aus dem Nachlaß Mirza Schaffys“, neues Liederbuch mit Prolog und erläuterndem Nachtrag (1874) zum Drucken fertig, auch diese Sammlung wurde „Eblitam“ gewidmet:

Wer einmal aus dem reinen Bronnen
Der Schönheit trank, hat Glut gewonnen,
Die, was er Trübes auch erfährt,
Das ganze Leben ihm verklärt.
Und so ist, was an fernen Borden,
Im Land der Schönheit und des Weines,
In mir gekeimt, zum Lied geworden
Am Bord der Elbe und des Rheines!

Unverkennbar überwog in dieser zweiten Mirza-Schaffy-Sammlung das Weisheitselement, die Lust an sinniger Weltbetrachtung den unmittelbaren Ausdruck des Gefühls, obschon es schönen, innigen Liedern, darunter Perlen wie das „Herbstlied“, „An die Sterne“ nicht fehlt. Aber das „Buch der Sprüche“ und alles, was ihm im Nachlaß verwandt ist, erscheint vom frischesten Humor getränkt, und im Buch „Welträtsel“ findet der Dichter glückliche Bilder, mit denen sich Mirza Schaffy gegen die Pfaffheit des ungläubigen Materialismus so schlagend und glücklich erhebt wie vor Zeiten gegen die Mollahs und Imams der Orthodoxie. Gedichte wie „Die letzten Gründe“, „An einen neuen Weltanschauer“ werden gleich den besten Liedern aus Tiflis fortleben und Bodenstedts Namen erhalten, auch wenn die große Zurückführung ganzer Bibliotheken auf ein paar hundert Bände einmal Ernst und unvermeidlich werden wird. Auch die zwei Jahre später veranstaltete Sammlung „Einkehr und Umschau“ (1876) enthielt ähnliche Gedichte.

Inzwischen hatte der Dichter eine Art Wanderleben begonnen, ehe er (1878) den Entschluß faßte, sich dauernd in Wiesbaden niederzulassen. Er verweilte längere Monate in Dresden, lebte eine Zeit lang auf dem Schlosse Donner bei Altona, einen Winter in Hannover und vorübergehend in Berlin. Von seinen anmutigen Töchtern hatten sich zwei verheiratet, sein einziger Sohn war in die preußische Armee eingetreten, „lauter Mahnungen, daß der ungebetenste Gast, das Alter, vor der Thür stehe und nächstens laut anpochen wird, da man seine leise klopfenden Finger schnöde überhört,“ wie er in einem Briefe vom 3. August 1877 scherzte.

Thatsächlich fand sich der Dichter in seiner geistreich heiteren Weise recht gut ins Alter hinüber, immer vorausgesetzt, daß ihm dieses die sonnigen Erinnerungen der Jugend und ihren glücklichen Nachglanz in allen festlichen Stunden nicht mißgönnte. Wer Bodenstedt öfter im geselligen Kreise gesehen, wenn der Champagner, den er allen Weinen vorzog, im Glase perlte, wenn er plaudernd, recitierend, improvisierend schönen Frauen und Mädchen eine immer ernstgemeinte und doch spielende Huldigung darbrachte, wenn er sich behaglich an den guten Augenblick hingab, der wußte auch, daß die Mahnungen Mirza Schaffys in ihm selbst Wurzel geschlagen hatten. Geselliger Verkehr war ihm ebenso Bedürfnis wie Luft und Licht, und die Entsagung, die ihm häufig wiederkehrende Krankheitsanfälle zu Zeiten auferlegten, schärften sein Verlangen nach solchem. Am liebsten verweilte er freilich in Kreisen, wo es an Frauen nicht fehlte, sein Wesen wurde unter weiblicher Anregung gehobener, sprudelnder; doch war er weder Kostverächter, noch wortarm, wenn sich nur ein Kreis guter Gesellen zusammenfand. Er besaß das glückliche Naturell,

auch wenn die Sorgen des Tages noch so schwer auf ihm lasteten, durch das Beisammensein mit anderen sofort in Stimmung und gute Laune versetzt zu werden. Selbst als ihm in den letzten Jahren Gesicht und Gehör merklich zu versagen begannen, litt seine fröhliche Laune darunter nur selten, höchstens zog er kleinere und stillere Gesellschaften den großen und lärmenden vor. Empfänglich für jeden Kunstgenuß, namentlich auch für die Musik, nahm er den regsten Anteil am Bühnen- und Konzertleben jeder Stadt, in der er sich länger aufhielt, und entfaltete eine unglaubliche Elasticität bei der Aufnahme oft sehr heterogener Darbietungen. Sie schienen alle ebenso wie jede Art von Symposien den lyrischen Geist in ihm zu erwecken. Wie ich ihn an hundert Tagen und Abenden gesehen, war er vielen vertraut, und die Harmlosigkeit seines Selbstbewußtseins, die gütige Teilnahme an Wesen, Leben und Geschick anderer entwaffnete alles Mißwollen und allen Spott. Gewisse Tassoeigenschaften, die Freunden und Freundinnen immer Anlaß gaben, für Bodenstedt zu sorgen, ihm die kleinen Steine des Alltags aus dem Wege zu räumen, Eigentümlichkeiten, über die er selbst scherzte, gehörten wesentlich zu seinem Bilde und standen mit dem Weltfahrerdrange, der bis zu den letzten Lebensjahren in ihm wirksam blieb, in einem komischen Widerspruch. Wenn übrigens ein und der andere Feuilletonist nach Bodenstedts Tode seine gesellige Art mit Farben gemalt hat, als ob er ein poetischer Sybarit gewesen sei, so hat er den Dichter so falsch gesehen, wie man Natur und Leute immer sieht, wenn man nur auf den Effekt ausgeht. Das Wesentliche in ihm — und darin glich er in der That seinem Idealbild des Weisen von Gjändsa — war die heitere Begnügsamkeit neben der frischesten Genußfähigkeit. Ihm galt eben immer:

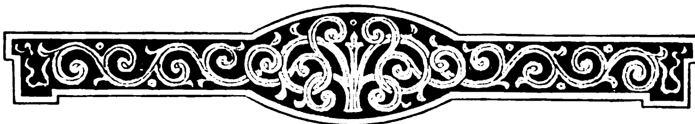
Nur in trauter Unterhaltung,
Wenn der Wein verscheucht die Sorgen,
Kommt zu blühender Entfaltung,
Was in tiefster Brust verborgen!

Anlaß zu größeren und kleineren Reisen empfing Bodenstedt auch nach seiner Niederlassung in Wiesbaden durch fortgesetzte, von allen Seiten kommende Einladungen. Hätte er ihnen wahllos folgen wollen, so würde ihm selbst und seiner Arbeit kein Tag gehört haben, obschon er die Fähigkeit besaß, auch auf Reisen und mitten unter Zerstreuungen sich zur Arbeit zu sammeln. Sein Talent behielt eben einen improvisatorischen Zug, was zu gleicher Zeit einen Vorzug und einen Mangel bedeutete.

Als Dramatiker versuchte sich Bodenstedt noch zweimal mit größeren Werken, der Tragödie „Kaiser Paul" und dem Schauspiel „Alexander in Korinth", die beide vereinzelte Aufführungen erfuhren, aber zu einer tieferen und bleibenden Wirkung nicht angethan waren. Als poetischer Übersetzer entschloß er sich in den siebziger Jahren, zu der persischen Lyrik, die ihm in seiner Jugend Anregungen und Muster gegeben hatte, zurückzukehren und veröffentlichte seine vorzüglichen, durch ihren leichten Fluß und ihre glückliche Auswahl vorzüglich fesselnden Übertragungen Hafisischer Gedichte „Der Sänger von Schiras" (1877), denen 1881 die „Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm" folgten. Der letzten großen Weltfahrt, zu der er 1880 noch veranlaßt wurde, der Reise nach Nordamerika, entstammte das letzte größere reiseschildernde Buch Bodenstedts „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean" (1882). Die Deutschen in Amerika hießen den Dichter der auch unter ihnen verbreiteten Mirza-Schaffy-Lieder willkommen und veranstalteten nach amerikanischer Weise eine Reihe von Empfängen und Vorträgen für ihn; Bodenstedts Eindrücke und Schilderungen mußten unter diesen Umständen etwas einseitig und dürftig ausfallen.

Seit der Heimkehr von dieser letzten Weltfahrt lebte der Dichter wieder in dem liebgewonnenen Wiesbaden, unter seinen Büchern und im Genuß seiner reichen Erinnerungen. Durchaus diesen Er-

innerungen gehörten die Bücher „Aus meinem Leben" und „Erinnerungen aus meinem Leben" an, die, wie schon gesagt, keine abgeschlossene Biographie, sondern eine Reihe interessanter, in Art und Umfang ungleicher Aufzeichnungen enthielten. In ihrer Anlage erinnerten diese Bücher lebhaft an die mündlichen Erzählungen Bodenstedts, die sich bald in kurzen, knappen Andeutungen hielten, bald zu behaglicher Breite ausdehnten. Die lyrische Ader war auch jetzt noch nicht völlig versiegt, obschon sie zu stocken begann. Für das große Publikum schien der greise Schriftsteller sogar noch publicistisch thätig, insofern sein Name als Herausgeber auf einer großen Berliner Zeitung, der „Täglichen Rundschau", prangte. Doch beschränkte sich seine Mitwirkung an dieser Zeitung und der Tagespresse überhaupt auf einige gelegentliche, zumeist poetische Einsendungen, die in den letzten Jahren leider auch mehr als einmal der Erinnerung galten, wenn wieder einer aus der Gruppe geistig hochstehender und namhafter Zeitgenossen, mit denen Bodenstedt gelebt hatte, dahinging. In diesem letzten Jahrzehnt seines Lebens suchte er im Sommer mit Vorliebe Landschaften und Orte wieder auf, die ihm in seiner Mannesjugend lieb geworden waren, und verweilte gern im Thüringer Wald und im bayerischen Hochland. Seine körperlichen Leiden ertrug er mit großer Standhaftigkeit und besiegte sie durch die immer gleiche lebendige Teilnahme an geistigen Dingen; das Schicksal gönnte dem Lebensmutigen und Lebensfreudigen schließlich nach kurzer Krankheit einen raschen Tod. Als am 18. April 1892 die telegraphische Kunde vom Abscheiden des Dichters die Welt durchflog, ergriff und bewegte sie neben den Freunden die Tausende seiner Bekannten und Hunderttausende, die ihn im Leben nie gesehen, aber aus seinen Liedern heraus den Hauch einer heiter lebendigen, gotterfüllten Seele empfunden hatten. Von Wiesbaden aus, wo man den berühmten und gefeierten, den durch und durch liebenswürdigen Mitbürger durch eine besonders feierliche Bestattung ehrte, wird zu einem Denkmal für Mirza Schaffy aufgerufen. Möge dem Dichter neben dem erzenen Mal das bessere einer guten Sammlung seiner Schriften nicht fehlen. Sie kann, ja, sie muß, wenn sie recht wirken, sein Gedächtnis und jeden bedeutsamen Zug seines Wesens und seines Strebens rein bewahren soll, nur eine Auswahl aus den zahllosen Bänden sein, die er geschrieben hat, aber sie sollte dem kommenden Geschlecht, das ihn nicht persönlich gekannt und geliebt hat, in keinem Falle fehlen.





Verschmähte Liebe.

Novelle
von
Paul Robran.

I.

Interlaken (Hotel Concordia), 12. August.

Endlich einmal in Ruhe und endlich einmal hier! Welch köstliche, frische Zeit liegt hinter mir von fröhlichem Wandern! welche Fülle großer und entzückender Bilder habe ich erschaut! Herr des Himmels, wie offen, wie weit ist meine Seele in den Alpen geworden! wie bin ich glücklich, wie hat mich die Höhe glücklich gemacht! Ich meine, dieses Gefühl des freudigen Lebens hat mir selbst der heulende Sturm, die wildeste herbstliche Brandung der heimischen Ostsee, die unendliche Weite der Wiesen und Flächen der norddeutschen Tiefe bis heute versagt. Es ist, als ob Mutter Natur mir diese Gunst freundlich in ihrem Füllhorn verborgen gehalten hätte, bis der Kopf schon etwas von dem Schnee des Alters merkt und der Wille zum Leben eine Anregung von außen zur neuen Selbstbethätigung braucht. Nun bin ich belohnt genug. Mein Körper hat die bösen Folgen der Schreibtischsklaverei überwunden und ist frisch und elastisch geworden, wie er noch nie war. Es ist ja aber auch unerhört, daß ich mich von meinen fünfzig Jahren so zu Boden drücken ließ! Freilich, bin ich wohl jemals jung gewesen? Arbeit und Sorgen, Sorgen und Arbeit, es war ein ewiger Kreislauf von meinen Schülerjahren an durch die Studentenzeit hindurch bis zur endlich erreichten Professur. Und so ist man nun ein alter pedantischer Mann geworden und mühsam auf der Höhe des einem bestimmten Lebens angelangt; man fühlt, daß es bergab gehen will, ohne daß man die Freude am Steigen und, was mehr ist, die Freude am Obensein, recht empfunden hat.

Ob mir dieses gesteigerte Daseinsgefühl erhalten bleiben wird? Ich hoffe es, wenn ich erst mit Elisabeth verheiratet sein werde. Es ist wohl ein weiblicher Zug in meinem Charakter, daß ich das Bedürfnis habe, für jemand zu sor-

gen, den Wunsch, nicht allein zu sein, wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe. Gott sei Dank, daß nun endlich kein Hindernis mehr zwischen uns steht, seit ihr Vater tot ist.

Es ist doch in der That ein seltsames Verhältnis, das uns verbindet. Haben wir uns eigentlich je klar und deutlich gesagt, daß wir uns lieben? Ich glaube nicht. Es verstand sich eben ganz von selbst; wir gehörten als Erwachsene zusammen wie in ihrer Kinderzeit, als ich ihr einziger Beschützer gegen all die bösen Launen und Wunderlichkeiten ihres Vaters war. Ich glaube, der alte Mann haßte Gott und alle Welt, am meisten aber sein eigen Fleisch und Blut. Freilich, später bin ich niemals ganz die Vermutung losgeworden, daß in der Ehe ihrer Eltern ein schwarzes, ein sehr schwarzes Blatt gewesen sein muß, und daß der Major von Rechow an Elisabeth rächte, was eine andere an ihm verbrochen. Von allen menschlichen Untugenden ist doch Ungerechtigkeit die abscheulichste! Wie still, wie vornehm hat sie das alles getragen, wie treu jahraus, jahrein ihn gepflegt! ja, als endlich keine pekuniären Hindernisse mehr zwischen uns standen, schob sie unsere Vereinigung hinaus, weil sie ihn nicht fremden Leuten in seiner hilflosen Blindheit überlassen wollte, und sich wohl schämte, den jähzornigen Mann in mein Haus zu bringen, das er wohl auch zur Hölle gemacht haben würde. Wir sind beide darüber alt geworden, zu alt zu einem frischen vollen Glück, zwei verständige Leute, die ihrer Freundschaft vor der Welt endlich den Namen geben wollen, unter dem sie nun einmal nur zwischen Mann und Weib erlaubt ist.

Die gute Mutter! wie fehlt mir jetzt oft ihre liebende freundliche Sorgfalt, das sanfte Gängelband, an dem sie den Sohn hielt und so fest halten zu müssen glaubte, als ob er noch ein unmündiges Kind wäre! Wer konnte denken, daß die liebe Frau eher scheiden würde als der seit Jahren sterbende Major, der sich mit unglaublicher Zähigkeit gegen den Tod wehrte? Zu Weihnachten ist das Trauerjahr um den Vater vorbei, und dann werden wir ja wohl endlich vor den Altar treten.

Diesen Sommer will ich denn auch gründlich genießen. Geklettert bin ich nun vorläufig genug, um meine alpinen Kenntnisse jetzt, vortrefflich verpflegt, so recht con amore zu erweitern. Das Hotel ist wirklich vorzüglich. Mein Zimmer liegt freilich hoch, aber ich bin doch froh, daß ich trotz der drei Treppen hiergeblieben bin. Gestern nacht, als ich ankam, war ich erst etwas ärgerlich über diese Unbequemlichkeit, aber als ich heute in aller Morgenfrühe das Fenster öffnete — ich hätte beinahe aufgeschrien, so köstlich leuchtend und rosig lag die Schneepyramide der Jungfrau da, eingebettet in die dunklen Berglehnen Interlakens. Die Hotelgesellschaft ist unausgiebig für mich; fast ausschließlich Engländer. Mein Mittagessen habe ich deshalb auch stumm eingenommen. Rechts von mir ein englischer Pfarrer, Mr. Richards, mit einer unglaublichen Anzahl langer, hagerer Töchter in schwarzen Kleidern; links eine ältliche Dame mit einer abscheulichen weißen Haube; mir gegenüber allerdings zwei deutsche Damen. Da ich nichts anderes zu thun hatte, habe ich meine beiden Landsmänninnen beobachtet und mich innerhalb dieser ausschließlich englischen Gesellschaft von Herzen gefreut, daß sie, wenigstens die eine, so anmutige Vertreterinnen unseres Volkes sind. Man wird patriotisch in der Fremde und unter Fremden. Die Begleiterin, wohl Gesellschafterin, ist freilich nichts weniger als hübsch. Eine ältliche, ziemlich brünette Person, mit großen, hervorstehenden, herzkranken Augen. Dafür die Dame desto schöner. Eine schlanke, weiche Gestalt und ein junges Gesicht, dessen müder, trauriger Ausdruck eigentümlich fesselt. Sie gleicht der Gemme, die mir der kleine Müller einmal aus Athen mitbrachte, der gute, leichtgläubige Junge! Nun, wenn sie auch sicher nicht antik ist, so ist sie doch sehr schön. Es ist übrigens reizend,

daß die Damen jetzt wieder auf die griechischen Haartrachten zurückgreifen; meinem Gegenüber steht es gut und läßt ein fast klassisches Profil noch reiner hervortreten.

Was mochte es nebenbei zu bedeuten haben, daß sie zusammenfuhr, als sie mich mit dem Kellner sprechen hörte? Ich sah ganz deutlich, daß ihre blassen Wangen sich ein wenig röteten und daß sie mich einen Augenblick mit großen, etwas erschrockenen Augen fixierte; dann freilich sank der müde, teilnahmslose Schleier wieder über ihr Gesicht, der es fast steinern erscheinen läßt. Das Gesicht intrigiert mich übrigens. Ich möchte darauf schwören, daß ich es bereits früher gesehen habe. Das würde mir auch ihr Erschrecken erklären, wie als ob sie mich erst im Augenblick des Sprechens wiedererkannt habe. Aber ich muß mich doch irren, denn als wir beim Hinausgehen in der Thür zusammentrafen und ich ihr mit einer Verbeugung Platz machte, sah sie mich mit einem so leeren, fremden Blicke an, daß ich mich selber darüber auslachte, mir eine Stunde lang den Kopf über eine Fremde zerbrochen zu haben.

Und nun ist es tief in der Nacht. Es ist besser zu schlafen, als sich in leidiger Tagebuchschreiberei über Damen zu äußern, die einen absolut nichts angehen, absolut nichts.

Ich muß wohl an Elisabeth noch ein paar Worte schreiben, sie ängstigt sich leicht über das Ausbleiben von Nachrichten.

* * *

15. August.

Abscheuliches Wetter! Da regnet es nun schon seit drei Tagen! Regnet? Freundlicher Ausdruck für diese Wassermassen, die vom Himmel herabstürzen. Das kommt davon! Wäre ich nun an der See, so würde ich jeden Augenblick benutzen, um auszugehen. Hier? Mein Gott, es ist wirklich kein Vergnügen, auf diesen grundlosen Lehmpfaden einherzuwandern und nichts zu sehen. Der Nebel hängt an den Bergwänden hinab bis tief in das Thal; man kann auf zehn Schritt Entfernung nicht mehr eine Kuh von einem Hund und einen Baum von einem Haus unterscheiden. Heute morgen habe ich einen rechten Studentenstreich gemacht. Mit wahrem Galgenhumor stapfte ich auf dem kleinen Rugen umher, ich glaube jämmerlich verirrt immer im Kreise, denn es war nicht mehr möglich, nur die Hand vor Augen zu sehen, als ich eine prächtige Frauenstimme das melancholische „Verlassen bin ich“ singen hörte. Da habe ich ruhig eingesetzt und wir haben, ohne uns zu sehen, das Duett bis zu Ende gesungen. Als ich dann dem Schall nachgehen wollte, täuschte ich mich natürlich in dem dichten Nebel in der Richtung, und anstatt mich zu nähern, entfernte ich mich, so daß ich niemand fand und zuletzt vergeblich ein neues Lied anstimmte. Endlich kam ich unten im Thal an und traf dicht vor dem Hotel die beiden deutschen Damen aus unserem Hause — eine Frau Gerlach übrigens, die Gesellschafterin heißt Fräulein Palm. Als höflicher Spießbürger grüßte ich meine Hausgenossinnen, die Begleiterin dankte; sie sah mich nicht, oder vielmehr sah an mir vorbei, als ob ich ein völlig Fremder wäre, und doch sind wir im Hotel bei diesen ewigen Regentagen hundertmal aneinander vorbeigegangen und oft stundenlang in denselben Räumen gewesen. Sie hat seltsam stolze Augen und einen Zug, der von trüben Erfahrungen spricht. Wie es einen quälen kann, bei einem fremden Menschen bekannte Züge zu finden! Entweder habe ich sie wirklich schon einmal im Leben gesehen, oder sie sieht einer anderen Dame ähnlich. Lächerlich, als ob es ein so feines, vornehmes Geschöpf zweimal auf der Welt gäbe! Die Natur ist froh, es einmal hervorgebracht zu haben, und befaßt sich nicht mit Wiederholungen. Ich habe diesem Gesicht zuliebe meine alten, halbvergessenen Zeichenkünste wieder hervorgesucht und angefangen, es aus dem Gedächtnis zu skizzieren — natürlich mit wenig Erfolg. Sollte ich einmal zufällig ihre Bekanntschaft

machen, so werde ich sie bitten, mir einmal zu sitzen. Sie wäre freilich eine Aufgabe für Gussow; und dann ein Stümper und Dilettant wie ich!

Ich sehe, daß sie auch mit den englischen Familien wenig verkehrt. Eigentlich ist dieses Eingesprengtsein in eine Gesellschaft, welche absolut aus Ausländern besteht, von großem Reiz. Man hat das Gefühl, mit seinen Landsleuten zusammen sich auf einer kleinen stillen Insel in einem fremden Ocean zu befinden. Der Ocean geht einen nichts an, die Landsleute auf der Insel freilich auch nichts, und doch hat man ihnen gegenüber eine gewisse Empfindung der Kameradschaftlichkeit, des Sichbesserverstehens und der Zusammengehörigkeit. Gestern morgen mußte ich mich wirklich mühsam darauf besinnen, daß zwischen uns noch kein Wort gewechselt worden ist, ja, daß sie auch entschieden gar keine Neigung hat, meine Bekanntschaft zu machen. Der Regen schlug an die Scheiben, draußen heulte der gar nicht sommerliche Sturm, und wir saßen uns gegenüber in einer der breiten Fensternischen und lasen. Das ganze Zimmer war voll von jungen Engländerinnen, welche die strenge Vorschrift, daß im Lesezimmer nicht gesprochen werden darf, dahin interpretierten, desto mehr heimlich zu kichern und sich zu necken, sehr zum Ärger von Mr. Richards, der seinen jungen, fast durchweg hübschen Landsmänninnen einen strafenden Blick nach dem anderen über seine glänzenden Brillengläser zuwarf. Frau Gerlach hatte gerade wie ich schon längere Zeit das Buch sinken lassen und sah in die graue, abscheuliche Welt hinaus, sinnend, müde und entschieden sehr gelangweilt. Ich sann darüber nach, ob ich diese gemeinsame Regenstimmung nicht benutzen sollte, um eine Brücke von ihr zu mir zu schlagen, und wenn es nur wäre, um mit jemand anderem als mit Kellnern ein paar deutsche Worte zu wechseln, als der ewige Störenfried, die Gesellschafterin, in der Thür erschien und sie aufstand und hinausging. Einen Augenblick war ich beinahe ärgerlich; dann mußte ich über mich selber lachen und dachte: was ist dir Hekuba! Aber das kommt davon, daß man aus seiner gewohnten Arbeit herausgerissen ist und auf der weiten Welt nichts zu thun hat, als sich über eine schöne Frau den Kopf zu zerbrechen, bloß weil sie einem zufällig bei Tisch und im Lesezimmer gegenübersitzt!

Wo habe ich nur diese Augen schon einmal gesehen?

* *
*

18. August.

Ein Brief von Elisabeth. Nichts Besonderes zu melden — natürlich! Das Leben geht eben in Rostock im ewigen, stillen Geleise. Sie schreibt, es wären eine ganze Menge Broschüren und Anfragen gekommen, und ist im Zweifel, ob sie sie mir nicht doch lieber nachsenden solle. Um Gottes willen! Das fehlte mir noch bei diesem wonnigen Wetter. Endlich scheint die Sonne wieder. Morgen früh will ich auf den Beatenberg. Sit omen et nomen!

* *
*

19. August.

Prachtvoller Tag! Das Thal von Interlaken und die Bergketten lagen da frisch wie am ersten Schöpfungstage, und der ganze Ausflug ist außerdem hübsch und interessant genug gewesen. Er hat mir keine Enttäuschung gebracht, und das sagt viel, nachdem ich mich aus Mangel an etwas anderem die ganzen Tage so oft im Geist mit ihr beschäftigt habe. Ich habe übrigens in meinem Leben noch keine Dame getroffen, die in einer so schwierigen und unangenehmen Situation so ruhig und kaltblütig geblieben wäre als Frau Gerlach. Ziemlich auf der Höhe des Beatenberges, jenseit der schönen Matte, von der man einen so herrlichen Blick auf die ganze Pracht der Berner Alpen hat, ging ich an ihr vorbei. Sie saß auf einem Baumstamm dicht am Abgrund. Ich habe es mir immer noch nicht abgewöhnen können, daß es

mich durchzuckt, wenn ich selbst fremde Menschen an schroffen Abhängen verweilen sehe, die mich für meine Person völlig ruhig lassen. Ich kann es nicht leiden, wenn Leute aus einfacher Prahlerei mit der Gefahr spielen; bei ihr hatte es freilich nicht den Anschein, denn sie hing ihre kleinen Füße mit einer kühlen Sorglosigkeit in den Abgrund, die mich schaudern machte, als ob gar keine Möglichkeit wäre, daß sich dieser Baumstamm ebensowohl mit dem umgebenden Erdreich ablösen könnte wie nicht. Natürlich fühlte ich mich nicht im geringsten berufen, sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die sie ja kennen mußte, und wunderte mich nur, woher sie hier oben gegen ihre Gewohnheit allein herkäme, als ich, um einen Vorsprung biegend, in ziemlicher Entfernung einen Wagen halten sah, in welchem eine einzelne Dame saß. Ich reimte es mir sofort zusammen, daß Frau Gerlach wohl den Wagen mit der Gesellschafterin vorausgeschickt habe, um allein zu sein. Die Aussicht auf den Thuner See, der wie ein leuchtendes Auge zu meinen Füßen lag, hinüber zu den Schneehäuptern der Jungfrau und zu den anderen Gipfeln des Oberlandes war fast berauschend. Ich zog mein Skizzenbuch heraus, um mir ein kleines Bild zusammenzustümpern. Während ich so saß, kam durch den Wald über mir ein ziemlich zerlumpter Geselle, dem ich es schon von weitem ansah, daß er betrunken war. Er ging schwankend an mir vorbei, halblaut schimpfend und fluchend, ließ mich aber in Ruhe und stolperte bergabwärts. Ich fuhr in meiner Arbeit fort und mochte wohl ein paar Minuten gezeichnet haben, als mir der Gedanke durch den Kopf schoß, daß der Betrunkene ja an Frau Gerlach vorbeikommen mußte, die, allein und schutzlos, in Gedanken versunken, ihn gewiß erst im letzten Augenblick bemerken würde, und dann nicht mehr Zeit hatte, sich von dem gefährlichen Platze zu erheben. Nur einen Augenblick zögerte ich, indem ich an ihre so oft deutlich zu erkennen gegebene Abneigung gegen fremde Einmischung dachte; in der nächsten Sekunde war ich aufgesprungen und suchte, halb laufend, in großen Sätzen den Vorsprung einzuholen, den der Betrunkene, dank meiner Gedankenlosigkeit, bereits gewonnen hatte. Ich kam gerade zu rechter Zeit, um zu sehen, daß ich mit meinen schlimmen Befürchtungen recht gehabt. Sie stand hoch aufgerichtet, bleich, aber ruhig vor dem schlimmen Burschen, der augenscheinlich die größte Lust hatte, zudringlich zu werden.

„Sie erlauben, gnädige Frau!“ sagte ich.

Ich trat dicht vor den Menschen, sah ihm fest in die Augen und stemmte meinen Alpenstock zwischen ihm und ihr auf die Erde, so daß mein Arm eine natürliche Schutzwehr für sie bildete und sie unbelästigt vorbeischreiten konnte. Ich ließ sie ein paar Schritte vorausgehen; überzeugte mich, daß sich der Mann bergab trollte, da er wohl sah, daß mit mir nicht zu spaßen sei; dann wollte ich mich mit einem stummen Gruß entfernen.

Sie war stehen geblieben und sah mich ruhig an.

„Welchem Zufall verdanke ich Ihre Dazwischenkunft?“

„Keinem Zufall. Es ist nicht meine Gewohnheit, Damen schutzlos zu lassen, wenn ich es verhindern kann. Nur thut es mir leid, daß es so weit kommen mußte, da ich nicht gleich an dieses Zusammentreffen dachte, und ich bitte dafür um Verzeihung. Im übrigen sehen Sie, gnädige Frau, daß es für Damen nicht ohne Gefahr ist, sich allein auf Bergtouren zu begeben.“

Ein verächtliches Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Die Gefahr war nicht allzu groß. Mir blieb ein Weg offen, den der Mann gewiß nicht freiwillig beschritten haben würde.“

„Sind Sie eine so gute Bergsteigerin?“ fragte ich mit leichtem Spott.

Sie zuckte gleichmütig mit den Achseln.

„Das wäre wohl nicht nötig gewesen. Im übrigen aber danke ich Ihnen doch.

Es kann einem sehr gleichgültig sein, ob man sich etwas schneller als natürlich ein paar hundert Fuß tiefer befindet, aber nicht, von einem Trunkenbold insultiert zu werden. Noch einmal: ich danke Ihnen!"

Sie wollte mit einem stolzen, kaum merklichen Neigen des Kopfes an mir vorbei.

„Gnädige Frau," sagte ich lächelnd, „es ist tröstlich für mich, als den einzigen anwesenden Vertreter des Männergeschlechtes, daß Sie trotz Ihrer olympischen Ruhe nicht jede weibliche Schwäche verleugnen können. Sie zittern, gnädige Frau, wahrhaftig! Und ich bin so unritterlich, eine Belohnung für meinen kleinen Dienst zu verlangen: die Gnade, daß Sie meinen Arm und meinen Alpenstock annehmen, um Sie zu Ihrem Wagen zu führen. Verzeihung! Ich habe mich freilich noch nicht einmal in aller Form vorgestellt."

„Es ist nicht nötig," sagte sie ruhig. „In unserem Hotel sind nicht so viel Deutsche, daß ich Ihren Namen nicht bereits nach den ersten vierundzwanzig Stunden erfahren hätte — wie Sie den meinen!"

Sie hatte meinen Arm genommen, meinen Stock freilich abgewehrt; ihr Gesicht zeigte keine Spur von Erregung mehr, und ich betrachtete mit Entzücken ihr Profil, das sich scharf gegen die grüne Matte des Bergabhanges abhob. Zum erstenmal so dicht an ihrer Seite, sah ich auch, daß sie in der That einer griechischen Gemme gleicht. Geradezu klassisch ist der Ansatz ihres Halses, um den sich ein paar eigensinnige Löckchen ringeln. Seltsam genug berührt die Starrheit ihrer Züge, und doch kommt man keinen Augenblick in Versuchung, sie einem ungeweckten Verstande zuzuschreiben; man hat vielmehr nur das Gefühl, die Seele dieser Frau weile entfernt von einem, weit weg, und die leblose Hülle gehorche einem mechanischen Willen.

Wir waren schon ziemlich in der Nähe des Wagens angelangt, und zwischen uns waren nur ein paar gleichgültige Worte gewechselt worden. Innerlich peinigte mich aber mehr als je die Erinnerung einer früheren Begegnung, so daß ich zuletzt fast gegen meinen Willen sagte:

„Wissen Sie auch, gnädige Frau, daß mir diese Situation seltsam bekannt vorkommt? Mir ist, als ob wir bereits einmal im Leben zusammen gewesen sein müßten. Aber wo, wenn nicht einmal vielleicht vor Tausenden von Jahren in irgend einer Vorexistenz, von der ich nur noch eine schattenhafte verträumte Erinnerung habe? Denn wo sollten sich sonst unsere Wege bereits einmal gekreuzt haben?"

Sie streifte mich mit einem oberflächlich forschenden Blick.

„Weshalb wäre das unmöglich? Man trifft sich ja in Berlin so oft, ohne sich zu kennen, auf der Straße, im Theater, im Konzert."

Ich schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, in Berlin ist es sicher nicht gewesen. Mehr als je habe ich augenblicklich eine nebelhafte Vorstellung von Sonnenschein und Mittagsruhe, von Sonntagsstille — mir ist, als ob Ihr Bild verwoben wäre mit einem grünen, dichten Wald und Meeresrauschen von leise plätschernden Ostseewellen, die ich ja so oft in einem unserer kleinen heimischen Badeörter am mecklenburgischen Strande gehört habe, wie in Müritz —"

Sie ließ plötzlich meinen Arm fahren, sah mich mit einem Ausdruck des Entsetzens und des Zornes an, der mich durchzuckte. Dann schwankte sie zur Seite und sank kraftlos an die gemauerte Wegeinfassung; sie war totenbleich geworden und fuhr sich mit der Hand ein paarmal über die geschlossenen Augen; ich sah, daß sie sich nur mit Mühe aufrecht erhielt.

Ich faßte ihre andere Hand, sie war eiskalt.

„Gnädige Frau," sagte ich in Verzweiflung, „mein Gott, gnädige Frau, was habe ich Ungeschickter, ich Tölpel denn nur sagen können, was Sie so erschreckt hat! Sagen Sie mir, was ich unwissentlich verbrochen habe!"

Sie antwortete nicht, und ich sah, daß sie eben nicht antworten konnte, weil sie halb bewußtlos war. Glücklicherweise war ich mit meinem gewöhnlichen Reiserüstzeug versehen. Nun goß ich meinen Becher voll Wein und führte ihn an ihre Lippen. Sie trank mit gierigen Schlukken, bis die Farbe auf ihren Wangen wieder kam und sie die Augen fragend zu mir aufschlug.

„Was ist mit mir vorgegangen?“ fragte sie leise.

Statt aller Antwort füllte ich meinen Becher noch einmal, aber sie wies ihn zurück.

„Nein, ich danke, mir ist wieder wohl. Und nun weiß ich auch, wie es kam.“

„Hätte ich ahnen können —“

„Wie sollten Sie,“ sagte sie und starrte vor sich hin auf den grauen Staub des Weges. „Es war wohl auch nur nach der abscheulichen Begegnung, daß meine Natur nicht mehr gehorchen wollte. Sie hatten eine schwere, vielleicht die schwerste Erinnerung meines Lebens in mir erweckt mit dem Namen, den Sie nannten.“

„Sie sind jemals dort gewesen?“ sagte ich lebhaft; „aber, mein Gott, gnädige Frau, wie kamen denn gerade Sie in dieses bescheidene Nest?“

„Es war uns als einsam empfohlen und wir wollten weiter nichts — als allein sein.“

Ein Blitz des Erkenntnisses durchzuckte mich.

„Nun weiß ich es endlich! Gerade in Müritz war es! Ich hatte mit meiner Mutter einen Ausflug von Rostock gemacht und ging mit ihr am Strande spazieren. Er war ein köstlicher stiller Nachmittag, kein Lüftchen regte sich, ein paar Möwen flatterten über dem blauen Meer und die kleinen Wellchen schlugen leise eintönig gegen den Strand. Weit draußen begegnete uns ein Paar, nach dem sich die wenigen Menschen, die sich ebenfalls dahin hinausgewagt hatten, umsahen. Ein großer stattlicher Mann und eine Frau, deren Eleganz und Schönheit selbst mir Höhlenbären auffiel — Sie waren es natürlich. Es sind jetzt wohl vier Jahre her, aber wie konnte ich auch nur einen Augenblick in Irrtum oder in Zweifel sein! Und Sie sind ohne Ihren Herrn Gemahl hier in Interlaken, gnädige Frau?“

Ich hatte im Eifer, die Lösung des quälenden Rätsels endlich gefunden zu haben, ganz vergessen, daß ich ja damit die Erinnerung von neuem heraufbeschwor, die ihr eben erst fast die Besinnung geraubt hatte; als ich keine Antwort bekam, schwieg ich betreten und ärgerlich auf mich selber.

„Ja,“ sagte sie endlich, „ich bin allein. Allein für jetzt und für mein ganzes Leben.“

Dann stand sie auf, nickte mir vornehm ruhig zu und ließ mich zurück, beschämt wie ein gescholtener Schulknabe.

Was bin ich für ein plumper Geselle! Mußte sie nicht meine unvorsichtige Frage für einen groben Versuch halten, mich in die Intimität ihres Lebens einzudrängen? Doch gäbe ich etwas darum, zu erfahren, welche Bewandtnis es mit diesem Alleinsein hat. Ist der Mann, der übrigens wirklich eine auffallend stattliche, männliche Erscheinung war, gestorben? Die herbe Bitterkeit in ihrer Stimme ließ auf eine Scheidung deuten, wenn es nicht so unglaublich wäre, daß ein Mensch, der diese Frau besessen, sie aufgegeben haben sollte.

Es läutet zu Mittag. Ich bin neugierig, wie sie mich nach unserem morgendlichen Abenteuer begrüßen wird.

Eine Idee, eine tolle Idee durchkreuzt plötzlich mein Hirn. Wenn der Herr, mit dem ich sie damals sah, gar nicht ihr Mann gewesen, wenn sie —

Aber nein, das ist ja einfacher Wahnsinn!

— — — — — — — — — — — —

Ich muß toll gewesen sein. Wie konnte ich auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß sie eine Dame ist vom Scheitel bis zur Sohle, ein vornehmes und — ein unglückliches Geschöpf!

Als wir von Tisch aufgestanden waren,

verließ sie nicht, wie sonst, sofort die Gesellschaft, sondern ging nach dem Konversationszimmer. Die Gruppen hatten sich wie gewöhnlich gebildet. Meine Tischnachbarin, die liebenswürdige alte englische Witwe, saß bereits mit Mr. Richards bei ihrer endlosen Schachpartie. Die übrigen saßen in den Ecken schwatzend und lachend zusammen, spielten englische Spiele und amüsierten sich, wie es schien, vortrefflich. Nach einer kleinen Anstandsfrist schob ich meinen Sessel zu dem ihrigen heran, und wir fingen an zu plaudern, als ob wir uns bereits seit Jahren kennten. Sie fragte mich nach meinen Studien. Ich spreche sonst selten darüber, auch nicht mit Elisabeth, denn ich habe ein paarmal das Gefühl gehabt, daß sie die schwierige Materie langweile. Ich fürchtete auch jetzt dasselbe, aber ich hatte mich geirrt. Frau Gerlach hat eine eigentümliche Art zuzuhören; ihre Augen öffnen sich und sehen mit intensiver Aufmerksamkeit dem Redenden in das Gesicht; die Pupillen sind eigentümlich veränderlich und groß; ihre gewöhnlich fest und streng geschlossenen Lippen teilen sich ein wenig und der Mund ist so sprechend teilnahmsvoll, daß man mehr und mehr zu sagen verlockt wird. Freilich muß man auf seiner Hut sein; ihre Augen gebieten, verständig zu reden. Sie muß viel gesehen, viel erfahren und viel in der großen Welt gelebt haben. Ein wenig hat sie mich von der Tragödie ahnen lassen, die einmal in ihrem Leben gespielt hat. Ich weiß nicht mehr, in welcher Verbindung sie sagte:

„Ich kenne nur ein Gebot: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“

Fast erschrak ich über die düstere Energie, welche ihre Züge einen Augenblick zeigten; dann stieg eine feine Röte in ihre Wangen, und sie biß die Zähne ein wenig auf die Unterlippe, als ob sie sich über das Wort ärgere, das ihr entschlüpft war.

Im Nebenzimmer klimperten ein paar Engländerinnen; ich sah, wie sie ein paarmal bei den falschen Tönen zusammenzuckte.

„Die da drüben sind nicht so musikalisch wie die Dame, der ich neulich ungesehen im Walde antwortete,“ sagte ich.

Ein leichtes Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Pflegen Sie im Walde zu singen?“

„Nur bei Nebel und Regen!“

Sie sprang schnell auf, und ehe ich wußte, was sie beabsichtigte, verstummten die kindlichen Klimpereien; ein paar rasche, energische Griffe auf dem armen, gemißhandelten Klavier und dann — ich hätte beinahe aufgeschrien! das war ja die Stimme aus dem Walde! Nur noch voller und prächtiger jetzt im geschlossenen Raume:

O säh ich auf der Heide dort
Im Sturme dich!

Als der erste Vers zu Ende war, sah sie sich zu mir um, der ich längst hinter ihr stand. „Nun?“ sagte sie schelmisch.

Ich setzte ein, wir sangen das Lied zu Ende, dann ging sie in die Melodien der anderen Mendelssohnschen Duette über, und in ein paar andere, über die wir uns rasch verständigten. Wir sangen und sangen, und allmählich versammelte sich die ganze Hotelgesellschaft, musikliebend wie alle Engländer, um uns herum.

„Nun ist aber mein Repertoire zu Ende,“ sagte ich endlich lächelnd.

Sie nickte mir über die Schulter zu, präludierte leise und dann voller und voller, und stimmte das Liebeslied aus der Walküre an.

Welch eine verhaltene Glut ist in dieser Frau! Wie versteht sie, das gewaltige Sehnen, das Liebesjauchzen in diesem Liede auszudrücken! Und welche Kraft, welche Energie ist in diesem geschmeidigen Frauenkörper, welche Seele und Vornehmheit in dieser fast künstlerisch gebildeten Stimme!

Sie brach jäh ab, sprang auf und schlug das Klavier zu.

„Aber, gnädige Frau,“ sagte ich wirklich bedauernd, „warum denn das?“

„Ich mag nicht mehr, ich habe überhaupt schon zu viel Komödie vor all diesen Leuten gespielt.“

Unser Publikum merkte kaum, daß unser improvisiertes Konzert zu Ende war, als es in frenetischen Jubel ausbrach. Im nächsten Augenblick waren wir umringt von allen, denen es schon gelungen war, ihre Bekanntschaft zu machen, und von den anderen, welche die günstige Gelegenheit benutzen wollten. Diese Frau besitzt eine unglaubliche gesellschaftliche Sicherheit. Sie wurde die Seele des Abends, die Sonne, um welche sich alle drängten, und ich freute mich von ganzem Herzen über den Triumph, den meine schöne Landsmännin davon trug. Ich selbst begnügte mich mit ihrer Gesellschafterin, die froh schien, einmal wieder mit einem anderen Menschen sprechen zu können.

„Sie ist heute zum erstenmal wieder mit Fremden zusammen. Bis jetzt haben wir völlig zurückgezogen gelebt. Und sie hat seit Monaten nicht mehr gesungen."

„Wenn ich eine Andeutung der gnädigen Frau heute morgen recht verstanden habe, so ist sie von ihrem Manne geschieden?"

Fräulein Palm sah etwas erschrocken aus.

„Da sie es Ihnen selber gesagt hat!" murmelte sie, wie es mir schien, verwirrt.

Auf meinen Lippen brannten tausend Fragen, aber ich fand es unwürdig, mich durch jemand in ihr Vertrauen zu drängen, der in ihren Diensten steht. Vielleicht gewährt sie es mir einmal selber. Ich glaube freilich, ich hätte nichts riskiert. Die Person hängt mit ihren großen, herzkranken Augen fortwährend anbetend an ihrer Herrin und scheint wirklich der Schatten zu sein, wofür ich sie gleich im Anfang hielt.

Spät am Abend stand sie auf und verabschiedete sich von ihrer Umgebung durch ein bloßes Kopfnicken; dann trat sie auf mich zu.

„Ich habe Ihnen heute doppelt zu danken, Herr Professor," sagte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme.

Ich wehrte ab. „Im Gegenteil; ich fühle mich in Ihrer Schuld. Ein Natursänger wie ich und eine so geschulte Stimme wie die Ihrige, gnädige Frau! Es ist fast vermessen, sich mit Ihnen im Duett hören zu lassen."

„Das ist nicht Ihre ehrliche Meinung," sagte sie ruhig. „Sie sind zehnmal mehr musikalisch als ich. An meiner Schule habe ich kein Verdienst. Meine Mutter bestand darauf, mich von den besten Lehrern Berlins ausbilden zu lassen; ich habe nichts dazu gethan."

„Sie werden uns öfter die Freude machen, Sie zu hören?"

Sie zuckte mit den Achseln.

„Vielleicht. Ich langweile mich dann wahrscheinlich etwas weniger als sonst. Gute Nacht."

„Gute Nacht," sagte ich.

Sie gab mir ihre Hand mit einem festen, fast männlichen Druck, und dann ging sie, begleitet von ihrem Schatten.

Ich folgte ihr bald und rauchte in meinem Zimmer am offenen Fenster meine abendliche Cigarre und träumte in der weichen Nachtluft vor mich hin.

Merkwürdig, wie es einem durch und durch geht, wenn sie einen mit diesen großen blauen Augen ansieht. Sie stehen übrigens etwas zu weit auseinander, sonst wäre das Gesicht vollkommen schön. Aber diese Frau hat etwas Jungfräuliches, Reines in ihrem Wesen, wie ein ganz junges Mädchen. Ich glaube, man könnte an sie nicht mit dem Schatten eines häßlichen Gedankens herantreten.

Ich gäbe etwas darum, wenn ich das Geheimnis ihres Lebens erfahren könnte.

Merkwürdig, wie ich den Klang ihrer Stimme noch im Ohre habe!

* * *

20. August.

Heute morgen ein Brief von Elisabeth — gut, vorsorglich, als ob er von meiner Mutter geschrieben wäre. Seltsam, daß Elisabeth so wenig Bräutliches, Jugendliches hat. Immerhin ist sie doch noch fünfzehn Jahre jünger als ich, aber sie thut immer so matronenhaft verständig, nur eben wie eine Mutter, die für

einen großen Sohn zu sorgen hat. Sie fürchtet, ich könnte mich überanstrengen. Bin ich denn wirklich schon so alt, daß ich mir gar nichts mehr zumuten darf? In das Joch der Arbeit komme ich immer noch schnell genug. Aber Elisabeth kann sich, wie es scheint, gar nicht denken, daß ein Gelehrter auch einmal leben möchte. Lächerlich! Jeder junge Laffe von all denen, die hier in den Modenarrheiten der ganzen Welt herumlaufen, ist ja schließlich klüger als ich. Dies Herumklettern auf den Bergen hat mich durchgearbeitet, als ob ich in einer Jungmühle gewesen wäre. Es that mir auch wirklich not. Ich wollte, Elisabeth gönnte mir diese Zeit und verdürbe sie mir nicht durch ihre philiströsen Bedenken. Ich habe ihr gleich geantwortet; ich hätte es lieber nicht thun sollen, denn ich war wirklich etwas ärgerlich und verstimmt.

Wir haben heute ein langes Gespräch gehabt. Wir trafen uns nachmittags auf dem Spaziergang und lagerten uns dann zusammen im Walde. Ich war ein wenig erregt, ich weiß eigentlich nicht weshalb, und habe wohl viel dummes Zeug hervorgestottert. Das Ende war, daß ich ihr alles mögliche aus meinem Leben erzählte, von meiner Mutter und zuletzt von meinem Verhältnis zu Elisabeth. Ich pflege sonst nicht davon zu sprechen. Sie hatte entschieden nichts Derartiges erwartet, denn sie sah mich mit unnachahmlich erstaunten Augen an.

„Sie sind also verlobt,“ sagte sie endlich langsam. „Und fünfzehn Jahre? So lange lieben Sie dasselbe Mädchen? Es klingt wie ein Märchen aus dem vorigen Jahrhundert! Ich habe Männer gekannt, die nicht vier Jahre treu sein konnten, und Sie — aber Sie sind ein Wunder. Ihre Braut soll sich in acht nehmen! Mir könnte die Idee kommen —“

„Welche?“

Sie zog die Lippen zwischen die Zähne.

„Bah!“ sagte sie, „Unsinn! Aber ich warne Sie vor mir. Meine Seele ist neidisch geworden und — rachsüchtig!“

Ich mußte lachen.

„Warum sagen Sie nicht auch: mordbegierig? Das fehlt noch an dem schmeichelhaften Bilde, das Sie von sich entwerfen.“

„Ich wollte, es wäre weniger ähnlich; und im übrigen, Sie weißer Rabe unter allen Männern, lassen Sie uns gut Freund sein! Wollen Sie?“

„Ja!“

Sie stand auf, ließ sich von Fräulein Palm das Moos abschütteln und wandte sich noch einmal zu mir.

„Also gut Freund! Und bleiben Sie treu!“

Dann lachte sie wieder ihr spöttisches Sphinxlachen und ließ mich dumm und verwundert zurück. Sie giebt Rätsel auf, die schöne Frau, aber solche, die ich nicht klug genug bin, zu lösen.

Warum habe ich ihr nur diese lange, traurige Geschichte von inneren und äußeren Sorgen erzählt, die das Weltkind ja gar nicht verstehen kann? Warum habe ich Elisabeth gegen sie erwähnt? Ich glaube, in einem dumpfen Gefühl von Angst und Sorge, in dem Wunsch, mich selber vor einer Gefahr zu schützen.

Aber vor welcher?

* *
*

24. August.

Das Eis ist gebrochen. Es scheint, sie hält es jetzt für selbstverständlich, daß ich sie auf ihren Spaziergängen begleite. Sie ist eine tüchtige Bergsteigerin und könnte manchen Mann beschämen. Fräulein Palm, die in der That herzleidend ist, reitet auf einem dieser schrecklichen Bergklepper voraus, deren Stammbaum gewiß auf Rosinante zurückgeführt werden könnte, und wir beide folgen dann in respektvoller Entfernung, damit Frau Judith nicht durch Staub und Pferdefliegen belästigt wird.

„Weshalb erschraken Sie, als Sie mich am ersten Tage meines Hierseins mit dem Kellner sprechen hörten?“ fragte ich sie neulich.

„Weil ich Sie auch für einen Engländer gehalten hatte.“

„Und es war Ihnen unangenehm, einen Deutschen zu treffen?"

„Ja. Ich war froh, unter lauter Fremden zu sein. Den lieben Landsleuten muß man immer Rede und Antwort stehen. Sie sind neugierig, wenn sie einen nicht kennen, und zudringlich, wenn sie einen kennen."

„Ich danke für das günstige Zeugnis," sagte ich lachend.

Sie sah mich gleichmütig an.

„Sie sind ja überhaupt eine Ausnahme, sonst —"

„Nun?"

„Sonst wären wir ja doch nicht Freunde geworden!"

Es ist unglaublich, wie sie es versteht, Zuckerbrot und Peitsche abwechselnd anzuwenden, so daß man nie weiß, ob man ihr dankbar die Hand küssen oder verletzt gehen soll. Und doch! Oft habe ich das Gefühl, daß sie im Grunde meine Gegenwart nicht höher schätzt als den Alpenstock, den sie in ihrer kleinen kräftigen Hand hält. Darf der Alpenstock Gefühle haben? Nein, und ebenso würde sie sich wundern, wenn sie merkte, daß ihr ergebener Begleiter ein Mann ist, der Weibesschönheit wohl zu schätzen weiß.

Gestern habe ich sie ein wenig belauscht. Ich hatte in aller Morgenfrühe einen kleinen Spaziergang in der Richtung des Lauterbrunner Thales gemacht und mich nach meiner Gewohnheit ein paar Hundert Meter hoch in den Wald geworfen und mein Skizzenbuch hervorgezogen. Da sah ich ein seltsames Paar kommen. Ein armes, altes Mütterchen — und sie! Das war ganz sie selbst! Sie hatte die große Kiepe der Frau auf ihren Schultern und ging neben der Alten bergauf, die immer kopfschüttelnd mit offenem Munde die Dame an ihrer Seite anstaunte, als ob sie dieselbe für ein wenig gestört hielte.

Ich war ein richtiger Narr. Ich habe sie wie ein Wegelagerer betrachtet, bis sie hinter der nächsten Pfadbiegung verschwand, anstatt sie mit ein paar Sätzen einzuholen und ihr diese Last abzunehmen; aber einen Korb von ihr zu bekommen, nein, das wäre ein böses Omen, wenn man — verliebt ist.

Bin ich wirklich schon verliebt? Ach, Unsinn! Thörichte deutsche Sentimentalität! Kann man denn nicht vierzehn Tage mit einer schönen Frau zusammen sein, ohne gleich romantisch zu werden? Für einen albernen Studentenstreich bin ich doch wahrlich zu alt!

Verliebt? Unsinn! Ich, ich — darf ja gar nicht verliebt sein!

* *
*

30. August.

Graf Bärhagen ist heute angekommen. Was will der hier? Seine zerrütteten Finanzen aufbessern? Das müßte er gerade beim Pferdchenspiel im Kurhaus versuchen wollen, es scheint ein richtiges Hasard zu sein. Er ist noch ganz wie als Student, leichtsinnig, hochmütig, aber immer mit verbindlichen Formen. Weshalb er die Universität bezog, ist mir nie klar geworden. Studiert hat er nicht, und würde er auch niemals haben, selbst wenn sein älterer Bruder nicht gestorben und ihm das Gut zugefallen wäre. Ich fürchte, es ist ein Danaergeschenk.

Bärhagenhof war schon zu Lebzeiten des Vaters stark belastet; jetzt ist es wohl bis auf den letzten Nagel verschuldet. Der Graf hat immer noch eine gewisse Anhänglichkeit für mich, er schien sich wirklich zu freuen, als er mich heute morgen auf dem Höhenweg traf, und versprach mir seinen Besuch für heute nachmittag. Nun paßt es mir wenig. Frau Gerlach hat mich bei Tisch gefragt, ob ich sie vom Konzert abholen wolle. Hoffentlich hält er mich nicht zu lange auf.

— — — — — — — — — — — —

Natürlich kam er, als ich gerade im Begriff war zu gehen. Er bat um die Erlaubnis, mich begleiten zu dürfen, und ich konnte es ihm, ohne unhöflich zu sein, nicht verweigern. Freilich, hätte ich die unangenehme Situation ahnen können!

Wir mußten uns im Garten mühsam durch die vollbesetzten Reihen hindurch-

winden und suchten sie lange vergebens. Als ich sie endlich entdeckt hatte und wir vor sie hintraten, streifte ihr Blick an mir vorbei; sie erbleichte und sah Bärhagen wortlos an, der außerordentlich rot geworden war.

Ich wollte ihr den Grafen vorstellen.

„Aber, aber, das ist ja gar nicht nötig," stotterte Bärhagen tödlich verlegen; „wir sind ja uralte Bekannte, die Frau Baronin und ich!"

Ich war wie vom Blitz getroffen.

„Was heißt das!"

Judith hatte ihre Lippen aufeinander gepreßt.

Bärhagen hustete und wußte entschieden nicht, was er sagen sollte. Endlich stotterte er:

„Frau Baronin befinden sich wohl? Ich hatte so lange nicht mehr das Glück — das letzte Mal, glaube ich, war es beim Charlottenburger Rennen, als sich Ihr Herr Gemahl den Staatspreis holte! War eine schneidige Sache, das!"

Sie war in die Höhe geschnellt, streifte Bärhagen mit einem halb zornigen Blick und einem unerklärlichen Zucken um den Mund und entfernte sich fast ohne Gruß. Wir sahen uns schweigend an.

„Herr des Himmels," sagte Bärhagen, „das war ja eine verteufelte Situation! Konnten Sie mir denn nicht sagen, daß die Dame, die wir abholen wollten, die Baronin Gerlach war! Seit dem großen Skandal habe ich sie nicht wieder gesehen!"

„Welchem Skandal?"

Da erzählte mir Bärhagen die ganze traurige, böse Geschichte, die Schändlichkeit, die ihr dieser Bube angethan.

Gerlach ist Rittmeister in einem der vornehmsten Kavallerie-Regimenter Berlins, ein schneidiger Offizier, glänzender Reiter und Lebemann. Sein Glück bei Frauen ist stadtbekannt; aber bei all seinen Fehlern galt er doch als ein guter Kerl und liebenswürdiger Gesellschafter. Sein Vermögen hielt seine kostspieligen Passionen nicht lange aus, und er steckte ziemlich tief drin, als er die Bekanntschaft Judiths machte, deren Vater einer der reichsten und angesehensten Fabrikanten Berlins ist. Sie wurde damals gerade in die Gesellschaft eingeführt und war fast noch ein Kind. Der Freiherr machte ihr rasend den Hof und hatte mit seinen glänzenden gesellschaftlichen Talenten, seiner Liebenswürdigkeit und seinem Rang wohl bald gewonnenes Spiel, vor allen Dingen bei ihrer Mutter, die den Ehrgeiz hatte, der Tochter eine Freiherrnkrone zu verschaffen. Der Vater ist ein für seine Ehrenhaftigkeit bekannter Mann, und so hat man ihr wohl auch die bürgerliche Herkunft in dem sehr schwierigen Regiment vergeben; Bärhagen behauptet, daß sie sogar außerordentlich beliebt gewesen sei. Der Freiherr hat das solide Ehemannsleben nicht lange ausgehalten, die Gesellschaft der Rennplätze hat wohl auch ein Übriges gethan, und so hat er ein Verhältnis mit einer Kunstreiterin wieder erneuert. Das hat Judith eines Tages entdeckt und noch in derselben Stunde sein Haus verlassen.

„Und die Scheidung?" fragte ich.

„Sie hat sie gleich eingeleitet. Aber ich weiß nicht, wie weit der Prozeß ist. Hat sie es Ihnen nicht gesagt?"

„Ich habe nie danach gefragt, denn ich habe angenommen, daß sie bereits geschieden ist, und zwar schon längere Zeit."

„Unmöglich," sagte Bärhagen, „das könnte höchstens in den letzten Wochen geschehen sein. Ich werde mal in Berlin nachfragen. Unter uns, der Gerlach ist ein rechter Esel. Von Pferden versteht er viel, aber von Weibern? Nichts! Sonst hätte er wissen müssen, daß die Baronin nicht die Frau ist, einen solchen Affront stillschweigend hinzunehmen."

Dann schwatzte er alles mögliche durcheinander: Berliner Klatsch, Pferdegeschichten, Weiber —

Mein Gott, diese unreifen Knaben bilden sich so unendlich viel auf ihre Frauenkenntnis ein. Kann solch ein oberflächlicher Geselle denken, er verstünde einen Geist wie Judiths? Da kommt nun solch ein Bursche, streckt in bodenloser

Frivolität die Arme nach ihr aus, sieht in seiner Freiherrnkrone ein genügendes Äquivalent für das Geld des Vaters, von dem zu leben er sich nicht schämt, greift mit seinen brutalen, im Cirkus und hinter den Kulissen erworbenen Kenntnissen in das Leben eines vornehmen und edlen Geschöpfes ein, und was ist das Ende? Zu Tode verwundeter Stolz, bittere Verachtung, mit der sie nun allen Männern heimzahlt, was der eine an ihr verbrochen. Ich habe Qualen ausgestanden während der halben Stunde, die ich anstandshalber noch neben ihm aushielt; dann verabschiedete ich mich unter irgend einem Vorwand, um nach dem Hotel zurückzugehen und zu versuchen, mich bei ihr zu entschuldigen. Ich kam gerade zur Tischzeit. Der Oberkellner fragte mich, ob ich nichts dagegen habe, daß er meinen Platz auf die gegenüberliegende Seite verlegt habe, neben den von Frau Gerlach, eine Königsberger Familie sei heute angekommen.

Ich hatte nichts dagegen, aber ich wartete lange vergeblich auf ihr Kommen und überlegte mir im Inneren hundertfach, was ich ihr sagen wollte. — Der Königsberger Familie hört man den ostpreußischen Dialekt schon von weitem an. Die Leute scheinen recht unangenehm und laut zu sein. — Endlich kam sie. Sie erschien noch um einen Schatten bleicher, noch um einen Grad stolzer und zurückhaltender. Als ich sie begrüßte, zeigte sie mit keiner Bewegung die unangenehme Situation an, der sie durch meine Schuld ausgesetzt gewesen ist.

Erst als ich sie in meiner innerlichen Verwirrung „Frau Baronin" anredete, zuckten ihre Mundwinkel spöttisch.

„Sie sind also völlig au fait," sagte sie, indem sie den Kopf in den Nacken warf.

Ich bemerkte zu spät meine Unvorsichtigkeit.

„Nur sehr wenig; gerade genug, um Sie noch mehr zu verehren wie bisher."

„Wo wohnt Graf Bärhagen?"

„Ich weiß nicht."

„Er wird Sie besuchen?"

„Ich hoffe nicht. Jedenfalls soll er Sie nicht belästigen."

Sie atmete etwas schneller.

„Sie werden mir den Gefallen thun, zu vermitteln, daß ich ihn spreche. Ich habe mich dumm, ungeschickt benommen. Der Graf soll nicht glauben, ich hätte Grund, die Erinnerung an meine Vergangenheit zu scheuen!"

„Gnädige Frau —"

„Nun?"

„Wenn Sie befehlen," sagte ich zögernd, „aber —"

„Ich befehle nicht," sagte sie langsam, „ich bitte nur!"

Ein Schauer durchrann mich. Zum erstenmal fühlte ich, daß diese Frau Macht über mich hat, daß sie durch ein Wort, durch einen Blick mich regieren kann.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber das ist ja alles noch keine Liebe! Wenn das so wäre, ich müßte ja so schnell als möglich fliehen, der Versuchung aus dem Wege gehen, solange ich eben noch gehen kann. Ich bin nicht mehr jung genug, und mein Herz ist zu schwer für ein Flackerfeuer, das nach ein paar Wochen ausgebrannt ist, und nach dem ich hübsch still und friedlich zu Elisabeth zurückkehrte, um mich von ihr heiraten zu lassen.

Nicht jung genug? Noch nie habe ich mich so frisch und kräftig gefühlt als jetzt. Als ich mich heute morgen in dem Spiegel sah, mußte ich über den Anachronismus meiner grauen Haare lachen. Freilich, mein Bart ist noch blond, und mein Herz — die ruhige Zuneigung zu Elisabeth hat es nie erregt. Selbst die gelegentlichen Kämpfe mit ihrem Vater haben den Frieden der Alltäglichkeit nie gestört. Alltäglichkeit! Das eben war es! Die öde, biedere Langeweile des träge rollenden Lebens, das jetzt ein wenig aus dem Geleise zu kommen droht.

Nein, nein! Judith ist mir nicht mehr als eine Schwester, eine Freundin! Meine Mannesliebe, meine Treue, ich selbst gehöre Elisabeth, und an dem Gebot der Ehre und Pflicht ist nun einmal nicht zu rütteln. Judith, meine kluge, verständige,

geistvolle Freundin — ist das nicht genug für einen Fünfzigjährigen, der über die sinnliche Liebe des jungen Mannes hinaus sein soll?

Ob ich meine schöne Freundin wohl je von Herzen werde lachen sehen?

— — — — — — — — — — — — — —

Wo ist das köstliche, stille Beisammensein der ersten Tage hin? Seit Bärhagen angekommen ist, scheint sie eine andere zu sein; an Stelle der weichen Träumerei ist jetzt eine fieberhafte Lustigkeit, ein nimmer müder Unternehmungsgeist getreten, in dem ich sie kaum wiedererkenne. Bärhagen macht ihr sehr den Hof. Und sie? Sie bevorzugt ihn auffällig; will sie mich dadurch kränken? Welchen Grund hätte sie dafür? Wenn ich ihr lästig bin, so kann ich ja einfach gehen. Was kommt es auch auf eine herbe Enttäuschung mehr oder weniger im Leben an? Sie ist eben ein Weib, wie alle Weiber, und ich war ein Narr, sie für mehr zu halten.

Und doch, und doch! Nein, das ist nicht ihre wirkliche Natur! Sie kommt mir vor wie ein verfolgter Vogel, der im Zickzack hin und her flattert, um seine Jäger zu täuschen. Und dann — ich verliere niemals, seit der ersten Stunde, die ich sie kenne, das Gefühl, daß sie etwas in sich zu betäuben sucht. Die Erinnerung? Die Wunde, die jener Mann ihrem Stolz geschlagen hat?

Sie ist übrigens leichter zu befriedigen, als ich dachte. Sie lacht zu seinen dümmsten Witzen mit einem nervösen, schnellen Lachen.

Nein, nein! Das ist nicht das Lachen, das ich von ihr zu hören gewünscht! Es ist nicht echt; es klingt nach Thränen.

* *
*

4. September.

Die ostpreußische Familie ist von ihr zu Gnaden angenommen. Sie hatten schon längere Zeit einzeln, im Duett oder im Terzett um uns herum manövriert, bis es vor ein paar Tagen Fräulein Kayser gelang, mit Judith in ein Gespräch zu kommen. Wie die Stoßvögel stürzten die Eltern hinzu, und nun ist unser Tete-a-tete hoffnungslos zerstört. Es ist unglaublich, welche Fähigkeit sie haben, uns zufällig beim Konzert oder auf dem Höhenweg zu treffen. Selbst auf unseren weiten Spaziergängen sind wir nicht mehr sicher. Ich glaube, die ganze Familie gehört zu den Leuten, welche die Berge rückwärts heraufsteigen würden, wenn sie es in Gesellschaft von einem Grafen oder einer Baronin thun können. Dabei geht Judith mit Bärhagen gewöhnlich voraus, und mir fällt Fräulein Grete zu, die fortwährend verlangende Blicke zu dem Grafen sendet, der sie miserabel behandelt.

Interlaken wird langweilig. Morgen abend werde ich mich von ihr verabschieden. Was sie wohl dazu sagen wird?

* *
*

6. September.

Ich bin noch immer hier. Jedesmal, wenn ich ihr lebewohl sagen will, kriechen mir die Worte in den Hals zurück. Soll ich einer albernen Empfindlichkeit wegen auf den Verkehr mit einer schönen Frau verzichten, die mich ihren Freund genannt hat? Aber das ist doch kein Grund, daß sie mit keinem anderen Manne spricht.

Ich habe kein Zutrauen zu Bärhagen. Wehe, wenn sie dem in die Hände fiele! Er betont immer wieder von neuem, wie reich ihr Vater ist.

Armes Weib! Vor dieser Gefahr will ich sie wenigstens schützen. Das ist Freundesrecht und Freundespflicht.

So will ich meinen Koffer denn, ich glaube zum viertenmal, wieder auspacken.

* *
*

7. September.

Heute haben wir, die ganze Gesellschaft mit Ausnahme von Fräulein Palm, die seit ein paar Tagen an Herzaffektionen leidet, eine Fahrt nach den Staubbachfällen gemacht. Judith und Bärhagen im ersten Wagen, Herr und Frau Kayser im zweiten, und ich Unglücksmensch

mit Fräulein Grete im dritten Wagen zusammen. Schrecklich! Selbst bei solchen Gelegenheiten kann sich das Mädchen nicht von den riesigen Brillantknöpfen in den Ohren und Brillantnadeln überall trennen. Ich glaube, sie schläft mit ihnen. Dabei ist sie eigentlich gar nicht häßlich. Sie ist für ihr Alter nur zu völlig und pudert sich so stark, daß sogar ich es merke, und das will wirklich etwas heißen. Aber sie hat viel gesehen und ziemlich viel gelesen. Kaysser ist ein Selfmademan. Er hat es vom einfachen Arbeiter in einer Plüschfabrik zum Besitzer derselben und vielfachen Millionär gebracht. Warum diese Leute nun den verkehrten Stolz haben, ihre Tochter dem ersten besten Adligen zu geben, wenn er auch noch so verhungert und verschuldet ist? Das heißt, ich fürchte, er würde auch gegen einen Professor nichts einzuwenden haben, denn als wir unter dem Staubbach standen, teilte er mir flüsternd mit, daß er seiner Tochter zwei Millionen mitgeben würde. Er hatte wohl diesen Platz zu seiner Mitteilung ausgesucht, weil er erwartete, mich ohnmächtig hinsinken zu sehen, und hoffte, daß mich das reichlich zu uns herübersprudelnde Wasser wieder zur Besinnung bringen möchte. Ich fühlte keine Veranlassung, ihm zu sagen, daß ich bereits verlobt sei. Dabei nahm ich mir vor, lieber zurückzugehen, als noch einmal dies schreckliche Tete-a-tete im Wagen auszuhalten.

Ich muß wohl sehr verstimmt ausgesehen haben, denn Judith wandte sich zu mir.

„Was ist Ihnen?"

„Ich stürze mich in den Staubbach, wenn ich wieder mit Fräulein Grete fahren muß."

Sie lachte, ihr kurzes, nervöses Lachen.

„Ich glaubte, es wäre Ihnen angenehm."

„Gnädige Frau, Sie sind boshaft!"

„Warum? Fräulein Grete ist klug!"

„O ja."

„Und sehr reich!"

„Sehr! Zwei Millionen Mitgift!"

„Das wissen Sie schon? Nun, wenn da die fünfzehnjährige Treue nur aushält!"

„Frau Baronin!"

„Nun?"

„Auch Damen können beleidigen."

„Weshalb? Heiratet ihr Männer denn aus anderen Motiven?"

Ein unsägliches Mitleid überkam mich, wenn ich an die bitteren Erfahrungen dachte, aus denen heraus sie sprach.

„Manchmal auch aus anderen Gründen."

„Welchen?"

„Weil wir lieben!"

„Lieben?"

Sie zuckte mit den Achseln und wandte sich, gerade als ob sie sich schon zu viel mit einer so langweiligen Person wie mir befaßt habe, und ging nach unseren Wagen zurück. Ich sehe sie so gern gehen. Sie geht schnell, graziös, energisch.

Sie ist eine Zauberin. Wie sie es möglich machte, weiß ich nicht, aber ein paar Minuten später saß ich neben ihr im Wagen, die Pferde zogen an, ehe noch jemand einsteigen konnte, und ich winkte übermütig zu dem Grafen zurück, der mit einem unsäglich verdutzten Gesicht neben Grete stand und uns nachsah.

Und dann? Dann waren wir wieder einmal allein. Wo blieb mein Zorn, meine Kränkung? Hatte ich meine schöne Freundin je in schlimmen Stunden kokett gescholten? Sie kokett? Ebenso ist die Sonne kokett! Was kann die Sonne dafür, wenn sich die Menschen an ihren Strahlen berauschen? Was kann Judith dafür, daß wir dummen Männer blind in ihr Licht taumeln und unsere Flügel verbrennen?

Es war eine traumhafte Fahrt. Die letzte Abenddämmerung rötete die Wälder an den Bergabhängen. Neben uns rauschte das weiße Gletscherwasser der Lütschine, tobte, wirbelte und jagte in das Thal hinab. In der Ferne blies ein Hirt das Alphorn; von nahem ist das bekanntlich eine ohrenzerreißende, nicht auszuhaltende Musik. Jetzt aber kamen

die Klänge leise, fast geisterhaft von den Bergwänden zurück und vereinigten sich mit dem melodisch abgestimmten Läuten der Kuhglocken einer Herde, die auf der anderen Thalseite auf einer prächtigen, blütenbedeckten Alpenwiese weidete. Das waren aber auch die einzigen Töne. Sonst schwieg die Natur — und sie. Die krampfhafte, fiebernde Lustigkeit der letzten Tage war einer weichen Müdigkeit gewichen. Sie hatte sich in eine Ecke des Wagens geschmiegt, eine Ewigkeit von mir entfernt.

Langsam streifte sie die Handschuhe ab und legte ihre Hand auf den Wagenrand. Judith trägt Brillanten, wie Fräulein Grete, aber ihr stehen sie gut. Jetzt funkelten die Strahlen der untergehenden Sonne in ihnen, daß sie in allen Farben leuchteten; unter den Ringen aber, seltsam, daß er mir noch nie aufgefallen ist — der verhängnisvolle, glatte Reif. Meine Blicke hingen starr an ihm. Wenn ich das Geheimnis dieses Ringes ergründen könnte! Wenn ich wüßte, ob sie je im Leben für diesen Mann tiefer gefühlt hat! Sie war ein halbes Kind, als sie ihn heiratete, was weiß ein Kind von Liebe! Sie ist ja jetzt noch so lächerlich jung. Kann ein so junges Geschöpf so viel Charakterstärke besitzen, einen Mann zu verlassen, den sie liebt? Hätte sie sich so schnell von ihm getrennt, wenn die schlimme Entdeckung für sie nicht die Befreiung aus einem verhaßten Ehejoch bedeutet hätte, das die Eitelkeit der Mutter ihrer Unerfahrenheit aufgedrängt hat? Frauen vergeben alles dem Manne, den sie lieben, nichts dem Manne, den sie hassen.

Ob Bärhagen recht hat? Ist ihre Scheidung noch nicht formell ausgesprochen? Hundertmal schwebte mir die Frage auf den Lippen und ebenso oft unterdrückte ich sie. Soll sie auch mich je „zudringlich" schelten?

Sie muß wohl meinen Blick gefühlt haben, wenigstens wandte sie das schöne Haupt zu mir und begegnete meinen Augen. Hat sie die Frage in ihnen verstanden? Eine dunkle Röte stieg von ihrem Nacken aus in ihre Wangen und sie zog die Hand von dem Wagenrand zurück.

„Mich friert," sagte sie zusammenschaudernd, „die Sonne geht unter."

Sie beugte sich ein wenig vor und duldete es, daß ich sie in ihr Tuch einhüllte. Dann wandte sie die stolzen, ernsten Augen zu mir.

„Habe ich Sie wirklich gekränkt?"

„Sehr."

„Sie sind mir böse?"

„Nein."

„Warum nicht?"

Ich zuckte unter diesem klaren Blick zusammen. Er ist so gerade — so klug.

„Weil ich Ihnen nicht böse sein kann."

„Sie werden also morgen mit auf unsere Partie nach der Schynigen Platte kommen?"

„Haben Sie Kaysers auch aufgefordert? Erbarmen, gnädige Frau!"

„Nennen Sie dem Grafen die Höhe der Mitgift von Fräulein Grete, und seien Sie überzeugt, daß Sie Ihrer Kavaliersdienste sofort entledigt sind."

„So schlecht denken Sie von dem Grafen?"

„Ich denke nicht schlechter von ihm als von allen Männern."

„Judith," sagte ich leise, und es war das erste Mal, daß ich sie mit ihrem Vornamen anzureden wagte, „werden Sie nie und von keinem Manne anders denken?"

„Nein," sagte sie hart, „ich verachte alle — alle!"

„Auch — mich?"

Sie streifte mich mit einem verwunderten Blick.

„Anwesende sind immer ausgenommen, und Sie —"

„Nun?"

„Sie sind ja nur mein Freund."

Ich mußte lachen über die Zusammenstellung von „nur" und „Freund".

„Und darf ich Ihnen sagen, wer Sie sind, gnädige Frau?"

„Gewiß."

„Sie sind eine Undine."

„War Undine nicht seelenlos?"

„Ja."

„Dann bin ich keine! Denn ich kann hassen, glühend hassen!"

Sie hätte nichts sagen können, was mich fröhlicher gemacht hätte. Ich beugte mich zu ihr hin.

„Gnädige Frau," bat ich, „geben Sie mir ein Andenken an diese Fahrt."

„Welches?"

„Ihre Rosen, Judith!"

Sie löste langsam den Strauß von ihrem Busen und gab ihn mir. Ich haschte nach ihrer Hand und küßte sie — zum erstenmal. Ihre Hand ist weich. Es ist die Hand einer Frau, deren schwerste Arbeit das Auflösen ihrer Locken gewesen ist.

Noch vor vier Wochen mochte ich es nicht leiden, wenn Frauen sich die Hand küssen ließen. Ich fand es indecent. Und jetzt?

Aber wozu hat man Überzeugungen, als um sie mit dem Gletscherwasser der Lütschine thalab fließen zu lassen? Wozu hat man einen Verstand, wenn nicht, um ihn zu verlieren?

Wozu hat man ein Gewissen, wenn nicht, um es zu betäuben?

* * *

8. September.

Wir waren schon ziemlich früh zu unserer Partie aufgebrochen. Als wir bei Gsteig die Wagen verließen, um die Fußtour anzufangen, wurde der Himmel, der in Interlaken himmlisch heiter gewesen war, grauer und grauer, und nachdem wir kaum im Walde waren, entstand schon Streit darüber, ob die Dämmerung um uns durch die dichten Wipfel oder den düsteren Himmel verursacht sei. Die liebenswürdigen Alten waren beritten; Judith hatte erklärt, gehen zu wollen, und da Fräulein Grete ihr alles nachmacht, war auch sie zu Fuß. Wir ließen die Eltern weit vorausreiten, weil wir behaupteten, daß der Staub uns störe, obgleich auch nicht das leichteste Wölkchen aufflog, und folgten, ich als zähneknirschender Begleiter von Fräulein Grete, Judith leichtfüßig mit dem Grafen voraus. Arme Grete! Sie that mir fast leid. Ihre kleine dicke Gestalt trägt sich nicht so schnell bergauf wie Judiths schlanker Körper. Dazu war es am Fuß des Berges noch drückend schwül, und sie war in ein gewiß sehr modernes, aber abscheuliches Touristenkostüm eingezwängt, daß sie, glaube ich, kaum atmen konnte. Vergebens versuchte ich immer, den Zwischenraum nicht allzu groß werden zu lassen. Judith war sehr lustig! Ich konnte es sehen und hören, wenn ein Windhauch abgerissene Töne des Lachens zu mir herübertrieb. Sie kann sprechen, während sie bergauf geht, als ob sie in ihrer Agrippinahaltung im Sessel läge; Grete preßte von Zeit zu Zeit mühsam ein paar Worte heraus, und da mir gar nichts an ihrer Unterhaltung lag, bat ich sie zuletzt, sich zu schonen. Dann, so gern ich vorwärts wollte, war ich gezwungen, Rast zu machen: sie auf einem Baumstamm und ich ein paar Schritte von ihr entfernt im Moose; unter uns das grüne Thal von Interlaken; rings um uns herum, zwischen den Felsblöcken der kleinen Stein- und Schutthalde, unter der wir lagerten, glühend roter Fingerhut und nickende Glockenblumen; in den Wipfeln ein paar Vögel, die zwitschernd hin und her flatterten. Ich war nicht in der Stimmung, mich über den schönen Blick und die blühende Pracht zu freuen. Längst war unsere Gesellschaft verschwunden, und Grete nahm sich noch immer Zeit, sich zu erholen. Sie wurde gesprächig, verlangte von mir, daß ich ihr Blumen pflücken sollte, kicherte und richtete ihre wasserblauen Augen schmachtend zum Himmel und vom Himmel zu mir — ich muß ihr wirklich nächstens sagen, daß ich verlobt bin, sonst —

Pfui, alter Junge, wer wird über eine Dame so etwas schreiben! Aber ärgerlich war es doch, als ich so mit ihr am Arme unsere Gesellschaft wieder einholte, die sich unterdes in dem kleinen Wirtshaus niedergelassen hatte und friedlich und gemütlich auf der Holzbank vor dem Hause um ein paar Flaschen Landwein herumsaß; denn von Grete wußte ich,

wie erhitzt und unvorteilhaft sie aussah, und ich konnte mir dasselbe über meine Erscheinung denken. Fräulein Grete hatte mir die angenehme Pflicht, sie zu führen, nicht eben leicht gemacht. Ich war wütend auf den Grafen, der mir durch sein rücksichtsloses Vorwärtshasten die Sorge für Grete überlassen, und böse auf Judith, daß sie ihn nicht daran verhindert, nachdem ich ihr noch gestern abend mein Herz ausgeschüttet hatte und sie so lieb und freundlich gewesen war.

Unser endliches Erscheinen hatte so ziemlich den erwarteten Effekt. Vater und Mutter Kayser stürzten auf ihr kostbares Töchterchen zu, und in Judiths Gesicht funkelten die Kobolde ihre besten spöttischen Launen, aber sie schienen nicht meiner erhitzten und verstaubten Person zu gelten, sondern dem Grafen. Er war, nachdem er uns kaum erblickt, auf uns zugeeilt mit einem Eifer, den er Grete gegenüber noch nie an den Tag gelegt hat.

„Aber, mein allergnädigstes Fräulein, was haben Sie uns für Sorge gemacht!"

Dann bot er ihr seinen Arm und führte sie im Triumphe den Eltern entgegen. Die drei schnatterten in den aufgeregtesten ostpreußischen Tönen zusammen und der Graf sekundierte in seinem breiten Mecklenburgischen — ich habe in meinem Leben schon angenehmere Quartette gehört. Für Fräulein Grete wurde im Wirtshaus ein Pferd beschafft, um die noch übrigen zwei Wegstunden zurückzulegen, und als nun die kleine Kavalkade sich in Bewegung setzte, blieb ich absichtlich zurück, damit mir nicht wieder die langweilige Beschützerrolle zufallen sollte. Endlich trat ich vor die Thür und sah zu meiner Verwunderung Judith, die mit dem Rücken gegen die Holzwand behaglich schelmisch mit ihren Blicken den Reitern folgte, zu denen sich der Graf an der Seite von Fräulein Grete hielt.

„Sie allein?" fragte ich betroffen. „Was heißt das?"

„Daß ich gestern abend recht hatte!"

„Worin?"

„In der Wirkung, welche die Ziffer von Fräulein Gretes Mitgift auf den Grafen ausüben würde."

„Und?"

„Nun — Sie sehen es ja — einer wie alle!"

Ich war wirklich in diesem Augenblick böse auf den Grafen, daß er ihr das Recht gab, noch einen Mann mehr zu verachten. Ich wußte, daß ich eine Dummheit sagte, und ich sagte es doch.

„Und — das ist Ihnen unangenehm?"

Sie maß mich mit einem erstaunten Blick.

„Mir? warum?"

„Er hat Ihnen den Hof gemacht!"

„Und was weiter?"

Ihre Ruhe reizte und verwirrte mich zugleich. „Verzeihen Sie, ich glaubte, er wäre Ihnen nicht gleichgültig."

„Das glaubte ein so kluger Mann wie Sie?"

Ein Glücksschauer durchrann mich.

„Frau Baronin!" stammelte ich und beugte mich über ihre Hand. Als ich mich wieder aufrichtete, war ihr Gesicht vollkommen kühl.

Dann schritten wir rüstig bergauf, ich nun an dem Platze des Grafen, höher und immer höher, auf einem jener bequemen Wege, die in der Schweiz bis an die Region des ewigen Schnees führen, rechts von uns der schroffe Abfall in das Thal von Lauterbrunnen, in welchem Menschen und Tiere nur als Punkte erschienen, links von uns die kahle Bergwand, auf der noch die letzten verkrüppelten Kiefern standen und ein paar vereinzelte Blumen blühten. Plötzlich sahen wir eine leichte Wolke flatternd an uns vorbeifliegen, die uns auf ein paar Sekunden in Nebel hüllte, gleich darauf jagte ein heulender Windstoß eine wilde Schar durchsichtiger Schleier an uns vorbei, andere senkten sich von oben auf uns herab, eine riesige, zusammengeballte Wolkenwand türmte sich mit Blitzesschnelle auf, und ehe wir noch wußten, was mit uns geschah, waren wir in einen undurchdringlichen Hochgebirgsnebel eingehüllt. Auf wenige Schritte sahen wir

weder Abgrund noch Bergwand; nur eben noch das kleine Stückchen Welt, das unsere Augen beherrschen konnten, unsichtbar für jedermann, jedermann vor uns verborgen.

Bald darauf trafen uns ein paar schwere Tropfen, die der Wind schmerzhaft gegen unser Gesicht trieb; ein paar heulende Windstöße pfiffen an uns vorbei, und dann — Herr des Himmels, kann das in den Bergen regnen! Nach ein paar Sekunden war der Pfad, auf dem wir gingen, ein Bach; von den Felsen rieselten zunächst kleine silberne Fäden herunter, die stärker und stärker wurden, bis sich die Berglehne in eine schäumende Kaskade verwandelt hatte, aus der es in hunderttausend schnell gebildeten Wasserfällen schäumend weiß herabstürzte.

Ich hatte sie, als die ersten Schauer kamen, in mein Plaid eingehüllt, so daß nur noch ihr Gesicht heraussah; deshalb mußte sie es sich schon gefallen lassen, daß ich sie in meinem Arm führte, während ich mich mit der anderen Hand bei besonders glatten Wegstellen an dem Felsen festhielt, von dem die Bäche mir freundlich kühlend in den Ärmel hineinliefen und mich vollends bis auf die Haut durchnäßten. Wie schön sie sein muß, daß sie diese Situation nur noch schöner machte, und wie lächerlich ich mit meinem nassen Bart ausgesehen haben mag, in dem der Wind wühlte! Es war eine schwere Arbeit, gegen Sturm und Regen anzukämpfen, und ein paarmal überlief mich heiße Angst, nicht für mich, wahrlich. Die Vorausreitenden waren wohl halten geblieben, wir konnten sie nicht sehen, aber sie mußten ziemlich in unserer Nähe sein.

„Sollen wir helfen?“ rief Bärhagen.

„Vertrauen Sie mir, daß ich Sie sicher weiter führe?“ fragte ich sie.

Sie lachte statt aller Antwort und rief dem Grafen zu, nur weiter zu reiten.

„Weshalb lachen Sie über meine Frage?“

Sie hatte sich aus meinem Arm losgemacht, that ein paar rasche Schritte nach dem Abgrund — ich stieß einen Schrei aus.

„Nicht da,“ schrie ich, „zurück!“

Sie blieb stehen und lachte wieder.

„Wie kann man so am Leben hängen!“ sagte sie, die Arme verschränkend. „Es giebt kein schöneres Gefühl, als zu wissen, daß man seinen Tod in der Hand hält. Einen Schritt — eine Bewegung — und —“

Mit dem letzten Rest von Besinnung, den mir der Schwindel ließ, riß ich sie zurück. Ich fühlte, daß mir der kalte Schweiß auf der Stirn stand.

„Was ist Ihnen?“ sagte sie, „mein Gott, was ist Ihnen?“

Vor meinen Ohren aber sauste es und vor meinen Augen war es schwarz. Nur mit gewaltiger Willensanstrengung gelang es mir, den Schwindel zu überwinden, der mich jäh überfallen hatte.

„Das war unrecht von Ihnen,“ sagte ich endlich mit Mühe. „Es ist ein Frevel, mit der Gefahr zu spielen!“

„Bah,“ sagte sie, „wie kann man einen Scherz so ernsthaft nehmen! Kommen Sie!“

„Schwören Sie Urfehde?“

„Ich schwöre,“ sagte sie.

Dann gingen wir weiter, plaudernd, scherzend, als ob der Regen nicht um uns herum rauschte und ein einziger falscher Schritt in dem dichten Nebel, der jede Aussicht verhinderte, uns nicht allen Ernstes hätte in den Abgrund reißen können.

Plötzlich tauchten dicht vor uns die weißen Wände eines kleinen Hauses auf, das wir auf ein paar Meter noch nicht gesehen hatten; in der offenen Thür drängten sich eine Menge Menschen zusammen, die uns lachend, schreiend und winkend bewillkommneten — unsere Gesellschaft, Führer und fremde Touristen, die sich mit uns durch das gleiche Mißgeschick verbunden fühlten. Für die nächste Viertelstunde erinnere ich mich nur noch an ein wildes Hinundher auf den weißgedielten Treppen und auf den engen Korridoren, bis wir alle Zimmer gefun-

den hatten und, was die Hauptsache war — Betten!

Ein paar Stunden später trafen wir uns, mit notdürftig getrockneten Kleidern, zum Teil wunderlich ausstaffiert, in dem kleinen Eßzimmer zusammen, alle lustig, aufgeregt, mit möglichstem Humor, ausgenommen Frau Kayser, die entschieden die verunglückte Partie für eine persönlich gegen sie gerichtete Bosheit hielt. Sie wurde erst wieder besserer Laune, als der Graf sich seinen Platz neben Grete wählte, was er noch nie gethan hatte. Nach Tisch wurde das laute Stimmengeschwirr stiller. Die meisten sahen sich nach dem Wetter um; der Regen hatte aufgehört, der Nebel lag freilich noch so dicht vor den Fenstern, daß die Scheiben undurchsichtig wie Milchglas waren, aber man konnte doch an den Heimweg denken. Der größte Teil der Gesellschaft brach auf; Frau Kayser erklärte, um keinen Preis ihr Leben auf das Spiel setzen zu wollen, und da wir ja alle vollständig die hohe Bedeutung ihres Daseins einsahen, fanden wir uns gern bereit, oben zu bleiben. Wir waren die einzigen, die sich dazu entschlossen. Der Abend brach herein; der Wirt ließ ein Feuer im Kamin anzünden; die Baronin stemmte ihre kleinen Füße auf das Gitter und sah träumerisch in die Flammen. Alle hatten sich um das knisternde Feuer versammelt, in dem die Holzkloben widerwillig krachend und sprühend verbrannten. Bei uns drinnen war es gemütlich und heimelig; draußen aber pfiff der Sturm um das in allen Fugen ächzende und krachende Bretterhaus; es war eine ganze Höllensymphonie von langgezogenen, heulenden Trompetenstößen, aus denen ich manchmal das dumpfe Brüllen der Nebelhörner zu hören glaubte. Dazu hatte der Regen wieder eingesetzt und klatschte an die Fensterscheiben. Der Graf suchte einen anständigen Rückzug — es war klar. Er hatte seinen Stuhl hinter den von Fräulein Grete geschoben und machte ihr den Hof in seiner nonchalant-aristokratischen Art, die er gegen die ganze Familie anwendet.

Ich warf ihr darüber einen verständnisvollen Blick zu, den sie lachend erwiderte. Ich fühlte mich so glücklich, so zufrieden. Diese Abgeschlossenheit, diese weiche Stimmung, in der sich meine schöne Freundin heute abend befand, es brachte mich ihr noch näher. Sonst hat man immer das Gefühl, man müsse ihr gegenüber auf der Hut sein. Sie hat eine eigentümlich spöttische Art, kleine Unachtsamkeiten im Gespräch mit einem Scherz zu bemerken. Heute ließ sie mich, über ihren Stuhl gelehnt, plaudern, wie es mir ums Herz war.

„Wissen Sie auch, gnädige Frau," sagte ich, „daß Sie doch eine Undine sind? Wie könnten Sie sonst keine Spuren dieses Unwetters an Ihrer Toilette zeigen, während die anderen Damen so zugerichtet sind?"

„Sie hatten wahrscheinlich keinen Kavalier, der ihnen das eigene Plaid gab!"

Spät am Abend fand der Graf, daß der Wirt noch ein paar Flaschen Champagner im Keller habe. Judith jubelte darüber wie ein Kind. Selbstverständlich dauerte es nicht zehn Minuten, bis der erste Toast auf die Damen ausgebracht wurde und wir das übliche Lebehoch sangen. Dann redete ich auf Judith und Herr Kayser auf einen Rätselhaften, über den der Graf und ich uns stritten, wer von uns beiden gemeint sei. Judith erklärte, daß die wackeren Pferde, die eine so kostbare Last heraufgetragen hatten, auch etwas von der Festfreude haben müßten, und verlangte von Bärhagen, daß er wenigstens eines die Treppe hinaufbringen sollte. Bärhagen war gern dazu bereit, aber Kaysers schrien so vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß Judith erklärte, verzichten zu wollen. Natürlich fingen wir bald an zu singen, alles mögliche durcheinander, bis die Baronin ein übermütiges französisches Couplet anstimmte.

Es that mir weh. Sie ist mir zu heilig für solche frivole häßliche Scherze.

„Hören Sie auf," bat ich sie. „Sie sind wirklich zu gut dafür."

Ich glaube, wir hatten alle ein wenig Champagner im Kopf — auch Judith. Ihre Augen glänzten fiebrisch, unruhig. Einmal hielt ich mein Glas gegen das ihre.

„Worauf?“ sagte sie.

„Auf Ihr Wohl!“ sagte ich.

„Nein,“ sagte sie, mir leuchtend in die Augen sehend, „auf das Vergessen!“

Sie trank mit gierigem Schluck ihr Glas leer, dann warf sie es in das Feuer, wo es zersprang.

Das Klirren der Scherben schien sie aus ihrem momentanen Taumel wieder zur Besinnung zu bringen. Sie strich sich über die Augen; dann gab sie für die Damen das Zeichen zum Aufbruch. Wir blieben wohl noch eine Stunde zusammen; Herr Kaysser wurde sehr übermütig, sehr! Er nannte Bärhagen fortwährend: liebes Gräfchen, erzählte Anekdoten ohne Pointe, über die er sich totlachen wollte, schlug ihm ein über das andere Mal schallend auf das Knie und stolperte endlich Arm in Arm mit ihm, nicht allzu leise, durch das nächtlich stille Haus in sein Zimmer. Ich zog, nach all der Tollheit und dem Lärm aufatmend, die Thür hinter mir zu und warf mich todmüde auf mein Bett. Plötzlich weckten mich seltsame Töne. Ich hörte ein lautes Gelächter, das in Schluchzen und Wimmern jammernd überging. Entsetzt fuhr ich in die Höhe und glaubte zunächst geträumt zu haben, weil es ein paar Sekunden ganz still blieb. Dann aber fing das unheimliche, erschütternde Wimmern von neuem an, und ich merkte, daß es aus dem Nebenzimmer kam, welches von dem meinen wahrscheinlich nur durch eine dünne Bretterwand getrennt war. Es war Judiths Stimme. Sie sprach mit sich selber. Bald darauf hörte ich, wie sie mit fieberhaften, rastlosen Schritten nimmermüde auf und ab ging, als ob sie in einem Gefängnis wäre, dessen Mauern sie bedrängten, von einer nervösen Unruhe erfaßt, für die ich mir keine Erklärung wußte. Täuschte mich nur das siedende Blut in meinem Hirn? War denn das wirklich Schluchzen, was ich hörte? Woher aber dieser Rückschlag nach der Heiterkeit, nach dem Übermut der letzten Stunden? Welch ein geheimnisvoller Gram lebt in der Seele dieser Frau? Was muß sie vergessen, was kann sie nicht vergessen? Diese Töne haben mehr zu bedeuten als nur den zornigen Haß, dessen ihre Seele nach ihrem eigenen Geständnis fähig ist. Ist denn das alles heute abend, all das Lachen, ihre übermütigen Scherze, nur Maske, nur Komödie gewesen? Was aber quält und ängstigt sie so, daß es sie schlaflos, ruhelos macht, daß sie in der Einsamkeit der schweigenden Nacht die Verzweiflung ihres Herzens, die sie uns allen verbirgt, den stummen Wänden zeigt? Hundertmal war ich in Versuchung, an ihre Thür zu klopfen und zu sagen: Judith, dein Freund ist wach! Sage ihm dein Leid, er wird es verstehen, wird dich trösten; weine dich aus an meinem Herzen, du armer, gescheuchter, verängstigter Vogel!

Dann wurde sie still, ich aber konnte nicht schlafen. Ich wußte bis zu dieser Nacht nicht, daß ich noch so jung bin, daß meine Sinne noch so heiß brennen. Diese Nähe von Judith, diese dünne Wand, die mich von ihr trennte — es machte mich fiebernd, rasend. In dieser Nacht, meine heiße Stirn in den Händen verborgen, habe ich endlich selbst den Schleier von meinen Gefühlen gezogen, habe ich gelernt, dem, was ich für Judith fühle, ehrlich in das Gesicht zu sehen.

Nein! Ich bin nicht ihr Freund, der mit dem kühlen Recht zufrieden ist, ihr uneigennützigen Rat zu erteilen; ich habe auch keine brüderlich ruhigen Empfindungen gegen sie — ich bin weiter nichts als der Mann, der sie liebt mit der ganzen Leidenschaft einer verlorenen, verscherzten Jugend, der sie begehrt — bis zur Raserei, bis zur Besinnungslosigkeit!

(Schluß folgt.)





Lorenzo il Magnifico.

Von

Sigmund Münz.

Der Bann der mittelalterlichen Welt scheint gebrochen. Die Dogmen weichen der Kunst. Es duftet wieder von Blumen, wo früher Weihrauch gewesen. Die Heiligen machen den Musen Platz — die Madonna selber ist eine Muse geworden. Bunte Bilder ziehen über die Welt, die mit Kutten verhängt gewesen. Die Götter Griechenlands tanzen triumphierend über die Erde und machen nicht einmal vor den Gräbern der Apostel Halt. Man hat auch im Palast des Papstes Sack und Asche von sich geworfen und sich in Blumen gehüllt. Ein Strahl goldenen Lichts fällt auch in die dämmernden Räume der Basilika von St. Peter. Die Menschen, die den Sinai so drohend, den Ölberg so verheißend aus der Erde ragen sahen, erschauen nun wieder den Parnaß, der sich so reizvoll zu jenen Höhen gesellt, die er nun fast übertreffen und erdrücken zu wollen scheint. Der klassische Berg, der nun durch Jahrhunderte, ja durch ein Jahrtausend verwaist, ja verschwunden war, belebt sich wieder mit allerlei Sängern, welche hellen Jubel in die Welt tönen. Diese hat das Beten, das Fasten, die Ablässe satt bekommen — sie zahlt nicht mehr so hohen Preis für den Glauben, den man am Tiber wie einen Industrieartikel feilgeboten und, mit der Schutzmarke des Statthalters Christi versehen, in die Welt gesendet hatte.

Es regt sich von neuem Leben in Italien, das nicht nur das Erbe des alten Rom, sondern auch Griechenlands angetreten. Die Römer und Hellenen haben ihre Gräber gesprengt. Aus Handschriften heraus destilliert sich die Antike in den edelsten Geistern der Zeit. Die Fürstenhöfe Italiens wetteifern miteinander in der Pflege der Klassicität. Dort, wo kein Fürst ist, findet sich ein Bürger, der fürstlicher als die Fürsten thut. Alle Städte überbietet Florenz. Der Ölbaum der Athene, der längst auf der Akropolis verdorrt ist, blüht neu auf San Miniato. Die Stadt am Arno ist die Nachfolgerin der Stadt am Ilissos und Kephissos geworden. Mit den goldenen Fäden einer künstlerischen Bildung umspinnen uns noch heute nach Jahrtausenden und Jahrhunderten Athen und Florenz.

Wer hat diesen Zauber hervorgerufen? Wer hat die erstarrte Erde belebt und wieder wohnlich gemacht? Es sind so viele Momente, die sich in Florenz glücklich zusammenfanden. Die Stadt am Arno hatte an der allgemeinen geistigen Erhebung der Zeit teilgenommen. Dazu die besonderen Umstände: die Entwickelung des Wohlstandes, den hervorragende Banquiers, Seidenweber, Wollweber, Tuchhändler zusammengebracht hatten; der Eifer, mit dem das ganze Volk die Staatsleitung begleitete. Florenz ward ein warmer Herd der Renaissance. Die Stadt, die sich so maßvoll aufbauend und entwickelnd, so wenig herausfordernd, so ge-

nügsam und anheimelnd an den Ufern des Arno hindehnt, verstand es, für die neue Zeit mit ihren neuen Gedanken glückliche Formen von goldenem Maße zu schaffen. Die Namen Brunelleschis, Masaccios, Donatellos, Michelozzos klangen durch ganz Italien. Die Mediceer waren die Beschützer dieser Künstler. Jene Dynastie von Kaufleuten hat mehr für die Entwickelung des geistigen Lebens der Menschheit gethan, als die Machthaber von Ägypten und Rom thaten. Was keiner Weltmonarchie gelungen, das hat Florenz, das Athen der Renaissance, zu stande gebracht. Noch heute begrüßen wir, wenn wir zum erstenmal auf San Miniato stehn, dort unten im Thale eine unserer Seele längst verwandte Stadt. Denn in unserem an der Klassicität genährten Geiste hatten wir sie empfunden, ehe wir sie schauten.

Und dieses Florenz, insofern es lange der Sitz abendländischer Kunstblüte war, haben die Mediceer aus der Taufe gehoben. Es waren am 8. April vierhundert Jahre seit dem Tode Lorenzos des Herrlichen verflossen, und noch immer berauscht uns der Name dieses Mediceers, der als der Erbe eines ruhmvollen Großvaters den geistigen Besitz der Ahnen nicht nur bewahrte, sondern auch mehrte.

Er war kein Adonis, und doch lebt er in unserer Vorstellung als ein mit besonderer Schönheit ausgestatteter Mann fort. Er war nicht immer heiter, und doch denken wir ihn uns so, als ob er es stets gewesen sein müsse. Er ist einer jener Lieblinge der Geschichte, deren Ruf besser ist, als es die Person selber war. Als „der Herrliche“ im Andenken der Menschheit fortlebend, ist er dieser, je mehr er sich von ihr zeitlich entfernte, desto herrlicher erschienen. Er macht uns seinen Vater, seinen Bruder, seinen Sohn vergessen, die alle ruhmloser gewesen als er; aber er drängt sich uns — und das haben die vielen Lobredner gemacht — mit seiner Individualität dermaßen auf, daß er gar seinen Großvater Cosimo, der da säete, was Lorenzo erntete, in den Schatten stellen möchte.

Noch jetzt, nach vier Jahrhunderten, bezaubert uns Lorenzo. Die Geschichtsforschung sollte uns wohl ernüchtert haben: Aus der Höhe des Ideals, in welche im vorigen Jahrhundert der Engländer William Roscoe die Gestalt Lorenzos il Magnifico emporgehoben, hat sie längst die Kritik, die mehr aus den Dokumenten als aus der Phantasie schöpft, auf den Boden der Wirklichkeit herabgezerrt. Lorenzo ist lange nicht mehr der Apollo der Renaissance, ja nicht einmal der Perikles derselben — Lorenzo war vielmehr ein ränkevoller Staatsmann, der längst seinen Macchiavelli — und nicht einmal immer mit Glück — studiert hatte, ehe dieser geschrieben war. Und doch wird er, der jung gestorben, uns noch lange wie ein Pfeiler erscheinen, an den sich eine Epoche lehnt. Die sorgfältigen, das ganze Italien jener Zeit umspannenden Studien Alfred von Reumonts, welche Licht und Schatten weise verteilen, haben uns den Mediceer, der schon ohnehin früher der Liebling der Muse aller Nationen gewesen, noch menschlich näher gerückt. Das harte Urteil, zu dem der schweizerische Forscher Buser über den italienischen Staatsmann in Lorenzo durch genauere Einsicht in die in den Archiven noch verwahrten Korrespondenzen der Zeit gelangt ist, ändert nichts an der Thatsache, daß der Mediceer, selber Denker und Dichter, den Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Vaterstadt bildete. Florenz aber war damals ein Mikrokosmos, der die edelsten Elemente der abendländischen Kultur in seiner Geschichte und seinen Kunstschätzen barg. Schon zwei Jahrhunderte vor Lorenzo hatte Papst Bonifaz gesagt: „Die Florentiner bilden das fünfte Element der Schöpfung!“ Um wie viel mehr galt das in den Tagen der Mediceer. Es war eine Zeit, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Was Leonore in Goethes „Tasso“ von dem Hause Este und von Ferrara sagt, gilt noch mehr von den Mediceern und von Florenz.

Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
— — — — — — — — — — — —
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

Wer zählt sie alle, die Gäste dieses Hauses? An dem Tische der Mediceer tafelten Alberti und Ficino, Landino und Poliziano, Perugino — und als der jüngste von allen Michelangelo Buonarotti. Wenn die Tafel auch vollbesetzt war, fand sich immer noch manch freier Platz für die Besten der Zeit.



Vasaris Bild Lorenzos. (In den Uffizien.) Faksimilierte Nachbildung.

ten Kaufleute und Päpste, Philologen und Machthaber, Dichter und Ritter, Denker und — schöne Frauen. Es hatten an Cosimos Tische Donatello und Ghiberti, Luca della Robbia und Mino da Fiesole, Masaccio und Fra Angelico, Benozzo Gozzoli und Filippo Lippi, Brunellesco und Michelozzo, Ghirlandaio und Signorelli getafelt. An Lorenzos Tische ta-

Durch Jahrhunderte beherrscht der Name der Medici die Geschichte von Florenz. Sie sind Bürgersleute. Der Name bedeutet „Ärzte“, und ein Ahne des Geschlechtes soll eine Wunderkur an Kaiser Heinrich VII. gethan haben. Sie gehörten zu der Zunft der Ärzte und Apotheker (Medici e Speziali). In ihrem Wappen führten sie sechs Kugeln in goldenem

Felde. Diese Kugeln hält man gemeiniglich für Pillen — demgemäß sollen die Ahnen Lorenzos Gewürzkrämer oder Apotheker gewesen sein. Die Lilie, das Stadtwappen von Florenz, wich den Kugeln — die Medici erhoben sich über die Tradition. Cosimo il Vecchio war bereits ein Mann, mit dem Europa zu rechnen hatte — eine finanzielle Großmacht, wie heute Rothschild; ein Mäcen, der Künstlern und Gelehrten eine gastliche Stätte in seinem Palaste in der Via Larga bot. Als bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken die griechischen Gelehrten vom Bosporus weg flüchteten, räumte Cosimo ihnen ein Asyl am Arno ein und begründete die platonische Akademie. Er schuf eine Bibliothek, heute Laurenziana benannt, die mit ihrem großen Schatze an Handschriften griechischer und lateinischer Klassiker noch immer die Philologen aus aller Herren Ländern nach Florenz zieht. Als Padre della Patria starb er betagt im Jahre 1464 zu Careggi.

Der Tod hat dieses alte Lustschloß der Mediceer, das uns noch heute, aus üppigem Grün aufragend, wenn wir von Rifredi her den Weg nach Florenz nehmen, aus der Ferne mit seinen Zinnen winkt, zweimal geweiht. Denn achtundzwanzig Jahre später kam hier auch „der letzte Abend seines Winters“ zu Lorenzo — er kam zu ihm im Frühling, als gerade Menschen und Dinge ihre Ostern feierten.

Lorenzo, der Enkel Cosimos und Sohn Pieros, war geboren im Jahre 1448. Er nannte sich einfach Lorenzo di Piero de' Medici cittadin fiorentino (Lorenzo, Sohn Pieros de' Medici, Bürger von Florenz). Er war unter der unmittelbaren Aufsicht seines hochbegabten Großvaters aufgewachsen. Dazu kam die weise Leitung seiner Mutter Lucrezia Tornabuoni, die ihn wohl mehr als der Vater Piero bildete. Lucrezia war auch hervorragend dichterisch thätig, und ihre poetische Begabung vererbte sich auf den Sohn. Dieser that sich, während sein Körper manche Unvollkommenheit aufwies, schon frühzeitig geistig hervor. Lorenzo war kurzsichtig und mehr stark als schön. Er glänzte in allen Turnieren. Der spätere Bischof von Arezzo, Gentilis von Urbino, und Landino waren seine ersten Lehrer. Im Griechischen unterrichtete ihn der Grieche Argyropulos, in der Philosophie Platos speciell Marsilius Ficinus. Lorenzo war ein Jüngling, und schon besuchte er im Auftrage des leidenden Vaters die Höfe Italiens. Auch bei dem Papst Pius II. Piccolomini sprach er in Rom vor. Der ideenreiche Herrscher, Humanist und Dichter, „Pfleger der Gerechtigkeit und der Religion, bewundernswert als Redner“, segnete den jungen Mediceer — und es strahlte auf diesen Geist vom Geiste des merkwürdigen Toskaners über, der die Tiara trug. Lorenzo fing an, die Aufmerksamkeit aller Männer von Talent, denen er nahe kam, auf sich zu lenken. Sein Vater hatte ihn in die Staatsgeschäfte, seine Meister hatten ihn in die nationale Poesie eingeführt. Bald legte er sein litterarisches Glaubensbekenntnis nieder.

Über alles liebte Lorenzo die Muse Dantes und Petrarcas. Schon der Jüngling schaute zu diesen Dichtern als den „beiden wunderbaren Sonnen“ auf. „Wo es sich,“ sagt er, „um ihr Lob handelt, ist nach einem Worte Sallusts über Karthago schweigen besser als wenig sagen.“ An Dante setzt er eine gewisse Rauheit aus, die dieser Dichter, „sonst so rühmenswert, nicht ganz abzustreifen vermochte“. Schon früh berauscht er sich an dem toskanischen Idiom. Er ist von dem Gedanken erfüllt, daß sich die Herrschaft von Florenz und mit ihr die Herrschaft der Sprache des Landes, wo das si ertönet, ausdehnen möge. „Dieser Sprache hat es eher an Autoren gefehlt, als daß die Sprache sich gegen Autoren und Stoffe spröde gezeigt hätte. Für den, der sich einige Übung erworben, sind ihre Grazie und Harmonie groß und voller Wirkung.“

Sein litterarisches Streben ging parallel mit dem politischen. Der Ehrgeiz ward in Lorenzo frühzeitig großgezogen. Bei einem Maskenfeste im Jahre 1459, das

sein Großvater Cosimo zu Ehren Giovanni Galeazzos, des ältesten Sohnes des ihm befreundeten Herzogs Francesco Sforza von Mailand, veranstaltete, erschien schon der elfjährige Knabe Lorenzo als griechischer Gott verkleidet. Und doch hatte der Enkel den Cosimo nicht großthun gesehen. Dieser sagte einmal in den letzten Tagen seines Daseins, sein Haus sei zu groß für die kleine Familie Medici. Er hatte auch in seinem Testament den Wunsch ausgesprochen, einfach begraben zu werden — aber die Stadt achtete nicht darauf und begrub ihn mit fürstlichen Ehren.

Von diesen patriarchalischen Neigungen des Großvaters wich der Enkel sehr ab. Und kaum war er ein Mann, so erregte er bei manchen seiner Mitbürger den Verdacht, als ob er, der „Kaufmannskönig", die Republik stürzen wolle. Seinen jüngeren Bruder Giuliano hielt er womöglich von den Staatsgeschäften fern. Die Brüder waren beide auch in ihrem Äußeren mit dem mediceischen Stempel geprägt. Fr. Hoffmann, ein Autor, auf den wir noch zu sprechen kommen, sagt: „Der um sieben Jahre ältere Lorenzo war seinem Bruder in der Gestalt ähnlich, nicht minder eine prächtige Erscheinung, etwas größer noch. Aber so schön war er nicht. Es lag sogar etwas Finsteres und Unangenehmes in seinem Gesicht. Er hatte eine olivengelbe Farbe, eine etwas gedrückte Nase, eine näselnde Stimme; der Mund war zu groß, aber das Auge voll Feuer und die Stirn hoch. In der Haltung war er gemessener, mehr Fürst, mehr Staatsmann, mehr Italiener als Staatsmann." Scheinbar herrschte gutes Einvernehmen zwischen Lorenzo und Giuliano, aber auf dem Grunde der Seele des letzteren mag zuweilen ein geheimer Groll gegen den älteren Bruder aufgetaucht sein, der das Andenken des Großvaters, die Tradition, das Bürgertum verletzte, indem er die Gesetzgeber zu seinen Kreaturen herabwürdigte und seine eigene Person an die Stelle des Gesetzes hob.

Schon bei Lebzeiten seines Vaters Piero, der häufig leidend war — man nannte ihn „il gottoso" (den Gichtkranken) —, machte sich Lorenzo viel in der Öffentlichkeit geltend. Er hatte anläßlich einer gegen seinen Vater angezettelten Verschwörung, die als die Verschwörung der Pitti bekannt ist, gezeigt, was er konnte. Er hatte Wind von den Anschlägen der Verschwörer bekommen und den Vater rechtzeitig gewarnt.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt und voll von Liebe. „Fa il cor gentile" — „Die Liebe veredelt das Herz," sagt er einmal. Wenn wir seinen Bekenntnissen trauen dürfen, hat er sich auf sonderbare Weise verliebt. Simonetta Cattaneo, die Geliebte seines Bruders Giuliano, war gestorben. Sie war so schön, daß auch jedermann noch die Tote bewunderte. Wie wäre es, sagte sich Lorenzo, wenn er für sich ein so schönes Weib fände? Und er fand es. Lucrezia Donati ward die Dame seines Herzens. Er besang sie immer und immer wieder. Sie war ihm, was Beatrice für Dante, was Laura für Petrarca.

Madonna sah am klaren Bach ich stehen,
Von Laubesgrün umringt und schönen Frauen;
Nie glaubte ich so hohen Reiz zu schauen,
Seit sie mein Aug zum erstenmal gesehen.

Mein Sehnen schien gestillt, erhört mein Flehen,
Mir schien erreicht worauf ich durfte bauen;
Da schwand sie plötzlich wieder, und mit Grauen
Empfand mein Herz die Rückkehr alter Wehen.

Im Westen glühend nieder sank die Sonne,
Die Erde hüllte sich in nächt'ges Dunkel,
Ich forscht umsonst nach meines Sterns Gefunkel.

Zwiefaches Leid verdrängt die kurze Wonne,
Vergeblich schien mein Lieben, Hoffen, Glauben —
Erinnrung nur kann das Geschick mir rauben.
(Reumonts Übersetzung.)

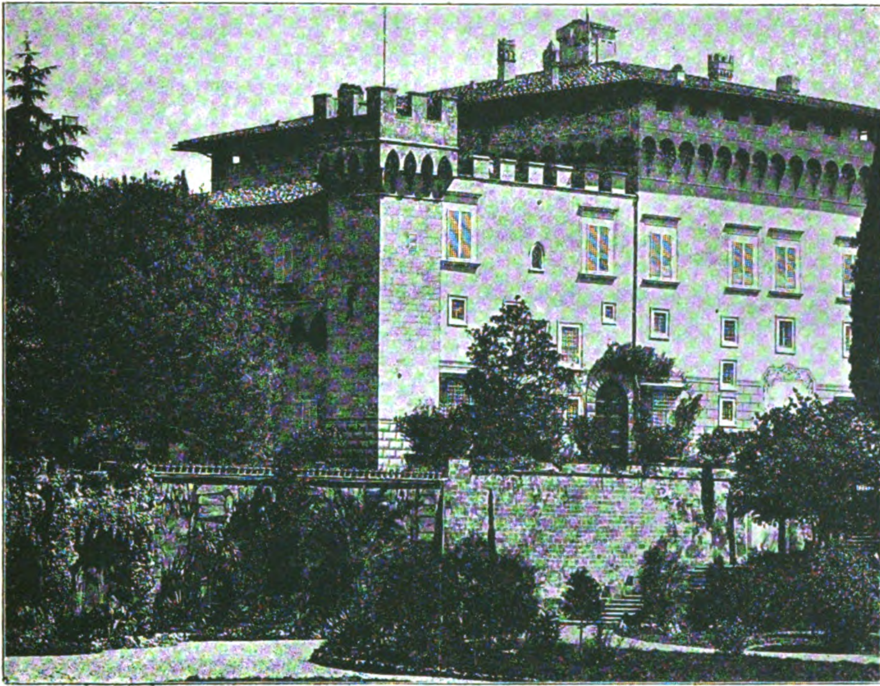
Schon Roscoe hat bemerkt, daß Lucrezia die Geliebte des Dichters, nicht des Menschen Lorenzo gewesen sei. Der Engländer hat Schule gemacht. Man lese Julian Klaczkos Causeries florentines, und man wird mit dem geistreichen Polen auch Dantes und Petrarcas Liebe einen mehr litterarischen als menschlichen Charakter zuschreiben. Auch Lorenzo schuf sich ein Ideal, das ihm zum Idol ward.

Liebe und Ehe waren, mehr noch als in unseren, in jenen Tagen zweierlei. Lorenzo ehelichte nicht seine Lucrezia, sondern eine Römerin aus dem Hause Orsini. Er kannte sie kaum und verlobte sich zu Ende des Jahres 1468 mit ihr. Seine Mutter Lucrezia war nach Rom gegangen, um diese von Vater Piero geplante Ehe zu stande zu bringen. Über ihre zukünftige Schwiegertochter schreibt Lucrezia an ihren Gatten nach Florenz:

„Als ich Donnerstag nach St. Peter ging, begegnete ich der Madonna Maddalena Orsini, der Schwester des Kardinals, mit ihrer fünfzehn- bis achtzehnjährigen Tochter. Diese war nach römischer Art gekleidet, hatte ein Kopftuch an und erschien mir in solcher Tracht sehr schön, von hellem Teint und groß. Da sie aber sehr verhüllt war, konnte ich sie nicht so betrachten, wie ich wünschte. Gestern ging ich gedachten Monsignore Orsini besuchen, der sich in der Wohnung seiner Schwester befand, welche mit der seinen zusammenhängt. Als ich nun in deinem Namen mit ihm sprach, trat seine Schwester mit der Tochter ein, welche einen eng anliegenden Rock, wie die Römerinnen ihn zu tragen pflegen, anhatte und ohne Kopftuch war. Unser Gespräch währte eine Weile, so daß ich vollauf Zeit hatte, mir sie anzusehen. Das Mädchen ist, wie gesagt, mehr als mittelgroß, von heller Farbe, freundlichem Wesen, und wenn auch weniger anmutig als die unseren, so doch von großer Bescheidenheit, und leicht wird es sein, ihr unsere Sitten beizubringen. Sie ist nicht blond, wie es hier überhaupt keine Blonden giebt, und ihr volles Haar spielt ein wenig ins Rötliche. Das Gesicht ist rundlich, mißfällt mir aber nicht — der Hals ist schön, aber etwas dünn oder besser fein gestaltet — den Busen konnte ich nicht sehen, da sie ihn hier ganz verhüllen, aber er schien mir wohlgeformt. Den Kopf trägt sie nicht so stolz wie die unseren, sondern ein wenig vorwärts geneigt, was ich der Schüchternheit zuschreibe, die mir in ihr vorzuwalten scheint. Ihre Hand ist lang und fein. Alles in allem dünkt mich das Mädchen sich über den Durchschnitt weit zu erheben; der Maria, Lucrezia und Bianca jedoch ist sie nicht zu vergleichen. Lorenzo hat sie selber gesehen, und du kannst von ihm hören, ob sie ihm gefällt."

Lorenzo fand sich nicht persönlich zur Trauung in Rom ein. Der Erzbischof Filippo de' Medici von Pisa, ein entfernter Verwandter, vertrat ihn. Am 4. Juni 1469 fand die Hochzeitsfeier in Florenz statt. Hunderte von Bürgern wurden bewirtet. Lorenzo ward von den Florentinern nicht wie ein Bürger, sondern wie ein Fürst beschenkt. Der Wein, Malvasier und Trebbiano, floß in Strömen. Man hätte sich schier nach Susa versetzt fühlen können. Im Buche Esther ist zu lesen, daß der König, der über Medien und Persien herrschte, im dritten Jahre seiner Regierung ein Mahl veranstaltete: „daß er sehen ließe den herrlichen Reichtum seines Königreichs und die köstliche Pracht seiner Majestät viele Tage lang. Und da die Tage aus waren, machte der König ein Mahl allem Volke, das zu Schloß Susa war, großen und kleinen, sieben Tage lang im Hofe des Gartens am Hause des Königs." Der Mediceer gab reichlich, was er bekommen hatte. Tausende von Hühnern und Kapaunen, Hunderte von Kälbern hatten ihm die Bürger von Florenz und die aus der Umgebung geschickt. Der Magen der Arnostadt war groß und verschlang leicht alle die Vierfüßler und all das gefiederte Volk, und das schlemmte man herunter mit dem köstlichen Naß, das aus den Reben Toskanas gepreßt war.

Doch nicht ewig währte dieser Karneval. Lorenzo und Clarissa liebten sich — aber diese Ehe, die viele Jahre gedauert hat, war doch von manchen häuslichen und politischen Sorgen getrübt, und Lorenzo suchte zuweilen Trost bei anderen Frauen. Indessen war er eine poetische Natur, und ob er nun als Banquier beim Pulte seine Bilanz machte oder



Villa Careggi.

als Krieger im Felde hinter dem Feinde einherjagte, stets zogen ihm goldene Lieder durch die Seele. Er ließ sich von keiner Gattung der Thätigkeit ganz einnehmen und überwinden und so für den schöneren reicheren Rest des Lebens abstumpfen.

Er war selber Poet. Der berühmteste Dichter Italiens in unseren Tagen, Giosuè Carducci in Bologna, hat eine Auswahl der Dichtungen Lorenzos von Medici veröffentlicht. Veraltet schon in seiner Zeit durch manche altertümelnde Ausdrücke, ist der Mediceer andererseits noch heute durch sein Naturgefühl und seine Melancholie modern. Natur und Liebe haucht schon der Titel seiner Selve d'amore — Natur und Liebe hauchen diese achtzeiligen Stanzen selber. Wo sich Lorenzo am lautesten freut, dämpft und veredelt ihm die Vorstellung von dem Tode den Jubel. Doch andererseits ruft er sich in seinen Canti carnecialeschi (Karnevalsliedern) zu:

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tutta via,
Chi vuol esser lieto sia,
Di doman non c'è certezza.

Und heiter war er nach diesem seinem Rezepte — heiter besonders im Kreise der Mitstrebenden, die seine Zechgenossen waren. In Lorenzo und seinen Freunden — es sind seine Meister und sind seine Schüler — birgt sich die Zeit mit ihren schönsten Bestrebungen. Mancher hat ihn geführt von der Wiege bis zum Grabe. Es liebten ihn viele, insbesondere Poliziano; aber manche schmeichelten ihm auch. Wir schauen Lorenzo vor uns, wie er sich in den Baumgängen des Gartens der Medici bei San Marco oder draußen in den Lorbeerbüschen und unter den Rosenbeeten von Careggi mit seinen Genossen in peripathetischen Gesprächen ergeht, von den Göttern Griechenlands und von den Vorgängen der Zeit, von den Lehren Platos und von den Intriguen des Papstes Sixtus IV., von dem Olymp

und von der Kurie, von den Musen und von dem Gekreuzigten unterhält. Lorenzo schlägt das Feuer, und Funken sprühen aus dem Geiste Polizianos und Ficinos, Pulcis und Picos della Mirandola. Man citiert die griechischen und die römischen Klassiker und pfropft auf die antike Weisheit Sprüche der Kirchenväter. Was sind diese anderes als Ablagerung hellenisch-römischen Geistes? Lorenzo selber entwickelt sein litterarisch-ästhetisches Glaubensbekenntnis, während die Nachtigall in den Büschen schlägt und der Zephir durch die frühlingsfrischen Beete haucht. Armer Lorenzo! Er schaut den Reichtum, den die Natur Toskanas aus dem Boden herausgezaubert hat — aber er riecht nicht diese Welt von Blumen. Veilchen, Lilien und Rosen — sie sprechen zu ihm alle nur die kalte Sprache der Farben. Die Götter haben ihm den Geruchssinn versagt — und alle die Symbolik der Blumen, die er aus seiner lebendigen Phantasie herausspinnt, vermag ihm den Reiz nicht zu ersetzen, den der Duft in den Menschen weckt. Einen stummen Gruß spricht diese Pracht zu dem Mediceer, der für den Duft taub ist. Und doch hängt er mit seiner Dichterseele an dieser schönen Natur von Italien. Sie ist ihm schön in allen Jahreszeiten. Sie ist ihm ins Herz gewachsen wie seinen dichterischen Vorfahren Virgil und Petrarca.

In Terzinen, in Oktaven drückt er den Zauber des Landlebens aus. Er genoß es gern auf seinen Villen. Bald finden wir ihn in Fiesole, bald wieder in Careggi, wo er die seltensten Pflanzen zog; dann in Poggio a Caiano, wo er das umliegende Gehölz mit Fasanen bevölkert hatte. Lorenzo trieb, wenn er sich für einen Augenblick von der Staatskunst und den Musen trennte, auch Vieh- und Pferdezucht. Seine Güter Agnana im Pisanischen und Caffagiolo im Appenin warfen einen erklecklichen Gewinn ab. Doch er schaute alle diese Herrlichkeit nicht so sehr mit dem Auge des gewinnsuchenden Gutsherrn, wie vielmehr mit dem Auge des Dichters. Trunken schweifte es von Caiano aus nach den toskanischen Bergen. Für den Heiden der Renaissance waren diese Berge noch mit Oreaden bewohnt — aus den alten Bäumen, in deren Schatten er seine Leier spielte, sprachen zu ihm Dryaden, die ihm die Grüße des Griechentums flüsterten — in dem Ombrone, der an Caiano vorbeifloß, hörte er die Nymphen plätschern. Hier wirft der Mediceer, der längst mehr Fürst als Bürger ist, den Purpur von sich und verwandelt sich in den Berghirten Lauro. In seinem Idyll „Ambra“ schauen wir ihn so. Ambra ist der Name für die Villa Poggio a Caiano. Ambra — als Nymphe dargestellt — ist geliebt von Lauro. Doch der Flußgott, der Ombrone, sieht sie baden und entbrennt gleichfalls in Liebe zu ihr. Er jagt ihr nach. Um dem Drängen des Verfolgers zu entgehen, bittet sie die Göttin Diana, sie in einen Felsen zu verwandeln. Und so geschah's — und über dem Felsen erhob sich die Villa. Eine Anspielung auf das Austreten des Flusses, der die Villa manchmal bedrohte.

Von Caiano aus zog man oft zur Falkenjagd, und eine solche mit allen ihren heiteren Vorkommnissen und Verlegenheiten hat uns Lorenzo in seiner La caccia col falcone geschildert.

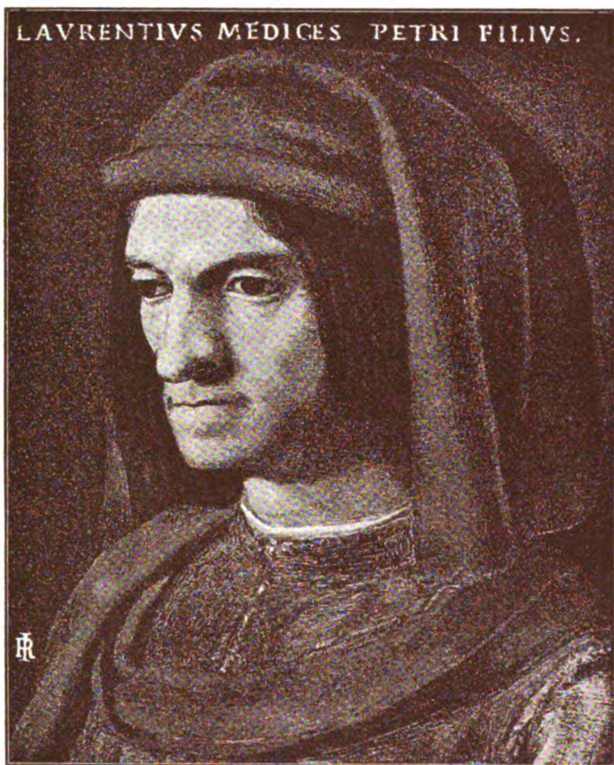
Einmal schrieb dieser an Lanfredini: „Ist mein Geist mit einem Dinge vollauf beschäftigt, so taugt er wenig für anderes.“ Und doch liegt die universell-menschliche Bildung der Renaissance in ihm. Er war der aufgeklärteste Despot der appeninischen Halbinsel. Aufgeklärter als der Papst, despotisch wie der Papst. Als er auf der Höhe seiner Macht stand, huldigten diesem Florentiner, der doch nur ein Bürger war, die Fürsten nicht nur Italiens, sondern auch des übrigen Europa. Der Franzosenkönig Ludwig XI. begrüßte ihn als Verbündeten, der Ungarenkönig Matthias Corvinus wechselte mit ihm Briefe, der Sultan sandte ihm Geschenke. Das machte ihn übermütig, und er trat die Adelsgeschlechter von Florenz in den Staub. Er erweckte Neid und Unwillen

bei jenen Familien, die schon groß dagestanden waren, als Lorenzos Ahnen noch im Gewürzladen ein verborgenes Dasein führten. Auch in den Städten der Umgebung von Florenz erzog er sich Feinde, wenn ihm dort auch die vornehmsten Geschlechter zu Füßen lagen. Besonders hart hatte sich Lorenzo gegen die Stadt Volterra gezeigt. Diese war reich an Alaungruben, und die Bürgerschaft wünschte den Ertrag, welcher bisher in die Tasche weniger Unternehmer floß, der Stadt als solcher zuzuwenden. Es kam darüber zu einem Konflikt zwischen Florenz und Volterra. Lorenzo ließ letztgenannte Stadt durch den Grafen Federigo von Urbino, der ein gewaltiger Kriegsmann in jenen Tagen war, erobern. Dann ward der Ort von den Soldaten des Mediceers ausgeplündert. Noch am Totenbette hat Lorenzo diese That bereut, die er in jungen Jahren ausgeführt.

So sehr er sich auch bemühte, das Gleichgewicht zwischen den einzelnen Staaten Italiens zu erhalten, so schien es doch manchmal, als ob er selber das Opfer der Fürsten werden sollte, die den Bürgerkönig von Florenz wegen seiner allzu großen Macht beneideten.

An dem Herzog Galeazzo Maria von Mailand aber hatte er einen Freund und Verbündeten. Als jener mit seiner Gemahlin Bona von Savoyen Florenz besuchte, wurde das lombardische Herrscherpaar mit fürstlicher Freigebigkeit im Palaste der Mediceer beherbergt. Lorenzo zeigte den Reichtum seines Hauses.

Doch Galeazzo war ein Tyrann, und seine Herrlichkeit sollte nicht lange währen. An geweihter Stätte, in der Kirche, fand er zu Mailand seinen Tod. Jünglinge, die sich an dem klassischen Altertum berauscht und nicht umsonst in den Büchern der Griechen und Römer von Tyrannenmord gelesen hatten, räumten den Herzog aus dem Wege.



Bronzinos Porträt Lorenzos. (In den Uffizien.) Faksimilierte Nachbildung.

In Florenz gab es zwar keinen Tyrannen, aber immerhin einen Kaufmann, den sein Reichtum so mächtig machte, daß seine Landsleute vergessen lernten, daß die Stadt am Arno eine Republik und nicht die Domäne der Mediceer sei. Auch in Florenz fanden sich Verschwörer — keine Tyrannenmörder, aber ehrgeizige Nebenbuhler.

„Die Verschwörung der Pazzi“ — es ist eines der dramatischsten Kapitel, wenn nicht das dramatischste im Leben des Me-

diceers. Einige von den hervorragendsten Fürsten Italiens spielen darin, der Papst selber spielt eine Heldenrolle. Der Papst ist einer der Hauptverschwörer — Geistliche werden zu Mördern — Lorenzo und sein Bruder Giuliano sind als Opferlämmer ausersehen. Der Dom Santa Maria del Fiore von Florenz verwandelt sich zur Mordstätte — der Moment der heiligen Handlung, in welchem die Erhebung der Hostie stattfindet, soll zum Moment werden, in welchem sich die Mörder auf ihre Opfer stürzen.

Aus kleinen weltlichen Händeln war der Groll des Papstes gegen den Mediceer herausgewachsen. Sixtus IV. della Rovere, der mittelbare Vorgänger des schwärzesten unter den Borgias, des Nero auf dem heiligen Stuhl, der eigentliche Begründer der Nepotenwirtschaft, wünschte seinen Neffen Girolamo Riario mit dem Fürstentum von Imola und Forli auszustatten. Der Papst aber hatte Lorenzo im Verdachte, daß er dem Ehrgeize Riarios, der in den Tagen, als der heilige Vater noch ein gewöhnlicher Franziskaner war, ein Krämergeschäft in Savona betrieb, Hindernisse bereite. Die Medici, die auch in Rom in der Nähe der Engelsbrücke ihr Bankhaus hatten, weigerten sich nämlich, nachdem sie bereits dem Tyrannen von Città di Castello gegen den Papst beigesprungen waren, diesem, als er zum Ankauf der neuen Herrschaft für den Nepoten Geld brauchte, solches vorzustrecken, und auch andere Bankhäuser suchten sie abzuhalten, Sixtus IV. zu unterstützen. Das Haus Pazzi aber, Florentiner wie die Medici, ja befreundet und verschwägert mit diesen, jedoch bei einer Erbschaft von denselben verkürzt, retteten den Papst aus seinen Nöten, und indem sie sich Seiner Heiligkeit näherten, entfernten sie sich von dem herrschenden Geschlechte der Arnostadt. Die Pazzi wurden die Nachfolger der Medici als Banquiers des Papstes. Francesco de' Pazzi und Girolamo Riario konspirierten nun gegen die Medici. Salviati, Erzbischof von Pisa, gesellte sich zu den zweien als der dritte im Bunde. Schon lange hegte er geheimen Groll gegen die Medici, von denen er sich verletzt fühlte. Der Papst gab, ohne zu dem Morde aufzumuntern, doch zu der Verschwörung seinen Segen. Der 26. April 1478, ein Sonntag, ward für das Komplott festgesetzt. Ein Priester aus Volterra und ein apostolischer Schreiber sollten sich auf Lorenzo, Pazzi und Bandini auf Giuliano stürzen. Die Messe war diesmal besonders feierlich. Außer den beiden Mediceern war auch der junge Kardinal und Legat des heiligen Stuhles Raffaele Riario, ein Neffe des oben genannten Nepoten, anwesend. Es tönten die Glocken durch die weihevollen Hallen — in Brot und Kelch sollte sich eben die heilige Wandlung vollziehen — da bohrte Bandini, von Francesco de' Pazzi accompagniert, dem Giuliano den Dolch in die Brust. Lorenzo aber ward durch die Ungeschicklichkeit der geistlichen Banditen nur verwundet und flüchtete sich nach der Sakristei. Schon hatten ihn die Verfolger auch hier erreicht, aber Poliziano schlug die eherne Thür der Sakristei zu — und Lorenzo war gerettet.

Das Geschlecht der Medici ist heute ausgestorben — die Pazzi leben noch fort und sind in Prato begütert. Sie waren die unglücklichen Nebenbuhler der Mediceer. Dramatisch, wie ihre That war, ist sie auch vielfach dramatisch bearbeitet worden, von Italienern und Nichtitalienern. Tragisch, wie sie für den jüngeren der Medici, tragischer noch, wie sie für mehrere der Pazzi endete, hat sie den Gegenstand von Tragödien gebildet, und solche gingen in der rührseligen Werther-Zeit auch über die deutsche Bühne. In neuerer Zeit hat ein Deutscher, Fr. Hoffmann, in einem anmutenden „Sittengemälde aus den Tagen Lorenzos de' Medici, des Erlauchten" die Verschwörung der Pazzi geschildert. Diese bildet allerdings nicht den Ausgangspunkt, sondern den Abschluß der novellistischen Handlung, die in Florenz spielt. Giuliano de' Medici wird hier gleichsam als jugend-



Villa Poggio a Caiano.

licher Prophet der Einheit Italiens gefeiert, der aber zu früh stirbt, um seine Träume zu verwirklichen; Lorenzo andererseits scheitert in seinen hochfahrenden politischen Plänen an dem Versuche, einst mächtige Städte Toskanas unter das Joch von Florenz zu bringen. Nur die Trauer, die sich seiner Seele ob des Verlustes des jüngeren Bruders bemächtigte, mildert und verklärt ein wenig die Rache, die Lorenzo an den Verschwörern und ihren Helfershelfern nahm. Er hatte geträumt, Giuliano eines Tages den Purpur der Kirche tragen zu sehen und dem Bruder so vielleicht den Weg zum Throne Petri zu bahnen — nun sah er den Zweiundzwanzigjährigen entseelt daliegen, und der Papst selber, der dem Jüngling den Purpur der Kirche vorenthalten hatte, schien anderen den Dolch in die Hand gedrückt zu haben, um das purpurne Blut der Mediceer fließen zu machen. In Lorenzo aber erwachte der Trieb zur Grausamkeit. Mit der Energie, mit der er sonst des Amtes als Kunstmäcen waltete, übte er nun den Beruf des Scharfrichters. An den Fenstern des Stadtpalastes wurden der Erzbischof Salviati und der sophistische Jacopo Poggio aufgehängt. Und was Lorenzo nicht that, that das Volk. Es übte Lynchjustiz, und die Menge ward an den Toten zur Hyäne. Viele hatten das Bedürfnis, sich Lorenzo, der nun nach Giulianos Tode unbeschränkter als je seine Vaterstadt beherrschte, in Liebedienerei zu ergeben. Seine Mitbürger waren, ohne es zu wissen, zu Unterthanen geworden; ja, sie standen zu Lorenzo in dem Verhältnis persönlicher und darum um so drückenderer Klientel. Schon Cosimo hatte gesagt, „mit einem Stück rosa Zeug könne man einen guten Bürger machen“. Und auch Lorenzo suchte sich durch Gold, das er mit vollen Händen austeilte, ein Heer von Klienten zu erziehen. Er nahm — und konnte darum geben. Er verwechselte zuweilen den Staatsschatz in bedenklicher Weise mit seiner Privatschatulle. Er griff tüchtig hinein in manche öffentliche Kasse.

Mit Lorenzos Finanzen stand es überhaupt bald sehr schlimm. Als seine Tochter Maddalena den Römer Cybò heiraten und eine Mitgift von viertausend Dukaten erhalten sollte, schrieb der Mediceer an Lanfredini: „Ihr wißt, wie viel Löcher ich zuzustopfen habe“ — eine Anspielung auf seine mißliche Lage.

In seiner Familie hatte er viel Unglück. Doch zwei seiner Söhne machten ihm Ehre. Giovanni, dem er den roten Hut verschaffte und der eines Tages nach dem Tode Lorenzos als Leo X. den Thron der Päpste besteigen und, gleich als ob er das Vermächtnis des kunstliebenden Vaters zu mehren berufen wäre, ein goldenes Zeitalter der Kunst für Rom inaugurieren sollte. Und Giuliano, der eine Tochter aus dem französischen Herrscherhause nahm und den Titel eines Herzogs von Nemours bekam. Dagegen war Lorenzos ältester Sohn Pietro ein roher, der Wollust und dem Spiele ergebener Geselle, der sich nach dem Tode des Vaters auch die Anhänger des Mediceerhauses entfremdete.

Lorenzo starb am 8. April 1492. Er hatte sich lange leidend gefühlt. Es plagte ihn die Gicht. Er war erst dreiundvierzig Jahre alt. In der Einsamkeit von Careggi hatte er geglaubt, Erholung zu finden. Aber das Übel, das am 21. März — dem Tage, an welchem er von der Stadt nach dem Landhause übersiedelte — besonders heftig auftrat, verschlimmerte sich zusehends. Der Mediceer fühlte sein Ende herannahen. Er machte sein Testament. Zweifelnd hatte er stets zwischen den Griechengöttern und dem Christengotte hin und her geschwankt. Jetzt, da der Tod seine Schatten vorauswarf, kam Reue über Lorenzo. Ein Geistlicher ward gerufen, der ihm die letzte Wegezehrung bot. Das war am 7. April. Doch Lorenzo wollte nicht sterben, ohne auch noch dem Dominikaner Savonarola, der als der sittenstrengste Mann und zugleich als der überzeugungstüchtigste Gegner der Mediceer galt, gebeichtet zu haben. Der Frate, dessen apokalyptische Beredsamkeit ganz Florenz erschütterte, war den Gunstbezeigungen Lorenzos stets ausgewichen, denn er sah in diesem den Mörder der florentinischen Freiheit. Als er nun vor dem Sterbenden stand, da bat dieser, ihm Absolution für drei Sünden zu erteilen, deren er sich schuldig fühlte: daß er Volterra geplündert, daß er aus der Mitgiftenkasse für arme Mädchen Gelder entwendet, daß er nach der Verschwörung der Pazzi so viel Blut vergossen hatte. Lorenzo war, als er beichtete, schmerzlich bewegt. Der Mönch aus Ferrara beruhigte ihn und sagte: „Gott ist barmherzig.“ Dann fuhr er fort: „Ihr müßt lebendigen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes haben.“

Lorenzo sagte: „Ich glaube daran.“

Darauf Savonarola: Ihr müßt zurückerstatten, was Ihr unrechtmäßig genommen, oder Eure Söhne sollen es thun.“

Lorenzo nickte bejahend.

Und wieder Savonarola: „Ihr müßt Florenz die geraubte Freiheit zurückgeben.“

Da aber kehrte der Sterbende dem eifervollen Mönch den Rücken. Unversöhnt ging dieser von dannen.

Lorenzo war tot. Der Karneval war für die Arnostadt zu Ende. Es begann die Fastenzeit. Savonarola ward mächtig. Aus den heiteren Kindern der Blumenstadt wurden Flagellanten. Die Götter und die Weisen Griechenlands wurden verbrannt. Bald aber kam auch Unglück über Savonarola und dann über die Mediceer und über Italien.





Beim alten Itzstein.

Erinnerungen
von
Rudolf von Gottschall.



Auf zum alten Itzstein! war im Jahre 1846 eine in deutschen Gauen ausgegebene Losung für alle Parteiführer und rührigen Parteimänner; es sollte dort eine Beratung der Liberalen der deutschen Hauptstaaten stattfinden und zwar über ein gemeinsames Vorgehen in den Kammern und ständischen Versammlungen. Baden war damals das gelobte Land der politischen Freiheit, wo die verfassungsmäßigen Rechte mit glänzender Beredsamkeit verteidigt wurden. Im schönen Rheingau, in Hallgarten, besaß der Senior der badischen Parlamentsredner eine Weinbergvilla — und dort sollten die liberalen Stimmführer aus ganz Deutschland zusammenkommen.

In meiner Jugend, als ich noch das Gymnasium in Mainz besuchte, hatte ich die landschaftlichen Reize des Rheingaues kennen lernen, dessen Rebenhügel sich am Ufer des breiten majestätischen Stromes erhoben. In meiner Erinnerung schwebte ein poetischer Duft über der reizenden Gegend, nach welcher ich so oft von der Rheinbrücke in Mainz den sehnsüchtigen Blick gewendet. Mit Freuden folgte ich daher der Einladung des Grafen Eduard von Reichenbach, ihn dorthin zu begleiten als sein Reisegesellschafter. Als Dichter der „Lieder der Gegenwart" und der „Censurflüchtlinge" hatte ich damals ein Recht, mich den Liberalen beizuzählen, und diese Gedichte waren auch weit über Verdienst in den Kreisen derselben bekannt geworden. Das lag in den Zeitverhältnissen; sie waren in Ostpreußen erschienen, und Ostpreußen galt damals für das Land des politischen Sonnenaufgangs. Auch hatte ich mir vor kurzem in Königsberg die juristische Doktorwürde errungen, doch hatte mir das Ministerium nicht die venia legendi erteilt, bis ich Beweise veränderter Gesinnung gegeben haben würde. So war ich eine Art von politischem Märtyrer, wenn auch im kleinsten Duodezformat — doch das genügte, um von der Partei beachtet zu werden. Damals war ein Mann Dekan der juristischen Fakultät, welcher später eine große politische Rolle spielen sollte, doch in vormärzlicher Zeit nur für einen eleganten Juristen der Savignyschen Schule und für einen begeisterten Jünger Goethes galt, der dem jungen Dr. Simson in seinem Briefwechsel einige anerkennende Worte gewidmet hatte. Die juristischen Doktorpromotionen hatten in jener Zeit wohl mehr gelehrte Würde als jetzt: das Latein spielte dabei eine sehr große Rolle, nicht bloß bei den einzureichenden Arbeiten aus dem römischen und kanonischen Recht, nicht bloß bei der Promotion, sondern auch beim mündlichen Examen. Im Hause Simsons, der mein freundlicher Gönner war, fand das letztere statt, und ich habe noch eine dunkle Erinnerung, daß

es mit diesem Latein nicht bloß bei dem Kandidaten, sondern auch beim Prüfungskollegium etwas haperte, daß hin und wieder ein ut in Begleitung eines reglementswidrigen Indikativs erschien. Gewiß wäre Cicero mit dem Latein, das damals in einem Patricierhause der Kneiphöffschen Langgasse gesprochen wurde, wenig einverstanden gewesen. Simson selbst, der ein eleganter Lateiner war, wird von diesem Vorwurf nicht betroffen. Denn er examinierte nicht, da er mir in seinen Fächern das Examen erließ, weil ihm meine Leistungen als Student bekannt waren. Dafür hatte er den Doktorschmaus im eigenen Hause hergerichtet und bewirtete die Kollegen und mich selbst in der liebenswürdigsten Weise. Da herrschte allgemeines Wohlwollen gegen den Doktoranden, und selbst der Vertreter des kanonischen Rechts, in dessen Kenntnis ich einige bedenkliche Lücken offenbart hatte, glaubte an meine Zukunft auf dem Katheder und behandelte mich demgemäß. Bei der eigentlichen Promotion in der Aula, die mit feierlichem Pomp vor sich ging und bei der die Pedelle in mittelalterlichem Kostüm erschienen, zog alle Welt das rostige Latein aus der Scheide und fuchtelte damit herum; es fehlte dabei nicht an grammatischen Sauhieben, um einen studentischen Ausdruck zu gebrauchen; denn es kamen philosophische Dinge zur Sprache, welche damals, als Ulpian und Papinian ihre Rechtssprüche orakelten, noch gar nicht erfunden waren. Mitten in der Disputation, als die Wolke des Lateins, welche die Kämpfer aus der Korona, meine zwei befrackten Opponenten und mich selbst zu umhüllen drohte, immer dunkler wurde, riß mir der Geduldsfaden und ich fing auf einmal an, deutsch zu sprechen, um ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen, was die merkwürdige Wirkung hatte, daß die beiden Pedelle, welche eingeschlafen waren, plötzlich aufwachten, Lebenszeichen gaben und mit erstaunten Gesichtern umherblickten; denn es war ein in den Annalen der Königsberger Aula unerhörter Vorgang. Simson, der liebenswürdige Dekan, brachte indes die Sache bald wieder ins rechte Gleis.

Ein künftiger Präsident des Deutschen Reichstages hatte mir die summos honores verliehen, und einen anderen künftigen Präsidenten desselben sollte ich bald darauf in Hallgarten kennen lernen.

Von Schlesien aus reiste ich mit dem Grafen Reichenbach nach Leipzig, wo sich das Häuflein der Wallfahrer nach dem Rheingau vermehren sollte. Zwar Wilhelm Jordan, den ich in der Pleißestadt traf, gehörte nicht mit zu diesen Zuzüglern; er war weniger Politiker als Naturwissenschaftler und sandte seine Pfeile, wie er damals sang, in der Dome Geistergefängnis. Er war ein sehr freigeistiger Dichter und mußte für einen poetischen Toast, den er in Leipzig später ausgebracht, sogar mit Gefängnis büßen; doch weder Robert Blum noch die anderen, welche von der Pleiße nach dem Rhein zogen, hätten in Jordan damals einen Genossen der Paulskirche, einen politischen Redner oder gar einen Reichsmarinerat geahnt. Er lebte in dem jetzigen Vorort Lindenau, hatte sich dort eine kleine Sternwarte errichtet, von wo er mit gewaltigem Teleskop die himmlischen Heerscharen beobachtete. Sternkunde und Staatskunde haben wenig miteinander gemein. Außerdem hatte er noch eine harmlose Passion, das Schachspiel, und wir huldigten demselben mehrmals im „Gutenberg“, wo der Schachklub unter Leitung des kühnen Verlagsbuchhändlers Otto Wigand, der die Freidenker unter der Fahne seiner Firma versammelte, seine Sitzungen hielt.

Jordan begleitete uns nicht an den Strom des Nibelungenhortes, welchen er später als epischer Dichter heben sollte, wohl aber ein Leipziger Bewegungsmann, der schon viel von sich hatte sprechen machen. Ich sah ihn zuerst wie in einem sehr kleinen Käfig, hinter dem kleinen Fenster der Leipziger Theaterkasse; er zählte dort Geld, sortierte und verabreichte Billets; er war eben ein Theaterkassierer wie die anderen. Doch die Billetlöser

behandelten ihn mit besonderem Respekt, und hier und dort tauschte er während des rasch sich erledigenden Geschäfts eine kurze Bemerkung über ein neues Stück oder eine politische Maßregel aus. Der Charakterkopf dieses Mannes machte einen durchaus eigenartigen Eindruck: schmale Augen, eine Stumpfnase, ein großer Mund, ein rötlicher Bart schlossen jeden Anspruch auf männliche Schönheit aus; doch der kurze Hals und die gerötete Gesichtsfarbe sowie ein vierschrötiger Körperbau zeugten für die Kraft und Gesundheit des Mannes, der sich als Volksredner, meistens weniger aufwiegelnd als beschwichtigend, einen Namen erworben hatte. In allen deutschen Landen sprach man von Robert Blum, einem der eifrigsten Parteigänger der liberalen Bewegung, einem Anhänger Ronges und der Deutschkatholiken, und niemals vorher oder nachher hat ein deutscher Theaterkassierer eine solche Rolle in der Welt gespielt.

Noch an demselben Abend saßen wir ihm bei einem Glase Bier gegenüber: er zeigte hier, daß er nicht bloß die Einnahmen der aufgeführten Stücke zu berechnen wußte, sondern auch ein scharfes kritisches Urteil über dieselben besaß. So unterwarf er Karl Gutzkows Lustspiel „Zopf und Schwert“, das an diesem Abend gegeben worden war, einer sehr eingehenden Beurteilung und deckte die Schwächen desselben schonungslos auf. Robert Blum war mit einigen sächsischen Abgeordneten, darunter auch Schaffrath, der noch immer ein ehrwürdiger Parlamentarier der sächsischen Kammer ist, unser Reisebegleiter nach dem Rhein und wir hatten Gelegenheit, den merkwürdigen Mann, der durch sein tragisches Ende später zum Märtyrer des Frankfurter Parlaments werden sollte, in seinem ganzen Wesen näher kennen zu lernen. Diese Gelegenheit wurde uns durch die liebenswürdige gelbe Thurn und Taxissche Postkutsche gegeben, die uns von Leipzig aus über die endlosen Pappelchausseen der thüringischen Lande nach dem Rhein beförderte. Da saßen wir alle wechselnd beisammen, bald im Hauptwagen, bald in Beiwagen, bald in den Kabrioletts, bald im Fond, und hatten außerdem bei den Mittags- und Abendpausen Muße genug, uns auszusprechen in einem größeren Kreise, der alle Teilnehmer der Fahrt versammelte. Robert Blum war unter ihnen jedenfalls der angesehenste. Aus den Kreisen der Armut hervorgegangen, hatte er im Kampfe mit Not und Entbehrung sich zu einer bescheidenen Lebensstellung emporgeschwungen, die aber durch sein politisches Wirken gänzlich in Schatten gestellt wurde. Er war ein echter Volksmann; er kannte das Volk und wußte mit ihm zu sprechen, praktisch, klar und sicher, mit warmem Herzenston, mit dem Brustton der Überzeugung, bisweilen salbungsvoll, wenn er als Anhänger der Deutschkatholiken den Ton der freisinnigen Predigt in die politischen Verhandlungen übertrug. Nirgends verwirrte ihn eine Fülle von Gesichtspunkten, wie dies bisweilen den gelehrten Volksanwälten begegnete; nie beängstigte ihn die Furcht vor ungelösten Problemen; in seiner Fühlung mit der öffentlichen Meinung hatte er das Bewußtsein vollständiger Treffsicherheit. Und so war er auch im Verkehr und Umgang, stets feste und erreichbare Ziele ins Auge fassend, niemals geistreich, blendend, was uns Norddeutschen und Preußen näher lag, da wir ja die verwegene Philosophie der Berliner „Freien“ gestreift hatten und mit der radikalen Weltanschauung der Halleschen Jahrbücher vertraut waren. Da mochte es einem oder dem anderen von uns vorgeschrittenen Geistern begegnen, daß er in den Blumschen freikirchlichen und liberalen Redeergüssen nur breite Bettelsuppen sah, die für das große Publikum in der Hexenküche des sogenannten Aufkläricht gekocht wurden — mit Unrecht! Unsere Weisheit war über das Ziel hinausgeschossen; Robert Blum aber hielt sich mitten im Fahrwasser der Bewegung. Im übrigen war er, wo es darauf ankam, auch ein geschickter Diplomat, man hat ihn sogar den Talleyrand des Volkes genannt. Doch ist diese Be-

zeichnung wenig zutreffend; denn er lavierte nicht überzeugungslos hin und her; er stand auf dem Boden einer festen Überzeugung.

Bei den Ruhestationen pflegte ich als fahrender Sänger meine Lyra zu stimmen und eins oder das andere meiner politischen Gedichte zu deklamieren, was mir natürlich stets den Beifall eines gleichgesinnten Publikums eintrug. Im übrigen machten wir auf der Durchreise in einzelnen Städten noch allerlei interessante Bekanntschaften. In der erinnerungsreichen Residenz an der Ilm begrüßten wir im Hotel den etwas verwachsenen Advokaten von Wydenbrugk, der uns mit einem Billardqueue in der Hand entgegenkam: er war damals ein namhafter Landtagsabgeordneter und wurde später Märzminister. In Hallgarten selbst waren ja mehrere dieser künftigen Staatslenker versammelt.

Da waren wir denn endlich in dem herrlichen Rheingau angekommen; die Rebenhügel hinan ging's in das Itzsteinsche Besitztum, wo uns dann bald der würdige Eigentümer begrüßte. Der alte Itzstein war der Geschäftsführer des badischen, des ganzen süddeutschen Liberalismus, in der Politik zu Vermittelungen geneigt, soweit sie sich irgend mit ausgeprägten Grundsätzen vertrugen, ein liebenswürdiger Greis von feiner Laune, mit weißem, etwas gelocktem Haar und einem Widderkopf, wenn man den feindseligen Ausdruck, den H. Laube in seiner Schrift über das erste deutsche Parlament gebraucht, der aber doch etwas Bezeichnendes hat, entlehnen will. Itzstein war eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten Süddeutschlands, kein hinreißender begeisternder Redner, aber ein leitender Parteimann ersten Ranges, gewandt und unermüdlich. Dabei hatte ihn die Dame Politik, welche so viele ganz und gar in ihre Netze verstrickt, der frischen Natur nicht abwendig gemacht, und wenn wir mit ihm durch seine Weinberge schritten, so freute er sich am Stand der Reben, setzte uns die verschiedensten Arten seines Weines und die beste Pflege derselben auseinander. Und wer könnte auch naturfremd bleiben auf diesen gesegneten Hügeln, von denen das Auge stets hinabschaut zu dem breiten, silberfunkelnden Strom, dessen Stromgott wie kein anderer sein Haupt mit Weinlaub umkränzt hat! Der Wein von Hallgarten, es war eine gute Sorte; doch nicht neidlos blickte Itzstein hinauf auf die höher gelegenen Hügel, wo das stolze Schloß von Johannisberg sich erhob. Das war ein besserer Wein, der Wein des Fürsten Metternich, aber jedenfalls dessen Politik eine schlechtere. Es war eine Ironie des Zufalls, daß die Männer der politischen Bewegung gleichsam unter den Augen des österreichischen Reichskanzlers tagten, dessen System sie zu stürzen suchten.

Wir hatten Muße, spazieren zu gehen und zu plaudern, ehe sich auf dem Rütli von Hallgarten die Eidgenossen des Liberalismus versammelt hatten; denn sie zogen allmählich heran von Ost und West. Da erschien zuerst aus dem Hessenlande ein hoher, stattlicher Mann, der in seinem ganzen Wesen und auch im Blick seines großen Auges etwas Gebietendes hatte mit ernst-freundlichen Zügen. Seine Stimme war kräftig und wohllautend zugleich. Wenn irgend einer zur Führung berufen erschien, so war es dieser. Und solchen Eindruck hat kurze Zeit darauf die Geschichte bestätigt; unter seinem Vorsitz tagte das Frankfurter Parlament: es war Heinrich von Gagern, der weltberühmte Mann des kühnen Griffes, damals Hauptvorkämpfer der Opposition in Hessen-Darmstadt, nachdem er als Staatsbeamter seine Entlassung genommen, später Märzminister, bis das Parlament seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Gagern machte den Eindruck eines Mannes aus einem Guß, gediegen in seinem Wollen und Können, und man empfand an seiner Seite die Macht einer Persönlichkeit, die aufs Große angelegt war, fern allem geistreichen Gedankenspiel, und auch in bequemer Unterhaltung stets ein ernstes Streben bewährend.

Und endlich ertönte das Horn von Uri, und die Badenser rückten heran, an ihrer Spitze Friedrich Hecker, mit dem ein frisches jugendliches Leben seinen Einzug hielt. Reiches lichtbraunes Haar umwallte das frische, gesunde Antlitz mit Zügen von ansprechender Regelmäßigkeit; aus seinen blauen hervortretenden Augen leuchtete der Mut, der überall im Vordertreffen kämpfen will; seine Gestalt war kräftig und stattlich, sein Wesen von studentischer Ungezwungenheit; seine Kleidung nachlässig, aber nicht vernachlässigt. Friedrich Hecker war damals in der That eine überaus gewinnende Erscheinung. Die Sympathien der deutschen Jugend flogen ihm zu, und auch die meinigen hatte er sich im Sturm erobert. Das gleiche studentische Wesen, die gleichen vorquellenden Feueraugen hatte mein Reisebegleiter, Graf Eduard Reichenbach, der nur noch höher war an Gestalt; es waren verwandte Naturen, geschaffen zu unternehmungslustigen Führern politischer Bewegung. Heckers Rede auch in der badischen Kammer hatte etwas von Herweghschem Schwung — es war politische Lyrik in parlamentarische Formen gegossen. Und mit Hecker kam der gänzlich anders geartete badische Generalstab: Bassermann, ein feiner Geschäftsmann von eleganten Formen, maßvoll in seinem ganzen Wesen, dessen Name sich später mit einem geflügelten Worte verknüpfen sollte, als er bei einem Besuche in Berlin die berühmten „Bassermannschen Gestalten“ entdeckt hatte. Einige Jahre darauf nahm sich Bassermann bekanntlich durch einen Pistolenschuß das Leben infolge eines Nerven- und Augenleidens. Und mit dem Mannheimer Advokaten und Kaufmann erschien als der dritte im Bunde der Staatsrechtslehrer Welcker, damals seiner Professur entsetzt, der Herausgeber des liberalen Staatslexikons, einer der eifrigsten Vorkämpfer der Grundsätze, welche die liberale Partei bei allen Völkern aufgestellt oder durchgeführt hatte. Er war ein echter redlicher und redseliger Gelehrter, der sich selbst gern sprechen hörte und den Eindruck eines Mannes machte, der für Katheder und Tribüne geschaffen ist. Etwas Trockenes lag in seinem Wesen, aber zugleich eine Wärme des Herzens, der Gesinnung und Überzeugung, die wohlthuend wirkte und niemals ausblieb, wenn das Gespräch auf die politischen Fragen kam, denen er seine wissenschaftliche Thätigkeit gewidmet hatte.

Auch die Kurhessen rückten an, Wippermann an ihrer Spitze, ebenfalls ein späterer Märzminister. Die meisten derjenigen, welche die Versammlung in Hallgarten besuchten, waren Abgeordnete von deutschen Kammern: das verfassungslose Preußen konnte nur Freiwillige schicken, begeisterte Gesinnungsgenossen, welche wie Graf Reichenbach erst später als Abgeordnete eine Rolle spielten.

So wurde denn getagt im Gartenhause, in welches die Sommersonne fröhlich hereinblickte, und es war eine erlauchte Versammlung politischer Größen, die mit der Geschichte des Jahres 1848 für immer verknüpft waren, hier noch einig im gemeinsamen Streben, bald nach allen Windrosen der Parteiung auseinanderfahrend. Da saß ich zwischen Gagern, dem hochgemuten Führer der späteren verfassungsmäßigen Bewegung, und Friedrich Hecker, der später im offenen Kampfgefild bei Kandern dem Bruder Gagerns, dem General der Regierungstruppen, gegenüberstand und mit ihm unterhandelte, bis eine verräterische Kugel aus den Reihen der Aufständischen den General tödlich traf, der vorher auf den Inseln Ostasiens im holländischen Dienst sich kriegerische Lorbeeren erworben hatte. Und mir gegenüber saß der kräftige Volksmann Robert Blum, den zwei Jahre später die österreichischen Kugeln auf der Brigittenau daniederstreckten.

Die damaligen Verhandlungen selbst bieten nur geringes Interesse; sie sind von der politischen Bewegung bald überholt worden; doch über dem beschlossenen gemeinsamen Vorgehen der kleinstaatlichen Kammern in Fragen der Preßfreiheit, der Religionsfreiheit und der Wahlfreiheit

schwebte bereits der deutsche Einheitsgedanke, den der Mann des kühnen Griffes in tiefster Brust trug: ein verfassungsmäßig geeintes Deutschland unter der Krone eines deutschen Erbfürsten.

Ich weiß nicht, ob Österreichs geistreicher Staatsmann damals auf dem Johannisberge anwesend war; er würde auf die politischen Zwerge, die da zu seinen Füßen herumkrabbelten, wenn er Kenntnis von der Verhandlung erhalten, verächtlich herabgeblickt haben in dem stolzen Bewußtsein einer erhabenen Stellung, die den funkelnden Schild uneingeschränkter Herrschermacht über ganz Mitteleuropa hielt. Was kümmerte ihn dieser Sturm im Glase Wasser? Und doch sollte derselbe ihn selbst und seine ganze Macht in kurzer Zeit wie Spreu hinwegwehen!

Wie gemütlich war dabei diese Weinbergidylle, die Spaziergänge auf den Rebenhügeln in die benachbarten Dörfer! Der Herbergsvater war bei bester Laune, und noch höre ich seine Stimme, wenn er mich, den lang schlafenden „Schwarzenberger“, weckte, als schon die höhersteigende Sonne durch die Jalousien blinzelte; er hatte mir diesen Beinamen erteilt, weil ich mit meinen langen dunklen Haaren, den dunklen Augen, dem brünetten Teint einen sehr schwärzlichen Eindruck machte.

Ein großer Teil der Anwesenden fuhr, nachdem ihr Tagewerk vollbracht war, südwärts ins Badener Land und wir Schlesier mit ihnen. Es war eine prächtige Fahrt auf dem Rheinstrom, vorbei an dem alten, von seinem stolzen Dom und der hochgelegenen Stephanskirche überragten Mainz, der Stätte meiner Jugenderinnerungen, die ich mit stiller Wehmut begrüßte.

In Mannheim besuchte ich das Heim Heckers, der nicht lange darauf zu den Heimatlosen gehören sollte; doch lange war dort unseres Bleibens nicht, denn es trieb uns nach Karlsruhe, wo die zweite Kammer tagte und fesselnde Verhandlungen in Aussicht standen.

Mit Recht machte diese zweite Kammer in ganz Deutschland von sich sprechen; denn so viele rednerische Talente, wie sie damals aufzuweisen hatte, würde man in manchem größeren Reichstag vergeblich suchen. Da waren die guten Hallberger Bekannten, in erster Reihe Hecker und Bassermann, jener mit gefälltem Bajonett zum parlamentarischen Sturmangriff schreitend, dieser seine Truppen ordnend in regelmäßigen Schlachtreihen mit kühlem Überblick, jener mit feuriger Rede gleichsam zum Angriff blasend, dieser seine Treffen vorschiebend mit taktischer Meisterschaft. Die deutschkatholische Frage stand auf der Tagesordnung.

In Bezug auf Redegewandtheit und ausnehmende Fertigkeit in Behandlung geschäftlicher Formen ließ der badische Landtag alle anderen weit hinter sich. Und das galt von den verschiedensten Parteien — mit welcher Meisterschaft vertrat der Jesuit Buß aus Freiburg seine Gegnerschaft gegen die neue Rongesche Ketzerei — und mit einem Feuer, welches einen Hecker noch überholte, brach Kapp in die ultramontanen Verschanzungen.

Jetzt sind fast alle dahingegangen, die damals in Hallgarten getagt, alte und junge; auch der tapfere Oberst der nordamerikanischen Union, Hecker, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Wenige von ihnen habe ich später wiedergesehen, Itzstein und Hecker am Tage ihrer Ausweisung aus Berlin im Hotel de Brandenbourg, Gagern, der inzwischen schleswigholsteinischer Major gewesen war, als österreichischen Regierungsrat in Heinrich Laubes Kaffeesalon, in einem hohen Stockwerk des am „Stoß zum Himmel“ in Wien gelegenen Hauses. — Hatten diese Männer ihren Ruhm überlebt? Die Zeit war über sie hinweggegangen, auch über die vordersten und ersten; doch was sie in der glänzenden Zeit ihres Wirkens und Schaffens geleistet, das hat die Geschichte in ihre Bücher eingetragen.





Kabus' Brautfahrt.

Novelle
von
Hans Olden.

Mein Jugendfreund, der Doktor Lüdemann, widmete mir neulich mit der liebenswürdigsten Aufopferung drei volle Tage, um mir Jena zu zeigen, Jena und „all seine Sehenswürdigkeiten". Pünktlich um halb neun Uhr holte er mich allmorgendlich vom Schwarzen Bären ab, und bis zum Anbruch der Dunkelheit hatten wir eifrig zu thun, um nichts des Anschauens Würdiges zu versäumen.

Lüdemann ist seit beinahe zehn Jahren Privatdocent an der Alma Mater in Jena, und er hat die Stadt kaum jemals verlassen in der ganzen Zeit. „Ich finde mich draußen nicht mehr zurecht," sagte er mir, „und so geht's vielen hier. Daß das alte Jena in einen engen Thalkessel eingeschlossen liegt, das ist symbolisch. Diese Hügel und kleinen Berge, das sind die Bretter, die eine kleine Welt vernageln und von der großen nach allen Seiten abgrenzen. In solchem Mikrokosmos erhalten sich aber auch vorsündflutliche Menschenexemplare, wie man sie im Großwelttreiben gar nicht mehr antrifft."

So philosophierte Lüdemann, während wir immerfort neuen Sehenswürdigkeiten zustrebten. Da war der berühmte Kopf am Rathause, der sich beim Schlage der Uhr bewegt, da war das Drachengerippe, das schalkhafte Studenten im siebzehnten Jahrhundert zusammengebaut haben, da war der Wunderbau der Kamsdorfer Brücke, die den machtvollen Fluten der Saale trotzt, und der Fuchsturm, und das uralte Weigelsche Haus, der Durchgang unter dem Chor der Stadtkirche — die Ara —, kurz, „die sieben Weltwunder Jenas", wie es in Jena stockernsthaft heißt:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris, Weigeliana domus: septem miracula Ienæ.

Ja, diese hochberühmten Dinge habe ich alle der gewissenhaftesten Betrachtung unterzogen, aber das liebenswürdigste Wunder, das mir Jena geboten, ist dabei gar nicht mit einbegriffen.

Am dritten Nachmittag sagte Lüdemann zu mir: „Nun führe ich dich noch zum Professor Kabus, zum alten Friedrich Kabus; das wird dich nicht reuen." Mir war's schon angenehm, daß ich nach all den fossilen Sehenswürdigkeiten nun auch eine von Fleisch und Blut bekommen sollte.

Wir machten uns also auf den Weg, aus dem eine ganze Wanderung wurde. Die Sonne stand warm am Himmel, und wir zogen die prächtigen Anlagen an der Saale entlang, eine Landstraße mit blühenden Bäumen hinunter, näherten uns immer mehr der umgebenden Hügelkette, durchschritten endlich ein kleines Wäldchen, und als wir da hinaustraten, blieb Lüdemann plötzlich stehen.

„Siehst du ihn?" fragte er und deutete rechts hinunter nach einer kleinen Einbuchtung zwischen zwei bewaldeten Hügelchen. „Siehst du ihn?"

Ich sah ein altertümliches Landhäuschen mit grünen Läden und bemoosten Ziegeln, das in einem von einer Dornenhecke umgebenen Gärtchen lag. Rechts vom Häuschen ein mächtiger alter Eichbaum und darunter —

„Siehst du sie jetzt?" fragte Lüdemann wieder, nachdem ich eifrig ausgespäht.

Wir gingen langsam näher, und ich erkannte allmählich, was unter dem Eichbaum zu sehen war.

Da saß an einem Gartentisch ein altes Paar, ein Mann und eine Frau.

Der Mann las in einem kleinen schweinsledernen Bändchen, das vor ihm auf dem Tische lag; er hatte den Ellbogen aufgestützt, den großen, breitknochigen, bartlosen Kopf auf die Hand gelegt, nickte und lächelte gelegentlich und war in sichtlichem Vergnügen ganz bei seiner Lektüre. Er trug eine leichte Jacke, ein hochgebundenes, vielverschlungenes weißes Halstuch und einen kleinen gelben Strohhut auf dem struppig abstehenden weißen Haar.

Auf der anderen Seite des Tisches, auf dem ein Kaffeegeschirr ausgebreitet war, saß die Frau, ein behäbiges Mütterchen, das Strickzeug war ihr in den Schoß gesunken, das rundliche alte Gesicht nickte schläfrig nach der Brust, und ein Sonnenlicht, das sich durch das dichte Laub des Eichbaumes stahl, spielte gerade auf ihrem schneeweißen, glatt anliegenden Scheitelhaar.

An dem Stamm der Eiche war eine blecherne Tafel angebracht, auf der mit verwitterten Buchstaben zu lesen stand: Memoriæ Edmundi Schulzis.

„Das sind sie," sagte Lüdemann, „Professor Friedrich Kabus und Frau." Eine Minute lang vielleicht blieb die friedvolle Gruppe ganz unbewegt, und wir standen in stiller Betrachtung. Dann rührte sich's: Professor Kabus griff mit der rechten Hand hinter seinen Stuhl, brachte eine lange Tabakspfeife zum Vorschein, die dort gelehnt hatte, und führte sie zum Mund, während er, immer ruhig weiterlesend, mit der anderen Hand in die Zuckerdose griff, ein Stückchen Zucker hervorholte und damit nun rasch über die Tischplatte hinstrich. Nach einigem Hin- und Herstreichen warf er es ärgerlich von sich in den Garten und holte ein zweites Stückchen Zucker aus der Dose, mit dem er nun erneut und heftiger über die Tischplatte hinfuhr. Er wollte es gerade wieder hinter sich werfen, da blickte die Frau Professor auf, sah ihres Gatten seltsames Thun, schlug die Hände zusammen und begann mit sprechendem Kopfschütteln und lebhaften Gesten, wie es schien, eine regelrechte Standpauke. Dann nahm sie aus der Hand des Professors das mißhandelte Zuckerstückchen, reinigte es säuberlich an einer Serviette und legte es in die Dose zurück, entzündete darauf ein Streichholz und beugte sich mit einem brennenden Fidibus zu dem eheherrlichen Pfeifenkopf hinunter. Kabus begann ruhig zu schmauchen. Er hatte keinen Augenblick seine Lektüre unterbrochen und zwischen seinem vergnügten Nicken nur einmal ärgerlich über die Störung den Kopf geschüttelt.

Lüdemann lachte in sich hinein und zog mich ein Stück beiseite. „Da hast du Kabus in seiner vornehmlichsten Eigenart. Seit fünfzig Jahren versucht er mit Zuckerstückchen Feuer anzustecken, schnaubt sich in Manuskriptblätter die Nase, stippt mit der Feder in die Kaffeetasse, führt das Tintenfaß zum Mund, versucht unter dem Uhrdeckel eine Prise aufzukratzen und schaut fünf Minuten stier auf die Schnupftabaksdose, um zu sehen, wie viel Uhr es ist. Die Anekdoten vom zerstreuten Professor — der Mann hat sie alle am eigenen Leibe erfahren, er hat sie alle miteinander gelebt. Als ich ihn das letzte Mal sprach, erzählte er mir in heiligem Ernst, er habe bis vor kurzem recht schlecht geschlafen, weil er so laut schnarche, daß er selber davon aufwache. ‚Aber nun hab ich es heraus, wie dem Übel abzuhelfen ist: ich lege mich jetzt einfach ins Nebenzimmer.‘ Früher, als er noch dozierte, haben ihm die Studenten nacherzählt, er sei eines Abends nach Haus gekommen, habe seinen Hund ins Bett gelegt und sich vor die Thür geworfen, und er habe den Irrtum

nicht eher bemerkt als bis zum anderen Morgen, wo er mit des Nachbars Katze Streit anfangen wollte und nicht bellen konnte. Als er von der boshaften Erfindung hörte, erklärte er öffentlich, es sei kein wahres Wort daran, und er würde einen derartigen Fehlgriff sicher sogleich bemerkt und rektifiziert haben. Er hat sich immer selbst über seine Zerstreutheit geärgert, denn er ist dabei ein außerordentlich scharfer Denker. Ich habe bei ihm noch collegium logicum gehört, und seine Erkenntnistheorie ist hoch anerkannt."

Wir traten in das Kabussche Gärtchen ein. Der Professor blickte auf und kam uns dann gleich in einem kurzen zitterigen Galopp entgegengesprungen. Er sah in seinem knappen Röckchen, den langen Beinen, die in viel zu kurzen Hosen steckten, und mit dem neckischen Strohhütchen wie ein steinalt gewordener Schulknabe aus. „Hei, hei," rief er, „das ist hübsch, daß die Herren einmal wieder zu mir herausschauen; freu mich, freu mich, freu mich, freu mich — — ja, was wollt ich doch sagen? Sieh mal, Susel, der Herr, der Herr, Herr — Herr — — und auch der Herr — Herr — Herr — hei, hei, das ist aber wirklich schön."

„Lüdemann heiß ich, Herr Professor," sagte mein Freund, „Ihr alter Schüler. Und das ist Herr Y. aus Berlin, der heute zum erstenmal die Ehre hat, Sie zu sehen."

„Meinerseits, meinerseits," rief Kabus, „ganz meiners... Nun, Susel, kommst du nicht auch herbei, um die Herren —? Ach so, du bist schon da — nun, dann brauchst du allerdings nicht erst herbeizukommen. Sieh da, der Herr Doktor Lüdemann — Nun, wollen die Herren nicht Platz nehmen? Kommen Sie, mein lieber Lüdemann, setzen Sie sich dorthin, und auf jenen Stuhl setzt sich der Herr Doktor Pfeiffer." Dabei nahm er mich freundlich am Arm.

Lüdemann unterbrach lächelnd: „Das ist Herr Y. aus Berlin, und nicht —"

„Ei ja, wahrhaftig!" rief Kabus lachend. „Richtig, richtig — ich meinte nur, weil Sie neulich mit Herrn Doktor Pfeiffer —"

„Neulich?" erwiderte Lüdemann. „Das sind nun auch schon zwei Jahre her, Herr Professor, und der arme Pfeiffer ist kurz darauf nach Afrika gegangen, als Arzt der Truppen, und ist in einem Gefecht gegen die Wahehe gefallen."

„So, so, so, so," entgegnete Kabus; „nun, dann wird er wohl noch eine ganze Zeit lang drüben bleiben — aber bringen Sie ihn nur wieder zu mir heraus, lieber Herr Y. aus Berlin; es ist mir immer recht erfreulich."

Wir saßen nun alle vier um den Tisch herum. Die Frau Professorin hatte für Lüdemann und mich ein paar Flaschen Bier besorgt, und der Professor ließ das Gespräch nicht zur Ruhe kommen. Über Politik und Universität und Familienneuigkeiten, über alles wollte er berichtet haben.

„Nun, und was treibt denn Ihre liebe Frau daheim, lieber Lüdemann?" ließ er sich wieder vernehmen.

„Aber ich bin ja unverheiratet, Herr Professor," sagte Lüdemann.

„Unverheiratet? Unverheiratet? So, so, so — seit wie lange denn schon, mein Lieber?"

„Seit meiner allerfrühesten Jugend," lachte Lüdemann.

Und der Professor schüttelte nachdenklich das Haupt: „Seit der Jugend schon — merkwürdig, merkwürdig."

Wir sahen uns wieder einmal lächelnd an. Zum wievieltenmal wohl schon in der Stunde, die wir bis jetzt verplaudert hatten!

Da legte sich nun endlich Frau Susanna ins Mittel. Sie hatte still vor sich hin gestrickt und zu den Gedankensprüngen ihres Gemahls nur hin und wieder ihr freundliches Köpfchen geschüttelt, wohl auch einmal, wenn es gar zu arg kam, ein wenig hörbar geknurrt. Nun hielt sie ihre entschiedene Mißbilligung nicht länger zurück.

„Kabus," sagte sie, „ich kann das jetzt wahrhaftig nicht mehr mit anhören.

Nimm deine Gedanken doch ein bißchen zusammen. Du bist heute wieder von ganz horribler Zerstreutheit. Was sollen die Herren nur von uns denken, daß ein alter Mann noch immer so zerstreut ist?"

„Sei gut, Suselchen," erwiderte Kabus und lächelte, und seine alten Augen ruhten mit einem unendlich rührenden, liebevollen Ausdruck auf der weißhaarigen Frau. „Sei gut, Susel, wir beide dürfen, weiß Gott im Himmel, wir beide dürfen nicht auf meine Zerstreutheit schelten — die anderen mögen mich auslachen, aber wir beide dürfen's nicht — nicht wahr, Susel? Denn wenn ich damals nicht zerstreut gewesen wäre — wäre — wäre —"

Die Bäckchen der Frau Professorin färbten sich rot.

„Wirst du wohl still sein, Friedrich?" sagte sie mit einem koketten Schmollton, „gleich ganz still?"

„I, nun erst recht nicht!" entgegnete Kabus lustig. „Nun sollen's die Herren gerade erfahren, weil du wieder räsoniert hast."

Frau Susanna beugte sich auf ihr Strickzeug. Wir sahen erwartungsvoll zum Professor hin, der mit sichtlichem Wohlgefallen auf die Geniertheit seiner Frau blickte und ein ganz verruchtes Schwerenötergesicht aufgesetzt hatte.

„Sehen Sie das Häuschen an, meine Herren," begann Kabus, „hier wohne ich nun schon seit dem Jahre siebzehnhundertundzweiundvierzig —"

„Kabus!" schrie die Frau in einem wahren Verzweiflungston.

„Halt, halt, halt!" Kabus setzte seinen Bericht in vollkommener Ruhe fort. „Da habe ich mich versprochen, ich wollte sagen: In diesem Häuslein wohne ich mit meiner — mit meiner bei weitem besseren Hälfte nun schon seit dem Jahre neunzehnhundertzweiundvierzig —"

Frau Kabus rang die Hände.

„Achtzehnhundert, Herr Professor," flüsterte Lüdemann leise hinüber.

„Nun denn, achtzehnhundert, lieber Lüdemann. Aber das ist ja unwesentlich, denn es ist ganz selbstverständlich. Ich hätte auch sagen können: seit dem zweiundvierzigsten Jahre unseres Jahrhunderts — es wäre allerdings eine ungewöhnliche Ausdrucksform gewesen — aber das Wesentliche ist jedenfalls das Jahr zweiundvierzig und das stimmt und es ist auch richtig. Ich habe es nämlich als Resultat einer einfachen Subtraktion erhalten, denn nun sind es beinahe fünfzig Jahre, daß wir, meine liebe Frau und ich, dieses Haus hier bewohnen. Und wir wohnen hier seit unserer ehelichen Vereinigung, woraus Sie gütigst schließen wollen, daß wir unserer baldigen goldenen Hochzeit entgegengehen."

Die Frau Professorin nickte vor sich hin. Des Professors Augen waren ganz groß und klar und ins Weite gerichtet.

„Es waren die Osterferien im Jahre einundvierzig. Ich mauleselte in Jena herum und hatte mich um das Lehrstühlchen eines Privatdocenten beworben. Ich hatte keine Veranlassung zu verreisen und verbrachte daher die Ferien allhier. Die anderen waren alle fort. Unser Jena war einsam. Aber im ersten Frühlingsgrün erfunkelte Wald und Höh.

Eines Morgens um die zehnte Stunde mache ich mich auf, ich wollte Edmundum besuchen, Edmundum Schulz, besuchen und abholen zu einem Ausflug gen Lobeda auf die Burg.

Dieser Edmundus Schulz war ein Durchschnittsmensch, mit dem ich nicht viel gemein hatte, und nur eben als Ferienspeise einmal genießbar. Aber dieser Edmundus Schulz — der Boden hat ihn schon lange und er möge ihm leicht sein, denn dieser Edmundus ist — gelt, Susel? — dieser Edmundus ist der Stifter unserer Ehe. Er hat unsere Lebensschifflein zusammengebunden und ihnen die Richtung in diese Friedensbucht gegeben. Und deshalb ist ihm mit Fug dieser Bank und diese Tafel geweiht." Kabus deutete mit dem zitternden, ausgestreckten Arm und Zeigefinger hinauf. „Und der arme Edmundus ist hingegangen und hat seinen Nachruhm nicht geahnt,

konnte ihn nicht ahnen, denn von dem gewaltigen bestimmenden Eingriff in zwei Menschenleben hat er nichts gewußt und nie etwas erfahren. Wie es denn auf Erden oft seltsam zugeht in Ursache und Wirkung. Wer könnte von sich strikte behaupten: Ich bin an dem und dem größten Ereignis nicht die letzte, erste, kleinste, aber unbedingte Urursache? Meine Kinder — wenn ich welche hätte — müßten ja den Edmundum als den Veranlasser ihrer Tage verehren — als den Urveranlasser. Schlummere sanft, Edmunde! Ein stiller Trunk, ihr Herren, dem Edmundo Schulzi."

Wir kamen der Aufforderung nach.

Und Kabus fuhr fort: „Also am besagten Frühlingsmorgen will ich Edmundum abholen. Ich wußte Haus und Straße ganz genau — aber seltsam, ich muß an jenem Morgen ein wenig zerstreut gewesen sein, denn ich schlage gleich von meiner Wohnstätte aus eine falsche Richtung ein. Ich wandere gegen Westen, und Edmundus hauste im Osten.

Aus dieser falschen Prämisse erwuchs nun logisch eine Kette falscher Folgerungen. Ich erreiche ein Stadtviertel, welches dem Edmundischen diametral entgegengesetzt lag. Ich schlage eine Straße ein, welche symmetrisch wohl der Edmundischen entsprach, aber die extremst falsche Straße war, und ich trete in ein Haus, welches in der falschen Straße den analogen Platz einnahm, wie in der richtigen Straße das Edmundische Haus.

Ich war also von der falschen Voraussetzung logisch fortschreitend am total verkehrten Endpunkt angelangt. Der Irrtum wird jedem denkfähigen Menschen wohl begreiflich erscheinen."

Lüdemann und ich bestätigten eifrig.

„Ich steige zwei Treppen hinauf, denn in einem zweiten Stock logierte Edmundus, ich ziehe die Glocke — in diesem Augenblick entdecke ich meinen langher gefolgerten Irrtum. Edmundi Hausthür war nämlich dunkelbraun und rissig und vom Wurm zerbohrt, und diese hier war neu und erstrahlte in blendend weißem Anstrich. Ein plötzlicher Erleuchtungsschlag traf verheerend auf mich hernieder, das ganze System, das mich hierhergeführt, wankt und stürzt in sich zusammen. Ich will entfliehen, da thut sich die weiße Thür auf, ein Mann mit einem langen grauen Bart erscheint und stellt die immerhin begreifliche Frage: ‚Was wünschen Sie, mein Herr?‘

Da stand ich also, noch befangen in dem zersprengten Vorstellungskreis, noch nicht fähig, mich zu einem neuen durchzuringen. Die logische Basis, auf der ich hergekommen, ist zerschlagen, aber die Trümmer umwogen mich noch chaotisch.

Woran halten in diesem Wirbelsturm?

Ich fuße instinktiv für den Moment auf einem Trümmerstück — ich entgegne: ‚Ich bin hier doch recht bei Herrn Schulz?‘

Ich erwartete selbstverständlich, ein ‚Nein‘ zu hören und mich mit Anstand ins Freie retten zu können.

Aber die schwebende Pein wächst. Der Mann entgegnet mit dem Ausdruck abgeklärtester Ruhe ein zermalmend freundliches ‚Ei gewiß!‘ und läßt mich in seine Behausung eintreten.

Er schreitet sicher voran, ich folge innerlich taumelnd.

Er war auf seiner altgewohnten Lebensbasis fußend in unendlich überlegener Stellung mir gegenüber, der hier, ohne jeden sicheren Stützpunkt umhertreibend, von versinkendem Punkt zu versinkendem Punkt springend, dazu verdammt war, eine Stellung zu erheucheln."

Kabus hielt einen Moment inne, ich mußte ihn mir unwillkürlich vorstellen, wie er von versinkendem Punkt zu versinkendem Punkt sprang, und in meinem Herzen krampfte sich das Gefühl einer ungeheuren Heiterkeit zusammen.

Er fuhr fort:

„Der Mann schlug zielbewußt und ohne jede, weder körperliche noch geistige Abirrung den Weg nach der guten Stube ein. Ich lag im Bann seines Willens, ich folgte; was an Partikelchen einer gelähmten Willensmasse in mir auftrieb,

vermochte nicht als gestaltete Handlung in die Erscheinung zu treten. Nach Verlauf von neunzehn Zeitsekunden hatte ich das rote Sofa erreicht, das ich nach Verlauf von weiteren drei Zeitsekunden sitzend tangierte. Ich kann mich in Feststellung der Sekundenanzahl wohl getäuscht haben, denn, wenn ich gleich zählte, so ist doch anzunehmen, daß meine innere Aufregung, die als mitwirkender Faktor wohl in Betracht zu ziehen ist, mich in der richtigen Abmessung der Sekundendauer behinderte.

Solche Erwägungen kreuzten, während ich auf dem roten Sofa saß, mein Gehirn. Ich konnte über meine Lage nicht ins klare kommen. Die Einzelheiten, aus denen sie sich zusammensetzte, waren so kompliziert, daß ich sie nicht sogleich auf ihren reinen Ideengehalt zu reduzieren vermochte. Praktisch gewiß nicht, ich versuchte einstweilen ein theoretisches Resultat zu erzielen. Es mußte sich doch eine Formel finden lassen, die dann ohne Mühe für die gegebenen Größen anzuwenden war.

Ich nannte das runde rote Sofa π, den Wohnungsinhaber b und mich selber a. Ich war auf dem besten Wege, den Fall vollkommen zu beherrschen. Im höchsten Grade störend griffen nur unvoraussehbare fragende Äußerungen der in gelassener Haltung vor mir stehenden Größe b ein.

Ich ließ diese Nebenmomente einstweilen unbeachtet und gedachte, sie zur Modifizierung des vorläufig zu gewinnenden Resultates schließlich noch zu verwenden. Ich wollte mich durchaus nicht verwirren lassen und beantwortete jede an mich gerichtete Frage daher mechanisch mit ‚ja‘. Ich sah hierin keine Gefahr, ich hoffte mit meiner Rechnung den rollenden Thatsachen schnell nachzukommen und sie, ehe Entscheidendes sich ereignete, einzuholen.

Das war ein verhängnisvoller Irrtum.

Nach wenigen Minuten — ich hatte höchstens fünf- oder sechsmal mein verbindliches ‚Ja‘ gesagt — war die ganze Situation total verändert. Von allen angenommenen Verhältnissen stimmte auch nicht mehr ein einziges. Der Mann mit dem grauen Bart hatte sich neben mich gesetzt, war ganz vertraulich näher gerückt, nannte mich ein übers andere Mal mit freundlicher Miene ‚mein lieber Herr Wehmeyer‘, sprach von einem Häuschen, weit draußen vor dem Thor, das mir wohl gefallen werde, erzählte, seine liebe Frau sei mit dem Töchterchen gerade draußen —

Ich spannte mein Denkvermögen aufs höchste an. Ich wollte alles Neuerscheinende in die Rechnung hineinbringen. Ich nannte das Häuschen m, die liebe Frau q, das Töchterchen i — umsonst — umsonst. Die Fülle der neu auftretenden Größen und Verhältnisse warf jede Möglichkeit einer allgemein gültigen Formel über den Haufen. Ich mußte die theoretische Behandlung des Falles gänzlich aufgeben. Ich überließ mich haltlos dem Treiben des Stromes. Ich bejahte, ich nickte, ich bestätigte, ich belachte, ich beteuerte, ich erklärte Einverständnisse, ich ging Verpflichtungen ein, ich hatte Briefe erhalten, beantwortet, ich war schon längst erwartet worden, ich hatte einen Onkel, ein Vermögen, eine Erbschaft, ich war in Regensburg zu Hause, ich zog aber die Saale der Donau vor, ich war mit dem graubärtigen Herrn weitläufig verwandt — oder vielmehr gar nicht so sehr weitläufig, wenn man wollte, sogar ganz nah, aber auch wieder nicht zu nahe — und mein Vater war ja sein bester Freund gewesen, ich war Landwirt, elternlos, anständig, gesund, wohlempfohlen, Forstwirtschaft war meine Lieblingsbeschäftigung, die dumme Geschichte mit meiner ersten Verlobung war längst vergessen, natürlich: Jugend will austoben — ich hatte als Junge auch einmal das Bein gebrochen —

Ich ging auf alles, alles ein, ein Rückzug war total ausgeschlossen. Der Mann mit dem grauen Bart wurde mir zur übermächtigen Gewalt, er verfügte souverän über mein ganzes Leben, über all mein Sein und Denken, über meine Welt-

anschauung, über meine ganze Entwickelung. Seine Verfügungen hatten sogar weit, weit zurückwirkende Kraft, über ganze Geschlechter hinweg. Er vertauschte mir die Eltern, die Großeltern — ich stand so völlig in seiner Macht, ich wäre auf seinen leisesten Wunsch jetzt ein Anhänger des Mohammed gewesen, gen Mekka und Medina gezogen, meine Kamele hätten am Fuchsturm geweidet — oder ich wäre eigentlich in Peking daheim gewesen, ein junger Chinese, frech und schlitzäugig und abenteuerlustig, die Mutter Ma-ma-ming wollte mich kaum entfernen — oder auch ein steinalter Chinese, ein tiefgebückter Bonze, mein Zopf war jetzt weiß, ein langer ehrwürdiger weißer Zopf umflatterte den gebeugten Rücken — ja, mein Herr, einst war das anders — der Zopf war von glänzendem Schwarz und straff geflochten, und die gelben Mandschumädchen blickten sehnsüchtig nach meinem Zopf — ja, das Bonzenleben ist eben auch keine Kleinigkeit, das viele auf dem Bauche Liegen und der permanente Thee, labbriges Zeug, das schlechte Bier hier in Jena war eine Erfrischung dagegen — oder ich wäre auch vom Mond gewesen und das Erdenklima hätte mir Kopfschmerzen gemacht — mein Gott, was hätte mein graubärtiger Magier nicht alles aus mir zaubern können!

Aber er mißbrauchte seine Macht nicht, er hielt sich von allen Extravaganzen fern. Es stimmte alles leidlich zusammen, was er in mich und um mich zauberte. Es konnte ein solcher Wehmeyer ganz gut existieren, mit allem Zubehör. Dieser Wehmeyer war eine an sich folgerichtig aufgebaute Existenz. Der Mann mit dem Bart hatte mir zum Beispiel auch den Vornamen Albert gegeben. Und in einem denkklaren Augenblick mußte ich mir sagen, daß das in sich keinen Widerspruch darstelle: der Wehmeyer konnte ganz logisch auch ein Albert Wehmeyer sein.

Aber so selbständige Anwandlungen wurden bald selten und verloren sich allmählich ganz und gar. Ich geriet in eine Übergangsverfassung. Ich dachte nicht mehr, ich war nicht mehr. Ich überließ mich ohne jede eigene Existenzempfindung der Leitung des grauen Mannes. Aber dieses Garnichtsein, diese Negation alles Sonderseins, das bildete, wie gesagt, nur einen ganz kurzen Übergang, denn als wir auf der Straße waren — ja, wir waren nämlich auf einmal auf der Straße; wie das gekommen war, habe ich mir niemals völlig rekonstruieren können, es ist nur eine Vermutung, wenn ich sage: wir sind die zwei Treppen hinuntergestiegen, nachdem wir vorher uns die bezüglichen Hüte aufgestülpt hatten. Also kurzum, wir waren beide auf der Straße, schritten rüstig nach einer ganz bestimmten Richtung — der Graubärtige war und blieb erstaunlich ziel- und willensbewußt — und ich, ich hatte eine Existenz, eine richtige, festverankerte, weitverzweigte Existenz, aber es war nicht mehr die alte, die Existenz, die heute morgen ausgezogen war, Edmundum abzuholen — wo war die hin? Die war vielleicht mit Edmundo unterwegs — nein, das, was da mit dem großen Mann heiter, klar und fest basiert hinschritt, das war Albert Wehmeyer.

Unser Weg dehnte sich weit hinaus, aber unsere Unterhaltung war angenehm bewegt. Ich sagte über alle Dinge das Beste, was mir einfiel, ich war frisch und klug und geradezu, ich steigerte mich ordentlich. Es lag mir daran, dem Albert Wehmeyer eine möglichst vorteilhafte Physiognomie herauszuarbeiten. Ich weiß nicht warum, aber das Individuum war mir nun doch einmal anvertraut. Und es gelang mir über alle Erwartung. Mein Begleiter lachte und stimmte zu und wurde immer vergnügter und zuthunlicher. Er hatte seinen Arm in meinen gelegt, tätschelte mit der Hand gelegentlich meinen Unterarm, nannte mich ‚mein lieber Albert', schließlich sogar einfach ‚Albertchen' — kurz, er gewann mich lieb und ich ihn auch.

So erreichten wir unser Ziel. Unser Ziel — du lieber Gott! Hier — hier das Häuschen war unser Ziel. Dort an

der Gartenpforte blieben wir stehen, die Hecke war noch nicht so dicht damals, und der dicke Baum hier — na, er war keine Gerte, aber er war ein kräftiges, gesundes Bäumchen.

‚So, da sind wir beim Häuschen,‘ sagte mein grauer Freund.

Ich war wieder verwirrt.

‚M — m,‘ murmelte ich vor mich hin.

‚Was sagen Sie, lieber Albert?‘

‚Ach, gar nichts — ich machte nur hem-hem.‘

‚So, so. Sie haben's doch nicht auf der Brust?‘

‚O, gar nicht.‘

Aus dem Gärtchen traten uns jetzt zwei Frauenzimmer entgegen, eine Alte und eine Junge.

‚Q und i,‘ schoß es mir durch den Kopf.

Q empfing mich mit vielen freundlichen Worten und gefiel mir gleich ausnehmend wohl. Mit i wollte es aber gar nicht gehen, i sah mich recht mißtrauisch an und blieb hartnäckig stumm wie ein Fisch.

Nun wurde ich nach all meinen Verhältnissen noch einmal recht gründlich ausgefragt, nach meinem Heim, nach den lieben verstorbenen Eltern, nach dem guten lebendigen Onkel — ich war in die Wehmeyerschen Angelegenheiten ja nun völlig eingelebt und gab ohne Anstoß die schönsten, passendsten Antworten. Ich antwortete auch ohne allen Zwang, ich spielte nicht etwa eine Rolle — das wäre ja unwürdig gewesen — das hätte ich gewiß nicht gethan. Nachdem ich genügend befragt war, ging's an Haus und Garten; jedes Fleckchen wurde mir gezeigt und erklärt und gepriesen.

Und dann waren die Eltern auf einmal verschwunden, in das Haus, und ich war mit der Größe i, dem schweigsamen Töchterchen, allein — dort drüben auf der grünen Bank am Spalier.

Wir hatten uns beide hingesetzt und wußten uns absolut nichts zu sagen.

Auch um uns herum war tiefe Stille, die Sonne malte durch das Spalier hindurch helle Kleckschen auf den Rasenboden, kein Lüftchen regte sich, von der Straße her hallte nur einmal ein derber Schritt, der Landbriefbote, der mit Briefsack und Knotenstock dem Häuschen zumarschierte.

Ich zeichnete mit dem Stock im Sande. Ich wurde wieder verlegen. Die kaum gewonnene Wehmeyersche Sicherheit begann schon wieder zu wanken.

Ich fühlte deutlich: der Größe i gegenüber stimmte etwas nicht. Das wirkte um so verwirrender, weil mit q und b alles so leicht aufgegangen war.

Ich schrieb unwillkürlich wieder mathematische Rechnungen in den Sand.

Soweit mit m und b und q zu rechnen war, führte alles zum glatten, heiteren Ende, aber in dem Augenblick, wo das Ergebnis auf i ausgedehnt werden sollte, erwies sich jede Formel als falsch. Es wurde mir ganz klar: zwischen den Größen a, Albert Wehmeyer, und i, Töchterchen Schulz, war eine Beziehung vorhanden, die ich nicht kannte. Diese Verhältniszahl war die unbekannte Größe, der ich nachrechnete und die nicht zu finden war.

Das Problem brachte mich in helle Verzweiflung.

Ich wollte zunächst die Größe i in möglichster Klarheit feststellen. Aber da lag die Hauptschwierigkeit: die Größe i verwirrte mich. Das mußte ich zu meinem Bedauern jetzt entdecken. Sie war kein Faktor, mit dem sich einfach zahlenmäßig rechnen ließ. Die Körperlichkeit und die Nähe der Größe i widerstrebten der kühlen Formulierung. Der Größe i flatterten braune Löckchen ums Angesicht, die Größe i hatte rundliche Bäcklein und bräunliche Äuglein, die man sich recht fröhlich und mutig hätte vorstellen mögen, die gerade jetzt aber seltsam feucht und traurig schimmerten. Und hin und wieder zuckte es am Näslein, und über das ganze Antlitz huschte es wie Schmerz und Zorn und wieder wie Ergebenheit und Verachtung.

War das eine komplizierte Geschichte!

Ich hielt's für richtig, einmal wieder praktisch vorzugehen.

Ich wollte zunächst einmal dem i-Größchen die Trauer wegwischen, dann würde es schon klarer werden.

Ich sprach also von lauter schönen Sachen, vom deutschen Vaterland im großen ganzen und von der herrlichen Reise von Regensburg nach Jena im besonderen, vom kalten Winter, der nun wieder dahin sei, und vom knospigen Frühling, der doch einen recht wohlthuenden Kontrast bilde — ich sprach mich in Feuer und Leidenschaft, machte eine ganz lange Addition von lauter Freudenposten, zog schließlich alles zusammen und erklärte als Summe, das Leben sei doch, im allgemeinen betrachtet, eine rechte Annehmlichkeit.

Nun saß ich da und erwartete die Wirkung. — Sie kam auch. Aber wie!

Meine liebe Nachbarin fing auf einmal an, spöttisch zu lachen, dann schoß ihr mit einem Schlag das Blut ins Gesicht, sie springt auf, und — ich höre noch jedes Wort — zitternd vor innerem Zorn prudelt's heraus: ‚Also das muß ich Ihnen schon sagen, Herr Wehmeyer, Sie hab ich mir aber auch ganz anders vorgestellt. Pfui, pfui, Sie sollten sich schämen!‘

Ich war ganz perplex. Warum in aller Welt sollte sich Wehmeyer schämen?

Ich parierte auf der Stelle mit nie gekannter Schlagfertigkeit. Ich hielt mich für verpflichtet, Wehmeyers Reputation bis zum äußersten zu wahren.

‚Ei, mein Fräulein,‘ rief ich, ‚warum soll ich mich schämen? Scham ist eine Reflexempfindung, ebenso wie Reue, nur unmittelbarer, setzt aber ebenso wie diese zu Bereuendes, zu Bedauerndes zweifellos voraus —‘

‚Ach was,‘ ging's aber nun los, ‚mit schönen Redensarten ist da gar nichts gethan. Ich hab's nie von Ihnen geglaubt. Ich dachte mir immer: wenn's einmal so weit kommt, sagt er ebenso ‚nein‘ wie ich, ‚nein und nein und dreimal nein‘. Und dann hätten die Herren Väter zusehen können, wohin sie mit ihrer Tyrannei gekommen wären. Wir sind doch Menschen und keine Puppen, die man der guten Ordnung wegen einfach in denselben Kasten legt. Ist es denn erhört, daß zwei behäbige Papachen, weil sie ihrerseits und ihrer Zeit gute Kameraden gewesen sind, nun die Kindlein in der Wiege miteinander verloben und versprechen?! Wenn sie zwanzig und fünfundzwanzig sind, dann wird ein Paar daraus? Und das soll dann für die lieben Kinder, wenn sie erwachsene, selbständige Menschen geworden sind, auch bindend sein? Da möchte man ja aus dem Häuschen geraten — und wenn man sonst noch so sanft und gut ist.‘

Ich wollte im Wehmeyerschen Interesse etwas erwidern, aber es ging schon weiter.

‚Und Sie, Sie —! Ich hab's, bei Gott im Himmel, nie von Ihnen geglaubt. Ich dachte mir: wenn er nur ein bißchen Herz und Kopf und Würde hat, dann kommt er nicht. Dann macht er's so wie du und wehrt sich mit Hand und Fuß dagegen. Und wenn er doch kommt, dann wird er wohl ein rechter Schwächling sein, ein Muttersöhnchen, ein Schürzenbübchen.‘

Sie sagte das so verächtlich und bitter spöttisch — Wehmeyer kam mir in diesem Augenblick ganz jämmerlich vor.

‚Und nun kommen Sie, ein hübscher, hochgewachsener Mensch, der klug und tüchtig aussieht und flott und wie ein Mann, richtig wie ein Mann, dem man vertrauen und gut sein müßte — und was thun Sie? Wehren Sie sich? Schlagen Sie um sich herum und rufen: Nie, nie und niemals? Ei, bewahre, Sie kommen mit dem Vater artig herausgestiefelt und setzen sich daher und erzählen, wie schön die Reise von Regensburg nach Jena ist. Na, da wird sie ja wohl auch zurück nicht übel sein? Was, Herr Wehmeyer? Man versteht's doch. Ja, und deshalb sollen Sie sich schämen, schämen in Ihre Seele hinein.‘

Weih, weih, weih — Thränchen, Thränchen, Thränchen.

Da hatte ich's also.

Klarheit war ja gewonnen, ein großes Stück.

Aber war der Fall schwierig und verzweigt!

Ich suchte, die Teile vorsichtig auseinanderzuhalten. Also, weil ihr Wehmeyer gefiel, weil Wehmeyer so præter propter und in toto betrachtet ein charmanter Bursche war, gerade darum hatte sich Wehmeyer zu schämen — in seine Seele hinein.

Da war der springende Punkt, da mußte die Behandlung eingreifen. Wehmeyer durfte unter keinen Umständen preisgegeben werden, er war mein Schmerzenskind, er mußte mit Anstand herausgehauen werden.

Ich begann also zu erwidern, zuerst ruhig und dann immer wärmer. Ich sprach von der Pietät, von der Kindesliebe; ich meinte, daß der Segen der Eltern den Kindern Häuser baue; ich führte aus, daß es mit der rücksichtslosen Behauptung des Eigenwillens doch auch so eine eigene Sache sei; daß die unbedingte Selbstbestimmung ja doch ein Wahnbild sei, das Menschen nicht erreichen könnten, sie betrögen sich denn selbst; ich meinte, daß aus einem liebevollen, weit ausschauenden Vaterherzen oft mehr Weisheit hervorquölle, als alle jugendliche Vernunftprotzerei zusammenbringen könnte, und ich sagte dann — lodernd in Ekstase für den armen Albert Wehmeyer —, daß es doch ein Unding sei und der helle Wahnsinn, daß wir uns nun hassen und meiden sollten und trennen und uns fliehen, aus überspanntem Eigenwillensdrang, gerade weil die Väter uns füreinander bestimmt hätten.

Mir waren selbst die Thränen in die Augen gekommen, und Töchterchen Schulz stand vor mir im schrecklichsten Widerstreit aller Gefühle. Meine hoch hinauf gebaute Logik war im Begriff, alle vorgefaßten Meinungen aus dem Herzen zu werfen und dem unglückseligen Albert Wehmeyer einen rauschenden Einzug zu bereiten —

Da geschah etwas, etwas so Unerwartetes, so verzweifelt Sonderbares, so außer aller Möglichkeit einer Berechnung Liegendes — ja, von da an verwirrt sich sogar meine Erinnerung, von jetzt an regiert der Traum und Taumel.

Als ich nämlich das Wehmeyersche Rechtfertigungsoratorium gerade mit vollem Orgelklang abschließen wollte, da hört man ein zorniges Kollern aus dem Häuschen, hört laute Empörung — und den Garten hinunter stiebt der freundliche Mann mit dem grauen Bart, hochrot im Gesicht, einen offenen Schreibebrief in der Hand — und gerade auf uns zu. ‚Herr Wehmeyer!‘ rief er schon von fern und wiederholte keuchend: ‚Herr Wehmeyer —‘

Das ‚Weh‘ in dem klangvollen Namen Wehmeyer erscholl ganz lang und schauerlich gedehnt.

Ich fuhr herum.

Ich war heiß und erregt von der leidenschaftlichen Behandlung der Sache Albert Wehmeyer contra Töchterchen Schulz. Aber ich war doch auf dem besten Wege zu einer feierlichen Einigung gewesen. Auf welche neue Verschiebung der Dinge sollte ich denn nun im Augenblick gefaßt sein?

Es war auch eine zu komplizierte Haut, in die ich da gefahren war. Fand sich denn gar kein Ende? Dieser Albert Wehmeyer fing an, mir unsympathisch zu werden.

Herr Schulz stand nun vor mir.

‚Herr W—w—weh—meyer!‘ stöhnte er aufs neue hervor. Dabei traten seine sonst so freundlichen grauen Augen zollweit hervor.

‚Warum nennt er mich nur nicht mehr Albert oder Albertchen?‘ schoß es mir wirr durch den Kopf.

Ich sollte nicht lang im Zweifel bleiben.

Der bärtige Mann hatte seine Ruhe wiedergefunden. Er maß mich von oben bis unten und sagte mit fester Stimme: ‚Herr Wehmeyer, ich weiß alles!‘

Kleine Pause.

Dann im Siegerton: ‚Ha, gelt, Sie erbleichen?‘

Ich erblich thatsächlich auf der Stelle. Es war mir positiv unmöglich, dem be-

stimmt ausgesprochenen Wunsch dieses Mannes nicht prompt nachzukommen. Ich fühlte ganz deutlich, wie ich kreidebleich wurde.

‚Also, Sie sind überführt. Hier —!' Damit reichte er mir das umfangreiche Papier, das er knitternd in seine Faust gepreßt hielt. ‚Ein Brief von Ihrem Onkel.'

Ich nahm mechanisch das Schriftstück entgegen.

‚Lesen Sie!'

Ich gehorchte eilig und las etwa das Folgende: ‚Lieber teurer Herr Schulz. Mit gebrochenem Herzen ergreife ich die Feder. Mein Neffe Albert, der Undankbare! O, daß ich es aussprechen muß! Alle schönen Pläne, die mein seliger Bruder und Sie, teuerster Herr Schulz, in betreff der Kinder gehegt — zerstört durch den Undankbaren. Sie erinnern sich gewiß an den Goldenen Stern, an den trefflichen Gasthof unseres schönen Regensburg. Das Unheil warf seine Schatten voraus; vor kurzem starb die Wirtin, eine ausgezeichnete Frau. Der hinterbliebene Gatte war genötigt, eine Verwalterin des Büffettwesens anzunehmen — seidene Kleider, Hackenschuhe, Schmachtlocken —; von diesem Augenblick an war Albert verwandelt. Meine Vorstellungen und Klagen vermochten ihn nicht mehr zurückzuhalten. Seit einer Woche sind beide verschwunden. Er ist doch im Besitz seines Väterlichen. Sie sollen sich außer Landes geflüchtet haben, um im Hessischen eine Wirtschaft zu eröffnen. Ich drücke Ihnen in stummem Schmerz die Hand. Wie wird Fräulein Susanna den Schlag verwinden? Ich möchte ein Kloster in Vorschlag bringen. Ihr Wehmeyer.'

Ich ließ das Blatt sinken. Meine Kombinationsfähigkeit war am Ende. Dieses neueste Moment war mit allem Vorhergegangenen nicht mehr in Einklang zu bringen. Der Bankerott war erklärt, der Bankerott einer Existenz, die ich mit Todesmut durch eine Welt von Klippen gesteuert hatte. Aber jetzt war's aus, aus, aus. Der letzte Rest von Halt war verschwunden. Die Welt drehte sich um mich, der Boden unter mir drehte sich, das Häuschen, das Gärtchen, die Bäume, Bänke und Hecken rasten im Drehtanz um mich — und dann war mir's, als ob ich auf einer mächtigen Wippe stände und bald ganz hoch an den Himmel flöge und bald ganz tief in den Boden, und auf der anderen Seite stand der Mann mit dem grauen Bart; war er oben, war ich unten und wieder umgekehrt. ‚Nun, was haben Sie zu erwidern?' hörte ich auf einmal seine Donnerstimme.

‚Was ich zu erwidern habe, was ich zu erwidern habe —?' brach ich taumelnd los. ‚Zu erwidern hab ich, daß dieser Albert Wehmeyer, dieser Chamäleonmensch, dieses grün-rot-blaue Lappensubjekt, diese konturenlose Luftpuppe — daß ich ihn hasse, den Patron, den Regensburger Onkelanbeter, den Büffettdamenräuber — daß ich den Moment verwünsche, wo ich mich seiner verschwommenen Molluskenexistenz angenommen habe, daß ich diese Qualle von diesem Augenblick an von mir weise, daß ich ihn aus meinem Gehirn verbanne und, wo sich seine verfemte Gestalt in meinem Gebiete hinwiederum betreffen läßt, ihn fahen will und — und — zerblasen — in seine Atome, dieses Abstraktum negieren, negieren — daß ich — daß ich —'

Ich stieß einen Schrei aus und sank in halber Ohnmacht auf die Bank zurück. Als ich wieder zu mir kam, umstand mich die Familie Schulz, Vater, Mutter und Susanna. Ich war zu Tode erschöpft, aber ich begann zu erzählen. Ich trug chronologisch das ganze fürchterliche Erlebnis des Tages, vom frühen Morgen an, vor. Ich zeigte mich in meiner ganzen Ehrlichkeit und Schwäche — und ich atmete endlich tief, tief auf: Ich war wieder Kabus, ich hatte meine alte schöne Basis wieder, ich war wieder ich, eine bestimmte Größe, mit der sich rechnen ließ, mein Dasein eine saubere logische Progression von der Geburt bis zur Höhe des gegenwärtigen Moments.

Was soll ich Ihnen sagen, meine Herren: Die guten lieben Menschen versuchten den Windungen und Irrwegen der entsetzlichen Gedankenexkursion zu folgen, und, wenn es rein analytisch auch nicht vollkommen gelungen sein dürfte — meine sichtliche tiefe Zerknirschung war am Ende ein zwingenderes Argument als alle Prämissen und Schlüsse. Schließlich wurde ich menschlich verstanden und mir menschlich verziehen. Der alte Herr war sogar ein wenig angesteckt von dem Verwirrungsfieber, denn er sagte nach einigen Minuten: ‚Das einzige, was ich noch an Ihnen schätzen muß, ist, daß Sie nicht wirklich der infame Albert sind, denn wäre das auch noch hinzugekommen —‘

Nun, dieses höchsten Vergehens hatte ich mich ja also nicht schuldig gemacht, und des Schätzbaren muß an meiner armen Person sich wohl noch mehreres aufgefunden haben — Fräulein Susanna entwickelte hier eine ganz besonders erfolgreiche Thätigkeit —, denn ...

Nun, ich wurde zunächst mit einer Tasse Kaffee von den erlittenen Strapazen wieder gekräftigt, ich wurde dann in corpore nach der Stadt zurückgeleitet, vorsorglich bis an meine Hausthür, damit ich nicht etwa aufs neue in fremde Familienverhältnisse hineinbräche, ich wurde aufgefordert, mich ‚auch so‘ einmal anzufinden — ich wurde gelegentlich solcher nur allzu häufig exekutierten Anfindungen stets freundlich aufgenommen — gelt, Susel? — ja, und — und — da verblaßt wieder die Erinnerung — Aber eines Tages sagte ich zu dem Mann mit dem grauen Bart — in der hellen Zerstreuung, weil meine Theorie einmal wieder weit vorausgeeilt war — sagte ich: ‚Nun, wie steht's heut, lieber — Schwiegervater?‘

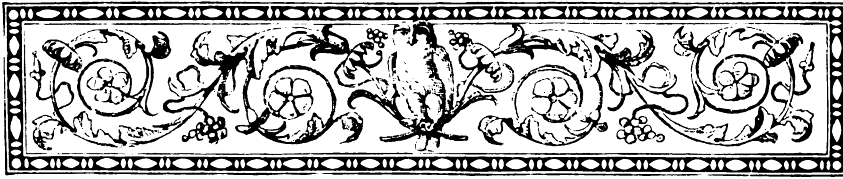
Das fiel denn doch wieder gewaltig auf. Aber diesmal behielt ich recht, die Thatsachen wurden der Theorie vereinigt und — Susel mit mir.

Hier das Häuschen wurde uns als Basis unseres ehelichen Glückes überwiesen, die täglichen Spaziergänge nach der Alma Mater und wieder heim haben die Materie frisch erhalten, am Abend kamen stets die Eltern heraus, mein guter Schwiegervater mit dem grauen Bart blieb mir ein strenger, aber gerechter Führer durch des Lebens vielverschlungene Pfade, von dem unheimlichen Einfluß, den er an jenem denkwürdigen Tage über mich gewonnen, konnte ich mich nie mehr befreien, und das war zum Heile — Mutter war stets mehr das versöhnende Element — und als der Alte heimgegangen war, da ergriff Suselchen die Zügel, und, ich muß es sagen, sie hatte vom Vater die feste Hand geerbt, wohl auch das Regieren abgelernt, und wenn sie auch — ja, das darf auch nicht verschwiegen sein — wenn sie's auch hier und da ein bißchen übertrieben hat — sei gut, Suselchen! — auf die Art ist doch schließlich ein halbwegs ordentlicher Kerl aus mir geworden, und nur die verdammte Zerstreutheit ist nicht ganz, nicht ganz und gar wenigstens — ist ja auch schon besser geworden. Aber ich kann mir darum nicht gram sein, denn wäre ich an jenem Morgen nicht grün und blau zerstreut hinausgezogen, den Edmundum abzuholen —"

Kabus hatte sich erhoben und deutete hinauf in das Eichengeäst, die Frau Professorin kam mit bethulichen Schrittchen und feucht blinkernden Augen herbei und lehnte sich an ihren Mann.

„Ja, Suselchen, wäre ich nun an besagtem Morgen philisterhaft klar und unzerstreut gewesen, ja, dann hätte ich Edmundum eben nicht verfehlt, dann hätten wir uns am Ende verfehlt, dann — ja, ja, ja, ja, — wie würden wir es dann jetzt mit der goldenen Hochzeitsfeier halten? Mein Gott, wir wären ja beide in der peinlichsten Verlegenheit —"

„Kabus —!" sagte Frau Susanna in zärtlichem Vorwurf ...



Litterarische Notizen.

Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen von Adolf Foglar. Zweite und vermehrte Auflage. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) — **Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele,** auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft von Dr. J. Schwering. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.) — **Grillparzer-Studien** von Dr. Adolf Lichtenfeld. (Wien, Carl Gräser.) — Lord Byron hat recht behalten: die Welt hat sich gewöhnen müssen, des Dichters mit dem unaussprechlichen Namen zu gedenken. Auch Grillparzer zählt zu den deutschen Klassikern, mögen auch seine Werke in der Heimat Kleists und Reuters noch lange nicht so gelesen werden wie jenseit des Mains. Sehr feinsinnig sind Schwerings Studien über Grillparzers Griechendramen; sie interessieren zwar in erster Linie den Litterarhistoriker, werden aber auch dem Freunde der Poesie, der in Deutschland ja meistens selber ein heimlicher Poet ist, großen Nutzen gewähren. Ob übrigens Grillparzers hellenische Frauen und Mädchen antik sind im — Goetheschen Sinne, soll hier nicht weiter untersucht werden. Einen mehr philosophisch-ästhetischen Standpunkt, oft nur an den Dichter und seine Werke anknüpfend, nehmen Lichtenfelds Aufsätze ein. Von den sechs Studien sind besonders hervorzuheben die erste und letzte: Einheit der Zeit und über die Schaffensweise Grillparzers. „Noch ein Bankban" hätte fehlen können. Am interessantesten für einen größeren Leser- und Verehrerkreis ist das Büchlein von Foglar. Die Äußerungen, schriftliche wie mündliche, nach dem Gedächtnis niedergeschrieben, datieren seit 1839. Der bedauernswerte Poet giebt auch hier wie anderswo den Grund zu seinem unglücklichen Leben an: der in josephinischen Geistestraditionen erzogene konnte sich unter Metternich nicht wohl fühlen; und als die Erlösung kam mit dem Jahre 1866, war er zu alt geworden. Charakteristisch ist Foglars Mitteilung, daß ihm, dem Beamten und Dichter, als er sich am Begräbnisse seines greisen Freundes beteiligen wollte, ein ablehnender Bescheid wurde nebst der Nebenbemerkung: „Von diesem Hofrat — Grillparzer! — haben wir nicht viel gehabt." Ebenso folgende Notiz Foglars: „Als am 23. Mai 1889 im Wiener Volksgarten das Denkmal Grillparzers enthüllt wurde, fehlten bei dieser Feierlichkeit alle jene distinguierten Herren und Damen, welche am folgenden Tage beim Pferderennen im Prater vollzählig erschienen."

* * *

Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) — Der Verfasser, dessen kulturhistorisches Werk vom wandernden Zigeunervolke auf Grund eigener, langjähriger Beobachtungen und reichlichen Wissens so viele poetische Phantasien in Nichts aufgelöst hat, bietet in dem vorliegenden Bande nicht minder bedeutungsvolle Beiträge zur Völkerpsychologie. Die hier vereinigten sechzig Märchen sind zwar durchaus national angehaucht, weisen aber vielfach in ihren Motiven auf uralte Zeiten zurück, wie die beigegebenen Anmerkungen näher ausführen. Von den im Anhange mitgeteilten Sprichwörtern seien hier einige der eigenartigsten genannt: Im Wasser fürchtet sich ein Regentropfen nicht vor dem anderen. Sterben ist schwer, aber Leben noch schwerer. Mit einer Hand läßt sich kein Beifall klatschen. Schließe Freundschaft mit dem Hunde, doch vergiß nicht, den Stock mitzunehmen. Beim schmackhaften Brot fragt man nicht, ob es ein Jude oder ein Türke gebacken hat. Der Großvater aß unreife Trauben, und der Enkel bekam Zahnweh. Nur der ist Mensch, der lesen kann.

Ebenso eigenartig und die Aufmerksamkeit aller Freunde germanischen Wesens und deutscher Geschichte verdienend, ist das Buch von

Guido List: **Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder.** (Berlin, Hans Lüstenöder.) Ähnlich den wohl längst vergessenen, aber noch sehr wertvollen „historischen Landschaften" von Braun, nur auf den Umkreis von Wien sich beschränkend, giebt uns der Dichter des historischen Romans „Carnuntum" hier eine Anzahl poesievoller Schilderungen von Bergen, Wäldern, Schlössern u. s. w., an deren Namen er seine kulturhistorischen Betrachtungen anknüpft. Der Leser sieht mit Verwunderung, wie der altheidnische Germanengeist auch heute noch fortspukt. Verbessert wird auf sehr annehmbare Weise die Vorstellung vom Wesen der Völkerwanderung, wie sie heute fast allgemein noch gäng und gäbe ist: nach List wanderten die einzelnen Stämme nicht mit Mann und Maus aus und überließen das völlig leer gewordene Land dem näher zurückenden Nachbar, sondern die Völkerwanderung vollzog sich ähnlich wie heute die Ansiedelung Amerikas, wodurch Länder wie Deutschland, Schweden, Irland auch nicht mit einemmal entvölkert werden. Sehr klar wird auch Karl gezeichnet, der Sachsenschlächter, wie ihn List nennt; auch hier findet eine Reaktion statt gegen die üblich gewesene Verherrlichung des Frankenkönigs, dem es vor allem auf Fundamentierung seines Polizeistaates ankam. Der deutschen gebildeten Jugend sei ein Buch wie das vorliegende besonders empfohlen.

* * *

Wilhelm Strecker: **Welt und Menschheit.** Eine Darlegung der materialistischen Weltanschauung nebst einer Einführung von Professor Dr. Ludwig Büchner. (Leipzig, Max Spohr.) — Wenn auch jener Materialismus, wie er vor einem Vierteljahrhundert gepredigt wurde, als wissenschaftlicher Köhlerglaube längst zu den Toten geworfen ist, so haben doch die Versuche nicht aufgehört, ihn, gleichsam gereinigt und zumal durchgeistigt, immer von neuem vorzuführen als das einzige Heilmittel, als die einzige goldene Mittelstraße zwischen der geoffenbarten Religion und der absoluten Philosophie. Ein solcher neuer Versuch liegt in Streckers „Welt und Menschheit" vor. Von einem legt das Werk beredtes Zeugnis ab: daß gerade der philosophische Materialist in Beziehung auf Entwickelung der Menschheit der edelste Idealist genannt werden kann. Die erste größere Hälfte des lebendig und anziehend geschriebenen Buches enthält meist Bekanntes mit der alten Begründung, gegen die sich vom Standpunkte der reinen Logik sehr viel einwenden läßt — so klar für den Verstand ist das denn doch alles nicht! wird der Leser mehr als einmal ausrufen. Beherzigenswert klingt, was der Verfasser über den Krieg und die Vaterlandsliebe sagt; allein so wie bei Beleuchtung der socialistischen Zukunftsideen, wird der Idealist vielleicht zu einem Utopisten, der einen Augenblick die Naturgeschichte des Menschen vergessen hat. Auch die Untersuchungen über die Übervölkerung der Zukunft, Mangel an Lebensmitteln und Feuerungsmaterial scheinen vom materialistischen Standpunkte aus als ein überflüssiges Spiel der Gedanken und Träume: was den Erdfrieden anlangt, so hätte der Verfasser sagen sollen, daß er erst dann möglich ist, wenn die Erde ein einziges Vaterland mit einer Sprache geworden ist, wenn gleichsam Darwins Differenzierungsprozeß wieder seinen Rückgang gemacht hat. Indessen mag man sich zu dem Verfasser nun stellen, wie man will, immerhin enthalten seine Ausführungen auch für den Gegner eine Fülle anregender und treffender Bemerkungen.

* * *

Argenis. Von Johann Barclay. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz. (München, Fr. Bassermann.) — Johann Barclay, Sohn eines Schotten, der als Professor des Rechts in Frankreich starb, wurde zu Pont-à-Mousson 1582 geboren. Ein Liebling der französischen und englischen Könige, wurde er trotz seines Glaubens bei Jakob I. von England Geheimsekretär und oft als Gesandter benutzt. Er starb zu Rom, von Papst Paul V. eingeladen, im Jahre 1621, dem Geburtsjahre seiner „Argenis". Argenis, dieses Urbild unserer historischen Romane, war seinerzeit hochgefeiert; Richelieu erklärte es für sein Lehrbuch, Leibnitz starb mit dem Buche in der Hand; in alle Sprachen Europas übersetzt, erschien es, von Martin Opitz übertragen, in Deutschland 1644 zum erstenmal; im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts folgten noch drei deutsche Nachbildungen. Es war ein guter Gedanke, gerade für die Gegenwart, ein solches Meisterwerk poetischer Gelehrsamkeit von neuem herauszugeben; wenn man hämisch den modernen historischen Roman mit dem des siebzehnten Jahrhunderts vergleicht, so wird aus der Argenis, dem Musterbild dieser Zeit, klar, wie falsch das ist. Argenis, wie seine schwachen zahllosen Nachahmungen jener Epoche, will nämlich gar kein historisches Sittengemälde sein, sondern ist gleichsam ein politischer Maskenroman, was, nebenbei bemerkt, auch manche modernen Romane dieser Art sind. Barclay wählt altgriechisches Kostüm nebst Namen und Landschaften, und läßt seine Menschen reden und handeln gleich den Königen und Kindern seiner Zeit; zugleich will er nicht rein ästhetischen Genuß verschaffen, sondern vor allem über

politische und andere Fragen seine eigene Weisheit an den Mann bringen. Trotzdem muß man vom heutigen Standpunkt aus gestehen, daß diese Argenis — die antike Fiktion ist bald überwunden — als Roman noch immer einen gewissen Zauber ausübt. Es ist ein Buch, das der gebildete Leser, welcher nur hin und wieder einen guten Buchroman liest, mit großem Genusse empfangen wird. Wenn er nicht wüßte, von wannen das Werk stammt, würde er es vielleicht kaum merken. Die Übersetzung muß eine musterhafte genannt werden: in tadellosem Deutsch und doch den Geist des lateinischen Originals nicht preisgebend.

* * *

Leo N. Tolstoj: **Warum die Menschen sich betäuben.** Vom Verfasser genehmigte Übertragung von R. Löwenfeld. Dritte durch einen Anhang vermehrte Auflage. (Berlin, Richard Wilhelmi.) — Der ohne Zweifel größte unter den lebenden russischen Dichtern hatte schon mit einigen Werken — es sei nur an die „Kreuzersonate" erinnert — ein Gebiet betreten, das mit Poesie nichts mehr zu schaffen hat. Tolstoj ist zu einem Socialreformator geworden, zu einem neuen Heiligen, der für den gesunden Menschenverstand etwas wunderlich erscheint. Auch das vorliegende Werkchen ist eine geistreiche Schrulle, nichts weiter. Warum die Menschen sich betäuben, das heißt nicht bloß Branntwein trinken gleich dem russischen Bauer, sondern auch Wein, Bier, Kaffee und Tabak rauchen? Tolstoj antwortet: um ihr Gewissen einzuschläfern. Kulturhistorische, völkerpsychologische Studien hätten ihm sagen müssen, daß diese Betäubungssucht, dieser dionysische Drang nach Erhebung über des Daseins graues Einerlei uralt ist — viel älter als das moderne Gewissen. So verfehlt das Ganze in seiner Grundidee ist, so enthält die Schrift doch viele beherzigenswerte Einzelheiten; fesselnd sind die beigegebenen Gutachten einzelner großer Männer: Dumas faßt die ganze Frage humoristisch auf, auch Zola und Daudet erklären sich gegen Tolstoj; schlicht und einfach wahr drückt sich von den Deutschen Carriere aus, der in einem, selbst einigen Gläschen Wein beim Mahle, im Kreise von Freunden, zur Belebung des Geistes, durchaus keinen Gewissenstöter, sondern eine wahrhaft gute Gabe Gottes erblickt.

* * *

Dr. Hellmuths Donnerstage. Von Bertha von Suttner. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Die Verfasserin hat durch einen Roman: „Die Waffen nieder", seiner Zeit großes Aufsehen erregt; nachdem sie selber als junges Fräulein die Schrecknisse des Krieges von 1866 erlebt hat, plaidiert sie nun für den ewigen Völkerliebesfrühling, ohne freilich anzugeben, wie wir Deutsche unsere beiden Nachbaren zur Rechten und Linken überzeugen sollen, daß es besser ist, die Milliarden statt für rauchloses Pulver und Kanonen für Bücher etwa, Volkstheater und andere humanitäre Bestrebungen hinzuwerfen. In den vorliegenden, volkstümlich gehaltenen Vorträgen, die alle Tagesfragen der Politik, Moral und Kunst in geistvoller, oft überraschender Weise beleuchten, tritt die hochgeborene Verfasserin als eine überzeugungstreue Prophetin der besseren Zukunft auf. Ihr allseitiges, bei einer Frau bewundernswertes Wissen flößt uns Achtung ein; noch sympathischer wird uns ihr edles Wollen; und sie hat sicherlich recht mit der Behauptung, die Menschheit sei nun großjährig geworden — wenn man den Begriff Menschheit in die gehörigen Schranken bannt; aber es ist zu fürchten, daß auch Frau von Suttner, wenn die Konsequenzen ihrer Ideen praktisch durchgeführt werden sollten, am Ende ihr eigenes Werk nicht mehr erkennen oder gar perhorreszieren würde. Indessen so ging es im Laufe der Zeit allen mehr oder minder großen Ideen, und man kann nur wünschen, daß recht viele, zumal in den leitenden Kreisen, von dem Buche einer Standesgenossin Notiz nehmen: es gehört auch zu den Zeichen der Zeit.

* * *

Das Licht der Welt. Uraltes in neuer Gestalt von Johannes. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Um es kurz und bündig zu sagen, hat der Verfasser aus den vier Evangelien ein fünftes neues zusammengestellt, wobei alle Wundersagen weggefallen sind. Auch in der Anordnung erlaubt er sich Freiheiten, die freilich nie gegen den ursprünglichen Geist verstoßen. Eigene, hinzugedichtete Sprüche oder Gleichnisse sind übrigens vermieden. Jedenfalls tritt aus dem Buche, dessen Verfasser durchaus auf religiösem Boden steht, die Thatsache von neuem hervor, daß der Kern des Christentums, wie er hier gleichsam ausgeschält vor uns liegt, unzerstörbar ist, noch immer licht und hart wie Diamant gegen das Seciermesser der modernen Naturwissenschaften.

* * *

Die deutsche Freimaurerei, ihr Wesen, ihre Ziele und Zukunft. Von Prof. Dr. H. Settegast. Vierte Auflage. (Berlin, Emil Goldschmidt.) — Der Verfasser ist ein begeisterter Jünger der Freimaurerei, deren Inhalt und Aufgaben er in seinem vornehmlich für Nichtmaurer bestimmten Schriftchen ungemein warm

und beredt darlegt. Er erblickt im Freimaurerbunde, wenn sich dieser, besonders in den in Preußen herrschenden Systemen, von mancherlei überlebtem Beiwerk zu befreien entschließen wollte, auch heute noch ein bedeutsames Kulturmoment, welches geeignet sei, durch den ihm innewohnenden Gedanken der Humanität und Duldung die in Kirche, Staat und Gesellschaft vielfach bestehenden Gegensätze zu versöhnen. Inwieweit diese Meinung zutreffend sei, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls kommt in dem Schriftchen ein gesunder Idealismus zum Wort, der in den Lehren und dem Gebrauchtum einer großen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Gemeinschaft einen praktischen Stützpunkt findet.

* * *

Ein reizendes kleines Büchlein ist das **Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres** von Heinr. Löwner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Feinsinnig ausgewählte Sprüche geben einem jeden Tage des Jahres sein Gepräge, das eindrucksvoll in der Seele dessen haftet, der sich des Büchleins zur Fixierung von Gedanken und Thatsachen bedient.

* * *

Ein schon früher günstig aufgenommenes Werk ist nun lieferungsweise in zweiter Auflage erschienen, die überdies als neue Bearbeitung sich einführt. Es ist das geologisch-geographische Werk **Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche nach Reclus** von Dr. Otto Ule, die neue Auflage bearbeitet von dem Privatdocenten Dr. Willi Ule, dem Sohne des seiner Zeit für die populäre Behandlung der Naturwissenschaften so verdienten ersten Herausgebers. (Braunschweig, Otto Salle.) Das interessante Buch ist mit instruktiven Illustrationen versehen und wird auch in dieser zweiten Auflage den Zweck gediegener Belehrung erfüllen.

* * *

Giordano Bruno. Von A. Riehl. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Die deutsche Ausgabe der italienischen Werke Brunos durch P. Lagarde und deren Anzeige in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1. Februar 1889) boten dem bekannten Philosophen den Anlaß zu dem vorliegenden Vortrage, für dessen weitere Verbreitung wir dem Verfasser von Herzen Dank schulden. Es ist ein kräftig gezeichnetes Lebensbild, das der Bedeutung des großen Denkers völlig gerecht wird.

* * *

Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Von Richard Fester. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) — Dieser Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus ist eine der anregendsten und belehrendsten Arbeiten, welche uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind. Die Verachtung alles Empirischen in den die Geschichte der Menschheit betreffenden Fragen ist das Charakteristikum Rousseaus, und durch diese Verachtung hat er gewirkt, indem er den Boden für seine Metaphysik der Urgeschichte schuf mit ihren glänzenden und elegisch stimmenden Phantasmagorien.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Toter Frühling.

Erzählung

von

Ossip Schubin.

III.

Mein lieber Jack!

Deine Briefe sind in letzter Zeit recht selten geworden. Schade, von Cayeux schriebst du so lang und ausführlich, such nice amusing pleasant letters. Aber das ist kein Vorwurf, nur ein Bedauern. Übrigens hoffe ich, daß wir in kurzer Zeit uns eines mündlichen Gedankenaustausches erfreuen dürfen. Eine großartige Umwälzung hat sich zugetragen in unserem Heim. Denke dir nur, Jack, Sarah ist verheiratet. Du vermutest gewiß etwas Schreckliches. Aber so arg ist's nicht. Nein, Gott sei Dank, die Anwartschaft auf schwarze Enkelkinder ist mir erspart geblieben. Es hing an einem Haar. Sarah war ganz vernarrt in ihren Afrikaner. Da eines schönen Tages brachen ihre Illusionen zusammen. Es stellte sich heraus, daß der geistliche Beruf nicht genügte, des Reverend Juniper Leben auszufüllen. Er hatte noch eine Nebenbeschäftigung. Bei Tage predigte er im Eastend von London den weißen Sklaven ein Evangelium der Liebe und Enthaltsamkeit, und abends — nun abends sang er in einem Café chantant Couplets.

Abraham Bray, der junge Dekorateur, dessen du dich von der erquicklichen Nachmittagsunterhaltung, der du damals in Ivylodge beigewohnt hast, wohl noch erinnerst — du weißt, er lieferte erst die stimmungsvollen Wandverzierungen, dann die Klavierbegleitung zu dem Mäßigkeitsfest — der war's, welcher Sarah zuerst auf das interessante Doppelwesen des schwarzen Missionärs aufmerksam gemacht hat. Sie wollte ihm nicht glauben. Er aber sagte: „Überzeugen Sie sich selbst.“ Eines Abends besuchte sie — leider erfuhr ich's erst später, vielleicht hätte ich gegen dieses proceeding ein Veto eingelegt — am Arm Brays die Musikhalle, welche den Schauplatz der humoristischen Thätigkeit Junipers bildete, in einem Salvationbonnet und verschleiert. Juniper erschien auf den Brettern; erst wollte sie ihn nicht

erkennen; wie es scheint, trug er einen Federkranz und ebensolchen Gürtel, in welchem Kostüm er verschiedene afrikanische Tänze aufführte. Dann aber erschien er in Civil. Er sang Couplets, in denen er die Apostel des Mäßigkeitsvereins karikierte. Kein Zweifel mehr möglich an der Identität seiner Persönlichkeit und keiner an der Unaufrichtigkeit seiner so heftig zur Schau getragenen Liebe für die Sache. Ich, welche anfangs gewähnt, Sarah sei ausgegangen, um einer methodistischen Abendandacht beizuwohnen, hatte ob ihres verlängerten Ausbleibens bereits begonnen, mich zu ängstigen. Da, gegen Mitternacht, kehrte sie, und zwar in Begleitung Abraham Brays, zurück. Sie befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand, in dem sie uns alles erzählte, das heißt den Zusammenbruch ihrer Täuschung. Dann ging ihr plötzlich der Atem aus, sie verfiel in hysterische Krämpfe. Wir mußten sie zu Bett bringen. Als ich, nachdem ich sie beruhigt, in unser Wohnzimmer zurückkam, war Bray noch immer dort. Er hatte es sich nicht versagen können, Nachrichten von ihr abzuwarten. Er schwamm in Thränen, seine gelben Haare hatte er dermaßen zerwühlt, daß sie wie ein verhageltes Weizenfeld aussahen. Er stürzte mit gefalteten Händen auf mich zu und schrie: „Wie geht's ihr — o dieses einzige großartige Weib und der Kannibale, das afrikanische Krokodil. Es ist empörend — es ist schrecklich — o das einzige großartige Weib!" Es gehörte Energie dazu, ihn aus dem Hause zu schaffen.

Sarah wurde krank, das heißt sie hütete für einige Tage das Zimmer. Mir flößte ihr Zustand, aufrichtig gesagt, keine große Besorgnis ein. Dem armen Bray um so mehr. Er erkundigte sich nach dem Befinden des großartigen Weibes alle Tage. Als Sarah endlich wieder herunterkam, war er der einzige, welchen sie um sich ertrug. Er war auch der einzige, welcher genügende Sympathie mit ihrem Zustand hatte. Nach und nach fing er ernstlich an, ihr die Cour zu machen — auf seine Weise. Er sang ihr alle Tage das Bußlied von Beethoven vor und wiederholte es ihr im Laufe jedes seiner Besuche wenigstens dreimal, daß sie a grand woman sei.

Vorige Woche wundere ich mich eines Tages, warum Sarah so lange nicht zum Frühstück kommt. Ich schicke in ihr Schlafzimmer hinauf, um nach ihrer Gesundheit zu fragen. Sie ist nicht zu Hause. Ich fange an besorgt zu werden. Um halb zehn Uhr erscheint sie am Arm Brays. Die beiden flehen um meinen Segen — sie hatten sich soeben verheiratet.

Mir war ein wenig leid um den jungen Maler, aber anderweitig kann ich nicht sagen, daß ich gegen die Procedur viel einzuwenden hatte. Vielleicht wird Sarah durch die Ehe etwas vernünftiger, wenigstens normaler werden. Er ist zehn Jahre jünger als sie und ein Narr. Dafür ist er, so sonderbar dir's erscheinen mag, ehrlich und aufrichtig in sie verliebt. Vorläufig schnäbeln sie sich von früh bis Abend. Dazwischen mißhandelt sie ihn ein bißchen. Sie haben merkwürdige Pläne für die Zukunft — seine Kunst soll Großes leisten im Dienste von Sarahs Sittlichkeitsideen. Die beiden wollen die ganze Welt bekehren zur Mäßigkeit. Sie will Vorlesungen halten, glaube ich, und er wird den Impressario machen dazu und die Hintergründe malen. Na prosit!

Das Dümmste dabei ist, daß dieser Roman meiner ältesten Stieftochter, so platt und grotesk er eigentlich ist, doch genügt hat, um auch Mary aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie ist empört über Sarah, sie wendet sich ab oder verläßt das Zimmer, wenn sich die beiden Eheleute abküssen, sie erzählt mir in erbittertem Ton von der Geschmacklosigkeit Sarahs, und bei alledem seh ich doch, daß es in ihr zu arbeiten, zu gären anfängt, daß die große Glückssehnsucht, die im gegebenen Moment die Klügste von uns um ihren Verstand, die Stärkste um ihre Kraft bringt, auch über die arme kleine Mary gekommen ist. Dabei ist sie äußerlich gerade so wohlerzogen wie je — kalt, gemessen, ein wenig steif. Man muß sie

sehr genau kennen, muß sie von früh bis Abend beobachten, um ihr das anzumerken, was ich ihr anmerke. Das Flämmchen, was in ihrem Herzen aufflackert, ist nur gerade stark genug, sie selber zu quälen; ob es je stark genug werden könnte, um ihr Wesen zu durchwärmen, um einen Funken in einer anderen Individualität zu entzünden? Ich weiß es nicht — fast fürchte ich das Gegenteil.

Poor little Mary! Ich schreibe dir in der Hoffnung, daß du mir ein wenig an die Hand gehen kannst in meinen Versuchen, sie zu zerstreuen, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Neulich sagte sie mir, daß sie sich gern der Malerei ernstlich widmen möchte, und fragte mich, ob ich ihr zulieb für einige Zeit nach Paris übersiedeln wolle, damit sie dort sich in der Kunst weiter ausbilde. Als ich ihr bemerkte, ich hätte nicht gewußt, daß sie so sehr an der Malerei hinge, erwiderte sie ruhig: „Bis jetzt hab ich's auch nicht gethan — aber wir müssen einen Lebenszweck haben."

Sie hat ganz recht, irgend einen Lebenszweck muß man haben, und so versuchen wir's denn meinetwegen mit der Kunst.

Wie ich höre, hat mein alter Freund Sylvains ein Damenatelier eingerichtet. Willst du ihn fragen in meinem Namen, ob er Mary aufnehmen will? Ich glaube, er wird sich Mühe geben mit ihr — um alter Zeiten willen. For auld Lang Syne's sake. Wie lang das her ist und — wie schön es war! Was er wohl sagen wird, wenn er mich wieder sieht mit meinen weißen Haaren! Im ersten Moment wird er mich nicht erkennen — dann ... Ich bin jetzt ganz alt, so alt, daß ich es offen gestehen kann, wie sehr ich mich darauf freue, ihn wiederzusehen.

Aber auf dich freue ich mich doch noch viel mehr, mein sonniger Goldjunge. Sobald der Zeitpunkt unserer Abreise bestimmt ist, will ich dir telegraphieren, damit du Zimmer für uns bestellst in einem guten, ruhigen Hotel. With best love

deine alte Tante
Jane Winter.

Diesen Brief erhielt Jack in seinem Atelier an einem sonnigen Nachmittag in der zweiten Hälfte April.

Als er ihn durchgelesen, stöhnte er erst humoristisch, faltete ihn zusammen und legte ihn schließlich auf seinen Schreibtisch unter einen Briefbeschwerer in Form eines bronzenen Salamanders, den er kürzlich von einer koketten kleinen Polin zum Lohn für eine gewonnene Wette erhalten hatte. Die Polin hatte sich zu dem Salamander etwas gedacht, Jack nicht. Für ihn war der Salamander einfach ein sehr hübscher Briefbeschwerer. Er dachte momentan an sehr wenig Weibliches mehr außer der Marchesina. Das inhaltschwere Schreiben seiner Tante Jane lenkte übrigens für den Augenblick seine Gedanken von diesem Problem ab. Das, was ihm die Tante von der Doppelthätigkeit des schwarzen Missionärs mitteilte, erfüllte ihn mit dem mutwilligsten Vergnügen; über die Heirat Sarahs verzog er ein wenig den Mund; trotz seiner demokratischen Principien gereichte es ihm nicht zur höchsten Genugthuung, einen methodistischen Zimmermaler unter seine nächste Verwandtschaft zählen zu müssen. Marys neue Leidenschaft für die Malerei stimmte ihn ein wenig ironisch, und dies, obgleich er von seltener, treuherziger Leichtgläubigkeit, nicht einen Augenblick etwas anderes hinter dieser Leidenschaft suchte, als was Mary ihm zeigen wollte.

Daß diese Leidenschaft eigentlich ein Vorwand sei, welcher es Mary ermöglichte, sich ihrem Vetter Jack etwas zu nähern, an seinen Bestrebungen teilzunehmen, das fiel dem jungen Mann nicht ein. Ihn amüsierte es nur, daß Mary Winter, diese durch und durch unkünstlerische Person, malen lernen wollte, und seine Einbildungskraft spiegelte ihm plötzlich allerhand schöne Leistungen vor, in welchen sich ihre ganz ausgezeichnete Talentlosigkeit manifestieren würde. Er schüttelte sich immer ein wenig, wenn er dieser kleinen Base gedachte. Dann nahm er gutmütig seinen Hut und begab sich zu Monsieur Sylvains, um das Nähere

in betreff der malerischen Ausbildung Marys mit demselben zu besprechen. Er traf Sylvains ein paar Schritte von dem Hause, das er bewohnte, auf der Straße.

„Ah, Ferrars! Sie hier? Wollen Sie zu mir?" rief er dem jungen Engländer entgegen.

„In der That," erwiderte Jack.

„Hm!" Monsieur Sylvains schmunzelte, „wollten wahrscheinlich mein neues Bild sehen. Ça marche, ça marche! — Famos wird das Ding, die Marchesina posiert mir dazu. Sie erinnern sich doch des italienischen Modells. Herrlich — Ich male sie richtig als Vestalin gegen einen blühenden Frühlingshintergrund. Stellen Sie sich das vor! Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen über den Titel, den ich dem Bild geben soll, denn der Titel gehört dazu heutzutage, gehört dazu — Die Vestalin im Frühling — was meinen Sie, oder die Vestalin und der Frühling — oder der Verrat des Frühlings? Hein, was meinen Sie? — das wird packen, nicht? — Der Verrat des Frühlings ..."

„Ce coquin de printemps," entschlüpfte es Jack, den, ein echtes Kind seiner Zeit, wie er es war, die romantischen Velleitäten des alten, altmodischen Malers humoristisch anregten. „Ce coquin de printemps" war der Titel eines üppigen Stückes, das kürzlich auf einem nichtsnutzigen Boulevardtheater gegeben wurde.

Die Brauen des alten Malers verzogen sich zornig: „Sie sind unausstehlich, Ferrars, nehmen nichts ernst. — Guten Tag — adieu!"

„Aber Meister!" rief Jack, indem er ihn zurückhielt, „wie können Sie nur ... wenn Sie wüßten, wie gespannt ich bin auf Ihr Werk!"

„So?" Sylvains blieb stehen und sah ihn mißtrauisch an. „So — wirklich? — Hm! Kehren wir um, ich zeig's Ihnen — das Ding wird gut — gut!"

„Sie werden doch um meinetwillen die zwei Stockwerke nicht steigen!" wendete Jack rücksichtsvoll ein. „Wenn Sie erlauben, komm ich morgen."

„Auch recht — aber kommen Sie gewiß, Sie werden staunen! Wissen Sie, unter uns gesagt, viel verdanke ich bei dem Bilde der Angiolina." Monsieur Sylvains faßte Jack vertraulich unter dem Arm. „Ist das ein Modell — eine Schönheit — dabei unermüdlich und eine amüsante kleine Person. Denken Sie, sie hat Leopardi gelesen und spielt Klavier! Sie spricht über Litteratur, über das neueste Stück im Theater Français mit einer Verve, einem Esprit!"

„Was Sie sagen!" murmelte Jack, dem bei Erwähnung der Angiolina alles Blut zu Kopf gestiegen war.

„Ja, ja, es ist höchst sonderbar. Ich kann mir wirklich ihren ganz ungewöhnlichen Bildungsgrad nicht zusammenreimen mit ihrer Stellung. Manchmal frage ich mich, ob sie nicht vielleicht eine Zeit lang die Maitresse eines geistreichen alten Roués gewesen ist."

„Aber Monsieur Sylvains!" rief Jack empört.

„Nun, was giebt's?" Der Maler hatte nicht begriffen, was Jack in seinem Ausspruch hatte verdrießen können.

„Wie kommen Sie nur auf so einen Gedanken?" fragte schroff und ärgerlich Jack.

„Wie ich auf den Gedanken komme? — er liegt doch sehr nahe, der Gedanke!"

Sylvains schob seinen hohen Hut etwas aus der Stirn und betrachtete Jack unbefangen.

„Also — hm! — hat sich die — Unnahbarkeit der Angiolina — als — als eine Erfindung Luca Caninis herausgestellt?" fragte etwas zögernd Jack.

„Unnahbarkeit — Unnahbarkeit" — Monsieur Sylvains wiederholte das Wort spöttisch — „ich hatte nicht Gelegenheit, dieselbe auf die Probe zu stellen. Ich gefalle ihr entschieden nicht. Mir gegenüber ist sie von einer musterhaften Zimperlichkeit. Aber was beweist das, mein Lieber, was beweist das! Und was liegt weiter daran? Sagen Sie mir, warum bestehen Sie darauf, die Angiolina für eine Jeanne d'Arc zu halten? — Ah ça,

sind Sie vielleicht verliebt in das Frauenzimmer?"

„Unsinn!" schrie Jack, „ich habe nie ein Wort mit ihr gesprochen. Aber —"

„Nun was aber?"

„Ich finde es abscheulich, ein Mädchen so ins Leere hinaus zu verleumden!" ereiferte sich Jack.

„Ein Mädchen —" Sylvains wiederholte das Wort nachdenklich, „ein Mädchen! — wie wissen Sie, daß sie ein Mädchen ist — vielleicht ist sie Witwe."

Jack biß sich die Lippen. „Aufrichtig gesagt, ist mir das höchst gleichgültig, Monsieur Sylvains," behauptete er. „Eh ich es vergesse, möchte ich gern eine Bitte an Sie richten."

„So, so, nur heraus damit, was ich thun kann, thue ich — nur nicht Ihnen hundert Franken borgen, denn die hab ich nicht," spöttelte gutmütig Monsieur Sylvains.

„Beruhigen Sie sich," erklärte ihm Jack, „um so nüchterne Angelegenheiten handelt es sich nicht, sondern um eine Cousine von mir, die einen Lebenszweck sucht."

„So! — warum heiratet sie nicht?" fragte Sylvains. „Hat sie kein Vermögen?"

Jack lachte herzlich auf.

„Das scheint in Ihren Augen der einzige triftige Grund für ein Mädchen, ledig zu bleiben."

„Der einzige — außer dem einer sehr schlechten Gesundheit," sagte Sylvains.

„Bei uns giebt es noch andere Gründe, die ein Mädchen veranlassen, nicht zu heiraten," sagte Jack.

„Hm. Bei Ihnen müssen die Mädchen warten, bis man sich in dieselben verliebt."

„Eigentlich ja."

„Gräßlich!" rief der alte Franzose, „blödsinnige Zustände! — ungesund — unmoralisch! Drei Viertel von den jungen Mädchen aus den anständigen gebildeten Mittelklassen sind nun einmal nicht danach angethan, daß man sich in sie verlieben könnte. Aber gerade die sind dazu geschaffen, ganz vortreffliche Frauen und Mütter zu werden. Was machen Sie aus denen? Bleiben die alle sitzen?"

„Ein guter Teil bleibt sitzen. Die anderen —"

„Begegnen ein paar klugen, jungen Männern, die nach gehöriger Prüfung aller Nebenumstände sich in eine glühende Liebe hineinreden. Bah! — 's taucht ja jetzt bei uns auch auf, diese Unart mit den sogenannten Neigungsheiraten. Sie können mein Wort darauf nehmen, daß in neun Neigungsheiraten von zehn eine ganz gewöhnliche Heiratsneigung dahinter steckt! — Aber sprechen wir von anderen Dingen. Ihre Cousine ergiebt sich also der Malerei aus Verzweiflung, weil's bisher noch niemandem eingefallen ist, sich in sie zu verlieben? Wir wollen sehen, was sich für sie thun läßt."

„Meine Tante fragt bei Ihnen an, ob Sie Mary in Ihrem Damenatelier aufnehmen wollen?" bemerkte Jack.

„Ihre Tante? — wer ist Ihre Tante?"

„Mrs. Winter," sagte Jack, „dieselbe, die mich mit einem Empfehlungsbrief an Sie gesandt."

„Ja richtig," erwiderte Sylvains, „aber, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, habe ich den Brief verlegt, eh ich ihn gelesen. Alle Empfehlungsbriefe sind sich ja gleich, und gut empfangen hab ich Sie ja ohnehin! Wie nannten Sie Ihre Tante?"

„Mrs. Winter geb. Ferrars."

„Ferrars! — Ferrars —" murmelte Sylvains, „der Name kommt mir in der That sehr bekannt vor, aber — ich habe so viele Engländerinnen kennen gelernt im Leben — jedenfalls bin ich überzeugt, daß Ihre Tante charmant ist. Sie sind ja auch charmant — nur wird nichts aus Ihnen werden — als Künstler, mein ich natürlich. Denn ein famoser Mensch sind Sie ja. Schreiben Sie Ihrer Tante, was Sie wollen, sehr viel Liebenswürdiges, und erwähnen Sie um Gottes willen nicht, daß ich den Empfehlungsbrief ungelesen verloren habe. Weiß gar nicht, wie mir das passiert ist. Ouf! Wir sind zur Stelle!"

Es war vor einem Bouillon Duval, daß der Maler Halt machte.

„So weit ist es mit mir gekommen!“ rief er. „Das ist mein Café Anglais! Speisen Sie mit mir, Ferrars? die Küche ist wirklich nicht schlecht.“

„Das weiß ich aus eigener Erfahrung,“ versicherte Jack, „aber die Stunde ist mir noch zu früh. Ich kann also meiner Tante getrost schreiben, daß Sie den Unterricht Marys übernehmen wollen?“

„Gewiß, gewiß!“

* * *

Als Jack in sein Atelier zurückkehrte, zog er den Brief der alten Frau noch einmal unter dem Briefbeschwerer, unter welchen er ihn geborgen, hervor und las ihn ein zweites Mal durch. Er lächelte, aber recht wehmütig und mit einer gewissen Zärtlichkeit. Arme alte Frau! Wie lange so etwas dauert bei den Frauen! Jacks hübsche blaue Augen wurden feucht, er fuhr liebkosend über den Brief seiner klugen, thörichten Tante hin; ja, er küßte ihn sogar ganz andächtig, ehe er ihn wieder weglegte, und anstatt ihn, wie das erste Mal, auf seinem Schreibtisch mit dem Salamander zu beschweren, verschloß er ihn in eine Schieblade, in welcher er ein paar kleine Heiligtümer aufzubewahren pflegte.

Und plötzlich gedachte Jack eines Ausspruchs Napoleons in einem Brief, den dieser kurz vor der Schlacht von Eilau aus dem Lager an Josephine geschrieben und zwar in Erwiderung auf ein paar verliebte Reminiscenzen, mit welchen ihn die schöne Kreolin kürzlich in ihrer Korrespondenz beglückt.

„Ma pauvre Joséphine! J'ai eu d'abord de la peine à comprendre tes gentillesses. ... Vous avez de la mémoire, vous autres femmes!“

Jack seufzte.

— — — — — — — — — — — —

Um wenige Tage später erschienen die Winters in Paris. Jack holte sie auf der Gare du Nord ab. Mary war eher hübscher geworden. Sie hatte zwar noch immer einen zu mageren Leib und vorspringende Zähne, aber ihr geschmackvolles Reisekleid stand ihr vortrefflich und ihre frische Hautfarbe stach vorteilhaft ab gegen den gelben Teint der Französinnen.

Trotz alledem gefiel sie Jack nicht — nicht im mindesten. Er mußte sich überwinden, um sie anzusehen oder anzureden. Die wohlerzogene Eintönigkeit, mit der ihr die Worte von den Lippen fielen, brachte ihn zur Verzweiflung. Das ewige to be sure — how interesting — sweet u. s. w. Und noch obendrein plapperte sie in einem fort.

Das Wiedersehen seiner alten Tante Jane erfüllte Jack dagegen mit aufrichtiger Freude. Wie herzlich sie diese Freude teilte, was sie für warme Worte fand, um ihren „sonnigen Goldjungen“ zu begrüßen!

Jack besorgte für sie und Mary, was zu besorgen war, bestieg dann mit den beiden Damen einen offenen Wagen, um mit ihnen in das Castiglione zu fahren, wo er Zimmer für sie bestellt hatte.

Mary plapperte immer weiter mit derselben gedankenlosen, wohlerzogenen Geläufigkeit. Die alte Frau hielt sich im Gegenteil sehr still. Sie war unruhig, in feierlich gehobener Stimmung. Träumerisch atmete sie den Duft von nassem Goldlack und Maiglöckchen, der den Handwägelchen der Blumenverkäuferinnen entschwebte, träumerisch ließ sie die Augen über die Häuser und Menschen gleiten, an denen der Wagen vorüberfuhr.

„Back in dear wicked old Paris again!“ murmelte sie vor sich hin. Ihr war's, als ob sie vor etwas sehr Wichtigem stünde, an der Schwelle eines neuen Lebensabschnittes.

* * *

Nachdem Mary Winter sich darüber klar geworden war, daß sie einen Lebenszweck brauche, wurde es ihr ebenfalls klar, daß sie diesem Lebenszweck so rasch an den Leib rücken müsse als möglich.

Es war ausgemacht, daß Jack die Damen den nächsten Tag im Hotel abholen sollte, um mit ihnen zu Sylvains zu fahren. Als er pünktlich zur im voraus bestimmten Stunde erschien, saß Mrs. Winter bereits erwartungsvoll neben dem Kamin in ihrem kleinen Hotelsalon, angethan mit einem schweren, steifen, schwarzen Seidenkleid, die Hände feierlich über einem Taschentuch auf ihren Knien gekreuzt.

„Was du für ein hübsches Porträt abgeben möchtest, auntie," sagte Jack.

Sie richtete sich ein wenig gerader auf im Rücken, wurde rot und schielte nach einem Spiegel.

„Meinst du?" murmelte sie etwas befangen. „Nun, hübsch war ich nie, aber einigen Menschen hab ich doch gefallen."

Kurz darauf erschien Mary. Sie brachte eine große Mappe mit Studien in den kleinen Salon und fragte: „Möchtest du die Dinger prüfen, Jack? Welche davon soll ich Monsieur Sylvains zeigen?"

Jack bemühte sich, einen Unterschied zwischen den verschiedenen überaus schwächlichen und blutleeren Leistungen seiner Cousine zu entdecken. Da er das nicht im stande war, riet er Mary, die ganze Mappe mitzunehmen. Mary fühlte sich durch diesen Rat geschmeichelt. Es giebt Frauen, die sich alles als Schmeichelei auszulegen verstehen. Dann, und indem sie sich die Handschuhe anzuziehen begann, bat sie Jack zu klingeln. Sie trug dem herbeieilenden Kellner auf, einen Wagen vorfahren zu lassen und zugleich die Mappe hinunterzunehmen. Sie hatte eine gemessene trockene Art, ihre Befehle zu erteilen, die geradezu komisch abstach gegen die Freundlichkeit, welche ihre Mutter dem ganzen Personal des Hotels entgegenbrachte, von der Patronne angefangen bis zu dem kleinen Chasseur Paul, welcher die Gäste im Lift hinaufzuleiern pflegte, und dem schwarzen Pudel, welcher Pauls intimster Freund war.

Ihrem Princip gemäß, überall auf die Kosten zu kommen und diesen Räubern von Pariser Hoteliers auf keinen Fall etwas zu schenken, klingelte sie den Lift herauf, um sich herableiern zu lassen, obgleich ihr bei dieser Veranstaltung immer übel wurde und es ihr viel bequemer gewesen wäre, die Treppe hinabzugehen.

Die Wirtin des Hotels in schwarzem Crêpe de Chinekleid und mit blaßrotem Haar stand verbindlich lächelnd an der Thür des Schreibzimmers, der maître d'hôtel fragte in aller Eile, ob die Damen heute dinieren würden.

Unter dem rot und blau gestreiften Schirm, welcher inmitten des Hofes den Platz eines Zeltes vertrat, saßen zwei Amerikanerinnen und schnatterten laut von ihrem neuen Putz. In der Durchfahrt begegneten den Winters nicht weniger als drei Austräger von verschiedenen Modeschneidern, einer von Worth, einer von Doncet und einer von Redfern.

„Es ist unglaublich, wie viel diese oberflächlichen Frauenzimmer für thörichten Tand ausgeben," bemerkte Mary Winter, indem sie den vor den Arkaden wartenden Wagen bestieg, „das kommt alles davon, wenn man keinen ernsten Lebenszweck hat."

Dann kroch Jack den beiden Damen in den kleinen offenen Wagen nach und hatte große Mühe, seine langen Beine unterzubringen, und dann fuhren sie über den Vendomeplatz an der von der Commune geschändeten Siegessäule vorbei, die von gewonnenen Schlachten berichtet, welche niemand mehr interessieren, durch die Rue de la Paix an der Oper vorüber, quer durch das elegant geschäftigste, lustigste, sonnigste Paris in das schmale Gewinkel der älteren Gassen auf das Boulevard Clichy. Die alte Frau wurde immer schweigsamer, ihre Augen hörten auf, sich mit ihrer Umgebung zu beschäftigen, sie rückte aufgeregt an ihren steifen, altmodischen Ärmeln hin und her.

Der Wagen hielt. Zwei Kunstschülerinnen in Leinwandblusen und mit dem gespannten Blick in abgespannten Gesichtern, welcher für Kunstschülerinnen bezeichnend ist, traten gerade aus einer Cremerie, in der sie diniert oder ein Modell gesucht hatten.

„Zwei Damen, die ihren Lebenszweck gefunden haben,“ bemerkte Jack nicht ohne Ironie zu seiner Cousine Mary. Mary verstand die Ironie nicht, blickte aufmerksam die beiden Kunstjüngerinnen an und sagte: „Interesting, very,“ worauf alle drei die steile, gelbe Treppe zu dem Atelier Sylvains' hinaufkrochen. Die Thür des Ateliers stand offen, man hätte sich sehr bemühen müssen, nicht in das Atelier hineinzusehen. Mrs. Winters Blick spazierte unbefangen durch die offene Thür. Sie sah einen alten Mann vor einer Staffelei sitzen, den Hut auf dem Kopf, ein loses weißes Halstuch um seinen sehr roten Hals — einen Mann mit einer verschlafften Unterlippe und rundem Rücken. Eine kleine braune Person, eng zusammengeschnürt, mit üppigem Busen, dazu mit sehr viel falschen Schildpattnadeln in ihrem kunstvoll verschnörkelten Haar und mit billigem Pariser Putz an allen Ecken und Enden ihrer Persönlichkeit, stand neben ihm, die Hand auf seiner Schulter, und sagte gerade: „Du weißt, mir fehlen fünfzig Franken, um den Kohlenhändler zu bezahlen.“

„Ach was, ich habe keine fünfzig ...“

Jack merkte, wie seine Tante leichenblaß wurde und zusammenfuhr. Vielleicht wäre sie am liebsten unverrichteter Sache umgekehrt, da sah Monsieur Sylvains sich um. Die kleine braune Person verschwand plötzlich wie in eine Versenkung. Sie hatte große Übung im plötzlichen Verschwinden — Jack kannte sie dafür — und Monsieur Sylvains ging mit ausgestreckten Händen seinen Gästen entgegen.

„Madame Winter“ (er sprach den Namen „Vintähr“ aus), „freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, ebenso wie die Ihrer Fräulein Tochter, das heißt, Sie hatte ich ja bereits vor Jahren die Ehre zu kennen, gnädige Frau, wir haben uns öfter getroffen bei Madame Anselme. Sie waren doch die junge Dame, die immer die skurzzierten Kinderköpfe studierte?“

„Nein,“ erklärte Mrs. Winter, „das war Miß Johnstone. Ich malte Landschaften.“

„Landschaften — ah, Pardon — ah, ich erinnere mich — ja, ja, Landschaften, ich erinnere mich genau, ganz genau!“

Mrs. Winter richtete ihre Augen auf ihn, die großen dunklen Augen, die jung geblieben waren in ihrem alten Gesicht. Armand Sylvains fuhr zusammen und verstummte. Er erinnerte sich jetzt wirklich genau — ganz genau. Vielleicht kam's ihm auch deutlich zum Bewußtsein, welchen wenig würdigen Weg er eingeschlagen, wie sehr er bergab gegangen, seitdem er von dem tapferen edlen Mädchen Abschied genommen; ja, vielleicht kam ihm der Gedanke, daß sie selber sich darüber klar werden könne. Mit der warmherzigen Spontaneität, die noch immer von Zeit zu Zeit aus seinem verliederten und verbitterten Wesen sich Bahn brach, reichte er jetzt Mrs. Winter ein zweites Mal die Hand und führte die ihre an seine Lippen. „Wenn Sie wüßten, wie deutlich mir so von einem Augenblick zum anderen die Vergangenheit geworden ist!“ murmelte er. Aber der Zauber war gebrochen. Mrs. Winter gehörte zu denjenigen, die ein Licht auszulöschen wissen, ohne daß es noch eine halbe Stunde nachher qualmt. Sie beherrschte jetzt vollkommen die Situation. Sie lächelte dem alten Künstler zu, ohne Gereiztheit und ohne Sentimentalität, und sagte freundlich, aber ruhig: „Lassen wir die Vergangenheit ruhen, Monsieur Sylvains, wir wollen uns lieber an Ihrer Gegenwart erfreuen.“

Sylvains zog die Brauen zusammen. „Es ist nichts in meiner Gegenwart, an dem man sich erfreuen könnte — nichts mehr!“

Er hatte sich offenbar nie in seinem Leben so sehr über die Mittelmäßigkeit des von ihm erreichten Zieles geschämt als jetzt, wo er mit der alten Frau zusammenkam, die als junges Mädchen so Großes von ihm erwartet, so fest an ihn geglaubt hatte.

Mrs. Winter ließ ihre klugen Augen

aufmerksam über die ringsum stehenden Bilder gleiten, ohne das in ihnen zu finden, was sie offenbar erwartet hatte. Obgleich sie in Putney gelebt hatte und Monsieur Sylvains in Paris, war sie mit der modernen Kunstrichtung vorwärts gegangen und Monsieur Sylvains nicht.

Mary Winter sagte abwechselnd „sweet“ und „interesting, very,“ als plötzlich die Thür aufging und ein junges Frauenzimmer in einem sehr einfachen schwarzen Kleid und mit einer großen Garbe Blumen im Arm das Atelier betrat.

„Wie schön!“ rief Mrs. Winter halblaut. Jack benützte die Gelegenheit, dunkelrot zu werden.

„Mein neuestes Modell, mehr Prinzessin als Modell,“ erklärte Monsieur Sylvains mit rücksichtsvoller Neckerei. „Das Fräulein ist so gnädig, mir für meine Vestalin im Frühling zu stehen. Das Bild hier.“ Er deutete darauf. „Sie hat mir ein paar Blumen besorgt, um den Frühling damit auszustaffieren.“

„Es giebt wohl heute keine Sitzung?“ fragte die Angiolina in ihrer stets ein wenig finsteren und mißtrauischen Art.

„Gewiß — gedulden Sie sich nur ein Weilchen. Seien Sie liebenswürdig und ordnen Sie indessen die Blumen; Sie wissen, das versteht niemand so gut wie Sie. — Madame Vintähr, hieß es nicht, daß sich Ihre Tochter der Malerei widmen wolle? Mon ami Ferrars fragte mich neulich, ob noch Platz sei in meinem Atelier. Natürlich ist Platz für Ihre Tochter, Madame Vintähr — wenn keiner gewesen wäre, hätte ich ihn gemacht. Bei wem haben Sie bisher studiert, Miß?“

„Kensington art school.“

„Könnten Sie mir etwas von Ihren Arbeiten vorlegen?“

„Ich habe eine Mappe voll Studien mitgebracht — vielleicht schicken Sie das Modell darum herunter,“ erwiderte Mary Winter mit einer Seitenwendung nach der Angiolina.

Die Italienerin zog die Brauen finster zusammen und richtete sich hoch auf.

„Aber Mary!“ entfuhr es Jack, und da Monsieur Sylvains sich etwas ratlos umsah, setzte Jack sofort hinzu: „Gestatten Sie, daß ich die Mappe hole.“

Als Jack, schwer mit Marys Meisterwerken beladen, ins Atelier zurückkehrte, fühlte er plötzlich etwas wie eine Liebkosung auf seiner Wange. Unwillkürlich sah er auf. Es war der Blick der Angiolina, der auf ihm ruhte, warm und dankbar.

„Was für ein sonderbarer Mann!“ bemerkte Mary, nachdem sie das Atelier verlassen und mit ihren Angehörigen von neuem den Wagen bestiegen hatte. „Er mag ein großer Künstler sein,“ fügte sie langsam mit der Gemessenheit eines Menschen, der eine ganz neue Entdeckung zum Besten giebt, hinzu, „aber er ist kein Gentleman.“

Ein bleiernes Schweigen folgte. Mrs. Winter wendete den Kopf ab — Jack ärgerte sich. Warum sollte denn seine arme alte Tante durchaus gezwungen werden, sich immer wieder ihres verglommenen Traumes zu schämen? Aber Mary ließ nicht nach. „Ich glaube,“ fuhr sie fort, „daß er nicht sehr wählerisch in Bezug auf seinen Umgang ist. Wer ist denn das komische Frauenzimmer, das davonhuschte, als wir kamen?“

„Ich glaube, es ist die Haushälterin,“ erwiderte Jack unverfroren.

„Aber sie sagt zu ihm ‚du‘,“ grübelte Mary.

„Das ist bei Künstlern so Brauch,“ phantasierte Jack.

Mrs. Winter war sehr rot geworden und faltete die Hände fester ineinander.

Indes bemerkte Mary nach gedankenvoller Pause: „Ich halte Monsieur Sylvains für einen vorzüglichen Lehrer und will darum trachten, aus seinem Unterricht so viel als möglich Nutzen zu ziehen; den persönlichen Verkehr mit ihm dünkt es mich besser auf ein Minimum zu beschränken.“

Nachdem alle drei in das Hotel Castiglione zurückgekehrt waren, forderte Mary ihren Vetter noch auf, ein paar Kommis-

sionen mit ihr zu machen. Sie wollte sich Malerwerkzeug anschaffen, um sofort den nächsten Morgen in ihrer künstlerischen Laufbahn energisch vorzudringen. Jacks gutmütigen Antrag, sie möge ihm mitteilen, was sie für die nächste Zeit brauche, er wolle alles selber besorgen, wies sie ab — sie wünschte die Einkäufe persönlich zu machen. So marschierte er denn geduldig neben ihr her, von einem Farbenladen zum anderen. Er fühlte sich nicht sonderlich wohl dabei. Mit ihrer leisen höflichen Stimme kritisierte Mary unbarmherzig alle Ware und handelte die Preise herunter. Sie zählte stets pünktlich die ihr vorgelegten Rechnungen nach, wobei es sich herausstellte, daß man sich einmal um fünf Centimen zu ihren Gunsten und einmal um zehn zu ihrem Schaden geirrt.

Das war alles sehr richtig — aber Jack atmete doch erleichtert auf, als er mit ihr im Hotel zurück war.

Man hatte die Palmen frisch begossen, das ganze Höfchen roch nach nassem Grün und nassem Asphalt; unter dem rot und grau gestreiften Regenschirm saß Mrs. Winter, ein Buch, das sie nicht las, auf den Knien. Sie nickte Jack freundlich zu; während sich Mary nach oben verfügte, um sich für das Diner zurecht zu machen, setzte sich Jack zu der alten Frau.

„Wie still und in dich gekehrt du heute bist!“ sagte er, indem er ihre Hand in die seine nahm.

Er wußte, was in ihr vorging, aber er wollte sie veranlassen, sich darüber auszusprechen; er dachte, es würde ihr wohl thun.

„Mein lieber Junge, ich habe heute eine Illusion begraben,“ sagte sie mit ihrem guten geistreichen Lächeln. „Das ist immer ein trauriges Begräbnis, besonders in meinem Alter, wo die Illusionen nicht mehr nachwachsen.“

Jack schwieg; er begnügte sich, leise über die Hand der alten Dame zu fahren — die arme alte Hand, die bereits kühl geworden war und dennoch an diesem schönen Frühlingsabend in seiner warmen jungen zitterte.

Auch die alte Frau schwieg. Nach einer Weile hob sie den Kopf und sagte: „Halte dein Leben heilig, mein Junge, damit du nicht die Erniedrigung eines würdelosen Alters auf dich nehmen mußt.“

* * *

Jetzt sind die Winters bereits acht Tage in Paris. Sie haben das Hotel Castiglione verlassen, natürlich nicht, ohne daß Mary noch zum Schluß die Rechnung beanstandet und mit Entschiedenheit erklärt hätte, unter diesen Umständen würde sie sich hüten, irgend jemand mit einem Trinkgeld zu beglücken. Zu kurz ist das Personal dabei nicht gekommen, Mrs. Winter hat heimlich einen Regen von Zwanzig-Franken-Stücken über dasselbe ausgestreut. Jetzt wohnen Mutter und Tochter in einem weitläufigen Appartement in den Champs Elysées, einem Appartement mit einem sehr braunen Speisezimmer, einem sehr hellen Salon, einem Boudoir und drei oder vier muffigen Schlafzimmern.

Die ganze Wohnung riecht nach englischen Touristen, sie ist kalt und unfreundlich und für die Bedürfnisse der Winters zu groß. Mary Winter sieht letzteres ein, aber sie tröstet sich mit der Überzeugung, daß die Wohnung für ihren Umfang preiswürdig ist, und bietet Jack an, eines der Zimmer zu bewohnen, was er dankend ablehnt.

Gewöhnlich steht die Wohnung zehn Stunden von den vierundzwanzig des Tages leer. Mrs. Winter flieht das steife Appartement, soviel sie kann, und Mary widmet sich mit Begeisterung dem neuen Lebenszweck. Sie hat im Laufe dieser acht Tage bereits alles mögliche auf die Leinwand gepinselt. Ihr größter Triumph waren bisher zwei Tomatoäpfel neben einer Sardinenbüchse.

Monsieur Sylvains hat sich über diese Leistung geäußert. „Aber ich verwerfe das keineswegs!“ Auf dieses Lob hin hat

Mary sich entschlossen, ihre Skizze einrahmen zu lassen.

„Er lobt so selten, daß selbst eine geringe Anerkennung seinerseits mich sehr freut," äußert sich Mary gegen ihren Cousin, welchen sie bittet, den Rahmen für sie zu bestellen. Sie hat es schließlich aufgegeben, ihre sämtlichen Kommissionen mit ihm gemeinschaftlich besorgen zu wollen, hauptsächlich, weil sie in dieser Richtung auf energischen Widerstand gestoßen ist; dafür fordert sie jetzt gern kleine Gefälligkeiten von ihm heraus. Er hat ihr versprochen, ihr den Rahmen zu besorgen, unter der Bedingung, „daß sie die Rechnung nicht beanstanden wird." Diese neckende Anspielung, welche sie klug genug war zu verstehen, hat sie veranlaßt, sehr tief zu erröten. „Jack, du hast unrecht, mich zu verspotten. Wenn ich die Rechnungen so genau prüfe, so geschieht es aus Gewissenhaftigkeit, nicht aus Geiz. Ich kann nun einmal keine Unordnung leiden."

„Und du hast recht, Mary; nimm dir mich zum warnenden Beispiel. So weit kommt's mit einem Menschen, der nie gerechnet hat! Ich werde mir nächstens hundert Franken von dir borgen."

„Gleich, Jack, warum nicht tausend!" hat Mary fast lebhaft ausgerufen. Jetzt war's an Jack, rot zu werden.

„Aber Mary!" hat er vorwurfsvoll erwidert, vorwurfsvoll, beschämt und ein wenig gerührt. Der Antrag war etwas geschmacklos gewesen, aber er war direkt aus dem Herzen gekommen. Mary Winter hatte bei ihrem unwillkürlichen Ausruf ihre Hand auf Jacks Rockärmel gelegt, und als Jack die Hand von sich loslöste, küßte er sie. Damit brach er das Zwiegespräch ab und ging, den Rahmen zu bestellen. Im Gehen murmelte er für sich: „Ich habe meine Cousine entschieden falsch beurteilt, anfangs hielt ich sie einfach für einen Frosch. Längst hab ich mich davon überzeugt, daß in dem Frosch ein Igel steckt — vielleicht steckt in dem Igel ein Weib!"

Lange beschäftigte er sich mit dem Problem nicht: er hatte bedeutend Wichtigeres und Interessanteres zu denken. Der Blick der Angiolina, dieser mühsam eroberte, warme, dankbare Blick ging ihm nicht aus dem Sinn. Um alles in der Welt hätte er sich ihr nähern wollen! Warum stieg er nicht einmal ganz einfach in ihr Mansardenstübchen hinauf und klopfte an ihre Thür? — Wäre er abgewiesen worden? Armer, thörichter Jack! Wie so mancher andere Idealist wich er durch die künstlichsten Umwege einem Ziel aus, das knapp vor ihm lag.

Gegen Abend war's in der ersten Hälfte des Mai. Die Luft war warm und würzig. Es war die Zeit, in welcher alles verborgene Pflanzenleben aus dem Boden empor dem Himmel entgegen strebt, während die Menschheit sich müde der Erde zuneigt. Selbst Jack empfand etwas von der Frühlingsmüdigkeit in seinen langen Gliedern — etwas von der Müdigkeit, die sich an einem großen Glück emporrichten möchte. Dabei schlenderte er planlos durch die Rue de Larochefoucauld und dachte an Angiolina.

Die Dämmerung fing an zu sinken; die Verkäuferinnen vor den Trödelbuden, die hier den hauptsächlichsten Prozentsatz unter den Läden ausmachen, fingen an, ihre zum großen Teil auf dem Trottoir ausgebreiteten Waren einzupacken. Und was für Waren! Matratzen, alte Betten, Louis-Quinze-Uhren, alte Schlüssel, die rote Jacke einer längst ausgezischten Regimentstochter und überspieltes Küchengerät. Über eine mit Schmutz und Anschlagzetteln bedeckte Mauer streckte ein Fliederbusch seine weißen Blütenäste. Sein Duft mischte sich mit dem Geruch von heißen Steinen und mit der Ausdünstung, die aus den Kellerfenstern einer billigen Garküche auf die Straße hinausstrebte. Hunde mit durstig herausgebleckter Zunge, große und kleine, tummelten sich hier, wie es schien, herrenlos umher und schnupperten nach Knochen und alten Speiseüberresten, offenbar nicht ohne Erfolg. Während Jack ihr ungeniertes Wesen beobachtete, dachte er an Konstantinopel und lachte. Mit einem-

mal bemerkte er eine kolossale Bestie, die einem hochgewachsenen, dunkelgekleideten Frauenzimmer nachlief. Unglücklicherweise fing die Frau an zu eilen, das Tier setzte ihr nach, faßte sie beim Kleid und riß sie zu Boden, worauf es mit ausgebreiteten Tatzen über ihr stehen blieb.

Jack sprang auf das Tier zu, faßte es beim Kragen und schob es zur Seite. Der Hund, welcher sich vorher passiv benommen, leistete jetzt, was er konnte, an Widerstand und gab sich alle Mühe, Jack ins Handgelenk zu beißen — es war Jack nicht leicht, mit ihm fertig zu werden. „Stehen Sie doch auf," rief er dem immer noch auf dem Boden liegenden Frauenzimmer zu, „ewig werde ich das Tier nicht beim Kragen halten können!"

Sie lag mit dem Kopf gegen das Pflaster, offenbar hatte sie diese Position gewählt, um ihr Gesicht gegen die zerfleischenden Angriffe der Bestie zu schützen. Die Linien ihrer Figur, des einen neben dem Kopf ausgestreckten Armes waren von unvergleichlicher Schönheit. Ein dicker Knoten halbgelösten dunklen Haares ruhte ihr im Nacken. Konnte das ... Da hob sie den Kopf mühsam — aus einem bleichen, zu Tode erschrockenen Gesicht blickten die Augen der Angiolina zu Jack empor. Dieser versetzte dem sich immer wütender gebärdenden Köter einen Faustschlag auf die Stirn. Das Tier wurde matt und schwindelig, zwei Arbeiter nahmen ihm dasselbe ab. Er beugte sich über die Angiolina. „Um Gottes willen!" rief er, „haben Sie sich verletzt?"

„Nein," erwiderte sie, „es war nur der Schrecken. Ich danke Ihnen, von ganzem Herzen dank ich Ihnen!"

„Es ist ja nichts zu danken — das hätt ich ..." Er stockte.

Sie lächelte mit anmutiger Bosheit. „Ja, was Sie für mich gethan hätten, hätten Sie für jeden anderen gethan," fiel sie ihm ins Wort.

„Sie wissen es aber selbst, daß ich es für niemanden so gern gethan hätte als für Sie," entgegnete er.

Dann versuchte sie sich aufzurichten, aber es ging nicht — sie hatte sich beim Laufen den Knöchel verstaucht.

„Wie schrecklich!" rief er. „Ich will Ihnen einen Wagen verschaffen!"

„Es ist nicht notwendig," erwiderte sie, „ich bin knapp vor meiner Thür."

„Erlauben Sie wenigstens, daß ich Ihnen behilflich sein darf," sagte er schüchtern — mit der Schüchternheit, welche den Frauen stets als die größte Huldigung schmeichelt.

Sie lächelte ihm zu. Sie waren plötzlich zu dem Bewußtsein gekommen, daß sie einander schon lange kannten — sehr lange. Er richtete sie auf — gehen konnte sie fast nicht — er schleppte sie.

Das Haus, in welchem sie wohnte, stand wirklich hart daneben. Es war ein hohes, schmales Haus mit rhachitischen grauen Jalousien, unten im Erdgeschoß ein armseliger Zwirn- und Putzladen mit einem in kleine, von rotem Holz umfaßte Scheiben eingeteilten Schaufenster, hinter welchem die unmöglichsten Hüte, Hauben und Nachtjacken sich breit machten — ein Laden, wie er in ein sehr bescheidenes Provinzstädtchen zu gehören schien und wie man seinesgleichen in Paris immer noch auf Schußweite von all den großen Bazaren antrifft. Die Inhaberin dieses Ladens — Mercerie nennt man derartige Geschäfte in Paris — hatte der Marchesina ein Zimmerchen von ihrer Wohnung abvermietet.

Die Thür des Hauses — Einfahrt hatte es keine — stand offen, dumpfige schwere Luft drang daraus hervor.

„Also hier ist's?" fragte Jack.

„Ja."

„In welchem Stockwerke?"

„Im fünften."

„Sie können nicht gehen, darf ich Sie hinauftragen?" fragte er.

Sie antwortete nicht; aber als er sie in seine Arme hob, legte sie die ihren um seinen Hals. Er trug sie andächtig wie eine Mutter ihr Kind. Sie war nicht leicht, aber er spürte ihre Last nicht.

Eine rasende Seligkeit pochte ihm in

allen Adern. Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Sie hatte die Augen geschlossen, sie war sehr bleich, nur die Lippen waren dunkelrot. Ein wahnsinniger Wunsch kam ihm, seinen Mund auf diese Lippen zu drücken. Ihn schwindelte.

Jetzt befand er sich mit ihr auf dem engen Treppenabsatz vor der Thür ihres Zimmers. Dieselbe mündete direkt auf die Treppe hinaus.

„Da haben Sie den Schlüssel,“ sagte die Angiolina.

Er öffnete die Thür und trug sie über die Schwelle.

Die Dämmerung hatte bereits angefangen, die Konturen aller Gegenstände zu verwischen; dennoch gewann Jack beim Eintritt in das bescheidene Stübchen den Eindruck von etwas unaussprechlich Rührendem, dürftig Anmutigem. Der Duft von frischen Blumen schlug an sein Gesicht. In einer Ecke des Zimmers stand ihr Bettchen, ein schmales eisernes Bettchen. Dort legte er sie nieder.

„Ich will Ihnen jemand heraufschicken, sofort,“ sagte er hastig.

Sie nickte stumm.

Einen Augenblick zögerte er — er erwartete, daß sie etwas sagen sollte. Vielleicht ...

Sie sagte nichts. Da küßte er ihre Hand und verließ das Zimmer.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, war's ihm, als höre er sie schluchzen.

* *
*

Jack hatte einen großen Anfall von Fleiß. Er arbeitete jetzt täglich mehrere Stunden lang an einer Studie im Park Monceau. Ein paar seiner Künstlerbekannten hatten ihn bei dieser Beschäftigung entdeckt und machten mörderisches Aufhebens mit seiner Leistung — nichts als ein bißchen Sonnenschein zwischen zart belaubten Frühlingsbüschen hindurch leuchtend und über grünem Rasen schimmernd. Aber wie warm und lebendig war der Sonnenschein und wie viel Luft schwebte durch das Laub! Jack war noch sehr unbeholfen — in der Mache fehlten ihm mitunter die elementarsten Kunstgriffe; aber er hatte eines, was ihm so mancher mit verschiedentlichen Medaillen ausgezeichnete Maler, der seit Jahren das Recht besitzt, seine Bilderrahmen mit H. C. zu dekorieren, hätte neiden können: die Fähigkeit, alles zu beleben, was sein Pinsel berührte. Diese Zauberkraft, welche den gottbegnadeten Künstler vom Handwerker unterscheidet, hatte ihm die Vorsehung in die Wiege gelegt.

Die Künstler — bekanntlich sind die Maler kollegial anerkennender Natur — schütteten alle ihre Lieblingsbeiwörter über Jacks Leistung aus, nannten dieselbe crâne und drôle, und mehr als das: der amerikanische Kunsthändler, dessen Forderung bereits seit längerem wie ein Damoklesschwert über Jacks Haupt schwebte, erklärte sich bereit, zu Ehren dieser Park-Monceau-Studie auf seine Marinen zu verzichten, für den Fall nämlich, wenn Jack die Studie durch eine hübsche Staffage zu einem Bilde vervollständige. Er hatte Monsieur Sylvains gebeten, ihm betreffs der Staffage einen Rat zu erteilen. Monsieur Sylvains hatte versprochen, gelegentlich in den Park zu kommen, sich das „Wunder von einer Studie“, gegen welche er, dank dem großen Geschrei der Künstler, herzlich eingenommen war, zu besehen.

Gestern hatte ihn Jack erwartet, ungeduldig und vergeblich — heute gedachte er seiner nicht. Seine Studie nahm ihn gänzlich in Anspruch.

„Tonnerre!“ hörte er mit einemmal hinter sich ausrufen. Er wandte sich um und erblickte Monsieur Sylvains.

Mit hochklopfendem Herzen erwartete Jack die Kritik des Meisters.

Monsieur Sylvains krümmte die Mundwinkel hinunter. „Hm! also das ist die berühmte Studie!“ begann er spöttisch, „hm, hm ...!“

„Was sagen Sie dazu?“ fragte Jack kleinlaut.

„Was soll ich dazu sagen — sie ist sehr grün,“ brummte Sylvains. „Übri-

gens scheint das ja heutzutage in der Mode — Sie machen die Mode mit — Sie haben recht."

Damit verstummte Sylvains.

Nach einem Weilchen setzte er sich vor die Studie hin auf den Sessel, von dem Jack beim Erscheinen des Meisters aufgesprungen war. „Geben Sie mir Ihre Palette," sagte er.

Jack reichte sie ihm, worauf Monsieur Sylvains Jacks Sonnenschein unbarmherzig mit schweren Asphalttönen auszulöschen begann. Der arme Jack sah hilflos zu und kraute sich hinter den Ohren.

Mit einemmal sah Sylvains von seinem Zerstörungswerk auf, und seinen Hut weiter zurückschiebend als gewöhnlich, fragte er schroff: „Zum Teufel, Ferrars, warum heiraten Sie Ihre Cousine nicht?"

„Bietet meine Studie Ihnen einen so traurigen Beweis für meine Talentlosigkeit, daß Sie mir einen Rettungsanker aufdrängen wollen?" fragte Jack nicht ohne Empfindlichkeit.

„Von Talentlosigkeit kann bei Ihnen keine Rede sein," erwiderte Sylvains; dann mit einer Geste nach der Studie hin: „Ich habe persönlich keine besondere Vorliebe für Salat — aber wenn man Salat gelten läßt, so muß man zugeben, daß der Ihre besonders frisch und üppig ist. Sie haben etwas im Strich, im Aufsetzen der Farbe, was sich nicht erlernen läßt. Weiter aber, mein Lieber, werden Sie's nie bringen — und darum frage ich noch einmal, warum heiraten Sie Ihre Cousine nicht? Dame! Elle est bien gentille!"

„Es fehlt der magnetische Rapport," erwiderte Jack etwas unbeholfen spöttelnd.

Monsieur Sylvains faßte ihn scharf in die Augen. „Das heißt, Sie empfinden ihn nicht — und Ihre Cousine?"

„Über die Empfindungen meiner Cousine bin ich völlig im unklaren," erwiderte Jack.

„Hm! ... wirklich! ... Über die Empfindungen einer Cousine, die nach Paris kommt, um malen zu lernen, weil sie dort einen Vetter hat, der ebenfalls malt!"

„Das *weil* haben Sie erfunden, Monsieur Sylvains," erwiderte Jack etwas schroff.

„Nein, ich habe es *gefunden*," entgegnete der Franzose; „aber nehmen Sie sich nicht die Mühe aufzubrausen. Ich verstehe Sie — ich weiß, daß in gewissen Fällen das Zartgefühl einem Manne verbietet, scharfsinnig zu sein. Hm! Mit einem Wort, Sie ... mögen Ihre Cousine nicht!"

„Ich empfinde für meine Cousine die größte Achtung!"

„Das genügt!"

„Den Teufel auch," entgegnete Jack etwas hitzig, „die Achtung gehört dazu, aber alleinseligmachend ist sie nicht! Die Achtung ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Knochengerüst der Liebe. Je edler das Knochengerüst, um so sicherer, um so dauernder die Schönheit des Gefühls! Aber denken Sie sich, eine Liebe nichts als Knochen — Amor als Skelett ... schrecklich! Ich denke mir ihn immer als einen krausköpfigen kleinen Schalk mit sehr vielen Grübchen!"

„Diese Vorstellung stimmt mit der meinen überein," gestand Monsieur Sylvains, „aber ich habe Ihnen bereits einmal gesagt, daß meiner Ansicht nach der kleine Schalk bei der Ehe nicht viel mitzuspielen hat."

„Ich erlaube mir anderer Ansicht zu sein."

„So — wirklich! — Hm! — Sie thun mir leid," meinte Monsieur Sylvains, mit den Achseln zuckend.

„Und warum?"

„Weil Sie ein unverbesserlicher Idealist sind und sich Ihr Idealismus immer in Sachen mischen wird, bei denen er nichts zu thun hat. — Tiens!" — er lehnte sich etwas zurück — „da habe ich Ihnen nun Ihr Bild verdorben — Ihre und meine Art, die Natur anzusehen, passen nicht zusammen. Wischen Sie nur die Senfsauce wieder von dem Salat herunter. Und adieu auf ein andermal!"

„Aber Sie wollten mir doch einen Rat geben betreffs der Staffage," bemerkte Jack kleinlaut.

„Betreffs der Staffage! — Das Nächste ist immer das Beste," erwiderte Monsieur Sylvains großartig. „Sehen Sie sich um!" Damit humpelte er von dannen.

Jack sah sich nach einer Staffage um.

Knapp neben ihm saß ein Ehepaar. Der Mann, elend, mager, mit einem verregneten Matrosenstrohhut und zu kurzen Beinkleidern, die ihm über die um die Knöchel herum bauschenden, vertretenen Zugstiefel hinaufkrochen, hielt ein großes Buch mit Illustrationen auf seinen Knien aufgeschlagen; die Frau, älter als er, ohne Vorderzähne, mit dünnem, blondem, schlicht gescheiteltem Haar, reinlich in ihrer Schäbigkeit und offenbar die Sorgengequältere von beiden, flickte neben ihm Wäsche — ein blasses rhachitisches Kind spielte zu ihren Füßen im Sand. Eine große Platane, deren Laub noch durchsichtig war, breitete ihre Schatten über die drei.

Jack kannte die Leute — sie kamen alle Tage. Der Mann war ein Commis, der vor drei Monaten seinen Posten verloren hatte. Er verbrachte die Zeit seines Vazierens mit dem Studium der George Sandschen Litteratur, die sehr billig geworden war, besonders bei den Antiquaren.

Das war keine Staffage für Jacks Bild. Etwas weiter saßen auf einer Bank zwei Mulattinnen mit sehr grellen Kopftüchern, die eine in einem grünen, die andere in einem gelben Kleid, und strickten, strickten so rasch, daß man zwischen ihren Händen anstatt der Stricknadeln nur ein graublaues Flimmern sah. Drei aufgeputzte Pariser Kinder tummelten sich um sie herum. Dann kam eine bis zu den Füßen rot gekleidete Amme — ein Stadtsergeant, blau mit blanken Knöpfen. Dann erblickte er Luca Canini, den er sich hierher bestellt hatte, um zur bestimmten Stunde seine Sachen abzuholen. Jack legte seine Palette nieder, gab Luca seine Aufträge, sagte ein paar freundliche Worte zu dem verarmten Ehepaar und verließ den Park. Er hatte den Abend für sich und fragte sich, was er damit anfangen sollte. Eine Lust wandelte ihn an, die Häuser hinter sich zu lassen, sich irgendwo ins Freie zu begeben.

Er wanderte mit seinen langen Beinen quer durch die Champs Elysées an die nächste Haltestelle der „Hirondelle". Das Schiff war im Abfahren begriffen; er stieg ein, setzte sich an irgend einen Platz mit dem Rücken gegen die Schiffsrampe und freute sich an dem lauen Wasserdunst, der aus der Seine zu ihm aufstieg, und an dem weichen, graugrünen, versilberten Kolorit der Landschaft am linken Seineufer. Es war noch keine eigentliche ländliche Landschaft, sondern nur eine sich verlaufende Vorstadt, ein paar Zeilen schwacher, durchsichtiger Bäume, meist Pappeln, hinter denen das grelle Weiß, das ungebrochene Orangerot von frisch eingedeckten Neubauten aufschimmerte — ein Wirbel von Kalkstaub, Haufen von Ziegeln und Sand, vertretene Grasplätze und im Hintergrund das Häusermeer von Paris, ein Gewirre von aus violettem Chaos herausragenden Linien, in deren Mitte etwas märchenhaft schimmerte und flimmerte: die Kuppel des Invalidendoms, über die sich der Abglanz der bereits tief stehenden Sonne ergoß.

Das Schiff war zum Brechen voll — das Publikum von der niedersten Gattung. Aber Jack gehörte nicht zu jenen, welche über die Gewöhnlichkeit ihrer Umgebung die Nase rümpfen, wenn sie um den Preis von zwanzig Pfennigen einen Vergnügungsdampfer benutzen. Im Gegenteil freute er sich, daß so viele Menschen für so wenig Geld einen angenehmen Nachmittag genießen konnten. Nur war es ihm unangenehm, daß seine Nachbarin zur Linken beständig Würste aß, die mit Knoblauch gewürzt waren, und daß sein Nachbar zur Rechten eine sehr übelriechende Pfeife rauchte und beständig mit einer gewissen Bedächtigkeit vor sich hinspuckte.

Er suchte sich einen anderen Platz und geriet in eine Gruppe von intelligent und schmutzig aussehenden Frauenzimmern, die er sofort als Kunstschülerinnen vom linken Seineufer erkannte. Sie sahen alle gleich andächtig auf denselben Punkt. Der Richtung ihrer Blicke folgend, bemerkte Jack einen berühmten Historienmaler mit einem schönen spanischen Gesicht, der, offenbar des Eindrucks, welchen er auf die Mädchen gemacht, völlig bewußt, von ihnen wegblickte und, lässig an die Dampfschifframpe gelehnt, für den blasierten beau ténébreux posierte.

Der Anblick der Kunstschülerinnen stimmte Jack noch trauriger als der des unappetitlichen Proletariats, vor dem er geflohen war. Sie sahen alle so herabgekommen, so physisch und moralisch verhungert aus. Er sah von den Menschen fort auf die Ufer hinüber, die sich jetzt in immer herrlicherer Schönheit entfalteten.

Welche saftigen Wiesen — das Gras, in kniehoher Üppigkeit, blumendurchwuchert, wuchs bis in den Strom hinein, wo es sich in einem Netz von gelben und weißen Wasserlilien verlief —, welche Weiden, riesengroß, frei entfaltet, silberumschimmert, mit bis in das Wasser hineinsinkenden biegsamen Ästen; und hinter ihnen andere Bäume, schmal emporragende hohe Erlen und Ulmen mit nicht unmalerisch verstecktem durchsichtigem Astwerk; alle Konturen goldig umsäumt voll sonnentrunkener Frühlingsfeuchtigkeit. — Ja, das war hübsch, das war reizend — Jack suchte mit den Augen den Platz, wo er seine nächste Studie anfangen könne. Er bemerkte einen Fußpfad, der, weiß zwischen dem üppigen Wiesengras aufschimmernd, in ein Wäldchen hineinführte. Ein junges Paar schritt den Pfad entlang auf das Wäldchen zu. Jack wurde unbeschreiblich zu Mut. Mit einemmal fühlte er in sich etwas wie eine gesteigerte Lebensthätigkeit, eine angenehme Wärme und Unruhe.

Er sah auf — die Kunstschülerinnen waren verschwunden, dort ihm gegenüber saß die Angiolina. Jack fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe schoß. Da begegnete sein Blick dem der Italienerin; eine große Freude und zugleich Befangenheit überkam ihn, er lüftete den Hut. Sie lächelte ihm zu. Dann, ohne selbst zu wissen, was er that oder daß er es that, stand er auf und ging zu ihr hinüber. Sie reichte ihm freundlich die Hand. Er führte dieselbe an seine Lippen und nahm neben ihr Platz.

„Sind Sie mir gar nicht mehr böse?“ fragte er mit seinem gutmütigen Lächeln.

„Wie sollt ich,“ sagte sie. „Im Gegenteil bin ich Ihnen sehr dankbar!“

„So, für was denn?“ fragte er.

„Für was?“ wiederholte sie, zu ihm aufblickend. Welche Augen sie doch hatte! Ihr Blick ging ihm durch Mark und Bein! „Dafür, daß Sie mich von dem bösen Hund befreit; dafür, daß Sie so freundlich nach mir gefragt haben und für meine Zerstreuung gesorgt während meines Zimmerarrestes; für die Bücher und Blumen, die Sie mir geschickt haben — für ... nun dafür, daß Sie die ganze Zeit gegen mich waren, wie Sie's gewesen sind!“

„Ich hatte viel gut zu machen,“ murmelte er.

Sie sah ihn voll an. „Ja, wegen damals,“ sagte sie. „Nun, im Grunde war es Ihnen nicht einmal übel zu nehmen, daß Sie sich irrten. Aber es demütigte mich, es demütigte mich fürchterlich. Sie glauben's mir nicht — aber es war mir zum erstenmal geschehen!“

„Ihnen nicht glauben! ... Aber wie sollt ich Ihnen nicht glauben! Ich glaube alles, was Sie mir sagen,“ versicherte Jack, „es wundert mich nicht einmal. Was mich wundert, ist, daß ich mich einen Augenblick irren konnte. Haben Sie mir verziehen?“ Er sagte das so innig, so herzlich, daß er ein Stück Eis damit zum Schmelzen gebracht hätte.

„Und das muß ich Ihnen erst sagen?“ fragte sie.

„Nun ja, sagen Sie's mir, ich möchte Sie's so gern sagen hören,“ drang er in sie.

„Sie machen ein Gesicht wie ein Kind, das um Zuckerwerk bettelt," entgegnete ihm die Marchesina.

„Ich bettle auch um Zuckerwerk," erwiderte er ruhig. „Haben Sie mir verziehen? So sagen Sie's doch!" Er streckte ihr die Hand entgegen.

Sie legte die ihre hinein. „Ja, meinetwegen — ich habe Ihnen verziehen," sagte sie.

Ihre Stimme klang müde. Sie war noch blässer als sonst, aber in ihrer Blässe war mehr Wärme — ihre Lippen waren dunkler und sahen voller aus als gewöhnlich. Ein eigentümlich gedämpfter Glanz schimmerte aus ihren halb geschlossenen Augen. Es war, als ob sie über etwas nachdächte, als ob sie sich selber eine Frage stellte. So sehr war Jack in ihren Anblick vertieft, daß er darüber das Reden vergaß.

Sie war's, die anfing. „Sie müssen mich für sehr überspannt gehalten haben," sagte sie nach einer Weile.

Er verstand nicht recht.

„Ich meine in meinem Benehmen gegen die Maler," fuhr sie fort.

„Sie machen es ihnen allerdings ziemlich schwer," sagte er halb lächelnd.

„Nun ja, aber es geht nicht anders; es ist schwierig, das Rechte zu treffen. Wenn Sie wüßten, was dazu gehört, in meiner Stellung noch ein bißchen Anstand zu behaupten, Sie würden sich über meine Schroffheit nicht wundern."

„Ich wundere mich über gar nichts," versicherte er ihr, „als ... darüber, daß Sie sich in dieser Stellung befinden, die paßt nicht zu Ihnen."

Sie runzelte die Brauen. Er fühlte, daß er einen sehr schmerzlichen Punkt berührt habe. Es that ihm leid, ihr weh gethan zu haben. Er rückte noch etwas näher heran. Er suchte, was er ihr sagen könnte, und fand nichts. Sie war's, die begann:

„Was soll ein armes, ganz ungebildetes Frauenzimmer thun, um ihr Brot zu verdienen?" fragte sie.

„Sie machen eben durchaus nicht den Eindruck eines ganz ungebildeten Frauenzimmers," meinte er.

Sie lächelte — seine Worte freuten sie offenbar; dann die Achseln zuckend, sagte sie mit ihrer tiefen, angenehmen Stimme, der Stimme, die an den Ton alter italienischer Geigen erinnerte: „Was wollen Sie — 's ist doch, wie ich sage: von der Bildung, die ein armes Mädchen braucht, um mit dem Leben leichter fertig zu werden, fehlt mir so ziemlich alles; von der Bildung, die hingegen dazu dient, einem armen Mädchen das Leben noch schwerer zu machen, von der hab ich allerdings ziemlich viel."

Es lag eine Subtilität in dem Ausspruch, welche Jack überraschte. Das Rätselhafte ihrer Persönlichkeit nahm für ihn zu.

Eine leichte Röte war auf ihre Wangen getreten, ihr Gesicht drückte herben, fast zornigen Stolz aus. Sie richtete sich auf, wie um sich gegen einen Druck aufzulehnen, der jahrelang auf ihr gelastet, dann fuhr sie fort: „Was hab ich denn gelernt? Französisch sprechen — ein wenig englisch — Klavierspielen gerade genug, um mir ein Liedchen zu begleiten — singen, so viel wie man singen kann, wenn man seine Stimme verloren hat — und außerdem — bis hundert zählen und meine Hände pflegen. Ich kann in keiner Sprache orthographisch schreiben, und ... meine übrigen Kenntnisse sind gleich Null. — Suchen Sie aus diesem Schatz von Wissen etwas heraus, womit man fünf Pfennige verdienen kann!"

„In der That," murmelte Jack, „aber jedenfalls sind es ungewöhnliche Kenntnisse für ... "

„Für ein Modell," warf sie bitter hin, „natürlich!"

„Es sind beiläufig die Durchschnittskenntnisse einer jungen Dame."

„Ja," sagte sie, „die Kenntnisse einer Contessina, von der man erwartet, daß sie mit siebzehn Jahren einen reichen Mann heiraten und ihr ganzes Leben nichts anderes thun müssen wird, als das Menu korrigieren, welches ihr der Koch

präsentiert, und schöne Kleider anziehen und den Menschen gefallen. Das ist auch genau das, wozu ich erzogen bin — und dabei ... Sie kennen ja mein Leben!"

„Es ist schrecklich!" murmelte Jack mitleidig. „Und läßt sich da gar nichts thun — kann man Ihnen nicht helfen?"

„Helfen ...!" Sie sprach das Wort vor sich hin so matt, so trostlos, daß es dem jungen Mann die Seele zerschnitt. „Helfen! — Wie ist da zu helfen? ... Ich trachte nachzuholen, was ich kann, ich lese viel ... eine Zeit — lachen Sie mich nicht aus — nahm ich Stunden im Französischen und Englischen; aber dann ... nun, dann sagte ich mir, zu was könnte ich's denn bringen, selbst wenn ich die klaffendsten Lücken in meinen Kenntnissen ausfüllte? Höchstens zur Unterlehrerin in einem Pensionat! Und da noch ... wer weiß! Ich bitte Sie — ein Mädchen, das Modell gewesen ist! — Ich habe diese Idee aufgegeben — ich füge mich. Wenn mein Leben auch nicht glänzend ist, erträglich ist es — die Arbeit nicht hart — die Zahlung gut. Ich bin unabhängig! Manchmal kann ich ins Theater gehen — hier und da plaudert sich's ganz angenehm mit den Künstlern, bei denen ich mein Brot verdiene. Im übrigen hab ich es durchgesetzt, daß sie mich so behandeln, wie ich behandelt sein will. Es war nicht leicht, aber ich habe es durchgesetzt." Sie warf den Kopf zurück.

„Ich glaube an das achte Weltwunder, seit ich Sie kenne, Marchesina," murmelte Jack, und leise setzte er hinzu: „Wenn Sie wüßten, welche Lust ich hätte, vor Ihnen niederzuknien — wie rührend und heilig ein Wesen wie Sie für einen Mann ist!"

Sie sah ihn eigentümlich an; mit einemmal wurden ihre Augen sehr finster, ein bitterer, fast häßlicher Zug umschwebte ihren Mund.

„Vielleicht nicht ganz so heilig, wie Sie es annehmen," murmelte sie; „es ist nur, daß mir vor allem dem so graut!"

Die Worte schnitten wie ein häßlicher Mißklang in Jacks Seele hinein — sie paßten so gar nicht zu dem Bild, welches er sich von der Marchesina gemacht, wie aus einem Abgrund widerlicher Erfahrung herauf schwebten sie von den Lippen des Mädchens. Nur einen Augenblick dauerte sein Mißbehagen, dann hatte er es vergessen. Er war zu verliebt, um sich dabei aufhalten zu können. Er konnte sie nur immerfort ansehen.

Sie ließ den Blick über die grünen Seineufer schweifen, holte einen langen, intensiv genießenden Atemzug. „Wie schön das Leben sein könnte!" murmelte sie.

Das Dampfschiff hielt. „Meudon!" schrie der Conducteur, „Bas-Meudon!"

Die Angiolina erhob sich.

„Wollen Sie hier aussteigen?" fragte Jack.

„Ich hatte keine bestimmte Absicht," erwiderte sie ihm, „ich wollte nur von Paris weg irgendwo Frühlingsluft atmen. Aber es ist hübsch hier — sehen Sie nur!" Sie deutete auf eine Reihe kleiner altmodischer Häuser, fast alle mit hölzernen Balkonen versehen und in blühende Glycinen eingehüllt. „Ich möchte mich hier aufhalten," sagte sie, „ich möchte so gern einen Spaziergang machen über diese Wiesen und dort in den Wald hinein." Damit schritt sie dem Ausgang des Dampfschiffs zu.

„Darf ich mitkommen?" fragte Jack kleinlaut hinter ihr.

Sie sah sich nur über die Schulter hinüber nach ihm um und lächelte.

— — — — — — — — — — — — —

Die weich hinsterbende, langsam in violettgrauem Dunst verklingende Färbung eines Frühlingsabends schwebte bereits über den Wiesen, als die beiden von ihrem Spaziergang in das primitive Städtchen zurückkehrten — er und sie.

Obgleich das Lächeln, mit dem sie ihm gestattet, sie zu begleiten, fast einer Herausforderung gleichgekommen war, hatte er sich dennoch während dieses langen Spaziergangs über die stillen, einsamen Wiesen, durch den schattigen, einschmeichelnd flüsternden Wald auch nicht die

geringste Vertraulichkeit ihr gegenüber herausgenommen.

Kam das von ihr oder von ihm? Es mochte wohl hauptsächlich von ihm ausgehen, von dem unverwüstlichen Idealismus, den er der Situation entgegenbrachte.

Fast gänzlich stumm war er mit ihr durch das langsam sterbende Abendlicht gewandert, durch den lauen, liebkosenden Frühlingsduft. Stumm — mit der versonnenen Stummheit eines langsam reifenden ernsten Entschlusses.

Auch sie hatte nicht viel gesprochen, nur hier und da ein paar Worte, wozu sie ihm über den Blumenstrauß, der immer größer wurde in ihrer Hand, zugelacht.

Als der Blumenstrauß zu groß geworden war, nahm er ihr ihn ab. Sie pflückte einen neuen. Und jetzt war die Sonne untergegangen, ein kühler Hauch schwebte feucht über die Wiesen hin. Sie wendeten ihre Schritte dem Städtchen zu.

„Wie hungrig ich bin!" rief die Angiolina aus.

Er wendete sich nach ihr um. „Wollen Sie hier soupieren?" fragte er.

„Es wäre reizend," sagte sie rasch. Sie wählten das einladendste, glycinenumwuchertste der bescheidenen Gasthäuser auf dem primitiven Uferdamm mit dem Blick auf die Seine. Dort setzten sie sich auf eine sehr kleine Veranda, deren Dach eigentlich nur durch einen über ihr weit vorspringenden hölzernen Balkon gebildet war. Es war bereits so dunkel, daß man die Lampen anzünden mußte.

Während sie auf das von Jack mit großer Sorgfalt bestellte kleine Mahl warteten, ordnete die Angiolina die Blumen.

Am unteren Rande des Balkons über der Veranda zog sich eine reiche Guirlande von schweren Glycinentrauben; in dicken Büscheln wuchsen die Trauben beisammen, von ganz leichtem grünem Blättergewirr unterbrochen. Blätter und Blüten sahen seltsam blaß aus in dem flackernden Licht der gegen die Wand des Hauses befestigten Lampen. Der feuchte Hauch des Stromes drang zu den beiden, geschwängert mit dem säuerlichen Geruch jungen Laubes, dem Geruch von frisch abgerindeten Holzklötzen, die in großen Haufen auf dem Uferdamm lagen, und mit der matten Süßigkeit der Glycinen. Man hörte das leise Plätschern der Wellen gegen die Ufer und zugleich das Rauschen des nahen Waldes, und in alles das mischte sich der Klang eines mehrstimmig gesungenen Liedes, einer von jenen monotonen französischen Romanzen mit in Moll modulierendem Refrain. Burschen und Mädchen, Arm in Arm schäkernd und flüsternd, zogen über den Damm an Jack und der Angiolina vorüber nach der Richtung der Wälder hin, von wo bald schwächer, bald stärker das klagende Lied herüberdrang: Qu'as-tu fait, qu'as-tu fait de ta jeunesse?

Die Angiolina hatte aufgehört, ihre Blumen zu ordnen, und horchte. Dann trat sie hinaus und streckte lauschend den Kopf vor.

Jack dünkte es, als habe er in seinem Leben nie etwas Schöneres gesehen als die junge Italienerin, wie sie so da stand, mit ihrem bleichen, sehnsüchtigen Gesicht unter den leise nickenden blaßlila Glycinentrauben, und er sagte sich auch, wie jämmerlich die altmodische Kunst Armand Sylvains an dem Problem dieser Schönheit gescheitert war.

„O, wenn ich ein Bild nach Ihnen malen dürfte!" sagte er, an sie herantretend, leise.

„Und warum malen Sie's nicht?" fragte sie, zu ihm aufsehend.

„Würden Sie mir posieren?"

„Wann Sie wollen."

„Wirklich! — Wie glücklich Sie mich machen!" Er nahm ihre Hand und drückte seine Lippen darauf. Sie entzog ihm ihre Hand aber lächelnd, mit dem langsamen, schwermütigen Lächeln, zu dem sie jedesmal die Lider über ihre Augen senkte. Das Lächeln verlieh ihrem Antlitz etwas geradezu Magisches.

„Für wann wollen wir die nächste Sitzung feststellen?" fragte er.

„Monsieur hat zu befehlen, das arme

Modell unterordnet sich seinen Wünschen," entgegnete neckend die Angiolina.

„Sie arbeiten nicht mehr mit Sylvains?"

„Nein! Monsieur Sylvains ist längst fertig mit mir. Die letzte Woche hat er sich damit beschäftigt, den Frühling in das Bild hineinzumalen. Ich brachte ihm anfangs frische Blumen, um seinen Frühling doch etwas zu beleben. Aber das lebendige Grün verwirrte ihn, er malte schließlich die ganze Frühlingsblüte nach einem Haufen verstaubter künstlicher Blumen, mit denen er vor zwanzig Jahren bei einem Malerball sein Atelier aufgeputzt hat, und die er mit alten Cotillonorden und zerrissenen Seidensocken in einem Karton aufhebt. Sie können sich den Frühling denken!"

Jack lachte. Wie gut sich's mit ihr plaudern ließ, und wie klug und amüsant sie war — ein Mädchen in solchen Verhältnissen.

Da kam der Kellner und stellte eine goldgelbe Omelette auf den Tisch.

Sie setzten sich einander gegenüber. Die Angiolina war wirklich hungrig, aber sie gebärdete sich beim Essen so anmutig wie in allem anderen. Der Hunger stand ihr vortrefflich. Auf die Omelette folgte ein gebratenes Huhn mit Salat. Jack zerlegte das Huhn und bediente seinen reizenden Gast. Er selbst aß fast nichts.

„Noch ein Stückchen," nötigte er, indem er einschmeichelnd einen Flügel des Huhns emporhielt.

„Nein, nein! Jetzt ist's genug!" erwiderte sie ihm. „Aber wie mir das geschmeckt hat! Es war so nett, plaudern zu können während des Essens. Ach, wenn Sie wüßten, wie öd das ist, so Tag für Tag sein Beefsteak oder sein Kotelett einsam zu verzehren oder in der Pause einer Sitzung in Gesellschaft eines Künstlers, von dem man immer ..."

Von draußen meldete das Sausen und Brausen des Stromes, daß das Dampfschiff sich von Sèvres heraufarbeitete.

Die Angiolina erhob sich. „Es wird spät," sagte sie.

„Wir haben noch gar nichts ausgemacht," warf er ein.

„Morgen kann ich nicht."

„Also übermorgen?' Er sah sie flehend an.

„Wir wollen sehen ..." Sie lachte ihm zu, wobei sie zugleich nach ihrem Blumenstrauß griff.

„Ah ça! Ich gratuliere!" rief in diesem Augenblick eine tiefe rauhe Stimme.

Jack blickte auf und sah Armand Sylvains, der mit einem von Jack in Cayeux gemachten Bekannten, dem Journalisten Rambert, an die kleine Veranda herangetreten war.

Beide Herren lächelten cynisch — im übrigen verunstaltete ein höhnischer Ausdruck das Gesicht des alten Malers, das vor Aufregung dunkelrot geworden war.

„Monsieur Sylvains!" rief Jack, „wie können Sie sich erlauben —!"

„Was erlauben? — Die Augen offen zu halten — nicht wahr? Es war ein Zufall, mein Lieber, ein Zufall — wenn mich jemand zu rechter Zeit beim Zipfel gepackt, so hätte ich sie geschlossen, oder mich abgewendet, obgleich es schade gewesen wäre, denn Sie sahen beide sehr hübsch aus. Die Liebe steht einem schönen Frauenzimmer immer gut — von Männern kann man das weniger behaupten, die sehen in dem Zustand gewöhnlich etwas verdummt aus — aber item —"

„Monsieur Sylvains!" rief Jack noch einmal; dann unterbrach er sich, um nach der Angiolina zu sehen.

„Die suchen Sie vergebens," erwiderte ihm der Journalist, „die ist mit dem Dampfschiff fort auf dem Weg nach Paris. Es vergeht eine halbe Stunde, eh Sie ihr nachrennen können."

„Darum ist mir momentan weniger zu thun als darum, Sie darüber aufzuklären, daß ich ein völlig unbescholtenes Mädchen durch meine selbstsüchtige Unvorsichtigkeit unverantwortlichen Verdächtigungen ausgesetzt habe. Ich schwöre Ihnen —"

„Schwören Sie nichts," erwiderte Rambert, „beweisen würden Sie damit

wenig, denn wir wissen es ja alle, daß es Fälle giebt, in denen der Meineid für Ehrensache gilt. Nur, daß Sie sich die Mühe geben, in diesem Fall meineidig zu werden, hieße den Luxus doch etwas weit treiben — ich bitte Sie — für ein Modell — die Sache ist ja normal, ganz normal!"

Damit wollte er die Hand gutmütig auf Jacks Schultern legen. Dieser aber schüttelte ihn unwirsch von sich ab. „Jetzt hab ich gerade genug!" rief er, auf den Boden stampfend. „Da Sie beide mir doch keinen Glauben schenken wollen, so werde ich mich nicht weiter bemühen, Ihnen zu versichern, daß ich mit der Angiolina nicht ein Wort von Liebe gewechselt habe! Aber das eine erklär ich Ihnen: falls die Angiolina meine Werbung annimmt, wird sie meine Frau! So — und nun hab ich die Ehre, Ihnen beiden eine gute Nacht zu wünschen!"

Nach diesem inhaltschweren Ausspruch lüftete Jack seinen Hut und marschierte mit sehr langen Schritten in die Nacht hinaus.

Rambert und Sylvains setzten sich an den Tisch, den Jack und Angiolina soeben verlassen hatten.

Rambert fing an zu pfeifen, Armand Sylvains lachte vor sich hin, hart und grell. Endlich schlug er mit beiden Fäusten auf die Tischplatte und rief: „Nom d'un chien! Was sagen Sie dazu?"

„Ich finde die Geschichte, wie schon erwähnt, außerordentlich normal!" erwiderte Rambert humoristisch.

„Ja, normal, normal! Aber begreifen Sie die Italienerin — dieses Gezier und Gezerre — dieses Heiligthun. Was beweist das?"

„Es beweist, daß ihr keiner von uns gefallen hat," erwiderte kaltblütig Rambert.

Die Nachtluft wurde feuchter und kühler, der Duft des Frühlingslaubes säuerlicher. Von draußen klang noch immer das Plätschern und Lecken der Wellen und das Rauschen der nahen Wälder, und mitten dazwischen, aus der Ferne undeutlich klagend, das mehrstimmig gesungene Lied mit seinem in Moll modulierenden Ritornell: Qu'as-tu fait, qu'as-tu fait de ta jeunesse?

(Fortsetzung folgt.)





Emin Paschas letzte Tagebücher
in Briefen an seine Schwester.

III.

3. 5. 91. Lager Mugongo.

Das war ein Sonntagsvergnügen! Um 6 Uhr 25 Min. marschierte ich ab, und gleich der Beginn des Marsches, ein langer Abstieg und nutzloser Zug im Halbkreise durch das tauschwere Gras und Gestrüpp, gab uns eine Idee von dem, was folgen sollte. Nach Überschreitung des kleinen Gewässers Kassondju und vorbei an dem langgezogenen Hauptorte von Kjingkesi begannen wir unsere Kletterei hinauf und hinab, Hügel und Berge, Abhänge und Schluchten, ein so verwickeltes System von engen Querspalten zwischen hohen Bergen, daß eine Jahresarbeit dazu gehörte, um alles ordentlich zu mappieren. Das Land ist passabel bebaut, und besonders viel Sorghumkorn steht auf den Feldern, immer hübsch eingehegt zum Schutze gegen die Herden und das Wild. Aber noch andere Faktoren machen den Marsch trotz seiner enormen Beschwerlichkeit ganz interessant. Zunächst sehen wir wieder einmal hübsch bewaldetes Land mit hohen Bäumen und dichten Vegetationsnestern. Eine Zeit lang marschierten wir an der Bergesflanke in einer Art Laube dahin: beiderseits Bäume und Gesträuch und jede Lücke ausgefüllt von prächtigen Kalladien, Farnkräutern und Rubiaceen; über uns ein dichtes Dach aus den ineinander greifenden Ästen und Schlingpflanzen. Dann wieder folgte eine Bergeshöhe bestanden mit baumförmigen Erika, Senecio, Anemonen und Tephrosien. Um das Dorf Kanunga stehen dann reiche Bananenhaine, und hier war es, wo ich neben einer schönen Gruppe Dracänen für diese Gebiete zum erstenmal Canna indica, und zwar blühend, antraf. Du kennst ja die Pflanze aus den Gärten; sie ist in Unyoro und Uganda häufig, und die Frauen machen Halsbänder aus den glatten schwarzen Samen. Auch ein kleines Flüßchen wurde überschritten, das rauschend und in Kaskaden im felsigen Bette dahinstürmte. Das Wasser reichte uns bis zur Hüfte, war aber nur sechs Meter breit. Eigentümlicherweise hatten

die Eingeborenen viele ihrer Felder an so steilen Hängen angelegt, daß es nur zu verwundern ist, wenn nicht Saat und Feld durch den von oben kommenden Regen abgeschwemmt werden. — Hatten wir schon den ganzen Morgen sehr erratische Pfade verfolgt, so wurde die Sache um neun Uhr doch so arg, daß ich auf den Verdacht kommen mußte, die Leute wollten mich von meiner Straße abdrängen, obgleich so etwas in völlig unerforschtem Lande, sowie bei der bekannten Verschlungenheit der Negerpfade schwer zu behaupten ist. Jedenfalls schlug ich Lärm, als ich sah, wie wir durch Gras und Gesträuch geführt wurden, wo es überhaupt keinen Weg gab. Unterwegs fand ich den Chef von Kjinkesi, Ruheiana, der mir mitteilte, Makovoli hätte ihm aufgetragen, morgen alle meine Sachen zu mir zu schaffen — eine gute Nachricht, wenn sie sich verwirklicht. Wir kletterten nun wie die Ziegen weiter; über uns donnerte und blitzte es, und unter strömendem Regen rückten wir um elf Uhr endlich hier ein. Seitdem hat es unablässig geregnet, ich habe aber von den Eingeborenen eine Fülle für mich interessanter Notizen eingesammelt und hoffe nun zuversichtlich zu einem Resultat zu gelangen. Morgen früh soll Makovoli kommen — alle Neger verabscheuen das Marschieren im Regen, und deshalb ist er heute nicht gekommen —, und dann will ich ihn schon herumkriegen, daß er mir Träger schafft. Auch will ich aus unseren Sachen das minder Wichtige ausmerzen; ich habe mich bisher mit Massen von Sachen geschleppt, die ich gerade so gut entbehren kann und die ich nur deshalb behielt, weil ich glaubte, sie könnten irgend jemand etwas nützen.

4. 5. 91. Lager Mugongo.

Endlich sind wir wieder einmal in der Waldregion des Westens. Seit früher Zeit vergnüge ich mich mit der Beobachtung so prägnant westlicher Vogelformen wie: graue Papageien, Zwergpapageien (Inseparables), Korythaices, Kapkucucke und anderer mir von Monbuttu- und Njam-Njam-Ländern bekannter Arten. Mugongo ist ein armes, aber ziemlich ausgedehntes Dorf, auf einer Lichtung mitten im Walde gelegen, und wohl möchte ich hier acht Tage sammeln und arbeiten, um so mehr, als vor uns nahe dem See kein Wald zu existieren scheint. Die Leute behaupten, es gäbe hier Schimpansen; auch sollen noch ziemlich viel Elefanten vorkommen. Um 9 Uhr 5 Min. morgens ein Haufe Neger stillschweigend vor meinem Zelte, aus deren Mitte nach einer Viertelstunde der Herrscher des Landes (Butumbi), der viel erwartete Makovoli, sich entpuppt. Ich stelle mich sehr ärgerlich, daß er mich so lange vernachlässigt; er entschuldigt sich. Schließlich verlange ich Träger bis zu Mutambuka, die er zusagt — wenn er es hält. Der Kerl hat mir nicht einmal ein Geschenk mitgebracht! Um elf Uhr mittags kam Stuhlmann, hatte aber sechsundzwanzig Lasten unter Bewachung zurückgelassen. Ich requirierte also sofort von Makovoli Leute dafür, und vor meinen Augen marschierten zehn Mann ab; die anderen sollten in Kjinkesi gestellt werden. Es regnete dann einige Stunden, und als gegen Abend Makovoli kam, um sich zu verabschieden — er will morgen mit hundertundfünfzig Trägern (!) wiederkommen —, ergab es sich, daß die zehn Leute wieder zurückgekehrt waren und überhaupt niemand nach den Lasten gefragt hatte. Es folgte nun eine etwas stürmische Scene mit dem lügnerischen Chef, welcher sehr kleinlaut war und die Lasten für morgen früh versprach, auch beteuerte, daß er morgen die Träger vollzählig stellen werde. Ich muß aber im Interesse der Leute für Träger sorgen, und so bleiben wir morgen hier. Makovolis Benehmen ist um so weniger zu entschuldigen, als er viel Leute stellen kann — es sitzen hier immer hundert bis hundertundzwanzig herum — und als ich ihn ersucht hatte, den ihm für Trägerstellung zu zahlenden Preis in Stoffen 2c. selbst zu fixieren. Er ist ein junger Kerl von exquisitem Wahuma-Typus (Wahuma-

Stamm der Mssamvo), ähnlich König Ndaggara von Karagué in Aussehen und Gebaren und auch so dämelig wie jener. Er spricht beinahe nie und läßt seinen Katikro (Ratgeber) für sich reden. — Es hat beinahe den ganzen Tag geregnet.

5. 5. 91. Lager Mugongo.

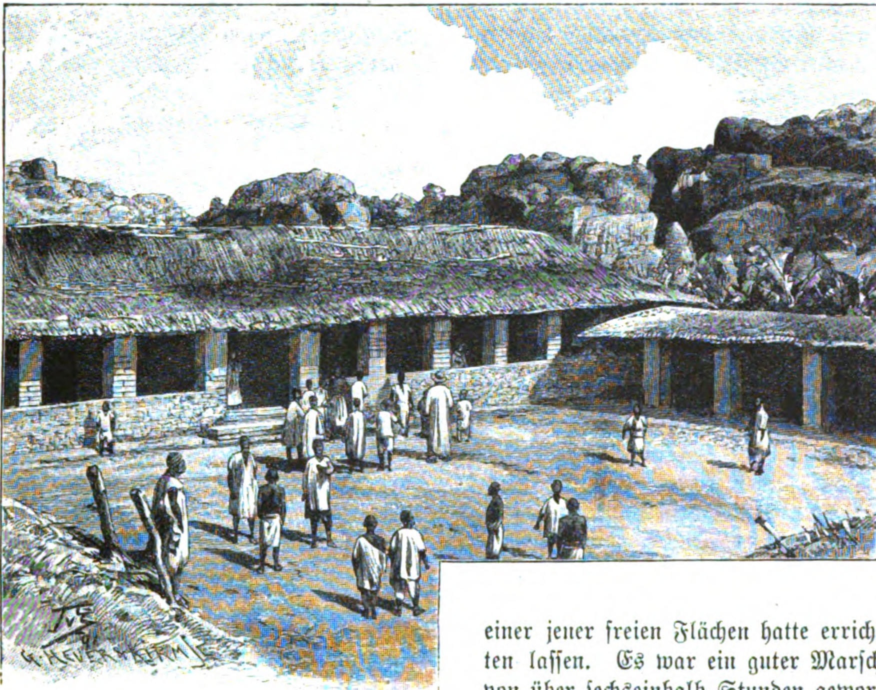
Mir geht das Herz auf, daß ich wieder im Walde bin! Die Papageien pfeifen, über mein Zelt fliegend; das Rollen der Korythaices klingt mir von allen Seiten ans Ohr; eine mir unbekannte Taube gurrt in den Büschen, und Affen turnen in den Baumkronen. Das entschädigt einen für alle Mühen afrikanischen Lebens. So will ich denn einmal versuchen, ob ich hier glücklicher bin und endlich etwas Neues erbeute; bis jetzt hat in dieser Beziehung ein Unstern über meinem Sammeln geschwebt. Ich habe mehrere neue Säugetiere, aber nur zwei mir unbekannte Vögel. — Bis jetzt (neun Uhr morgens) sind meine Sachen nicht angekommen. Um dir eine Idee von Reiseausrüstung zu geben, folgt Liste meiner persönlichen Effekten: Zelt (2 Lasten), Bettsack (1), Bettstelle und Sachen der Diener (1), Tisch, Stühle (1), Apotheke und diverse Instrumente (2), meteorologische und andere Instrumente (1), Bücher, Schreib- und Zeichenmaterial (2), Kleider und Wäsche, Stiefeln (3), Sammelkisten (2), Patronen, Schrot, Pulver (1), Reservekiste (1) = 17 Lasten. Für Stuhlmann und mich 2 Küchenlasten: Geschirr, Kochtöpfe 2c. Und das genügt, wenn nötig, noch für zwei Jahre. — Leider haben wir nahezu den ganzen Tag Regen gehabt, und die Lasten sind erst um vier Uhr nachmittags angekommen. Siebzig Träger sollen für morgen bereit sein, ich glaube es aber nicht. Inzwischen habe ich einige seltene Vögel bekommen.

6. 5. 91. Lager Mugongo.

Natürlich kein einziger Träger erschienen, dagegen Makovoli mit allerlei Anliegen, die selbstverständlich zu einer etwas groben Ablehnung führten. Er ist nun verschwunden, um die Träger zusammenzubringen, und ich lasse den Leuten inzwischen ihre Rationen ausgeben. Es wurde Mittag und kein Neger erschien, und nun wurde mir die Sache über, so daß es zu sehr derben Explikationen kam. Diese fruchteten doch so viel, daß trotz strömenden Regens und Blitz und Donner um zwei Uhr fünfunddreißig Mann da waren und ich diese mit dreiunddreißig meiner Leute und der nötigen Bedeckung voraussenden konnte; morgen früh folgen wir. — Es hat so toll geregnet, daß hier alles zum Sumpf geworden ist und wir bis an die Knöchel im Schlamm waten, und das alles in einer Stunde. Ich habe noch weitere fünf Träger fortsenden können. Makovoli ist unsichtbar geblieben.

7. 5. 91. Lager Buissa Kiniga, Distrikt Buganja.

Natürlich keine Träger! Stuhlmann führte die Tete und ich folgte um 6 Uhr 55 Min. morgens. Auf dem schlüpfrigen Waldboden marschierte es sich besonders an Auf- und Abstiegen böse. Der erste Teil des Marsches bis zu den Kirensebergen führt durch hübsche Waldpartien und über eine Anzahl Bäche mit üppiger Randvegetation, aber auch schwarze, übelriechende Sumpfwasser fort. Wir sind hier noch in der Waldregion. Auf den Bergen stehen viele Baumfarne, eine Lonchostylisart, schöne weißblühende Anemonen und eine wohl neue duftende Lilie. Der Pfad am Absturz der Berge ist stellenweise so schmal und vom Regen derart ausgewaschen, daß ein Fuß immer höher steht als der andere und man sich sehr in acht nehmen muß, um nicht durch einen Fehltritt in die Tiefe zu rollen. Wir hatten aber wenigstens Sonne heute, und zwar recht warme Sonne, die Regen voraussagte. Von den Bergen absteigend vor uns weithin hochwelliges Grasland mit hin und wieder einem Baumstreifen. Hier warfen sechzehn Eingeborene, die Makovoli gestellt hatte, ihre Lasten ab und liefen davon. Nach den nötigen Anordnungen wurde der Marsch fortgesetzt, neuerdings einige Sumpfwässer passiert



Hofraum in der Mission zu Bukumbi. Nach einer von Emin Pascha eingesandten Photographie.

und um 12 Uhr 38 Min. der etwa zwölf bis fünfzehn Meter breite und uns zur Brust reichende Fluß Issassa und gleich darauf der etwa sechs bis acht Meter breite und uns zum Leibe reichende Muniaya durchwatet. Der Regen kam hier über uns, war aber ziemlich manierlich und hörte auf, als wir den ziemlich steilen Berg erklettert hatten. Durch schneidende Gräser zogen wir nun weiter; überall Mengen hoher dunkelgelber Termitenbauten, gewöhnlich zu zweien oder dreien auf einem völlig von Graswuchs freien Platze stehend; solche Plätze sind sauber und zum Aufschlagen des Zeltes einladend, man soll sich aber davor sehr hüten. So oft ich den Führer fragte, wo unser Lagerplatz läge, hieß es: ganz nahe vor uns. Es wurde aber zwei Uhr nachmittags, als wir der wenigen, elenden Hütten ansichtig wurden, die das Gehöft Buissa Kiniga bilden und so abseits lagen, daß Dr. Stuhlmann die Zelte diesseit des Baches auf einer jener freien Flächen hatte errichten lassen. Es war ein guter Marsch von über sechseinhalb Stunden geworden. Der Besitzer des Gehöfts kam sofort, klagte über Mangel an allem, versprach aber für morgen einige Träger zur Aushilfe — ob er es wohl thun wird? Von vier Uhr nachmittags begann wieder Regen, der um fünf Uhr so arg wurde, daß alles überschwemmt war. Um sieben Uhr hörte der Regen auf, und nun hörte man überall das knisternde Geräusch der arbeitenden Termiten, ein ganz eigenes Schwirren. Eilig also mußte alles Zerstörbare in Sicherheit gebracht, die Koffer und Kisten durch untergelegte Steine geschützt und so den Termiten das Vergnügen verdorben werden. Wehe den Pantoffeln, die man auf der Erde stehen ließe!

8. 5. 91. Lager Gohali, Bezirk Jvindja.

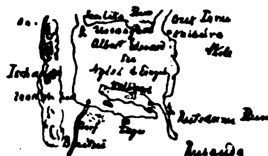
Unser Gastfreund hatte (mirabile dictu) fünfzehn Träger gestellt, und um 6 Uhr 45 Min. morgens rückte ich der Karawane nach. Weit und breit Grasland, welliger Boden, sehr selten ein Baum, zumeist Akazien. Mein Marsch kam bald zu einem Halt. Ein äußerst steiler Abstieg über sehr schlüpfrigen Boden führte zu dem

mit üppiger Randwaldung umschlossenen Bache Kitiriwa, und ich mußte die Leute mit aller Vorsicht, um unglückliches Stürzen zu verhindern, einzeln niedersteigen lassen. In nahezu drei Viertelstunden konnte ich selbst übersetzen und die nackten Hügel erklettern, und dann kam wieder einförmiges, weites Grasland zu durchqueren. Hier gab es sehr viele Büffel und Antilopen; es war aber unmöglich anzukommen, weil ein vorwitziger Bursche sie durch einen vorzeitigen Schuß alarmiert hatte. So kamen wir um die Büffelsteaks, die ein vorzügliches Essen sind. Büffeljagd ist übrigens die peinlichste unter allen afrikanischen Jagden und verlangt einen guten, sicheren Schützen; denn der verwundete Büffel wendet sich sofort gegen den Jäger. Ich habe öfters junge Büffel bekommen, die mit den Kühen aufwuchsen und auf die Weide getrieben wurden; sie wurden aber, mit wenigen Ausnahmen, mit fortschreitendem Alter etwas störrisch. Schon um zehn Uhr früh bezogen wir Lager bei den Hütten Chef Magambos: Gohali. Zeitig war es, aber recht, denn bald kam unser tägliches Gewitter und noch jetzt regnet es Bindfaden. In der Ferne die Berggruppe Virunyu, auf den Karten Mfumbiro genannt; näher hohe Berge in Ruhanda. Die Büffel nähern sich den Hütten bis auf einen Kilometer Entfernung. Ringsum nur Grasland, ohne Baum oder Strauch; ein einförmiges Panorama. — Gegen Abend wurde es klar, und nun traten die Berge in aller Majestät hervor: im Süden ein wohl viertausend Meter hoher steiler Gipfel, der Kissinyali, eine neue Entdeckung; etwas zu Westen der hohe Krater des Virunyu, der jeden Abend von einer feurigen Wolke gekrönt sein soll — nach Angaben der Neger ein thätiger Vulkan; dann eine lange Bergkette durch Buitue, Tschango nach Kissema streichend. Ich wurde im Ausschauen durch den Landesobersten unterbrochen, der mir seine Aufwartung machte und drei Schafe brachte. Er heißt Muana Muaga, ist ein ganz junger Kerl und ließ seinen einäugigen Pflegevater und Berater für sich reden. Das Beste an der Unterhaltung war, daß er mir zwanzig Träger versprach.

10. 5. 91. Lager Witschumbi. An der Südwest-Ecke des Albert-Edward-Sees.

Da wären wir nun! Ich bin gestern nicht zum Schreiben gekommen, weil mir das Volk keine Ruhe ließ, hole also nach. Beim Abmarsch waren die zwanzig Träger nicht da; durch die Freundlichkeit des alten Mayambo erhielt ich jedoch Leute und schaffte die Lasten bis auf zwei fort, die er mir nachsenden wollte. Wir marschierten dann gute drei Stunden über gewelltes Grasland mit einigen sumpfigen Stellen und hier und da ein wenig Buschwerk. Die Charakterpflanze dieser Orte ist eine mir neue Euphorbie mit dreiseitigen Ästen und breiten Blättern, die hoch aufschießt und einen palmenähnlichen Anblick gewährt, auch ganze Bestände bildet. Im Sumpfe Kahuli zwitscherten Tausende von Webern, und Mengen von Antilopen kreuzten die Straße. Überall sieht man die Spuren zerstörter Hütten, von den Raubzügen der Nkole-Leute herrührend. In Itanda fand ich die Karawane wartend: man hatte Dr. Stuhlmann gesagt, daß wir unser Nachtquartier erst um fünf Uhr nachmittags erreichen könnten. Es ergab sich aber, daß die Mayambo-Träger keine Lust hatten, weiter zu tragen. Dafür wurde nun gesorgt, und nach einem Aufenthalte von nicht ganz einer halben Stunde waren wir wieder flott. Neuerdings Grasland mit sehr vereinzelten Büschen, und um 11 Uhr 36 Min. standen wir am Ufer eines sehr bedeutenden Flusses, des Rutschuru, der hier fünfzig bis sechzig Meter breit und über einen Meter tief ist, also eine große Wassermasse zum See (Albert-Edward) führt. Der Fluß soll tief aus Ruhanda kommen. Hier erreichten uns die beiden früh zurückgelassenen Kisten; der einäugige Minister brachte sie selbst. Nach Durchwatung des Flusses wiederum hügeliges Grasland, stellenweis von ausgedehnten Euphorbienwäldchen unterbrochen, sowie

ein Sumpf, wo Tausende von Blutschnabel-Webern Nester bauen und teilweise schon Eier haben. Vor uns die Wasserfläche des Albert-Edward-Sees. Um 1 Uhr 47 Min. fand ich die Karawane wiederum haltend, die Neger in den Dörfern, wo wir lagern sollten, drohten mit Krieg. Ich ließ sofort einige heranrufen, und zehn Minuten später marschierten wir zusammen ein und lagerten, umringt von Hunderten, auf dem Salzmarkte. Sofort gingen Boten ab, um Chef Mutambuka, der sich versteckt hatte, zu rufen, und um fünf Uhr nachmittags kam er mit drei Schafen (scheint hier die kanonische Zahl zu sein) und bewillkommnete uns, versprach aber heute früh zeitig zu kommen, um Geschäftliches zu ordnen. Bis jetzt (elf Uhr vormittags) ist er noch unsichtbar geblieben. Hunderte von Leuten sind dagegen bis zum Abend geblieben. Die Nacht verging, einiges Grunzen der Nilpferde und Geheul von Hyänen abgerechnet, das mir ganz heimisch in die Ohren klang, ganz ruhig. Wir sind hier etwa so:



Natürlich ist dies nur ein ganz grober Umriß. Alle Berechnungen sind noch zu machen: so viel aber steht fest, daß auch dieser See jährlich schrumpft und eine gute Reihe Regenjahre nötig sein wird, ihn wieder zu füllen. · Wir sind heute von einer bunten Menge gaffender Männer und verkaufender Frauen umgeben, die ihr Eleusinekorn gegen Stoffe vertauschen. Außerdem nur geräucherte Fische. Die Dörfer sind stark bevölkert; von Ackerbau in der Nähe keine Spur. Witschumbi scheint nur ein Durchgangsort für das nach Süden gehende Salz von Ussongora zu sein und alle Lebensbedürfnisse werden gegen Salz hier eingehandelt. Die Frauen tragen viel Glasperlen und Eisen- und Messingringe. Auch Stoffe sieht man hier und da; sie kommen von Mutatumbua und Mukotani aus Bukoba, deren Leute hier Stoffe und Uganda-Rindenstoffe verhandeln und Elfenbein dafür bekommen. Es ist also der rechte Handelsplatz und die Leute schon deswegen zutraulich. Etwas ganz Ungewöhntes für uns, nach all den Bergen mit ihrer Kälte, ist die große Wärme hier; ich habe seit langem heute nacht zum erstenmal unter einer Decke geschlafen, ohne zu frieren. Mittags hatten wir 31 Grad C. Wir müssen nun für einige Tage hier liegen bleiben, bis die völlig durchnäßten Stoffballen gesonnt und getrocknet, bis die zurückgelassenen Lasten und Leute angekommen und bis Arrangements für den Weitermarsch getroffen sind. Alles irgend Entbehrliche soll hier bleiben, um den Marsch der Expedition zu erleichtern. Außerdem ist immerhin zu bedenken, daß wir in Ländern sind, die kein Europäer je vor uns betreten, von denen keine Karten oder Nachrichten existieren, wo demnach die Verantwortlichkeit größer ist.

11. 5. 91. Lager Witschumbi.

Die ganze Nacht ging das Trommeln und Singen der Eingeborenen fort, begleitet von Hyänengeheul und dem Schnauben und Grunzen der Nilpferde; an Schlaf war also wenig zu denken. Da mein Freund Rutambuka (oder Mutambuka) bis drei Uhr nachmittags gestern nicht gekommen war, sandte ich ihm ein Stück Stoff als Gegengeschenk für die Schafe und ließ fragen, warum er mich belogen. Das half: er kam mit hundert schönen Redensarten, beklagte sich über den Unverstand und die Saumseligkeit seiner Leute, die die für mich bestimmten Nahrungsmittel nicht zur rechten Zeit gebracht hätten, versprach die Hütten heute zu machen, uns Träger und Boote zu stellen u. s. w. Natürlich zwei Drittel Schwindel. Ein Geschenk bekam er aber nicht. Es sind übrigens Massen von Eleusinekorn gemischt mit Sorghum, viele getrocknete und frische Fische, Kürbisse zum Verkauf gebracht

worden; es fehlt also nicht an Speise. Heute früh hatten wir einen herrlichen Sonnenaufgang. Dicht vor uns die Bucht mit ihrem stillen Wasser, auf dem Züge von Pelikanen und Negerboote fischten; seitwärts die blauen Berge und ganz im Norden der hohe Ruanzori mit seinen leuchtenden Schneegipfeln. Ich bin heute angenehm überrascht worden; vier Leute kamen als Gesandte, um zu sehen, ob ich Stanley wäre. Als wir in Katue in Ussongora waren, hatte Stanley dem dortigen Chef Muhagura, wie dieser angiebt, gesagt, er solle ruhig auf seinem Orte bleiben, die Leute Kabregas würden ihn nicht antasten. Gleich nach Stanleys Abmarsch hätten jedoch Kabregas Leute ihn angegriffen, all seiner Habe beraubt und ihn schließlich vertrieben; er sei nun hier ansässig und wollte von Stanley Hilfe oder Geschenke. Die Leute gaben mir einige sehr wertvolle Notizen und versprachen, morgen ihren Chef zu bringen. Sie sollen mir nützlich werden. — Nachmittags Sturm und Donner, aber kein Regen. — Die Hütten hier begonnen, aber nicht vollendet.

12. 5. 91. Lager Witschumbi.

Besuch des oben genannten Katuechefs Muhagura, mit dem ich wegen Trägern arrangierte, die er schon morgen (?) stellen will. Ein Teil meiner zurückgelassenen Lasten gekommen und der Rest soll morgen kommen, wonach ich sofort den Abmarsch beginnen möchte, obgleich wir eine Menge Kranke haben, weil der plötzliche Wechsel in der Temperatur — denn hier ist es sehr warm — uns alle mit gründlichem Husten und Schnupfen beschenkt hat. Zudem beginnt hier jetzt die große Regenzeit, und ich will versuchen, vor ihr fortzumarschieren.

13. 5. 91. Lager Witschumbi.

Ich habe wiederum einen unverhofften Besuch gehabt. Chef Karokuansi aus dem Uvambalande hat heute zu uns gesandt, um sich zur Hilfe anzubieten, was ich gern benutzen will. Muhagura hat Boote gesandt und ich habe fünfundsechzig Lasten vorausgeschickt, morgen sollen andere folgen. Hier langweilig und heiß. Stanley hatte Muhagura ein arabisches rundes Becken zum Wäschewaschen geschenkt; heute ist es mir zum Geschenk angeboten worden.

14. 5. 91. Lager Witschumbi.

Heute sind wieder achtundsechzig Lasten zu Boote fort und der Rest der Sachen von rückwärts eingetroffen. Morgen früh geht es fort: inschallah! Jeden Morgen ziehen die Leute zum Fischfange aus, um viereinhalb Uhr, wenn es noch dunkel. Nie aber bekommt man einen ordentlichen Fisch zu sehen. Wir haben die Lasten neu verpackt und so zwölf Lasten erspart. Bin ich erst bei Karokuami, so soll der Rest aufgeräumt werden, und dann können wir marschieren. Über uns Regen und Sturm.

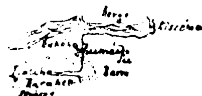
15. 5. 91. Lager Kiruwe.

Nachdem die Kranken zu Boot vorausgesandt wurden, marschierte die ganze Expedition — zum erstenmal seit langem — zusammen zu Lande ab. Reines Grasland stößt an die Hütten von Witschumbi, und in kurzer Zeit standen wir vor einem anderen Creek des Sees nach Süden hin, das wir, da der Grund sandig, trotz einer Tiefe von 1 bis $1^1/_2$ Meter und einer Breite von 40 Metern bald hinter uns hatten. Eine Menge Leute mit Bündeln Reisigholz zum Verkaufe in Witschumbi begegneten uns. Witschumbi ist weithin als „Katara" (Markt) bekannt. Mutatembuas und Mukatanis Leute vom Viktoriasee kommen bis hierher und tauschen gegen Stoffe, Rindenstoffe und Kaffee Elfenbein ein. Die Leute von Witschumbi aber verschiffen Stoffe, Eleusinekorn und andere Lebensmittel nach Ussongora, verkaufen sie dort gegen Salz und verhandeln Salz an die Leute von Ruhanda, Buitue und Kissema. Daher die Wichtigkeit des Ortes. Eine Masse Wild, rotbraune Antilopen und Büffel waren sichtbar, und am Seerande, der ziemlich weitab lag, stand eine ganze Schar Pelikane in der Sonne. Überall am Wege Gruben, um Wild zu fangen. In einer solchen fand Dr. Stuhlmann einen Meter

unter der Bodenoberfläche und acht bis neun Meter über dem See eine Fossilienschicht, Süßwasserschnecken enthaltend, die zu heute noch im Viktoriasee (vielleicht auch hier) lebend vorkommenden Arten gehören — ein vollwichtiger Beweis für einen einst viel höheren Stand des Sees und seine allmähliche Schrumpfung, sowie die Abtragung des Landes. Um 10 Uhr morgens erreichten wir die Bananenwaldungen von Mahumbo, die sich lang hinziehen und viele Gehöfte und Hütten enthalten, vor denen Kürbisse und Ricinus gepflanzt sind. Hier sah ich endlich die langfrüchtige Musa paradisiaca von Monbuttu wieder, deren Früchte ich allen mir bekannten Bananenarten vorziehe, und vor den Hütten lagen die reifen Bananen zum Trocknen in der Sonne, gerade so, wie man in Monbuttu „badingo“, getrocknete Bananen — ein ausgezeichnetes Essen — macht. Um 10 Uhr 30 Minuten kreuzten wir den zehn Meter breiten, einen Meter tiefen Ruende-Fluß, der von Südwest kommend in den See fällt, gingen dann wieder durch Grasland, kamen bald auf bestellte Felder und lagerten um 11 Uhr 25 Minuten im Dorfe Kiruwe, meinem Freunde Muhagura gehörig, der uns sehr freundlich empfing. Morgen sollen die Sachen schon weitergehen; für jetzt regnet es ganz dicke. — Im Wavamba-Lande, acht Märsche von hier, sollen die Manyuema-Leute Salim bin Aberdo unter Führung von Kilonga-Conya, einem mir bekannten Küstenmanne, eine Station errichtet haben und Elfenbein sammeln. Von meinen eigenen Leuten ist hier nichts bekannt. Auch von Unyoro, das doch so nahe, keinerlei Nachrichten. — Der See braust wie ein Meer und schlägt lange, weiße Wellen, nur die fischenden Möwen tauchen ihre Flügelspitzen ins Wasser und schütteln dann den Wasserstaub ab — gerade wie ich sie am Ostseestrande gesehen — wo aber sind wir hier?

18. 5. 91. Lager Rumande.

Erst heute komme ich zum Schreiben. Der vorgestrige Tag war mit Einschiffen der Lasten und Vorbereitungen zum Marsche hinlänglich ausgefüllt worden, und gestern früh, nachdem die letzten Lasten fort waren, konnten wir um 8 Uhr 25 Minuten abmarschieren, verzögert durch dicken Nebel und Regen. Sowie wir die Hütten von Kiruwe im Rücken hatten, gingen wir bis 10 Uhr durch völlig flaches Grasland, oft durch die Höhe des Grases recht beschwerlich. Statt gerade auf unser Ziel loszusteuern, gingen wir mit der Thür ums Haus, d. h. auf enormen Umwegen gerade auf die Berge zu. Die Sache erklärt sich jedoch dadurch, daß mehrere große Seearme tief ins Land einschneiden und ihre letzten Ausläufer, große, teils schlammige, teils klare Wassersümpfe zu umgehen und zu durchkreuzen sind. Von 10 Uhr bis 12 Uhr 10 Minuten währte es, bis wir endlich aus all dem Papyrus, Schilf und schneidenden Gräsern heraus waren und festen Boden unter den Füßen hatten. Ein anderes Stück Grasland folgte. Das Land ist offenbar früher durch den See bedeckt worden, und sollte dieser heutigestags um 1 bis 1,5 Meter steigen, so würde die ganze große Ebene wieder zum See. Unter den Wakondjo-Bergen hin, wo viele Leute uns begrüßten und sogar Guitarre spielten, kamen wir nun in die Bananenwälder mit zerstreuten Hütten und Feldern, gekreuzt von einer großen Anzahl meist schlammiger Bäche. Scheinbar endlos zog sich der Weg in der Sonnenglut hin, und erst um 3 Uhr nachmittags traten wir an den Rand des brausenden Sees heraus. Hier aber wartete unser eine neue Schwierigkeit. Der kleine Fluß Tjalika ist recht tief und hat an seiner Mündung in den See diesen ebenfalls vertieft, zum Glück aber eine halbmondförmige Barre im See aufgeschwemmt, die wir zum Übergange benutzen konnten. Es ist dies etwa so:



Es war ein Hochgenuß, so im lauen Wasser herumzuplätschern! Um 3 Uhr 5 Minuten nachmittags bezogen wir — nach einem guten Marsche von nahezu sieben Stunden — Lager hierselbst. Die Leute empfingen uns freundlich, versprachen ihre Boote für früh zeitig und der Ortschef Mukokama brachte ein sehr annehmbares und nützliches Geschenk. Ein sehr großer Korb voll trockener, grüner Bananen, ein dito türkischer Weizen, einige Trauben großer grüner Bananen und vier außergewöhnlich großer reifer Bananen, sogar eine Anzahl guter Eier und eine Kuh. Diese allerdings wies ich zurück; an den übrigen Delikatessen dagegen thaten sich Mann und Tier weidlich zu gute. Heute früh habe ich bereits vierundneunzig Lasten vorwärts gesandt und erwarte die Ankunft anderer Boote, um den Rest der Sachen zu befördern, und zwar zwei Tagemärsche weit von hier. Wir marschieren dann morgen früh zeitig. Rings um uns überall Bananenwald; sehr häufig ein Amarantus, was wir zu Hause „Fuchsschwanz" nannten.

22. 5. 91. Lager Kirema am Nordende des Sees.

Einige recht beschwerliche Märsche haben uns hierher gebracht, und heute, wo Regen uns festbannt, kann ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen. Mukokama hatte zwar, seinem Versprechen getreu, Boote gestellt und die Sachen befördert, leider aber nicht bis zu dem ihm genannten Dorfe, sondern bis zu einem viel näher gelegenen Orte. Das half nun nichts, und schon zeitig am 19. d. setzten wir uns in Bewegung. Dicht an die vielen Hütten Mukokamas schließen sich weit ausgedehnte, jetzt abgeerntete Maisfelder, in denen eine Anzahl von Kronenkranichen paarweise umherstolzierten, vor uns aber mit lauthallendem Geschrei aufgingen. Daß die Felder häufig von solch diebischen Gästen heimgesucht werden, beweisen die überall verstreuten Wächterhütten zum Abwehren der Vögel und des Wildes. Mais ist ein Hauptprodukt des Wakondjo-Landes, und obgleich die Kolben klein sind, ist das Korn doch von guter Beschaffenheit. Unser Weg wand sich nahezu fortwährend zwischen Bananen hin. Stellenweise schoben sich allerdings Strecken Hochgrases dazwischen; sie dienten aber mehr dazu, den Wanderer um so dankbarer den Schatten der Bananen empfinden zu lassen. Eine besondere Zierde der Landschaft bildeten auch, besonders näher den Bergen zu, viele schöne Hochbäume, meist Ficus-Arten, mit oft enorm großem Blätterwerk. Mehrere kleine, von den Bergen herabkommende Bäche wurden gekreuzt; überall derselbe reiche Anbau. Die Dörfer im Distrikte Kissema waren von ausgedehnten Bohnenfeldern umgeben: Bohnen sind ja bei allen äquatorischen Völkern des Ostens ein beliebtes Nahrungsmittel und von sehr guter Qualität. Auch hier erfreuten uns die schönen Blüten von Canna indica; aus dem Samen macht man, wie überall, Halsbänder. Eine Menge freundlicher Leute standen am Wege und grüßten uns mit dem Wakondjo-Gruße: singa-singa; auch ein Guitarre spielender Mann begleitete uns eine Strecke Weges mit seinen künstlerischen Produktionen. Nach 11 Uhr morgens kamen wir aus den Bananen heraus an den See, wo im Dorfe Kissokka ein Teil unserer Lasten lag, während ein anderer Teil glücklicherweise voraufgegangen war. Es ging nun sofort an das Aussenden der Sachen, und nach einer Stunde tüchtiger Arbeit konnten wir unseren Weg fortsetzen, der wieder zwischen Grasland und weiten Bananenpflanzungen hindurch uns um 2 Uhr nachmittags an den See brachte, wo auf einem hübschen freien Platze Lager bezogen wurde. Der Ort heißt Bolia und untersteht einem kleinen, fetten Ältesten (er ist aber sehr jung), Ndobia geheißen, dessen weibisches Aussehen durch ganze Wülste von aus Stroh geflochtenen Ringen am Oberarm, an den Knien und um die Lenden erhöht wird. Durch die Dicke dieser Wülste ist das Anlegen der Arme an den Körper verhindert, und das über den Lendenwulst fallende Rindenstoffzeug

sieht aus wie eine Krinoline. Er war übrigens sehr zuthunlich und brachte fünf Ziegen, einige Bananen, und da auch Chef Kamandi von Kissema fünf Ziegen und ein wenig Eleusine brachte, sind wir reich mit Fleisch versehen. Im allgemeinen ist Ziegenfleisch in diesen Ländern besser als Schaffleisch, ganz besonders wenn die Ziegen sich von Bananenblättern nährten; sie sind auch fetter, und nach einem Stück fetten Fleisches sehnt man sich manchmal im Inneren Afrikas. Eine sehr willkommene Überraschung wurde mir durch die Ankunft von zwölf großen Booten, welche mir Chef Mugali von der Nordwestecke des Sees entgegensandte und die ich sofort mit Sachen und Leuten befrachtete. Es sind uns somit nur die Munitionen und Zeltkasten zum Weitermarsch geblieben. Abends ging der Regen los und dauerte ohne Unterbrechung bis um 9 Uhr morgens, so daß wir am 20. erst nach 9 Uhr zum Marsche kamen. Es war eine recht anstrengende Partie. Zunächst am See entlang über grobes Geröll und Sand marschierend, hatten wir zur Linken am Bergsaum eine dichte Wand hohen Schilfes, hinter welchem, wie gelegentliche Lücken zu sehen erlaubten, reiche Bananenpflanzungen, mit Kürbissen und Bohnen bebaute Felder und vereinzelte Gehöfte lagen. Dann kamen wieder Partien, wo der ohnehin enge Strandsaum von Felsmassen durchquert wurde, die man zu überklettern hatte, während anderwärts auch das Überklettern nicht möglich war, sondern man einfach knietief in den See hineinwatete und um die betreffenden Stellen herumging. An Abwechselung fehlte es also nicht. An anderen Stellen wieder gingen wir auf den mit Felstrümmern übersäten Bergeshang hinauf und durch die Bananenpflanzungen hin, die von zahllosen kleinen Rinnsalen durchschnitten waren. Am unangenehmsten ist der Weg jedenfalls da, wo die hohen Gräser die im Wege liegenden Felstrümmer verdecken und wo die Regen den fußbreiten Pfad, gewöhnlich an den abschüssigsten Stellen, so abgeschwemmt haben, daß man sehr vorsichtig sein muß, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Die Vegetation ist überall eine sehr reiche, und prachtvoll duftende Gewächse aller Art erfüllen die Luft mit ihrem Arom. Besonders häufig und würzig riechend sind eine hohe Art von Basilikum und der stark an Guiaven erinnernde Coleus barbatus. Überall werden Kolokasien, deren Knollen nach meiner Ansicht das beste afrikanische Gemüse liefern, angebaut und gedeihen zu grandiosen Proportionen. Mehrere Bäche wurden durchwatet, auch ein kleiner Bergstrom, Mpara, mit prachtvoll kaltem Wasser. Um halb 3 Uhr endlich kam die Kletterpartie zu einem Ende und wir lagerten beim Orte Kikere, zum Distrikte Bukenda gehörig, dessen Chef Mohuma uns Ziegen und Bananen brachte. Natürlich bekommen auch die Leute Geschenke von uns, denn auch in Afrika ist nur der Tod umsonst — der aber sehr. Schon um 5 Uhr waren wir am 21. Mai unterwegs und konnten, da auch die Zelte und Privatsachen auf Booten vorausgesandt wurden, rüstig vorwärts gehen. Die gestrige Kletterpartie wiederholte sich aber heute in noch höherem Grade, weil der Weg meist über den steil in den See fallenden Bergeshang führte und die Felsblöcke häufiger und bedeutend beschwerlicher waren. Hin und wieder war ein rauschender Bergbach mit köstlich kaltem Wasser — das Seewasser ist warm und ein klein wenig brackig — zu durchwaten. Für alle Beschwerlichkeiten entschädigten aber die Fülle der Vegetation und die reiche landschaftliche Staffage. Eine Botschaft, daß unsere Sachen von den Bootsleuten weit voraus gebracht und möglicherweise Gefahr liefen, obgleich sie unter Bedeckung gesandt waren, spornte zur Eile. Gegen 11 Uhr morgens erreichten wir das am See gelegene Dorf Ungekore, und da von hier aus der Weg noch viel beschwerlicher sein und außerdem lange Zeit zum Marsch über die Berggipfel nötig sein sollte, denn die Felsen fallen stellenweise senkrecht ins Wasser, so bestiegen wir hier Boote und legten den

Rest des Marsches zu Boote zurück. Es ist ein prachtvolles Panorama, das während dieser Fahrt sich vor uns entrollte; gerade wie an der Westseite des Albert Niansa, so fallen auch hier die Berge steil in den See. Durch Ausspülung aber und Anspülung haben sich überall halbmondförmige Halbinseln und Zungen gebildet, die gewöhnlich, nach dem Wasser zu von hohem Schilfgürtel geschlossen, reiche Bananen- und andere Pflanzungen tragen. Dann wieder kommen lauschige Waldgruppen, aus denen lauter Vogelsang schallt, oder pittoreske Felsgruppen, von Möwen und Tauchern, aber auch von Anglern, die eiligst davonlaufen, frequentiert. Die Hauptzierde der Landschaft, gerade wie am Albertsee, sind die vielen Wasserfälle; wie silberne Bänder fließt das an den Felsen zu Schaum zerschlagene Wasser an den grauen Felsen hernieder, leuchtend sich abhebend von den grünen Waldmassen. Das sind Anblicke, vor denen man immer wieder bewundernd anhält. Leider hatten wir alle Augenblicke Regen. Die Boote sind groß und geräumig, aber ziemlich gebrechlich; aus dünnen Holzplanken, durch Bananenstricke zusammengebunden und teilweise gestoßen, teilweise gerudert mit Rudern, die eher wie Zahnstocher aussehen, die breit gedrückt wären, machen sie zunächst einen kaum vertrauenerweckenden Eindruck. Man gewöhnt sich jedoch bald daran, und da es in diesem See merkwürdigerweise keine Krokodile geben soll, so wäre schließlich ein Bad nichts Unangenehmes. Nach ziemlich langer Fahrt an vielen Gehöften vorüber landeten wir 2 Uhr nachmittags hier, leider im Regen, der bisher kaum stundenlang nachgelassen hat. Alle unsere Sachen triefen von Nässe; seit drei Tagen habe ich keinen trockenen Stiefel angehabt, und doch will die sehnlich erwartete Sonne nicht kommen. Gehe ich aber so weiter, so faulen die Sachen und wir verlieren alles; ich lasse also Hütten bauen und in ihnen die Sachen trocknen und habe inzwischen nach Chef Karakuausi gesandt, der in der Nähe sein soll.

Hier ist alles von den Leuten Kabregas verwüstet und geplündert worden, und zum Überfluß sind auch die Manyuema-Banden Kilonga-longas plündernd bis hierher vorgedrungen. Die Eingeborenen verabscheuen dieses menschenfresserische Gesindel und flüchten vor ihm, soweit sie können. Ich werde nun einige Tage Aufenthalt haben, um die Sachen durchzumustern, auszuscheiden, was nicht durchaus nötig ist, und mit Chef Karakuausi wegen des Weitermarsches zu verhandeln. Der Ort gefällt mir nicht, aber die Sachen müssen trocknen.

24. 5. 91. Lager Kirema.

Zwei Tage sind unter sündflutlichem Regen vergangen, statt zu trocknen, fault alles, und selbst die Errichtung von Hütten nützt nichts. Wir wollen also alles daransetzen, um die Sachen ordentlich zu arrangieren, denn die Reise ist noch gar weit. Inzwischen ist Chef Karakuausi hier eingetroffen und mit ihm eine Menge Leute, und er verdient wohl, daß ich seiner in einigen Worten gedenke, denn er ist für Afrika ein nicht häufiger Typus. Von Merimbi am Südstrande dieses Sees herstammend und eigentlich zu den Leuten Njavingis gehörig, also ein Mpororo-Mann, kam er zeitig nach Ussongora, wo er sich niederließ und viel Einfluß erlangte, jedoch von den Leuten Kabregas, als diese Ussongora besetzten, völlig ausgeplündert und vertrieben wurde. Er flüchtete nun ins Wakondjo- und später ins Waramba-Land und errang auch hier, obwohl er nur *ein* Gewehr besitzt, denselben Einfluß, so daß er heute an der ganzen Süd- und Westseite des Sees, wenn nicht der mächtigste, doch der einflußreichste Chef ist, zu dem die anderen als ihrem Vormann aufschauen. Vor etwa einem Jahre, als die schon erwähnten Manyuema-Leute Kilonga-longas — wir waren ihnen mit der Stanley-Expedition im Waramba-Lande begegnet und hatten einige Schießerei mit ihnen gehabt, und sie gehören eigentlich den Erben Salim bin Abeïds in Nyangue — ihre Raubzüge

bis zu diesem See ausdehnten, glaubten die von Kabregas Leuten vertriebenen Ussongora-Leute in ihnen eine Stütze zu finden und zogen mit ihnen bis nach



Einschiffung auf dem Viktoriasee zu Bukumbi. Nach einer von Emin Pascha eingesandten Photographie.

Katue, dem Hauptort Ussongoras, wo jene Salz und Rinder erbeuteten. Auf dem Rückmarsch aber wandten sich die Manyuema gegen ihre Verbündeten, warfen sie in Ketten und töteten viele, die bald verspeist wurden. Karakuausi rettete sich nur durch eine Gabe von Elfenbein und ist seitdem natürlich ein Feind der Manyuema. Er wohnt in den Waramba-Bergen, und da wir, sobald die Sachen trocken und neu verpackt sein werden, dorthin marschieren, werde ich noch von ihm zu berichten haben. Inzwischen halte ich ihn für eine Art von kleinem Mirambo, der es natürlich in dieser verlassenen Ecke nicht so weit hat bringen können wie der bekannte Herrscher von Uwambo. — Könnten wir nur zwei Tage Sonne haben!

27. 5. 91. Lager Kirema.

Endlich zum Abmarsch fertig; Lasten reduziert und neu verpackt, Leuten Rationen und Geschenke gegeben und alles, wie die Engländer es nennen, ship-shape gemacht. Ein tüchtiges Stück Arbeit liegt hinter uns. Kommen nun die für morgen früh mir zugesagten Eingeborenen als Träger, so gehen wir zeitig fort; kommen sie nicht, so wird noch einiges fortgeworfen und wir gehen etwas später.

28. 5. 91. Lager Kassavo, Ukondjo.

Heute früh waren trotz gutem Wetter keine Eingeborenen erschienen, und so wurde es 9 Uhr, bevor eine Anzahl von etwa dreißig Mann sich einfanden. Um etwa halb 10 Uhr ließ ich deshalb Dr. Stuhlmann mit unseren Leuten und den erwähnten Eingeborenen vorausmarschieren und blieb mit einigen Leuten zur Fortschaffung des Restes — achtzehn Lasten — zurück. Um 11 Uhr morgens waren nach einigem Drängen auch hierfür Träger beschafft und um 11 Uhr 10 Minuten verließ ich Kirema, das mir keineswegs lieb geworden. Durch den mit üppigem Unterwuchs gefüllten Bananenwald hindurch, über einige schäumende

Bergbäche hinweg, kamen wir bald an das Seeufer, dessen Biegungen folgend wir eine geraume Zeit, bald im Wasser selbst, bald zwischen hohen Schilfbüschen, die sehr unangenehm zu passieren sind, hinmarschierten. Es will mir so vorkommen, als ob wir uns gegenwärtig am Ende einer Trockenperiode befänden und der See sacht zu steigen begänne. Dasselbe dünkte mir in Witschumbi am Südende des Sees der Fall. Das Wetter war schön, der blaue See brandete und brauste, die Pflanzen dufteten — der Marsch war also angenehm, obgleich etwas warm; dem entgegen wirkte ja aber das Fußbad im See. Um 11 Uhr 50 Minuten morgens wandten wir endlich dem See für heute den Rücken zu und nahmen Richtung längs der Berge hin, passierten eine Reihe jetzt verlassener Bananenpflanzungen, durch deren Unterholz man sich den Weg zu bahnen hatte, so dicht war es geworden, und bewunderten dabei ganze Felder blühender Canna indica, die hier so recht gedeiht und deren leuchtend rote Blüten immer wieder das Auge erfreuen. Ein leichter Anstieg machte sich hier bemerklich, wurde aber deutlicher, als wir, die Bananen verlassend, die mit hohem Grase bestandenen Hügel betraten, auf denen hier und da ein niedergebranntes Dorf oder eine verlassene Bananenpflanzung, ein zerstampftes Sorghum- oder ein verheertes Maisfeld für die Verwüstungen von Kabregas Leuten Zeugnis ablegen. Mehrere rauschende Bäche, einer in hübschem Wasserfalle von den Bergen kommend, wurden gekreuzt und schon um 2 Uhr nachmittags dieses Lager erreicht, das, unter dem Berge Knijamkoro gelegen, eine hübsche Aussicht über den See, sonst aber nichts, nicht einmal zu essen bietet, denn alles ist verheert. Morgen sollen wir in dem nahen Kissabjo genügend für die Leute zu essen finden, von da in zwei kurzen Märschen Karakuausis Dorf erreichen, von wo uns fünf Märsche nach Tenge-Tenge führen. Dr. Stuhlmann hat heute seinen ersten Elefanten, deren es hier viele giebt, schwer angeschossen, aber wegen anbrechender Dunkelheit aufgeben müssen.

29. 5. 91 Lager Kissabjo, Ukondjo.

Früh kreisten die Geier über uns; der Elefant ist also tot! Wir marschierten ziemlich früh. Die Karawane hielt aber nicht lange zusammen, denn die uns gestellten Träger, obgleich hübsche, junge Leute, hielten alle Augenblicke an, um zu rasten, und verursachten so große Verzögerungen. Bei solchen Gelegenheiten lernt man den großen Wert der geschulten Träger von der Ostküste erkennen, mögen sie nun Waniamuesi oder eigentliche Küstenleute (Wasaramo, Waseguha 2c.) sein. Außerdem war der Weg ziemlich schlecht. Hohes, dichtes Gras ineinander verfilzt, stellenweise Akazienwald voller Dornen und Unterholz — letzteres selten der Fall —, dann wieder Bäche und Schlammrinnen, sind ebensoviele Hindernisse für den Marsch. Überall waren die Spuren früherer Verwüstungen sichtbar; zerstörte Felder und Pflanzungen, verbrannte Hütten, umgeschlagene Bananen. Nirgend Eingeborene zu sehen. Das Land ist von sehr guter Beschaffenheit und muß sehr fruchtbar sein; es ist gut bewässert und müßte nur Schutz und Frieden genießen. Die Bevölkerung — Wakondjo — sind gute, friedfertige Leute. Um 8 Uhr 15 Minuten morgens wandten wir uns wieder einmal in die Hügel; wir erstiegen sie ziemlich langsam, denn es war glühend heiß und die Eingeborenen rasteten alle Augenblicke. Über ein kleines mit Akazienbusch bestandenes Plateau ging es nun wieder hinab in einen Kessel, dessen Grund, von drei Bächen durchschnitten, reich bebaut ist. Um die Hütten dehnen sich weite Felder von Bohnen, Mais, süßen Bataten, wenig Tabak und Baumwolle, sowie Haine von Bananen mit vielen Kolokasien. Zu essen also giebt es genug, und das ist stets eine Hauptsache, wenn man solch eine Armee von Heuschrecken zu führen die Ehre hat wie ich. Aber auch hier ist kein Mensch sichtbar, und als wir den jenseitigen Rand

des Kessels erklettert haben und den Abstieg nach Kissadjo beginnen, lassen auch da, nur von weitem, auf den Höhen sich einige bewaffnete Leute erblicken. Ziemlich tief geht es auf holperigem Wege zu den ersten Hütten, dann durch Bananen und über einen, durch dichte Schilfgürtel beiderseits verdeckten Bach; wir sind im Lager, das sehr hübsch auf freier Fläche zwischen Bananen und Feldern gelegen ist. Als Delikatesse bringt man junge Maiskolben, die geröstet sehr gut zu essen sind; die süßen Bataten sind noch zu jung zur Verwendung. Meine kleine Herde und die Esel sind hier in einem Paradiese und werden trotz Märschen fett und rund. Ein Kalb, das ich gestern bekommen, soll uns heute Braten liefern. Seit geraumer Zeit schon hatten wir bemerkt, daß von unseren Stoffen und Perlen gestohlen wurde, und in unserem Lager in Kirema war, während die Sachen getrocknet wurden, die Sache so toll, daß es nötig wurde, ein Beispiel zu statuieren. Um 5 Uhr nachmittags wurde also Appell gehalten und vor der Front drei Leute degradiert, allen Soldaten eine Monatsgage gestrichen und den Aufsehern der Träger neben Abstreichen einer Monatsgage aufgegeben, für vierzehn Tage selbst zu tragen. Wenn in Zukunft das Geringste fehlt, wird wieder ein Monat gestrichen. Darob allgemeine Bestürzung und Demütigung. Hoffentlich hilft es!

30. 5. 91. Lager Muheri, Ukondjo.

Ein ziemlich öder Marsch durch die Vorberge hat uns hierher gebracht. Grasland deckt die Höhen und die sie trennenden seichten Kessel, in deren Grunde gewöhnlich rauschende Bäche zum Issango ziehen, umgeben von dürftigen Kulturen. Denn obgleich der Boden außerordentlich fruchtbar scheint, wagt es kaum jemand, sich in diesem Lande anzusiedeln, wo „jedermanns Hand gegen jedermann" ist und die kleinen Kriege nie aufhören. So kommt es denn, daß alles wüste und brach liegt und auch unser Lagerplatz nur die Spuren vormaliger Besiedelung in einigen Ricinusstauden und einigen buschigen Euphorbien aufweist. Dafür haben wir aber gerade gegenüber, jenseit des Issango- (Semliki-) Thales, die imposante Masse des Ruanzori mit seinen von Schnee leuchtenden Gipfeln und seinen grünen Vorbergen, die scharf von der dürren Ussongora-Ebene sich abzeichnen. Gegen Abend wollen wir versuchen, eine gute Photographie zu bekommen; gegen Sonnenuntergang verziehen sich gewöhnlich die Wolken. Das Wichtigste an unserem heutigen Marsche ist jedenfalls, daß wir heute den Äquator nach Norden zu überschritten haben und uns in 0 Grad 34 Min. nördlicher Breite befinden. Von hier soll es zu Karakuausis Dorf nicht weit sein, und er hat dorthin gesandt, um Träger kommen zu lassen, die uns morgen dorthin bringen sollen. Dann wird es heißen, einen Tag Rast halten, und dann geht es weiter nach Norden.

31. 5. 91. Lager Butuktu, Ukondjo.

Eine Menge Träger, hübsche bewaffnete Gestalten, mit Halsbändern aus allerlei Zähnen, hatten sich eingestellt und wir marschirten deshalb alle zusammen ab; es war jedoch nur ein sehr kurzer Marsch, denn schon nach fünfviertel Stunden wurde auf der windumblasenen Höhe von Butukku gelagert, wo eine Anzahl neuer Hütten und junge Pflanzungen im Entstehen sind. Die Hütten Karakuausis liegen hinter den Hügeln, ebenso wie die eigentlichen Weiler. Kaum angelangt, wurde mir dringend geklagt, daß unsere Leute sich Ausschreitungen zu schulden kommen ließen, die Hütten der Eingeborenen plünderten und deren Habe wegschleppten. Ich sandte deshalb sofort eine Patrouille mit dem Befehl, alle Plünderer aufzugreifen, und siehe da! man brachte mir sechs von Karakuausis eigenen Leuten, die mit Beute beladen waren. Mit Zustimmung ihres Chefs ließ ich sie an die Kette legen und will sie bis zum Abend gefangen halten, um die Wiederkehr ähnlicher Ausschreitungen zu vermeiden. Der Lagerplatz ist übrigens

recht ungünstig, und ich werde froh sein, wenn wir erst wieder unterwegs sind. Morgen müssen wir leider hier liegen bleiben, damit unser Gastfreund Träger sammeln kann. Er hat sich augenblicklich verabschiedet, um seinen verschiedenen Frauen einen Besuch abzustatten und wohl auch einen Schluck Bananenbier zu nehmen, wird aber gegen Abend zurückkehren. Es ist eine auffällige Erscheinung, daß in all diesen Landesteilen keine großen Raubtiere vorzukommen scheinen; hin und wieder sieht man ein Servalfell, das ist alles. Auch Nashorn fehlt. Ebenso Paviane, die doch sonst in den Bergen häufig; dagegen ist eine kleine graue Meerkatze überall verbreitet. Elefanten sind häufig. Von Vögeln sind die zudringlichsten große, weißhalsige Raben, die gerade so krächzen wie unsere, und auch Geier sind immer zu sehen. Beinahe unerklärlich ist es, daß Krokodile, die im Albert-See so gar zahlreich sind, im Albert-Edward-See gar nicht vorkommen. Ebenso fehlt daselbst die Nil-Auster (Etheria). Von Fischen habe ich zu wenig gesehen, um mir ein Urteil bilden zu können.

1. 6. 91. Lager Butuktu.

Gestern abend brachte unser Gastfreund seine Gabe; einige Körbe guter Bohnen und einen Korb junger Maiskolben. Außerdem eine Ziege, mit dem Ersuchen, die Leute von der Kette freizugeben, was geschah. Die Ziege aber wies ich zu seiner Verwunderung zurück. Ich sage Verwunderung, denn Neger können nie begreifen, wie man ein Geschenk zurückweisen könne, und in vielen Fällen würde so etwas als Beleidigung oder Feindschaftserklärung gelten. Heute früh war es recht kalt, 16,3 Grad Celsius, im Gegensatz zu der Gluthitze der letzten Tage. Eine Menge von Perlhühnern hatte sich um das Lager eingefunden und lockten so zutraulich, daß leicht ein Braten zu holen war. Perlhühner und Tauben sind ja die Vorsehung für fleischbedürftige Afrikawaller; sie finden sich in verschiedenen Arten, nahezu überall und zu jeder Jahreszeit und liefern einen sehr dankenswerten Beitrag zu unserer Küche. Der heutige Tag wird recht lang, da es hier, selbst für die bescheidensten Ansprüche, kaum eine Beschäftigung giebt, weder Ausflüge, noch Sammeln, denn das einförmige Grasland bietet eben nichts. So werden wir froh sein, wieder fortzukommen.

2. 6. 91. Lager am Flusse Taliha.

Ich bin durch das Zögern Karakuausis und seiner Leute erst spät zum Abmarsch gekommen und dann ziemlich schnell hierher gekommen. Von den Bergen langsam heruntersteigend, gingen wir durch einförmiges Grasland, in welches ein wenig Akazienbusch, sehr viele Kronleuchter-Euphorbien und hin und wieder eine dürftige Pflanzung von roter Durrah oder süßen Bataten eingestreut war. Neben uns die dunkle, kugelig auslaufende Bergmasse des Mogolungo. Sowie man sich dem Flusse nähert, wird die Bewaldung ein wenig reicher und das Land hübscher. Um 11 Uhr 55 Minuten standen wir am Ufer des kleinen Flusses Taliha, der etwa sechs bis acht Meter breit und einen Meter tief ist und rauschend zum Issango geht. Wir durchwateten ihn bald und hielten uns nun stets an ihm hin; eine tiefe und weite Ebene ist überall dicht mit Bananen bepflanzt, die von den hier sehr zahlreichen Elefanten anscheinend übel behandelt werden. Dr. Stuhlmann fand bei seiner Ankunft eine Herde von dreißig Stück hier vor. Wir lagern auf dem Steilufer des Flusses, gegenüber einigen recht miserablen Hütten, deren Bewohner nicht entflohen sind. Morgen früh sollen wir den Issango passieren und dann in die Berge gehen.

3. 6. 91. Lager am Ostufer des Issango.

Zeitig für uns waren wir unterwegs und kreuzten hügeliges Grasland, mit vielen Akazien und Euphorbien; ein ödes und langweiliges Marschieren. Unsere Richtung war nahezu Nord und führte

über kleine, sehr versumpfte Bäche und durch übermannshohes Gras. Hier und da spärliche Kulturen von Mais und Durrah, die beide sehr gut gedeihen. Inmitten der Hügel fanden wir um 9 Uhr zerstreute Gehöfte der Waramba, deren Gebiet wir jetzt betreten; gewöhnlich sind sie von hohen, buschigen Euphorbienhecken umgeben, die einen guten Schutz gewähren, weil der weiße Milchsaft abgebrochener Teile sehr scharf ätzend wirkt und deshalb von Mensch und Tier gemieden wird. Wir änderten dann unsere Richtung, die nun eine östliche wurde, und gingen neuerdings durch Hochgras und Akazienbusch bis zu einem kleinen Bache, an dessen Ufern viele Bananen standen. Hier erwartete mich Karakuausi sehr ärgerlich; er hatte gewollt, daß hier gelagert werde, und nun seien die Leute weitermarschiert. Bis zum Flusse sei es zu weit für heute; ich solle also lagern. Natürlich marschierte ich ohne Säumen weiter und sah eine halbe Stunde später unter mir die Windungen des Flusses in der Ebene. Ein ziemlich steiler Abstieg brachte mich ans Ufer, wo ich die Leute schon beim Durchwaten fand; der Fluß ist etwa 60 Meter breit und 1 bis 1,5 Meter tief, sehr reißend, trüb, gelb und sehr warm. Die Leute nennen ihn Issango und er ist identisch mit Stanleys Semliki, den wir nördlicher von hier passierten. Wir lagerten am Flusse, weil es mir daran liegt, zur Höhenbestimmung mein Thermometer zu kochen. Stanleys Bestimmungen sind alle zu hoch; ich bin auch glücklich zum Kochen gekommen, es befriedigt mich aber nicht, weil die Lufttemperatur zu hoch war, um ein verläßliches Resultat zu geben. Inzwischen habe ich einige Worte mit Karakuausi gehabt, der wünschte, daß wir morgen auf diesem öden, schattenlosen Orte liegen blieben, was ich ablehnte, da es für die Leute nichts zu essen giebt. Um mich Lügen zu strafen, brachte mir der Ortschef von Lungue Kabongo, der hier wohnt, einen solchen Haufen frische Maiskolben, daß ich meine sämtlichen Leute in Fülle beteilen konnte. Es half aber nichts: ich marschiere doch!

(Fortsetzung folgt.)





Eine weimarische Fürstentochter.

Von

Lily von Kretschman.

III.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

29. Nov. 1811.

Heute erhielt ich von meinem Buchhändler in Berlin einen Almanach von der Amalie Imhoff. Das Ganze, nachdem was ich nur so flüchtig ansah, sogar die Zeichnung, hat mich alles sehr an die Amalie und ihr Wesen erinnert. Mit wem lebt sie denn eigentlich in Heidelberg? Ich weiß eigentlich Niemanden, an dem sie recht mit voller Seele hinge; sinds ihre Kinder? wenigstens merkt man es ihr nicht an und das hat für mich etwas beunruhigendes und anders ist mir ihre Erscheinung gar nicht mehr, seitdem ich sie zum letzten Mal gesehen habe.... Der Vandale hat uns neulich sein neues Produkt vorgelesen, Julius Apostat. Das Sujet, worin weniger die Liebe in Anspruch genommen wird, deren Wesen nicht natürlich genug in seine Feder fließen will, ist mehr zu seiner Behandlung geeignet. Zu verschiedenen Malen hat er uns des Meisters Leben vorgelesen. Für mich ein äußerst interessantes Werk, weil ich den Meister liebe und alles was ihn mir mehr aufschließt; für die meisten andern Menschen glaube ich aber nicht, denn mir scheints für die Menge Längen zu haben. Indessen hat er es auch nicht für die Menge geschrieben und sein Leben gehört eigentlich denen, die ihn kennen und lieben und kennen wollen: die Publicität ist einmal das Mittel, das ihm gewohnt ist zur Mittheilung zu ergreifen. Die Stelle wo er zuerst die Sehnsucht und damit die ernste Richtung seines Gemüths andeutet, wo von der Aussicht aus seinem Fenster in die Gegend hinaus die Rede ist, habe ich so gern. Und ganz bewundernswürdig ist mir der nicht bloße Hang zur Thätigkeit und Betriebsamkeit sondern die wirkliche Thätigkeit, die schon wirksam und ernsthaft ins Leben tritt bei einem Kinde von jenem Alter. Glückselig wäre ich gewesen, hätte ich es alles vom Meister lesen hören.... Werden Sie sich denn durch diesen unwegsamen Forst winden können, „wo der Dorn das Röckchen zerrt"? ich bin ganz außer mir, wenn ich bedenke, daß Sie sich, Aermste, durch dies Dickicht schlagen sollen. Einen Conducteur müßte ich Ihnen wohl eigentlich geben, ein Handbuch mit dem Alphabet meiner Zeichen? Wenn Sie wirklich meine Hand leiblich lesen können, so sagen Sie mirs zum Troste. Ich habe eine wahre Noth damit.

L. 24. Dec. 1811.

Wie michs freut, meinen Bruder bei mir zu haben, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Es ist mir, als wäre er immer dagewesen und für immer.

Henriette an Charlotte.

Ll. 6. Januar 1812.

... Ein paarmal hat die liebe junge fürstliche Familie uns mit ihrem Besuch beehrt. Ach wie gern hätte ich da unserer lieben Lolo eine Tasse gereicht! Von hiesigen Menschen wollte ich nichts dabey haben, weil uns das Fremde nur gestört hätte und die glücklichen Tage dieses lieben Besuchs nur allzuschnell vorüber gehn. Der Erbprinz ist recht artig hier und gefällt allgemein. Sein Herr Schwager hat mir versichert, daß er ihm jetzt tausendmal lieber wäre als sonst. Aber wenn er auch weniger Beifall fände, so ist uns doch seine Gegenwart unbeschreiblich lieb und wohlthätig. Es ist mir als könnte ich meine eigene Sprache wieder reden und meine Empfindung begegnet so manchem, was mir lieb und unentbehrlich geworden ist. Ich verkenne nicht, was die hiesigen Menschen Gutes haben, aber ihre Vorstellungsart ist mir oft fremd und ihre Bedürfnisse sind nicht die meinigen. ... Die Verse, die Sie, Liebe, mir zu schicken die Güte hatten, gefallen mir doch nicht übel. Sie scheinen mir den Enthusiasmus einer zarten jungen Seele zu bezeichnen. Sie verwechselt noch die Rolle, die sie tief mag empfunden haben, mit dem Schauspieler selbst und der gute Heide hat doch wohl nicht so großen Antheil daran, als sie sichs einbildet. Mein guter Malcolmi, dessen Talent größtentheils nur durch Iffland und Kotzebue schimmert, wird, fürchte ich, keiner Muse Töne entlocken, am wenigsten einer jungen, und leider kann ich keine Verse machen.... Der Meister hat unserer Prinzeß durch Uebersendung seines Buches, Dichtung und Wahrheit große Freude gemacht. Wir haben es schon früher zusammen mit Liebe und lebhaftem Interesse gelesen. Wie ist doch auch die Chronik von der Stadt Frankfurt mit so lebendigen Farben gemalt! Menschen, in ihrer Kleidung, Straßen und Häuser, das stellt sich unsern Sinnen dar. Des jungen Meisters eigenes Leben zieht uns nun wohl noch näher an und wir bewunderten oft seine unermüdete Thätigkeit, die so manche Schwierigkeit überwindet und selbst den schönen Trotz im Charakter, der sich vorzüglich bei Gretchens Unglück sehen läßt.

Am 11. Februar wurde nach qualvollen Tagen dem erbprinzlichen Paar ein Sohn geboren, der den Namen Albrecht erhielt.

Ll. 14. Febr. 1812.

Ich verlasse einen Augenblick das Bett der geliebten Wöchnerin, um Ihnen ein Wort der Liebe und des Andenkens zu sagen, beste Lolo. Heute Mittag gedenkt Herr v. Rantzow in Weimar einzutreffen. Wie wird da Ihr Herz mit Freude erfüllt werden bei der frohen Nachricht, die er zu bringen hat! Gottlob, daß ich das Gute nur bestätigen kann, denn so viel die liebe Prinzeß auch in den 13 langen Stunden gelitten hat, so geht doch bis heute alles so gut als man es wünschen kann, die liebe Prinzeß trägt mir selbst auf Sie, liebe Lolo, von ihr zu grüßen und Ihnen für den Brief zu danken, den sie gestern von Ihnen erhalten hat. Das Kind ist groß, hübsch und sehr gesund. Wie groß und allgemein die Freude ist wird Ihnen Rantzau sagen. Die Freude der Geschwister ist würklich rührend. Sie wollen Beide sein Bettchen gar nicht verlassen.

L. 6. März 1812.

Mich dünkt, daß sich unsere geliebte Prinzeß seit Ranzaus sehnlich erwarteter Zurückkunft, der uns von der, doch immer süßen vaterländischen Wärme manches köstliche Zeichen mitgebracht hat, viel besser erholt und nun täglich mehr an Kräften und Munterkeit zunimmt. Es freut uns sehr, daß Ranzau Ihnen nicht nur als guter Bote, sondern auch durch seinen anmuthsvollen Gesang lieb geworden ist. Ich schätze sehr seine treue Anhänglichkeit an den Erbprinzen und an unsere Prinzeß. Wirklich hat hier der Prinz keinen treueren Freund als Ranzow, denn die Mecklenburger Hofherren taugen eben auch nicht viel. Wieland,

der vortreffliche Freund, hat der Prinzeß und mir so ganz allerliebste Briefe geschrieben, daß ich ihm sogleich dafür danken und ihm die verlangte Beschreibung des kleinen Prinzen machen will. Wenn Sie doch den holden lieblichen Schatz in seinem Bettchen schlafen sähen, und unsere Prinzeß daneben sitzend, wie er mit seinem Händchen fest ihren Finger hält! Wenn sie ihn lange belauscht und betrachtet hat, sagt sie ganz leise: „Er ist doch sehr hübsch.“

L. 30. April 1812.

... Aber, lieber Engel, was haben Sie uns vor eine gräßliche Gespenstergeschichte erzählt!* ich habe heute meinem Bruder geschrieben und geschmält, daß er Sie zu dieser Mittheilung noch aufgemuntert hat. Die arme Prinzeß weiß nun was es ist, wenn einem die Haare zu Berg stehen und hat Sie sich in Tod erschreckt. Das Unglück ist, daß wir glauben, daß sie ganz wahr ist und der unruhige Geist wirklich noch an der Erde klebt und hängt. Ach, er hat keinen Himmel und keine Schwingen! Es ist entsetzlich. Der arme Werner würde gewiß ein paar Seelenmessen bestellen, ich möchte auch gerne was für sie thun können, wenn meine Macht im Himmel größer wäre als auf Erden. ... Grüßen Sie unsern lieben Wieland tausend mal! Prinzeß hat sich selbst das Vergnügen gemacht an ihn zu schreiben, sonst würde ich ihm schon wieder Nachricht von dem kleinen Hüon, der sich, so weit es nur in seinen Kräften steht — und sie sind nicht gering — seines Freundes und Beschützers Liebe werth zu machen sucht, gegeben haben. Könnte doch Wieland jetzt schon das liebe Kind sehen, wie es zuhört, wenn seine Frau Mutter ihm erzählt, sie mit schönen Augen unverwandt ansieht und dann lacht, daß er oft mit der kleinen Stimme vor Freuden aufschreit und dabei das Grübchen in der linken Wange zeigt und zugleich die dicken Aermchen schnell vor lauter Verwunderung aufhebt, oft so à propos als verstände er, was ihm vorgesagt wird. ... Vergessen Sie doch ja nicht, Liebe, mir das Gedicht von Schiller von seinem 10. Jahre mitzutheilen! Es ist heilig bei uns verwahrt!

* Man erzählte sich in Weimar, daß der Geist der bekannten lustigen Hofdame Luise von Göchhausen in Tiefurt umgehe.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

Lust 10 Ap. 1812.

Ich fühle meine Bestimmung viel lebendiger hier in der Welt, seitdem ich das Kind habe, oder vielmehr, ich fühle deutlicher, daß ich eine Bestimmung habe und Ihnen kann ichs wohl auch sagen, durch das eine Kind bin ich erst im Besitz der beiden Anderen.

Ll. 2 Mai 1812.

Der Meister geht bald ins Bad, wie ich höre; was Sie mir vor ein paar Monaten von ihm schrieben und von Frau v. Stein, hat mich recht interessirt, ob ich gleichwohl noch nichts darauf antwortete. Gar zu gern thäte ich einmal einige nähere Blicke in dieses Verhältniß und auf das Wesen dieser Menschen. Wie ist es möglich, daß eine innige Liebe endigen kann? Ists möglich, so ists recht traurig, oder die wahrhaft innige Liebe ist eben recht, recht selten möglich.

Lust, 20 Mai 1812.

Mein Gemahl ist jetzt in Karlsbad. ... Ich liebe wenn der Frühling langsam kommt, und der Sommer nach und nach seine Herrlichkeiten auskramt. Ich lebe jetzt mehr in der Luft, als ich es sonst zu thun pflege, weil ich den Egerbrunnen trinke und pflichtschuldigst spazieren gehen muß; zur Bewegung, die ich liebe, zu weiten Promenaden so ins Blaue hinein, ist mir die Gegend nicht reizend genug. Nachmittags fahre ich nach einem Schweizerhaus, das im Holze liegt wo der Herzog speist und Abends trinke ich den Thee mit meiner Umgebung in unserm Garten oder in einem Saal hier im Schloß, an dem ein großer Balcon ist. Des Abends geht es wieder zu den Männern in das Schweizerhaus. Meine übrige Zeit bringe

ich mit Schreiben, leidigen, nutzlosen, nothwendigen Geschäften zu, in glücklichen Augenblicken im Umgang mit den Kindern, der von verschiedener Art ist, mit Winkelmann, Eichhorn und jetzt Ihres Philosophen. Der Meister in Karlsbad ist öfters mit meinem Gemahl und ist mild und liebenswürdig; Kettenburg ist glücklich über seine Aeußerungen über seinen Julian, die er gegen den Erbprinzen gemacht.

Henriette an Charlotte.

L. 14 July 1812.

Ich muß heute noch besonders viel an Sie denken, liebste Lolo, da, nach unsrer Rechnung, der Gemahl unsrer Prinzeß in Weimar ist. Der Prinz ist nun bald 2 Monat abwesend, die zwar schnell vergangen sind, doch freue ich mich, wenn er mit guter Gesundheit zurückkommt. Die Badekur war ihm höchst nöthig. Unsere liebe Prinzeß hat unterdessen auch Egerwasser getrunken und es ist ihr auch gut bekommen, der kleine hübsche Prinz nimmt täglich zu und ist ganz allerliebst. Wie wird sich der Vater freuen. Grüßen Sie Wieland und sagen Sie ihm, daß der kleine Prinz sich seiner Liebe werth erhält und ein ganz unvergleichliches Kind ist. ... Die kleine Schrift von Hufeland, die Sie uns empfahlen: „physische Karakteristik des jetzigen Zeitalters u. s. w." haben wir mit großem Interesse gelesen.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

Lust, 15 July 1812.

Für einen Vandalen bleibt doch auch manches ewig Stein. Daß der Meister indessen Gutes von seiner Arbeit gesagt hat, ist mir recht lieb. Er schickt mir durch den Erbprinzen Zeichnungen, worauf ich mich sehr freue.

Henriette an Charlotte.

Dobberan am baltischen Meer 4 Aug. 1812.

Es freut mich recht, lieber Engel, daß der Erbprinz mir wohl will und daß er mich mit hergenommen hat. Den 27 July früh sind wir von L. abgereist: der Prinz und unsere liebe Prinzeß, Frl. Tann und ich fuhren zusammen, die beiden Herren, H. v. Mecklenburg und Oertzen hinterdrein. Jetzt erst lerne ich das hiesige Land kennen, das weit lustiger, fruchtbarer und angebauter ist als man glaubt. Es wurde in Sternberg, einer kleinen, ganz artigen Stadt, Mittag gehalten und Prinzeß mit Musik feierlich eingeholt. Eine magere, blasse und zitternde Gestalt kam an den Wagen. Sie trug die Weimarische Hofuniform. Es war nicht mehr (Osmin?) im blühenden Garten, nein, recht als Sohn des Unglücks, wie ihn der Erbprinz von Weimar einmal hieß, stund er hier. Er hat sich Haus und Garten gekauft, das er mit seiner Gebieterin, Luise Reichenbacher, theilt, die sich recht wohl und vergnügt bei ihm befinden soll. Nachdem wir noch ein reiches hübsches Kloster für Damen passirt hatten, kamen wir gegen 5 Uhr nach Bützow, eine allerliebste Stadt von wohlhabendem und reinlichem Aussehen und Abends $^{1}/_{2}$9 Uhr hier in Dobberan an. Es ist von hier aus noch eine Meile bis zur See, aber man entdeckt sie doch einmal ehe man hier ankommt. Prinzeß und ich jauchzten laut vor Freuden bei diesem hohen Anblick und unser Herz schlug laut. Ueberdieß waren die Engländer so artig zwei Kriegsschiffe gegenüber zu stellen, jetzt sind sie weg und die einsamen Wellen bewegen sich nun, wie der Wind sie treibt. Die Farbe des Meeres ist es was uns entzückt und seine Unermeßlichkeit. Man glaubt, es stieße an die Wolken an. Sein Schimmer ist grün und lila von ganz bezaubernder Schönheit. ... Vorigen Freitag waren wir in Rostock. Wir besahen die Bibliothek und eine schöne Kirche unter einem großen Zulauf von Menschen. Der Anblick des Hafens und der Menge verstümmelter Schiffe ist schmerzlich. Es ist eine verheerende Revolution, denn den schönsten Schiffen sind die Mastbäume abgesägt. ... Unsere liebe Prinzeß sagt, daß ihr die hiesige Luft so gut be-

käme und darüber wird sich unsere gute Loloa mit mir freuen. Vor ein paar Tagen hatte Prinzeß die Freude ein paar Weimarische Soldaten auf dem Spaziergang anzutreffen. Es war ein großes Vergnügen, wie über den Geringsten, der den väterlichen Heerd nur gestreift hat. Einer war Sergeant und führte das Wort. Er sagte, daß er oft am Fürstenhaus Wache gestanden habe. Auch kannte er die Prinzeß gleich. Nur, sagte er, ist es mir nicht zu verdenken, wenn ich sage, daß Ihre Durchlaucht recht mager geworden sind. Prinzeß beschenkte die Leute und war sehr glücklich. Die sämmtlichen fürstlichen Kinder sind in Ludwigslust zurückgeblieben. Als ich der Prinzeß Ihren lieben Brief vorlas, war es ihr auf einmal, als wären Sie, liebe Lolo, mit dem kleinen köstlichen Pr. Albrecht an einem Ort und sie sagte: „Die Lolo wird gewiß mein Brechtchen recht oft besuchen.“ Sie war noch nicht ganz fertig, als sie sich recht erschreckte darüber, daß auch Sie so weit von dem kleinen Schatz entfernt sind. Wir haben jedoch gute Nachricht von ihm. Den Tag vor unsrer Abreise spielte ich Verstecken mit ihm, wobei er laut auflachte. Der lieben ernsten Mama steht das freundliche, hübsche Kind gar zu gut. ... Eben soll ich fort auf eine benachbarte Anhöhe, um eine engl. Flotte zu sehen, die sich in der Ferne des Meeres zeigt. ... Es ist doch gewiß schmerzlich, liebe Lolo, daß die schönen Erfindungen und Werke der Menschen in diesen traurigen Zeiten nicht zur Freude, sondern zum Verderben dienen. Was würde sonst der Anblick einer schwimmenden Stadt, die einen großen Theil des Horizonts begrenzte mich entzückt haben! Einige der Zuschauer zählten 96 Schiffe. ... Es sind hier so schöne Plätze und Aussichten. Prinzeß hat schon einige gezeichnet und möchte gar zu gerne hier unserm Meister etwas verfertigen. Er hat ihr durch den Erbprinzen ein paar ganz allerliebste Zeichnungen von seiner Arbeit geschickt und so hübsch, so herzlich an sie geschrieben, daß ich nun auch zu Trutz und Schutz recht fest dastehe und mich ganz an Sie und an unsere Prinzeß anschließe. Damit Sie, liebe Freundin, auch von dem süßen Kind Pr. Albrecht etwas hören, so habe ich mir vom Erbprinz einen Brief zum Geschenk ausgebeten, den Sie vielleicht auch an Wieland mittheilen, damit er fortfährt sich für seinen kleinen Hüonet zu interessiren. Der Brief ist vom Kanzleirath Schmidt, der bei Prinz Paul ist. Er ist ein überaus guter Mensch, den ich um seines guten und moralischen Karakters willen recht gern habe, wenn er nicht auch zugleich an Kenntnissen sehr reich ausgestattet wäre. Nur schade, daß bei den Mecklenburgern das alles nicht ins Blut und in das Leben übergeht! Prinzeß sagt, das hiesige Land wäre wie Eine Handelsstadt und der Kaufmannssinn tötet doch das Höhere im Menschen und ist eine Giftpflanze für den Geist.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

Dobberan 12 Aug. 1812.

Was Sie vom Meister sagen, ist recht gut und ich wiederhole den alten Bund zu Schutz und Trutz; sollte hin und wieder eine Störung des Bildes stattfinden, welches wir von ihm in uns tragen, so solls nur ganz unter uns Ihnen mitgetheilt werden oder solchen treuen Herzen, die sich nicht so leicht irren lassen.

Henriette an Charlotte.

Plüschow 7 Sept. 1812.

Hier in Plüschow erwartete uns die Freude vom Wiedersehen der geliebten Kinder und dem Engelsbrechtchen. Das Kind schlief, als der Vater es aus dem Wagen holte, aber bald erwachte es und gleich sah es die Eltern lächelnd an, während Prinzeß die Thränen nicht zurückhalten konnte. Es hat zum Verwundern zugenommen und lachte den ganzen Abend als müßte sichs auch mit freuen. ... Wir lesen hier viel aus Joh. Müllers Briefen, die die Prinzeß und mich sehr interessiren.

Die liebe Emilie Gore schrieb uns aus Florenz. Sie beschreibt uns auch ihre herrlichen Blumen, ihre reiche Vegetation und, denken Sie, Prinzeß zieht den Norden vor! Der Reichthum erdrückt, die Hitze erstickt, die Dürftigkeit und Zurückgezogenheit machte ein thätiges, freundliches Verhältniß. Es ist ein rechtes Glück, daß sie so fühlt, die gute Prinzeß, da der Himmel sie so nördlich geführt hat. Eine andere Art von Reichthum giebt es hier unter den Menschen, der eigentlich das Erstickende und Erdrückende ist. Sie haben viel Geld und Gut, die Leute hier. Wenn ich die schönen Güter sehe, so freue ich mich, aber ihre geistlosen Besitzer sind oft schrecklich. ... Hintzenstern war ein paar Tage hier. Der Erbprinz hatte ihn eingeladen. Er war nach seiner Art ganz bezaubert von dem hübschen und verständigen Verhältniß, worin unsere Prinzeß mit dem Gemahl und ihrer Familie sich befindet. ... Das Seebad hat nicht ganz den guten Einfluß auf die Gesundheit unserer lieben Prinzeß gehabt, welchen sie von einem wärmeren Sommer würde gehabt haben. Sie hat wieder etwas geschwollene Drüsen und muß sich sehr für Erkältung in acht nehmen. Sie trinkt jetzt Eselsmilch, die ihr Kräfte geben soll. Mich dünkt auch, daß sie jetzt weniger mager ist.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 15 Sept. 1812.

Von der hübschen Gegend (Dobberan) von den großen Gegenständen, die die Natur bot, Abschied zu nehmen, that mir eigentlich leid, hier ist mirs ganz wie im Winterquartier. ... Der Kleine wird täglich verständiger. Mir ist es als wenn er schon alles verstände, was ich denke und sinne und oft kommts mir vor, als ob er manches viel besser wüßte als ich. Nun wird meine kleine Nichte Auguste bald ein Jahr. Eine böse Zeit jährt sich da für ihre Mutter, doch lange, lange nicht so böse als die jetzige. Mit welcher Bangigkeit ich immer an meine Schwägerin denke, kann ich nicht sagen, mit welcher Angst ihrer Angst und die, welche im Gefühl der Hülflosigkeit liegt. Ich weis gar nicht, wie ich ihr wohlthätig sein kann. Sie schreibt wenig und das begreife ich sehr wohl.

Der Feldzug des alliierten Deutschland unter Napoleons Fahnen gegen Rußland war es, der Maria Paulowna so traurig stimmte, denn auch der weimarische Truppenteil mußte gegen ihr Vaterland ausrücken, und mit ihm zu gleicher Zeit zogen die Mecklenburger zu dem traurigen Kriege, welcher so viele Opfer fordern sollte.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 6 Nov. 1812.

Meine Lolo würde auch wieder ihr Atelier bei mir aufgeschlagen haben. Jetzt bin ich wieder im Begriff nach alter Art eine Landschaft zu malen, welches lange nicht geschehen, indem ich vorigen Sommer Köpfe zeichnete, Herbst und Winter nichts thun konnte, diesen Sommer nur etwas in der Natur herumpinselte. ... Den zweiten Theil von des Meisters Leben habe ich immer noch nicht und sehne mich danach. Unterdessen lese ich wieder im ersten um dann wieder besser im Zusammenhang zu sein. Jetzt lese ich auch in einem Werkchen, das Knebel mir geschickt hat, von Luden eine Vorrede zu der Herderschen Philosophie zur Geschichte der Menschheit, was wahre Gedanken erweckt, selbst gute ausspricht, wenn mir es auch etwas complicirt vorkommt. ... Ich kann es nicht ganz lassen, mich mit dem Gedanken zu beschäftigen, künftig Jahr nach Weimar zu kommen und dann denke ich mir aus im Frühjahr schon hinzugehen, damit ich die Menschen, die ich alle sehen möchte, vereinigt fände. Von so mancherlei hängt es aber ab; von Umständen, vom Geld, vom Willen der Menschen, besonders der Weimarischen, denn ich muß genau wissen, ob ich gern gesehen werde. Könnte meine Schwägerin mich

brauchen und ich ihr nützlich sein, würde ich gar gern jene Rücksichten überwinden. Ich kann mir denken, wie ich dort nun manches anders betrachten würde. Die Veränderungen in mir, welche die Umstände in jedem Menschen hervorbringen, zumal schneller eine ganz veränderte Lage, dann deutlicher zu sehen, würde für mich von Werth sein. Bei meiner Schwägerin zu sein, würde viel Werth für mich haben, ihre Noth ihr tragen zu helfen, an ihrem Muth und ihrer Ausdauer mich zu freuen. ... Der Vandale ist auch wieder hier und will in diesen Tagen ein Opus von sich vorlesen, ich weis nicht ob aus den Nibelungen. Vom Meister erzählte er mir einige hübsche interessante Worte, die so recht meisterhaft. Von der Kaiserin v. Öster. ist er nicht so erbaut. Das Stück, sagt er, habe man nicht spielen wollen, und der Meister sich krank gestellt.

Henriette an Charlotte.

L., 20 Nov. 1812.

Denken Sie nur, liebe Lolo, daß wir den 2 Theil von Goethes Biographie immer noch nicht haben! Seitdem der Handel mit Perthes in Hamburg aufhören mußte, erhalten wir durch einen unglücklichen Berliner Buchhändler, den der Erzvandale Kettenburg der Prinzeß empfohlen hat, alles um ein Vierteljahr später. Auch höre ich, daß unser Meister der Prinzeß sein Buch selbst schicken will und daß ihm Frau v. Stein den unglücklichen Rath gegeben hat, das Packet an Ludecus zu geben, anstatt es grade mit der Post herzuschicken. Sollte es noch bei dem Kammersecretair aufbewahrt sein, so haben Sie die Barmherzigkeit und schicken es an Prinzeß! Ueberhaupt wünsche ich, daß unsere liebe Exschlüsseldame die Stelle von Prinzeß ihrer Büchercommissionairin annehmen wollte und uns dadurch vor dem schrecklichen Uebergang zum Vandalismus bewahrte! Zu meiner großen Freude erfahre ich diesen Augenblick, daß das ersehnte Buch diesen Morgen in die Hände unserer geliebten Prinzeß gekommen ist. Goethe hat es meinem Bruder glücklicherweise zur Besorgung gegeben; ich freue mich unbeschreiblich. Goethe ist in Jena unpaß gewesen, doch Gottlob nur auf kurze Zeit. ... Jetzt ist Iffland wohl bei Ihnen? Könnten Sie mir nicht einen Platz neben Ihnen im Theater bereiten? ... Bitte empfehlen Sie uns Wieland recht herzlich und sagen Sie ihm, wie oft und wie gern wir an ihn denken und von ihm sprechen, Prinzeß und ich; besonders in Gegenwart seines Hüonet, der seinen Erwartungen entgegenwächst, als müßte er alle glücklichen Ahnungen seines unbekannten, verehrten Freundes in Erfüllung bringen. Ach, liebe Lolo, welch ein liebenswürdiger Engel wohnt in diesem Kind und zeigt sich durch innere und äußere Gebehrden! Mit Ihnen darf ich schon zuweilen davon sprechen und auch mit Freund Wieland: Andere würden mich verspotten. Seine große Freude am Leben und seine Lebhaftigkeit ist mit einem so lieblichen Hinneigen zu seinen Freunden und mit einem so leisen Vernehmen, wenn ich mich so ausdrücken darf, verbunden, die einen immer an die Mutter erinnern. Er sieht und hört alles und giebt aufs genaueste Achtung, nur mit etwas zu großer Empfindlichkeit, wie Prinzeß fürchtet, denn ein ernstes, oder gar trauriges Gesicht macht den kleinen Schatz weinen. Er schreit dabei nicht, aber die dicken Tropfen hängen in seinen schönen Augen. Musik liebt er ganz vorzüglich und fängt schon an, sich vor dem Einschlafen einzusingen, wie seine Mutter auch als Kind die Gewohnheit hatte. ... Geschwind lassen Sie sich noch sagen, daß Prinzeß Goethes Leben nun zweimal hat und mir das Exemplar, was ihr der Buchhändler geschickt hat, schenkte. Prinzeß hat schon zu lesen angefangen und sagt, daß es ihr wie lauter Juwelen däuchte, der Meister hat auch ein paar Zeichnungen mitgeschickt, die die Prinzeß so sehr freuen. Ist das nicht artig und liebenswürdig?

L. 31 Dec. 1812.

In ein paar Tagen wird mich unsere liebe Prinzeß — wie es heißt — 14 Tage verlassen. Sie geht nach Schwerin zum Landtag mit der ganzen Familie; ich glaube seit 50 Jahren wurde kein Landtag von so viel Gewicht und Feierlichkeit gehalten, wo der Herzog unter einem Thronhimmel eine Rede halten wird und die adelichen Gutsbesitzer, deren Anzahl nicht klein ist, in Person erscheinen und des Landes Wohlfahrt — gerade nicht besser machen. Ich glaube, liebe Lolo, daß ich Ihnen, seitdem ich unseres Meisters Lebensbuch gelesen habe, noch nichts wieder schrieb. Ich möchte, da ich in diesem Augenblick das Entgegengesetzte dieses lieben Buches lese, nehmlich des Herrn v. Grimms Correspondenz* mit der Art und Weise wie Goethe sieht und fühlt, die ganze Bande der französischen Philosophen todtschlagen, so wie diese warnen, die sich dafür halten. Wie ist einem doch die Kälte und das Gehässige und Zerstörende so windig, nach dieser wohlthätigen und kräftigen Lebenswärme, die einem in Dichtung und Wahrheit überall wie auf einem schönen Erdstrich bei einem Spaziergang im Frühling begegnet. Man möchte gar nie heimkehren. Und doch muß ich das grimmige Buch zu Ende lesen, so viel es mich ärgert, weil doch die Geschichte der damaligen Zeit, wobei mich jedoch eine Vorempfindung und Geruch der Revolution nicht verläßt, etwas Anziehendes hat. Ihre Beschreibung der lieben kleinen Prinzessinnen und ihrer Umgebungen hat uns sehr erheitert. Es ist eine Freude, wenn man schon an Kindern das Wohlgefallen und den Geschmack an Poesie entdeckt; ich liebe das gar sehr und mich dünkt, daß alsdann den Erziehern alles leichter wird. So ist mir, unter uns gesagt, immer traurig, daß die zwei ältesten Kinder hier, Prinz Paul und Prinzeß Marie, so ganz und gar prosaisch, obwohl lebhaft genug sind. Dies giebt ihnen ein wildes und doch schwächliches Ansehen, denn ihre Kräfte reichen zu einem thätigen und handelnden Leben doch noch gar nicht weit. Die Anhänglichkeit, die Liebe und der Gehorsam gegen die liebe Mutter kleidet sie am besten. Prinz Albrecht wird ganz anders und hat auch schon einen reicher und glücklicher organisirten Kopf. ... Wir gedenken jetzt der lieben Großfürstin so oft. Ach, wie muß es ihr doch jetzt ganz anders zu muthe sein! ... Ich habe Hoffnung, geliebte Freundin, das Buch, was Sie mir empfohlen haben: die Briefe aus allen Jahrhunderten — zu bekommen und freue mich darauf. Prinzeß hat sie verschreiben lassen. Den Dorfprediger von Wakefield lesen wir des Abends auch wieder, Boschen und ich, mit neuem Vergnügen; ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel Freude mir Goethes Bemerkungen über die damalige Litteratur machen und über die Autors. Herders Bild ist so wahr wie aus einem Spiegel. So ächt, daß diejenigen es am ähnlichsten finden müssen, die ihn am genauesten gekannt haben. Gewiß, wir können es Goethen nie genug danken, daß er uns an seinem reichen, herrlichen Leben Antheil nehmen läßt. Ich bin so froh, lieber Engel, daß Sie es verhindert haben, daß ihm Frau v. Stein nichts Unangenehmes sagt. Von ihr müßte ihm ein falsches Urtheil und eine lieblose Ansicht doppelt weh thun, wiewohl er schon manche Kränkung dieser Art hat ertragen müssen. ... An unsern Wieland habe ich seitdem selbst geschrieben und ihm von dem liebenswürdigsten aller Kinder, seinem kleinen Hüon, eine kleine Zeichnung geschickt, d. h. schriftlich. Am Weihnachtsabend war er sehr graziös, obgleich von dem Glanz und allen den neuen Erscheinungen, still und ernsthaft. Verschiedene Tage zuvor streckte er seine allerliebsten Arme so hoch als möglich in die Höhe, wenn er gefragt wurde, wie hoch der Zuckerbaum wäre und war dabei vor Freuden ganz außer sich. So ist schon im Kind der Glaube und die Hoffnung lebhafter, als der Genuß selbst.

* Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris. 1812. In sechzehn Bänden.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

Lust, 30 Dec. 1812.

Wie lieb muß man den Meister nicht haben und freuen Sie sich nicht auch darüber, ihn immer mehr so zu sehen, wie wir ihn uns denken? ... Die falschen Ansprüche der Anderen, über die meine Loloa immer so loszieht und mit vollem Recht, mögen ihm auch oft sein schönes Gemüth verdorben haben, durch Ungeduld, die sie erwecken. Ich lese jetzt Lessings Laokoon, auch Winkelmann lese ich langsam fort und Schlegels „über dramatische Kunst."

Das große Befreiungsjahr 1813 brach an! In seinem Beginn sah es aber womöglich noch ernster aus als seine ernsten Vorgänger. Schwere Krankheiten lichteten die Reihen der Freunde, wo es Schwert und Kugel nicht gethan hatten: Kettenburg starb, der „vandalische" Dichter, und — was Karoline tief bewegte — Wieland ging heim, ehe er sein Vaterland befreit sah. In rührender Weise hatte er ihrer noch während seiner Krankheit gedacht und Charlotte Schiller gebeten, ihn bei ihr zu entschuldigen, daß er selbst nicht mehr schreiben könne; sie konnte nur noch die Trauerbotschaft nach Mecklenburg senden und erzählen, wie sehr der liebenswürdige Greis allen fehle. Auch Knebel schrieb tiefbetrübt an seine Schwester und schickte der Prinzeß in Goethes Auftrage dessen Rede zum Andenken Wielands, die er in der Loge gehalten hatte. Sie wurde in Ludwigslust ebenso günstig beurteilt wie in Weimar, und wohl noch dankbarer begrüßt als dort, da, wie Knebel an Goethe schrieb, „die geistige Notdurft um sie her noch von empfindlicherem Einfluß zu sein scheint als die leibliche, die denn auch nicht gering ist".

Karolines Gesundheit schien dem rauhen Klima gar nicht gewachsen zu sein; die Ärzte verlangten Luftveränderung für sie, doch die von Knebel erwähnte „leibliche Notdurft" lag täglich so vor ihren Augen, daß sie für sich selbst keinerlei Opfer verlangen wollte. An Knebel schrieb Goethe: „Ich wollte ihr und uns wohl gönnen, daß sie in guter Jahreszeit ihr altes Bergland wieder beträte und die frische Luft desselben einatmete," aber auch sein Zureden vermochte nicht, sie von ihrer Pflicht abzubringen, um so mehr, als am 13. März 1813 Mecklenburg sich vom Rheinbund lossagte und ihr Gemahl, der Erbprinz, an der Spitze der Truppen ausrückte, um das Vaterland mit zu befreien. Dies und die Durchzüge der Russen machte die Zeit zu einer sehr unruhigen, und nur die begeisterte Freude, welche Karoline über die Wendung der Dinge erfüllte, hielt sie aufrecht und stärkte sie wirklich körperlich, denn sie gehörte zu den Menschen, auf deren Gesundheit Leid und Lust den unmittelbarsten Einfluß haben.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 23 Januar 1813.

Kettenburg ist nun bestattet und den Elementen schon wiedergegeben und für uns nichts als sein Andenken mehr übrig, und die Werke, die seine besten Lebenstage bezeichneten. Die zeugen von ihm wie er war, manches Gute zusammengetragen, haben eine gute Tendenz und sind doch nichts Ganzes. Er war ein sonderbarer Mensch. Sein Treiben brachte in unsern Kreis ein gewisses Leben; kein Tag verging wo er nicht etwas interessantes, anregendes sagte, er war der Einzige hier, dessen Geschäft Literatur war und keiner versteht nun das; mitten aus dem Leben herausgerissen sehe ich ihn. An den politischen Ereignissen nahm er den größten Antheil; das letztemal als ich ihn sprach, einige Tage vor seinem Tod, suchte er mich noch in dem Menschengedränge auf, um mir seine alte Prophezeiung zu wiederholen, Lichtmeß würden die Russen vor Stettin stehen. Ich war wohl diejenige, mit der er hier am besten war, ohne daß irgend eine Art von Harmonie des Gemüthes mit ihm hätte stattfinden können — alles das zusammen-

genommen, erregt in mir eine wunderbare Stimmung von Antheil und doch schmerzenlos.

Henriette an Charlotte.

L. 9 Februar 1813.

Mein Bruder betrauert auch den frühen Tod unseres dichterischen Vandalen und meint, daß dergleichen Singvögel hier zu Land selten wären, was leider wohl wahr ist. In unserer Gesellschaft vermissen wir ihn außerordentlich! Was uns aber immer jammert und worüber wir noch gar nicht getröstet sind, ist der Verlust unseres theuren Wieland. Wie wahr ist es doch, was unser Schiller von ihm sagt: „Wieland ist jung, wenn er liebt.“ Der Brief, den er mir voriges Jahr bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Albrecht geschrieben hat, ist aus der Feder und aus dem warmen Herzen des liebenswürdigsten Jünglings. Nun hoffen wir auch durch Sie, geliebteste Freundin, bald etwas von den Geburtsfesten zu erfahren. Der Erbprinz schreibt von einer Cantate von Goethe zum Geburtstag der Herzogin, ich bitte, wenn es möglich ist, so schicken Sie uns solche. Auch die Rede in der Freimaurerloge von Goethe zu Wielands Gedächtniß! Unsere liebe Loloa allein entschädigt uns für das, was die traurige Entfernung uns raubt. Sie haben jetzt nur noch ein Fest zu überstehen — denn etwas Unruhe machen doch die vielen Feste — aber der Geburtstag der guten Großfürstin interessirt mich doch auch sehr, und um so mehr, da sie unsere liebe Loloa liebt.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 3 März 1813.

Mein Bruder hat mir auch von den Geburtstagsfeiern erzählt und seine Beschreibung noch durch die Gedichte belebt, die diese Feste verschönerten. Daß bei der idyllischen Cantate wieder Schutz und Trutz in Anspruch genommen wurde, thut mir recht leid für Sie, denn ich weiß, daß es unangenehm ist, wenn man das Gute verkannt sieht und trotz aller Weihe es nicht zu Ehren bringen kann. Daß die Geburtstage mit Harmonien gefeiert worden sind und nicht mit Tanz, gefällt mir recht wohl. Von Ihrer Vorsorge erwarten wir noch die Rede des Meisters, die er in der Loge halten wollte und ich erwarte sie mit Ungeduld. Ich hoffe, daß es mit dem lieben Meister gut geht. ... Die Zeit kann manche theure Opfer fordern, die Folgen davon mögen vielleicht wüst und roh sein; sie bedurfte auch eines reinigenden Sturmes und wenn es recht wild zugeht, lassen Sie uns den guten Antrieb dazu nicht vergessen und unsere Hoffnung daran knüpfen.

27 März 1813.

Mit welcher Bangigkeit wir des Vaterlandes gedenken, meine liebe Lolo, werden Sie mir ohne Betheuerung glauben. Und wenn ich öfters von einer angenehmen hoffnungsreichen Gegenwart mich hinreißen lasse, fällt mir es centnerschwer auf das Herz, was mich doch noch von zu Hause erwarten möchte! Wir wissen, daß die Hauptmacht der Franzosen in Sachsen steht, wir kennen das traurige Schicksal von Dresden, wir kennen den Marschall, der dort commandirt und seine Sinnesart, die ihn nicht leicht zum Weichen bringen wird und das Alles sind Ursachen genug uns hier für Sie dort zu quälen und zu ängstigen. ... Zu allen diesen äußeren Unruhen habe ich noch einen Kummer: Unsere Henriette war nehmlich in diesen Tagen recht krank. ... Wenn es auch noch recht wüst wird, wenn auch nicht alles so käme wie zu wünschen wäre, wenn sich auch nicht auf Alle die Mitwirkenden zu verlassen ist, so vergessen Sie nicht, daß in dieser mangelhaften Welt es uns schon ein Trost sein muß, wenn man die Menschen im Ganzen doch für eine richtige Idee belebt sieht und entschlossen dafür zu handeln.

In demselben Brief erzählt sie von dem Durchzug der Kosaken in Mecklenburg und dem Ausrücken der Garde unter

dem Jubel des Volkes; sie sprach die Hoffnung aus, daß ihre liebe Henriette bald auch ihre eigenen Eindrücke wieder niederschreiben könne. Sie hatte sich getäuscht; der Zustand der treuen Freundin verschlechterte sich von Tag zu Tag; ihren Bruder und Charlotte konnte man nicht mehr benachrichtigen, da die Postverbindungen, des Krieges wegen, vielfach unterbrochen waren. In der Nacht vom 13. zum 14. Juni entschlief sie, und Karoline hatte nur noch die traurige Pflicht, dem Bruder und Charlotte den Verlust ihrer Lebensgefährtin mitzuteilen, der alle, die sie kannten, mit tiefer Trauer erfüllte.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 19 Juni 1813.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden Sie durch Andere schon wissen, was wir verloren haben und ich brauche nicht die Erste zu sein, welche Ihnen den Schmerz machen muß vom Wegscheiden unserer geliebten Henriette zu sprechen. In dem schreckenden Zustand der Hoffnung und Furcht um sie brachten wir 12 Wochen zu, denn so lange mußte unsere arme Henriette leiden; die letzten Tage wurden immer ängstlicher, auch für sie, denn die Abnahme der Kräfte gab ihr Beklemmungen; waren ihre Leiden vorüber, so genoß sie der größten Ruhe und Heiterkeit; sie nahm von uns allen Abschied doch immer mit der Schonung, im Fall sie sterben sollte und uns mit Hoffnungen tröstend. Ihr letzter Augenblick war ganz ruhig und glücklich und in der Nacht vom 13 auf den 14, während einem leichten ruhigen Schlaf wurde ihre liebe Seele sanft von ihr genommen. Daß ich Ihnen das alles so hinschreibe, thut Ihnen vielleicht weh; aber da Sie die Entschlafene liebten, ist es, denke ich, Ihnen vielleicht lieb von ihren letzten Lebenstagen zu wissen und mir selbst thut es wohl Ihnen, Ihrem treuen, zärtlichen Herzen davon zu sprechen. Was wir alle an ihr verloren haben, das wissen Sie so lebendig als ich und es ist mir eine Wohlthat, wenn ich mir das denke und ich möchte Sie gerne hier haben, um mit Ihnen zu weinen. Sie werden Mitleid haben mit unserm Verlust, mit dem armen verwaisten Boschen, mit mir, denn Sie wissen ja was ich an ihr verloren habe, welche Liebe, welchen immer fortwährenden treuen, liebevollen Umgang.

Nur mit aller Gewalt vermochte Karoline sich nach diesem schweren Verlust aufrecht zu erhalten. Das treue Boschen wich nicht von ihrer Seite, und ihre Kinder umgaben sie mit der zärtlichsten Liebe; auch ferner Stehende versuchten ihr tröstlich zu sein, denn sie hatte wohl kaum einen Feind in Mecklenburg. Man schätzte ihre Liebenswürdigkeit wie ihre Klugheit und folgte gern ihrem Rat, der stets den richtigsten Weg wies; deshalb sah man voll Angst, wie ihr Antlitz immer schmaler wurde und ihr Lächeln immer müder. Um sich etwas zu erholen, gönnte sie sich einen kurzen Aufenthalt in Dobberan und Rostock, kehrte aber schnell nach Ludwigslust zurück, um den Prinzen Gustav, ihren Schwager, zu pflegen, der als reitender Jäger bei dem Corps Wallmodens stand und bei einem Gefecht mit den Dänen an der Hand verwundet wurde. Die Musik, seine Lieblingsbeschäftigung und eine beliebte Unterhaltung seiner Schwägerin während der Winterabende, mußte er deshalb aufgeben. Zu geselligen Freuden fehlte es vom Jahr 1813 auf 1814 überhaupt an Lust und Seelenruhe; statt dessen saßen die Frauen beieinander und nähten Verbandzeug, selbst die Kinder zupften Charpie, die vielleicht die Wunden ihrer Nächsten und Liebsten bedecken sollte. Theodor Körners Heldentod erregte den kleinen Ludwigsluster Kreis aufs tiefste, nicht nur, weil er auf Mecklenburger Boden gefallen war, sondern weil seine Familie auch in persönlichen Beziehungen zu Prinzeß Karoline stand. „Ich werde den armen Körners, deren Sohn leider geblieben ist und die mich unendlich schmerzen, wissen lassen, daß sein Grab Ihnen nahe ist, daß Sie wie

ein schützender Genius dort walten," schrieb Charlotte an ihre liebe Fürstin.

Im Beginn des neuen Jahres gab Karoline einer Tochter das Leben, die sie in liebevoller Erinnerung an die edle erste Gemahlin ihres Gatten Helene nannte. Mit den wildesten Stürmen des Jahrhunderts wurde ihr Name verflochten; wie die Mutter, so hat auch sie ihnen mutig die Stirn geboten und sich ihr inneres schönes Selbst zu erhalten gewußt. Nur in einem Punkt wurde die spätere Herzogin von Orleans den Traditionen ihrer Mutter untreu; denn während diese an Charlotte geschrieben hatte: „Meine Kinder lehre ich doch ganz gewiß, daß die Franzosen Franzosen, das heißt eine den Menschen untergeordnete Klasse von Geschöpfen sind", ein Ausspruch, den der Haß gegen die Unterdrücker Deutschlands ihr diktierte, ging jene nach Frankreich aus Liebe zu diesem Volk und in der Hoffnung, es durch ihre Liebe glücklich machen zu können.

Nur langsam erholte sich Prinzeß Karoline und war lange so schwach, daß sie nicht zu schreiben, ja nicht einmal zu lesen vermochte. Die Nachrichten, die sie vom Kriegsschauplatz und von Weimar erhielt, las Voschen ihr vor. Sie brachten meist nur Gutes: der Sieg und der neu erwachende Lebensmut verklärten auch die Trauer um das vergossene Blut. Der Herzog von Weimar verjüngte sich förmlich; Maria Paulowna, die in der Korrespondenz Karolines mit Charlotte oft genannte „geliebte Freundin", lebte auf und hatte die Freude, ihre schönen Brüder oft bei sich zu sehen; der Erbprinz von Mecklenburg schrieb Briefe voll freudiger Hoffnung auf Deutschlands Zukunft, der von Jugend an all seine Wünsche und Träume gegolten hatten. Am 12. März richtete Karoline wieder den ersten längeren Brief an Charlotte:

L. 12 März 1814.

Die geliebte Freundin denke ich mir heute vielleicht noch glücklich im Besitz ihrer Brüder. Ich kann es nicht sagen, wie lieb es mir ist, sie jetzt und grade in diesen Zeiten so oft durch die Gegenwart lieber Verwandten erquickt zu wissen. Schreiben Sie mir oft von ihr, liebe Loloa, und auch jetzt von diesen Brüdern. In der Offenbarung Johannis soll es ja deutlich stehen, daß Großfürst Michael würde den Fürsten dieser Welt erlegen! Der Himmel gebe den Häuptern unserer Staaten ausdauernden Muth und lasse sie nicht verzagen, damit nicht den theuer erkauften noch mehr wieder verloren gehe. Wenn dieser Brief bei Ihnen anlangt, sind hoffentlich die Nachrichten aus Frankreich uns wieder günstiger. Es muß wieder gut gehen und der Himmel vielleicht wieder neue Wunder thun, die Fehler seiner Menschen gut zu machen und der guten Sache trotz jenen aufhelfen. Am traurigsten finde ich dabei, daß noch mehr Blut und Thränen fließen müssen und manches arme Herz noch länger für sein Theuerstes zittern muß. ... Die beiden Theile der Staël (l'Allemagne) habe ich mir jetzt vorlesen lassen. Der Zweck kommt mir verfehlt vor, denn den Franzosen bleibt es doch gleichgültig, ob wir lobenswerth sind oder nicht und für uns Deutsche kanns wohl wenig Werth haben, ob jene uns so finden oder nicht. Ihre Bekanntschaft mit Schiller finde ich sehr karakteristisch für beide. Sind Sie mit dieser Erzählung zufrieden? Mir stellte sich Schiller dadurch ganz lebhaft vor Augen; ich seh ihn deutlich vor mir, wie ich ihn das letztemal gesehen habe, sitzend, allein in dem runden Salon meiner Mutter, eines Sonntag Abends, in Gedanken und wo ich nicht aussprechen kann, wie mir der Ausdruck seiner Züge auffiel und mir sein ganzes Wesen so schön erschien.

L. 9 April 1814.

Mit den lebendigen Nachrichten von daheim (durch Minister Plessen) ist mir die Sehnsucht nach der Heimath nur noch lebendiger erwacht; ob sie aber zu stillen ist, das hängt von vielerlei ab und ist mit dem undurchdringlichen Schleier bedeckt, der die Zukunft der jetzigen wundervollen Zeit ganz besonders geheimnißvoll

verhüllt.... Daß der Meister öfters unsere geliebte Freundin sieht ist mir doch sehr recht. Sie mögen aber wohl recht haben, daß Wieland ihr noch wohlthätiger war. Ich denke sie soll dies Jahr noch öfters durch den Umgang ihrer geliebten Verwandten erquickt werden; was für sie doch wohl die größte Erquickung ist, die Sorge um ihre Kinder, die Ausbildung ihres eigenen schönen Geistes, müßten ihr übrigens reichhaltige Quellen sein, um Lebensgenuß daraus zu schöpfen, um das Leben ihr zu verschönern, wenn es auch noch nicht die Seligkeit gewährte, das versteht unsere Freundin auch; durch manches läßt sie sich aber darin irre machen.... Meine Gegenwart würde für den Augenblick vielleicht erleichtern, wesentlich aber nichts ändern, denn das Wesen davon, die Menschen, sind nicht zu ändern. Dem Meister danken Sie doch, liebe Lolo, recht herzlich und expreß in meinem Namen für Herm. und Dorothea. Eine seiner ersten Gunstbezeugungen gegen mich war, daß er mir die erste Ausgabe davon schenkte. Ich war damals wohl 12 bis 14 Jahr.

L. 11 Mai 1814.

Alle möglichen Kräutersäfte, sanfte und giftige Pflanzen von Kunst und Natur zubereitet, verhindern mich, beste Loloa, mich schriftlich so lange mit Ihnen zu unterhalten, als es meinem Wunsch wohl angemessen wäre; denn alle diese Medikamente tragen dazu bei, jede anhaltende Beschäftigung mir zu erschweren. Indessen werden sie nur dazu angewendet, um mir das Glück zu verschaffen den heimischen Boden wieder zu betreten. Sie werden schon wissen daß ich die böhmischen Heilquellen besuchen soll und vorher mich dazu in der Vaterländischen Luft stärken. Vierzehn Tage habe ich meine Mutter gebeten mich bei sich im Monat Juni aufzunehmen. ... Die Fürstin der Obotriten wird übrigens nur mit einem kleinen Häuflein ankommen, Oerzen und die Tann, vielleicht ein Arzt und Albrecht, den ich nicht gern ohne meine Aufsicht in diesen Jahren lasse. Auch in den böhmischen Wäldern soll er mich erheitern, denn ich denke dort wohl ein einsames Leben zu führen.

Die Hoffnung, ihre Heimat wiederzusehen, wurde zur Gewißheit, als der Pariser Frieden die Aussicht auf endliche vollständige Ruhe zu bieten schien. Am 10. Juni 1814 kam sie in Weimar an, von ihrer Familie und ihren Freunden mit solcher Liebe empfangen, daß es ihrer Bescheidenheit fast zu viel erschien. Zu ihrem Kummer war Goethe fern, und auch nach Teplitz, wo sie ihn zu treffen hoffte, kam er nicht. So konnte sie nur zu den verhängten Fenstern seines Weimarer Hauses emporsehen, der Zeit wehmütig gedenkend, wo sie drinnen harmlos glücklich war. Auch an Wielands verlassenem Heim konnte sie nicht ohne mühsam unterdrückte Thränen vorübergehen. Nur bei der lieben Lolo und bei der treuen Schwägerin war alles beim alten geblieben; die stürmischen Jahre hatten beide gereift und die Kinder der einen waren erwachsen, die der anderen umsprangen schon fröhlich die Tante aus Mecklenburg und spielten mit Albrecht, ihrem reizenden kleinen Vetter. Maria Paulownas Töchter gingen einer glänzenden Zukunft entgegen, Karolines Sohn, an Geist und Körper wie für eine solche geschaffen, einem frühen Tode!

Ende des Monats reiste Karoline weiter über Dresden nach Teplitz, wo sie Heilung zu finden hoffte. Aber um dieselbe Zeit, da brausender Jubel die heimkehrenden Kämpfer empfing und die Fürsten und Abgesandten aller Länder zum Kongreß nach Wien eilten, wo üppige Feste das politische Zerrbild vor der Welt mit Rosen umwanden, fuhr eine bleiche Frau bei Sturm und Regen dem Ostseestrande zu: Karoline Luise, die krank heimkehrte, wie sie gegangen war.

Karoline an Charlotte.

Dobberan 29 Sept. 14.

Denken Sie mein in den wüschten Vergles (wie Meyer, Goethes Freund,

den Thüringer Wald nannte), die ich doch noch lieber habe, als hier den wüschten Sand, wenngleich die Hügel mit Buchenwäldern im herbstlichen Schmuck und das weite Meer, so schön und vielfarbig unter dem hohen reinen Himmel, recht gut anzusehen sind. Der Tann schickte ich Ihren Brief nach Ll., welche ich nicht hier, sondern bei dem Töchterchen gelassen habe; da sie wegen dem Zahnen wieder Ausschlag auf den Backen hat, sagt Albrecht von ihr: Schwester Helene ist abscheulich. Mit meiner Gesundheit geht es leidlich, wenigstens gewiß nicht schlimmer und ich hoffe doch mit gutem Gewissen meinen Leuten dies Jahr eine Reise nach Nizza für mich ersparen zu können.

L. 12 Nov 1814.

Beste, liebste Loloa! Nach Weimar schicke ich diesen Brief, denn ich vermuthe Sie mit den rauhen Winden aus den wüschten Bergles zurück in die Residenz der Musen und Grazien, woselbst aber doch die Esplanade trüb und müffelheimisch gegen den schönen Saalgrund abstechen wird. Wenn ich heute noch etwas unvernünftiger als gewöhnlich schreibe, so rechnen Sie es meiner natürlichen Dummheit nicht allein zu; ich habe Albrecht seiner kleinen Schwester entzogen, die seit gestern zahnfieberkrank ist, ganz dunkelrothe Backen hat, kleine Klagetöne ausstößt, ganz betrübte Äugelchen macht und jetzt eben einschlafen wollte. Ich bin hier herunter zum Erbprinzen gegangen, um nicht an einem Tage zu viel Treppen steigen zu müssen, was mich doch hin und wieder noch angreift und wollte nun hier meiner Loloa ein paar freundliche Worte sagen, finde mich aber von Menschen und Kindern so gedrängt und laut umgeben, daß ich meine eigenen Gedanken nur mit Mühe aus dem Gerede um mich absondern kann. Eine kleine Reise steht mir noch vielleicht bevor, nähmlich nach Berlin, wenn die Kaiserin hinkommt und Marie ihr doch wohl aufwarten muß. Ich reise blos, wenn es meine Gesundheit erlaubt, werde mich dort auch von den Festen so sehr als möglich zurückhalten und meinen Staat nach meinen bürgerlichen Umständen einrichten; ich weis schon, daß ich es darf, denn die alte Vossen hat es erlaubt. Berlin ist auch keine weite Reise von hier. ... Das Schicksal Sachsens zerreißt mir das Herz und die Ungerechtigkeit mit der die jetzt Gebietenden gleich zuerst auftraten; der Eigennutz — und am Ende gar ein übel berechneter — von dem sie sich leiten lassen, die eigenmächtigen Eingriffe in die deutschen Länder, die fremde Hand, die sich wieder von neuem in den deutschen Angelegenheiten fühlen läßt, wie es bei der eigenen Ohnmacht freilich nicht leicht anders möglich ist ohne große Selbstverleugnung der Mächtigen; das Verkennen endlich alles deutschen Interesses und Wesens beim ewigen Gerede von dessen Wiederherstellung — ist mir ein Herzeleid, ein Greuel. Ich lese jetzt Müller über den Fürstenbund, wozu mich eine innere Stimme zog und fühle mich sehr befriedigt, indem die schöne gedrungene Schreibart und die gediegenen Gedanken mich schon erbauen und es übrigens, freilich bei andern und weniger verwickelten und verdorbenen Zuständen geschrieben, so viel passendes für den jetzigen Augenblick enthält und recht zeigt, wie weit die jetzt über Deutschlands Wohl Gebietenden, von gesunden Ideen dieses Gegenstands entfernt sind.

Inzwischen war Prinz Paul, ihr ältester Stiefsohn, herangewachsen, und seine Eltern beschlossen, ihn mit dem Kammerherrn von Bülow und dem Erzieher von Schmidt nach Genf zu schicken, wo er sich auf seine spätere akademische Laufbahn in Ruhe vorbereiten sollte.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 16 Nov. 14.

Heut früh hat Paul das väterliche Haus verlassen, um nach Genf auf mehrere Jahre zu gehen. Einen jungen Menschen an einem Abschnitt seines Lebens, den ersten, so stehen zu sehen und am Ende

der Kindheit Abschied nehmen von ihr, ist gar zu beweglich. Die Schwester ist in Thränen zurückgeblieben. Für die fängt eigentlich auch nun etwas neues an. Ihre Salomon ist mit Paul Schmidt versprochen; da ist Noth und Betrübniß an allen Ecken und Enden.

Not und Betrübnis war nun einmal das Zeichen der Zeit; noch stritten sich die Diplomaten des Wiener Kongresses um Hoheitsrechte, die Hoheitspflichten darüber vergessend, als Napoleon wieder erschien und sein Name die Welt aufs neue erschütterte.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 20 Apr. 1815.

Ich möchte wohl, wir wären zusammen und könnten uns wechselweise durchs Gespräch über die trüben Weltbegebenheiten erheben. Wenn man nur immer das Gemüth recht frei erhalten könnte! Den Glauben wollen wir uns doch bewahren und in den trübsten Augenblicken, wo die arme Psyche sich gar nicht in die Höhe zu schwingen weis, was wohl mitunter so kommen kann und zu den unglücklichsten Zuständen des Lebens gehört, alle Geduld und Ergebenheit zusammennehmen und nur still ausharren. Es kommen dann auch wieder Lichtmomente und die müssen künftig dann wieder in den dunkeln als leuchtende Verheißung herhalten. ... Der Epimenides, den wir von Berlin bekommen, ist prächtig; einen wahren Schatz halte ich in meinen Händen, seitdem ich ihn habe. Die Reise des Autors ist darin so herrlich, so imposant. ... Um meine Folgsamkeit gegen Sie kennen zu lernen, müssen Sie wissen, daß ich jetzt den Dohm (?) studire und ihn sehr interessant finde. Besonders wohl gefällt mir seine Darstellung Friedrichs. So vorzüglich erscheint er troz den Mängeln. Die Theilung Polens thut recht weh, und weh macht einem dabei alle die Aufopferung von Geisteskräften in solchem elenden Intriguenspiel. Merkwürdig ists auch, wenn man bedenkt, wie alte Sünden, ein einmal waltender böser Geist, in den nächstfolgenden Zeiten noch fortwirkt und sich die Menschen nicht so leicht wieder davon befreien können. Wie wirkt nach und wie wird noch nachwirken der böse Sinn und Geist unserer letzten Jahrzehnte!

L. 24 Apr. 1815.

Meine Kinderchen gedeihen indessen recht gut. Helene nimmt zu an Leib und Seele, versteht schon eine ganze Conversation, die nicht gar zu sehr über ihre Sphäre und giebt dabei ihr Verständniß mit bedeutendem Kopfnicken zu verstehen. Albrecht übt sich auch in kleinen Tugenden und hat sich den Herkules zum Beispiel genommen. ... Das Fahren bekommt mir nicht und das Gehen macht mich so müde. Ich fühle schon wieder, wie die Entwickelung der Dünste aus Sand und Moor meiner Natur eben nicht zusagen. ... Sich an den Gedanken zu gewöhnen, den Kampf nun von neuem zu beginnen, den man überstanden glaubte, ist wirklich eine gewaltige Sache und ich kann nicht leugnen, daß es mir hart ankommt.

Am 2. Mai, während es wieder rings von Waffen starrte, wurde Karolines drittes Kind, ein kräftiger Knabe, geboren. Die ihr Nahestehenden hatten dem Ereignis mit großer Angst entgegengesehen. „Möge dieser Zeitpunkt nur vorübergehen, der unausweichlich ist!“ schrieb Charlotte an Knebel.* „Matt fühlt sich unsere geliebte Prinzessin freilich. Wäre sie in Nizza gewesen, so hätte sie jetzt auch Schwierigkeiten zurückzukommen; doch kann ich mich noch nicht trösten, wenn ich denke, daß sie in diesem rauhen Himmelsstriche vergehen soll.“ Auch Goethe war voller Sorge und ließ ihr durch Knebel freudig Glück wünschen, als er die Geburt des Prinzen erfuhr. „Unsere gute Erbprinzessin von Mecklenburg,“ antwortete ihm

* Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. S. 187.

Knebel, „hat deinen Epimenides noch den Abend vor ihrer Niederkunft zu großer Erbauung vorgelesen.“ Dachte Karoline an des Epimenides Erwachen, als sie ihren Sohn Magnus, den Großen, taufen ließ? Ahnte sie nicht, daß der Knabe ebenso schnell heimgehen würde, als Deutschlands Genius wieder entschlief?

Schweren Herzens trennte sich der Erbprinz von ihr; er mußte wieder zum Schwerte greifen, weil er es für des Fürsten Pflicht hielt, überall dem Volke voran zu gehen, ohne auf sich selbst Rücksicht zu nehmen. An den Erzieher seines Sohnes schrieb er, er möge sich von jetzt ab an seine Gemahlin wenden; „alles, was sie bestimmen wird, unterschreibe ich zum Voraus aus ganzer Seele. In Augenblicken wie die jetzigen ist es wohl für mich ein doppeltes, Gott nie genug zu dankendes Glück, mir eine solche Frau geschenkt zu haben, der ich mit so vollem uneingeschränktem Vertrauen mein theuerstes Besitzthum, meine Kinder, anvertrauen kann.“

Charlotte Schiller war sehr unzufrieden, daß der Prinz in den Krieg zog. „Es wäre besser, er bliebe zu Hause, da er auch keinen Charakter hat, der viel über die Welt vermag,“ schrieb sie an Knebel, und hatte wohl nicht so ganz unrecht, da auch der nunmehr zum Großherzog ernannte Herzog von Mecklenburg kränkelte und seine Schwiegertochter ihre wenigen Kräfte noch für ihn opferte. Der auch ihr zugefallene neue Titel machte ihr nur geringen Eindruck. Sie war schon längst das Höchste ihrer Art, wie Charlotte sich ausdrückte, sie bedurfte des äußeren Glanzes nicht. Einige Sommerwochen verlebte sie wieder in Dobberan und dachte während der Zeit oft sehnsüchtig der Tage, die sie im vergangenen Jahr in Weimar verlebt hatte; die Hoffnung, daß sie sich wiederholen möchten, gab sie noch nicht auf und that alles, um sich zu stärken. Trotzdem schwanden ihre Kräfte zusehends, und selbst zu kurzen Briefen an Charlotte mußte sie sich zwingen.

Prinzeß Karoline an Charlotte.

L. 5 Juli 1815.

Meine Kinder sind wohl bis auf Helene, die immer mit den Zähnen etwas zu thun hat. Das Neugeborene ist recht hübsch und über die Maßen vernünftig, lacht und freut sich schon mit den anderen Menschen. Diese beiden Kinder haben seit ein paar Tagen eine neue Wohnung bezogen, über mir, was mich wegen der Treppen, die ich noch nicht steigen kann, zwar incommodirt, an sich aber hübsch ist, denn sie wohnen da „hoch über Beifall und Neid erhaben“. Albrecht ist gar bös über die Hoheit und noch neulich sagte er: „Ich muß dich Hoheit, Erbhoheit nennen! Ein abscheulicher Name. Wenn du wieder wohl bist, da heißt du aber nicht mehr so?“

Dobberan 2 und 4 Sept. 15.

Wann sehen wir uns wieder, liebe Lolo? so manches habe ich seitdem glücklicher überstanden, als es zu hoffen war, daß ich wohl berechtigt bin auf manches noch verborgene Gute zu rechnen, nachdem es jetzt auch noch nicht darauf aussieht.

Am 15. September schrieb sie noch einmal, um sich nach einem Instruktor für ihre Kinder zu erkundigen, dann verstummte sie, und Boschen benachrichtigte Charlotte ferner von dem Ergehen der Fürstin. Den Erbprinzen trieb die Angst noch vor dem Friedensschluß heimwärts; er kam dabei durch Weimar und wurde von der Familie und den Freunden in seinem Vorsatz bestärkt, seine Gemahlin sofort nach Italien zu bringen, während die Kinder in Weimar bleiben sollten. Von Ludwigslust aus schrieb er: „Meine Ahnungen sind nur auf zu traurige Weise bestätigt worden. Ich habe meine Frau in einem sehr leidenden Zustand angetroffen, und die lebhaftesten Besorgnisse erfüllen mein Herz. Doch gebe ich noch keineswegs die Hoffnung auf. Hilft uns Gott nur durch diesen Winter, so ist schon

viel gewonnen. Dann können wir wohl vielleicht an eine Reise in wärmere Länder denken." An Goethe berichtete Knebel, dem Karoline noch einige Worte geschrieben hatte: „Die theure Seele leidet am Fieber, das jedoch die Kräfte ihres Geistes nicht ganz unterzubringen vermag. Ich fürchte einen bösen Ausgang; denn man kann sagen, daß ihr eigentlich nur die Luft fehlt. Jetzt, glaube ich, kommt der Wechsel von dieser zu spät. Sie war nicht für diese nordische Welt geboren."

Auf den Wunsch des Prinzen reiste die Jugendfreundin Karolines, Tinette von Reitzenstein, am 1. Januar 1816 nach Mecklenburg ab; er hoffte, die Kranke dadurch zu erheitern, und auch Charlotte meinte, die Anwesenheit Tinettes würde freundliche Bilder in ihr erwecken, denn „bei einer so geistigen Natur ist die Stimmung des Gemüts für ein Heilmittel mit zu rechnen". Aber im Gegensatz zu Friedrich Ludwig, dessen Briefe an die Schwiegereltern immer tröstlich lauteten, weil er selbst an das Schreckliche nicht glauben konnte und wollte, schrieben Fräulein von Reitzenstein und Boschen trostlose Briefe nach Weimar. Am 20. Januar rief Karoline mit schon brechender Stimme ihren Gatten zu sich und legte ihm das Wohl ihrer Kinder ans Herz, denen ihre letzten Gedanken galten, dann, als sie noch ein Lebewohl für ihre Freunde aussprechen wollte, sank sie schwer in seinen Arm zurück und verschied.

Tiefe Trauer erfüllte die Herzen aller, die sie gekannt hatten. In Erinnerung an sie schrieb Goethe sein wunderbares Gedicht „Trauerloge":

An dem öden Strand des Lebens,
Wo sich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finstern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter schon verloschnen Siegeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach! von neuen, frischen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt.

Hast du so dich abgefunden,
Werde Nacht und Äther klar,
Und der ew'gen Sterne Schar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegeneilst.

„Ich bin im Inneren ganz vernichtet, und kann nur sagen, daß ich lebe und leide," schrieb Frau von Schiller an Knebel. In Weimar leitete Goethe gerade die Proben zu des Epimenides Erwachen, als die Botschaft aus Ludwigslust kam, daß die, welche sich noch so an seinem Werk erfreut hatte, geschieden sei. „Die Freudenfeste haben sich in Trauer verkehrt," begann Knebels Brief an den Freund, und auf die Ursache der Trauer übergehend, fuhr er fort: „Ich darf wohl sagen, daß an zartem Gefühl und Richtigkeit des Verstandes, in Beurtheilung ihrer selbst und jedes andern Dinges, soweit es grade zu ihrem Stand und Seyn gehörte, ich niemand weiß, der sie übertroffen hätte. Auch die Werke der Kunst liebte sie mit inniger Seele und war glücklich genug, den Geist darin zu erkennen, ob sie gleich ihrer zeitlichen Lage den Genuß derselben größtentheils aufopfern mußte." Karoline von Wolzogen, Lottes Schwester, sprach tief erschüttert von „diesem edlen Wesen, geboren, um alles Schöne und Große sich als die ihm bestimmte Sphäre anzuweisen, dieser holden Erscheinung, die so früh der Welt entschwand, aber in jedem Herzen, das sie zu fassen vermochte, ein unaustilgbar rührendes Andenken zurückgelassen hat und immer frisch erhalten wird." Karolines Bruder und ihre Schwägerin empfanden von der weimarischen Familie ihren Verlust am schmerzlichsten, weil sie ihr am nächsten gestanden hatten; was war aber all dies Leid gegenüber dem des Gatten! An den Erzieher seines Sohnes schrieb der Prinz:*

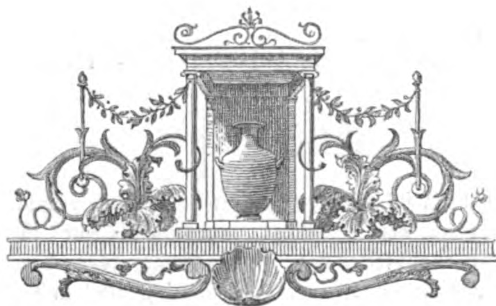
„Die Vorsehung ließ mich unerwartet, denn Sie wissen es, bei meiner zweiten Heirat dachte ich nicht an mich, der Erde größtes Glück wiederfinden. Liebe, Ver-

* Hirschfeld: Friedrich Franz II. und seine Vorgänger. S. 50.

ehrung und Bewunderung erfüllten mein Herz gegen die kluge, weise, fromme Gefährtin meines Lebens, die treue sorgsame Mutter meiner Kinder; kaum daß auch äußerer Friede den inneren zu erhöhen versprach, ward sie mir geraubt in meinem männlichen Alter, wo Gegenwart und Zukunft mehr wie jemals häusliches Glück, eine treue Freundin und Ratgeberin erheischen. Mit doppelten Pflichten gegen meine Kinder läßt sie mich zurück. Ich fühle in seinem ganzen Umfange, wie unendlich viel mehr sie wert war, als ich, wie sie die Kinder weit besser und sicherer geleitet haben würde, als ich es zu thun im Stande sein werde; wie manches andere Gute und Nützliche, auf welches sie im stillen wirkte, wird nun zertrümmert, wie wird sich alles ändern und wenden! Fürchten Sie nicht für meine Gesundheit, die scheint unverwüstbar. Stürbe man vor Gram, ich wäre ja längst nicht mehr."

Weder in Weimar, noch in Mecklenburg ist Karoline Luise vergessen worden, und wenn wir auf ihr kurzes Leben zurückblicken, dessen dreißig Jahre einen Zeitraum umfassen, wie er für die innere und äußere Entwickelung Europas nicht bedeutungsvoller wiederkehrte, so müssen auch wir ihr einen Platz in unserer Erinnerung weihen, denn ihre Gestalt ist untrennbar mit ihrer Zeit verwachsen. Am innigsten aber waren die Bande, die sie an ihre Heimat, an Weimar knüpften; sie ist Weimars Iphigenie, Weimars Psyche genannt worden, sie war Weimars guter Geist, und die Worte, welche Knebel der scheidenden Fürstin weihte, gelten ihrer Vaterstadt wie ihr:

Die du in heiterer Jugend die Bahn der Unsterblichen suchtest,
Früh die Accente vernahmst von dem geweiheten Chor,
Und mit Rosen umhüllt hinstrebtest nach dauerndem Lorbeer,
Dein umlocketes Haupt zierend mit höherem Schmuck:
Traue dem Genius, welcher dich führt! Hin nach dir gewendet,
Zeigt er den herrlichen Kranz. Nimm ihn, der Göttliche winkt!





Algier von der See aus gesehen.

Algier und Oran.

Von

Gerhard Rohlfs.

o war ich denn in Algier angekommen, auf dem Landweg von Oran. Wohl selten haben Europäer diese Stadt zuerst vom Inneren aus erblickt, meistens kommen sie zur See an.

Welche Erinnerungen tauchen in einem auf, wenn man diese Stätte menschlicher Grausamkeiten durchschreitet. Wir wollen uns aber nicht baden im Blute religiöser Unduldsamkeit, sondern nur hervorheben, daß Algier auf der Stätte des alten Sikosium erbaut ist. Leo Afrikanus sagt, Djesair (dies ist der Name, welchen die Eingeborenen der Stadt beilegen) bedeute „Inseln“ und so hieße die Stadt, weil sie den Inseln Majorka, Minorka und Iviça gegenüberliege. Die übrigen arabischen Geographen nennen die Stadt Djesair-Beni-Mezrhana (Name der ehemaligen Tribe, auf deren Gebiet die Stadt erbaut war); nach Marmol hätten die Überreste einer alten Stadt, die er Saça nennt und an die Ufer des Harrasch ver-

legt, zur Erbauung dieser Stadt gedient. Shaw, der englische Reisende, hat vergeblich danach gesucht, und Berbrügger, der verdienstvolle Bibliothekar von Algier, den zu kennen ich noch das Glück hatte, hat auch keine Spuren davon entdecken können. Ihm verdanke ich diese Notiz. Im Jahre 1067 zur Zeit Bekris fanden sich hier noch zahreiche Reste des Altertums vor, unter anderen ein Portikus von großer Vollendung. Ein Stein fand sich mit der wichtigen Inschrift Sicositanarum. Außerdem spricht er von einem Theater, dessen Vorhof mit maurischen Tierfiguren gepflastert war, sowie von einer Kirche, aus der die Mohammedaner eine Moschee gemacht hätten. Alte Überreste und Steine wurden darauf von den Eingeborenen zu ihren Bauten verwandt.

Die Geschichte Algiers ist unendlich reich an blutigen dramatischen Händeln, sowohl unter den Eingeborenen, als auch mit den christlichen Mächten, denn Algier übertrifft hinsichtlich der Piraterie, der Grausamkeit, womit die christlichen Sklaven behandelt wurden, alle übrigen Berberstädte, wie Tripolis, Tunis &c. Das Maß war aber voll, und die ganze civilisierte Welt muß es Frankreich Dank wissen, daß endlich eine Genugthuung erzwungen wurde, auf welche die ganze Christenheit stolz sein konnte.

Am 14. Juni 1830 landete eine französische Flotte von 34000 Mann bei Sidi Ferruch, einem Vorgebirge westlich von der Stadt, unter General Bourmont und Admiral Duperré. Am 4. Juli desselben Jahres eröffneten die Franzosen das Feuer auf die Stadt Algier, nachdem sie vorher am 19. Juli die Schlacht von Staoueli gewonnen hatten, und am 24. Juli unterzeichnete der Dei die Konvention, wonach er für seine Person und sein Gefolge freien Abzug erhielt, hingegen die Stadt den Franzosen übergab. Ganz enorme Summen Geldes wurden im Palais des Dei gefunden, man sprach von vierzig Millionen Franken, die dem französischen Staatsschatz zugeführt wurden; in Wirklichkeit betrug der Schatz aber mindestens das Doppelte. Hussein Pascha, der Dei von Algier, schiffte sich am 10. September 1830 in Algier mit einem Gefolge von hundertundzehn Leuten ein, unter denen sich fünfundfünfzig Frauen befanden. Er hielt sich zunächst in Neapel auf, ging darauf nach Livorno und später nach Ägypten. Mohammed Ali, welcher damals in Ägypten regierte, empfing ihn mit all seinem Range und seinem Unglück zukommenden Ehrenbezeigungen; aber schon am folgenden Tage — und dies ist recht bezeichnend für das verräterische Wesen, das jedem Araber innewohnt — empfing er ihn in einer Privataudienz, die Hussein Pascha nur verließ, um gleich darauf in seinem Privatzimmer unter heftigen Konvulsionen seine Seele auszuhauchen. So war das Ende des letzten Herrschers von Algier.

Nach diesem kurzen historischen Abriß, der unumgänglich zum Verständnis des Wesens der Stadt Algier notwendig schien, betrachten wir die Stadt selbst und nehmen darin Quartier. Zur Erklärung des Folgenden führe ich an, daß ich bis auf den Tod verwundet nach Géryville gekommen, dort längere Zeit im Militärhospital verpflegt und dann über Oran nach Algier gepilgert war. Mein Bruder hatte mir eine Summe Geld hierher geschickt, welches vollkommen genügend gewesen wäre bis zu seiner bevorstehenden Ankunft in Algier. Dies Geld war mir unterwegs in Saida gestohlen worden. Aber der französische General Deligny in Oran war so freundlich gewesen, mir für die Reise nach Algier das nötige Geld vorzustrecken, und in einigen Tagen sah ich ja der Ankunft meines Bruders entgegen. Ich stieg deshalb nicht in einem vornehmen Gasthof ab, sondern in einer auberge où on loge à pied et à cheval, im Hotel de Agha in der Rue Mustafa, einer Vorstadt vom eigentlichen Algier.

Trotzdem ich ganz ohne Geld dort ankam, wurde ich freundlich aufgenommen und erhielt für ein geringes eine vorzügliche Pension. Und wenn man bedenkt, daß ich in arabischer Tracht ankam, denn

bei meinen ersten beiden Reisen mußte ich, um durchkommen zu können, zu diesem Hilfsmittel greifen, wird man sich um so mehr wundern. Aber zu der Zeit war der Rassenhaß — es war ja vor 1870 — noch nicht aufgetaucht, im Gegenteil, Algier, wie überhaupt Algerien, war dazumal ein beliebter Winteraufenthalt für die Deutschen. Man pflegte wie von Neapel zu sagen: vedi Napoli e poi mori, so von Algier: il faut voir Alger et après vivre.

Und das ganz mit Recht, denn ich kenne an der ganzen nordafrikanischen Küste keine einzige Stadt, die einen solchen Reiz auf jeden Reisenden auszuüben vermag wie gerade Algier.

Sehen wir uns jetzt in dieser Stadt des ewigen Frühlings, in welcher es uns vergönnt sein sollte, mehrere Monate zuzubringen, näher um.

Algier nimmt sich im ganzen gesehen wie ein Dreieck aus, dessen Spitze nach oben, dem Lande zugewendet ist, während die breite Basis sich auf das Meer stützt. Die blendend weißen Häuser des oberen Araberquartiers geben den Eingeborenen die Idee, die Stadt zu vergleichen mit einem Diamant in einer Smaragdfassung, denn man kann sich kaum eine üppigere Vegetation denken, als die ist, welche die Stadt umgiebt. Diese hat gegen 100000 Einwohner, von denen ein Drittel Franzosen, Italiener, Spanier und Malteser sind.

Als befestigter Platz ersten Ranges ist Algier die Hauptstadt der ganzen Kolonie, Sitz des Civil- und Militär-Gouverneurs, Residenz des die Marine kommandierenden Admirals und eines Erzbistums, welcher Platz ja heute von dem berühmten Kardinal Lavigérie eingenommen wird. Die Stadt ist von hohen Wällen umschlossen, in denen vier Thore sich befinden, nämlich, von Osten angefangen, das Konstantiner-, das Isly-, das Sahel- und das Bab-el-Oued-Thor. Letzteres öffnet sich mit breiter Grundlage auf den etwa hundert Hektar großen Hafen, welcher durch zwei künstliche Molen dem Meere abgerungen ist. In den Zeiten der arabischen Herrschaft war nur ein kleiner Hafen vorhanden, gebildet durch einen Damm, der die kleine Insel Pennon mit Algier verbindet.

Längs des ganzen Hafens zieht sich ein wundervoller Boulevard, der Boulevard de la Republique (er hieß ursprünglich Boulevard de l'Imperatrice, da er unter dem Kaiserreich angelegt war) hin. Da dieser Staden auf hohen Gewölben errichtet ist derart, daß man unter sich, etwa vierzig Fuß tiefer, die Staden mit der Eisenbahnstation, dem Hauptsteuergebäude ꝛc. hat, so gewinnt man von hier aus das beste Bild über den stets so belebten Hafen.

Wir haben schon gesagt, daß die Stadt in zwei Teile zerfällt, in den unteren französischen und den oberen der Eingeborenen. Der französische Stadtteil zeichnet sich durch vorzügliche Straßen aus mit hohen schönen Häusern, von denen namentlich die Rue Bab Azoun, Rue de la Liberté alte Arkaden aufweisen. Hier findet man prächtige Läden, und zweimal werden diese Straßen, die eigentlich eine einzige bilden, unterbrochen. Zuerst durch den prächtigen Bresson-Platz, der sich auf die eine Seite nach dem Hafen hin öffnet, auf der gegenüberliegenden Seite aber durch das wunderhübsche Theater begrenzt ist, sodann durch die Place du Gouvernement, welche sich ebenfalls auf den Boulevard de la Republique öffnet, während im Hintergrund das prächtige Hotel de la Régence sich befindet. Dieser Platz ist reizvoll mit doppelten Reihen herrlicher Platanen geschmückt, und in der Mitte desselben erhebt sich das Reiterbild des vielbeklagten Herzogs von Orleans; das Reiterbild selbst ist aus Bronze auf einem schneeweißen Marmorpiedestal ausgeführt von Marschetti. Dicht bei der Place du Gouvernement, also mehr im westlichen Stadtteil von Algier, findet man auch die bemerkenswertesten Gebäude. Zuerst die Djema el Djedid, eine reizende in Kreuzesform erbaute Moschee vom Jahre 1660.

Blendend weiß liegt sie da in der Sonne. Die Franzosen nennen sie auch Mosquée de la Pecherie. Sie wird von den Hanefiten benutzt und hat im Inneren einen kostbaren mit prachtvollen Initialen geschmückten Koran aufzuweisen. Unter der französischen Regierung darf bekanntlich jede Moschee auch von Andersgläubigen betreten werden, man thut aber doch gut, um nicht anzustoßen, seine Schuhe oder Stiefel abzulegen, falls man das Innere sehen will.

Dicht dabei in der Rue de la Marine ist die Djema el Kebir, welche nicht nur die größte, sondern auch eine der ältesten der Stadt sein soll und aus dem elften Jahrhundert stammt. Diese Moschee, deren Äußeres durch eine Galerie weißer Marmorsäulen geschmückt ist, zeichnet sich durch nichts aus als durch eine Unmenge von Säulen im Inneren; sie gehört der malekitischen Sekte an. Von den übrigen zahlreichen Moscheen in Algier braucht man weiter keine Notiz zu nehmen.

Von den Kirchen führen wir nur die Kathedrale an, auf dem Platze der früheren Hassanmoschee; das Innere enthält den Mimber (Predigtstuhl) der früheren Moschee und dient jetzt als Kanzel, sonst zeichnet sie sich durch nichts aus. Ebenso ist die Kirche Sainte Croix eine frühere Moschee, zeichnet sich aber auch durch nichts aus, ebensowenig wie die Kirche Notre Dame des Victoires und die Jesuitenkirche. Hübscher ist die französische protestantische Kirche, die Synagoge und dicht bei der Porte d'Isly die englische Kirche.

Nahe beim Gouvernementsplatz befindet sich das Bibliotheksgebäude und Museum im ehemaligen Palast von Mustafa Pascha. Im Inneren ist dies eines der schönsten Gebäude im maurischen Stil. Die Bibliothek enthält ungefähr zwanzigtausend Bände, außerdem achthundert kostbare arabische Manuskripte, von denen manche noch gar nicht gelesen sind. Fast alle haben auf Algerien Bezug. Herr Berbrügger war der berühmte erste Direktor der Bibliothek, während Mac Carthey ihm folgte. Das Museum enthält außer einer Neptuns-Statue, einem jungen Bacchus, dem Torso einer Venus und einigen musivischen Bildern nichts von Bedeutung, da die wertvollsten Funde aus dem Altertum stets nach Paris abgeführt zu werden pflegen. Nahe hierbei liegt auch das Palais des Gouverneurs auf der Place Malakoff, ehemals Residenz von Hassan Pascha, dem letzten Dei von Algier. Mit weißen Marmorsäulen geschmückt, macht es einen guten Eindruck. Von den anderen öffentlichen Gebäuden nennen wir noch die Kasbah, das Schloß, welches eigentlich die Spitze von Algier bildet und zu welcher man durch das Araberviertel mittels der Rue de la Kasbah, einer Straße, hinaufgelangt, wobei man Hunderte von Stufen zu ersteigen hat. Die Kasbah verkörpert in sich eigentlich die ganze Geschichte Algiers. Hier residierten für gewöhnlich die Herrscher. Diese Festung in der Festung, ähnlich den Castelli, die man fast in jeder italienischen Stadt findet und mittels deren man mehr die eigenen Unterthanen in Schach hielt, als auswärtige Feinde bekämpfte, war durch zweihundert Kanonen verteidigt. Hier im Audienzsaal wurde der historische Fächerschlag gegeben, und in den Gewölben des Schlosses wurde der große Schatz aufbewahrt; die aus dicken Schlageisen bestehenden Thüren werden noch gezeigt. Von den übrigen Forts erwähnen wir noch das Fort de l'Empereur, welches erbaut wurde auf der Stelle, wo Karl V. sein Lager geschlagen hatte; es liegt eigentlich außerhalb der Stadt, oberhalb der Kasbah. Das Fort Neuf und das Fort Bab-Azoun flankieren die Stadt nach der Seeseite zu.

Sehenswert sind noch das Militärhospital, außerhalb der Stadt im ehemaligen Garten der Deis gelegen, ungefähr einen Kilometer entfernt. Es hat siebenhundert Betten. Das Civilhospital enthält fünfhundert Betten.

In unmittelbarer Nähe des Fort Neuf erhebt sich ein imposantes Gebäude, das neue Lyceum, welches an tausend Schüler

aufnehmen kann. Das Eigentümliche dieser Erziehungsanstalt besteht darin, daß alle, Christen, Juden und Mohammedaner, ohne Unterschied der Religion und der Stände, hier ihre Ausbildung erhalten. Übrigens giebt es auch noch viele andere protestantische und katholische Schulen; die Mädchenerziehung wird meistens, wie überhaupt in Frankreich, in den Klöstern vollendet.

Wollen wir jetzt einen Gang durch die Stadt machen, wollen wir das untere elegante französische Stadtviertel besuchen, so stehen uns außer zahlreichen guten Droschken eine Unmenge von Omnibussen zur Verfügung, die alle mit äußerst phantastischen Namen versehen sind, wie Le lion de désert, La panthère, Le sanglier, La belle Anglaise, La belle Africaine und andere hübsche Namen mehr. Wünscht man aber seinen Spaziergang auszudehnen und das arabische Quartier zu besuchen oder vielmehr zu ersteigen, welches nur von den Eingeborenen bewohnt ist,



Pavillon der Kasbah in Algier, wo der Fächerschlag erfolgte.



Eine Straße im Araberviertel von Algier.

so findet der von Europa Gekommene so viel Neues und Interessantes, und die Eingänge zu diesem Viertel sind so eng und die Straßen scheinen ein solches

dädalisches Gesamtbild zu tragen, daß man über den Zugang zu diesen Straßen Dantes lasciate ogni speranza, voi, ch'entrate schreiben sollte. Hier findet man nun jene bekannten kleinen Läden der Araber und Neger, so klein, daß der Inhaber jedes Stück im Sitzen von seinem Platz nehmen und dem Käufer reichen kann. Und doch bergen solche Läden oftmals Waren von zehntausend Thalern Wert. Hier findet man die arabischen Restaurationen, wo Keftah (geröstete Fleischstückchen) und Kuskussu, sowie Ölkuchen geschmort und gekocht werden. Hier endlich findet man jene arabischen Kaffeehäuser, wo, anstatt die Zeitung zu lesen oder sich um Politik zu kümmern, die Eingeborenen sitzen und Tschibuks und Nargilehs rauchen, dazu ein Schälchen Kaffee trinken und höchstens Dame spielen. Auch die marokkanischen Kaffeehäuser sind vereinzelt vorhanden, wo der Kif (canabis ind.) geraucht wird, der dem Raucher die Gelegenheit giebt, sich einen tüchtigen Rausch anzulegen. Aber je höher man hinaufsteigt und sich durch das Straßengewirr durcharbeitet, desto seltener werden die Läden, bis man zuletzt zu den arabischen Wohnhäusern kommt, weißen, viereckigen Gebäuden, die sich nach der Straße zu nur durch eine enge und niedrige Thür öffnen und ganz das Aussehen eines Gefängnisses haben.

Wir haben eingangs dieses gesagt, wie reizend die Umgegend Algiers sei. Viel entzückender ist hingegen der Anblick von der Seeseite. Das subtropische Grün, welches die Stadt umgiebt, wird gehoben durch wirklich unter den Tropen heimische Pflanzen; der schlanke Bambus, die Bananen, der Eukalyptus wetteifern mit Orangen, Citronen, Feigen und Oliven um den besten Platz. Darein gebettet, silberweiß liegt Algier, im Hintergrund erhebt sich der Atlas, von welchem die schneebedeckten Gipfel des Djurdjura-Gebirges am meisten hervorragen.

Den entzückendsten Spaziergang macht man nach Osten zu aus der Porte Mustafa, nach Mustafa, einer Vorstadt von Algier. Hier reiht sich ein Garten an den anderen; und eine der schönsten Villen ist der maurische Palast, die jetzige Sommerresidenz des Gouverneurs, ehemals Landhaus des Deis von Algier. Gehen wir etwas weiter, so finden wir am Meer den Jardin d'Essai oder Jardin d'Acclimatation. Dieser wundervolle, ungefähr sechstausend verschiedene Pflanzen und Bäume jeden Erdteils und jeder Zone haltende Garten ist ungefähr hundert Hektar groß. Hier giebt es Dattelpalmenalleen (die Datteln davon reifen wegen der Nähe des Meeres nur selten oder nie) neben Gängen von Platanen, dichte Gebüsche von Bambus bilden natürliche Galerien und sind so undurchdringlich, daß sie kaum das Licht durchlassen, Bananen zeigen ihre großen, mit gelben Früchten behangenen Trauben, daneben stehen langhaarige Baumwolle, Kaffeebäumchen, Zuckerrohr, Kakao und allerlei andere Nutz- und Zierpflanzen aus Amerika und Indien. Gravitätisch schreitet der Strauß über die Wiese, während die nun hier weilende Schwalbe die Erinnerung an die ferne Heimat wach ruft.

Man muß übrigens, wenn man Algerien besuchen will, in den ersten Monaten des Jahres hingehen, da dann die Natur sich in ihrem luxuriösesten Grün zeigt. Wie grau, wie staubig, wie verbrannt sieht selbst die immergrüne Metidja-Ebene im Juli aus! Die Getreidefelder sind gemäht, alles ist eingeheimst, nur wo Kanalisation ist, findet sich noch Leben, und das ist in den meisten Gütern der Fall. Wie ehemals aber gern Deutsche als Kolonisten genommen wurden, das beweisen noch zahlreiche Dörfer, die ausschließlich aus geborenen Preußen — ganz abgesehen von den Schwaben und Elsässern — bestehen; sie sind natürlich jetzt gute Franzosen geworden, ganz wie bei uns ja auch die ehemaligen Franzosen, ich meine die Hugenotten, zu den besten Deutschen gehören. In diesem Augenblick ist es aber für Deutsche ganz unmöglich, in Algerien Land zu erwerben, wegen des politischen Fanatismus der Franzosen.

Die Franzosen teilen mit den Arabern den Boden Algeriens in Tell und Sahara, obschon die eigentliche Sahara viel weiter im Süden beginnt. Sodann verstehen sie unter Sahel die kleinen Hügel längs des Meeres, das Uferland. Die Outa die Hochebene, und Djebel das Gebirge, welches im Norden und Süden die Outa begrenzt. Die Sahara* teilen sie ein in Kibla, das heißt Südland oder, wie die Franzosen sagen, petit désert, und in die große Wüste. Letztere geht aber Algerien insofern etwas an, als augenblicklich die Neigung besteht, sie mit einer Bahn zu durchschneiden. Die Tellregion hat eine mittlere Breite von 150 Kilometern von Norden nach dem Süden, während die Hochebene ungefähr die gleiche Breite hat, wie sich sodann die kleine Wüste unmerklich in die große verliert. Die Outa oder Hochebene kann man auch als die Gegend der Schotts bezeichnen; unter Schott versteht man jene Salzsümpfe, die im Winter oder nach den Winterregen zu Salzseen werden und die sich von Westen bis nach Osten hin erstrecken. Der Schott el Kebir (palus tritonis) ist der bekannteste, er liegt im Süden von Tunesien, bis wohin sich die Outa so abgeflacht hat, daß sie unterhalb des Mittelmeers liegt und somit Veranlassung geben konnte zu dem Plan des Herrn Roudaire, von hier aus einen Durchstich nach dem Mittelmeer zu machen und den ganzen Süden von Tunesien zu unterwässern.

So fruchtbar der Tell Algeriens ist, augenblicklich liegt die Bedeutung des Landes doch mehr in dem Wert der Outa als des Tells. Hier finden wir eigentlich nur zwei Pflanzen, Schich und Halfa. Wir wissen nicht, ob die Schich-Pflanze (artemisia odorif.) schon den Rang erhalten hat, den sie sicher verdient, nämlich ihre Verwendung zu medizinalen Zwecken oder zur Destillation wohlriechender Essenz; aber der Handel mit Halfa (stipa tenacissima) hat einen ganz ungemeinen Aufschwung genommen. Nur wegen der Halfa wurden die Bahnen nach Biskra und Ain Sefra fertig gestellt. Im Jahre 1888* belief sich der Ernteertrag auf 1905715 Centner und von diesen führte allein England für 27000000 Franken aus. Die Halfa dient bekanntlich zur Papierfabrikation.

Weiter wandernd, erreichte ich die kleine Festung Ain Mahdi; denn so möchte ich dieses von hohen Mauern umgebene Städtchen nennen; und hier sei es mir gestattet, auf die Belagerung dieses Ortes durch den Emir Abd-el-Kader zurückzukommen, weil diese eben nicht ganz richtig von von Maltzan dargestellt ist. Ain Mahdi ist nämlich zugleich Sitz des berühmten Ordens der Tedjadjna.

Der Scheik des Ordens war damals — es war im Jahre 1838 (1253 der Hedjra) — ein gewisser Mohammed-es-Serhir, welcher im genannten Jahre von Abd-el-Kader die Aufforderung erhielt, ihm die Stadt zu übergeben. Aber Mohammed-es-Serhir, auf seinen Orden pochend — fast die ganze algerische Wüste war ihm zugethan —, wies dies Ansuchen zurück. Abd-el-Kader, der damals in Medea residierte, machte sodann durch Rasien verschiedene Beute, unter anderem dreihundert Kamele, welche alle Eigentum der Leute der Tedjadjna waren, und forderte diese nochmals auf, mit ihm gegen die Franzosen zu ziehen. Der Scheik der Tedjadjna schickte nunmehr eine Gesandtschaft an Abd-el-Kader mit Geschenken und ließ um Rückgabe der Kamele bitten. Die Geschenke nahm der Fürst, aber die Kamele bekamen die Tedjadjna nicht zurück.

Der Kampf der Araber unter sich ist insofern nicht uninteressant, als er immer an die Kampfesweise der Alten erinnert. Einzelkämpfe, unendliche Unterhandlungen, Hinterlist ꝛc. kommen vor, bis endlich das Ganze zum Abschluß gelangt.

Schließlich gelang es Abd-el-Kader,

* Exploration scientifique de l'Algérie, t. IX.

* De Paris au Soudan par Emile Broussais. Alger 1891.

nachdem er zwei Kanonen und mehrere Regimenter Soldaten herangezogen hatte, doch, Ain Mahdi einzunehmen, und der Tedjani erhielt folgende Bedingungen zudiktiert: einmaliger freiwilliger Durchzug des Emirs Abd-el-Kader und Räumung des Ortes seitens des Marabuts (Tedjadjna). Dieser erhielt freien Abzug nach El-Aghouat, und Abd-el-Kader zog ein und verwüstete den Ort, vernichtete eigenhändig die vier Palmen und zog dann eiligst nach dem Tell zurück.

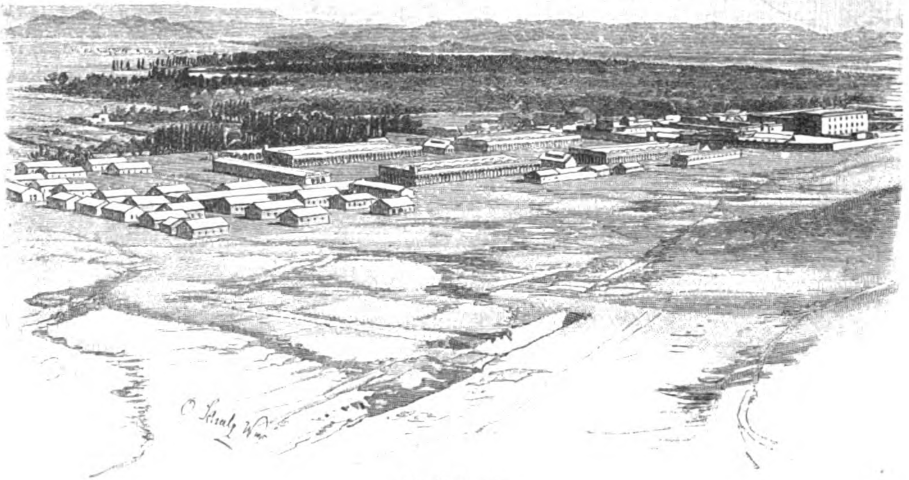
Wir müssen darauf verzichten, die weiteren Kämpfe zu schildern, welche sich unmittelbar diesem anschlossen; wie aber der große Emir selbst die Belagerung von Ain Madhi betrachtete, geht aus seinem Onichah-el-Kataib (Militärtagebuch) hervor. Die Worte lauten:

„Er hat die" (Abd-el-Kader spricht wie Cäsar stets in der dritten Person Singularis von sich) „Stadt Ain Mahdi den Händen der Insurgenten entrissen, des Mannes, welcher in dieser Welt nur Böses gethan hat; die Bewohner darin verjagte er, die Quellenzuflüsse verstopfte er, die Mauern der Einfassung und der Häuser zerstörte er.

Er hat Ain Mahdi befreit von dem Schich (d. h. der Tedjana), der mit Worten und Handlungen das Volk verdarb.

Er hat den Untergang des Befehlshabers vollendet, weil er sich als Schriftgelehrter ausgab und Marabut* nennen ließ."

Zum Verständnis füge ich hier bei, daß Emir Abd-el-Kader vom Stamme der



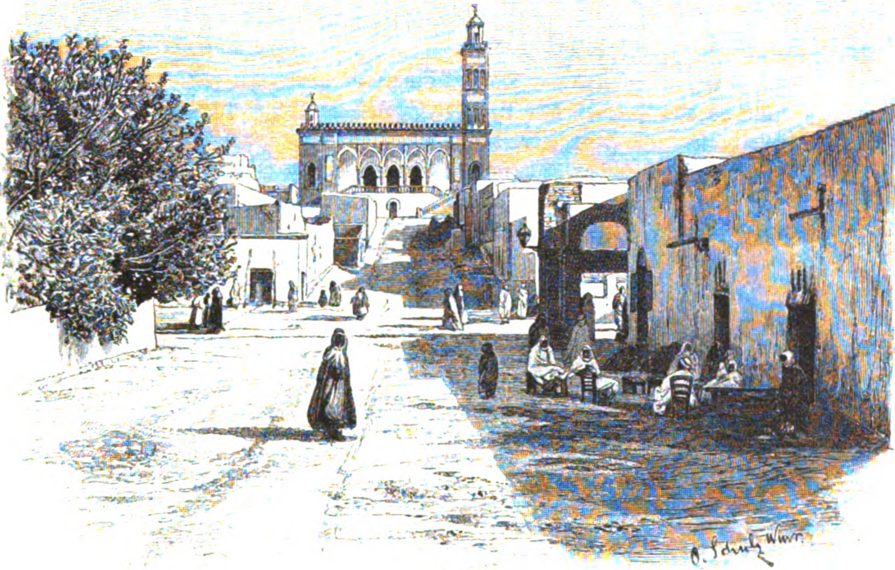
El-Aghouat.

Uled Haschem sich selbst Marabut nannte und in seinen Unterhandlungen mit dem

* Unter Marabut verstehen die Araber in Nordafrika und ebenfalls auch die Berber einen Mann, der Schriftgelehrter sein oder auch nicht sein kann,

Tedjana betont hatte, er wollte als Marabut zum Marabut mit ihm verhandeln.

Wie ich übrigens schon habe durchblicken



Straße in El-Aghouat.

lassen, ist die Brüderschaft der Tedjadjna verhältnismäßig neu. Und ohne näher auf die Fabeln der Bewohner von Ain Mahdi einzugehen, bemerke ich nur, daß die Tedjadjna sehr tolerant sind und stets franzosenfreundlich waren. Im Jahre 1737 wurde in Ain Mahdi ein gewisser Si-Ahmed-ben-Mohammed-el-Tedjani geboren. Das außerordentliche Wissen dieses Mannes verbreitete das hellste Licht über das Jahrhundert. Entweder war er in Fes oder sonst auf Reisen, selten nur besuchte er seine Vaterstadt, indessen wählte er sie bei Gründung des Ordens 1786 als Hauptstadt; er starb 1814. Die religiösen Vorschriften sind streng, atmen aber nicht den religiösen Haß gegen

der sich durch einen besonders frommen Lebenswandel ausgezeichnet hat. Unter „fromm sein“ kann man aber auch verstehen, wenn man so und so viele Ungläubige getötet oder so und so viele Sklaven geraubt und verkauft hat. Da nun die mohammedanische Religion den großen Vorzug vor den anderen monotheistischen Religionen hat, daß die Heiligkeit immer erblich ist, so werden die Nachkommen eines Marabuts stets von selbst als heilig betrachtet, denn eine der ersten Bedingungen des Heiligseins besteht darin, daß der Betreffende verheiratet ist. So haben sich denn im Laufe der Zeit ganze Triben herangebildet, die alle als heilig oder als Marabuts verehrt werden. Z. B. die große Tribe der Uled Sidi Schich sind bekannt als Marabutin. Hiervon kommt auch der Name Almoraviden, den die Spanier daraus gemacht haben. Geschichtlich ist der erste Almoravide, Abd-Allah-ben-Tasfin vom Ued Ins, der den Namen Marabutin (Gottesmann) den Seinen gab, um damit gegen die Spanier zu kämpfen. — Das war im Jahre 1084.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Schürfa (Plural von Scherif), nur daß diese viel edler sind, denn alle Schürfa führen ihren Ursprung auf Mohammed selbst zurück. Die marokkanische Dynastie besteht z. B. aus Schürfa, ebenso sind die Schürfa von Uesan und die von Mekka direkte Nachkommen des Propheten.

Andersgläubige, wie man ihn z. B. bei den Snussi findet. Äußerlich unterscheiden sie sich dadurch von den übrigen Orden, daß der Rosenkranz* aus Wachholderholz sein muß. Ein jeder Mohammedaner, namentlich wenn er Wüstenbewohner ist, gehört irgend einer Brüderschaft an.

Wie ich zu Fuß nach Algerien gekommen war, so verließ ich in derselben Weise die Stadt. Ich ging über Boghar und El-Aghouat in die Wüste, und zu Fuß überstieg ich nun die Djebel-Amur-Kette und kam nun in das Gebiet der Uled Sidi Schich, welche den Franzosen das Leben so sauer gemacht haben und noch machen. Sie leben natürlich unter dem Zelt, und die Zelte dieser sehr starken Tribe zeichnen sich dadurch aus, daß deren Spitze immer mit einem Büschel Straußenfedern geschmückt ist, gerade so, wie man früher bei uns die alten Ritterhelme mit Straußenfedern schmückte und wie manche Generale der modernen Armeen sie noch heute tragen.

Die Sicherheit in diesen doch so entlegenen Teilen war momentan absolut, was um so mehr zu verwundern war, da diese Distrikte gar keine Soldaten hatten und auch die Polizei ganz in einheimischen Händen sich befand. Die seßhafte Bewohnerschaft Algiers hat allerdings viel größeres Interesse daran, Ruhe zu halten, als die Zeltbewohner. Jene müssen bleiben; diese, wenn sie eine mißlungene Empörung gemacht haben, brechen ihre Zelte ab, treiben ihr Vieh fort und gehen in die Weite; so findet man ganze Triben, die bis nach der Cyrenaika hin sich der Botmäßigkeit der französischen Regierung entzogen haben. Indes muß man bedenken, daß es absolute Nomaden, solche, welche nur von Weiden und Viehzucht leben, in Algerien nicht giebt. Es ist also eigentlich irrtümlich, in Algerien von Nomaden zu reden. Alle Zeltbewohner treiben nebenbei Ackerbau, und zwar ziehen sie gerade so viel Getreide, wie sie bedürfen. Ja, die Zeltbewohner, welche im Tell wohnen, sind eigentlich mehr auf Ackerbau als auf Viehzucht angewiesen; sie bauen so viel Korn, daß sie noch einen geringen Teil davon auf den Markt bringen können.

Warum diese, welche meist immer auf derselben Stelle lagern, noch nicht gezwungen wurden, statt Zelte Häuser zu bauen, muß für jeden Kenner des Landes und der dortigen Verhältnisse unbegreiflich erscheinen. So gut, wie man in den Städten den Araber oder Berber zwingt, sein Haus der geraden Straßenflucht anzuschmiegen und kein Fachwerk zu verwenden oder sich des Strohdaches zu bedienen, ebensogut, meine ich, könnte man den Araber oder den Berber zwingen, sein Lagerleben aufzugeben und sich ein Haus zu bauen. Wie macht es denn die nordamerikanische Regierung den Indianern gegenüber? Warum gestattet man den Eingeborenen fortwährend unter Ausnahmegesetzen weiterzuleben? Nicht genug kann man es der französischen Regierung zurufen: „Solange es gestattet ist, daß der Eingeborene sein Zelt unter den Mauern von Algier, Oran rc. aufschlagen darf, ist keine Kolonisation nach europäischen Begriffen möglich!“

Selbst den Bewohnern der Vorwüste (désert algérien) brauchte man das Zeltleben nicht zu gestatten. Mit ihren großen Herden haben sie natürlich nötig, große Gebiete zu durchziehen, aber trotzdem bewegen sie sich immer nur in einem ganz umgrenzten, ihnen zugehörigen Kreis. Es ist z. B. unmöglich, daß die Uled Sidi Schich nach dem sogenannten Angad, das ja dicht bei ihnen grenzt und zu Marokko gehört, ziehen. Sie können auch nicht das Gebiet der Uled Amer oder der Uled Nail betreten. Sie müssen sich in ihrem Gebiete halten und dort ihr Vieh weiden. Warum zwingt man die Araber der Vorwüste nicht, sich Dörfer (Ksor) zu bauen? Und zwar da, wo sie ackern, denn das ist ihre wahre Heimat. Wird das Vieh in den Alpen nicht auch weit

* Die hundert verschiedenen Orden der Mohammedaner unterscheiden sich äußerlich durch den Rosenkranz.

weggetrieben? Und die Besitzer wohnen doch in Häusern, in Dörfern.

Dies freie Leben, das Zeltleben der Eingeborenen, nebst der Erlaubnis der Vielweiberei und dem Sklavenhalten sind die hauptsächlichsten Krebsschäden, woran die sonst so vorzügliche Kolonie von Algerien leidet. Außerhalb und heimlicherweise wohl auch innerhalb der Militärlinie von Algerien werden nämlich immer noch Sklaven gehalten, also auch verkauft und gekauft. Es ist wahr, die Sklaven, sobald sie im Besitz der Araber sind, werden nicht wie Sklaven, sondern wie Hausgenossen gehalten, und wohl selten sind in dieser Beziehung Klagen irgend eines Sklaven zu Ohren eines französischen Bureau arabe oder sonstigen Tribunals gekommen. Aber die Thatsache des Bestehens der Sklaverei unter den Eingeborenen der algerinischen Vorwüste kann damit nicht weggeleugnet, noch weniger entschuldigt werden.

Natürlich, falls derartige Thatsachen in Frankreich selbst ruchbar werden, beeilt man sich, sie zu brandmarken, aber leider nimmt man in Algerien selbst selten Notiz davon. Und zur Erhärtung füge ich bei, was Herr Georges Renand am 17. März 1887 in der Revue Geographique schreibt:

„Man behauptet sogar, der Sklavenverkauf bestände noch auf französischem Grund und Boden im Süden von Algerien. Man hat uns französische Kaufleute genannt im Süden der Provinz Oran, welche Sklaven kaufen, um sich die notwendigsten Dienstboten zu verschaffen. Natürlich werden diese durch den Kaufakt gleich freie Leute. Aber nicht so verhält es sich, falls unsere Erkundigungen genau sind, unter gewissen Triben der Eingeborenen, welche in der ebengenannten Gegend auf französischem Gebiet lagern; da bleiben die Sklaven so lange Sklaven, bis sie eines Tages zufällig erfahren, daß sie durchs französische Gesetz frei sind, und dann laufen sie einfach davon. Der Generalgouverneur unserer Kolonie thäte wohl daran, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken und sich nicht an die offiziellen Rapporte zu kehren, welche man ihm darüber machen könnte. Eine besondere Untersuchung, Personen anvertraut, auf welche man sich verlassen könnte, wäre allein geeignet, diesen delikaten Punkt aufzuklären.“

Ich stimme vollkommen Herrn Georges Renand bei, muß aber gestehen, so häufig ich mich auch überzeugt habe, daß im Süden von Algerien die Sklavenhalterei bei den Eingeborenen noch in Blüte steht, ist mir doch bei meinen öfteren Reisen und häufigem Verweilen im Süden von Algerien kein einziger Fall bekannt geworden, daß von französischen Kaufleuten oder Ansiedlern Sklaven gekauft worden sind; die französischen Bauern haben bei der Ernte ja immer in ausgiebigster Weise Soldaten zur Verfügung.

Je weiter ich mich nach Westen vorschob und je näher ich der marokkanischen Grenze kam, desto schwieriger wurde für mich das Reisen unter der Maske des Islam. Trotzdem ich über den Koran zu disputieren verstand, den Sidi el Buchari fast auswendig wußte und sämtliche Gebetsübungen der Mohammedaner mitmachte, auch das für die Wüstenbewohner unentbehrliche Attribut, den „Gemel“,* besaß, lebte ich trotzdem immer in Furcht, eines Tages für einen französischen Spion gehalten und getötet zu werden.

Ich erreichte also Abiod Sidi Schich und befand mich mithin inmitten der Uled Sidi Schich. Abiod Sidi Schich besteht aus zwei größeren und drei kleineren Ksors (Dörfern), und ich quartierte mich ein beim Kaid derselben, Kaid Djedid ben Naimi.

Schon einmal hatte ich seine Gastfreundschaft genossen, als ich nämlich, von Figig kommend, vollkommen geschwächt von dem entsetzlichen Blutverlust, nach Geriville reisen wollte. Da erreichte ich das große Zeltlager, persönliches Eigentum des Ben Naimi, welches aus minde-

* Gemel ist ein kleines menschenfreundliches Tierchen, von den Zoologen pediculus genannt, und zwar dieses vestimenti pediculus.

stens sechzig großen, alle mit Straußenfedern geschmückten Zelten bestand. Das des Djedid ben Naimi war bei weitem das größte, und ich wurde wirklich aufs gastlichste von ihm aufgenommen. Noch jetzt erinnere ich mich mit Freuden, wie der Kaid mich armen zerlumpten Wanderer freundlich begrüßte, wie ich mit ihm aus einer Schüssel essen mußte,* und mich empfing, als ob ich ein naher Anverwandter von ihm sei. Ich mußte ihm erzählen von meinem Aufenthalt in Marokko, von meinem Raubanfall ꝛc. Und dann, wie er seinem Töchterchen Okia gebot, mir Milch zu bringen, und anordnete, daß ich nicht in der Cheima el Diaf (Zelt für die Fremden, in jedem Duar befindet sich ein solches Cheima el Diaf), sondern in seinem eigenen Zelt schlief. Auch seine Nichte, die niedliche Gautha, lernte ich kennen. Und hier füge ich gleich hinzu, daß in der Wüste die Bewohner, ich meine das weibliche Geschlecht, sich keineswegs verschleiern, sondern alle mit offenem Antlitz herumgehen.

Die in Algerien und Marokko kampierenden Uled Sidi Schich sind Abkömmlinge von Abu Bekr, dem ersten Kalifen, Schwiegervater Mohammeds.** Sie haben aber nicht nur durch diese Abstammung das Glück, einem der edelsten Geschlechter anzugehören, sondern sind andererseits auch dadurch begünstigt, daß sie einer der stärksten und reichsten Triben in der Vorwüste angehören. Keine andere Tribe in der kleinen Wüste südlich von Marokko, Algerien, Tunis und Tripolis hat so viele Kamele, so viele Pferde, so viele Schafherden und so viele streitbare Männer. Nirgends in ganz Nordafrika habe ich Zeltbewohner gesehen, unter denen man so große und schöne Zelte gefunden hätte als bei den Uled Sidi Schich. Und im wahren Sinne des Wortes kann jeder Uled Sidi Schich sagen, daß er von einer Cheima Kebira, von einem großen Zelt stammt, wie man bei uns ja auch sagt, er stammt aus großem Hause.

* Man sagt, wer mit einem Araber aus einer Schüssel gegessen hat, gilt diesem für unverletzlich, gewissermaßen als sein Bruder. Trotzdem ich in der Oase Budeneb tagelang Gast des Schichs der kleinen Oase gewesen war und täglich mit ihm aus einer Schüssel gegessen hatte, machte er dennoch den Versuch, mich zu ermorden, und es wäre ihm fast geglückt.

** Mohammed heiratete noch in seinem fünfzigsten Lebensjahre die Tochter Abu Bekrs, Namens Aischa.

Daß die Uled Sidi Schich sich nicht Uled-Abu-Bekr nennen, hat seine Ursache darin, weil derjenige, welcher von den Abkömmlingen des ersten Kalifen nach Algerien kam, von seinen Angehörigen schlechtweg Schich genannt wurde, und diesen Namen verdiente er sich, weil er in Abiod Sidi Schich eine Sauya, d. h. eine Schule, verbunden mit einem Asyl, gründete. Nach einer Version, die Herr Colomb* giebt, heißt es:

„Sidi Schich stammte von Si-Maamar-ben-el-Alia, dem Gründer der beiden Arba** (Arba fukani und Arba tachtani), folglich von Abu-Bekr-Saduk dem Wehrpflichtigen, dem Schwiegervater des Propheten; er war Sohn von Mohammed-ben-Sliman und nannte sich Abd-el-Kader-ben-Mohammed. Dieser Name, sagt die Legende, wurde in Sidi Schich umgeändert unter folgenden Umständen. Eine Frau schöpfte aus einem sehr tiefen Brunnen Wasser und ließ ihr Kind hineinfallen; sie rief sogleich Sidi-Abd-el-Kader an, welcher unterirdisch herbei eilte und das Kind auffing, ehe es noch einmal das Wasser berührt hatte. Jedoch die Beschwörung der unglücklichen Mutter hatte auch einen anderen in Bagdad in Verehrung stehenden Abd-el-Kader-Djelani, den größten Heiligen der mohammedanischen Welt, herbeigezogen. Aber so mächtig der Bagdad-Heilige auch ist, erlitt seine Ankunft in Anbetracht des weiten Weges von Bagdad nach Abiod doch eine Verspätung, so daß Abd-el-Kader-ben-Mohammed eher an Ort und Stelle war. Und wenn man auch noch so heilig ist, wird man es ganz begreiflich finden, daß Abd-

* Explorations des Ksours et de Sahara par M. L. de Colomb. Paris.

** Zwei Dörfer in der Nähe von Abiod Sidi Schich.

el-Kader-Djelani etwas ungehalten war, von so weit herbeigerufen zu sein eines Wunders wegen, und dann zu finden, daß das Wunder schon verrichtet. Als er deshalb von der armen Frau, die ihn wahrscheinlich nie hatte nennen hören, den Hergang der Sache erfuhr, befahl er, um künftige Verwechselungen unmöglich zu machen, dem Abd-el-Kader-ben-Mohammed, sich von jetzt an Sidi Schich zu nennen."

Die Uled Sidi Schich sind zweifellos die echtesten Araber, die ich in ganz Nordafrika kennen gelernt habe. Aber keineswegs wurde meine Achtung vor diesem Volke dadurch gesteigert. Prahlerisch, lügenhaft, eitel, heuchlerisch wegen der stets zur Schau getragenen Religiosität, verräterisch und im höchsten Grade unzuverlässig; tapfer auf offener Ebene, namentlich wenn ein gesicherter Rückzug möglich; gastfreundlich und großmütig, weil es geboten und erbliche Eigenschaft geworden ist, aber nicht aus edlen uneigennützigen Motiven. So ist der echte Araber und so waren durchschnittlich die Uled Sidi Schich.

So hatte ich die Uled Sidi Schich kennen gelernt, und meine Absicht änderte sich auch nicht, als ich vom Zelte des Ben Naimi in das noch größere des Kaids der Uled Sidi Schich übersiedeln mußte, in das des Sidi-Sliman-ben-Hamsa. Froh war ich daher, daß ich diesen Weg nicht weiter zu verfolgen brauchte, denn bald traf ein Brief ein vom Bremer Senat, dem unmittelbar ein anderer der London Geographical Society folgte, worin in beiden mir eine Geldunterstützung angeboten wurde. Dies machte mein Vordringen von hier nach Tuat vollkommen aussichtslos, und mit



Mers el Kebir (der große Hafen) bei Oran.

meines guten Bruders Hermann Unterstützung begab ich mich nach Oran zurück, um die Gelder von Bremen und London in Empfang zu nehmen. Diese Gelder ermöglichten mir nun, den großen Atlas zu übersteigen und von da durch ganz Tuat zu dringen, das bis dahin noch nie von einem Europäer — und auch später nicht — war betreten worden.

Wie recht ich übrigens hatte, mich von Abiod Sidi Schich wegzuwenden, bewies der kurz nach meinem Weggehen ausgebrochene schreckliche Aufstand der Uled Sidi Schich, dem der Anstifter Sidi-Sliman-ben-Hamsa selbst zum Opfer fiel.

In Oran, dieser Stadt, die eine große Zukunft hat, denn wahrscheinlich wird hier die transsaharische Eisenbahn ausmünden, verblieb ich aber noch einige Wochen lang, die mich befähigten, diese schöne Stadt gründlich kennen zu lernen. Und wie ich von Oran ausgegangen war, so kehrte ich jetzt dahin zurück.

* * *

Oran, die zweite Stadt Algeriens, sieht keineswegs auf ein hohes Alter zurück, eine Geschichte der Phönicier, Griechen und Römer giebt es nicht. Und das können wir wohl mit Sicherheit behaupten, wenn bei Mers el Kebir, dem Laturus sinus oder portus magnus, mehr Spielraum zur Anlage einer großen Stadt gewesen wäre, so wäre Oran überhaupt wohl nie angelegt worden. So aber hat Shaws Vermutung jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich, indem er das heutige Oran in die Nähe vom alten Guiza stellt, einem Ort, den Mela und auch Plinius erwähnen, der ihm den Beinamen Guiza Xenitania peregrinorum oppidum giebt, es daher von Fremdlingen bewohnt sein läßt. Wenn einige darin die unica colonia der Römer erblicken wollen, so ist das aber mehr als zweifelhaft; alles, was wir behaupten können, ist, daß Oran ungefähr da liegt, wohin die Alten Guiza verlegten, und Berbrügger hat jedenfalls recht, wenn er in Oran eine rein arabische Schöpfung vermutet. Und so ist es auch in der That.

„Oran, eine große Stadt von ungefähr sechstausend Feuerstellen, ist von den alten Afrikanern am Mittelländischen Meere erbaut," sagt Leo Afrikanus. Zu seiner Zeit stand also die Stadt schon ziemlich bedeutend da. In der That erscheint es wahrscheinlich, daß sie von einigen arabischen Kaufleuten aus Spanien im Anfang des zehnten Jahrhunderts zu Handelszwecken gegründet worden ist. Diese „Faktorei" wurde von ihnen Uaran genannt (von dem Worte „Uar", welches im Arabischen „schwierig" bedeutet), aus dem allmählich Oran geworden ist. So blieb es längere Zeit eine kleine Station, längs des Flüßchen Ued el Rachi. Oran wuchs indes, trotz der ungünstigen Lage, insofern, als es fast gänzlich einer größeren Ebene entbehrt, rasch zu einer gewissen Bedeutung heran, da die Lage dieser Faktorei zu den übrigen Häfen, namentlich zu denen von Spanien, eine ausgezeichnete war. Von Cartagena ist Oran etwas über 200 Kilometer entfernt, wozu noch kam, daß zu der Zeit die größte Hälfte Spaniens in islamitischen Händen sich befand.

Nachdem die Begründer die Stadt ungefähr zehn Jahre im Namen des Kalifen von Spanien gehalten hatten, wurden sie im Jahre 909 vertrieben, und der zur Stadt herangewachsene Ort fiel sodann nach wechselvollen Schicksalen in die Hände der Almohaden, und kurze Zeit darauf kam er in Besitz der Sianiden von Tlemcen, behielt aber unter dieser Herrschaft einen großen Grad von Selbstbestimmung bei. Oran vermittelte hauptsächlich den Verkehr von Afrika nach Spanien und umgekehrt. So wandten sich auch die vertriebenen Mohammedaner vorzugsweise nach Oran, und obschon die Flüchtlinge nur mit Widerwillen aufgenommen wurden, ließen sie sich hier zahlreich nieder, und Oran wurde unter und mit ihnen ein hervorragendes Piratennest. Im Jahre 1505 beschloß Ferdinand der Katholische, Oran zu nehmen, und im

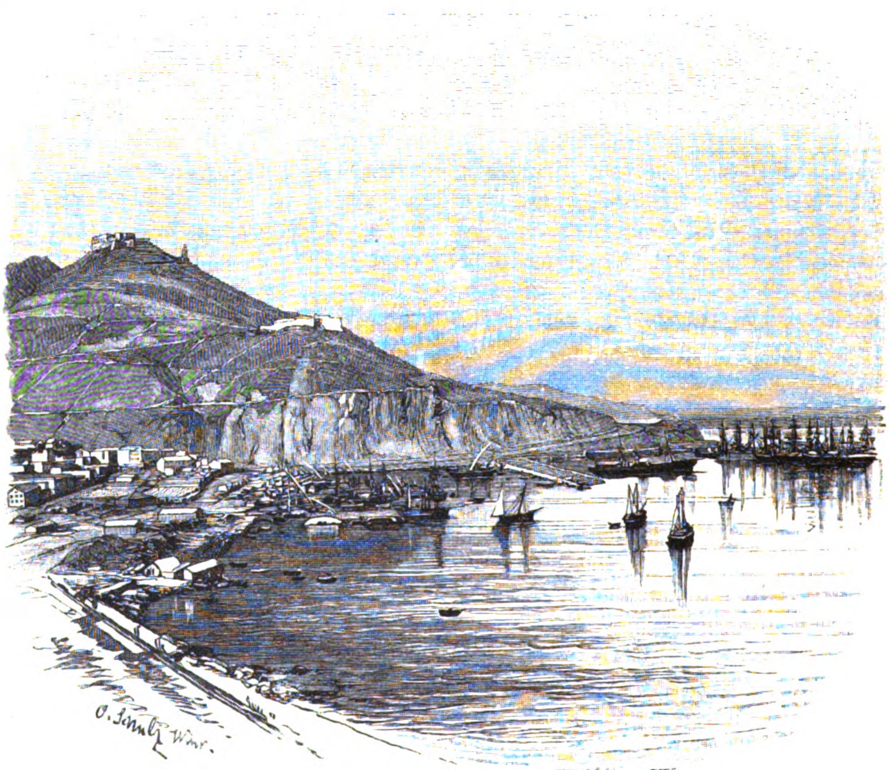
Jahre 1509 wurde es in der That im Beisein des Kardinals Ximenes gestürmt, und Oran blieb nun zweihundert Jahre in spanischem Besitz. Trotz der Grausamkeit der Spanier und der Intoleranz des ultrakatholischen Ministers gelang es doch, wie Maltzan uns erzählt, den ersten spanischen Gouverneuren der neu eroberten Stadt, durch geschickte Verhandlungen und gute Verwaltung sich einige eingeborene Stämme wohl geneigt zu machen. Sie schlossen Bündnisse mit den Mauren der Umgegend, die sogenannten Moros de la Paz, „Mauren des Friedens", welche auch immer die Freunde der Spanier blieben, bis sie zuletzt von den Türken gezwungen wurden, ihre Wohnsitze nach dem tiefen Inneren zu verlegen. Ja, die Spanier verstanden es sogar, die Herrscher von Tlemcen zu bewegen, die Oberhoheit Castiliens anzuerkennen.

Im Jahre 1519 versuchten die Türken unter dem Seeräuber Barbarossa, sich Orans zu bemächtigen, aber unter dem Gouverneur Marquis von Gomarez wurden sie mit einem Verlust von fünfzehnhundert Mann zurückgeschlagen, wobei Cheiredin (Barbarossa) sein Leben einbüßte. Die Türken befestigten indes ihre Macht mehr und mehr, bemächtigten sich Tlemcens, und 1708 fiel endlich auch Oran in ihre Hände. Die Spanier, die den Verlust nicht verschmerzen konnten, nahmen indes 1732 die Stadt im Sturm, bis ein Ereignis eintrat, welches sie für immer bewog, aus derselben abzuziehen: ein Erdbeben. Dieses schreckliche Naturereignis fiel auf das Jahr 1790 und dauerte mehrere Tage. Fast die ganze Stadt und die hauptsächlichsten Befestigungen wurden zerstört; bis Mitte 1791 blieben die Spanier, die indessen Verstärkung erhalten hatten, in Oran, es gelang ihnen noch, zwischen Algerien und Spanien einen recht günstigen Handelsvertrag zu schließen, dann aber mußten sie kapitulieren. Im März 1791 wehte das Banner von Castilien zum letztenmal auf den Mauern Orans, sie schifften ihre Waffen ein und verließen damit für immer die Küste Algeriens. So blieb denn die Stadt sich selbst überlassen und bildete ein Beilik von Algerien; die Bevölkerung setzte sich vorzugsweise aus marokkanischen Juden und Arabern zusammen, und als die Franzosen 1830 sich Algiers bemächtigten, bot der Bei von Oran sofort seine Unterwerfung an. Marschall Clauzel gab die Stadt dem Sidi Hamed, einem tunesischen Prinzen; da die französische Regierung indes das Verfahren mißbilligte, so wurde Oran 1831 von den Franzosen besetzt und bildet jetzt mit der umgebenden und nach Süden sich bis in die Wüste hinein erstreckenden Landschaft die Hauptstadt eines Departements.

So echt arabisch die Stadt Oran gewesen sein mag vor ihrer Zerstörung durch das fürchterliche Erdbeben, so wenig haben aber die vierzig Jahre der türkischen Herrschaft, unter welcher sie verblieb bis zur Eroberung seitens der Franzosen, vermocht, der Stadt einen irgendwie orientalischen Charakter zu verleihen. Oran ist von allen Städten an der Nordküste von Afrika ohne Zweifel diejenige, welche am ausgeprägtesten den europäischen Charakter zur Schau trägt. Nichts erinnert mehr an den Araber als vielleicht die unvermeidliche Moschee und das Bain Maure. Der mehr als dreißigjährige zweitmalige Besitz ist ganz verwischt.

Kommt man nach Oran von der Seeseite, so nimmt sich von weitem die Stadt aus, als ob sie im östlichsten Winkel eines ungeheuer großen Meeresbusens gelegen wäre, des Busens, dem die Alten den Namen portus magnus gaben. Erst wenn man näher kommt, sieht man, daß die Stadt nur den östlichsten Teil dieses riesenhaften Busens einnimmt und sich malerisch an den Höhen des Djebel Murdjadjo hin erstreckt. Obschon von weitem gesehen diese Bergmassen keineswegs durch ihre Formen besonders auffällig sind, wirken sie in ihrer Zerrissenheit mit der sich anschmiegenden Stadt äußerst malerisch. Oran hat im ganzen gesehen eine Dreiecksform. Es ist längs eines Thales gebaut,

Ras el Ain (Ursprung der Quelle) genannt, welche durch das Flüßchen Ued el Rachi (Fluß der Mühlen) gebildet ist. Wenn wir von unten anfangen, so besehen wir zunächst die beiden Häfen, von denen der eine, der alte und kleinere, nur Platz hat für wenige kleinere Schiffe; der größere hingegen, gänzlich durch Kunst hergestellt und aus großen Cementblöcken gefertigt, vermag eine große Zahl der größten Schiffe aufzunehmen. Millionen haben dazu gehört, diese Anlagen fertig zu stellen. Von hier aus wird ein bedeutender Handel vermittelt, namentlich nach England, das Eisenstein, Getreide und besonders Halfa (stipa tenacissima) dürften etwa zwei Drittel Spanier sein, die somit die Franzosen um ein Bedeutendes der Zahl nach überragen. Etwa nur 5000 Araber kommen auf ungefähr 6000 Juden, letztere sind übrigens der Mehrzahl nach in den letzten Jahren naturalisiert. Es mögen ungefähr hundert Deutsche in der Stadt leben. Oran ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Es residieren dort ein Präfekt, ein Divisionär, ein Subdivisionär, ein Bischof und andere Behörden. Es giebt hier eine Kathedrale, einen protestantischen Tempel, eine Synagoge und verschiedene Moscheen, Post und Telegraphen, sowie Eisenbahnen, von denen eine



Der Hafen von Oran.

ausführt. 1885 liefen 1309 Schiffe in Oran ein von 496170 Tonnen Tragfähigkeit.

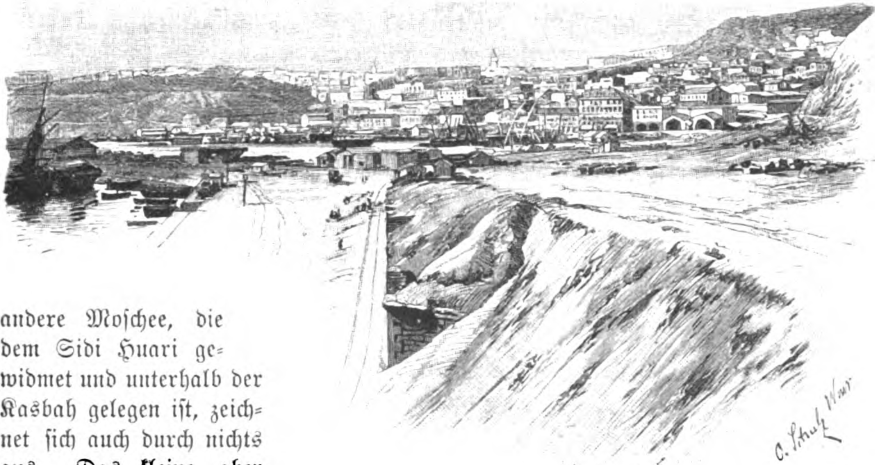
Die Stadt, die zweite Algeriens, hat ungefähr 60000 Einwohner; von diesen

Linie nach Algier, eine andere nach dem Süden geht.

Von den Kirchen ist übrigens keine bemerkenswert, ebensowenig die große Moschee, in deren Innerem man übrigens

einen hübschen, aus Spanien herübergebrachten Marmorspringbrunnen findet; sie befindet sich auf der Rue Philippe. Die andere Moschee, die dem Sidi Huari gewidmet und unterhalb der Kasbah gelegen ist, zeichnet sich auch durch nichts aus. Das kleine, aber hübsche Theater nahe der Promenade de l'Etang faßt ungefähr siebenhundert Personen. Französische Bäder trifft man auch auf dem Boulevard Oudinot und der Rue de Gênes, maurische Bäder in der Rue de la Mosqué.

Äußerst anziehend werden die Straßen durch die Bepflanzung derselben mit dem wundervollen und schattenspendenden Baum phytolacca dioïca (Kermesbaum, dessen rote Früchte zum Färben benutzt werden), der, ob nun eingeführt oder verwildert, in ganz Nordafrika heimisch geworden ist. Kein Baum, sagt Maltzan, hat vielleicht ein so reißendes Wachstum als derjenige, dessen Exemplare diese Straßen besäumen und ganze Alleen bilden. Auf dem Boulevard Malakoff werden sie zur Veranschaulichung gebracht. Die Spanier nennen diesen Baum wegen des dichten Schattens bella sombra. Seine großen Blätter, denen des Kirschbaumes an Form ähnlich, sind von rosenroten Adern durchzogen. Seine Blüten stehen in langen, dichten Trauben beisammen, welche in ungeheurer Zahl zwischen den Blättern verteilt sind.



Oran vom Lande aus.

Rings um Oran erheben sich nun die gewaltigen Forts, welche zum Teil noch von den Spaniern angelegt sind und die in den letzten fünfzig Jahren bedeutend von den Franzosen vervollständigt wurden, so daß man jetzt Oran als eine der am besten befestigten Städte nicht nur von Algerien, sondern von ganz Nordafrika betrachten kann. Wir haben schon gesagt, daß Oran durch ein Flüßchen in zwei Teile geschnitten ist, aber eigentlich besteht die Stadt aus mehreren kleinen Städten, welche durch tiefe Schluchten getrennt sind. So wird ein Viertel das Chateau Neuf oder die Citadelle genannt, mitten in der Stadt gelegen, wo die Residenz

des kommandierenden Generals der Provinz sich befindet. Hier war auch die Wohnung des Beis unter der früheren arabischen Herrschaft. Das Fort de la Moune auf der westlichen Spitze am Hafen, das Fort St. André im Mittelpunkt der Stadt und, mehr als tausend Fuß hoch, das alles überragende Fort Santa Cruz, von welchem aus man eine überraschend schöne Aussicht hat, sind die hauptsächlichsten Befestigungen. Alle diese Forts sind erneuert und mit neuen Geschützen armiert. Und was die einzelnen Festungswerke bedeutend verstärkt, sind die Galerien, die unterhalb der Stadt durchgehen und alle miteinander verbinden. Natürlich ist die Stadt auch durch eine starke Mauer befestigt, welche den Zugang durch neun Thore vermittelt; auch dienen kleinere Forts auf den Bergen oder, besser ausgedrückt, auf dem Ufer als Außenwerke, so daß Oran, wenigstens von der Landseite und gegen jede mohammedanische Macht, vollkommen gesichert ist.

Wir würden in der Beschreibung Orans übrigens einen großen Fehler begehen, wenn wir unterließen, die beiden Hotels namhaft zu machen. Das Hotel de l'Univers ist gut und billig, besonders die Verpflegung wird gelobt; das Hotel de la Paix, das erste, ist am Place Kleber gelegen. Außerdem sind noch zahlreiche andere Hotels vorhanden, viele Cafés und auch ein Klub, zu dem Fremde Zutritt bekommen können. Ausgezeichnet sind auch die auberges où on loge à pied et à cheval, wo meistens die Landbevölkerung absteigt, die aus behäbigen Bauern und aus der Bevölkerung der nächstgelegenen Ortschaften als La Senia, Ain el Turk und anderen besteht.

Die Oran umgebenden Höhen sehen durchaus kahl und nackt aus, obschon sie es eigentlich nicht sind, denn die kleine Chameropspalme und auf den Höhen niedrige Pistacien überwuchern förmlich den ganzen Erdboden. Aber im allgemeinen machen die Ufer, so malerisch sie in ihren Umrissen auch sind, einen trostlosen Eindruck. Desto reicher entwickelt sich die Vegetation in den Schluchten und Thälern, wo sich nur eine Spur von belebender Wirkung findet. von Wattenwyll, der zwei Jahre in Oran und Algerien verweilte und dessen Aufenthalt ungefähr in dieselbe Zeit fiel, als ich dort war, kann nicht genug die Herrlichkeit der Natur hervorheben. Die Einschnitte und Thäler vor den Thoren Orans sind von einem herrlichen Grün und bilden reizende Spaziergänge. Kein Nordländer kann sich einen richtigen Begriff machen von dieser Üppigkeit, diesem reichen Leben, diesem Saft und dieser Kraft, welche die südliche subtropische Sonne emportreibt, sobald nur eine Quelle oder ein Bächlein die harrenden Keime weckt und nährt. Büsche und Gräser, Bäume und Pflanzen, Blumen und Blätter, Kaktus, Aloe, Palmen und unsere Wiesenblümchen und Vergißmeinnicht, alles das keimt, sproßt und wächst im bunten, herrlichen Durcheinander wild und üppig empor.

So verlockend dies Bild ist, möchte ich doch unter augenblicklichen Verhältnissen keinem Deutschen raten, nach Oran zu gehen, um dort Aufenthalt zu nehmen. Auf die Franzosen, so liebenswürdig sie auch in ihren übrigen Kolonien sind, wirkt doch die Nähe der Metropole wahrhaft berauschend. Man hetzt in ganz Algerien noch viel bedenklicher und intensiver gegen die Deutschen als in Frankreich selbst. Selbst ein Mann wie Ernst Häckel war nicht sicher, der Spionage geziehen zu werden. Es ist, als ob die Franzosen erkrankt wären, denn anders läßt sich dieser Zustand nicht erklären. Und wenn man bedenkt, daß diesem Lande dadurch Hunderttausende verloren gehen, welche die Deutschen ihnen alljährlich im Winter zubringen würden, so läßt sich wohl mit Recht in dieser Spionenfurcht ein hochgradiger Paroxysmus einer allgemein grassierenden Krankheit erkennen.

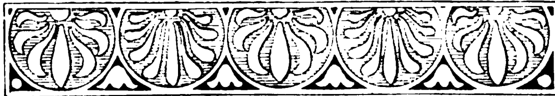
Dem integrierenden Stück von Oran, Mers el Kebir, dem portus magnus der Alten, dürfen wir nicht vergessen, einen Besuch abzustatten. Den Weg hat man

den Felsen abgewonnen, denn die dahin führende acht Kilometer lange Straße ist zum Teil in den Fels hineingesprengt, an einer Stelle hat man sogar einen mehrere Hundert Fuß langen Tunnel zu passieren. Mers el Kebir, auf deutsch der große Hafen, ist ebenso stark befestigt wie Oran, und es scheint fast, als ob die Römer hier schon Befestigungen gehabt hätten. Im Jahre 1505 wurde es von den Spaniern unter Don Diego von Cordoba genommen, nachdem es vorher eine Feste der Piraten gewesen war, welche von hier aus Schrecken und Verderben über die ganze gegenüberliegende Küste verbreitete. Im Jahre 1708 nahmen es die Türken wieder und ließen die ganze christliche Besatzung über die Klinge springen, man sagt in der Zahl von dreihundert; aber schon nach kaum dreißig Jahren, 1732, mußten die Türken das Fort, einige Tage später als Oran gefallen war, an Graf Montemar den Spaniern wieder ausliefern, während es 1791 abermals in türkischen Besitz gelangte. Zuletzt indes kam es mit der Besetzung Orans seitens der Franzosen definitiv in deren Hände. Dieses Fort ist noch ganz so erhalten, wie es in seinen wechselvollen Schicksalen von den Spaniern erbaut wurde. Über dem Thore prangt das Wappenschild Ferdinands von Aragonien. Man erkennt es auf dem äußersten Vorsprung des felsigen Djebel Murdjad, auf dessen Spitze sich außerdem ein Leuchtturm mit festem, ungefähr zehn Kilometer weit sichtbarem Leuchtfeuer befindet.

Das Örtchen Mers el Kebir ist nur klein, in einigen ganz guten Kaffeehäusern kann der Reisende sich erquicken, und auffallend schön endigt hier die kunstvolle Straße von Oran, welche ein Fußgänger immer im Schatten des wundervollen Kermesbaumes zurücklegen kann.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen Oran und Mers el Kebir, einige Kilometer näher nach Oran, befindet sich eine Badeanstalt, von den Franzosen jetzt Bains de la Reine genannt. Die Anstalt verdankt ihren Ursprung einer warmen Mineralquelle, welche die Königin Isabelle die Katholische im sechzehnten Jahrhundert bewog, ihre jüngste Tochter hierher zu bringen, damit sie hier bade. Die Quelle entspringt in einer Höhle, welche ungefähr zwanzig Fuß lang und zehn Fuß hoch ist. Das Wasser hat die Wärme von 45 Grad C. und soll sich vorzüglich gegen rheumatische Schmerzen bewährt haben. Ein gut eingerichtetes Hotel sorgt für die leiblichen Bedürfnisse der Leidenden, die dort Erholung suchen.

Wie man aus Vorstehendem sieht, hat Oran eine große Zukunft, und wenn auch die überwiegende Mehrheit der Einwohner aus Spaniern besteht, die kaum in der Kultur höher stehen als die eingeborenen Araber und Berber, so darf man nicht vergessen, daß die Franzosen eine desto höhere Kulturstufe erklommen haben und es verstehen werden, die anderen Nationalitäten — wir meinen auch die eingeborene Bevölkerung — zu absorbieren.





Verschmähte Liebe.

Novelle
von
Paul Robran.

II.

14. September.



ch habe an Elisabeth geschrieben — endlich! Ich hatte die entsetzliche Arbeit schon so lange aufgeschoben; etwas Vernünftiges ist nicht daraus geworden. Fast ärgere ich mich, den Brief abgeschickt zu haben. Ich fürchte, ich habe die quälende Verzweiflung, in der ich lebe, nicht ganz verborgen. Sie wird gar nicht wissen, was sie aus dem krausen Zeug machen soll. Etwas bin ich in Sorge, ob ich Judiths Namen auch nirgend erwähnt habe; erzählt habe ich, wie ich fürchte, viel von ihr.

Mich quält diese Liebe. Und dabei dies Zusammenleben, diese Intimität des Hotels, dies aneinander Vorbeistreichen auf den halbdunklen Korridoren, bei dem ich manchmal in wildem Schauer die Berührung ihrer Kleider spüre, dies Sichsprechen-, Sichsehenkönnen — warum bin ich denn nicht geflohen? Warum habe ich mich selbst so lange belogen? Jetzt — kann ich nicht mehr fort. Ich will es nicht. Ich will in meinem Leben einmal glücklich sein.

Glücklich? Kann ich das Glück nennen? Einem in Ketten Geschlossenen muß so zu Mute sein, der vor seinen Fenstern die Freiheit lachen sieht, die ihm versagt ist.

Was wußte ich früher von Frauen? Nichts! Ich bin ein Bücherwurm gewesen. Wein und Weiber waren mir immer gleichgültig. Wenn ich in die Vergangenheit zurückblicke, sehe ich Arbeit, Arbeit und zum drittenmal Arbeit, aber weiße Blätter in dem Buche des Lebens. Ein paar armselige Erfahrungen, größtenteils aus meiner Studentenzeit, ein flüchtiger Rausch, den man eben als Mann erlebt und erleben zu müssen geglaubt hat — so schal und ekel auch der Nachgeschmack ist, und dann die lange, stille Zuneigung zu meiner Braut — die volle, frische, brennende Liebe zu einem schönen Weibe habe ich nie gekannt. Zu einem schö-

nen und klugen Weibe! Auch Elisabeth ist klug, aber ihre Klugheit ist doch anders; ihr Verstand ist nicht so leicht beweglich, schlagfertig wie der Judiths. Elisabeths Unterhaltung behält immer das Lehrhafte, Tüchtige ihres Berufes. Und dann — wann sehen, sahen wir uns gewöhnlich? Des Abends, wenn sie müde und abgespannt von ihrem Tagewerke und durch die Pflege des bösen, alten Mannes war, und nicht mehr die Kraft und die Lust hatte, geistig anzuregen und zu geben, vielmehr nur noch den Wunsch nach einem stillen, friedlichen Beisammensein, ohne Überraschungen, ohne Launen. Elisabeth ist ein wenig schwerfällig, sie begreift nicht so schnell wie Judith. Was ist es für eine Wonne, zu wissen, daß man verstanden wird, nichts zu denken, was sie nicht begreift, nichts zu fragen, worauf sie nicht eine Antwort wüßte! Ihr gegenüber bin ich oft der Schüler. Sie hat tausendmal mehr gesehen, tausendmal mehr erlebt als ich.

Ihre Klugheit ist nicht der einzige Reiz. Ist es ihre Schönheit? Manchmal glaube ich, daß ich ihre Launen am meisten liebe. Sie ist so unberechenbar wie Aprilwetter, ein echtes Weib, auch darin, daß sie das Blumenleben eines Weibes geführt hat. Ich könnte mir Judith nicht arbeiten denken. Nicht denken, daß sie für sich selber sorgt. Man hat den Wunsch, ihr die Hände unter die Füße zu breiten, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen. Dieses Weib ist auf der Erde, um geliebt, um angebetet zu werden, und das ist doch im Grunde die einzig wahre Bestimmung des Weibes. Eine Frau, welche für sich selber sorgt, die arbeitet und selbständig ist wie ein Mann, können wir wohl verehren, hochachten, aber lieben? So weit lieben, daß wir ihretwegen unsere Grundsätze, unsere Pflichten, unsere Ehre verleugnen? Niemals!

Judith scheint mich für sehr ungefährlich zu halten. Manchmal muß ich die Zähne zusammenbeißen, um ihr nicht das Gegenteil zu beweisen. Gestern abend saßen wir zusammen im Lesezimmer und blätterten über dasselbe Buch geneigt; ihre Stirnlöckchen berührten meine Schläfe, ihre Schulter ein paarmal die meine — sie achtete nicht darauf. Und ich? Ich kämpfte wie ein Rasender mit mir, einen Kuß, einen einzigen Kuß auf ihren weißen Nacken zu pressen.

Warum verläßt mich seit jener Nacht dieser Wunsch nicht mehr? Wie kommt es, daß man für ein Weib so empfindet, und bei einem anderen, dessen Bräutigam man ist, kaum den Wunsch gehabt hat, sie zu berühren? Elisabeth und ich, wir haben uns selten anders als durch einen Händedruck begrüßt wie zwei Kameraden. Weshalb ergreift mich jetzt, mich alten Mann, das brennende Verlangen, die Trauer von Judiths schönen Augen zu küssen, ihre bleichen Wangen durch meine Liebe zu röten?

Judith, Judith! Neulich habe ich mich an eine Waldecke gestellt, an der ich ein Echo wußte, und deinen Namen hineingerufen, und mich gefreut wie ein Schulknabe, als er zurückschallte. Hundertmal am Tage flüstere ich ihn, und erst wenn ich ihn höre, weiß ich, daß meine Lippen ihn ausgesprochen haben. Judith, werde ich deinen Mund je ohne Schmerzen lächeln, deine Augen sorglos leuchten sehen? Und ich muß dir meine Liebe verbergen, abgrundtief, damit ich nicht an einer anderen zum Schurken werde.

Judith, bin ich dir wirklich nicht mehr als ein Freund?

* *
*

15. September.

Heute abend soll großes Feuerwerk im Kurhause sein. Judith hat mich gefragt, ob ich sie begleiten will. Ich soll es so einrichten, daß Familie Kayser unseren Plan nicht ausspürt. Freilich halte ich die Gefahr einer feindlichen Überraschung nicht für allzugroß; seitdem der Graf als offener Courmacher von Grete auftritt, scheint man instinktiv Judiths Gesellschaft eher hinderlich als förderlich zu finden. Es ist eine bodenlose Frivolität. Der Mann ist

über beide Ohren in Judith verliebt. Ich habe vor ein paar Stunden eine schlimme Scene mit ihm gehabt. Er traf uns heute früh am Kaffeetisch; die Kaysersche Sonne war noch nicht aufgegangen. Judith neckte ihn; sie ist grausam, ich habe sie heute morgen fast kokett gescholten. Sie muß es sehen, daß sie den Grafen in der Hand hat; er wurde abwechselnd rot und blaß, und dabei trug er die Rose im Knopfloch, die für Grete bestimmt war. Nachher begleitete er mich in mein Zimmer. Er war völlig außer sich.

„Die Baronin behandelt mich wie einen Schulbuben," rief er, „ich lasse mir diesen Ton nicht mehr gefallen! Ich will endlich wissen, woran ich mit ihr bin."

Mir stieg auch das Blut in den Kopf.

„Wie meinen Sie das?" sagte ich heftig.

„Sie soll uns reinen Wein einschenken. Ist sie geschieden, oder ist sie es nicht? Mein Freund Prittwitz, an den ich geschrieben habe, konnte auch nichts Authentisches erfahren. Gerlach hat Urlaub nehmen müssen und ist nicht in Berlin. Aber Prittwitz glaubt mit aller Bestimmtheit, daß der Prozeß noch nicht zu Ende ist. So, was sagen Sie nun? Und wenn auch wirklich alles erledigt wäre, vor einem Jahr kann sie ja doch nicht wieder heiraten, und so lange kann ich nicht warten. Mir steht das Wasser heute schon an der Kehle!"

„Sie würden wirklich den bodenlosen Leichtsinn haben, die Baronin ihres Geldes wegen zu heiraten?"

Wir standen uns beide gegenüber wie zwei Menschen, die sich im nächsten Augenblick an die Kehle springen wollen. Dann blieb Bärhagen vor mir stehen, lachte gezwungen und sagte durch die Zähne:

„Des Geldes wegen, lieber Professor, heiratet man Mädchen wie Grete Kayser; Frauen wie die Baronin —"

Er brach ab, schüttelte mir krampfhaft die Hand und lief fort.

Armer Junge! Grete ist gar nicht so übel, aber die Eltern, die Eltern! und diese ganze hochmütige Sippe der Bärhagens! Aber er und Judith, wenn sie auch nie mein werden kann, ehe ich zugäbe, daß dieser Mensch — lieber würde ich ihn niederschießen wie einen tollen Hund!

Freilich, vielleicht hält sie ihn höher wie mich! Er ist jung und ich — ich bin in wenigen Jahren ein alter Mann!

Die Liebe eines alternden Mannes ist furchtbar. Gegen sie giebt es keine Hilfe, keine Rettung. Sie ist eine verzehrende Glut, das letzte Aufflackern des Körpers, ehe er der Vernichtung anheimfällt. Ich kann mir nicht helfen. Gegen meine Leidenschaft nützen keine Selbstvorwürfe, keine Vernunftgründe. Es hat mich erfaßt wie ein Sturm. Der Sturm treibt mich willenlos — ich weiß nicht wohin.

Wenn sie wirklich noch nicht geschieden wäre? Sie hat nie, auch nur mit dem leisesten Wort darauf angespielt; ich habe sie nie zu fragen gewagt, vielleicht findet sich heute abend Gelegenheit —

Herr des Himmels! Es ist ja alles gleich! Geschieden oder nicht, was geht es mich an? Meine Liebe fragt nicht danach. Ich weiß nur, daß ich sie in wenigen Minuten sehen werde —

Und Elisabeth?

Gehorcht mir mein Gehirn denn gar nicht mehr? Kann ich es nicht zwingen, sie nur ein einziges Mal volle vierundzwanzig Stunden zu vergessen?

Ich will jetzt nicht an dich denken, Elisabeth! Mein ganzes Leben gehört dir ja später, gönne mir diese armseligen Wochen eines verbotenen, sündigen Rausches! gönne mir eine Liebe, vor der ich zu Gott bete, daß sie nicht erwidert wird — laß mich einmal glücklich sein — meine Pflicht dir gegenüber werde ich ja erfüllen — und wenn ich darüber wahnsinnig werden sollte!

* * *

Morgens 4 Uhr.

Sie hatte mir gesagt, ich solle sie im Konversationszimmer erwarten. Sie blieb lange aus. Als sie gar nicht kommen wollte, warf ich mich endlich an einen Tisch und blätterte zerstreut in den Zeitungen. Dann

weckte mich ein leises Rauschen, und als ich mich schnell umwandte, stand sie hinter mir.

Sie trug ein weißes Kleid, das eng, fast faltenlos ihre Hüften umschloß und glatt zu ihren Füßen herabfiel. Auf ihrem Kopf ein kleines Hütchen mit Rosen, sehr viel Rosen. Ich habe sie noch nie so schön gesehen — mein Gott, wenn ich das nicht jeden Tag wieder glaubte! Aber ich bin doch nicht allein mit meiner unsinnigen Anbetung, denn ich sehe, welchen Eindruck sie auf jeden macht. Mr. Richards, an welchem wir vorbeischritten, sie an meinem Arm, ließ mit einem unwillkürlichen „Oh indeed“ seine Daily News fallen, an der er seit Stunden mit dem Ernste und dem Anstand des alten Indianerhäuptlings studierte, und starrte ihr mit dem Ausdruck einer intensiven Bewunderung nach, die mir für den Vater von fünf Töchtern ziemlich unpassend schien.

Es war ein dunkler Abend. Halb Interlaken schien unterwegs. Um uns herum hörten wir alle Zungen, welche die Erde trägt und die sich hier in diesem internationalen Badeort vereinigen. Wie die Schatten huschten die Menschen vor uns und um uns durch die breite, wundervolle Lindenallee des Höhenwegs, in den von der linken Seite her die Lichter der Hotels schimmerten. Vor der Thür des Gartens hatte sich die Menge gestaut; nur mit Mühe erzwang ich uns endlich den Eintritt. Dann streiften wir Arm in Arm durch die mit Lampions erhellten Wege und fanden endlich in der Nähe des Restaurants einen kleinen Tisch unter einer großen Eiche, die über unseren Häuptern sich wölbte. Hier war von der traulich bunten Dämmerung, von der stillen Heimlichkeit der grünen Gänge freilich nichts mehr zu merken. Es war hell genug, daß jedermann sie sehen konnte; fast niemand ging an uns vorbei, der sich nicht umgedreht hätte, und mein Ohr fing mehr als eine Bemerkung über sie auf, die, so sehr sie auch aus meinem Herzen gesprochen war, mich doch ärgerte, weil sie mir eine Entweihung schien. Sie sah über all diese Menschen hinweg mit der Gleichgültigkeit der schönen Frau, welche an solche Huldigungen gewöhnt ist: mit jenem starren, ruhigen Blick, der nichts zu sehen scheint und der doch alles sieht. Ich bin auch überzeugt, sie hörte verschiedene von diesen bewundernden, unverschämten Ausrufen, während sie mit sicherer Nachlässigkeit ihren Eiskaffee schlürfte, denn manchmal flog während des Plauderns ein leichter rötlicher Schein über ihre blassen Wangen. Sie ist als Großstädterin natürlich an ein so gewaltiges, elegantes Weltgetriebe gewöhnt; mich, der ich an der Schwelle des Alters endlich aus dem Studierzimmer entschlüpft bin, mich ergreift in solchen Augenblicken jenes Fieber, die elektrische Spannung, die von Tausenden von Menschen ausgeht, der Rausch des Lebens, von dem ich in meiner stillen Gelehrtenklause fast keine Ahnung gehabt habe.

„Wissen Sie, daß morgen abend in unserem Hotel ein Ball arrangiert wird?“ fragte ich sie; „werden Sie kommen?“

Sie schlug die Augen zu mir auf.

„Und Sie glauben wirklich, daß ich tanzen könnte — jetzt tanzen?“

Mir schlug eine Sekunde das Herz. Sollte ich versuchen — vielleicht kam der Augenblick nie wieder —, einen Blick in ihr Leben zu thun?

„Warum nicht? Oder welche Gründe hätten Sie, nicht auch einmal fröhlich mit den Fröhlichen zu sein?“

Ich bekam keine Antwort.

„Gnädige Frau,“ sagte ich leise, „haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir? Soll ich nie ahnen, was Sie nicht — vergessen können? Ich leide durch Ihr Schweigen, Judith!“

„Sie leiden,“ fragte sie ungläubig, „durch mich? Was aber thut Ihnen mein Schweigen, lieber Freund?“

„Lieber Freund!“ Wie ich das Wort jetzt hasse, das mich erst so glücklich machte! Wie wenig sie mich für einen Mann rechnet, der ihr gefährlich werden könnte! Irrte ich mich nicht, oder blieb ihr fragender Blick einige Sekunden länger, als

mir lieb ist, auf meinen grauen Haaren haften?

Nicht allzuweit von uns wurde ein Böllerschuß abgefeuert. Es war der Anfang zu dem Feuerwerk, das sich nun mit allen Nummern abspielte, die auf der ganzen Welt dieselben sind: Raketen, Frösche, Schwärmer, Sonnen, aber von einer noch nie gesehenen Pracht. Während ein Rad nach allen Seiten hin sprühend und knatternd verbrannte, sah ich die Familie Kayser mit dem Grafen kommen. Bärhagen hatte die kleine, korpulente Dame am Arm und bemühte sich höflich aber vergeblich, sie durch die engen Reihen zu führen, zwischen welchen seine hohe, schmale Gestalt mit Leichtigkeit hindurchschlüpfte. Ich machte sie auf das liebenswürdige Quartett aufmerksam, das bereits in unheimlicher Nähe unseres schönen Platzes war.

„Um Gottes willen, retten wir uns!" sagte sie aufspringend, „jetzt in dieser Gesellschaft — es wäre fürchterlich. Schnell, schnell, ehe es zu spät ist!"

Sie schlüpfte in einen Seitengang und ich folgte ihr, unbekümmert darum, ob wir bereits von Gretes Adlerblicken erspäht seien und wie man unsere Flucht deuten würde.

Dann gingen wir wieder Arm in Arm durch die ungeheure Menschenmenge, die in den Gartenwegen hin und her wogte und wie auf Kommando stehen blieb, sobald lautes Krachen das Abbrennen eines neuen Feuerwerkskörpers verkündete. Endlich waren wir wieder an der Thür des Gartens angekommen; hier standen die Menschen wohl in zwanzig Reihen hintereinander, um als Zaungäste so viel als möglich von dem prächtigen Schauspiel zu erspähen, und ich mußte meine Ellbogen gebrauchen, um ihr Platz zu machen. Erst auf dem Höhenweg konnten wir uns wieder freier bewegen.

„Wollen wir hier auf und ab gehen?" fragte ich.

„Nein," sagte sie, „ich mag keine Menschen mehr sehen!"

Da bogen wir in einen jener breiten Pfade, die von dem Höhenweg nach der anderen Seite des Dorfes führen, und nach ein paar hundert Schritten hatten wir, was wir suchten: Einsamkeit! Die Wiese war frisch gemäht; das Heu war zusammengeharkt und duftete köstlich. Sie zog plötzlich ihren Arm aus dem meinen, lief ein paar Schritte vom Wege ab, warf sich auf einen Heuhaufen und klatschte leise in die Hände.

„Kommen Sie, kommen Sie, hier ist es schön!"

Dann saßen wir schweigend, ich ein wenig tiefer zu ihren Füßen, daß ich in das süße Gesicht über mir sehen konnte. Sie hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet und sah still vor sich hin. Über uns wölbte sich der dunkle, trotz der Nacht noch bläulich schimmernde Himmel, aus welchem die Sterne mit einem Glanz leuchteten, wie nur die klare Alpenluft ihn gestattet. Um uns die dunklen Schatten der Berge und fern, hoch am Himmel, ein weißes Wölkchen — das schimmernde Haupt der Jungfrau. Rechts von uns die Wipfel der Bäume, die im leichten Nachtwind rauschten wie Meereswellen und so den geliebten Klang der See, die Täuschung, als ob man am Strande weile, mit der Hoheit der schlafenden Alpennatur vereinten. Von Zeit zu Zeit stiegen aus dem Garten Raketen in den nächtlichen Himmel, welche sich oben in tausend und aber tausend Funken spalteten, die dann feurig durch die Blätter hindurchsanken und im Fallen das düstere Laub in ein schnelles Tagesleben tauchten, aus dem es blitzartig wieder in die schlafende Nacht hineinsank. Dann wieder zischten andere auf, die als glühende, schlängelnde Thränen herabkamen; und ich sah, daß ihre Lippen sich leise lächelnd öffneten und ihr Busen sich schneller hob und senkte. Sie schien meine Gegenwart völlig vergessen zu haben; ich aber fürchtete, durch ein Wort den Zauber dieser Stunde zu stören, durch ein Wort sie aus ihrer Träumerei zu wecken und zu der Wirklichkeit zurückzurufen. Fast hielt ich den Atem an; wenn ich die Zeit so

hätte still stehen, wenn ich diese Nacht hätte ewig währen lassen können!

Über dem Abendberg war es hell geworden. Jetzt erhob sich der Mond über den waldigen Rand. Es war Vollmond, und die leuchtende weiße Scheibe übergoß das Thal sofort mit ihrem hellen bläulichen Licht. Das Thal und sie! Kein Zug in dem geliebten Gesicht war mir noch durch die Nacht verborgen; keine Linie der weißen schlanken Gestalt, die mit beiden Händen unter dem Kopf sich auf das duftende Lager zurückgelehnt hatte und mit großen, offenen Augen vor sich hinträumte! Mit welchen Augen!

Wie ich diese Augen liebte! Wie ich diese Frau liebte, die so selbstvergessen neben mir ruhte, als ob ich kein Mann wäre und sie kein Weib — und als ob die Nacht nicht um uns herum schwiege!

Und ich hätte doch nicht gewagt, auch nur den Saum ihres Kleides zu berühren.

Den Wiesenrain entlang kamen ein paar Mädchen. Es waren ihrer vier oder fünf; sie hatten sich untergefaßt und sprachen und lachten laut. Die Häubchen auf ihrem Kopf, die hellen Schürzen kennzeichneten sie schon von weitem als Zimmermädchen in irgend einem Hotel. Sie kamen dicht an uns vorbei, und als sie uns sahen, stießen sie sich gegenseitig kichernd an.

„Philamen," sagte die eine, „das ist sie ja, die schöne deutsche Dame aus der Concordia!"

„O, die muß ich mir einmal ansehen."

Die Lachenden kehrten um, ich machte eine schnelle Bewegung zu ihr hin, um zu sehen, ob ich die Mädchen verscheuchen sollte. Sie wehrte mit dem Kopfe ab. Die Übermütigen gingen dicht an uns vorbei, stießen bewundernde „Ah" und „O" aus; dann waren sie fort, und nur noch von ferne hörten wir ihr lustiges helles Lachen.

Sie hatte sich ein wenig aufgerichtet.

„Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden," sagte ich.

„Wer sind die Steine?"

„Die Mädchen, die da vorbeigingen."

„Und die Menschen?"

„Ich!"

„Bin ich wirklich so schön?"

Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

„Sie wissen es!"

„Ich will es aber von Ihnen wissen!"

„Warum?"

Ihre kleinen Zähne schimmerten im Mondlicht; sie beugte sich zu mir herab.

„Weil ich es so lange nicht gehört habe. Nun, bin ich schön?"

„Traumhaft schön!"

Ich glitt von dem Heuhaufen hernieder und lag vor ihr auf den Knien.

„Stehen Sie auf!" sagte sie in jenen leisen, tiefen Tönen, die nur ihre Stimme kennt.

„Nein, nur so bin ich wert, Ihnen zu sagen, daß Sie eine Heilige sind!"

„Nehmen Sie sich in acht! Vielleicht täuschen Sie sich. Ich bin ein Weib. Weiber sind Schlangen!"

„Wenn sie es wären! sie sind das Süßeste, das die Erde trägt."

„Lassen Sie uns gehen!"

„O, noch nicht!"

„Ich — bitte Sie!"

Aber ich liebte sie bis zur Tollheit, und ich wäre vielleicht unedel genug gewesen, ihre Bitte nicht zu erfüllen. Es giebt Momente, in denen man es verwünscht, ein Gentleman sein zu müssen. Ein lautes, donnerähnliches Krachen, das tausendfältig von den Bergen zurückschallte, ließ mich in die Höhe fahren. Durch die Bäume sahen wir helles Licht schimmern. In demselben Augenblick aber stiegen unzählige Raketen in die Luft und überschütteten das Thal mit einem feurigen Regen von Funken, leuchtenden Kugeln, schlängelnden Thränen; fast taghell war die Nacht für einige Sekunden. Es war wohl der Schluß des Feuerwerkes, wenigstens fing die schwarze Menschenmauer an, sich in Bewegung zu setzen und überschwemmte die Promenade und alle Wiesenpfade. Ohne uns durch ein Wort zu verständigen, hatten wir uns in einem gemeinsamen Gefühl angeschlossen, und ich führte sie durch die lachende, plaudernde,

lärmende Menge — als ob eine Wolke mir all diese Leute verhüllte.

In der Nähe des Hotels wurden wir von Mr. Richards eingeholt, der mit seinen Töchtern ebenfalls vom Feuerwerk kam. Judith ging mit den Mädchen voraus und ich folgte mit dem Reverend.

In dem stillen Vestibül blieb sie stehen und wandte sich zu mir.

„Gute Nacht, gnädige Frau,“ sagte ich förmlich, „schlafen Sie wohl!“

„Gute Nacht!“ sagte sie und gab mir ihre Hand. Aber ihre Augen sahen an mir vorbei, wie nach irgend etwas weit in der Ferne.

„Good night!“ riefen die anderen durcheinander. „And pleasant dreams!“

„Gute Nacht!“ wiederholte ich in dem brennenden Wunsche, ihre Stimme noch einmal zu hören und für die ganze Nacht festzuhalten.

Sie antwortete nicht. Langsam stieg sie die Treppe hinauf und verschwand. Ich aber ging in den Garten, warf mich auf eine Bank und wartete, bis in ihrem Zimmer Licht wurde. Lange, lange brannte es, und ebenso lange saß ich und starrte sehnend hinauf, obgleich es mich in der kühlen Nachtluft schauderte.

Die Sterne fingen schon an zu verbleichen, als das Licht endlich erlosch. Da schlich ich mich in mein Zimmer, müde, fröstelnd, gequält, und doch glücklich, unsäglich glücklich!

Schlafe wohl, süßes Weib, und träume — von mir!

* *
*

16. September.

Sie ist nicht zu Tisch erschienen. Auf ihrem Platz saß Bärhagen, der mit Fräulein Grete ein Vielliebchen aß und sich dabei immer nervös umsah, ob Judith nicht käme. Dazu das fürchterliche blecherne Schwatzen von Frau Kayser, die mir von der Liebenswürdigkeit des Grafen vorschwärmte. Ich glaube, die ganze Familie ist überzeugt, ihn bereits fest am Bande zu haben. Alle waren aufgeregt über den Ball heute abend. Im Hausflur stehen bereits Blumen und Musikinstrumente. Ob sie heute abend da sein wird? Warum aber ist sie nicht zu Tisch gekommen? Habe ich sie gestern abend gekränkt, oder ist sie wirklich krank?

Vor mir auf dem Tisch liegt ein Brief von Elisabeth. Es wird die Antwort auf meinen letzten sein — ich habe nicht den Mut, ihn zu öffnen. Er macht mich nervös. Sie wird mir in ihrem über alle Schwäche erhabenen Lehrerinnenton Vorlesungen halten, wahrscheinlich darüber, daß ich nicht so verwirrtes Zeug schreiben soll, weil es meiner nicht würdig sei, und mir sagen, ich möchte hübsch verständig sein.

Ich will nicht verständig sein, ich will es nicht!

Ich will zu Judith gehen, ich kann diese Angst nicht länger aushalten. Ich will sie fragen, ob ich sie wirklich erzürnt habe.

— — — — — — — — — — —

Fräulein Palm öffnete auf mein Klopfen.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?“

Sie erkannte meine Stimme. „Kommen Sie herein, Professor, und helfen Sie mir die Langeweile dieser Theestunde vertreiben! Da, setzen Sie sich! Sie trinken doch eine Tasse? So, und nun erzählen Sie mir viel und lauter Lustiges, um mir die Grillen zu vertreiben.“

„Warum sind Sie nicht zu Tisch gekommen, wenn Sie sich hier oben langweilen?“

„Toujours perdrix,“ sagte sie seufzend, „ich konnte wirklich die Kayserei und Bärhagen nicht mehr ertragen!“

„Endlich! Ich stöhne schon lang unter dieser Frone. Aber warum haben Sie uns auch diese fürchterliche Gesellschaft anerzogen? Was mögen Sie an diesen Leuten?“

„Im allgemeinen oder im besonderen?“

„Im besonderen zuerst; also an Bärhagen?“

„Verschiedenes,“ sagte sie, mit dem goldenen Löffelchen spielend. „Zunächst: seine vorzüglichen Manieren. Und dann —“

„Seine Unterhaltung, besonders seine eingehenden Beschreibungen des Rennstalles auf Bärhagenhof!“

„O, die sind wirklich interessant! Ich liebe Pferde. Sie wissen ja, ich bin eine passionierte Reiterin."

„Also dann im allgemeinen. Wodurch haben sich Kaysers Ihre Gunst zu erworben gewußt?"

„Durch das Gegenteil, ihre schlechten Manieren. Ich strafe mich selbst, wenn ich mit ihnen zusammen bin. Nur heute war ich nicht in der Stimmung, jemand zu sehen."

„So werden Sie auch nicht zum Ball kommen?"

„Tanzen Sie?"

„Natürlich!"

„Tanzen Sie gut?"

„Selbstverständlich! Und Sie, gnädige Frau?"

„Außerordentlich!"

Wir mußten beide lachen. Sie lacht so selten, und doch steht es ihr so gut. Freilich sinkt immer schnell genug wieder jener Schleier von Melancholie auf sie herab, den ich so gern einmal von ihren Augen fortküssen möchte.

Fräulein Palm stand geräuschlos auf und ging nach der Thür.

„Was wollen Sie, Fräulein?"

„Es ist die Zeit der Post, und gnädige Frau hatten vorhin befohlen —"

Sie seufzte tief.

„Sie bekommen gern Briefe von Haus?" sagte sie unvermittelt.

„Nicht allzu gern, seitdem meine Mutter nicht mehr lebt."

„Sie hatten Ihre Mutter lieb?"

„Sehr lieb!"

„Und Sie waren ein guter, rücksichtsvoller Sohn? Natürlich, wie könnten Sie auch je anders sein!"

„Aber — gnädige Frau!"

„Sie sind immer allein?"

„Ganz allein!"

„Sie haben jetzt niemand, der für Sie sorgt?"

„Jetzt — niemand."

„Ich beneide Ihre Braut. Es muß schön sein, für einen Mann wie Sie zu sorgen!"

„Wissen Sie, daß Sie mit dem Feuer spielen?"

„Ich will es löschen. Sie nehmen doch noch eine Tasse Thee?"

„Ja, wenn Sie sie mir selbst eingießen."

„O!"

Sie sah mich schelmisch bedauernd über meine unsägliche Albernheit an.

„Also den ersten Walzer heute abend?"

„Nur den ersten, gnädige Frau?"

„Gewiß! Ich weiß ja nicht, ob ich nicht einen Tänzer finde, der mir besser gefällt als Sie!"

„Ich bin vor der umgekehrten Gefahr sicher!"

„Was soll ich anziehen?"

Ich mußte lachen und wußte doch nicht, ob ich nicht lieber aufschreien sollte — vor Wonne.

„Das Kleid, das Sie gestern abend trugen."

„Hat Ihnen das so gut gefallen?"

„Unbeschreiblich!"

„Aber ich habe noch viel schönere!"

„Ich kann es kaum glauben!"

„Doch — ich werde es Ihnen noch heute beweisen!"

Ich beugte mich zu ihr und suchte ihre Augen. „Und darf ich wirklich hoffen, daß Sie sich auch ein wenig für mich schmücken?"

Sie lehnte sich tief in den Sessel zurück mit einer schmiegsam anmutigen Gebärde und sah an mir vorbei mit jenem suchenden Blick in die Ferne wie gestern abend, und ihre Lippen öffneten sich leise.

„Judith," flüsterte ich, „soll ich, darf ich das glauben?"

Sie antwortete nicht, und eine eisige Angst kroch an mein Herz heran. Wieder einmal, wie schon so oft, hatte ich das Gefühl, daß dieses Weib kein Herz habe, daß sie gar nicht wußte, in welchen Qualen ich mich ihretwegen verzehrte, daß ich im Grunde für sie nichts anderes war als der alte Mann — der langjährige Bräutigam einer anderen. Sie schwieg, und ich wäre ihr dankbar gewesen für den geringsten Laut; ich litt so durch dieses Schweigen, daß ich nicht einmal wie gewöhnlich Fräulein Palm als einen lästi-

gen Störenfried verwünschte, die mit den Briefen eintrat, nach denen Judith mit ängstlicher Hast und Gier griff. Ich fühlte, daß ich überflüssig war, stand auf und nahm meinen Hut, um zu gehen; als ich aber auf sie zutreten wollte, blieb ich erschrocken stehen.

Sie hatte einen Brief geöffnet und hielt ihn in der zitternden Hand. Ihr Gesicht war fast verzerrt, totenbleich, die Augen entsetzt geöffnet. Dazu zuckte der Mund wie der eines Kindes zwischen Lachen und Weinen, aber es war ein grauenhaftes Zucken. Jetzt richtete sie sich taumelnd auf, that ein paar Schritte in das Zimmer, entschieden ohne uns zu sehen, und fiel, noch ehe wir hinzustürzen konnten, ohnmächtig vor meinen Füßen nieder.

Ich war wie gelähmt, Fräulein Palm aber verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart.

„Helfen Sie mir,“ sagte sie, „wir müssen sie auf ihr Bett tragen.“

Ich nahm sie in meine Arme und brachte sie in ihr Schlafzimmer. Als ich sie mit Hilfe von Fräulein Palm niedergelegt hatte, überließ ich sie der Sorge der treuen Person und zog die Thür hinter mir zu.

Doch konnte ich mich nicht entschließen, zu gehen, ehe ich sie wieder bei Besinnung wußte. Unruhig, von Sorge um sie geängstigt, schritt ich auf und ab, als mein Blick auf den Brief traf, der, ihrer Hand entfallen, auf dem Boden lag.

Ich habe ihn nicht lesen wollen — bei meiner Ehre! Aber als ich ihn in der Hand hielt, um ihn auf den Tisch zu legen — Herr des Himmels, ich hätte ja blind sein müssen, wenn ich diese riesigen, ungeschickten Buchstaben nicht sofort entziffert hätte!

Eine Kinderhand, eine solche, der man es ansah, daß sie noch nicht selbst die Feder zu halten im stande war — wenig Worte, wenig und doch so furchtbar!

„Liebe Mama! Komm zurück zu deiner Mimmi und zu deinem Hanni!“

Nichts, weiter nichts! Im selben Augenblick stürzte ich wie ein Rasender auf ein paar Photographien los, die am Fenster auf einem kleinen Tisch standen, und —

Ja, sie war es! So, wie ich sie nicht kannte: auf dem schönen Gesicht ein glückliches, mütterliches Lächeln, sich herabbeugend zu einem kleinen Kinde auf ihrem Schoß, während ein etwas älteres Kind neben ihr lehnte und zu ihr aufschaute.

Das also, das ist der Druck, unter dem ich sie leiden sehe! Sie hat Kinder, und die hat sie verlassen können? Weshalb aber? Und weshalb hat sie das uns allen verborgen? Weshalb ist mir nie der Gedanke gekommen, daß sie Mutter sei? Weshalb dies Geheimnis?

So fand mich Fräulein Palm, die eilig hereinstürzte.

„Sie verlangt den Brief — aber mein Gott, wie sehen Sie denn aus?“

Ich deutete stumm auf das Bild.

„Die süßen Dinger! Ich habe mich schon lange gewundert, daß sie die Trennung bis heute ausgehalten hat. Früher konnte sie auch nicht eine Stunde von ihnen getrennt sein.“

„Ich bitte Sie, Fräulein Palm —“

Aber sie war schon fort. Noch ein paar Minuten wartete ich, dann ging ich endlich, zögernd, von Zweifeln gequält.

Warum hat sie mir nie von diesen Kindern gesprochen? Warum hat sie sie verlassen?

— — — — — — — — — — — —

Der Brief von Elisabeth sieht mich so vorwurfsvoll an. Ich will ihn endlich öffnen; ein Tropfen Verzweiflung mehr oder weniger.

Rostock, den 13. September.

Lieber Theodor!

Ich danke dir für deinen Brief. Er war freilich etwas verworren, aber gerade dadurch für jemand, der dich so gut kennt wie ich, doppelt klar. Du warst in großer Erregung und wolltest mich das nicht merken lassen. Warum nicht? Sind wir denn nicht beide verständige Menschen, die gemeinsam durch die Schule des Leidens gegangen sind und wissen, daß die strenge Pflichterfüllung unser Leben recht unglücklich machen kann? Die Pflicht repräsen-

tiere ich dir, das Glück — eine andere. Ich habe sie durch deine Beschreibung ordentlich lieb gewonnen; sie muß sehr schön, sehr liebenswürdig und sehr klug sein. Und ich? Nun, ich habe mich nach Empfang deines lieben aufgeregten Briefes eine Zeit lang ernsthaft und aufrichtig in dem Spiegel besehen. Das erste bin ich sicher nicht, das zweite wohl auch nicht, und das dritte? Wenn ein letzter geringer Rest von Eigenliebe mich nun diese Eigenschaft nicht auch ganz verneinen lassen will, so gönne mir das Vorrecht, danach zu handeln. Und jetzt laß mich einmal ruhig und offen mit dir sprechen, als ob ich neben deiner Mutter auf dem bekannten Sofaplatz in deinem Studierzimmer säße, und wir beiden Frauen dein Haus in Ordnung zu bringen suchten, wie wir es für dich am besten hielten. Noch eins: Ich bin überzeugt, daß sie mit dem, was ich dir sagen werde, vollständig einverstanden gewesen wäre; denn sie wollte eben, was auch ich will: dein Glück.

Lieber Theodor! Fünfzehn Jahre lang haben die Freunde uns für Braut und Bräutigam angesehen. Eine lange, lange Zeit! Lang genug, daß die Gefühle, die uns einstmals zusammenführten, sich verändert haben könnten nach den Gesetzen, daß wir Menschen eben keine toten Steine, sondern wandelbare Geschöpfe sind. Sollten wir nun, eben diesen Freunden zuliebe, die allein davon wissen, jetzt eine Verbindung schließen, zu der uns die Vorbedingungen abhanden gekommen sind? Ja, haben wir uns, hast du mich je mit jener Liebe geliebt, die wohl glücklichere, sorgenfreie Menschen kennen und die dir jetzt sonnig, strahlend aufgegangen ist? Weshalb? Was gehen uns die Leute an? Für die finden wir eben einen Vorwand, oder brauchen auch wohl keinen zu finden. Wenn du in wenigen Monaten uns die erwählte schöne Frau zuführen wirst, so will ich sie mit offenen Armen empfangen als ihre Freundin, ihre Schwester, wenn sie mir die Ehre einräumen will. Und wenn du mir dann in deinem Hause einen kleinen, bescheidenen Platz reservieren willst, so werden die Lästerzungen bald verstummen, falls sie überhaupt je anfangen sollten.

So, mein lieber Theodor, frage die Geliebte, deren Namen du Böser so ängstlich verschwiegen hast, ob sie die Deine werden will. Ich bin überzeugt, du wirst keine Fehlbitte thun. Sie kann keinen besseren, treueren Mann finden. Ja, auch treu! Deine Untreue gegen mich ist doch nur scheinbar. Du hast mir ja nie gehört; du hast für mich nie anders gefühlt als für eine Freundin. Du bist mir gegenüber geblieben, wie du immer warst: aufrichtig, gut, keiner Unwahrheit fähig.

Verzeihe diese späte freundschaftliche Liebeserklärung! — Grüße sie von mir! Sage ihr, sie möchte dich glücklich machen — so glücklich, nun, wie du es eben verdienst!

Mit einem schwesterlichen Gruß
deine alte Elisabeth.

— — — — — — — — — — — —

Frei! Barmherziger Gott, ich bin frei! Was ich nie zu bitten gewagt, was ich nie eingestanden haben würde, sie hat es erraten! Mein Gott, sie muß ja selber wie erlöst sein, wenn ich nach meinen Gefühlen schließe. Beide sind wir frei, zu handeln, wie wir wollen; sie ja auch, die liebe, gute Elisabeth! Frei bin ich, Judith zu sagen, was ich so lange verschweigen mußte: daß ich sie liebe mit der ganzen Kraft einer lange mißhandelten, unterdrückten Seele. Habe Dank, du liebe, gute Freundin — meine Schwester! Warum bin ich nicht bei dir, um dir zu danken von ganzem Herzen aus befreiter, erlöster Brust!

Das Hotel klingt wieder von den Klängen der Kapelle. Der Ball, auf den ich mich gefreut, fängt an. Was soll ich jetzt da unten? Sie ist ja doch nicht da. Wenn sie es wäre, wenn ich jetzt vor sie hintreten könnte, nicht mehr durch mein Elisabeth gegebenes Wort gebunden —

Abscheuliche Geigenklänge! Ich will hier oben bleiben und mir die Ohren zuhalten; einmal muß diese Marter doch aufhören.

Ich glaube, ich muß doch hinunter. Ich habe heute mittag unvorsichtigerweise Fräulein Grete um einen Walzer gebeten, und wenn der Graf ja auch wohl da sein wird, wer weiß, was die scharfe Zunge von Frau Kayser nicht alles herausfindet, wenn Judith und ich, wenn wir beide fehlen.

Judith und ich, Judith und ich!

Nun denn! Um ihretwillen werde ich mir den verhaßten Zwang auferlegen!

— — — — — — — — — — — —

Der Tanz war mitten im Gange, als ich hinunterkam. Es war ein richtiger Ball; die jungen Engländerinnen, hübsche, frische Erscheinungen in ausgeschnittenen Kleidern, die Herren im Frack. Wenn mir nicht so traurig zu Mute gewesen wäre, hätte ich über mich selber gelacht; ich glaube, seit zwanzig Jahren wenigstens habe ich meine studentischen Tanzkünste nicht mehr geübt. In Rostock ist niemand auf die Idee gekommen, mich Bücherwurm zu solchen frivolen Scherzen einzuladen. Die Musik war gut. Ich arbeitete meinen pflichtschuldigen Walzer mit Fräulein Grete ab, dann dachte ich an Flucht. Der Graf hatte zwei Freunde mitgebracht, Baron Versen und Herrn von Prittwitz. Er mußte sie gut instruiert haben; wenigstens glaube ich nicht, daß sie freiwillig so viel mit Grete getanzt haben würden, während hübsche und frische Mädchen in Fülle da waren. Sie flog fortgesetzt, von Brillanten geradezu sprühend, im Saale herum und kam zuweilen höchst animiert und erhitzt, was sie nicht gerade verschönte, zu der Ecke zurückgetanzt, in der ich noch immer neben dem liebenswürdigen Elternpaar aushielt. Das heißt, der Mann ist wirklich ein tüchtiger Kerl, seine Frau aber hat ihn mit ihrer Grafentollheit angesteckt; und Grete ist ein ganz gescheites Mädchen, zehnmal klüger als Bärhagen, und doch taumelt sie wie eine Motte in dieses Irrlicht, das sie höchst wahrscheinlich in einen Sumpf führen wird.

Noch nie habe ich zwei so beglückte Gesichter gesehen wie die der beiden Alten über den Erfolg ihrer Tochter, deren Absichtlichkeit ihnen entweder wirklich oder anscheinend entging. Sie machten sich immer gegenseitig auf ihren tanzenden Sprößling aufmerksam.

„Mit wem tanzt Grete jetzt?"

„Mit Baron Versen," sagte er mit Nachdruck.

„Aber nein, das ist ja der Herr von Prittwitz — o, sie hören schon auf. Aber jetzt fordert sie Bärhagen auf — ein stattliches Paar, nicht wahr, Herr Professor?"

„Außerordentlich, gnädige Frau!"

Grete geht dem stattlichen Bärhagen nämlich gerade bis zur Schulter — der Rest ist Schweigen.

Versen war entschieden beauftragt. Er kam durch den Saal geschlendert und bat Frau Kayser, sich ein wenig neben ihr niederlassen zu dürfen.

„Charmante junge Dame, Ihr Fräulein Tochter," sagte er, nachlässig seinen blonden Bart durch die Finger ziehend; „ich bin dem Grafen wirklich dankbar, daß er uns zu einem so charmanten Abend verholfen hat. Überhaupt ein charmanter Kerl, mein Freund, was? Die ganze Familie ist von so vornehmer, echt aristokratischer Art, wie sie leider in unserer Zeit immer seltener wird. Höchst bedauerlich, gnädige Frau! Nicht wahr? Was?"

Mir war die ganze Sache so widerlich, daß ich mich verabschiedete und mich durch die tanzenden Paare in das benachbarte Lesezimmer schlängelte, in dem Mr. Richards und die englische Witwe mit ihrer abscheulichen weißen Haube friedlich über ein paar Figaronummern saßen und ihrer Prüderie, von den Landsleuten ungesehen, ein kleines Schnippchen schlugen. Ich warf mich auf einen Sessel und vertiefte mich scheinbar in irgend eine Zeitung, deren Lettern vor meinen Augen verschwammen. Nebenan zogen und sangen die Geigen und die Hörner im Dreivierteltakt, an der offenen Thür rasten die Paare vorbei, und ich dachte und fühlte nichts, nicht einmal mehr den Jubel über meine Freiheit, denn ich kann

und brütete über das traurige Rätsel, das mir soeben aufgegangen war, als mich ein Fächer leicht auf meiner Schulter berührte.

Sie!

Ich war aufgesprungen und stand sprachlos vor Staunen. Mein Gott, war es denn möglich! Noch kaum vor einer Stunde hatte ich ein ohnmächtiges, gebrochenes Weib in meinen Armen getragen, und hier war sie, schön, schöner als je, lächelnd mit zusammengebissenen Zähnen, den Kopf leicht in den Nacken geworfen.

„Nun," sagte sie, „habe ich Wort gehalten? Ist mein Kleid nicht schöner als das gestrige?"

Ich konnte nicht antworten; ich konnte sie nur ansehen und stumm ihre Hand an meine Lippen ziehen.

Sie hielt meinen Blick aus, nicht einmal die leiseste Röte flog über ihre bleichen, lächelnden Wangen. Ich aber verschlang sie fast mit meinen Blicken. Sie trug ein schwarzes Kleid, das ihren rosigen Hals frei ließ. Aus den schwarzen, dichten Krausen leuchtete ihr junger, weißer Körper sinnverwirrend. Hinten von dem Ausschnitt ihres Kleides hing eine lange, golddurchwirkte Schleife bis auf ihre Schleppe herab. Um ihre Haare hatte sie ein goldenes schmales Band doppelt geschlungen, das um den dunklen Lockenknoten in ein paar geraden Ösen in die Luft stand.

„Ich will tanzen," sagte sie, meinen Arm nehmend, „aber toll tanzen, hören Sie?"

Ein leises Raunen ging durch die Gesellschaft, als sie an meiner Seite den Saal betrat. Einen Augenblick warteten wir, und dann? Ja, dann wirbelten wir eben zusammen fort. Ich, der ich mich seit ich weiß nicht wieviel Jahren selbst als einen alten Mann angesehen habe, und sie! So tanzt eine Mänade, eine Rasende! Man überließ uns den Platz allein. Als ich sie endlich widerstrebend aus meinen Armen lassen mußte, war sie in derselben Sekunde umringt.

Bärhagen, der ihr seine Freunde vorstellte, die jungen Leute aus unserem Hotel, alle bestürmten sie um den nächsten Tanz. Sie tanzte lachend mit Versen hinweg, und die anderen warteten, bis sie zurückkam. Von da ab hatte ich das traurige Glück, sie im Saale herumfliegen zu sehen, von einem Arm in den anderen, mit eifersüchtiger Gier auf den Moment wartend, in dem sie einmal wieder mir gehören würde. Welcher Dämon, welche Leidenschaft ist in Judith verborgen! Sie konnte tanzen, und auf ihrem Herzen brannte der Brief ihrer verlassenen Kinder!

Grete saß ziemlich vernachlässigt zwischen ihren Eltern. Als die Sonne Judiths aufgegangen war, taumelte Bärhagen wie gewöhnlich besinnungslos in ihre Strahlen. Seine Freunde und Trabanten aber hielten es wohl nicht für nötig, für seine Unbedachtsamkeit die Vorsehung zu spielen, und folgten seinem Beispiel. Der ganze Ball verwandelte sich in eine große Huldigung für Judith. Grete sah es mit sauersüßem Lächeln. Sie kann recht böse aussehen, und dann ähnelt sie ihrer Mutter ungemein. Gewiß war sie wütend auf den Grafen und beehrte infolgedessen ihre Rivalin mit ihrem Haß.

„Finden Sie es passend, wenn eine Frau in der Lage der Baronin so wild tanzt?" fragte sie mich spitz.

„Ich finde alles passend, was die Baronin thut!"

Da fuhren die drei wie die Stoßvögel auf mich ein: „Auch ihr Kokettieren mit dem Grafen?"

„Sie läßt ihn ja gar nicht von ihrer Seite!"

Ich machte ihnen eine Verbeugung, in die sie sich teilen konnten, und benutzte die Gelegenheit, um Judith von dem Grafen zu trennen. Er hatte sie in das Lesezimmer geführt, sie lag auf einem Sessel und hatte ihre kleinen Füße sorglos ausgestreckt. Das rasende Tanzen hatte ihr nicht mehr Farbe gegeben; im Gegenteil, mir schien, als ob ihre Blässe noch tiefer und ihre Augen noch fiebrischer geworden wären. Bärhagen fächelte ihr mit einem

unglaublich großen weichen Straußenfederfächer Luft zu; die kleinen eigensinnigen Löckchen an ihrem weißen Nacken und auf dem stolzen jungen Haupt bewegten sich im Windhauch. Die brave Person, die Palm, saß als getreuer, immer sichtbarer und doch unhörbarer und stummer Schatten an einem der kleinen Lesetische und blätterte geduldig in den Journalen.

Bärhagen sah mich ärgerlich an, als ich herantrat. Ich schien ihn gestört zu haben.

„Seien Sie vorsichtig, Bärhagen!" flüsterte ich ihm zu, „Kaysers sind böse auf Sie!"

„Laß sie!" sagte er, ohne sich in seiner Beschäftigung zu stören.

Ich warf einen Blick nach dem Kleeblatt zurück, das eben im Begriff war, sich zu erheben.

„Gnädige Frau, verwenden Sie Ihren Einfluß beim Grafen. Unsere Landsleute fühlen sich von ihm so vernachlässigt, daß sie eben gehen wollen."

„Mögen sie," sagte der Graf, indem er Judith starr in die Augen sah.

Ihre Blicke kreuzten sich einige Sekunden ernst.

Die Musik fing wieder an.

„Es ist mein Tanz, gnädige Frau," sagte ich.

Judith stand auf, als Bärhagen ihr zu meiner Verwunderung den Weg vertrat. Er war erregt, und ich sah, mit welcher Mühe er seine Haltung bewahrte.

„Es ist Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes Wort!"

„Und ich habe recht geraten?"

„Ja."

Der Graf lachte plötzlich laut auf, flüsterte ihr rasch ein paar Worte zu, unter denen sie zusammenzuckte, und ging schnell zu Fräulein Grete, die wirklich schon an der Thür angelangt war.

„Hat er Sie beleidigt?"

„Nein! die Wahrheit beleidigt nicht!"

„War das die Antwort auf einen Antrag?"

„Vielleicht."

Bärhagen schlang eben seinen Arm um Grete. In der nächsten Sekunde wirbelte er sie an der offenen Thür vorbei, in der wir standen; Grete sah mit halb besänftigtem Lächeln zu ihm auf. Der Graf kam nicht wieder zu Judith zurück. Ich hatte leider Zeit genug, zu beobachten, daß er eindringlich und hastig mit Grete sprach, und daß dann eine kleine, wie es schien, ziemlich aufgeregte Diskussion in der Familie stattfand, die sich en quatre aus dem Saal zurückzog. Nach einer Weile, während ich neben Judith stand, kamen die Eltern Arm in Arm auf uns zu, mit vor Genugthuung geradezu glänzenden Gesichtern.

„Wir haben die Ehre, Ihnen anzuzeigen," sagte Herr Kayser, „daß unsere Tochter Grete sich eben mit dem Grafen Bärhagen verlobt hat."

Ich stotterte thörichte Glückwünsche heraus und fragte nach dem Wie und Wo, bloß um Judith zu helfen, die ihre kleinen Zähne in die Unterlippe gegraben hatte und kaum ein Wort sagte.

„Wir haben im Eßzimmer eine kleine Verlobungsbowle arrangiert," sagte Frau Kayser, „und wir wollten Sie und Herrn Professor eben bitten —"

„Gewiß, gewiß," sagte Judith. „Wir folgen Ihnen gleich."

„Was ist Ihnen?" flüsterte ich ihr zu, als wir hinter den beiden herschritten, verwundert über ihr seltsames Benehmen.

Sie atmete schnell.

„Die alte böse Geschichte," murmelte sie, „es widert mich an — bis dahin! Und zu solcher Frivolität soll man Glück wünschen? Thun, als ob man die unheiligen Motive nicht kennte, die den Grafen bestimmt haben, und die er blasiert genug ist, der leichtgläubigen Grete als Liebe zu verkaufen?"

Ich konnte mir denken, welche Erinnerungen die Ärmste bestürmten. Aber es half doch nichts; ich war überzeugt, daß man ihr Fernbleiben hämisch mißdeuten würde.

Das Brautpaar stand in jener verlegenen Situation nebeneinander, wie sie

zwischen zwei Leuten stattfindet, die sich eigentlich gar nichts zu sagen haben. Der Graf nahm Judiths kühle und meine herzliche Gratulation mit überlautem gezwungenem Lachen entgegen; während Judith mit leidenschaftlichem Impuls ihres großmütigen, ehrlichen Herzens Grete umarmte. Herr Kayser hatte die beiden Freunde des Grafen natürlich auch eingeladen, so daß wir eine ziemlich große Verlobungsgesellschaft waren. Grete strahlte, aber es machte sie leider nicht schöner. Im Gegenteil, durch die Erregung oder durch den Champagner nahm ihr Gesicht jene schreckliche blaurote Farbe an, durch die sie so unfein aussieht. Um die ganze Situation noch unerträglicher zu machen, brachte Prittwitz einen taktlosen Toast auf die Verlobten aus, die sich in gegenseitiger Liebe so fern von der Heimat gefunden, und spielte auf das heruntergekommene Bärhagenhof an, das unter der Herrschaft der schönen jungen Frau in neuem Glanz erstehen würde. Bärhagen stürzte ein Glas nach dem anderen hinunter, er wurde etwas reichlich lustig und bemühte sich, durch seine geräuschvolle Heiterkeit seine wahren Empfindungen zu verbergen. Nicht mit Glück. Mit Ausnahme der Kayserschen Familie war wohl keiner von uns im Zweifel über dieselben.

Judith war blaß und ernst. Sie entschuldigte sich mit dem wilden Tanzen. Ich ahnte, welche Qualen sie litt, und ich machte, so bald es ging, den Vorschlag, einen Verlobungstanz zu Ehren des Brautpaares zu arrangieren, der mit Acclamation angenommen wurde.

Die Nachricht hatte sich unterdessen im Hotel verbreitet. Als unser Zug daher den Ballsaal wieder betrat, wurde er mit einem Tusch empfangen. Wir waren unbeachtet, und Judith zog mich schnell in das Lesezimmer.

„Luft," sagte sie, „Luft! Ich ersticke in dieser Lüge."

Sie riß schnell die Thür auf, eilte über die Terrasse in den Garten und atmete in langen durstigen Zügen die warme, weiche Nachtluft. Der Mond schimmerte auf den weißen Kieswegen; die kleine Fontäne plätscherte und murmelte verschlafen; von Zeit zu Zeit schollen abgerissene gedämpfte Töne aus den hellen Fenstern zu uns herab, hinter denen die schwarzen Schatten vorbeitanzten.

Wir gingen hastig an den blühenden Rosenbüschen und Resedabeeten vorbei, bis wir, am Ende des Gartens, an dem Gitter angekommen waren, hinter dem eine Wiese in den Wald emporsteigt. Der kleine chinesische Tempel war durch ein paar bunte Papierlaternen erleuchtet, die sich in der Einsamkeit leise in den Ketten knarrend schaukelten. In den dichten Gartenhecken sang in langen, schluchzenden Tönen eine Nachtigall.

Wir blieben lauschend stehen; der Vogel aber, der uns wohl bemerkt hatte, verstummte.

„Wir haben ihn verscheucht," flüsterte ich, „lassen Sie uns hineingehen."

Judith lehnte sich an das offene Fenster und lauschte träumend. Von fern her antwortete leise eine zweite, in unserer Nähe fing die erste wieder an zu schlagen, zuerst leise und zagend, dann in vollen, sehnenden Lauten.

Sie wandte das Haupt über die Schulter.

„Wo sind Sie, Professor?" sagte sie leise; und als ich neben sie trat: „Was haben Sie? Sie sehen den ganzen Abend schon so aus, als ob Ihnen ein großes Glück widerfahren wäre!"

„Das ist es auch," sagte ich, und dann mich überstürzend, stockend erzählte ich ihr, daß Elisabeth mir mein Wort zurückgegeben, und daß ich über meine Freiheit jauchzte und mich freute.

Sie war ganz ernst geworden.

„Lieber Freund," sagte sie endlich, „haben Sie bedacht, was Sie gethan haben? Ahnen Sie, was das Schlimmste im Leben ist? In der Übereilung einen Schritt zu thun, den wir mit bitteren Thränen bereuen, wenn wir ruhig geworden sind. Es kommt die Stunde, in der wir in zitternder Verzweiflung flehen: Vergieb mir! und keine Vergebung finden,



die Hand sich uns nicht wieder entgegenstreckt, die wir hart zurückgestoßen haben! Ein Herz verschlossen finden, das uns doch gehörte, obgleich es irrte, und um das wir in demütiger Liebe hätten werben sollen, als es uns verloren schien. Glauben Sie mir, lieber Freund, es giebt etwas, das uns wahnsinnig machen kann: das ist die Reue!"

„Judith," sagte ich, und meine Zähne schlugen im Fieber zusammen, „sprechen Sie so aus anderen Gründen als nur aus sorgender Freundschaft für mich? Sagen Sie mir das alles, weil ich Ihnen lästig bin? weil Sie mich los sein wollen?"

Sie schüttelte verwundert den Kopf.

„Weshalb haben Sie das Verhältnis sich lösen lassen?"

„Ich kann Ihnen darauf nicht antworten."

„Sie — lieben eine andere?"

„Ja."

„Und wer ist es?"

„Muß ich Ihnen das wirklich erst sagen — Judith?"

Sie taumelte einen Schritt zurück und sah mich mit ihren großen Augen entsetzt an.

„Um Gottes willen," sagte sie dann hastig, „ich warne Sie! Sie sind über Ihr eigenes Herz im Irrtum. Ich bin kein junges, unerfahrenes Mädchen mehr; ich weiß, wie ihr Männer liebt, ich weiß, wie eure Liebe sich äußert. Mit Ihnen bin ich lange genug zusammen gewesen. Ich kenne Sie, Sie — nein, mein Freund, Sie lieben mich nicht. Sie haben Mitleid, Freundschaft für mich — aber Liebe? Liebe ist nicht ruhig und leidenschaftslos wie Sie! Sehen Sie mir in die Augen und sagen Sie mir, ob es anders ist!"

Sie hatte meine beiden Hände ergriffen, wir sahen uns wortlos, bebend an. Ich aber kämpfte innerlich wie ein Rasender mit meiner Leidenschaft. Hätte ich es ihr mit einem Wort gesagt, ich hätte nicht mehr für mich selbst einstehen können. Ich hätte sie in diesem Augenblick besitzen wollen, und wenn ich ein Verbrechen hätte begehen müssen. Und wir waren allein. Alles schwieg. Vor unseren Fenstern jubelten die Nachtigallen — das war der einzige Laut der Welt. Ich hielt ihre Hände, ihre weichen Hände, ihr bleiches, geliebtes Gesicht war so dicht vor dem meinen — ich siegte in diesem Kampf. Sie hat es mir nicht angesehen, daß sie fast verloren gewesen wäre. Meine Hände waren eiskalt, als ich die ihren fallen ließ, und meine Knie zitterten.

„Judith," sagte ich, mich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „wie ich für Sie fühle, was ich für Sie fühle, lassen Sie es mich Ihnen sagen, wenn wir nicht mehr allein sind. Eines aber sagen Sie mir, Judith: Wird es niemandem gelingen, den Schatten jenes Elenden aus Ihrer Erinnerung zu verdrängen?"

Sie legte die linke Hand unter das Haupt, lehnte sich gegen die Fensterwand und schloß halb die Augen. Ihr rechter Arm hing schlaff herab; ein paarmal öffnete und schloß sie suchend die Finger. Ein unerklärliches, halb wollüstiges, halb schmerzliches Lächeln lag auf dem süßen Gesicht.

„Des Elenden!" sagte sie plötzlich. „Des Elenden!" wiederholte sie noch einmal.

Im nächsten Augenblick richtete sie sich auf, trat dicht an mich heran, als ob sie mir ein rasches Wort in das Gesicht schleudern wollte, dann aber war sie an mir vorbeigeeilt, und blitzschnell verschwand ihre Gestalt in dem dunklen Garten.

„Judith!" schrie ich und streckte verzweifelt die Arme nach ihr aus. Aber sie antwortete mir nicht.

Meine ruhige, leidenschaftslose Liebe! Ahnst du wirklich nicht, Judith, mit welchem Wahnsinn ich dich begehrte? Daß meine Liebe so groß, so grenzenlos ist, daß du mir sogar heilig warst?

Nur wenige Sekunden, dann eilte ich ihr nach. Mit ein paar Sätzen hatte ich sie eingeholt.

„Judith," sagte ich, ihren Arm leidenschaftlich durch den meinen ziehend, „was war es, das der Graf vorhin erraten hat?"

Sie wollte sich schweigend von mir losmachen.

„Nein,“ sagte ich, „so entkommen Sie mir nicht! Ich muß endlich die Wahrheit wissen. Judith, ist es wahr, daß Sie noch nicht gesetzlich von Ihrem Mann geschieden sind?“

„Es — ist — wahr!“

Die Worte rangen sich leise, wie ein Hauch von ihren Lippen.

„Warum haben Sie mir verschwiegen, daß Sie Kinder haben?“

„Ich hätte es Ihnen nicht verschwiegen, wenn Sie mich danach gefragt hätten. Ich glaubte, Sie wüßten es.“

„Warum haben Sie sich von Ihren Kindern getrennt?“

Ihr Atem ging rasch, aber ich wartete vergeblich auf eine Antwort.

Ich faßte ihre Hand, die auf meinem Arme lag.

„Judith, wie konnten Sie Ihre Kinder verlassen?“

„Sie sind ein Mann; wären Sie eine Frau, Sie würden diese Frage nicht thun. Sie wissen nicht, welche Sprache Kinder zu einer Mutter reden; wissen nicht, wie ihr Anblick allen Stolz, alle Achtung in einem tötet, wissen nicht, welch fürchterliche Gewalt der Überredung ein Kinderauge hat.“

„So sind Sie vor Ihren Kindern geflohen?“

„Ja.“

„Sie werden die Kinder zugesprochen bekommen, wenn Sie geschieden sind?“

„Ja.“

„Und wann wird das sein?“

„In diesen Tagen. Ich erwarte stündlich die Nachricht — mein Gott, haben Sie denn wirklich nicht geahnt, in welchem Fieber der Erwartung ich lebe? Ich werde endlich frei sein. Ich werde mich nicht mehr vor mir selber zu schämen brauchen, daß man mich — einer Kunstreiterin zuliebe geopfert hat. Um eine Cirkusheldin! Hätte er mich wenigstens höher geschätzt, aber mehr war ich ihm nicht wert, ich — diesem Mann!“

Sie stieß ein schluchzendes Lachen aus. „Diesem Mann!“

Ich drückte ihren Arm krampfhaft an mich.

„Wollen Sie mir noch eine einzige Frage gestatten? Die letzte? Aber um alles in der Welt, verweigern Sie mir die Antwort, wenn Sie es nicht ehrlich thun können. Judith, wie stehen Sie zu Ihrem Gatten?“

Wir waren im Eifer unseres Gespräches, ohne auf unsere Umgebung zu achten, hin und her gegangen; jetzt blieben wir beide vor Erregung stehen. Sie faßte mit der Hand tastend nach der Lehne einer Bank, und ich sah, wie ihre Glieder in einem rasenden Schüttelfrost bebten.

Plötzlich hob sie beide Arme zum Himmel. „Ich hasse ihn, ich hasse ihn, ich hasse ihn!“

So stand sie einen Augenblick. Dann, als ob ein Schlag sie mitten ins Herz getroffen habe, ließ sie die Arme sinken, brach in die Knie, verbarg ihr Gesicht in den verschränkten Armen und weinte.

Sie weinte, wie ich noch nie einen Menschen, nie ein Weib habe weinen sehen. Ihre ganze Gestalt bebte, wimmernde Töne drangen aus den geschlossenen Fingern hervor. Vergeblich versuchte ich, sie aufzurichten, vergeblich flehte ich sie an, sich zu beruhigen. Ich bin auch überzeugt, sie hörte mich nicht, wußte nicht, daß ich zu ihr sprach.

Endlich wurde dieses wilde Weinen leiser und leiser; es gelang mir, sie in die Höhe zu ziehen und auf der Bank niederzulassen. Sie behielt meine Hände in den ihren und murmelte: „Sie sind gut, Sie sind besser als alle anderen Männer,“ wieder und wieder.

Ihre Stimme erstarb zuletzt und ihr Atem wurde ruhig. Da richtete ich sie sanft auf und führte sie in meinem Arm nach dem Hotel zurück. In der Nähe des Hauses kam uns Fräulein Palm suchend entgegen. Die treue Person sagte und fragte nichts. Glücklicherweise begegnete uns niemand, als wir durch das helle, von der Musik und dem Stimmengeschwirr im Saale klingende Treppenhaus traten.

Ich trug sie mehr, als ich sie führte, hinauf. Vor ihrer Thür überließ sie mir Fräulein Palm, um Licht im Zimmer anzubrennen. Sie gab mir ihre beiden Hände.

„Sie sind gut! Sie sind besser als alle anderen Männer!“ murmelte sie mit ihrer süßen, leisen Stimme demütig wie ein gescholtenes Kind.

Ich war stark. Ich habe mich begnügt, ihre lieben Hände an meine Lippen zu ziehen, ich hätte um alles in der Welt ihre Schwäche nicht mißbrauchen wollen.

Dann kam Fräulein Palm und umfaßte sie; sie ließ das schöne Haupt auf die Schulter der Treuen sinken; die Thür schlug neidisch hinter ihnen zu; ich stand allein, verbannt auf den dunklen Korridor.

Ich habe sie weinen gesehen — ja! Aber ihre Thränen galten den Kindern, von denen sie sich heldenhaft getrennt hat. Wie werde ich diese Kinder lieb haben — ihre Kinder! Und es sollte mir wirklich nicht gelingen, den Schatten jenes Elenden, den sie haßt, aus ihrem Herzen, aus ihrer Erinnerung zu verdrängen? Ich sollte ihr nicht so viel Glück bereiten können, daß sie vergessen lernt?

„Sie sind besser als alle anderen Männer!“

Dies Wort sollte mich nicht hoffen lassen? sollte mich nicht stark in meiner Zuversicht machen? Geliebtes Weib! ich will dir den Glauben an die Männer wiedergeben! Es sind ja nicht alle schlecht, weil der eine deiner nicht wert war! Du glaubst nicht, daß wir auch treu sein können? Ich werde dir treu sein — wie ein Hund!

Ich bin wieder hinuntergegangen und habe getanzt — bis zur Tollheit. Und habe allen Damen, sogar der schönen Braut, den Hof gemacht — bis zur Albernheit!

Wer sagte doch heute abend, der Herbst käme?

Unmöglich! In meinem Leben ist es ja Frühling, zum erstenmal Frühling!

Da sitze ich nun beim Flackern meiner beiden elenden „Bougies“ und schreibe mit glühendem Kopf und eiskalten Händen, und dazwischen höre ich eine leise, gebrochene Stimme: „Sie sind gut, Sie sind besser als alle anderen Männer!“ und wenn ich die Augen zumache, sehe ich ihren tiefgebeugten dunklen Lockenkopf und ihren süßen, zitternden Leib —

Ich will zu Bette gehen — und träumen!

* * *

20. September.

Heute ist der dritte Tag nach dem Balle, und der dritte Tag, daß sie sich vor mir verbirgt. „Sie wartet auf Nachricht aus Berlin,“ sagt Fräulein Palm, die alle Augenblick an dem Kasten neben der Portiersloge erscheint, in welchem die Briefe ausgehängt werden, sobald sie ankommen. Ich weiß, daß Judith am Morgen nach jener Nacht telegraphiert hat. Aber was und an wen? Die Entscheidung muß jeden Augenblick kommen. Es kann sich ja nur noch um eine Formalität handeln, aber ich wollte, ich könnte der erste sein, ihr die Botschaft ihrer Freiheit zu überbringen. Ich würde sie so gern trösten, ihr Mut einsprechen, aber sie will mich ja nicht empfangen. So kann ich weiter nichts thun, als ihr mit meinen Grüßen Rosen durch Fräulein Palm senden. Die Bernerin in unserem Hotel hat heute keine schönen. In ganz Interlaken giebt es keine Marschall-Niel-Rosen. Ich werde nach Unterseen hinüberlaufen. Dann habe ich doch wenigstens etwas zu thun, und gehe dabei gleich der Familie Kayser aus dem Wege. Gestern noch sagte ich: Arme Grete! Heute sage ich: Armer Bärhagen! Sie haben ihn schon tüchtig angebunden. Mit den großen Sprüngen wird es wohl bald vorbei sein. Wenn Grete erst einmal die bräutlichen Sammetpfötchen abgelegt haben wird, muß er gewiß nach ihrer Pfeife ebenso tanzen, wie jetzt schon nach der schwiegermütterlichen. Man will doch auch etwas von seinem Gelde haben. Tu l'as voulu, Georges Dandin!

— — — — — — — — — — — — —

Sie ist nicht da. Sie ist unterdes ausgefahren, und Fräulein Palm ist auch nicht zu finden. „Besuch aus Berlin,“

sagt mir das ewig mürrische Stubenmädchen, dem ich auch das nur mit Mühe herausgelockt habe. Ich habe ihr die Rosen gegeben: sie soll sie auf ihr Zimmer stellen, damit sie die Blumen findet, wenn sie nach Haus kommt.

Ich will ausgehen — vielleicht finde ich draußen Ruhe.

— — — — — — — — — — — —

Und nun? Und nun? Herr des Himmels, nein, nein! Es kann ja nicht möglich sein! Es ist nur ein wahnsinniger Traum, eine Ausgeburt der Sonnenhitze draußen! Ein Gespenst, das sich wieder verscheuchen lassen wird. Wahrheit? Wahrheit? Das sollte Wahrheit sein?

— — — — — — — — — — — —

Die köstliche Morgenkühle, in der ich heute morgen nach Unterseen wanderte, war der glühendsten Mittagssonne gewichen. Sie brannte mitleidslos, so wie sie eben nur brennen kann in diesem von allen Seiten eingeschlossenen Thal. Ich war todmüde, mein Kopf that mir weh, und ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen. So schlenderte ich nach dem kleinen Wirtshaus der Alpenrose am Fuß des Beatenberges. Ich habe mit ihr ein paarmal dort gegessen. Sie hatte es so gern. Die Wege waren wie ausgestorben. Niemand von der bequemen Badegesellschaft geht zur Mittagszeit auf den schattenlosen Wegen zwischen den niedrigen Ligusterhecken herum — niemand, nur ein Verrückter wie ich. Als ich endlich erschöpft an dem kleinen Wirtshaus ankam, lag auch das in schweigender Mittagsruhe da. In dem Gärtchen tollte ein hübsches Kind herum; eine alte Wärterin saß auf einer Gartenbank und strickte. Das wilde Ding lief mir gerade in die Arme, ein andermal, wenn ich nicht so todmüde gewesen wäre, hätte ich mit dem hübschen Ding gewiß gespielt; jetzt hatte ich nur das dumpfe Gefühl, als ob das Kind Judith ähnlich sähe; aber ich wunderte mich nicht darüber; erinnert mich doch oft die geringste Kleinigkeit an sie. Durch die offenstehende Stallthür sah ich ein paar Gäule, die sich schläfrig die Fliegen abwehrten, während der Kutscher träge auf einer Futterkiste hockte und ein Stück Brot mit dem Messer in den Mund schob.

Ich rief nach der Wirtin, die mit hochroten Backen aus der Küche herauskam.

„Essen will der Herr? Ja, ich habe aber nichts als einen Eierkuchen. Alles andere hat die fremde Herrschaft bestellt; sie ist nur so lange spazieren gegangen, bis ich fertig bin. Will der Herr im Garten speisen?“

Aber ich war müde von dem grellen Sonnenlicht, das schon den ganzen Tag auf mich herabbrannte. Ich sehnte mich nach Dunkelheit, nach Stille.

„Je nun,“ sagte die Frau, „wenn der Herr mit dem kleinen Zimmer vorlieb nehmen wollen? Ich habe der Herrschaft bestimmt versprochen, daß sie allein bleiben kann.“

Ich war es zufrieden. Behaglich streckte ich mich auf dem kleinen Sofa aus; die Wirtin brachte mir bald die frugale Speise und eine Flasche Wein; und ich beruhigte meinen armen vernachlässigten Magen damit; dann schloß ich die mit Glasfenstern und Gardinen versehene Thür nach dem Gastzimmer, in dem ein feierlicher Blumenstrauß auf dem Tisch prangte, ließ die blauen Papierrouleaux herab, und nun wurde es köstlich still im Zimmer. Die Fliegen mochten wohl denken, daß es Zeit wäre zu schlafen, wenigstens summten sie immer schwerfälliger, während ich mich auf dem harten, mit Roßhaar überzogenen Sofa ausstreckte und auf dem Marterbett eine Stellung einzunehmen suchte, in der ich es aushalten konnte. Aus dem Garten klang das lustige Lachen und Jauchzen des Kindes und die Stimme der alten Frau immer verschwommener und nebelhafter, und da muß ich wohl endlich eingeschlafen sein.

Ein paarmal war es mir, als ob die lachende, helle Kinderstimme dicht neben mir wäre; ein paarmal, als ob ich Judiths Stimme hörte, aber ich konnte die bleierne Schlafbetäubung, die mich des Tags

manchmal überwältigt, nicht abschütteln, bis mich eine entsetzliche, alpartige Angst befiel, gegen die ich mich stöhnend wehrte und aus der ich mich endlich durch eine gewaltsame Anstrengung aufraffte. Ich war wie zerschlagen, mein Kopf schmerzte mich dumpf, mein Arm war in der unbequemen Haltung abgestorben, der Schleier des Halbwachens lag nebelnd auf meinen Sinnen.

Hatte das stille Haus eine Sprache bekommen? Ich hörte Judith ganz deutlich sprechen, in unterdrückten, leidenschaftlichen Tönen, eine Männerstimme antwortete —

Ich taumelte in die Höhe.

Herr mein Gott, warum mußtest du mich sehen lassen, was ich sah? warum mußtest du mich hören lassen, was ich hörte?

Sie standen am Fenster — Judith und ihr Mann! Ich erkannte ihn sofort. Es war derselbe, an dessen Arm ich sie damals am Strande gesehen.

Plötzlich bog sie ihren Oberkörper in seinen Armen zurück und stemmte ihre beiden Hände gegen seine Schulter.

„Schwöre mir nicht, daß du mir treu sein wirst! Du brauchst es nicht! Ich weiß es. Und dann — bei meiner Liebe, ich würde einen nochmaligen Verrat nicht ertragen. Ich würde daran sterben, glaubst du das? Weißt du, daß ich dich liebe? Dich liebe! Dich liebe!“

Und sie warf sich an sein Herz und sie lachten beide, glücklich, verliebt, jubelnd und laut.

Haben sie noch mehr gesprochen? Habe ich noch mehr gehört? Ich weiß nicht. Ich bin erst wieder zum Bewußtsein gekommen, als ich den Wagen vom Hofe rollen hörte. War ich ohnmächtig wie ein Weib? Ich glaube nicht — sie hatte nur meinen Verstand zerstört, wie sie mein Herz gebrochen hat.

Da bin ich wieder in meinem Zimmer. Was will ich hier? Weshalb lebe ich überhaupt noch? Was ich hier will? Gewißheit will ich haben, sie soll mir Rede stehen, auf der Stelle!

— — — — — — — — — — —

Sie kniete an einem Koffer und war eben im Begriff, ein Kleid hineinzulegen. Als sie mich so rücksichtslos eintreten sah, schnellte sie in die Höhe und zögerte einen Augenblick, dann kam sie mit einem halb schelmischen, halb verlegenen Lächeln auf mich zu.

„Mein lieber Freund,“ sagte sie, „ich wollte Sie eben bitten lassen; denn wir wollen morgen abreisen. Sie sind gekommen, um Aufklärung von mir zu verlangen, und ich fühle, daß ich sie Ihnen schuldig bin. Ja, ich habe Sie belogen! Aber ich hatte nicht den Mut, die Wahrheit zu gestehen. Nicht den Mut? Nein, das ist nicht das richtige Wort! Ich war zu stolz, als Sie mich fragten, zu sagen: Ich liebe den Mann, von dem ich mich getrennt habe, noch heute wie am ersten Tage, liebe ihn — nun, wie ich eben zu lieben vermag. Sie sehen mich so kalt und verächtlich an, lieber Freund, Sie begreifen nicht, wie eine Frau, der man das angethan, noch nicht geheilt sein kann. O, Sie sind eben eine ruhige, besonnene Natur, Sie wissen nicht, was Leidenschaft ist. Wie oft habe ich Sie um Ihre Ruhe beneidet, wie oft bin ich Ihnen fast böse gewesen, daß Sie nichts aus Ihrer Fassung bringen konnte! Sie hatten wohl keine Ahnung, bis zu welchem Grade mein Stolz mit meiner Liebe gekämpft hat. Damals, als Sie mich im Nebel zurückhielten — lassen Sie mich schweigen — von dem, was ich in einem wilden Augenblick fast gethan. Diese Liebe war eben stärker als alles, selbst die Liebe zu meinen Kindern. Sie kennen ihn nicht. Sie wissen nicht, welcher Zauber von ihm ausgeht. Ich habe von dem ersten Augenblick, in dem ich ihn sah, bis heute —“

Sie lachte ein wenig verlegen. „Nicht ganz bis heute! Da muß ich nun beichten, und ich bin froh, daß es hier so dunkel ist. Mein Freund! Es hat einen Moment gegeben, in dem ich mich in meinem Herzen auch nicht mehr schuldlos nennen konnte. In jener Nacht nach dem Balle, als Sie so lieb und gut waren, da schrie mein Herz in mir auf: dieser Mann

hat dich lieb in seiner Art; du wirst ein ruhiges, kampfloses Leben an seiner Seite führen, nicht ein so tolles, unsinniges Glück wie früher, aber es wird dir vielleicht möglich sein, zu vergessen. Hätten Sie mich damals in Ihre Arme gerissen, wer weiß, was geschehen wäre. Aber es war trotzdem gut, auch für Sie. Ihn konnte ich nie, nie vergessen. Ich wäre daran gestorben. Aber es hat mich doch geheilt. Ich sagte mir, daß auch an mich eine Versuchung herantreten könnte, die ich mich pharisäerhaft in den Mantel meiner Tugend gehüllt hatte, und er ist ein Mann — und für euch Männer gelten jä doch eben andere Sittengesetze als für uns Frauen. Und als er, nachdem er mich drei endlose Tage auf eine Antwort hatte warten lassen, unerwartet mit dem Kinde unter der Thür stand — o, mein Freund, wie bin ich glücklich! Wie danke ich Ihnen, wie gern lebe ich wieder!"

„Und das alles sagen Sie mir? Mir, dem Sie das Lebensglück gestohlen durch Ihre egoistische Lüge? Sie wußten, Sie mußten wissen, wie ich Sie liebte; es war Ihre Pflicht, mich über Ihr Verhältnis zu Ihrem Manne aufzuklären; aber Sie ließen mich an Ihrem Triumphwagen ziehen, ein Mann mehr, den Sie eingefangen, dem Sie das Herzblut austranken, Sie schöner, kalter Vampyr, Sie geliebtes Weib eines anderen! Was können Sie jetzt thun, um Ihre Schuld zu sühnen?"

Hätte sie ein Wort gesagt, ich würde sie in meinem Zorn erwürgt haben. Aber sie sprach nicht. Still war sie zurückgewichen und sah mich mit ihren schönen entsetzten Augen an wie ein wildes Tier. Diese Augen logen nicht. Nein, ich hatte ihr wirklich den Abgrund meiner Leidenschaft verborgen, ich Narr! Für ihren Bewunderer hatte sie mich wohl gehalten, aber nicht für mehr.

Ich war außer mir — ich wollte nicht vernünftig sein. Ich warf mich vor ihr nieder und küßte ihre Hände, ihre Arme, und sie — nun, an meinem Wahnsinn hat sie wohl gemerkt, was sie angerichtet hat.

„Mein Gott, mein Gott," murmelte sie, „was habe ich gethan?"

Mit einem schnellen, unerwarteten Ruck hatte sie sich aufgerichtet und mich mit in die Höhe gezogen. Wir atmeten beide schwer. Plötzlich fühlte ich ihre Hände auf meinen Schultern.

„Vergeben Sie mir!" flüsterte sie, „vergeben Sie mir und — vergessen Sie mich!"

Ich fühlte ihre Lippen auf meiner Stirn — einen Moment, und doch lange genug, daß ich erfüllt war von einem Gefühl irrsinnigen Glückes, das meinen ganzen Körper durchzuckte. Mit sanfter Gewalt entfernte sie sich von mir.

Ich taumelte hinaus, die Treppe hinauf in mein Zimmer. Am Fenster bin ich zusammengebrochen und habe die kalte Nachtluft über mich streichen fühlen stundenlang. Und stundenlang habe ich auf den Knien gelegen und habe die heiße Wonne ihres Kusses gefühlt, tausendfach wieder.

Die Sonne geht auf.

In rosigem Lichte liegt die Jungfrau da. So hab ich sie gesehen, als ich an jenem ersten Morgen das Fenster öffnete; so war sie vor endlosen Jahren, wie sie nach endlosen Jahren sein wird. Öde, beneidenswerte Ruhe der toten Natur! Warum müssen wir Menschen fühlen zu unserem Unglück? Weshalb haben wir ein zuckendes, leidendes Herz? warum sind wir nicht empfindungslos, wenn uns die Natur doch nicht glücklich machen wollte?

Herr des Himmels! was soll aus mir werden? Soll ich nach Hause gehen und, als ob nichts geschehen wäre, die armen Jungen in die dumpfen Hörsäle bannen, sie um ihre Jugend betrügen, wie ich darum betrogen worden bin? Ihnen Sachen erzählen, die mich anekeln, und ich möchte ihnen tausendmal lieber zurufen: Geht, lebt, genießt!

Ruhm, Ehre, Arbeit — es ist ja Unsinn, alles Unsinn! Nur eins hat die Welt, um das sich das Dasein zu leben verlohnt: das ist das Weib, das geliebte Weib! Und nun soll ich ohne sie weiter-

leben? Des Morgens aufstehen mit dem Gebet: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib? Des Abends mich niederlegen und mit zusammengebissenen Zähnen murmeln: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib? Die Nächte hindurch wie in diesen Wochen schlaflos liegen mit meinen wach gewordenen, fiebernden, quälenden Sinnen und an sie denken, die ich verloren habe?

Ich fühle es, mit ihr ist der letzte Rest meiner Jugend mir genommen. Vor mir liegt eine grämliche, öde Zeit, ein grauer Nebel, in dem ich nun rettungslos versinken werde: das Alter, das einsame, liebeleere Alter! Wenn ich ein junger Mann wäre, ich könnte hoffen, noch einmal zu vergessen, ein neues Leben anzufangen. Von diesem Schlage kann ich mich nicht wieder erholen. Er hat mich getroffen bis in das innerste Herz hinein. Giebt es wirklich ein höheres Sittengesetz, das uns zwingt, ein wertloses Leben fortzusetzen?

Mein Gott, mein Gott, es wird mich noch wahnsinnig machen! Oder bin ich es bereits? Habe ich schon die schmale Linie überschritten, welche die Leidenschaft von dem Wahnsinn trennt?

Im Hotel wird es lebendig. Eilige Füße laufen hin und her. Der Morgen ist da, und sie reist ab. Und ich soll sie wirklich fortziehen lassen, ohne sie noch ein einziges Mal gesprochen zu haben? Nein, nein, ich kann sie nicht wiedersehen! Ich habe nach dieser furchtbaren Nacht nicht die Kraft, mich zu beherrschen und mich vor Kellnern und Dienstmädchen nicht zu verraten, oder sie noch einmal brutal zu erschrecken wie gestern abend.

Was ist das für ein Schritt? Ich würde ihn unter Tausenden wiedererkennen. Jetzt — ein Verweilen vor der Thür, ein Flüstern von zwei Stimmen, und nun das kurze, harte Klopfen eines Mannes —

Was wollt ihr von mir? Ich habe überwunden. Ich will dich nicht noch einmal sehen!

Ahntest du, Judith, daß ich meine Hände in mein Fleisch gegraben habe, daß ich mir die Lippen blutig biß, um dir nicht meine Gegenwart zu verraten? Hast du gefühlt, süßes Weib, daß ich dann zur Thür geschlichen bin und den fiebernden Mund auf das Holz gepreßt habe, das mich von dir trennte? Daß ich mit den Händen hinter mich griff, um mich selbst zu fesseln, wie Odysseus, als er den Sirenensang hörte?

Endlich! Die Schritte entfernen sich! Ich habe gesiegt! Vorbei, vorbei, vorbei!

Vorbei? Ich soll sie nie wiedersehen? Aber nein, vor ihrem Mann — doch vom Fenster, barmherziger Himmel — vom Fenster —

Ich bin an das Fenster gestürzt — und ich sah sie. Sie stand im Wagen, um den sich die halbe Hotelgesellschaft drängte; Bärhagen hatte einen Fuß auf dem Wagenschlag und sprach und lachte überlaut mit Gerlach. In der klaren Morgenluft klangen die Stimmen so deutlich zu mir herauf, als wären sie fast vor meiner Thür. Judith beachtete sie nicht. Ihre Blicke hingen mit einem frohen, dankbaren Lächeln an der leuchtenden Schneepyramide, wie die meinen stundenlang vorher. Ich verstand das Lächeln, und ich verstand die Sprache dieses zum Himmel emporgerichteten süßen, müden Gesichtes wohl, sehr wohl!

Ihr Mann klopfte auf Bärhagens Schulter.

„Es wird Zeit," sagte er, „ich hoffe, Sie in Berlin bei uns zu sehen. Meine Herrschaften —"

Er schwenkte seinen Hut. Dann sprang er in den Wagen. Fräulein Palm fuhr mit der Wärterin und dem Kinde voraus; der Baron warf sich auf die Kissen, die Pferde zogen an, sie aber stand, die Hand auf seiner Schulter, und sah zurück, bis der Wagen um die Ecke verschwand.

Die Menschen verliefen sich allmählich. Grete hängte sich in Bärhagens Arm, die Eltern folgten laut lachend und sich unterhaltend; sie hatten ihn nun endgiltig fest.

Der Platz war leer. Die Sonne glänzte und flimmerte, die Schwalben zirpten unter meinen Fenstern vorbei, und ich stand da oben und starrte auf die Stelle,

von der ich mein Glück in den Armen eines anderen hatte davonfahren sehen. Da schwankte ich endlich fort, so wie ich war, ohne zu wissen, wohin ich ging, bis ich an einen Wald kam. Dort habe ich mich in das Gras geworfen und habe meinen Jammer hinausgeheult in die Welt wie ein verhungerter Wolf. Es hat mich niemand gehört — nur der Wald, und der ist barmherzig, denn er ist kein Weib. Die Sonne sank, als mir mein Stöhnen zum Bewußtsein kam. Ich bin aufgestanden und zurückgetaumelt, und da bin ich nun — ein einsamer, gebrochener, ein verzweifelter Mann!

* * *

Nacht für Nacht, seitdem sie fort ist, liege ich wie in jener ersten Nacht am Fenster, und schaudernd fühle ich die unsagbare Wonne ihres Kusses wieder, und Nacht für Nacht wird dieser kurze Moment des Glückes schwächer, meine Erinnerung gehorcht mir nicht mehr, und ich weiß, daß ich in wenigen Wochen ihr Gesicht nicht mehr sehen werde, wenn ich die Augen schließe, nur noch des Nachts im Traume.

Heute wollte ich abreisen. Aber ich konnte nicht. Dann erst habe ich sie ganz verloren. Was soll ich hier noch länger? Und nach Haus? Elisabeth so unter die Augen treten, mit meinen Haaren, die in diesen Wochen weiß geworden sind? mit meinem entstellten Gesicht?

— — — — — — — — — — —

Ein Brief von Elisabeth! Was will sie von mir? — —

Lieber Theodor!

Ich habe heute von Frau von Gerlach einen Brief aus Montreux erhalten, der mich sehr traurig gemacht hat, sehr traurig. Mein lieber, armer Freund, welch schwere, bittere Enttäuschung hast du erlitten! Sie erbittet für dich meine Verzeihung, um ein wenig von dem gutzumachen, was sie, ohne zu wollen, an dir verbrochen — ich glaube kaum, daß du danach verlangst. Sollte aber wirklich in irgend einer verborgenen Falte deines Herzens dieser Wunsch leben, so will ich dir die Versicherung geben, daß ich dir nichts zu verzeihen habe, nichts als höchstens meinen eigenen Irrtum. Denn ich muß dir das Geständnis machen, daß meine Gefühle zu dir doch nicht ganz so schwesterlich und kühl gewesen sind, als du geglaubt hast. Ich habe dich sehr geliebt! Du bist der ganze Inhalt meines Lebens gewesen. Meine Liebe war so groß und tief, daß sie sogar geduldig war, daß ich die Vereinigung mit dir hinausschieben konnte, die meine Pflicht dem Vater gegenüber von mir verlangte, weil ich mich so sicher in ihr fühlte.

Weshalb mache ich diese unweibliche Erklärung? Warum erniedrige ich mich so weit, einem Manne, der mich nicht liebt, zu sagen, daß ich ihn liebe?

Du kennst mich gut genug, um zu wissen, daß mit dem Aussprechen dieser Thatsache zugleich das volle Ende unserer früheren Verbindung verknüpft ist. Du weißt es, ich würde mich eher von der Höhe des Molenkopfes herabstürzen, auf dem wir so oft Seite an Seite, bei Sturm und bei Sonnenschein, gestanden haben, als jetzt deine Frau werden. Eben deshalb, um dir zu beweisen, daß du völlig frei bist, habe ich es dir geschrieben. Und nun bitte ich dich: Komm zurück! Versuche, ob das Rauschen der Ostseewellen, versuche, ob das Donnern des heimatlichen Meeres nicht heilen, aber doch lindern kann, was die Fremde, was die Berge an dir verbrachen. Komm zu mir und erzähle deiner Freundin von Judith; lerne es, den Namen nicht mehr in Haß auszusprechen.

Komm, und glaube mir, daß auf der Welt nichts auch nur ein Wort von dem zurücknehmen kann, was ich gesagt habe.

Sei — werde stark, mein Freund!

Die Liebe hat dich belogen; die Freundschaft ist dir treu geblieben. Begnüge dich mit der letzteren und lerne verzichten — wie ich es gelernt habe!

Deine Elisabeth.

Ich habe wirklich recht von Herzen gelacht. Ein tapferes, hochherziges Weib schenkt mir ihre Liebe und ich verschmähe sie um einer Kokette willen, die mich wieder verschmäht. Verschmähte Liebe! Das Wort trifft wie ein Peitschenschlag. Hätte sie mich verraten, hätte sie mich betrogen, ich würde sie gehaßt haben, aber so? Übersehen, nicht beachtet, als Betäubung gebraucht für die wahre Liebe in ihrem Herzen und zu wem? Zu einem Gerlach! Mit einem Frauenjäger, Pferdezüchter nicht einmal auf eine Stufe gestellt — nein, mit mitleidigem Achselzucken hat sie gnädig meine Huldigungen als selbstverständlich entgegengenommen, mein Herz zerpflückt, mein Leben, meine Zukunft vernichtet, um sich einem solchen in die Arme zu werfen.

Was liebt sie an ihm?

Das Auge der Eifersucht sieht hell. Ich habe ihn in den wenigen Minuten, in denen ich ihn mit Haß und Wut betrachtet habe, sehr wohl gesehen. Er zeigt seine weißen Zähne in einem liebenswürdigen Lächeln und ist ein vornehmer, hübscher, starker Bursche. Was weiter? Wie sagte sie damals: „Sie wissen nicht, welch ein Zauber von ihm ausgeht." Worin besteht dieser Zauber? In seinem Verstand? Pah, der Verstand eines Mannes, der um einer Kunstreiterin willen eine Judith betrügt! Das ist brutal, aber Brutalität halten die Frauen ja wohl für Kraft. Man sagt ja, daß sie sich der rücksichtslosesten Herrschaft unterwerfen, in dem Drange, zu gehorchen, sich aufzugeben. Was liebt sie anderes in ihm mit dieser Leidenschaft als eben — den Mann?

Leidenschaft! Ein dummes Wort! Oder vielmehr sehr klug und bequem. Es klingt so gut, verteidigt einen so hübsch vor sich selbst, sieht so natürlich aus, so übermenschlich. Fand ich es nicht als mein Lebensrecht, dieser Leidenschaft zu folgen? Leidenschaft! Was ist es weiter als ein Deckmantel für unsere Schwäche, die Beschönigung des letzten Restes, der in uns übrig geblieben ist — vom Affen!

„Werde stark," schreibt Elisabeth. Sie braucht es nicht zu werden, natürlich, denn sie war es stets. Sie hat ihr ganzes Leben nur nach ihrer Pflicht gehandelt. Sie hat sich nicht hinter ihrer Leidenschaft verschanzt, sie war Herr über sich.

„Ihren Namen nicht in Haß auszusprechen"?

Warum! Es ist das Recht der Kreatur, zu hassen und zu lieben. Ich hasse Judith.

Von wo hat sie Elisabeth geschrieben? Aus Montreux? Nur wenige Stunden von hier, eine kurze Fahrt, und ich könnte sie aus ihrem Glück aufschrecken, ich könnte ihr sagen: Da! das hast du gethan! Und nun sei glücklich — wenn du kannst! Nur wenige Stunden und ich würde sie sehen, ich würde das leise Rauschen deines Kleides hören, dein Lachen, deine Stimme, die mich um meinen Verstand gebracht hat, ich würde deine Hände wieder in meiner Hand halten —

Barmherziger Gott! Wie mich dieser Gedanke durchschauert! O Judith, Judith! Was hast du aus mir gemacht! Ich habe keinen Stolz, keine Manneswürde mehr — ich liebe ein Weib, das meiner Liebe nicht wert ist!

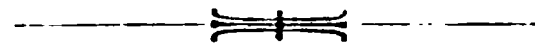
Was fragt meine Liebe danach? Was fragt Liebe nach Verdienst? Sie kommt ohne unseren Willen, sie macht uns zu ihrem Sklaven, sie ist ein unabwendbares Verhängnis, das uns erreicht und uns glücklich macht oder elend. Liebe ist furchtbar.

Wie ein gegeißelter Hund zu seinem Herrn winselnd zurückkriecht, so sehne ich mich nach dir, so möchte ich noch ein einziges Mal zu deinen geliebten Füßen liegen — um noch einmal zurückgestoßen zu werden.

Ich bin ein Schwächling; ich verachte mich!

Möchte das deine Rache sein, Elisabeth! Sie hat recht.

Ich will nach Haus. Zurück in die Arbeit, in die Öde — in das Alter!





Niccolo Barabino.

Von

Therese Höpfner.



uf der letzten Kunstausstellung in Rom, im Frühjahr 1892, erregten mehr als alle Gemälde und sonstigen Kunstwerke einige von der Besitzerin, der deutschen Malerin Fräulein Charlotte Popert aus Hamburg, ausgestellte Handzeichnungen die Aufmerksamkeit der Kenner und Künstler: Köpfe von markiger Kraft und bedeutendem Ausdruck, in denen man sofort die Meisterhand erkannte. Und von einem Meister waren sie, diese herrlichen Zeichnungen, vor denen jeder Kunstverständige bewundernd still stand, wenn auch nur Bruchstücke, Vorstudien zu den großen Werken eines der größten Künstler, jedenfalls des größten Zeichners und Freskomalers Italiens in unseren Tagen: Niccolo Barabino.

Von den Skizzen traten die Beschauer vor das Porträt des Künstlers — eine dem Original möglichst ebenbürtige Kopie seines Selbstbildnisses, von der Hand der eben genannten Künstlerin. Wie von einer Vorahnung ergriffen, hatte er es während der letzten Monate seines Lebens

gemalt und kaum vollendet hinterlassen, als sein Herz, großer Entwürfe voll, plötzlich still stand und die Hand, die so viele erhabene Gedanken und Empfindungen in schöner farbenreicher Gestalt zum Ausdruck gebracht, im Tode erkaltete.

Fräulein Popert begab sich auf die Nachricht vom Hinscheiden des Künstlers sofort nach Florenz und kopierte das Bild in seinem Atelier. Der edelgeformte Kopf ist ein wenig nach rechts gewendet, das volle Haar von der hohen freien Stirn zurückgestrichen, unter den stark hervortretenden Brauen und dichten, dunklen Wimpern blicken die etwas tief liegenden Augen mit festem, klugem, von Schwermut leicht verschleiertem Blick nicht den Beschauer an, sondern sinnend hinaus wie in weite Ferne; unter dem dicken, dunklen Schnurrbart ist der Mund fest geschlossen, die Unterlippe tritt energisch ein wenig vor, die Nase ist gerade, die geschwungenen Nasenflügel verraten feines, leicht erregbares Gefühl, der Ausdruck des ganzen Gesichtes aber zeugt von der vollkommenen Selbstbeherrschung eines Mannes, der sich selbst wie seine Züge in strenger Zucht hatte, ruhige Sicherheit, aber keine Spur stolzen Selbstbewußtseins oder gar eitlen Dünkels liegt auf diesem Antlitz. Er sieht aus, als ob er sprechen wolle, und die ihn gekannt haben, sagen: „So sah Barabino aus, wenn er mitten in die stürmisch erregten Debatten des Florentiner Künstlervereins mit klarem, wohlüberlegtem, versöhnlichem Wort eingriff und Ruhe und Gleichgewicht herstellte.“ Das wenige, was von seinem Anzuge auf dem Bilde zu sehen ist, spricht für die Ordnungsliebe und Sauberkeit, welche ihm neben seinen größeren Eigenschaften nachgerühmt wird. Das Ganze trägt das Gepräge natürlicher Vornehmheit — und doch war Barabino ein Sohn des Volkes, aber von Anfang an eine gottbegnadete, im besten Sinne des Wortes vornehme Künstlernatur.

Niccolo Barabino wurde am 13. Juni 1832 zu Sampierdarena, einem Vororte von Genua, in Deutschland besonders bekannt durch die Zusammenkunft des Königs von Italien mit unserem todeskranken Kaiser Friedrich im März 1888, als Sohn eines unbemittelten Schneiders geboren. Bei der gedrückten Lage der Familie war es kein Wunder, daß der Vater ihn, den ältesten von sechs Geschwistern, so früh als möglich zu Hilfeleistungen heranziehen wollte. Er nahm deshalb den Knaben schon im Alter von elf Jahren aus der Schule — zumal der Junge dort doch nicht viel lernte, sondern nur alle seine Bücher mit Zeichnungen bekritzelte und beschmierte. Darüber beklagte der brave Schneider sich eines Tages bei einem seiner besten Kunden, dem General N., und wies ihm entrüstet jene beschmierten Bücher vor. Der aber war anderer Ansicht: „In dem Jungen steckt ein Künstler, und zur Kunst muß er erzogen werden.“

Das wollte dem Vater nicht einleuchten; ein Maler schien ihm ein ziemlich nutzloser Mensch, ein ehrsamer Schneider ein viel nützlicheres Glied der menschlichen Gesellschaft; auch bringe ja das Schneidern sicherlich mehr ein als die Malerei!

Trotzdem sprach der General sofort mit dem Direktor der Kunstakademie über den Wunderknaben, wurde aber dahin beschieden, daß vor dessen dreizehntem Jahre von einer Aufnahme überhaupt gar keine Rede sein könne. Allein ein energischer General läßt sich nicht so leicht abschrecken. Er nahm den Knaben nebst seinen „Schmierereien“ mit nach Genua, und als der Direktor sah, was der Junge leisten konnte, da war vom Alter keine Rede mehr: Niccolo wurde sofort als Schüler der Akademie aufgenommen.

Tag für Tag machte nun der kleine Bursche zu Fuß den weiten Weg von Sampierdarena nach Genua. Seine gute Mutter suchte sich durch Arbeit einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen, um ihrem Collino fortzuhelfen. Täglich steckte sie ihm einige Soldi in die Tasche, damit er in Genua in einem bescheidenen Wirtshause eine gute Suppe und ein Stück Rindfleisch zu Mittag essen könnte. Wie



Ill. D. Monatshefte.

Die Gr

Nach dem Wandgemälde von Niccolo



Dezember 1892.

ßmut.

Barabino im Municipium zu Genua.

kindisch der kleine Kunstjünger noch war, beweist folgende Geschichte, die er lachend zu erzählen pflegte. Einst sah er auf seinem Wege im Fenster eines Konditors Schneebaisers ausgestellt. Einmal in seinem Leben wollte er die köstliche Süßigkeit auch kosten. Die paar für Rindfleisch bestimmten Soldi mußten herhalten, die Suppe genügte ja! Aber die Baisers schmeckten gar zu süß; das nächste Mal wurde auch die Suppe aufgegeben, und eine Woche lang nährte der Junge sich nur von Kuchen. Als die Mutter, beunruhigt durch sein elendes Aussehen, ihn dann ins Gebet nahm, beichtete er ehrlich seine Leckerei und hielt getreulich sein Wort: es nie wieder zu thun.

Kindheit und Jugend waren für ihn eine Zeit angestrengter unablässiger Arbeit, bei der es leider nicht an bitteren Erfahrungen fehlte. Er studierte fleißig und ward der Liebling seiner Lehrer, erwarb auch nacheinander bald alle ausgesetzten Preise, und eben dadurch zog er sich den Neid seiner älteren Mitschüler zu. Als er einst eine Preisaufgabe vollendet hatte, fand er sie am nächsten Tage von böswilliger Hand zerstört. Auf den von Natur schüchternen Knaben machte dieses Bubenstück einen furchtbar schmerzlichen Eindruck; den Mut aber verlor er darum doch nicht. Sofort ging er von neuem an die Arbeit, und wie kurz auch die Zeit war: er errang dennoch den Preis.

Seine Lehrer in Genua standen, wie das in den vierziger Jahren nur natürlich war, auf dem streng akademischen Standpunkt. Als er sich einmal in der Aktklasse erlaubte, etwas freier nach der Natur zu zeichnen, wurde er von dem schon damals nicht mehr eben jungen Professor Isola nicht nur streng gerügt, sondern zur Strafe für diese unberechtigte Selbständigkeit in die Antikklasse zurückversetzt.

Wie die kräftige Seeluft und die Bewegung im Freien seinen Körper, so stählten die harten Erfahrungen seiner Jugend ihm Geist und Charakter. Mit zwanzig Jahren war er bis auf die gemessenere Haltung und Würde, welche ihm spätere Jahre brachten, im wesentlichen derselbe wie als Fünfziger: in sich gefestigt, willenskräftig, zielbewußt; wohlwollend und verbindlich gegen andere, doch nicht geneigt zur Vertraulichkeit, fröhlich mit den Fröhlichen, allein allen Ausschreitungen und Übertreibungen abhold; überzeugt, daß die Künstlernatur nie als Entschuldigung für Schwächen und Unregelmäßigkeiten dienen dürfe, an welchen man bei anderen gebildeten Leuten mit Recht Anstoß nähme. Er handelte mit Überlegung, seine Schüchternheit hatte er allmählich überwunden, sein Selbstvertrauen wuchs mit seinen Erfolgen, verleitete ihn aber niemals zu leerer Eitelkeit. Den Künstlerberuf nahm er nicht leicht, sondern als eine hohe, ernste Aufgabe. Im Umgange mit erlesenen, erprobten Freunden ging ihm das Herz auf, in seinen besten Stunden gab er sich ganz, wie er war. Bei seinem Schaffen hatte er immer das Werk, die Würde der Kunst im Auge, wenn er auch gegen materiellen Gewinn nicht gleichgültig war. Was er erwarb, hielt er zu Rate; für seine Freunde und für Notleidende hatte er stets eine offene Hand. Was er verabscheute, waren unnütze Ausgaben, auch wenn sie noch so klein waren, und deshalb neckten seine Freunde ihn zuweilen mit seiner Sparsamkeit.

Als seine Studienzeit in Genua beendet war, bewarb er sich um den von der Ligurischen Akademie ausgeschriebenen Preis aus der Stiftung des Marchese Marcello Luigi Durazzo und gewann dadurch die Mittel, vier Jahre lang in einer beliebigen Stadt Italiens Kunststudien obzuliegen.

Barabino erwählte Rom und schiffte sich in Civitavecchia nach der ewigen Stadt ein. Wohl machten die Denkmäler des griechisch-römischen Altertums einen tiefen Eindruck auf den Jüngling, mehr aber zog ihn das Mittelalter mit seiner Mystik, die Renaissance mit ihrer frisch erblühenden Form- und Farbenschönheit an. Vor allem studierte er im Vatikan die Meisterwerke Raphaels und Michel-

angelos, und diese beiden größten Meister übten auf sein eigenes Schaffen bedeutenden Einfluß aus.

Durchaus raphaelisches Gepräge trägt seine erste größere Arbeit: eine Prozessionsfahne, die er für die Pfarrkirche seines Geburtsortes malte, eine thronende Madonna von einer Glorie von Engeln umgeben; sie hat einen eigenen holdseligen Reiz. Bald flossen dem jungen Künstler reichlich Aufträge aus verschiedenen kleinen ligurischen Städten zu, wohin sein Ruf sich schnell verbreitet hatte. Er übernahm es, eine Kirche in Rapallo auszumalen, obwohl er noch nie a fresco gemalt hatte. Kartons und Farbenskizzen waren rasch entworfen, und nun ging er kühn ans Werk. Allein die ungeahnten technischen Schwierigkeiten schienen ihm unüberwindlich. Bald saß er in Verzweiflung auf seinem Gerüst, und eines Tages brach er in einen Strom von Thränen aus und beschloß, die Arbeit aufzugeben. „Es geht nicht,“ schrieb er an seinen Vater, „ich bin zu nichts nütze; aus mir wird nie ein Maler werden; ich will nichts mehr von der Kunst wissen.“

Allein wie gern auch der Vater die Nadel statt des Pinsels in der Hand des Knaben gesehen — jetzt war er längst dahinter gekommen, daß in seinem Sohne ein echter Künstler stecke, und davon wollte er nichts hören, daß er so plötzlich die Flinte ins Korn würfe. War doch in dem armen Schneider selbst ein Stückchen Künstlernatur! Noch heute spricht man in Sampierdarena von der Krippe mit dem schönen Christuskindlein und den heiligen drei Königen, wie er sie seinen Kindern zu Weihnachten und zum Epiphaniasfeste aufzustellen pflegte. Nein, Collino mußte bei der Malerei bleiben, das war jetzt klar. Der Vater ermutigte ihn mit herzlichen Worten, und das verlorene Selbstvertrauen kehrte zurück. Barabino ließ das angefangene Fresko herunterhauen und die Wand mit frischem Kalk bewerfen. Dann ging er von neuem ans Werk, und diesmal gelang es, ja, seine Fresken erregten so allgemeines Aufsehen, daß er von allen Seiten mit Aufträgen überhäuft wurde.

Hier sei bemerkt, daß die echte Freskomalerei sonst in aller Herren Ländern vernachlässigt, ja durch allerlei neue Erfindungen verfälscht und verschlechtert wird; nur in Italien wird sie noch ausschließlich für jede dekorative Malerei angewandt. „A buon fresco,“ sagt der Italiener mit Recht von dieser Malerei, in welcher gerade in Italien das Höchste geleistet worden ist und noch geleistet wird.

Niccolo Barabino machte sie zu seinem besonderen Studium. Seine Gedanken und Erfahrungen darüber sind niedergelegt in einer handschriftlichen Abhandlung über Freskomalerei, welche er für die Akademie von Kopenhagen im Auftrage der Florentiner Akademie verfaßte. In Niccolo Barabino, der bei seinem ersten affresco heiße Thränen vergossen, hat die Welt nicht nur den größten Freskomaler Italiens, sondern überhaupt den größten Meister der Gegenwart auf diesem Gebiete verloren. Fast zwanzig Jahre lang hat Barabino ausschließlich a fresco gemalt, und als er dann zur Ölmalerei zurückkehrte, hatte er von neuem mit Schwierigkeiten zu kämpfen. So herrlich seine Ölgemälde als Kompositionen und vor allen Dingen in der Zeichnung sind, auf die er ja immer den höchsten Wert legte, so hat er dabei in der Technik vielleicht nie den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht wie bei seinen Fresken.

Im Jahre 1858, also im Alter von sechsundzwanzig Jahren, recht in der Blüte und Vollkraft seiner Jugend, nahm Barabino seinen Wohnsitz in Florenz. Diese schöne Stadt, die anmutigste Italiens, ganz erfüllt von dem harmonischen Geiste der Renaissance, sagte seinem Wesen, seinem Denken und Streben vor allen anderen zu und wurde ihm zur eigentlichen Heimat. In Florenz pflegte sich damals allabendlich im Caffè Michelangelo in der Via Larga ein Kreis junger Künstler und Schriftsteller zu vereinigen, aus dem einige der bedeutendsten Italiens hervorgingen, wie Domenico

Morelli, Stefano Ussi, Michele Gordigianni, Gabriele Castagnola, Francesco Semino, Telemaco Signorini, Buonamici, Rivalta und andere. In lebhafter Unterhaltung, oft in ausgelassener Lustigkeit, saßen sie bei ihren gebräunten Pfeifen, Barabino mitten darunter, meist aber als ruhiger Zuhörer, der nur hin und wieder ein Wort ins Gespräch hineinwarf. Angeborene Schüchternheit und die bitteren Erfahrungen seiner Jugend stimmten ihn zur Zurückhaltung und stillen Beobachtung. Desto hingebender und offener war er im engsten Kreise, gegen seine vertrautesten Freunde. Diese waren damals Rivalta, Castagnola und Semino, mit denen er zusammen in der Via San Gallo bei der Witwe eines berühmten Bildhauers wohnte. Mit Semino teilte er sogar das Zimmer. Das war ein lustiges Leben, und wenn Barabino davon sprach, pflegte er es seine tolle Zeit zu nennen. Die meisten Tollheiten verübte der lebhafte Rivalta. Barabino konnte keine Viertelstunde still sitzen, ohne zu zeichnen; er machte höchst gelungene Karikaturen, und sein Opfer war dabei vor allen der große dicke Castagnola mit seinem birnenförmigen, struppigen Schwarzkopf. Dieser rächte sich dafür durch Neckereien und nannte Barabino immer Lorenzo il Magnifico, dem der Freund nach seiner Ansicht sprechend ähnlich sah.

Von den vier jungen Künstlern erwarb sich Barabino am schnellsten bedeutenden Ruf und hielt sich bis ans Ende auf der Höhe seines Ruhmes.

Seine mangelhafte Schulbildung hatte er durch eifriges Selbststudium zu ergänzen und fortzuführen gesucht. Wer seine tief durchdachten und feinsinnigen historischen Kompositionen ansieht, kann nicht bezweifeln, daß sie der Ausfluß eines hochgebildeten Geistes sind. Feine gesellschaftliche Formen nahm er, der fein organisierte Sohn des Südens, unbewußt ganz von selbst an. Den meisten Italienern ist ja gentilezza angeboren. Er büßte darum aber nichts von seiner ursprünglichen Einfachheit ein; noch aus seinen späteren Jahren, als er längst der hochberühmte Künstler war, werden rührende Züge davon erzählt, namentlich von seinem kindlichen Gehorsam gegen seine alte Mutter, der er nach wie vor im Hause zur Hand ging. Er half ihr das Feuer anmachen und ließ sich geduldig von ihr schelten, wenn sie ihm zurief: „So blase doch, Niccolo! kannst du denn nicht ordentlich blasen? Das Wasser kocht noch immer nicht!“ Die brave Frau war der Ansicht, daß er wohl mit der Palette, aber leider nicht mit Besen und Blasebalg zu hantieren wüßte. Ein andermal bemerkte sie, daß sein Zimmer nicht besonders rein wäre. Er saß gerade vor seiner Staffelei und malte. „Collino,“ rief sie ihm zu, „statt dich bloß zu amüsieren, thätest du besser, deine Stube auszufegen.“ Er that es sofort.

Die gute Frau konnte sich keinen rechten Begriff von der Größe ihres Sohnes machen. Als sie ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuft und von allen Seiten gefeiert sah, sagte sie zu ihm: „Hüte dich, Junge, denn alle diese Ehren können deiner Seele nichts nützen! Werde nicht stolz darauf, sonst bist du verloren.“ Er nannte sie: eine Frau aus dem Alten Testament. Auch sein Vater warnte ihn vor Hochmut, obschon er selbst sehr stolz auf seinen Sohn war. „Bildest du dir ein, du bist ein Raphael?“ schalt er ihn manchmal. „Che! ti pare! Wohin denkst du?“ sagte dann der Sohn bescheiden. Ja, während er schon Kunstschüler war, hielt er es nicht unter seiner Würde, den Kunden die Arbeiten aus der Schneiderwerkstatt seines Vaters ins Haus zu tragen. In jedem Sommer besuchte er seine Eltern und blieb auch für die alten Freunde und Gefährten immer derselbe und schüttelte Handwerkern und Arbeitern freundlich die Hand. Seine Geschwister sahen mit Verehrung zu ihm auf. Salvatore, der älteste, bewahrt die ersten Werke seines Bruders wie Reliquien auf. Die Wände seines besten Zimmers sind ganz mit Zeichnungen, Skizzen und Gemälden von seiner Hand bedeckt, darunter

befindet sich auch Barabinos erstes Ölbild, das er als zwölfjähriger Knabe malte.

Im Herzen blieb er ein Sohn des Volkes und war gerade gegen einfache und geringe Leute von besonderer Rücksicht und Höflichkeit. Als er im Palazzo Celesia zu Genua malte, arbeitete in demselben Saale zu gleicher Zeit mit ihm ein Maurer, der ihn durch sein beständiges schrilles Pfeifen beinahe zur Verzweiflung brachte. Barabino wagte nicht, es ihm zu wehren, brachte ihm aber eines Tages Cigarren mit. Der Maurer rauchte eine davon ganz vergnügt und fing dann wieder zu pfeifen an. „Rauchen Sie nur weiter, mein guter Freund, rauchen Sie!“ rief der Künstler ihm freundlich zu und reichte ihm eine neue Cigarre; nach der fünften fing der Maurer an, die Absicht zu merken, war aber nicht verstimmt, entschuldigte sich und unterließ fortan das Pfeifen.



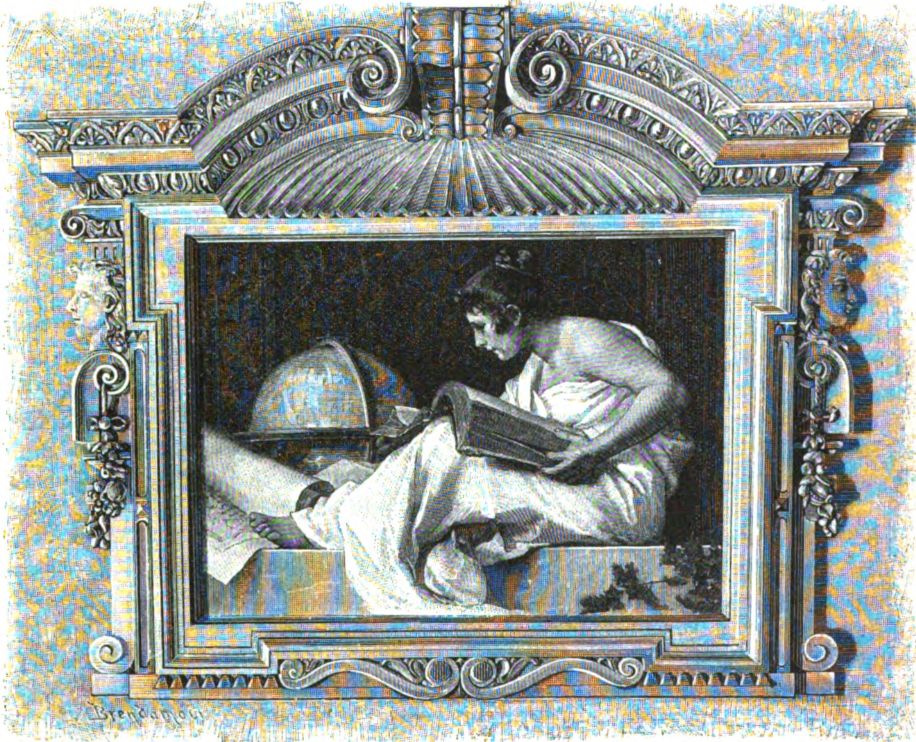
Die Schiffahrt. Nach dem Gemälde von Niccolo Barabino.

Als er in der Kirche von Sestri Ponente arbeitete, pflegte ihn ein Maurermeister, der nicht wußte, daß er einen großen Künstler vor sich hatte, als guten Kameraden zu behandeln und, indem er ihn vertraulich auf die Schulter klopfte, „Meistro Baruabin“ zu nennen. Als er sich später sehr verlegen deshalb entschuldigen wollte, sagte Barabino freundlich: „Nein, nein, mein Freund! Sie sind Meister in ihrem Fach und ich bin's vielleicht in meinem noch nicht. Ihre Anrede schmeichelt mir und ehrt mich.“

Beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1859 stürzte Augusto Rivalta eines Tages atemlos herein und teilte den Freunden mit, daß er zur Befreiung des Vaterlandes mitkämpfen wollte. „Dann wirst du deine Pension verlieren,“ bemerkte Barabino. „Du wirst dich ruinieren,“ meinte Semino. „So laßt ihn doch zie-

hen," rief Castagnola, „wenn ich seinen Mut hätte, so solltet ihr sehen! Ich beneide ihn!" Rivalta ging ins Feld und kämpfte tapfer. Allerdings wurde ihm die Pension entzogen, nach einigen Monaten aber wieder bewilligt.

Die anderen drei blieben zu Hause, sei es, daß in ihnen die Liebe zur Kunst übermächtig war, oder daß sie die Bedeutung des Augenblicks nicht recht begriffen hatten.



Die Erdkunde. Nach dem Gemälde von Niccolo Barabino

Allein Mut und Aufopferung bewies Barabino im Jahre 1884, als die Cholera Italien verheerte und auch Sampierdarena heimsuchte. Er malte damals gerade an den Fresken im Hospital Galliera in Genua. Dieses wurde sofort zum Lazarett eingerichtet. Barabino aber eilte nach seiner Vaterstadt und stellte sich als freiwilliger Krankenpfleger. Der Verein zur Pflege der Cholerakranken erwählte ihn zum Präsidenten. Barabino nahm das ehrenvolle Amt an, nicht aber das damit verbundene Vorrecht, welches ihn mit der Aufsicht betraute und von dem unmittelbaren Verkehr mit den Cholerakranken entband. Er suchte diese vielmehr in Hütten und Häusern auf, übernahm Pflege und Nachtwachen und tröstete die Elenden und Verwaisten durch freundlichen Zuspruch und zweckmäßige Unterstützung.

Das ist um so höher anzuerkennen, als der Künstler eine Scheu vor Krankheit hatte und schon damals das Herzleiden verspürte, welches seinem Leben ein so jähes Ende machte.

„Mein Herz beunruhigt mich," schrieb er im Mai 1882, „durch sein ungeheures Klopfen. In der Nacht verursacht es mir oft Unbehagen und am Tage läßt es mich manchmal nicht arbeiten. Zu all

den Übeln dieser Welt kommt nun auch noch dieses, welches mich schließlich ins Grab bringen wird."

Allein trotz seines Leidens, trotz des Bewußtseins, den Keim des Todes seit Jahren in sich zu tragen, arbeitete er rüstig fort bis ans Ende seines Lebens.

Über die Werke des Künstlers, wenigstens die hervorragenderen, berichten wir hier im Zusammenhang, möglichst in chronologischer Folge.

Sein erstes größeres Werk, welches allgemeines Aufsehen erregte und den großen Künstler in ihm ahnen ließ, war die Apotheose des Ariost, auf dem Vorhang des Theaters „Gustav Modena" (so genannt nach einem der größten Schauspieler Italiens) in Sampierdarena. Barabino malte es 1857. Es trägt die Vorzüge und Fehler einer genialen Jugendarbeit an sich. Ariost ist inmitten einer großen Zahl berühmter Dichter des Altertums und der Neuzeit dargestellt, die Gestalt ist schön und lebensvoll, die Komposition hat etwas Konventionelles, aber die Zeichnung mit ihren kühnen Verkürzungen zeugt von großer Kraft und Sicherheit.

In dem für das Theater in Sestri 1859 gemalten Theatervorhang „Der Troubadour Folchetto am Hofe des Grafen Balzo" befunden sich merkliche Fortschritte. Die Komposition ist anmutig und harmonisch, die Gestalten freier und lichter, die Verteilung von Licht und Schatten gelungener. Hier zeigt sich schon die Hand des Meisters. Mehr aber noch in dem Altarblatt Consolatrix afflictorum, für die Kapelle des Hospitals zu Savona gemalt. Dieses Bild sicherte ihm die Pension Durazzo auf weitere zwei Jahre. Es ist ein Ölgemälde und stellt die thronende Madonna mit dem Jesuskinde vor, ihr zu Füßen zwei Gruppen Leidtragender, unter denen besonders die Witwe mit ihren Kindern wunderbar ergreifend ist, tiefer Schmerz und frommer Glaube vereinigen sich im Ausdruck ihres Antlitzes. Die Madonna ist von sanfter Schönheit. Das Bild zeigt den Einfluß der Quattrocentisten.

Ein anderes Ölbild, in dem sich der Künstler in seiner ganzen Selbständigkeit, frei von allen akademischen Reminiscenzen zeigt, ist sein Bonifacius VIII.; es wurde 1865 vollendet und erregte auf der Ausstellung zu Florenz im folgenden Jahre das höchste Aufsehen. Die Florentiner Künstler thaten ihr möglichstes, um zu verhindern, daß dieses bedeutende Kunstwerk ins Ausland ginge, allein vergeblich. Ein englischer Kunsthändler erwarb es für einen bescheidenen Preis, um es bald darauf in England für eine hohe Summe weiter zu verkaufen. Noch heute spricht man davon in Künstlerkreisen und beklagt den Verlust für Italien. Das Bild hat nur eine einzige Figur: der sterbende Papst sitzt auf einem hohen Sessel im päpstlichen Palast, seine Gestalt erstarrt im Todeskampf, der Kopf mit den glasigen Augen sinkt gegen die hohe Lehne des Sessels zurück, die Füße haben den Teppich zerwühlt, der rechte Arm ruht noch auf dem Schreibtisch, die rechte Hand packt krampfhaft die Tischdecke, während die linke in kühner Verkürzung auf der Armlehne ruht. Auf dem Schreibtisch mit seidener Decke befinden sich ungeordnet eine Schatulle, ein Kruzifix, eine erlöschende Lampe; zerrissene Dokumente liegen am Boden, durch eine halb eingebrochene Thür im Hintergrunde erscheint die Spitze einer Hellebarde. Alles Nebenwerk hat seine Bedeutung; aber vor allem dramatisch ergreifend ist die Gestalt des einst übermächtigen, gestürzten Papstes.

In der Freskomalerei stand Barabino unter seinen Zeitgenossen unerreicht da.

Zu seinen Jugendarbeiten gehören die Deckenmalerei im Großen Theater in Genua: „Die Zeit, als alter Zauberer, umgeben von den tanzenden Jahreszeiten und Stunden"; ferner ein Medaillon in der Kirche von Sampierdarena: „Der heilige Martin läßt sich als Katechumen aufnehmen."

Besondere Erwähnung verdienen seine großartigen Fresken in der St. Jakobuskirche zu Sta. Margherita an der Ligu-

rischen Küste. Der Ort hat lauter bunte Häuser in grellen Farben, von denen sich das Auge erst erholen muß, um die Gemälde, welche in fünf Medaillons die Decke der Kirche schmücken, würdigen zu können. Sie stellen Scenen aus dem Leben des Apostels Jakobus dar. Die Prozession der Madonna mit dem Briefe ist eine schöne harmonische Komposition von einigen zwanzig Figuren. Der Kampf gegen die Türken in Spanien ist voll Kraft und Leben, prachtvoll in der Beleuchtung; von feinstem Gefühl: Jakobus mit den anderen Aposteln Jesu Predigt zuhörend; dann die Berufung der Apostel, eine energische Komposition, kräftig und leuchtend in der Farbe; endlich die Madonna mit dem Rosenkranz. Barabino hatte eine besondere Vorliebe für diese seine Schöpfungen und begab sich öfters nach Santa Margherita, um sie wieder anzuschauen. „Wir wollen doch mal sehen, was einstmals ein gewisser Barabino gemalt hat," sagte er bei einem solchen Besuche lachend zu einem Freunde. An den ersten vier Bildern voll poetischer Schönheit hatte er immer seine helle Freude, aber die Madonna mit dem Rosenkranz befriedigte ihn nicht. Er wollte ihr ein anderes Gesicht malen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode war er in der Kirche und sagte zum Pfarrer: „Ich muß durchaus wieder herkommen. So kann ich diese Madonna nicht länger ansehen!" Beim Hinausgehen wandte er sich, warf noch einen letzten Blick auf seine Bilder — dann eilte er fort, um nimmer wiederzukehren.

Diese Gemälde hatte er 1866 begonnen.

Seine sechs kolossalen Propheten, großartige Gestalten, in der S. Assunta zu Sestri Ponente malte er um 1870.

Auf dem Monte Allegro, 3000 Meter über dem Meere, eine prachtvolle Aussicht bietend, erhebt sich die Kapelle von Rapallo mit dem Fresko: „Die Madonna mit dem Brief dem Beato Chichisola erscheinend."

Ein anderes entzückend gelegenes Kirchlein am Meer in Camogli, östlich von Genua, Sta. Maria Assunta, wurde von Barabino und Semino gemeinschaftlich ausgemalt. Von ersterem sind „Die Hochzeit zu Kana" und „Die Anbetung der Weisen", ferner in den Lünetten vier Propheten, ähnlich denen in Sestri.

Genua kann sich rühmen, die bedeutendsten Meisterwerke Barabinos zu besitzen.

Domenico Celesia, ein begeisterter Kunstfreund, ließ in seinem Palast eigens einen Saal erbauen, in welchem Barabino Scenen aus der italienischen Geschichte darstellen sollte. Das erste von den drei großen Wandgemälden stellt Pier Capponi dar, wie er den Vertrag mit Karl VIII. von Frankreich zerreißt. Der Florentiner Gonfalonier steht in würdig stolzer Haltung vor dem König, im Begriff, ihm die berühmte Herausforderung entgegenzuschleudern, der Ausdruck seines Antlitzes, das drohend blitzende Auge verrät den mit Mühe im Zaum gehaltenen gerechten Zorn einer edlen Seele. Karl VIII. blickt von seinem Thron erstaunt auf den kühnen Florentiner. Die Umgebung des Königs bezeugt keinen lebhaften Anteil an der Handlung, desto mehr die drei Abgeordneten von Florenz, welche Capponis Entrüstung teilen. Die Gestalt des am Schreibtisch sitzenden Kanzlers ist eine der wirkungsvollsten.

„Galilei vor dem Gerichtshof der Inquisition" zeigt den Künstler als feinen Beobachter und echten Seelenkenner. Jede Gestalt, jedes Gesicht ist tief durchdacht und bringt die verschiedensten Typen zu prägnantem Ausdruck. Von vielen wird es für das Meisterstück des Künstlers gehalten. Er malte es in neunundzwanzig Tagen, im vollen Feuer der Begeisterung, so recht aus einem Guß.

Für den Ferruccio (einen im Auslande wohl kaum, wenn nicht durch d'Azeglios historischen Roman „Niccola de' Lapi" bekannten toskanischen Bandenführer, der zu Gavinana erstochen wurde), dessen Tod das dritte Bild darstellen sollte, konnte Barabino sich nicht begeistern. Er sagte es offen und bat Celesia, statt dessen die

Sicilianische Vesper nehmen zu dürfen, auch darum, weil Galilei, Capponi, Ferruccio alle drei Toskaner gewesen und also nur florentinische, nicht italienische Geschichte im allgemeinen berücksichtigt werden würde. „Wenn mein Talent mich nicht im Stiche läßt, wird meine Vesper das Herz bewegen, aber sich ohne das Grauen betrachten lassen, was beim Ferruccio nicht zu vermeiden wäre. Die Skizze zur Vesper habe ich schon lange in meiner Mappe, und um die Wahrheit zu sagen, bewahrte ich sie mit einer Art von Eifersucht, denn sie scheint mir in so eigentümlicher Weise entworfen, als ob sie eine große Wirkung hervorbringen müßte; und weil die Fresken in Ihrem Palaste," schreibt er an Celesia, „wahrscheinlich meine letzten sein werden, möchte ich meine Wandmalerei so zu sagen mit drei Gemälden abschließen, die, wenn nicht schön, wenigstens in Bezug auf die Komposition neu und eigentümlich sind." Als hätte er zu viel gesagt, setzt er bescheiden hinzu: „Vielleicht täusche ich mich selbst; manchmal merke ich, daß ich mehr sein möchte, als ich bin, aber das ist die gewöhnliche Manie der Künstler, welche sie dann mit den bittersten Enttäuschungen büßen müssen."

Die Sicilianische Vesper ist eins der großartigsten Bilder Barabinos. Sein Genius ließ ihn nicht im Stich. Die Komposition zerfällt in zwei Teile: rechts die Gruppe der Kämpfenden in großartiger Bewegung, links an der Thür der Kirche eine von Angst und Schrecken ergriffene Schar von Frauen und Kindern; im Vordergrunde an den Säulen der Vorhalle liegen drei Tote am Boden: zwei Soldaten und ein Mann aus dem Volke. Die Handlung geht auf einem Hügel vor; im Hintergrunde erheben sich einige düstere Cypressen zum bewölkten Himmel, in der Ferne schimmert durch leichten Nebel Palermo. Die Landschaft ist stimmungsvoll und von wunderbarem Reiz, die Verteilung der Massen meisterhaft.

Im Palaste Celesia malte Barabino ferner in den Lünetten des großen Saales vier symbolische Figuren: Stärke, Wissenschaft, Tugend und Freiheit, und zwei allegorische Deckengemälde: „Die Geschichte" und „Die Wahrheit, den Irrtum zu Boden stürzend".

In diese Zeit fallen auch die Deckengemälde in der Villa Durazzo Pallavicini in Pegli, eine entzückende Komposition von Palmen, Blumen und Putten, und ein Fresko in der Kapelle der Signora Rebisso in Staglieno, eine Komposition voll mystischer Poesie, vier zum Himmel emporschwebende Engel, welche, jeder in seiner Weise, die Worte des Verses personifizieren:

In tacita preghiera, medita, piange e spera.
(In stillem Gebete, sinnend, weinend, hoffend.)

Die letzten Fresken, welche Barabino malte, befinden sich im Hospital der Herzogin Galliera und im Palaste Tursi in Genua. In der Kapelle des Hospitals nimmt die Auferstehung des heiligen Andreas die Mitte ein; das Bild erinnert an Michelangelo, inmitten einer Schar von Engeln und Cherubim schwebt der Heilige in goldigem Nebel zum Himmel empor. Die Bilder zu beiden Seiten stellen Andreas beim Fischfang und die Marter des Heiligen dar.

Die Bilder im Palazzo Communale vollendete der Künstler vier Wochen vor seinem Tode, im September 1891, er war nicht ganz zufrieden damit und wollte noch hier und da etwas daran verbessern. Andere sehen keine Mängel daran, nur er selbst that sich nie genug. Es sind allegorische Gestalten. Die „Großmut" (Munificenza), zu Ehren der Herzogin von Galliera, thront unter einer hohen römischen Säulenhalle. Im Hintergrunde sieht man das von der Herzogin gestiftete Hospital. Eine Schar von Kindern, in der Tracht des Kinderheims „Galliera", steht zur Rechten des Throns, zur Linken liegt ein kranker Arbeiter, den eine barmherzige Schwester pflegt, auf seinem Lager. Neben der Großmut (oder Wohlthätigkeit) schwebt ein Engel.

Im Nebensaal ist Genova Victrix, das



Flora mistica. Nach dem Gemälde von Niccolo Barabino.

siegreiche Genua, als königlich thronendes herrliches Weib dargestellt, über den Thüren die Erdkunde und die Schiffahrt.

Schon in Briefen aus früherer Zeit spricht Barabino den Wunsch aus, zur Ölmalerei zurückzukehren. Erst 1879 begann er seinen Galilei in Arcetri und schrieb darüber im April 1880: „Ich beunruhige mich über das Gelingen meines Bildes. Wenn ich alle auf die Freskenmalerei verwandten Jahre auf die Ölmalerei verwandt hätte, käme ich jetzt wohl manchem guten Künstler gleich; statt dessen stehe ich ungeahnten Schwierigkeiten gegenüber, die ich nicht überwinden kann."

Wenn nun auch der Galilei in der Farbe nicht glänzend ist, so bleibt das Bild doch ein großartiges Werk. Komposition, Zeichnung, Ausdruck könnten nicht besser gedacht werden. Der kranke Galilei ruht auf seinem Lager und erklärt einigen aufmerksam zuhörenden Schülern mit lebendiger Handbewegung ein Theorem.

Der Künstler selbst kritisiert sein Bild folgendermaßen: „Das Gelb herrscht zu sehr vor; die Beleuchtung hat zu viel Farbe und stört das Halbdunkel. Es fehlen die Silbertöne. Die Schatten sind zu gleichwertig, so daß dem Bilde ein sicherer Ausgangspunkt fehlt, der das Zimmer luftig mache.' Allzuviel Nebensächliches stört die Einfachheit des Vorgangs. Je mehr größere Massen auf einem Bilde sind, je weniger die Fläche von kleineren Gegenständen u. dgl. unterbrochen wird, desto besser. Der Galilei macht den Eindruck, als wäre er ganz Glanz und Firnis. Der Vorgang ist in vollkommener Weise aufgefaßt."

Zaghaft schickte er das Bild auf die Turiner Ausstellung von 1880. Es errang einen der ersten Preise. Der König wollte es kaufen, stand aber davon ab, als er hörte, daß es von dem Advokaten Orsini in Genua bestellt sei, und forderte den Künstler auf, ihm ein historisches Bild von gleicher Größe zu malen, sagte ihm auch, daß er ihm seine Stimme bei der Preiszuerkennung geben werde. Barabino hat dieses Gespräch mit dem König Wort für Wort aufgezeichnet.

Der neue Palast Orsini enthält fast alle Ölbilder von Barabino und einige seiner schönsten Fresken.

Das Gegenstück zum Galilei bildet: „Columbus auf dem Konzil von Salamanca verhöhnt." Es ist das Werk, welches ihm am meisten Nachdenken, ja wirklich geistige Qual gekostet, dann aber auch die höchste Bewunderung eingebracht hat. Er machte die ersten Entwürfe dazu 1882 und vollendete es erst 1887.

Auf seiner Reise durch Spanien 1883 beschäftigte er sich in Gedanken fortwährend mit dem Bilde. Er hatte die Reise recht eigentlich zu dem Zwecke unternommen, auf spanischem Boden sich mit allem, was sich auf Columbus bezog, vertraut zu machen. Endlich in weihevoller Stunde, in der Alhambra, kam der Geist über ihn: vor seinen Augen stand ein Bild von so wunderbarer Schönheit, daß seine begeisterte Schilderung allein schon auf seine verständnisvolle Begleiterin den tiefsten Eindruck machte.

Er wollte den Empfang des Columbus am spanischen Hofe und zwar in den zauberischen Räumen der Alhambra darstellen. Leider mußte der großartige Entwurf aufgegeben werden, weil — das Bild dem Galilei gegenüber hängen und an Größe ꝛc. entsprechen sollte! So kehrte er zu seiner ersten Idee zurück. Die Komposition besteht aus siebzehn Figuren. Columbus sitzt allein im Vordergrunde, bestürzt und entrüstet über die Aufnahme seines großartigen Gedankens, er starrt vor sich hin, die innere Aufregung bekämpfend. Eine Welt von Gedanken und Gefühlen liegt in diesem Kopfe; nicht persönliche Kränkung, nein, der Schmerz über die Thorheit der Menschen, das Staunen über die kleinen Seelen, welche seinen hohen Geistesflug nicht zu fassen vermochten. Stille Größe, erhabene Überlegenheit, trotz tiefster Erregung — das ist das eigentlich Charakteristische an diesem Columbus, bei dem

jede Linie, jeder Zug des Studiums wert ist, bis auf die sorgsam ausgeführte Kleidung, den prächtigen, aber nicht mehr neuen Sammetmantel, in den die Linke greift, während die Rechte festgeschlossen ist und der Fuß sich fest auf den Boden stemmt — Anzeichen heftiger innerer Bewegung. Die Kapuziner zerfallen in drei Gruppen, wodurch eine harmonische Verteilung der Massen erreicht wird. Jeder einzelne ist ein Charakterkopf, prächtig besonders der alte Mönch hinter der Bank, der Columbus ernst und fest ansieht, als ob er den edlen Träumer eher bemitleide als verspotte.

Eine in ihrer Einfachheit ergreifende Komposition ist „Archimedes beim Untergang von Syrakus", vorzüglich auch in der Beleuchtung. Das geistvolle Haupt vorgebeugt, die nackten Arme auf die Lehnen des Sessels gestemmt, die Hände ineinander gelegt, sitzt der Philosoph da, ganz versunken in seine „Kreise"; er ahnt nicht die drohende Nähe des Römers vor der Thür, und dieser ist so ganz als Nebenfigur behandelt, daß auch der Beschauer von ihm eher den Eindruck der Vorahnung eines unabwendbaren Geschickes als einer nahen Gefahr empfängt und sich ganz in den Anblick der Hauptgestalt versenken kann. Das Gegenstück zum Galileo „Volta" steht ihm unendlich nach, es ist steif und reizlos. Ganz er selbst ist Barabino aber wieder in den beiden schönen weiblichen Gestalten über den Thüren: „Rerum magistra" und „Intima scrutans", und vor allem auf dem herrlichen Deckengemälde „Der Triumph der Wissenschaft". Die berühmtesten Vertreter der Wissenschaft sind in einer weiten römischen Halle versammelt; Columbus steht vorn, nicht mehr der gedemütigte, sondern der glorreiche Entdecker einer neuen Welt. Eine wundervolle Lichtgestalt, der Fortschritt, goldiges Licht nach allen Seiten ausstrahlend, schwebt auf die großen Geister zu, und von so viel Glanz geblendet, sinkt der Rückschritt machtlos zu Boden.

Ein Gedicht in Farben ist das Deckenbild eines anderen Saales: „Der Triumph der Liebe." Die Mittelgruppe bilden Amor und Psyche in seliger Umarmung in den Wolken schwebend; das Schönste aber sind doch die am Himmel gaukelnden Putten, holdselige Kindergestalten, die am Himmel gaukeln in lieblicher Unschuld und fröhlicher Wonne.

Das Deckengemälde im dritten Saal stellt Dante im irdischen Paradiese dar, wo ihm auf blumigem Pfade „una donna soletta", Matilda, erscheint, singend und Blumen pflückend, wie der verkörperte Frühling.

Im Palast Pignone in Genua malte Barabino 1885 in einem reich mit Stuck und Gold verzierten, im Stile Louis' XV. gehaltenen Saale vierzehn allegorische Gestalten von großer Schönheit: Musik, Erdkunde, Gerechtigkeit, Ackerbau, Sternkunde, Mechanik, Geschichte, Poesie, Heilkunde, Bescheidenheit, Macht, Philosophie, Mathematik, Religion; jede in ihrer Weise charakteristisch, und zwar in Ausdruck und Haltung, nicht durch bloße Attribute; ferner sieben kleine fein ausgeführte Landschaften.

Von den vielen Bildern streng religiösen Charakters erwähnen wir nur noch folgende: Die Madonna mit dem Rosenkranz in der Kirche della Concezione in Genua. Sie füllt die Mitte des Triptychon auf dem Altar der Familienkapelle Durazzo; auch hier ist die Madonna auf dem Throne dargestellt, ein duftiger Schleier umhüllt ihr zartes Haupt, der Mantel wallt über ihren Fuß herab; das liebliche Jesuskind hält den Rosenkranz. Auf den Seitentafeln sind der heilige Dominicus und die heilige Therese.

Barabino ist der gottbegnadete Madonnenmaler unserer Zeit: er malt Maria wohl mit den Zügen eines irdischen Weibes, doch himmlisch verklärt, voll frommer Begeisterung.

Die zarteste und holdseligste seiner Madonnen ist wohl die mit dem Motto „Quasi oliva speciosa in campis" bezeichnete, im Besitz der Königin von Italien, im Schlosse zu Monza. Es ist die-

ses das einzige Bild von Barabino, welches je nach Deutschland gekommen; auf den Wunsch der Kaiserin Friedrich schickte es die Königin zur Ausstellung nach Berlin. Ebenbürtig neben dieser Madonna steht die „Flora mistica“, eines seiner letzten nachgelassenen Werke. Die Madonna erscheint in schlichtem dunkelblauem Gewande, wie es die Frauen im Orient noch heute tragen; ein zarter weißer Schleier verhüllt das Haupt bis tief in die Stirn, und geheimnisvoll, wie verklärt, schaut das Antlitz daraus hervor. Auf dem linken Arm trägt sie den Jesusknaben, ein göttlich Kind von zartem Liebreiz, das sie zärtlich an sich drückt. Blüten umgeben sie und ranken sich an ihrem Gewande empor; in ihrer Mitte steht sie, die mystische Himmelsblume. Eine wunderfeine Radierung von diesem Bilde hat Fräulein Popert gemacht und auf der letzten Ausstellung in Rom neben Barabinos Handzeichnungen ausgestellt; sie ist jetzt im Verlag von Joseph Albert in München erschienen.

Endlich gehören hierher die einzigen größeren Werke, welche Florenz von seiner Hand besitzt: die Lünetten an der neuen Domfassade: in der Mitte der thronende Christus mit den Schutzheiligen der Stadt, zu den Seiten Glaube und Liebe, nebst anbetenden Gestalten, welche die verschiedenen Zünfte vertreten.

Florenz wußte den Künstler, der es zu seinem Wohnort erkoren, dankbar zu ehren, indem es ihm die Ausschmückung seines größten Tempels anvertraute, der Stadt höchster Stolz.

Barabino führte kein Tagebuch, pflegte sich aber von seinen wichtigsten Erlebnissen, namentlich auf Reisen, Notizen zu machen. Seine Reisen durch Frankreich, Spanien, Belgien und Holland waren für ihn in vielfacher Weise fruchtbringend, und die darüber geführten Bücher, sowie seine Notizen über Kunstausstellungen in Italien und im Auslande enthalten hochbedeutende Bemerkungen und treffende Urteile über Künstler und Kunstwerke, die wohl der Veröffentlichung wert wären. Von den französischen Malern stellte er Meissonier am höchsten — è il più bel pittore della scuola francese (1880). Aus Paris schreibt er an Fräulein Popert:

„Ich hoffte, Ihnen etwas Lesenswertes über die französische Kunstausstellung schreiben zu können, aber der Kopf schwindelt mir, denn mit der Ausstellung in Turin, dem Salon und anderen kleineren Ausstellungen habe ich etwa zehntausend Werke gesehen. Wie viel Künstler! Erbarmen! und wie wenig berühmte! Und bei allen welch ein Wirrwarr von Gefühlen! Nach dem ersten Eindruck scheint mir die französische Schule in Stillstand geraten, man bemerkte keine neue Richtung, kein Zeichen des Fortschrittes, und wo es scheint, als ob einer über das Gewöhnliche hinausgehen wollte, so ist er ein Nachahmer der Engländer, die heutzutage den Franzosen in der Kunst entschieden voraus sind. Im ganzen genommen sind wir in Italien am meisten zurück, aber der revolutionäre Funke ist bei uns aufgeflammt, und so läßt sich Gutes hoffen. Im Porträt leisten die Franzosen Treffliches. Ich habe hier die Venus massenhaft gesehen, gemalt und gemeißelt. Die Manie fürs Nackte ist so groß, daß man es häufig da anbringt, wo es nicht hingehört. Wenn Italien in der Skulptur frivole Vorwürfe behandelt, so steht Frankreich mit seinen kalten Dianen-, Bacchus- und Venusgestalten ihm nicht nach.

Seit die Historienmalerei nicht mehr das Lieblingsfach der besten modernen Künstler ist, versuchen sich mittelmäßige darin, und der allgemeinen Anerkennung fast ganz beraubt, empfängt sie den Todesstoß von denen, welche sich nicht darauf verstehen. Die historische Malerei ist in Italien besser vertreten.

Die Skulptur in Frankreich ist zur Zeit klassisch; die wenigen entschieden modernen Sachen sind hart und ungeschickt; die Posen meist akademisch; überall strebt man nach dekorativen Linien. Italien ist auf diesem Gebiet der Kunst viel revolutionärer, es erstrebt einen entschiedenen Verismus.



Genova

Nach dem Wandgemälde von Niccolo



Dezember 1892.

Victrix.
Barabino im Municipium zu Genua.

In der Architektur halten die Franzosen das Prächtige für das Schöne, während die Italiener unter dem Schönen das Einfache verstehen. Unter allen neueren Bauwerken in Paris ist kein einziges, das sich mit den großen Linien des Louvre oder der Tuilerien vergleichen ließe. Alles ist trivial, mit Ornamenten überladen; nirgends Ruhe, kein Aufatmen! Es ist geradezu ein gordischer Knoten. Das Opernhaus ist der übertriebenste Ausdruck moderner französischer Architektur."

„Was Sie mir über die französische Kritik des M. Rouve sagen," schreibt er derselben Künstlerin, „läßt mich fürchten, daß Sie nicht recht den Sinn der Worte verstanden haben: ‚Um ein Maler zu sein, muß man vor allen Dingen malen können.'

Diesen Ausdruck beziehen Sie auf die freie Pinselführung, auf die technische Tüchtigkeit; aber im Sinne des französischen Kritikers und auch in meinem Sinne besteht das ‚Malenkönnen' darin, das, was sich der Künstler darzustellen vorsetzt, im Vergleich zum Wahren gut, durchaus gut wiedergeben zu können. Es giebt Maler, die im Auffinden eines Vorwurfs, im Erreichen gewisser Wirkungen, im Durchschneiden der Linien auf einem Bilde sehr tüchtig sind, während sie in Bezug auf das eigentliche Malen, d. h. Modellieren, Licht-, Farbengebung, keine Künstler sind.

Also muß der Künstler vor allen Dingen malen, nicht bloß pinseln können. Uns machen Bilder, bei denen in Beleuchtung und Helldunkel das Richtige getroffen ist, immer mehr Eindruck als gelehrte und historische Kompositionen.

Morelli, Micchetti und viele andere Neapolitaner können besser malen als komponieren. Die nur in Turin preisgekrönten Historienmaler" (unter denen bekanntlich Barabino selber war) „können besser komponieren als malen. Davon bin ich so durchdrungen, daß von jetzt ab all meine Kraft darauf gerichtet sein soll, Licht, Leben, Plastik hervorbringen zu lernen, mehr Maler als weiser Komponist zu sein."

Auf eine Anfrage der Künstlerin über Temperamalerei giebt er eine ausführliche Antwort, die mit folgenden bedeutsamen Worten schließt: „Aber merken Sie sich, ob es sich um Öl-, Tempera-, Aquarell-, Fresko- oder sonst irgend welche Art der Malerei handle, die Grundlage bei allen ist immer die Zeichnung."

Das letzte Bild, an welches Barabino die Hand anlegte, war das vom König bei ihm bestellte: „Der Tod Karl Emanuels I." Zu keinem anderen hat er so viele Skizzen und Entwürfe gemacht. Er hat sich im wahren Sinne des Wortes dabei abgequält; nie konnte er sich genug thun; ja, es ist nicht unmöglich, daß gerade die Aufregung um dieses Bild seinen Tod beschleunigt habe. Es blieb unvollendet und ist selbst so von großartiger Wirkung; der Sterbende, jeder Zoll ein Fürst, ruht auf einem Lehnsessel, neben ihm auf dem Tische liegt sein Schwert, eine Schar von Geistlichen naht ihm mit dem Sakrament, dahinter stehen einige seiner getreuen Krieger, recht feierliche Gruppen, die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Hauptgestalt — leider ist das Gesicht, in dem der herannahende Tod ergreifend ausgedrückt ist, nicht vollendet. Licht und Schatten sind wundervoll verteilt, was im Detail ausgeführt ist, bekundet die Meisterhand. Der König hat das Bild in den Quirinalpalast bringen lassen; dort sahen wir es, vorläufig in der Kapelle aufgestellt. Es sollte aber in die Privatgemächer des Königs kommen, der Barabino stets sehr hoch gehalten.

Auf dieses Bild, sein Angstkind, bezieht sich sein letzter Brief an die ihm befreundete deutsche Künstlerin, den er zwei Tage vor seinem Tode schrieb:

„Ich bin glücklich in Florenz angekommen, habe aber die allergrausamste Enttäuschung erlitten, mein Bild kommt mir ganz abscheulich vor." (Der italienische Ausdruck ist noch stärker: una solenne porcheria — immer stand Barabino seinen Werken nicht nur objektiv, sondern

streng richtend gegenüber!) „Das habe ich mir so zu Herzen genommen, daß ich mich seit meiner Rückkehr sehr unwohl fühle. Das Herzklopfen ist sehr heftig geworden, dazu kommt ein starker Schweiß, der, durch einen Luftzug abgekühlt, mir Bronchitis, Husten, Katarrh und Schmerzen durch den ganzen Körper gebracht hat, so daß ich gestern den ganzen Tag im Bette geblieben bin. Heute bin ich aufgestanden, aber schwach, matt und mutlos. Ich werde mich schon wieder erholen. Meine willenskräftige und beharrliche Natur wird mich nicht im Stiche lassen."

Als die Freundin diesen Brief erhielt, ruhte der Künstler erkaltet auf seinem Totenbette. Sein Lieblingsschüler Vernazza war zuerst auf die Trauerbotschaft herbeigeeilt nach seinem Atelier auf der Piazza Donatello, wo Barabino seit zwanzig Jahren unermüdlich gearbeitet hatte — noch am Abend vor seinem Tode hatte er auf dem Bilde „Karl Emanuels Tod" mit Kreidestrichen die beabsichtigten durchgreifenden Änderungen angedeutet und sich vermutlich dabei sehr aufgeregt. In der Nacht hatte ihn ein Herzschlag getroffen. Er starb allein, wie er allein gelebt hatte. Bald aber war sein Lager umgeben von Schülern und Freunden. Sein treuer Rivalta ließ die Totenmaske abnehmen und traf die Anordnungen zur Bestattung. Vernazza wich nicht von der Hülle des Meisters und leistete die letzten Liebesdienste. Ganz Florenz, ganz Italien trauerte um den großen Künstler. Seinem eigenen Wunsche, dem Wunsche der Seinen gemäß, wurde er in Sampierdarena bestattet.

Der Leichenzug durch Florenz gestaltete sich zu einem feierlichen Triumphzuge; der Wagen verschwand unter Kränzen und Blumen. Den schönsten Kranz hatte die Königin von Italien gesendet. Die halbe Stadt gab ihm das Geleite. Und ebenso war es in Sampierdarena. Vertreter aller Kunstvereine Italiens hatten sich eingefunden; Genua und die Nachbarstädte waren vollzählig vertreten, und Scharen einfacher Leute folgten dem Sohne des Volkes, der dem Volke selbst auf der Höhe seines Ruhmes so nahe gestanden und so teuer gewesen. Wie ein Fürst wurde er zu Grabe getragen, er, der im Leben so einfach, so rührend anspruchslos für sich selbst gewesen.

Als der feierliche Zug an seinem Geburtshause vorüberkam, fiel ein Blumenregen auf die Bahre.

Sein Testament ist charakteristisch für sein Wesen, sein Gemüt und seine praktische Lebensauffassung. Seine Schwester und seine drei Brüder sind die Erben seines bescheidenen Vermögens — bescheiden im Vergleich zu seinen künstlerischen Leistungen, weil er nie hohe Preise verlangen mochte. „Im Fall aber die Erben in Streit geraten und sich innerhalb eines Jahres nicht ausgeglichen haben sollten, erkläre ich hiermit, daß die volle Hälfte der Erbschaft dem städtischen Krankenhause in Sampierdarena zufallen soll, und daß die Erben gezwungen werden, besagte Hälfte herauszugeben, selbst wenn sie die Erbschaft schon geteilt hätten. Also sei Frieden mit allen."

Keiner seiner Freunde war im Testament vergessen, jedem ein Andenken bestimmt. Die meisten der in seinem Atelier vorhandenen Werke wurden an sie verteilt. Der Ligurischen Kunstakademie, „der ich die erste künstlerische Nahrung und den ersten Antrieb zu meiner Laufbahn als Maler verdanke, schulde ich die lebhafteste Dankbarkeit", sie sollte sich das beste seiner Ölgemälde auswählen.

Einer seiner Lieblingsschüler wünschte das Atelier Barabinos zu mieten und möglichst so zu erhalten, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen, in treuer Pietät gegen den Meister. Leider scheiterte dieses schöne Vorhaben an den übertriebenen Forderungen des Hausbesitzers, und wieder einmal siegte die rauhe Wirklichkeit über ideale Begeisterung.



Ulfilas und die gotische Übersetzung der Bibel.

Von

Ernst Eckstein.

ie es vor dem Kriege von 1870 in gewissen Kreisen Frankreichs üblich war, sich die Deutschen zwar wissenschaftlich begabt, sonst aber ungenießbar vorzustellen, gleichsam als Bierphilister im Schlafrock, zechend und Sauerkraut essend, rundglasige Brillen tragend, Hegel studierend und ewig aus endlosen Pfeifen qualmend —: so waren auch die Vorstellungen der Griechen und Römer von den alten Germanen höchst einseitig, unvollkommen und lächerlich.

Selbst Tacitus, der in seiner „Germania" gewissen Eigenschaften der Deutschen, namentlich ihrer Sitteneinfalt, Treue und Biederkeit, alle nur wünschenswerte Gerechtigkeit widerfahren läßt — freilich mit der etwas gar zu greifbaren Absicht, seinen verderbten römischen Landsleuten den Spiegel vors Antlitz zu halten —, ist doch im Grund seines Herzens von der unendlichen Überlegenheit Roms tief durchdrungen. Man wird das Gefühl nicht los: Tacitus hegt vollkommen die Meinung, die Joseph Viktor von Scheffel ihm zuschreibt: „Sie liegen auf Bärenhäuten und trinken immer noch eins." In der Anschauung Roms verhielten sich diese Chauken, Cherusker und Hermunduren zu den Bürgern des Weltreichs wie die Indianerstämme zu den civilisierten Staaten Amerikas; das heißt sie waren ein Ur- und Naturvolk ohne geistige Hilfsquellen, ohne Geschichte, ohne Entwickelung, das vielleicht nur in zwei Punkten den Keim einer höheren Veranlagung zeigte: in der bevorzugten Stellung nämlich, die es den Frauen einräumte, und in der kraftvollen Einfachheit seines Götterglaubens. Die germanischen Edelinge, die nach Rom auf die hohe Schule kamen, um sich dort griechisch-lateinische Bildung und gründliche Kenntnis des römischen Militärwesens anzueignen — Hermann, der Sieger vom Teutoburger Walde, war seiner Zeit bekanntlich als Freiwilliger in römischen Diensten gewesen; desgleichen sein Schwiegervater Segest — erschienen den Römern als glänzende Ausnahmen von der Regel; etwa so, wie uns vor zwanzig Jahren die jungen Japaner vorkamen, die nach Paris und Berlin gingen. Höchstens den deutschen Grenzländern traute man eine gewisse Übertünchtheit des Wesens zu; so den Sigambrern und Chatten, die mit den Römern vielfache Tausch- und Handelsbeziehungen unterhielten; wie denn z. B. die römischen Weinreisenden die ganze heutige Provinz Hessen-Nassau absuchten und dem altgermanischen Bier — einem „zur Ähnlichkeit des Weins herangekünstelten Gerstengebräu", wie Tacitus sagt — energisch den Krieg erklärten.

Gleichwohl steht fest, daß die Geistesbildung der deutschen Stämme, selbst derer, die mit den Römern kaum in Berührung kamen, sehr erheblich über das

von den römischen Geschichtschreibern angenommene Maß emporgeragt haben muß.

Ein Beweis hierfür, der alle anderen Beweise unnötig macht, ist die hohe Entwickelungsstufe der gotischen Sprache, der ältesten deutschen Mundart, von der uns Denkmale überkommen sind.

Freilich rührt das wichtigste dieser Denkmale, die unvergleichliche Bibelübersetzung des Ulfilas, erst aus dem vierten Jahrhundert her; aber die Sprache, die wir in diesem Meisterwerk kennen lernen, zeigt eine so wunderbare Vollendung — sowohl in der Prägung aller grammatikalischen Formen, wie in der Fähigkeit, die Begriffe bis in die feinsten Unterschiede hinein abzuschatten —, daß man nach allen sprachgeschichtlichen Analogien voraussetzen muß, diese Vollkommenheit sei mit geringen Veränderungen schon im ersten Jahrhundert nach Christo erreicht gewesen. Im Altertum waren ein paar Jahrhunderte für die Entwickelung der Sprache von weit geringerem Belang als im Mittelalter, wo das ungeheure Chaos der Völkerwanderung Reibungen, Abschleifungen und Vermischungen im Gefolge hatte, von welchen damals noch nicht die Rede sein konnte. Daß die Germanen schon vor Beginn jener Epoche, die wir als Völkerwanderung bezeichnen, ihre Wohnsitze wechselten, kann mit den späteren Wirrnissen nicht parallel gestellt werden. Auch zeigt die gotische Sprache zur Zeit des Ulfilas kaum eine nachweisbare Spur der Beeinflussung durch fremde Idiome, mit Ausnahme einiger weniger Haupt- und Zeitwörter, die aus dem Griechischen und Lateinischen stammen. Die Goten hatten zur Zeit der Ulfilas-Übersetzung längst ihre alte Heimat an den Gestaden der Ostsee verlassen und die Wohnsitze in Mösien bezogen, die der oströmische Kaiser dort ihnen angewiesen. Sie befanden sich also in Beziehungen zu der oströmischen Kultur, deren Medium das Griechische war, und zur lateinischen. Die Notwendigkeit des Eindringens der eben erwähnten Haupt- und Zeitwörter in das Gotische läßt sich unschwer begreifen. Gerade der Übersetzer der Bibel mußte versucht sein, gewisse griechische und lateinische Wörter, für die den Goten zur Zeit ihres Heidentums die entsprechenden Dinge fehlten, einfach herüberzunehmen. Beispiele hierfür sind: griechisch apostolos, gotisch apaustaulus, deutsch Apostel; griechisch angelos, gotisch aggilus, deutsch Engel; griechisch pentekoste, gotisch pentekuste, deutsch Pfingsten; lateinisch ecclesia, gotisch aikklesjo (die Kirche).

Abgesehen von diesen und ähnlichen Wörtern ist das Gotisch, wie es uns in der Bibelübersetzung des Ulfilas vorliegt, eine durchaus reine, homogene, nach übersichtlichen Formen und Lautgesetzen entwickelte Sprache, die nur von einer klar denkenden, geistig gebildeten Nation geschaffen sein konnte, von einer Nation, die eine künstlerisch wertvolle Litteratur besaß, mochte dieselbe auch nur in lyrischen und epischen Dichtungen bestehen und sich ausschließlich von Mund zu Mund fortpflanzen. Diese gesamte früh-gotische Litteratur ist uns verloren gegangen; aber ein Blick in das Werk des gewaltigen Übersetzers giebt uns die feste Gewißheit, daß sie einst existiert hat.

Die Bibelübersetzung des Ulfilas ist für jeden gebildeten Deutschen ein Werk von höchstem Interesse, das erste uns überkommene Denkmal germanischer Mundart und germanischen Geisteslebens, und gleichzeitig ein Monument, in welchem uns eine so große und starke und kerndeutsche Persönlichkeit greifbar entgegentritt, daß man gewiß nicht zu viel sagt, wenn man den Meister dieser unsterblichen Sprachthat als den gotischen Luther bezeichnet.

Die unpatriotisch-geringe Beachtung, die das Gotische auf unseren Gymnasien und sonstigen höheren Schulen erfährt, steht leider nicht im Verhältnis zu der Summe von Arbeitskraft, die auf das Studium der altklassischen Sprachen verwandt wird. An rein formaler Bildungskraft würde das Studium des Gotischen mit dem des Lateinischen wetteifern

können, während es für die Entwickelung des Nationalgefühls und für das innere Verständnis der neuhochdeutschen Muttersprache geradezu Unersetzliches leistet. — Wie die Dinge jetzt liegen, fehlt unserer Jugend die Zeit für ein gründliches Eindringen: aber sich wenigstens oberflächlich mit dem Charakter dieser ältesten deutschen Sprache bekannt zu machen, sollte doch niemand versäumen, der eine wahrhaft nationale Bildung erstrebt. Wann endlich wird in den Schulen Deutschlands das Deutschtum eine ähnliche Rolle spielen wie das Hellenentum in den Schulen von Hellas?

Was die gotische Sprache — mehr noch als etwa das Althochdeutsche — im Vergleich mit unserer neuhochdeutschen Schriftsprache so vorteilhaft auszeichnet, das ist die Fülle des Wohllauts, hervorgerufen durch das entschiedene Vorwalten der starken Vokale a und u, der starken Diphthonge ai und au, sowie durch die Abwesenheit unschöner Konsonantenhäufungen. Die gotische Sprache bekommt so, rein musikalisch gefaßt, Ähnlichkeit mit den beiden volltönigsten Sprachen der Jetztzeit, dem Spanischen und dem Schwedischen, denen sich in gewisser Entfernung das Italienische anreiht.*

Als Beispiel dieser gotischen Lautfülle diene der nachstehende erste Vers aus dem dritten Kapitel des heiligen Markus:

Jah galaith aftra in synagôgên; jah vas jainar manna gathaúrsana habands handu.

In der neuhochdeutschen Bibelübersetzung Martin Luthers lautet das:

„Und er ging abermal in die Schule. Und es war da ein Mensch, der hatte eine verdorrte Hand."

Wenn man sich diese gotischen Zeilen laut liest, so wird man lebhaft an die gewaltige Sprache Homers denken. Prüft man die einzelnen Wörter, so erkennt man alsbald, daß man Deutsch vor sich hat. Die meisten der hier vorkommenden Wortstämme sind sogar in unserer allermodernsten Sprache noch vorrätig. Jah in der Bedeutung „und" ist freilich verloren gegangen; galaith aber kommt von galeithan, das wir noch in der Form „geleiten", einen „begleiten", führen (das heißt gehen machen), besitzen; aftra, niederdeutsch und englisch after, heißt „nachher, nochmals, ein zweites Mal"; in synagôgên = in der Synagoge; — jah vas = und (es) war; jainar (dort) gehört als Ortspartikel zu dem Worte jains, neuhochdeutsch „jener", also wörtlich: „an jener Stelle"; manna = ein Mensch (Mann); gathaúrsana habands handu — wörtlich: „gedörrte habend Hand", das heißt „der eine verdorrte Hand hatte".

Ja, es lassen sich gotische Sätze finden, bei denen sich sämtliche Wörter lautlich wie inhaltlich mit den entsprechenden neuhochdeutschen decken. So lautet die allbekannte Bibelstelle: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her" bei Ulfilas folgendermaßen: Sai, ik insandja aggilu meinana faúra thus. Das heißt, Silbe für Silbe ins Neuhochdeutsche übertragen: „Siehe, ich entsende Engel meinen vor dir."

Selbst der sprachlich unerfahrenste Leser bedarf hier keiner weiteren Erläuterung; höchstens könnte man darauf hinweisen, daß in dem Worte thus das s unserem neuhochdeutschen r entspricht — eine lautliche Parallele, die im Gotischen sehr gewöhnlich ist; z. B. mis = mir; raus = Rohr; hausjan = hören.

Wie zahlreich die gotischen Wortstämme sind, die noch jetzt bei uns fortleben, das erhellt aus dem nachstehenden kleinen Experiment.

Greifen wir aus den Dingen unserer nächsten Erfahrung einzelne beliebig heraus, so werden wir, da es sich hier meist um Konkretes handelt, fast jedesmal auf ein Wort stoßen, das schon im Gotischen vorkommt.

Himmel und Erde lauten z. B. im Gotischen himins und airtha; Sonne und Mond sunnô und mêna; Vater und Bru-

* Im Italienischen wuchert bereits in störender Weise der i-Laut, der bekanntlich im Neugriechischen wahre Orgien feiert und die Konversation der modernen Hellenen fast zum Gepiepe macht.

der fadar und brothar. Das Schwein heißt svein, der Vogel fugels, das Füllen fula, das Lamm lamb, der Hahn hana, der Fisch fisks, die Taube dubo, der Hund hunds, der Wolf vulfs, der Widder vithrus. Auch die Körperteile haben ihre Nomenklatur kaum verändert. Das Auge heißt augo, der Mund munths, das Knie kniu, die Hand handus, das Herz hairto, der Hals hals, das Kinn kinnus, der Arm arms, der Fuß fotus. Der Gote trug Gewänder aus Wolle (vulla), baute sein Korn (kaurn), mähte sein Gras (gras), fuhr im Schiff (skip) über Land (land) und Meer (marei), trotzte im Winter (vintrus) bei Tag (dags) und bei Nacht (nahts) dem Schnee (snaivs) und der Flut (flodus) und zagte weder in Not (nauths) noch in Tod (dauthus).

Ein weit größerer Unterschied als zwischen den Stammsilben der gotischen und der neuhochdeutschen Sprache findet sich, wie der Leser schon aus den vorstehenden Beispielen entnehmen kann, in den sogenannten Flexionssilben. Man bemerke den Abstand zwischen insandj**a** und entsend**e**, zwischen mein**ana** und mein**en**. Im Gotischen das volltönige a, im Neuhochdeutschen das schwächliche e. Der Deutsche dekliniert: die Gab**e**, der Gab**e**, der Gab**e**, die Gab**e**; Mehrzahl: die Gab**en** u. s. w. Wie völlig anders war das im Gotischen! Hier findet sich statt der Einförmigkeit unseres neuhochdeutschen e eine geradezu majestätische Fülle. Der Gote des vierten Jahrhunderts deklinierte das Wort „Gabe“ — gotisch giba — wie folgt: Einzahl: giba, gibôs, gibai, giba; Mehrzahl: gibôs, gibô, gibôm, gibôs! All diese volltönigen Endungen, die noch im Althochdeutschen größtenteils ihre Analoga hatten, sind nunmehr seit nahezu tausend Jahren verloren gegangen! *

Das Gotische war die gemeinsame Sprache sämtlicher Ostgermanen — der Goten, Gepiden, Heruler, Vandalen ꝛc. Diese Völkerschaften hatten ursprünglich die weiten Gebiete zwischen dem Kaspischen Meere und der Ostsee inne und drangen dann später nach den Südostprovinzen des römischen Reiches vor. Es waren die Goten im engeren Sinne, die hier zunächst mit den Römern in Kollision gerieten. Schon damals zerfielen sie in zwei Hauptstämme: die West- und Ostgoten. Unter den Westgoten, die da zum Teil bereits Christen waren, wirkte nun Ulfilas vierzig Jahre als Aipiskaupus (Bischof). Seine Geburt fällt in das Jahr 311. Es scheint, daß er in seiner Jugend am Hof von Byzanz war und dort vielleicht erst die Taufe empfing. Während der ersten sechs oder sieben Jahre seiner kirchlichen Thätigkeit ward ihm seitens der westgotischen Staatsregierung nichts in den Weg gelegt. Dann aber setzte der König Athanarich eine Christenverfolgung in Scene, die für Ulfilas und die Mehrzahl seiner westgotischen Glaubensgenossen Veranlassung ward, nach der römischen Provinz Mösien auszuwandern, wo der christliche Kaiser Konstantius den Verfolgten bereitwillig Wohnsitze anwies (355 nach Christo). Mösien reichte im Norden bis an die Donau, im Westen bis an die Provinz Illyrikum. Dort also, wo jetzt vorwiegend slavische Stämme hausen, ist das erste gewaltige Sprachdenkmal deutscher Nation entstanden, die gotische Übersetzung der heiligen Schrift.

Schon vor dieser weltgeschichtlichen Leistung und vor seiner Weihung zum Bischof hatte Ulfilas unter den Seinen umfassend gewirkt, und zwar nicht nur als Geistlicher, sondern vorab auch als Förderer allgemein-menschlicher Bildung und Wissenschaft. So wird uns berichtet, daß er das Griechische und Lateinische ebenso mustergültig beherrschte wie seine Muttersprache, daß er in beiden fremden Idiomen predigte, Vorlesungen hielt und gelehrte Abhandlungen veröffentlichte. Auch scheint er vielfach ins Griechische

---

* Das Schwedische, das von einer gleichberechtigten Schwester des Gotischen, dem Altnordischen, abstammt, hat die ursprüngliche Fülle im wesentlichen noch beibehalten; z. B. flicka (Mädchen), Mehrzahl flickor.

und Lateinische übersetzt zu haben. Die Originale dieser griechischen und lateinischen Übersetzungen müssen wohl gotisch gewesen sein, was zu der oben geäußerten Annahme einer gotischen Litteratur stimmt.

Wie allgemein angesehen Ulfilas in der ganzen christlichen Welt gewesen ist, dafür zeugt auch der Umstand, daß ihn der Kaiser als persönlichen Ratgeber in einer wichtigen Religions-Angelegenheit nach Konstantinopel berief. Dort (im Sommer des Jahres 383) ward Ulfilas krank und starb, siebzig Jahre alt.

Die Bibelübersetzung des Ulfilas umfaßte aller Wahrscheinlichkeit nach die Gesamtheit der heiligen Schriften. Die oft wiederholte Fabel, er habe das Buch der Könige deshalb unübersetzt gelassen, weil er gefürchtet habe, seine Westgoten durch den kriegerischen Inhalt dieser Bücher noch kriegerischer zu machen, ist eben nur eine Fabel. Gegenwärtig besitzen wir allerdings nur noch die Hälfte des Werkes, und zwar erst seit vergleichsweise kurzer Zeit. Im neunten Jahrhundert waren noch Exemplare der Ulfilas-Übersetzung vorhanden; dann aber verschwinden sie spurlos, bis der weltberühmte Codex argenteus, die Silberne Handschrift, die sich gegenwärtig in der Bibliothek zu Upsala in Schweden befindet, im sechzehnten Jahrhundert entdeckt und alsbald als die längst verloren geglaubte Ulfilas-Übersetzung erkannt wurde. Die Geschichte dieses Codex argenteus gehört jetzt zum Allgemeingut aller Gebildeten. Die Handschrift wurde von ihrem Fundort — Werden an der Ruhr — mit Rücksicht auf die unruhigen Zeiten nach Prag gebracht, fiel dort bei der Eroberung der Stadt durch Königsmark in die Hände der Schweden, kam nach Stockholm, von dort nach Holland, und wurde schließlich von dem schwedischen Reichsgrafen de la Gardie wiederum angekauft. Der Graf ließ das kostbare Dokument in Silber binden und schenkte es der Hochschule von Upsala.

Ebenso bekannt ist die Ausstattung dieses Codex. Neuere Litteraturgeschichten bringen getreue Nachbildungen einzelner Seiten. Der ganze Codex ist auf dunkelrotes Pergament mit silbernen Buchstaben geschrieben; an gewissen hervorragenden Stellen wird das Silber durch Gold ersetzt. In der That ein würdiges, aber durchaus nicht zu anspruchsvolles Gewand für das erste große litterarische Denkmal des jungen Germanentums.





Der Handel der alten Germanen.

Von

Franz Tetzner.

ünf Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt besuchten römische, zuweilen auch griechische und gallische Händler die Gebiete der Germanen. Nicht immer freute man sich ihrer, das urwüchsige Volk war den Schacherkünsten abgeneigt. Der Handel war fast nur Passierhandel. Die Händler brachten mit ihren Waren römisches Wesen mit und machten die Germanen erst empfänglich für römischen Luxus. Nach Pytheas von Massilia, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte, holte man von der Ostseeküste Bernstein. Nach dem Baltischen Meere führen überhaupt die ältesten germanischen Handelsstraßen, die eine von Indiens Gestaden über die Kaspisenke durch Rußland, die andere von Marseille über die Champagne, die dritte über Carnuntum, das heutige Petronell an der Donau, in Wiens Nähe, an der Oder und Weichsel entlang. Das sind die ältesten Kulturstraßen, die fremde Kaufleute betraten.

Vor Christi Geburt waren es mehr die Thäler des Rheins, der Donau, der Mosel, die Deutschland den Römern eröffneten. Die Nähe des eroberten Galliens und der siegreiche Schritt der Legionen führte römische Kultur bei den benachbarten Völkern leicht ein, so bei den Ubiern, die um und in Köln wohnten. Nach den Schilderungen des Tacitus hatte sich daselbst germanisches und romanisches Wesen verbrüdert. Jenseit des Rheins war es anders. Die Sueben oder Schwaben mochten keine nähere Bekanntschaft mit den römischen Kaufleuten machen und wiesen den feilgebotenen Luxus, schöne Rosse und süßen Wein zurück. Mit Bauernstarrheit begnügten sie sich mit den kleinen nicht veredelten Pferden und ließen sich von den Römern ihren Met verlachen, jene weinartig zusammengebraute Flüssigkeit „des Tacitus“. Der ältere Gewährsmann, Cäsar, schreibt römischen Kaufleuten nur insofern Erfolg zu, als die Sueben ihre Kriegsbeute an sie verhandelt hätten. Was ist darunter zu verstehen? Einzig Vieh und Sklaven, keineswegs Waffen. Wenn Dr. Peters von den Eingeborenen Ostafrikas berichtet, daß einzelne Stämme das Schießgewehr erlegter Feinde zerbrochen neben die Leiche legen, um der Civilisationswaffe ihre ganze Verachtung zu zeigen und die Unbrauchbarkeit derselben an den Tag zu legen, so gleichen jenen unsere Voreltern nicht. Was man an Waffen von den Römern erwerben konnte, nahm man. Das Schwert war Legionarschwert oder wurde ihm nachgebildet, Helm und Panzer, die vereinzelte Krieger trugen, waren Beutestücke. Eisen war selten und wurde so hoch geschätzt, daß noch in der Lex Salica hohe Strafe auf den Diebstahl einer Eisenwalze gesetzt wurde. Als die Franken die gallische Residenz Trier plünderten, rissen sie mit großer Begier

allmählich auch die Eisenklammern aus den Mauern der kaiserlichen Pfalz.

Ein Volk soll zur Zeit Ammians (um 400) ganz in der Römer Weise Handel getrieben haben, die Hermunduren. Wir begegnen hermundurischen Kaufleuten in Augsburg, jener glänzenden Kolonie, die wie Köln und Mainz an der Urwaldsgrenze als ein kleines Rom zum Staunen der Barbaren erstand. Viele Grabsteine zeugen von der gehobenen Bildung der dortigen bürgerlichen Bevölkerung, es blühte das Kunsthandwerk, man pflegte die Musik und hielt sich Bibliotheken und Lehrer. In merowingischer Zeit (630) finden wir fränkische Händler mitten in Böhmen bei den Slaven. Der Kaufleute wegen entsteht hier ein Streit zwischen dem Franken Dagobert und dem Franken Samo, der leitende Stellung im Wendenlande eingenommen hatte. Die Merowinger hatten bald überall gebietende Macht erlangt und forderten Abgaben von sächsischen und anderen Händlern. Die Könige und Bischöfe des Frankenreiches bevorzugten bei der Lieferung nicht selten Juden, die allerhand Schmuck und Kostbarkeiten, immer Neues und Seltenes anzubieten wußten und nach einer ganzen Anzahl Stellen Gregors von Tours sich ihre Ware nicht gerade schlecht bezahlen ließen.

Zu Strabos Zeit waren die Handelswege zwischen Rhein und Elbe sehr unvollkommen, auch später gab es nur wenige bessere Pfade. Die „granitnen Römerstraßen" gehören bis auf wenige in das Reich der Fabel. Man ist immer geneigt, zu viele und zu gute Straßen anzunehmen, die meisten waren wie die Karawanenstraßen schmale Pfade, die der Pflege entbehrten. Als Cäsar beim Ausbruch des Bürgerkrieges Italien betritt, verirrt sich das Heer; des öfteren wird von Unglücksfällen auf solchen Kriegsstraßen berichtet, welch erstere lediglich von der Unwegbarkeit der letzteren herrührten. Die Flußläufe begünstigten das Entstehen der Straßen. Und wie sehr waren diese von den Strömen und vom Regen und Wetter abhängig! Man kannte ja noch keine Uferregulierung, und für die verschiedenen Sorten Sumpf gab es im Althochdeutschen ein Dutzend Bezeichnungen.

Wer es haben konnte, zog das Reiten vor. Einige alte Handels- und Heerstraßen waren die folgenden: In Südbayern: Linden-Memmingen, Linden-Kempten-Wertach- oder Lechthal über Augsburg an die Donau; Inn-Isar (München), Rezatquelle-Altmühlmündung. Vom Gebiet der Thüringer führte bis in die Gegend von Mainz der Rennsteig (Grenzweg), von Händlern und Kriegern viel beschritten; eine andere Hauptstraße zog sich von Augsburg über Regensburg nach der Elbmündung zu. Als nach der Völkerwanderung die Lage ruhiger ward, gab man besondere Gesetze über die Straßen. So durfte nach bayerischem Gesetz niemand die Heerstraßen bei zwölf Solidi Strafe sperren, und Sonntags mußte der Fahrverkehr ganz ruhen.

Älteste Handelsprodukte waren der Bernstein, d. h. Brennstein, das Elektron der Griechen, das Glas (glesum) der Deutschen. Herodot, der wie auch Homer das Elektron erwähnt, versteht aber darunter eine Mischung von Silber und Gold. Die Kulturvölker schätzten ihn höher als Gold, und unsere Ahnen sollen sich nach Art der Naturvölker über die hohen Preise gewundert haben, die sie dafür empfingen. Plinius, welcher uns manche schätzenswerte Nachricht über Germanien bietet, bezeugt unter anderem, daß die Römer Bettfedern von Gänsen und ein Gartenerzeugnis, eine Art Spargel, aus Deutschland bezogen, der Kaiser Tiberius ließ sich alljährlich Mohrrüben daher kommen. Durch Zwischenhandel zwischen Rom und dem Norden kamen seltene Tierfelle und Pelze nach Germanien und dem Süden. Pelzverbrämung bei den Kleidern ist nach alter Schriftsteller Gewähr bei vielen Germanen der einzige Schmuck gewesen. Dabei ward namentlich auf Verschiedenheit und Seltenheit der Felle gesehen. Eigentümlich ist, daß das Wort Pelz (pellis) erst spä-

ter aus dem Lateinischen zu uns gekommen ist. Die Viehzucht beeinflußte den Handel nicht merklich, die Pferdezucht der Deutschen stand zurück, die Schweinezucht, die sicherlich sehr verbreitet war, wie wir aus der Lex Salica schließen können, wird von älteren Schriftstellern gar nicht erwähnt. Bedeutender war der Sklavenmarkt. Die Germanen unterschieden sich hierin gar nicht von den Negern. Der Begriff der Nation hat sich erst spät entwickelt, und so verkaufte nach den gewinnbringenden Kriegen immer ein Stamm an den anderen oder an die Kulturvölker die erbeuteten Sklaven; die Alamannen sollen eine Ausnahme gemacht haben, das heißt nur insofern, als die eigenen alamannischen Sklaven nicht außerhalb des Stammes verhandelt wurden. Bald erzählten die römischen und griechischen Historiker von den blondlockigen, blauäugigen, hochgewachsenen germanischen Knechten in Spanien, Italien, Kleinasien und Nordafrika. Die übersättigte Gesellschaft des vermorschten Römerreiches begehrte besonders auch nach germanischen Sklavinnen. Bei einem Kriege der gallischen Legionen erhielt beispielsweise der als Dichter und Schulmann bekannte Ausonias ein suebisches Mädchen als Beuteanteil, deren Schönheit er wiederholt besingt, bis er ihr endlich die Freiheit gab.

Einer der ältesten Handelsartikel scheint Salz gewesen zu sein; der Name Hall, der dies Mineral bedeutet, ist keltischen Ursprungs.

Ausgebreiteter ward der Handel zur Zeit der Völkerwanderung. Im dritten und vierten Jahrhundert befuhren gotische Flotten das Schwarze und Ägäische Meer, und als die Völker im sechsten Jahrhundert zur Ruhe kamen, begünstigten ihre Herrscher den friedlichen Handelsverkehr, so gut sie konnten. Die vandalischen und westgotischen Könige verbesserten die Straßen und sorgten wie auch Theoderich für Straßenpolizei, für den Schutz von Messen und Märkten, für die Sicherheit der Posten und den friedlichen Verkehr mit den griechischen Handelsstädten. Felix Dahn, welcher sich bekanntlich um die Erforschung der urgermanischen Geschichte verdient gemacht hat, führt im einzelnen folgende Handelsartikel auf, die syrische, jüdische, griechische und römische Kaufleute in den Jahrhunderten der Völkerwanderung zu den Goten und Vandalen brachten: Seide, Purpur, byzantinische Kleider, Gold- und Silbergerät, Elfenbein, Gewürz, Kamelhaar. Sie tauschten dies ein gegen: Sklaven, Getreide, Metalle, Salz, Marmor, Holz, Essig, Honig, Wachs, Öl, sogar Wein. Aus einer zweihundert Jahre späteren Zeit ist uns eine Zollschenkung Chilperichs II. vom Jahre 716 an das Kloster Corbie erhalten. Sie beträgt: 1000 Pfund Öl, dreißig Maß Garum (?), 30 Pfund Pfeffer, 150 Pfund Kümmel, 2 Pfund Nelken, 1 Pfund Zimmt, 2 Pfund Lavendel, 30 Pfund Kostwurz, 50 Pfund Datteln, 100 Pfund Feigen, 100 Pfund Mandeln, 30 Pfund Pistaziennüsse, 100 Pfund Oliven, 150 Pfund Kichererbsen, 20 Pfund Reis, 10 Pfund Malergelb, 10 mit Talg zubereitete Felle, 10 Stück Korduanleder, 50 Buch Papier (Mon. Dipl. I u. 86, S. 76).

Die Art des Handels ist einfach. Kannte man ja die Zinsgeschäfte zu des Tacitus Zeit noch gar nicht; einfacher Tausch, wie er in unseren heutigen Kolonien noch meist statt hat, vermittelte den Handelsverkehr. Die germanischen Völker, die wegen der Nähe mit den Römern am meisten zu thun hatten, nahmen zuerst Münzen und beharrten lange Zeit bei einigen leicht erkennbaren Silberstücken mit dem Viergespann, wie die mittelafrikanischen Völker bei dem Theresienthaler.

Allmählich wurde die Kuh als Münzeinheit angesehen. Wie im alten Rom pecunia, so heißt bei Wulfila faihu (Vieh) Geld. Eine normale Kuh galt einen Solidus. Seit Konstantin wog ein solcher Goldsolidus 4,55 Gramm, entsprach also dem heutigen Wert von elf Mark; seit 584 prägte man nur noch Solidi von 3,88 Gramm Gewicht, anfangs galt einer

zwölf, später vierzig Silberdenare, das Denarzeichen ist bis heute als Pfennigzeichen geblieben (₰). Nach dem Gesetz der Rheinfranken betrug der Wert eines Stiers zwei Solidi, der einer Stute drei, eines Hengstes sechs. Das Wergeld eines gemeinfreien Franken war 200 Solidi. Bis ins sechste Jahrhundert begnügte man sich mit römischen Münzen. Die Franken prägten solche selbst, wie die anderen germanischen Völker auch; Bild und Gepräge blieb das des Kaisers. Die Merowinger bevorzugten das Goldgeld. So ließ 585 der Bischof Marowech in Kriegszeit einen goldenen Kelch zerbrechen und ausmünzen. Bis zum Jahre 536 war alles Geld kaiserlich. Eine ostgotische Münze aus Theoderichs Zeit hat auf der Vorderseite des oströmischen Kaisers Justinianus Bild mit der Umschrift: D(ominus) N(oster) Justinianus, die Rückseite füllt Theoderichs Monogramm aus. Die Nachfolger Theoderichs setzten seit 536 ihr eigenes Bild auf den Schilling, aber bis zum Ende der Gotenherrschaft begegnen uns auch solche mit des Kaisers Kopf. Der Frankenkönig Theodebert ließ seit 539 eigene Münzen schlagen, die völlig unabhängig vom Kaiser waren, ebenso hatten die Burgunder, Longobarden und Vandalen eigene Münzen. Die Inschriften derselben haben uns manchen Namen erhalten, der durch die Geschichtsbücher nur verderbt wiedergegeben ward. So hieß der letzte Vandalenkönig Geilamir, der Beiname des Totila war Badwila, der des Teia: Thilarix (Tilareiks). Teias Münzen führen auf der Vorderseite des Kaisers, auf der Rückseite des Volkskönigs Namen mit der Bezeichnung Dominus noster. — Außer dem Monogramme finden sich gewöhnlich auf der Rückseite die Namen der Prägestätte, wie Rom, Mailand, Rodas.

Dies sind die schwachen Anfänge des germanischen Handels, der unter den Karolingern sich weiter entfaltet, aber erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine solche Kulturbedeutung erlangt, daß das Volksleben durch ihn wesentlich beeinflußt und auf eine höhere Stufe der Gesittung gehoben ward.





Orientalische Beleuchtungskörper.

von

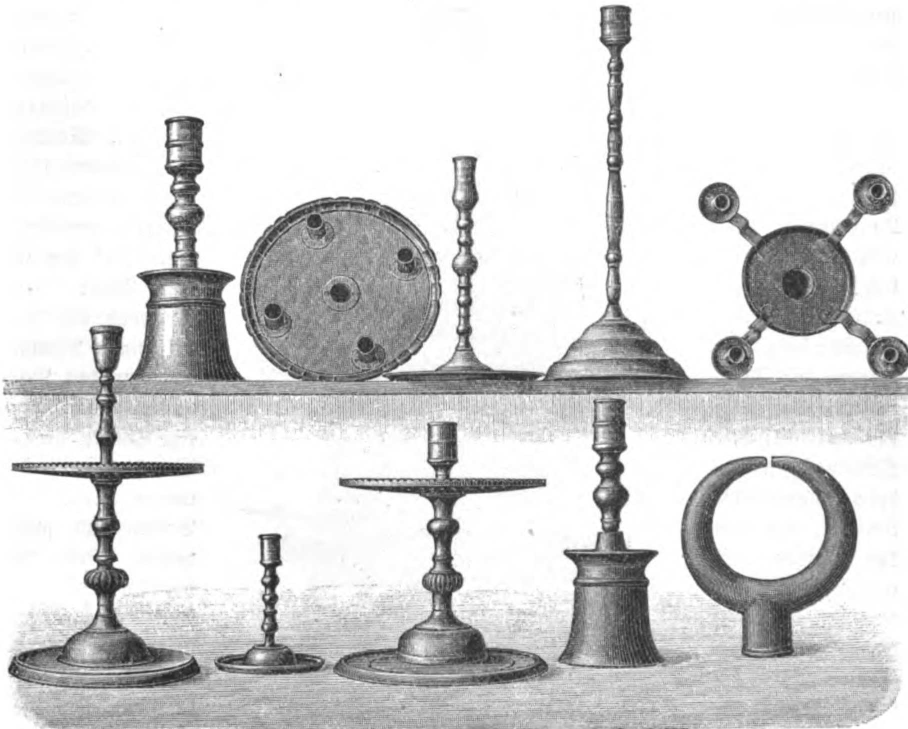
Heinrich Frauberger.

Die unter der Regierung Mehemed Alis vom Jahre 1811 ab vorgenommene Einziehung der Mamelukengüter, der mit den Kalifen- und Mamelukengräbern verbundenen sehr erheblichen Familienstiftungen und Moscheengüter hat den raschen Verfall vieler Perlen früher orientalischer Bauten und kostbarer darin befindlicher kunstgewerblicher Schöpfungen herbeigeführt. Man war nicht geneigt, Geldmittel zur Erhaltung der alten Bauwerke zu bewilligen, und trat darauf abzielenden Anträgen mit der originellen Antwort entgegen: „Wenn Allah will, daß das Bauwerk bestehen bleibt, dann wird er es nicht verfallen lassen.“ Die zahlreichen Beamten und Diener, welche früher an den Grabbauten angestellt waren und für Erhaltung und Pflege der Bauten und Gegenstände zu sorgen hatten, waren brotlos geworden und mußten sich einen neuen Erwerb suchen, was in Kairo nicht so leicht war. Wenn deren Familienglieder heranwuchsen, wurden zum Teil aus den Bausteinen der alten, verfallenden Kunstwerke gewöhnliche Fellachenhütten an dieselben angebaut, und der gesteigerte Besuch Ägyptens brachte von den Fremden viel Backhschisch. Bald kamen auch Antikenhändler und Freunde alter mohammedanischer Kunstgegenstände, die Leute fingen an, mit Vorteil von den nicht bewachten Bauten und Gräbern Möbel, Ampeln, Laternen, emaillierte Fliesen zu verkaufen. Diesem Treiben und dem Verschleppen der kostbaren Arbeiten hat ein Deutscher, Franz Pascha, Architekt des Wakf-Ministeriums, einen Riegel vorgeschoben, indem er das Bewegliche aus den alten Moscheen und Gräbern zu einem arabischen Museum vereinigte, das, wenig gekannt und wenig besucht, eine Fundgrube für kunstgewerbliche Arbeiten vom zehnten bis siebzehnten Jahrhundert ist und, wenn die reichhaltigen Sammlungen einmal ebenso wie die Ausgrabungen aus der Pharaonenzeit in einem geräumigen Museum aufgestellt und geordnet sein werden, für die Chronologie der arabischen Kunstindustrie den einzigen sicheren Anhalt geben wird. In dieser Sammlung finden sich auch eine Anzahl orientalischer Beleuchtungskörper, mit denen sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen sollen.

Der Hauptteil der Erörterungen wird sich naturgemäß auf die Moscheen beziehen, an denen bereits in der frühesten Zeit die Kunstfertigkeit der Einwohner sich zeigte. Es mag darum am Platze sein, auf diese selbst, soweit es für unsere Frage von Wichtigkeit ist, zuvor etwas näher einzugehen.

Die Araber, welche, von Mohammed veranlaßt, die Eroberungszüge gegen Norden und Westen machten, waren zumeist bedürfnislose Nomaden, „Söhne der Wüste“ (Bedam), wie es ihre Nachkommen, die Beduinen, noch heute sind. Das

selbstgewobene Zelt war ihr Haus, das mit den selbstgedrehten Schnüren mittelst Pflöcken festgemacht worden war, und wie für diese Textilprodukte das Kamel, das Schaf und die Ziege ihre Haare hergaben, so auch für die Kleidung, ihre Matten und Teppiche. Geräte hatten sie sehr wenig, Möbel gar keine. Gingen sie aus dem Zelt, so leuchtete ihnen bei Tag die Sonne, in der Nacht der Mond und das an Lichtkörpern reiche Sternenzelt. Man kann sich den großartigen Eindruck vorstellen, den auf sie schon bei den ersten Eroberungszügen die Menge der öffentlichen Bauten machen mußte, denen sie schon um 630 auf ihrem Zuge nach Damaskus im Hauran begegnet waren. Die fruchtbare Ebene der Nukra mit ihren mehr als sechzig festen Städten war damals von den Ghassaniden bewohnt, welche etwa im zweiten Jahrhundert n. Ch. gleichfalls aus Arabien gekommen waren, große Empfänglichkeit für Kultur mitbrachten, unter ihren energischen und baulustigen Königen in dem neuen, fruchtbaren Lande, das sie für ihr steiniges Arabien eingetauscht hatten, sich rasch zu einem fleißigen und wohlhabenden Volke entwickelten, die gar bald das Christentum annahmen und in ihren Städten, die sie durch meilenweite Kanalanlagen bewässerten, mit starken Festungen umgürteten, auch zahlreiche Basiliken angelegt haben. Im Verkehr mit den Ghassaniden mochten die Mohammedaner zuerst die Idee, ihrem Gotte ein Haus zu bauen, entwickelt haben. Aber wie himmelweit verschieden war schon damals die mohammedanische Lehre von der christlichen. Zur Zeit des Einbruches der Mohammedaner hatten die Ghassaniden viel von den Sassaniden oder Neupersern zu leiden, deren König Chosröes II. die Absicht gehabt haben muß,



Arabische Handleuchter (Schamatân) für Wachskerzen. (Kairo, Arab. Museum.)

seine Hauptstadt weiter nach Westen von Madain nach El Mschatta zu verlegen. Denn er begann dort einen sehr großen und kostbaren Palast zu bauen, welcher schon nach den überreichen Verzierungen an der Fassade über dem Fundament ein Weltwunder zu werden versprach. Außer dem Fundamente für den ganzen Bau wurde nur der westliche Teil der Hauptfassade mit dem Eingangsthor bis zur ersten Etage fertig und zeigt nach Perser-Art wirkliche und phantastische Tiere zwischen stilisiertem Laubwerk. Der östliche Teil, ziemlich gleichzeitig erbaut, zeigt bereits die Wirkung des Koran: die Tiere fehlen, aber auch für das stilisierte Ornament sind andere Pflanzenmotive da, die von den Arabern seit undenklichen Zeiten gebaute Erbse, der Kürbis, der Granatapfel, die wilde Ranunkel, alle steif, streng stilisiert — dieselben Ornamentmotive, welche für die späteren mohammedanischen Bauten so charakteristisch sind. Im Jahre 634 wird Damaskus eingenommen, 637 Jerusalem. Die von der heiligen Helena über dem Grab Christi erbaute Kuppel läßt Omar bestehen, baut aber über dem Felsen eine viel größere, viel kostbarere Moschee. Der Gedanke, über einem natürlichen Felsen den großartigen Kuppelbau aufzurichten, ist der erste künstlerische Baugedanke eines mit der freien Natur eng verwachsenen Nomaden. Die Lampe, das ewige Licht der Christen, vervielfältigte er gleichfalls, goldene Lampen hingen zwischen den Bogen herab und erhellten den Felsen. Die Ornamente an den Fliesen zeigen die Weiterbildung der bereits in El Mschatta zur Erscheinung tretenden stilisierten Motive. Der Felsen braucht keine Möbel; es giebt in dieser ersten Moschee so wenig Möbel wie im Zelte der Beduinen. Der Feldherr des Kalifen Omar, Amr, erobert 638 Ägypten und baut 641 die zweite Moschee (in Alt-Kairo). Ein großer, weiter, von Mauern umschlossener Hof hat in der Mitte den Brunnen und dabei einen Baum. Die für den Nomaden so wichtige Quelle, deren Verräter schon in weiter Ferne der Baum und saftgrünes Gras in der regenlosen Zeit sind, ist hierbei symbolisiert. Daran reiht sich eine von Bogen, die auf zahlreichen antiken Säulen ruhen, umspannte bedeckte Halle mit zwei Nischen, welche die Richtung von Mekka anzeigen, und dem ersten Mimbar, einem kanzelartigen Gestelle. Oberhalb der Kapitäle sind die Bogen sämtlich durch Holzbalken verbunden, welche wohl keinen anderen Zweck gehabt haben, als zum Aufhängen für die vielen Laternen zu dienen, welche diesen Teil der Moschee beleuchten sollen, gleich den vielen Sternen am Himmelszelt, die dem wandernden Araber das Licht geben. Im Jahre 705 erbaut der


Arabischer Kronleuchter (Tsoraiah); Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. (Kairo, Arab. Museum.)

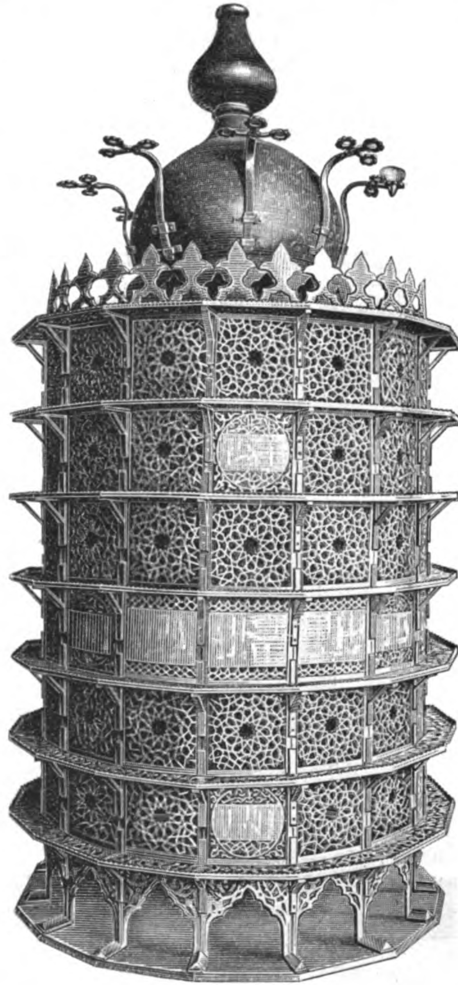
Kalif Walid die große Moschee zu Damaskus. An der ersten Moschee haben zweifellos die Ghassaniden, an der zweiten die Kopten als Baumeister und Bauarbeiter mitgewirkt, streng nach den Anordnungen der organisierenden Mohammedaner. Bei dieser Moschee in Damaskus haben griechische (byzantinische) Baumeister einen wesentlichen Einfluß, wie schon die Form und das Minaret zeigt, das zum erstenmal erscheint. Wir erfahren, daß die Decke von Holz mit Goldeinlagen gemacht war und von ihr sechshundert goldene Lampen herabhingen. Und die vielen Moscheen, die seitdem gebaut worden sind, so verschieden in Bau, Anlage und Ausschmückung sie sein mögen, haben an beweglichen Gegenständen nur den Mimbar, die Dikke, kanzel- und beetartige Gestelle, damit die Koranerklärer über die Menge herausragen, kleine Gestelle zum Auflegen, kleine Schränke zum Aufbewahren des Korans und die Beleuchtungskörper. Es geht daraus hervor, eine wie bedeutende Rolle die Beleuchtungskörper in den Moscheen spielen und wie der Künstler am besten die Form trifft, der die Vervielfältigung der Lichtpunkte, wie sie die Sterne am Himmel geben, in den Formen der Kronleuchter am deutlichsten künstlerisch darstellt.



Arabischer Kronleuchter (Tsoraiah); fünfzehntes Jahrhundert. (Kairo, Arab. Museum.)

Vereinzelt findet man im Orient, besonders in ägyptischen und türkischen Palästen, die elektrische Beleuchtung. Die Gasbeleuchtung ist in den meisten größeren Städten für die wichtigsten und belebtesten Stadtteile eingerichtet. Die Petroleum-Lampe bürgert sich immer mehr ein, fällt aber dem Nachkommen des lichtverehrenden Persers so sehr auf, daß er das neue Gerät in seinen Teppich als Muster einknüpft. — In Damaskus scheint der Verkauf von Petroleum kein unerheblicher zu sein, denn in den Vorstädten und den Dörfern der Umgebung findet man häufig die Decke der Veranden aus Dauben von Petroleumfässern gebildet. Elektricität, Gas und Erdöl sind Beleuchtungsmittel, welche der Occident dem Orient brachte, und damit auch die Form der Beleuchtungskörper, ja diese selbst. Ich habe auf meiner Reise durch Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und europäische Türkei nicht einen einzigen Gaslüster, keine Petroleumlampe gesehen, welche im Orient hergestellt worden wäre.

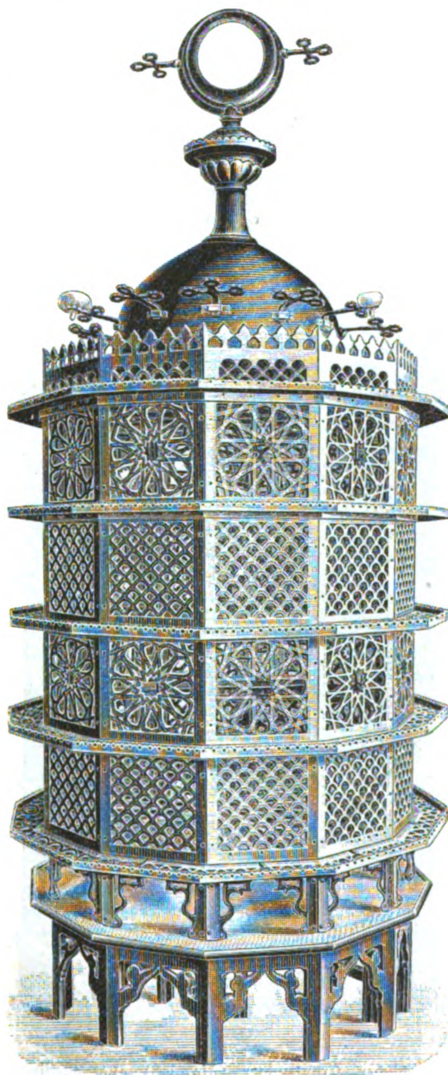
Anders verhält es sich mit dem Kerzenlicht. Zwar hat der Occident verschiedene Kerzenfabrikate, insbesondere die Stearinlichter eingeführt, allein die Träger dieser Beleuchtungsmittel waren im Orient längst erfunden, um die Wachslichter aufzunehmen. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß die wegen ihrer breiten, das Umfallen verhindernden Grundfläche zweckmäßigen Formen von den Kreuzfahrern aus dem Orient mitgenommen wurden und daß die gotischen Leuchter aus Messing und Bronze ihre Vorbilder in den orientalischen Leuchtern haben.


Arabischer Kronleuchter aus Messing. (Kairo, Arab. Museum.)

Die einfachsten, im Orient schon um das Jahr 1000 verbreiteten, in ganz ähnlichen, verwandten und möglicherweise davon abgeleiteten Formen im Occident seit dem vierzehnten Jahrhundert gebrauchten Leuchter giebt Abbild. S. 413. Sie enthält außer der oberen Endigung eines arabischen Kronleuchters sieben verschiedene, häufig vorkommende Arten von Handleuchtern und zwei zur Vervielfältigung der Lichter zur Verwendung kommende Scheiben. Das Material ist meist Gelbkupfer, die Form wechselt hinsichtlich Höhe, Neigung und Durchmesser der hohlen Füße, der Höhe und Gliederung der Säule und der Größe des zur Aufnahme des Lichtes bestimmten Teiles. Meist sind sie glatt, besonders schöne Exemplare für Moscheen haben auch in Silber aufgetragene Inschriften. Solche Prachtstücke haben gewöhnlich einen hohen, hohlen Fuß mit 25 bis 35 Centimetern Durchmesser, und rund um denselben wird dekorativ meist in kufischen Lettern die aus flachem dünnem Silberblech geschnittene Inschrift, die auch auf den Leuchterkörper leicht gearbeitet und an den Rändern unterstochen (schwalbenschwanzartig graviert) ist, vorsichtig eingeschlagen. Man findet fast niemals ganz erhaltene Exemplare, weil das dünne Silberblech in der Mitte leicht abgenutzt wird und dann auch an den Rändern herabfällt. Ein ziemlich gut erhaltenes Exemplar besitzt das Gewerbemuseum in Düsseldorf, das aus einer alten Moschee in Damaskus stammt. Diese Leuchter sind zur Aufnahme von fünf Lichtern befähigt durch eine mit vier Armen versehene Scheibe, deren Mitte in den Lichthalter eingestülpt oder zwischen Säule und Kerzenhalter des Leuchters fest geschraubt ist. Diese und diesen ähnliche Formen sind gleichwohl im Orient selten,

wo der Ölbaum den gebräuchlichsten Brennstoff hergiebt.

Der uralte orientalische Beleuchtungskörper ist das Ölglas, in der einfachsten Form unseren ursprünglichen Nachtlichtern am ähnlichsten. Das Ölglas mit den gläsernen Dochtröhrchen ist es aber auch, dem man heute noch überall, in Moscheen und Palästen, in Hütten und Zelten begegnet. Die Glasbehälter werden in verschiedenen Farben, aber auch in verschiedenen Formen angefertigt: bald nach oben verengt, halbkugelig mit oder ohne hohlen Fuß, bald nach oben zu erweitert in Form eines umgekehrten abgestutzten Kegels oder einer Pyramide, oder auch cylindrisch mit abgeflachtem Rande, sind sie stets mit Draht umfaßt und werden mittelst Kettchen oder Drähten in großer Zahl in Moscheen und vor denselben aufgehangen. Bei festlichen Anlässen brennen in der Gebetshalle (Liwan) der Moscheen viele Hunderte solcher Öllämpchen. Sehr oft werden sie auch in durchbrochene Metallplatten, die auf drei Ketten ruhen, eingelassen und dann wird meist aus verschiedenfarbigen Glasbehältern durch Abwechselung ein Farbenmuster geschaffen.



Arabischer Kronleuchter aus Messing. (Kairo, Arab. Museum.)

Von den ursprünglichen Lichtkronen der Omarmoschee in Jerusalem und der Amr-Moschee in Kairo ist ebensowenig etwas erhalten, wie eine von den sechshundert goldenen Lampen aus der Moschee in Damaskus übrig geblieben ist. In diesem großartigen Bauwerke sind übrigens aus sehr früher Zeit noch zwei riesengroße Kronleuchter erhalten. Ein Metallreifen, ein Meter hoch und mindestens sechs Meter im Durchmesser, vielfach durchbrochen, ist mit einem zwiebelförmigen Metallgerüst verbunden, das an der Kette hängt. Dieses Metallgerüst hat an vielen Stellen Ösen zur Aufnahme von Glasbehältern, ebenso der Reif, und von diesem hängen in angemessenen Zwischenräumen auf kurzen Ketten kleinere Reifen mit einer Anzahl von Ölgläsern geschmückt. Bei Tage sieht dieser Kronleuchter ähnlich aus wie die in neuester Zeit bei Posthäusern in größeren Städten vorkommenden, mit Porzellanglocken geschmückten Türme für die Telephonleitung. Allein bei Beleuchtung ist er

in der Wirkung äußerst unruhig; man mag stehen, wo man will, immer stören die Rippen des Metallgerüstes, das Verschneiden der vorderen mit den rückwärtigen Lichtern, kurzum es ist keine gelungene stilisierte Nachbildung der Verteilung der Sterne am Himmel. Von sehr guter Wirkung sind dagegen die noch häufiger in sehr alten Exemplaren vorhandenen, mitten von den Bogen der einer dreischiffigen Basilika ähnlichen Moschee herabhängenden Lichterkronen. Zierliche, aber doch kräftige Ketten halten eine durchbrochene kreisrunde Platte, durch deren kreisrunde Löcher Ölgläser durchgehen, welche mit ihrem Rande auf der Platte aufsitzen. Diese Beleuchtungs-Körper lassen sich leicht reinigen und leicht füllen, sie sind wie ein stilisierter Teil des mit Sternen besetzten Himmels, sie erzielen die Wirkung durch Vielheit des Motivs (Ölglas) und ermöglichen einen Wechsel des Effektes durch entsprechende Wahl und Gruppierung verschieden gefärbter Glasbehälter.


Arabischer Kronleuchter (Tsoraiah) aus Messing.
(Kairo, Arab. Museum.)

Die Verschiedenartigkeit der Form und der Schwere der Lichtkronen hat auch Einfluß auf die Festigkeit der Kette, an der sie hängen, ausgeübt und das Bedürfnis, auch hierbei die Lust zur Verzierung zu zeigen, zur Steigerung der Wirkung mitgeholfen. Bald sind es einfache Ketten, aus gleichen kreisförmigen Ringen gebildet, die, weil sie bei einem Glied den Hohlraum, beim zweiten den Reif zeigen, die einfachste Abwechselung haben; bald wechseln kreisrunde mit ovalen Gliedern ab, bald sind Metallkugeln dazwischen eingehängt oder kürbisähnliche Metallflaschen, die der Silhouette Leben und Abwechselung geben; ähnlich ist ja auch der Reiz, den in den koptischen Kirchen die zwischen die Ampelketten eingeschobenen Fayence-Eier mit den Bemalungen der Cherubim hervorbringen. Auch Metallformen, welche in der Gestalt des nach unten erweiterten Tropfens nach abwärts und auf die Last hinweisen, finden sich, und selbst an den Spitzen durchbohrte Würfel unterbrechen den sonst beständigen einfachen Wechsel der Ringe, als sollten sie auf die noch breitere Krone des Beleuchtungskörpers vorbereiten. Die neueren Ketten zeigen keine solchen Zwischenglieder mehr, ja, es sind meist keine festen Glieder, sondern dünne, an beiden Enden umgebogene Eisenstangen, von denen eine in die andere

und in die letzten der Kronleuchter eingehängt wird.

Die Veranlassung zur Bildung der beliebtesten Form der Lichtkronen in Moscheen und Palästen gab wohl die zauberhafte Wirkung, welche die beleuchteten Spitzen der Minarets während des Fastenmonats Ramazan haben. Von den Brüstungen hängen in gleichen Abständen auf Stangen solche farbige Öllämpchen; sie erscheinen dem Beschauer, der in der klaren südlichen Nacht die Hauptumrisse der Minaretspitzen darüber sieht, wie ein in der Luft schwebendes farbiges Ornament.

Einen solchen arabischen Kronleuchter, welcher in Anlehnung an die Formen der Minaretspitzen komponiert ist, zeigt Abbildung S. 414. Aus den wenigen erhaltenen Öllämpchen, welche 20 bis 25 Centimeter Durchmesser haben, läßt sich die Größe dieses altertümlichen Moschee-Kronleuchters bestimmen, der sehr wahrscheinlich zwischen 1410 und 1420 angefertigt worden ist. Er ist aus Messing, ein siebenseitiges, nach oben zu sich verjüngendes hohles Gestell, durch stark heraustretende, zur Aufnahme von Öllämpchen durchbohrte Galerien in drei Teile geteilt, von denen der obere und untere ein im Orient sehr beliebtes geometrisches Ornament durchbrochen zeigt, der mittlere dagegen meist mit einer aus dem Koran stammenden Inschrift in Gravierstich geschmückt ist. Darüber ist ein siebenseitiger, mit Öffnungen, wie sie auch sehr oft an den Handleuchtern sich finden, um leichter den Rest der Wachskerze herausheben zu können, versehener Teil; über diesem befindet sich die getriebene Zwiebel, deren Spitze an der Kette befestigt ist, an welcher die Lichtkrone hängt. Wegen seiner Größe hat er, wie dies oft bei Moscheenkronleuchtern zu finden ist, Füße, auf welche er, wenn er zum Füllen und Reinigen der Lämpchen herabgelassen wird, gestellt wird. Wo die Seitenflächen zusammenstoßen, ist bei jeder der drei Abteilungen ein dreiarmiger horizontaler Träger, in welchen drei verschiedenfarbige Lämpchen eingelassen werden; auf der Zwiebel sind deren fünf, was allein achtundsiebzig Lämpchen giebt. Dazu kommen in den Galerien vierundachtzig Löcher, in welche solche Lämpchen eingesetzt werden. Diese hundertzweiundsechzig Lichter genügen noch nicht. Das Gestell ist an dem Orte, wo sich die unterste Galerie befindet, mit einer durchbrochenen Messingplatte abgeschlossen, in welcher an fünfzig Lampen hängen, die in verschiedenen Farben so gewählt sind, daß sie, von unten besehen, eine schöne, vielfarbige Rosette bilden. Auch die dritte, zweite und die oberste Etage sind mit solchen Platten, in welche Lampen eingelassen werden, versehen. So mag dieser Kronleuchter, ganz ausgenutzt, etwa dreihundert farbige Öllichter haben, die in der geräumigen,

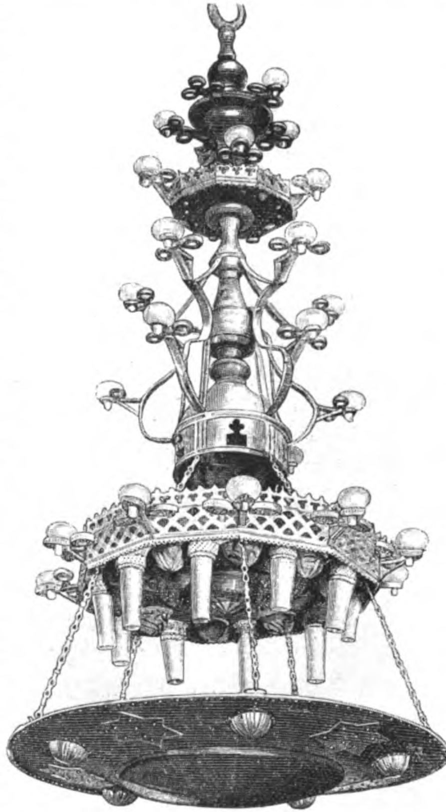


Arabischer Kronleuchter aus Messing.
(Kairo, Arab. Museum.)

hohen Gebetshalle der Moschee mit den Stalaktitenpendatifs eine zauberhafte Wirkung hervorbringen. Das durchbrochene Metallornament von innen und außen beleuchtet glänzt effektvoll im Luftraum, der Koranspruch schwebt in den Lüften dunkel, vom Licht umgrenzt; man sieht fast nur Lichter, die kunstvolle Ornamente in Farbenschmuck bilden, während am Tage ein majestätischer Kronleuchter von schöner, eigenartiger Form sich zeigt.

Noch viel größer und darum wohl auch mit weit mehr Lichtern wird der Kronleuchter ausgestattet gewesen sein, von dem wir nur den obern, reich ciselierten, durchbrochenen, mit Galerien, Türmchen und Zinnen geschmückten Teil auf der Abbild. S. 415 erblicken. An dieser altertümlichen, in der Form den Minaretspitzen verwandten Ruine fehlen die Lämpchen, von denen wohl an zweihundert Stück bloß auf dieser kleineren Hälfte des großen Kronleuchters angebracht waren. Selbst die Türmchen, die mit vielen Staubfäden geschmückten Blumen gleichen, werden mit kleinen Ölgläsern ausgestattet und bereichern den Kronleuchter mit Lichteffekten.

Eine andere Art von Lichtkronen, von der früheren abgeleitet, aber nicht mehr an die Minaretspitzen gemahnend, geben die Abbildungen S. 416 und 417: es sind sehr große cylindrische Messinggestelle, welche teilweise Gravierungen mit Koransprüchen, Inschriften, Lobsprüchen u. dgl. enthalten, zumeist aber mit Ornamentformen in durchbrochener Arbeit versehen sind, denen wir bei den Mohammedanern sehr oft begegnen; nicht bloß in Metall, auch in Stuck, Thon, Bein, Holz und in den Stoffen.



Arabischer Kronleuchter (Tsoraiah); fünfzehntes Jahrhundert. (Kairo, Arab. Museum.)

Gerade in diesen Ornamentformen sind die mohammedanischen Bauten Ägyptens, Nordafrikas und Spaniens während der Herrschaft der Mauren am reichsten. Sie sind das Werk mühsamster und sehr geschickter mathematischer Berechnung, durchaus nicht willkürlich eingeteilt; an ihnen übte sich der Ornamentist, dem die Verwendung von Menschen- und Tierformen zu Verzierungszwecken verboten war, und der, wenn er selbst die Pflanze nachzubilden verschmähte, jedenfalls der Gefahr entging, ein lebendes Wesen nachzubilden. Dem Perser und seinen östlichen Nachbarn dagegen war die Lust zu fabulieren und die Anwendung von Tier- und Menschengestalten, von erfundenen Geschöpfen und seiner formenreichen Pflanzenwelt in jahrhundertelanger Übung so zu eigen geworden, daß er nicht davon abließ troß des Korans. Wir finden darum an persischen Lichtkronen eine viel größere Abwechselung von verzierenden Motiven, die auch in den jüngeren Schöpfungen von Damaskus zur Erscheinung kommen. So besitzt das Gewerbemuseum in Düsseldorf in sei-

ner Sammlung orientalischer Kupferzinngefäße einen seltsam geformten Ölhandleuchter. Die Form des Leuchters ist den auf Abbildung S. 413 dargestellten Handleuchtern ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß der Teil, der bei diesem zur Aufnahme der Wachskerze bestimmt ist, hier zu einem Behälter für das Öl erweitert ist. Dieser Behälter wird durch eine, einer umgekehrten Schale ähnliche Form verdeckt, welche in der Mitte eine Öffnung für den Docht hat. An vielen Stellen ist der Leuchter, namentlich aber die Wand der Schale, reich mit geschwärzten Gravierungen verziert, die teils Pflanzenornament, teils Jagdscenen darstellen.

Die Lichtkronen an den großen auf S. 416 und 417 abgebildeten Beleuchtungskörpern sind innen und außen reich und vielfarbig beleuchtet. Schon an der steten Wiederholung derselben Muster, an der roheren Gravierung ist zu erkennen, daß sie einer späteren Zeit angehören; das ist auch mit Abbild. S. 418 der Fall, einer Lichtkrone, welche mit den mittleren getriebenen Pflanzenornamenten bei Tage wirksamer ist als bei Beleuchtung, also schon durch ihre Komposition nicht mehr die Berechnung der Lichtwirkung in den Vordergrund schiebt. Das Pflanzenornament ist die stilisierte Erbse, aber schon in einer späten Umbildung, welche die Urform kaum mehr erkennen läßt. Dieser Kronleuchter hat eine obere Endigung, wie sie zusammen mit den Handleuchtern auf S. 413 abgebildet ist.

Wieder eine andere interessante und ausbildungsfähige Form giebt die in vielen, in Gestalt und Größe, in Zeichnung und Ornament verschiedenen Exemplaren im Orient verbreitete Gattung, von welcher ein Muster aus dem arabischen Museum in Kairo in Abbild. S. 419 dargestellt ist. An einer großen, gerippten, durchbrochen gravierten, außen und innen beleuchteten Kuppel hängt an Ketten, etwa einen Meter tiefer, eine mit einer durchbrochenen Galerie versehene Platte, an welche wieder runde gravierte Umsäumungen für die Glaslämpchen angelötet sind. Sind die farbigen Gläser eingesetzt, dann sehen die Umsäumungen wie Blumenkelche, die Lämpchen (Kindils) wie Knospen aus. Auch hier werden die Farben der Gläser so geordnet, daß sie ein regelmäßiges Rosettenmuster ergeben; ein neuer Reiz entsteht dadurch, daß die Glaslämpchen von verschiedener Größe und Länge sind.



Arabische Laterne (Fanûs); fünfzehntes Jahrhundert. (Kairo, Arab. Museum.)

Unseren Messingleuchtern, wenigstens in seinem oberen Teile, am nächsten verwandt ist der in Abbild. S. 420 dargestellte arabische Kronleuchter. Beachtenswert ist der untere Abschluß, der aus einer flachen, großen Metallschüssel besteht. Diese hat an fünf Stellen größere Öffnungen, in welchen eine bald metallene, bald farbig emaillierte kugelige Lampe eingesetzt ist. Zwischen je zwei derselben befindet sich eine sechseckige mit Löchern in gleichen Abständen versehene Platte; durch die Löcher dringt das Licht der darüber befindlichen Öllampen und zeichnet das Muster mit farbigen Lichtpunkten auf den Estrich der Gebetshalle.

In diesen wenigen Beispielen sind die Hauptformen der mehrere Meter hohen, oft auch mehrere Meter Durchmesser aufweisenden großen Kronleuchter für die Moscheen gegeben, soweit uns solche aus

der Zeit vom elften bis siebzehnten Jahrhundert erhalten geblieben sind. Die meisten Stücke und leider auch solche zu Bauten gehörend, deren künstlerisch großartige Architektur prächtige Formgedanken in den Werken der Kleinkunst erwarten ließen, sind wohl erst in unserem Jahrhundert zu Grunde gegangen, zerbrochen, zu gewöhnlichem Messinggerät umgeschmolzen worden. Ich habe es ja selbst vor kaum zwanzig Jahren in Deutschland gesehen, daß ein Uhrmacher einige Hundert der zierlichsten, eine Fülle reizvoller Gedanken des Komponisten aufweisenden Spindelkloben mit Menschenköpfen, Tierfratzen, lebensvollen Arabesken und Blattwerk geschmückt für den Metallwert an einen Mann verkaufte, der sie zu einem unförmlichen plumpen Messinggewicht umformte. Daß in dieser Zeit im Orient, namentlich in Kairo, wo die brotlos gewordenen Familien der Tempelhüter in Not gerieten, ein Gleiches geschah, darf uns darum nicht wundern. Allein die wenigen erhaltenen Beispiele geben heute noch ein herrliches Zeugnis für das große Kompositionstalent der arabischen Architekten, die diese Lichterkronen entworfen haben. Ihr Element war die einfache, unserem gewöhnlichen Nachtlicht ähnliche Öllampe als Lichtspender, den großartigsten Effekt erzielen sie durch ihre Zahl, geschickte Verteilung der Lampen, Lampengrößen, Lampenformen, Lampenfarben, durch die durchbrochene Musterung des Vorder- und Hintergrundes, kurzum durch die vielseitigste Anwendung des Gedankens, beim Beleuchtungskörper in erster Linie das Licht in origineller Weise leuchten zu lassen.



Arabische Hängelampe (Fanûs); fünfzehntes Jahrhundert. (Kairo, Arab. Museum.)

Wir können uns nur undeutlich eine Vorstellung von dem Reichtum und der schönen Wirkung der vollständigen Beleuchtung einer der ältesten Moscheen — etwa der Amrmoschee in Kairo — machen, obwohl wir mit Lichtmaterial heute, wo wir die ganzen Häuser mehrere Mal mit Gasröhren überziehen, die in Entfernungen von fünf bis zehn Centimetern durchbohrt sind, zwar sehr verschwenderisch umgehen; aber wir ziehen gleichfarbige Lichtlinien, wogegen dort sich perspektivisch wirkende Punktreihen zeigen, welche noch obendrein in den Farben Abwechselung aufweisen. Dazu kam noch das Spiel der Reflexe von den goldenen Laternenkörpern. Schon die Eingänge zu den Moscheen waren mit Lichtern geschmückt; von den Holzbalken zwischen den Säulen, auch von der Mitte der Bogen hingen Laternen herab; sehr häufig war, mit den kostbarsten Lampen und etwas dichter, um aus dem Lichtermeer sich noch besonders hervorzuheben, die Kibla, die Nische, welche die Richtung von Mekka anzeigte und die Stellung bestimmte, die der Araber beim Beten ein-

zunehmen hatte. Auch der Mimbar und die Dikke sind so gebaut, daß sie ebenfalls eine große Zahl von Lichtern tragen können, die ihre Umrißlinien hervorheben. Wenig beleuchtet waren die mit einzelnen Moscheen verbundenen Grüfte, dagegen sind die Brunnen in der Mitte der Moscheenhöfe wieder lebhaft mit Lichtkörpern geschmückt gewesen.

Sehr viele eigenartige Gestaltungen, meist als Vereinfachungen der großen Moscheekronleuchter aus der mächtig hohen Gebetshalle, weisen die vielen uns noch erhaltenen kleineren Lampen auf, welche in den kleinen Nebenräumen der Moscheen hängen, häufig auch noch in Privathäusern gefunden und zum Teil auch in der Gegenwart im Orient angefertigt werden. Bei den Privathäusern, man darf wohl sagen, nur bei den Palästen und palastartigen Bauten, kommen Lüsterkronen und Laternen vor; man muß jedoch dabei zwei Haupttypen der Wohngebäude unterscheiden. In Ägypten ist es die Mandara, der große Empfangsraum, der mit einem Wasserbassin und einer Fontäne geschmückt ist und dessen Höhe der Höhe des ganzen Baues gleichkommt, so daß den männlichen Hausbewohnern von der ersten, den weiblichen von der zweiten Etage das Beobachten der Besuche möglich war; von einer langen, reichgegliederten Kette hat ein schöner Kronleuchter herabgehangen und die Lichtchen spiegelten sich, wie die Sterne im See, im Bassin des Empfangssaales. In Syrien (Damaskus) dagegen haben die Paläste mehrere kleine, reichgeschmückte Empfangsräume, je zwei an den vier Seiten des Hofes, und dazwischen je einen mit niedrigen Bänken und bunten Kissen und Teppichen geschmückten offenen Raum. In den ersteren sind nur kleinere Laternen zur Beleuchtung angebracht, oder Lüster wie Abbild. S. 420, aber von geringerem Umfang, und der Effekt des Wiederspiegelns der kleinen Lämpchen von den Decken, wo dazwischen farbig und durch Vergoldung reich geschmückte Spiegelchen eingesetzt sind, deutet wieder auf eine Erinnerung des Komponisten an das Sternenzelt. Bei den Hohlräumen, welche spitzbogig sind, hängt von der Spitze an einer einfachen Kette eine einfachere Lampe herab. Die Abbild. S. 421 zeigt die einfachste Form, ein nach unten zu erweitertes hohles Messinggestell, hier sechsseitig, sonst aber häufig siebenseitig mit rundem Abschluß oben und mit einer durchbrochenen Platte unten. Die Seiten sind teils durchbrochen, teils graviert und mit Inschriften und Namenszügen in ornamental behandelter arabischer Schrift versehen. In die untere Platte sind einundzwanzig ornamentierte Metallhülsen eingesetzt, welche zur Aufnahme cylindrischer, verschieden gefärbter Öllämpchen dienen. Abbild. S. 422 ist noch mehr eine verkleinerte Kopie der großen Lichterkronen, indem an den Ecken, wo die Seitenflächen zusammenstoßen, dreiarmige Lampenhalter eingehängt werden, ebenso in der darüber befindlichen Metallkuppel und auf einer darüber angebrachten Scheibe zeigen sich die Löcher zur Aufnahme von noch mehr Lichthaltern.



Arabische Laterne (Fanûs); fünfzehntes Jahrhundert. (Kairo, Arab. Museum.)

Eine Seite des Messinggestelles ist offen, um die Glaslämpchen bequem herausnehmen, reinigen und füllen zu können. Auch die auf S. 423 abgebildete Hängelampe (Fanûs) enthält eine Anzahl von Lampen zusammengefaßt und in den Boden eingelassen.

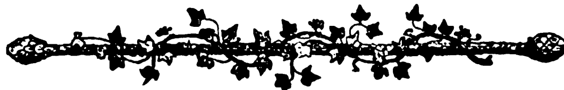
Bei allen bisher erwähnten Kronen und Ampeln ist der gläserne, der Licht enthaltende Körper mit Metall verbunden, in das Metall gefaßt. In den ärmeren Moscheen, aber auch in solchen, welche eine entwickelte Thonindustrie in der Nähe haben, findet man auch Ampeln aus Fayence durchbrochen mit einer so weiten oberen Öffnung, daß ein Ölglas ohne Fuß hinein gegeben werden konnte. Die Ampelwände ließen dann das Licht in dem bestimmten Muster durch. Es war dies ein schlechtes und geringwertiges Surrogat für die Metalllüster, obgleich auch da der orientalische Formensinn reiche Blüten treibt und stets das Hervortreten des Lichtes berücksichtigt wird. Man findet aber auch, aus den Moscheen stammend, im arabischen Museum Proben jener seltenen, uralten, sehr kostbaren emaillierten Glasvasen (s. vorstehende Abbild.), die wohl zumeist in den Kammern neben der Gebetshalle, in welchen sich der Sarkophag der Kalifen und Mameluken befand, verwendet wurden. Solche kostbare Proben der frühen Glasindustrie des Orients wurden schon zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa mitgenommen; in der Stephanskirche in Wien fanden sich einige mit Blut und mit Asche von Heiligen gefüllt. Sie haben durch die Eigenart ihres Schmelzes und die Gesamtfarbenwirkung das Interesse der Glasindustriellen erregt. Der hervorragendste Vertreter der österreichischen Glasindustrie, L. Lobmeyr, benutzte diese Grabvasen als Vorbilder für eine sehr beliebt gewordene Gruppe seiner Fabrikate. An den alten Glasampeln ist kaum eine Stelle unverziert. Die Verzierung setzt sich aus verschieden großen und verschieden gemusterten Bändern zusammen, welche rings um die Ampel laufen; sehr häufig sind Schriftbänder in Verwendung mit Koransprüchen, Gebeten und dergleichen.


Arabische Hängelampe aus Glas emailliert. (Kairo, Arab. Museum.)

Häufiger noch als den emaillierten Glasvasen für Beleuchtungszwecke begegnet man ähnlich geformten Lampen aus Metall mit lehrreich und anregend verzierten Ketten. Diese Hängevasen sind das Vorbild für die Ampeln in katholischen Kirchen, in denen das ewige Licht brennt. Auch da ist es ein einfaches Glas, aber der Metallkörper, der dies trägt, ist fast niemals durchbrochen. Das reiche Spiel, das die Orientalen mit dem Licht trieben, haben die Architekten des Westens nicht ausgebeutet. Der Metallkörper der Hängevasen und Ampeln in den katholischen Kirchen ist nur selten durchbrochen und dann auch nicht zu dem Zwecke, das Licht durchzulassen; das Glaslämpchen ist stets an dem oberen Ende angebracht und meistens so tief eingesetzt, daß in der Nacht nur ein schwacher Lichtpunkt wahrzunehmen ist; in den Moscheen des Orients dagegen verbreiten die durchscheinenden farbigen Glasampeln einen milden Lichtschimmer über den Raum, und die durchbrochenen Lichtkronen erhellen ihn zauberhaft durch das farbige Lichtornament.

Von den Grundsätzen der orientalischen Beleuchtung der Moscheen hat sich in europäischen Kirchen nur in der Weihnachtskrippe einiges unverstanden erhalten. Die venetianische Glasindustrie und die böhmische Industrie der geschliffenen Gläser hat den Reflex als belebendes Motiv für die Lichtkronen angewandt, der sehr wirksam ist und darum auch von den Orientalen gern aufgegriffen wurde. Es finden sich solche Lüster behangen mit geschliffenen, das Licht brechenden Glasteilen in den Moscheen nicht selten und sind das Beste, was in moderner Zeit sich daselbst an Beleuchtungskörpern zeigt. Denn selbst die wichtigsten Moscheen, wie die von dem verstorbenen Vicekönig von Ägypten benutzte Alabastermoschee, zeigen eine wenig kunstvolle Beleuchtung. Zwar fehlt es nicht an einer überaus großen Anzahl von Glaslämpchen. An Ketten hängen sie in Mengen von den Balken, von den Arkaden der Moschee herab oder von dem riesigen kreisrunden Metallreifen, allein es ist kein Schmuck an der Krone oder an den Ketten zu sehen, kein Gedanke in der Verteilung der Farben, keine Abwechselung in der Form der Lämpchen, keine sinnvolle Benutzung des Lichtspenders zu geschmackvollen, anregenden Ausgestaltungen.

Anregend aber für die Komposition moderner Beleuchtungsgegenstände sind in hohem Maße die alten arabischen Muster, welche jetzt für uns von großem Werte sind, weil sehr häufig in modernen üppigen Wohnhäusern kleine orientalische Gemächer eingerichtet werden. Die Musterzeichner des Westens wußten mit dem Licht als solchem nicht viel anzufangen; ob es sich um Entwürfe für Leuchter, Petroleumlampen, Gaskronen handelte, immer war der wagerechte Brenner mit der Flamme nach aufwärts ihnen eine große Beschränkung; erst bei der Ausbildung der Körper für elektrisches Licht lernen sie das Licht selbst bei den Kompositionen benutzen, weil sie die Glühlämpchen in jede beliebige Lage bringen können, aufrecht, nach abwärts, schräg, wie es ihnen eben paßt; ihr ganzer Fleiß, ihre ganze Phantasie wurde auf die künstlerische Ausgestaltung der übrigen Teile der Beleuchtungskörper verwendet. Auch der Orientale mußte mit dem textilen Docht im flüssigen Öl rechnen und war ebenso beschränkt. Er aber ersann es, das Licht in den Dienst seiner Entwürfe zu stellen. Mit dem einfachen Elemente des Glaslämpchens giebt er auf engem Raum eine reiche, vielfarbige, zu Musterungen gruppierte Lichtquelle, die bei dem eigenartigen Aufbau der Metallkronen meist vorzüglich das Hängen, ja das Schweben des Lichtes in der Luft zum Ausdruck bringt. Der fromme Besucher der weiten Gebetshallen sieht, wenn er die erste Sure des Korans am späten Abend betet und mit erhobenen Händen aufblickt, hoch über sich die vielen Lichter, wie Sterne am Himmelszelt, und wenn er hinkniet, um den Boden zu küssen, findet er auf demselben als Wiederschein eine bunte Rosette. So geben diese Lichtkronen phantastische und mystische Wirkungen, wie der Orientale sie liebt.





Für den Weihnachtstisch.

Auch in diesem Jahre folgen wir dem alten Gebrauch und geben unseren Lesern eine kurze Übersicht der neu erschienenen litterarischen Festgeschenke, wie dies kurz vor Weihnachten stets geschah. Da unsere Nummer für Dezember frühzeitig zum Druck fertig sein muß, ist die Auswahl vorläufig keine sehr große, und wir werden wohl in dem Hefte für Januar noch eine Nachlese bringen müssen. Einstweilen erwähnen wir das interessante Prachtwerk **Murillo** von Karl Justi, welches in Leipzig bei E. A. Seemann erschienen ist. Der bekannte Kunstforscher sagt in der Vorrede, daß er nur eine Skizze vom Leben und Schaffen des großen spanischen Meisters gebe, aber seine Arbeit zeugt derart von Sachkenntnis und tiefem Eindringen in die charakteristischen Eigentümlichkeiten Murillos, daß jeder Kunstfreund das Werk mit voller Befriedigung lesen wird. Es sind demselben drei Illustrationen in Kupferätzungen und etwa dreißig Bilder in Holzschnitt und Autotypie beigegeben, wodurch das künstlerische Wirken des großen Spaniers auch bildlich recht vielseitig vorgeführt wird. — Ein sehr hübsches Prachtwerk hat auch der C. F. Amelangsche Verlag in Leipzig herausgegeben: **Lieder und Bilder** in Zeichnungen von Bertha Bagge. Unsere großen Liederdichter Uhland, Eichendorff, Rückert, Möricke, Reinick, W. Müller werden uns hier in viel gesungenen Dichtungen vorgeführt, und die Bilder von Bertha Bagge, welche in der Anstalt von Meißenbach, Riffarth u. Co. in Berlin autotypisch hergestellt sind, wirken sehr stimmungsvoll. Die Verlagshandlung hat uns eins der Blätter in verkleinertem Maßstabe überlassen, und wir fügen dasselbe als Probe gern hier ein. — Ein sehr wertvolles, prächtig und gediegen ausgestattetes Festgeschenk ist die zweite Auflage der **Geschichte der deutschen Litteratur** von Otto von Leixner, welche bei Otto Spamer in Leipzig erschienen ist. Wir kommen später auf das treffliche Werk zurück und erwähnen hier nur, daß der sehr stattliche Band ganz ausgezeichnet illustriert, dabei gründlich umgearbeitet und bis zur Gegenwart fortgesetzt ist. Von den Bildern verdienen einige Porträts aus der neuesten Zeit vollste Anerkennung. — Von dem **Grundriß der Geschichte der bildenden Künste** von Dr. Adolf Fäh, die in der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau erscheint, liegt der zweite Band vor, der die Kunst des Mittelalters behandelt. Mit dem dritten Bande, der die Kunst der Renaissance bringt, ist das auf gründlichem Studium beruhende Werk abgeschlossen. Die bekannte Verlagshandlung hat demselben zahlreiche Illustrationen beigegeben und überhaupt für eine gediegene Ausstattung gesorgt. — Ein reizendes Weihnachtsgeschenk bildet das bei J. Engelhorn in Stuttgart erschienene Werkchen, welches nach dem französischen Original der Jeanne Schultz von Emmy Becher übersetzt, mit allerliebsten humoristischen Illustrationen von E. Bayard versehen ist und den originellen Titel führt **Was der heilige Joseph vermag**. Ein junges Mädchen fühlt sich in der Einsamkeit des Landlebens in Gesellschaft einer grämlichen Tante unbefriedigt und erwartet von Tag zu Tag eine wunderbare Veränderung ihres trübseligen Lebens. Sie hat einer silbernen Statuette des heiligen Joseph einen Altar errichtet und betet dort täglich um Erfüllung ihrer Hoffnungen. Als aber nichts Wunderbares geschieht, ergreift sie eines Tages in hellem Zorn die Statuette und wirft sie durchs Fenster. Unten geht gerade ein junger Mann vorbei, der von dem silbernen Standbildchen am Kopfe getroffen und so schwer verletzt wird, daß man ihn trotz des Widerspruchs der Tante ins Haus bringen und verpflegen muß. Was dann weiter geschieht, ist nicht schwer zu erraten, und der heilige Joseph bewährt eben doch seine Wunderkraft. — Im Verlage von Adolf Titze in Leipzig ist das reizende Geschenkbuch **Lebens-Lieder und Bilder**, Liederkreis von Adelbert

von Chamisso, mit den anmutigen Illustrationen von Paul Thumann in diesem Jahre in zwölfter Auflage herausgekommen, Beweis genug für die große Beliebtheit dieses nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Prachtwerkes, das sich überdies durch verhältnismäßig billigen Preis empfiehlt. — In demselben Verlage erschien ein reich illustriertes und auch sonst hübsch ausgestattetes Buch über **Helgoland** von Adolf Lipsius, welches in erschöpfendem Maße die jetzt deutsche Insel nach allen Richtungen schildert. — Ferner erschien in demselben Verlage ein hübsches Buch für junge Mädchen, welches den Titel führt **O du selige Backfischzeit**, mit Bildern und Vignetten von René Reinicke und begleitendem Text von Frida Schanz, alles recht geschmackvoll und leicht humoristisch gehalten. — Von übersprudelndem Humor ist ein neues Werkchen von Edwin Bormann: **’S Buch von Klabberstorche**, selbstverständlich in Leipziger Mundart, mit drolligen Bildern von Georg Schöbel, eine sehr erheiternde Dichtung, die in vielen Fällen besonders geeignet sein wird. — Eine jedenfalls überall willkommene und nach allen Richtungen hin empfehlenswerte Gabe ist die neue, das heißt dritte vermehrte Auflage der **Gedichte** von Ernst Scherenberg. (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) Die Ausstattung ist höchst geschmackvoll, und daß die Muse dieses Dichters sowohl bei lyrischen Ergüssen wie auch bei Gelegenheitsdichtungen sich nur in edel empfundener und formvollendeter Weise ausspricht, ist bekannt. Mag er uns von Liebesglück und Liebesleid, von Naturschönheit und Wanderlust singen oder dem Vaterland und seinen Heroen vollwichtige Strophen weihen, immer weiß er uns durch den Inhalt zu ergreifen und durch die Form zu befriedigen. — Hübsch ausgestattete Kinderbücher liegen uns bis jetzt aus dem Verlage von Herm. J. Meidinger in Berlin vor. Die Einbände sind in neuestem Geschmack und die bunten Bilder korrekt und farbenreich. Besonders empfehlen möchten wir das Märchenbuch **Aus dem Zauberland**, worin Elisabeth von Beckendorff eine Auswahl klassischer Märchendichtungen nach Chamisso, Tieck, Hauff, Fouqué, Arndt, E. T. A. Hoffmann und Brentano erzählt. Das Buch hat fünf bunte Bilder und ist bereits in vierter Auflage erschienen. — Neuere Märchen bietet die Sammlung **Unter Feen und Gnomen** von A. Herding. Diese Sammlung ist für Kinder von acht bis zwölf Jahren bestimmt und ebenso ausgestattet wie die vorhergenannte. — In derselben Ausstattung ist die dritte Auflage der Erzählung **Die Gold-**



Verkleinerter Ausschnitt eines Blattes aus „Bagge, Lieder und Bilder“.
(C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.)

sucher in **Australien** von Arthur Springer erschienen; sodann sind bei Meidinger erschienen die zweite Auflage von **Unter Dornen erblüht** von Oskar Höcker und **Evas Lehrjahre** von Elisabeth Halden, letztere beiden haben nur ein nicht koloriertes Titelbild. — Für die reifere Jugend ist ein zweibändiges Werk zu empfehlen, das unter dem Titel **Illustrierte Naturgeschichte** von Dr. Ewald Hause im Verlage von Enßlin u. Laiblin in Reutlingen erschienen ist. Der erste Band enthält Mineralreich und Pflanzenreich und der zweite, etwas stärkere Band das Tierreich mit dem Schlußkapitel über den Menschen. Beide Bände sind mit Abbildungen in Farbendruck geschmückt und man kann dem Verfasser, Dr. Hause, das Zeugnis geben, daß es ihm gelungen ist, den richtigen Ton zu treffen, um für die Jugend und das Haus ein ebenso nützliches wie erfreuliches Werk zu liefern. Die Verlagshandlung hat dasselbe vortrefflich ausgestattet. — Auch aus dem unermüdlichen Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig sind einige sehr schöne und gediegen ausgestattete Bücher für die reifere Jugend erschienen. Im vorigen Jahre erschien unter dem Titel „Berthold der Getreue" der erste Band einer Reihe von kulturgeschichtlichen Erzählungen, die den gemeinschaftlichen Titel führten „Für Kaiser und Reich" und vom Verfasser, Ferdinand Sonnenburg, der erwachsenen evangelischen Jugend gewidmet waren. In diesem Jahre folgt nun der zweite Band unter dem Titel **Irnfried und Erwin**, der sich als selbständiges Ganze dem ersten Bande anschließt. Den Schauplatz bildet hauptsächlich die Stadt Worms, wo das Aufblühen des Bürgersinnes in den Kämpfen zwischen dem Kaiser und der Kirche sich bewährt. Der Standpunkt des Verfassers tritt überall deutlich hervor, aber auch sein Talent für fesselnde und lebhaft bewegte Darstellung. — Auf seinem eigensten Gebiete bewegt sich Friedrich J. Pajeken in seiner Erzählung aus dem Westen Nordamerikas **Ein Held der Grenze**. Der Verfasser hat der reichbewegten Erzählung mancherlei historische Vorgänge zu Grunde gelegt und der Maler Johann Gehrts hat eine Anzahl ansprechender Bilder dazu geliefert. — Recht zeitgemäß für die reifere männliche Jugend ist das Buch **Jederzeit kampfbereit**, welches von Oskar Höcker und Arnold Ludwig unter Mitwirkung militärischer Fachmänner verfaßt und sehr reich illustriert ist. Nach einem kurzen Überblick über die Entwickelung des deutschen Heerwesens bis zu den Tagen des großen Kurfürsten finden sich dann einzelne Schilderungen aus dem Kriegs- und Soldatenleben der preußischen Armee bis zur Gegenwart. Nachdem der Heeresstand unter Kaiser Wilhelm II. zum Schlusse geschildert ist, folgt als Anhang noch eine Geschichte der Militärmusik. Man kann wirklich sagen, daß dies Buch die Entwickelung des deutschen Heerwesens unter dem großen Kurfürsten und den preußischen Königen, sowie endlich auch die militärischen Verhältnisse des neuen Deutschen Reiches in erschöpfender und ungemein anschaulicher Weise darlegt. — Für das reifere Mädchenalter eignet sich besonders ein Band von Schilderungen aus demselben Verlage, die sich auf das Wirken der europäischen Missionäre in Ostindien beziehen und dabei namentlich die weibliche Mitwirkung betonen. Das Buch heißt **Unter Palmen** und stammt aus der bewährten Feder von Brigitte Augusti. Es ist mit vielen hübschen Abbildungen versehen. — Als Romannovitäten, die sich zu Festgeschenken eignen, nennen wir die bei J. Engelhorn in Stuttgart in einer hübsch ausgestatteten Salonausgabe erschienenen fünf Bände der Romanreihe **Blau Blut** von Ernst von Wolzogen. Die Bände enthalten: „Die Kinder der Excellenz", „Die tolle Comteß" und „Der Thronfolger". In einem Vorwort kennzeichnet Wolzogen den Standpunkt des heutigen Adels gegenüber dem stillen Verbande der geistig hervorragenden Glieder der Gesellschaft. — Ferner zu empfehlen ist der neueste Roman **Themis** von Ernst Eckstein, welcher in der rühmlich bekannten „Grote-schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" erschienen ist. — Sodann ist der Roman **Das Leben auf der Walze** von Wolfgang Kirchbach, welcher vom Verein der Bücherfreunde (Friedrich Pfeilstücker) in Berlin herausgegeben ist, zu erwähnen. Auf diese beiden hier nur namhaft gemachten Werke kommen wir später zurück. — Von Felix Dahn liegt eine Erzählung **Die Finnin** aus dem Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig, sehr zierlich gebunden, vor. — Unter dem Titel **Schiller-Erinnerungen** hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart in elegantem Umschlag zwanzig Kartons in photographischem Lichtdruck erscheinen lassen. Es sind die Porträts der ganzen Familie unseres Lieblingsdichters und außerdem einige Örtlichkeiten, die auf ihn Bezug haben; ein sehr ansprechendes Geschenk für alle seine Verehrer. — Ein wertvolles, reich und schön ausgestattetes Buch ist auch **Eine Pußtenfahrt**, Bilder aus der ungarischen Tiefebene von Franz Woenig, illustriert von A. Klamroth (Leipzig, Karl Jacobsen), eine ungemein lebhaft und mit genauer Kenntnis des Gegenstandes geschriebene Schilderung der Pußta und des Treibens in jenen Gegenden. — Für diejenigen, welche ein wertvolles Geschenk für Haus und Familie wählen wollen, möchten wir darauf hinweisen, daß gegenwärtig die vierzehnte

Auflage von **Brockhaus' Konversations-Lexikon** erscheint, bereits bis zum vierten oder fünften Bande fertig und in gediegenen Einbänden vorliegend. Wir kommen auf das altbewährte Unternehmen, welches mit jeder neuen Auflage sich erweitert und reicher und schöner entwickelt, gelegentlich ausführlich zurück, hier sei nur darauf hingewiesen, daß ein solches Nachschlagewerk auch eine ebenso nützliche wie stattlich aussehende Festgabe ist.

Litterarische Notizen.

Vielleicht nicht ohne Absicht, im Gegensatz zu gewissen Zeitströmungen, hat Spielhagen die Mehrzahl seiner Gedichte „zeitlose" genannt; er berührt damit eine Frage, welche den Kernpunkt alles künstlerischen Schaffens bildet. Mag das Wort als solches am Ende nicht ganz glücklich gewählt sein, so hat Spielhagen doch darin gegenüber der neuesten Anklagelitteratur in Prosa und Versen unbestreitbar recht, daß alle Poesie insofern etwas Außerzeitliches gleichsam an sich hat, daß sie für jede Zeit verständlich sein soll und auch empfängliche Gemüter erwarten kann. Und bereiten uns am Ende die Meisterwerke vergangener Jahrhunderte keinen ästhetischen Genuß mehr, bloß weil ihnen der Geistesgehalt moderner Zeitbewegungen fehlt? „Aber viel gehört der Zeit," singt einmal Geibel, während er den echten Dichtern rät, nur das — in Gedichten — zu feiern, was das Herz der Menschheit ewig bewegt: „Liebe, Gott und Vaterland."

Wer unter diesem Gesichtspunkte **Friedrich Spielhagens Gedichte** (Leipzig, L. Staackmann) zur Hand nimmt, wird sicherlich das äußerlich nicht umfangreiche, aber seinem Inhalte nach desto schwerer wiegende Büchlein des gefeierten, ja ersten unserer lebenden Romanschriftsteller mit Freuden begrüßen. Diese Gedichte gewähren uns einen tiefen Blick in das intimste Seelenleben des Dichters; sie alle tragen den Adel des liberalen Idealisten zur Schau, an dem die Errungenschaften modernster Wissenschaften nicht spurlos vorübergegangen sind. Wohl macht sich hier und da ein dumpfer Pessimismus bemerkbar, zumal wenn der Dichter auf die gegenwärtigen Zustände schaut und das Los des einzelnen Menschen mit seinen persönlichen Zukunftsaussichten in Betracht zieht; diese Auffassung teilt er indessen mit allen Idealisten, und der sogenannte Glaube an die Menschheit verläßt ihn doch niemals. Man empfängt aus der Lektüre dieser Gedichte den Eindruck, als habe damit der Verfasser, dessen Lebenssonne sich bekanntlich dem Niedergange schon zuneigt, eine Art von Generalbeichte im Goetheschen Sinne geben wollen. Diesem Charakter gemäß scheint Spielhagen auch unter gewiß viel größer vorhandenem Material eben nur das zur Veröffentlichung gewählt zu haben, was ihm in der betreffenden Gattung das Beste erschien. So die paar volkstümlichen Liebeslieder; es sind wenige, aber dafür Perlen. „Zwielicht", „Serenade", „Romanze", „J'y pense" sind Lieder, welche auf Flügeln des Gesanges erst zu wahrhaftem Leben gedeihen, wie nur die besten Lieder von Goethe oder Heine. Im übrigen überwiegt in dem Buche die Reflexion, gewissermaßen liegt über ihm eine spätsommerliche Beleuchtung. Charakteristisch ist, daß Spielhagen die ottave rime liebt, und in besonderem Maße das kunstvolle Sonett, eine Vorliebe, die kaum begreiflich erscheint, wenn man an Spielhagens blühenden, allem Regelzwange abholden Prosastil denkt. So werden trotz ihres edlen Inhaltes gerade die politischen Sonette nicht ganz befriedigen: der Dichter hat sich hier durch die Form eine unnötig beschränkende und lähmende Fessel auferlegt. Sehr drollig ist das Intermezzo nach antiken Mustern, bei dem ohne Zweifel Heine und Offenbach, als Komponist des Orpheus und der Helena, Paten gestanden haben, nur daß Spielhagen diese antiken Sagenhelden und zumal Heldinnen einfach modern reden läßt, ohne irgend welchen Anflug von modernem farbenüppigem Cynismus. Von den elegischen Poesien verdienen wegen ihrer Stimmung hervorgehoben zu werden „Träumen" und „Einsamkeit", während das Poem „Sommerfäden" in Oktaven nicht die gleiche formelle Leichtigkeit aufweist wie ähnliche Gedichte von Byron oder Musset. Auch stört hier wie anderswo der überflüssige Gebrauch von Fremdworten; gewiß manches Mal wirkt das letztere pikant, wie man sagt, indessen in der Mehrzahl der Fälle läßt es sich durch ein deutsches ersetzen, das von gleicher Schlagkraft ist. Wenn wir von den paar Gelegenheitsgedichten absehen — trotz Goethes Vorbild sollte man derartigen „Zweckpoesien" nur den einen Abend oder Vormittag gönnen, für den sie bestimmt waren —, so zeigt sich der Satiriker Spielhagen zum Schluß in der Epigrammreihe Fin de siècle: der antiquarische Roman, die Pleinairmalerei, die Genialität der jüngsten Großen mit ihren kleinen, ungelesenen Werken, die Panoramenkunst auch auf

der Bühne: dieses und noch manches andere wird mit einem anmutigen Hagel von Pfeilen überschüttet, deren Gift gerade nicht tödlich ist. Das humoristische Schlußgedicht stellt das versöhnende Gleichgewicht zwischen ihm und den Angegriffenen wieder her. Sollten einmal Spielhagens sämtliche Romane, Novellen und Reisebilder verloren gehen oder nicht mehr gelesen werden, so wird doch manchen Zeitraum noch dieses Büchlein überdauern, eine vornehm gewählte Auslese voll moderner Empfindung und tiefen Gedankengehaltes, Erzeugnisse seltener, echter Weihestunden und zugleich ein Zeugnis dafür, daß auch der moderne Mensch zum Verse greift, den Zwang rhythmisch geadelter Form liebt, wenn er vom Höchsten oder Tiefsten „singen und sagen" will, was seine Seele bewegt.

Gedichte von J. J. David. (Dresden, Heinrich Minden.) — Der Verfasser, gewissermaßen ein Schüler Erich Schmidts, hat durch seinen Erstlingsroman „Das Höferecht" große Erwartungen rege gemacht. David besitzt Sinn und Verständnis für das Wesen echter Lyrik, das beweist seine Vorliebe für volkstümliche Wendungen; einige Lieder dieser Art sind auch wohl gelungen; vieles Ansprechende bieten die Visionen und die Lieder von der Straße, aber manchmal will es scheinen, als kokettiere David mit seinen gewaltigen Schmerzen, mit dem sterneflimmernden Trauermantel seines Pessimismus, nur daß dieses Gewand nicht prachtvoll rauscht, wie etwa Byrons Toga, sondern armselig klappert in rauher Herbstnacht. Ebenso kommen manchmal Empfindungen, wie in der Romanze „Ein Judenkind", zum Ausdruck, die nicht recht zeitgemäß sind. J. David hat ganz bestimmt keinen Grund, von „seines Volkes Riesenleide, dem Trauerlos des Ahasver" zu singen: das empfand man schon vor sechzig Jahren von Heines Lippen als eine leere, sentimentale Koketterie. Trotz dieser Ausstellung ist J. David ein eigentümliches lyrisches Talent, von dem die Zukunft noch manches Vollendete erwarten kann.

* * *

Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Mensch. (Stuttgart, Levy und Müller.) — „Wir haben in die Arbeitsstätten geblickt, wo die Werkzeuge bereitet werden, die den jungfräulichen Boden urbar machen sollen — das ist aber auch alles. Phantastische Deutung darf nicht voreilig Ziele stecken, wo man noch mit Landung und Pfadfinden in Anspruch genommen ist. Unser ganzer Ehrgeiz beschränkt sich darauf, zu denen zu gehören, die es bereits im Geiste auftauchen sahen: das Neuland." So umgrenzt der geistvolle Verfasser treffend zum Schluß selbst die Bahnen, welche er sich gesteckt. Keine Utopie, keine Bellamyphantasie ist sein „Neuland". Es ist ein stark praktisches und reales Buch, das von der Zukunft nur so weit spricht, als sie sich in der Gegenwart vorbereitet. Es ist zwar durchzogen von jener geheimnisvollen Sehnsucht nach einem Umsturz aller bestehenden Verhältnisse, nach einer neuen Epoche der Menschheit, welche jetzt allenthalben in der Luft liegt und die Kulturatmosphäre so schwül macht. Aber es schweift darum nicht in unbekannte Fernen, es greift vielmehr fest in die gegenwärtige Wirklichkeit hinein und zieht alle litterarischen und kulturellen Erscheinungen ans Tageslicht, in denen sich das Werden der neuen Zeit ankündigt. Freilich ist da eine Dichterin hineingeraten, welche sich wohl schlecht mit manchem der Neulandsverkünder vertragen würde: Carmen Sylva, in der man einen specifisch modernen Zug nur sehr schwer zu erkennen vermöchte. Aber da das ganze Werk aus einer Sammlung früherer selbständiger Aufsätze entstanden zu sein scheint, so erklärt sich leicht, daß der Sylvaartikel in diesem Kongreß einen Unterschlupf suchte, der ihm mit einem Augendruck gewährt wurde. Zu dem brennenden Tagesinteresse, welches demnach das Buch gewährt, kommt die vorzügliche Darstellungsgabe des Verfassers hinzu. Bei seinen umfassenden Kenntnissen der modernen deutschen und außerdeutschen Litteratur erweitert sich ihm der Horizont zu ungemessener Weite und fließt seine Schilderung in steter Lebendigkeit und packender Sinnfälligkeit dahin. Die allgemeineren Kapitel: „Was heißt moderne Weltanschauung?" „Leben und Dichtung", „Die sprachlichen Ausdrucksformen der Moderne", „Die Frauen in der modernen Poesie" und die von Geist übersprudelnden Schlußbetrachtungen gehören unbedingt zum Besten, was von diesem hohen Standpunkt aus, bei dieser weiten Auffassung über die moderne Kultur geschrieben worden ist. Noch konkreteres Interesse werden bei dem Leser die Sonderabhandlungen erwecken, welche die Bedeutung von Ibsen, Björnson, Tolstoi, der französischen Dichter der Gegenwart, namentlich von Zola und Daudet, ferner von Dostojewski, Giacosa, Praga, Fulda, Sudermann, Hauptmann und von dem ganzen „jüngsten Deutschland" erörtern. Sehr dankbar wird er ihm hierbei für die vielen Citate und Dramenausschnitte sein, die der Verfasser passend als Proben in seine Darstellung einfügt. Er wird uns recht geben, wenn wir behaupten, daß die Lektüre dieses fesselnden Buches für jeden Interessenten der modernen Litteraturbewegung — und wer wäre das nicht? — einen nachhaltigen Genuß bedeutet.

* * *

Deutsch-Ostafrika, das Land und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwickelung, dargestellt von Paul Reichard. (Leipzig, Otto Spamer.) — Trotz der außerordentlichen Fülle an Werken, welche die Litteratur über Afrika in Deutschland aufweist und täglich hervorbringt, fehlte es bisher an einem Werke, welches in grundlegender Form die allgemeine Kenntnis von Land und Leuten unseres Gebietes im schwarzen Erdteil und die Entwickelungsgeschichte der deutschen Kolonialpolitik daselbst mit dem praktischen Gesichtspunkt der Ausbeutbarkeit vereinigte. Diesem Mangel abzuhelfen ist das vorliegende Werk durchaus geeignet. Der Verfasser hat sich, wie bekannt, vier Jahre lang größtenteils im Inneren Ostafrikas (in Ugunda) aufgehalten und durch mannigfaltige größere Reisen nach dem Tanganikasee, Tabora u. s. w. sehr schätzbare Kenntnisse erworben. Er ist zudem ein guter Kenner des Suaheli und hatte bei seinem lediglich auf Eingeborene angewiesenen Verkehr Gelegenheit, die mannigfaltigsten Stämme Inner-Afrikas kennen zu lernen. Man darf daher von vornherein überzeugt sein, daß sein Urteil in den meisten Fällen von wesentlichem Werte sein wird. Der Verfasser hat sich bemüht, von der Erwerbung Deutsch-Ostafrikas an ein Bild der historischen Entwickelung unserer Kolonie zunächst unter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, dann unter dem Reichskommissariat, endlich, soweit sich dies bis jetzt übersehen läßt, unter dem kaiserlichen Gouvernement zu geben; gleichzeitig damit aber eine nach Möglichkeit umfassende Schilderung des gesamten deutsch-ostafrikanischen Gebietes in getrennter Beurteilung nördlich und südlich vom Rufidschi rücksichtlich des Klimas, der Flora und Fauna, sowie des geologischen Aufbaus und endlich der Ertragsfähigkeit der wesentlichen Landschaften zu geben. In glücklichster Weise verbindet er damit die ausführliche Beurteilung der Hauptfaktoren, mit welchen die deutsche Kolonisation daselbst zu rechnen hat, nämlich die Bedeutung Sansibars und die Bedeutung der Araber und Inder. In vortrefflicher Weise finden sich an diese Hauptfaktoren angereiht oder sonst in das Buch eingestreut eingehende Schilderungen der für uns hauptsächlich in Betracht kommenden Negervölker, besonders der Mafiti, der Massai und der Wanjamuesi. Ebenso sind in besonderen Abschnitten und durchaus ausführlich die großen Seenbecken Inner-Afrikas, der Viktoria Njanza mit seinen Umgebungen, der Tanganika und Njassa behandelt. Um das Bild Deutsch-Ostafrikas abzurunden, gleichzeitig als dankenswertes, belebendes Moment finden sich in großer Fülle, als in sich vollständig abgeschlossene Detailmalereien, Schilderungen des Karawanenbetriebes, des Lebens der Neger, ihres Feld- und Gartenbaues, der den Reisenden zur Verfügung stehenden, im Lande hervorgebrachten Lebensmittel, der afrikanischen Jagd, endlich der Sklaverei und des Sklavenhandels. Das Buch ist in jeder Beziehung durchaus lesenswert und bietet für den Kenner eine Fülle reichhaltigen, zum Teil neuen Materials, für den Laien aber ein durchaus umfassendes Gesamtbild Deutsch-Ostafrikas. Leider hat sich in den Druck eine ziemliche Fülle von allerdings unerheblichen Druckfehlern und zum Teil merkwürdigen Satzkonstruktionen und Anakoluthen eingeschlichen.

* * *

Es sind noch nicht volle zehn Jahre vergangen, seit die fünfte Auflage des rühmlich bekannten Werkes **Die deutsche Nationallitteratur** von Rudolf von Gottschall (Breslau, Eduard Trewendt) in diesen Blättern besprochen wurde; nun liegt dasselbe in der sechsten, vermehrten und verbesserten Auflage vor uns. Diese neueste Bearbeitung ist ganz besonders wertvoll durch die Berücksichtigung der Schriftsteller, welche im Anschluß an die modernsten litterarischen Richtungen in Frankreich, Rußland, Italien und den skandinavischen Ländern auch bei uns versucht haben, dem Naturalismus Bahn zu brechen. Vielleicht hätte Gottschall die Schranken etwas enger ziehen dürfen, jedenfalls aber hat er mit strenger Gewissenhaftigkeit eine Grundlage geschaffen, die späteren Litterarhistorikern die zuverlässigsten und wertvollsten Aufschlüsse über diese Bewegung geben kann. Mit bewundernswerter Objektivität tritt er an die Beurteilung der jungen Zeitgenossen heran, und es ist ihm dabei offenbar nur um die Sache zu thun. Eine erstaunliche Fülle von Kenntnissen, unermüdlicher Fleiß und ehrliche Meinung, Eigenschaften, die schon den früheren Auflagen zu gute kamen, treten auch in dieser letzten Überarbeitung in den Vordergrund. Gottschall ist weit davon entfernt, trockene statistische Berichte und Aufzählungen zu geben: mit Takt und poetischem Feingefühl spürt er dem Entwickelungsgang jeder einzelnen Erscheinung nach und erhöht die Wirkung des sachlich gebotenen Stoffes durch die glänzende Form, die blühende Sprache. Selbstverständlich sind seiner persönlichen Empfindung manche Erscheinungen, namentlich der neueren Dichter- und Schriftstellerwelt — denn er berücksichtigt auch die wissenschaftliche Litteratur — mehr oder weniger sympathisch, und insofern tritt er zuweilen in Widerspruch mit unserem Urteil, aber überall muß man den geistvollen Analytiker gelten und dem Mute seiner Meinung Gerechtigkeit widerfah-

ren lassen. Gegen die ersten Auflagen hat das Werk bedeutend an Umfang gewonnen, und die vier Bände sind wiederum viel stärker als bei der fünften Auflage; manches Urteil ist gegen früher modifiziert oder fester begründet; und somit ist und bleibt Gottschalls Werk für die Geschichte der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts von unschätzbarem Werte, eine Quelle des Genusses und der Belehrung, namentlich auch empfehlenswert für Familienbibliotheken.

* *
*

Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle von B. Schulze-Smidt. Dritte Auflage. (Koblenz, W. Groos.) — Eine Erzählung, bei deren Lektüre unwillkürlich der Wunsch rege wird, sie möchte in Versen geschrieben sein. Die Kapitelüberschriften und manche Teile des Werkchens sollen den Helden desselben als Dichter kennzeichnen, aber vielleicht schien die Prosa auch nicht überall den Intentionen des Verfassers genügend. Solche Gestalten, wie die einsame Inge, deren Mann einst zu Schiff ging und nicht wiederkam, und Hans Lassen, den die Liebe zu dem schönen ernsten Weibe zwingt, sollten nicht die gewöhnliche Sprache reden, denn sie gehören einer anderen Sphäre an als die Geschöpfe der nüchternen Wirklichkeit. Die Gestalt Inges ist von einem eigenen, schon durch den künstlerisch gestimmten Lokalton bedingten Zauber umflossen, und doch schützt der tragische Schluß vielleicht vor langer Reue nach kurzem Wahn. Das sympathische Paar ist gleichsam umrahmt von einer Anzahl gut gezeichneter Figuren aus der wirklichen Welt, und das eigenartige Treiben auf der Insel hebt die Vorgänge noch mehr aus dem Bereiche des Alltagslebens, so daß eben, wie gesagt, nur der höhere Schwung der Sprache vermißt werden könnte, um das Ganze als ein kleines episches Meisterwerk zu bezeichnen.

Unter genialen Menschen. Roman von O. Heller. (Berlin, Otto Janke.) — Die genialen Menschen, mit welchen uns diese Erzählung bekannt macht, sind wenig anziehende Erscheinungen. Der eine ist ohne jeden sittlichen Halt, der andere eine etwas lächerliche Persönlichkeit. Am Schlusse sagt uns eine der Gestalten des Verfassers: „Eine Künstlernatur besteht — nach meinen schmerzlichen Erfahrungen — im vereinigten Gegensatz des Höchsten und des Gemeinsten — dem Streben nach dem Ideal und dem Herabsinken in die platte Realität des Genußlebens!" Das ist nun allerdings eine etwas summarische Klassifizierung. Gewiß muß der Künstler in seiner Seele die Keime zu der ganzen Skala extremster Regungen beherbergen, aber daß er sie alle in seinem Leben bethätigt, ist durchaus nicht nötig, und die Erfahrung beweist gar oft das Gegenteil. Man kann in der Theorie vieles durchleben und durchkosten — und in der besonderen Fähigkeit hierzu mag sich eben die Genialität zeigen —, ohne deshalb praktisch darin aufzugehen. Übrigens beweist diese neue Arbeit die große Begabung O. Hellers für interessante Erfindung und fesselnde Durchführung.

* *
*

Kirchliche Bausteine. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) — Das gut geschriebene Werkchen führt uns zunächst die Persönlichkeit des berühmten Kanzelredners und Theologen C. F. von Ammon vor die Augen, um dann aus dessen großer Arbeit „Die Fortbildung des Christentums zur Weltreligion" Bausteine herauszulesen, welche einer kirchlichen Neuschöpfung dienen können.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Toter Frühling.

Erzählung
von
Ossip Schubin.

IV.

Jacks erster Weg am nächsten Morgen führte ihn natürlich zu der Marchesina. Sie war nicht zu Hause. Sie hatte, wie ihm die Zwirnhändlerin im Erdgeschoß mitteilte, Sitzung bei einem Skulptor, der nach ihr den Kopf einer Ophelia korrigierte.

Trotzdem die Zwirnhändlerin großes Gewicht darauf legte, daß die Angiolina nur für den Kopf, aber gewiß nur für den Kopf der Ophelia posiert habe, war es Jack unangenehm, daß sie überhaupt mit einem Skulptor arbeitete. Bildhauer genießen nun einmal eines sehr schlechten Rufes.

Er empfahl sich und schlenderte in die schmale Straße hinaus, in der Trödlerladen, in welchen man neue Scherben als Antiquitäten verkaufte, mit Putzgeschäften abwechselten, in welchen alte Kleider neu gemacht wurden. Jedes dritte Frauenzimmer, dem er begegnete, war geschminkt.

„Sollte denn wirklich ihm zu Ehren ein Wunder geschehen und die Angiolina inmitten dieser demoralisierenden Atmosphäre rein verblieben sein?“ fragte er sich.

Etwa dreißig Schritt von dem Hause, welches die Italienerin bewohnte, begegnete ihm Rambert, lustig wie gewöhnlich, mit lose hängendem Jackett und etwas weit am Hinterkopf sitzendem Matrosenhut.

„Guten Tag, wie geht es?“ rief er ihm schon von weitem entgegen. „Sie kommen von der Marchesina; hein — ohne Indiskretion, Verehrter, ohne Indiskretion!“

Jack fand dieses nachgeschobene „ohne Indiskretion“ kühn, er ärgerte sich über die ungenierte Anrede des Journalisten, er ärgerte sich heute über alles. Übrigens antwortete er wahrheitsgetreu wie immer: „Ich war bei ihr. Nach der gestrigen Scene war es wohl das Geringste, daß ich versuchte, sie zu treffen. Sie war nicht zu Hause. Sie hatte Sitzung.“

„Ja, sie arbeitet mit Boutin,“ erwi-

derte Rambert. Dann ging er ein Weilchen schweigend neben Jack hin. Endlich begann er: „Hm! Ferrars, Sie haben noch immer die Absicht, der Angiolina Ihre Hand zu bieten?“

Jack zögerte einen Augenblick, nur einen Augenblick, dann sagte er sehr schroff: „Natürlich!“

„So!“ machte Rambert.

„Versuchen Sie nicht, es mir auszureden,“ ereiferte sich Jack, „es würde zu nichts führen.“

Eine Pause folgte, dann begann Rambert von neuem: „Eigentlich geht mich die Sache nichts an.“

„Das mein ich auch,“ brummte Jack übellaunig.

Der Franzose lächelte gutmütig, dann fuhr er fort: „Wenn wir einen Blinden auf einen Abgrund zuschreiten sehen, so geht es uns eigentlich auch nichts an, aber unwillkürlich strecken wir die Hand aus, um ihn zurückzuhalten. Ich kann es mir nicht verwehren, die Hand nach Ihnen auszustrecken, Ferrars. Ob Sie schließlich ein Modell heiraten wollen oder nicht, ist ja Ihre Sache — aber heiraten Sie das Modell nicht auf falsche Prämissen hin. Erkundigen Sie sich doch etwas näher nach den Privatverhältnissen Ihrer Flamme.“

„Was ist da noch zu erkundigen!“ rief Jack. „In allen Ateliers von Paris hab ich mich erkundigt damals, als sie mir noch nicht zu heilig geworden war, um ihr mißtrauisch nachzuspionieren. Ich habe nichts als das Beste gehört. Ihr Benehmen mir gegenüber hat alles Gute, was man mir von ihr erzählte, zehnfach bestätigt. Sie ist für mich etwas durchaus Wunderbares! Ich werde stolz sein, wenn sie meine Hand annimmt. Es thut mir nur leid, ihr mit meinem Namen nicht auch ein glänzendes Los anbieten zu können.“

Jack sagte das mit viel Feuer und etwas zu viel Entschlossenheit — so zu sagen ein wenig todesmutig. Er selbst war sich dessen bewußt, daß sich heimlich immer wieder ein zweifelndes Grauen an seine Begeisterung heranschlich.

Der Franzose sah ihn beobachtend von der Seite an.

„Hören Sie, Ferrars,“ bemerkte er, „das, was Sie da alles vorbringen, ist sehr nobel und ritterlich, aber stichhaltig ist es nicht. Daß sich die Angiolina, seit sie in Paris ist — es mögen wohl jetzt zwei Jahre sein —, musterhaft benommen hat, läßt sich nicht leugnen. Aber was war ihr Leben vor diesen zwei Jahren? Ich habe mir früher nie Gedanken darüber gemacht, jetzt drängen sie sich mir unwillkürlich auf — die Gedanken nämlich. Was war ihr Leben vor diesen zwei Jahren? Auf was ist ihre Keuschheit zurückzuführen?“

„Rambert, Sie sind in einer Weise roh — ich kann das nicht vertragen!“ schrie Jack.

„Sachte, Verehrtester!“ beschwichtigte ihn der Franzose, indem er Jack die Hand auf den Arm legte, „ganz sachte. Sie haben ja die Situation in Meudon nicht ausgebeutet, ich will's glauben. Aber, wie die Sachen standen, werden Sie der Angiolina damit eine ernstliche Enttäuschung bereitet haben. Sie ist sehr lebenskundig, sie weiß genau, wo eine Klippe zu umschiffen ist. Ich habe an die Angiolina geglaubt — es amüsierte mich, an sie zu glauben. Ich bitte Sie, wir anderen ernüchterten Menschen, denen der Cynismus durch die alltägliche Lebenserfahrung aufgedrungen worden ist, finden es erfrischend, uns in einem Wunderglauben erholen zu können. Aber es ist vorbei! Sie ist gar nicht so besonders tugendhaft, nur wählerisch ist sie. Sie hat sich im Laufe dieser zwei Jahre von irgend einem großen Ekel erholt, dem sie in Italien davongelaufen ist. Sie haben ihr besser gefallen als wir anderen — das ist begreiflich. Ich nehm's ihr nicht übel, daß Sie ihr gefallen, und gönn's Ihnen von Herzen, aber den Nimbus nimmt's ihr doch. Mein lieber Ferrars, lancieren Sie sich nicht! Zu was die vielen Umstände — es wird auch ohne den Priester gehen!“

Das war für Jack zu viel. Er stürmte ungestüm an dem Franzosen vorbei, den

kleinen harten Filzhut — er hatte sich nie an die malerischen Kopfbedeckungen seiner Zunft gewöhnt — tief über den Augen, seinen kurzen Spazierstock unter dem Arm und die Hände in den Taschen seines Jacketts.

Warum war denn alles, was der Franzose ihm gesagt hatte, so entsetzlich plausibel?

— — — — — — — — — — — —

Den Rest des Tages verbrachte Jack mißmutig einsam in seinem Atelier. Er versuchte, sich einen vernünftigen Plan für seine Zukunft zurechtzulegen. Es gelang ihm nicht. Er ärgerte sich über sich selbst — er ärgerte sich über alles mögliche, am allermeisten aber darüber, daß er nicht vermochte, über etwas schlüssig zu werden.

* *
*

Die Schatten waren bereits sehr lang geworden, als er ein zweites Mal seinen Weg zu der Angiolina nahm. Ohne sich bei der Zwirnhändlerin erkundigt zu haben, ob sie zu Hause sei oder nicht, stumm, den Blick gerade vor sich hin gerichtet, stieg er die Treppe hinauf. Es war eine abscheuliche Treppe, mit glatt abschüssigen Stufen, die sich in schwindelnder Spirale um ein schwarzes Loch drehten.

Jack erinnerte sich dessen, wie er — kaum acht Tage war's her — die Angiolina über diese selben glatten, abschüssigen Stufen in ihr Stübchen getragen. Er fühlte das Anschmiegen ihrer warmen, vollen Arme um seinen Hals, der leichte Geruch ihres Haares umschwebte ihn. Sein Blut brannte ihm in den Fingerspitzen. Da — was war das — von oben herunter, durch die muffige gesperrte Treppenluft, zog sich ein süßer, klagender Laut — ein italienisches Lied, von einer schwachen, aber ungemein wohllautenden Stimme gesungen. Er blieb stehen — horchte — ein neues hob an, süß, geheimnisvoll und wollüstig, wie der Blumenduft unter dem Sciroccodunst zitterte es zu ihm nieder. Ganz leise schlich er sich bis zum fünften Stock hinauf. Die Thür ihres Zimmerchens stand offen, er konnte unbemerkt zu ihr hineinsehen. Sie saß an einem Pianino, über dessen Tasten sie ihre Hände gleiten ließ.

Die Schönheit dieser Hände war etwas Wundersames, aber noch wundersamer war die Schönheit des blassen Profils.

Er war auf der Schwelle stehen geblieben. Sie mußte seinen auf sie gerichteten Blick gefühlt haben. Sie sah auf.

„Darf ich eintreten?“ fragte er.

„Natürlich,“ erwiderte sie einfach, „ich erwartete Sie.“

Ehe er sich dessen versah, kniete er neben ihr auf der harten, gelb angestrichenen Diele und hielt ihre beiden Hände in den seinen. „O, mein Engel!“ rief er, indem er die Hände mit Küssen bedeckte. „Wenn Sie wüßten, wie gräßlich mir der gestrige Auftritt war, welche Vorwürfe ich mir machte über das falsche Licht, in welches ich Sie durch meine Unvorsichtigkeit gebracht!“

„S i e mich durch I h r e Unvorsichtigkeit?“ wiederholte sie weich. „Sie glaubten wirklich, ich hätte nicht daran gedacht, daß so etwas kommen könnte, als ich da draußen mit Ihnen zusammenblieb?“

„Angiolina!“ rief er fast entsetzt, „Sie hätten wirklich von vornherein überlegt ...“

„Natürlich!“ erwiderte sie, „ich wußte, was die Leute von mir sagen würden. Aber was soll mir denn daran liegen — m i r? — Solang der eine Mann gut von mir denkt, den ich liebe, ist mir alles andere gleichgültig — das Urteil der Menschen und der Richterspruch Gottes!“ Damit beugte sie sich über ihn, und seinen Kopf zwischen die Hände nehmend, küßte sie ihn auf die Stirn.

Er schlang die Arme um sie und hielt sie fest an sich. „Meine Braut!“ murmelte er, „mein süßes, herrliches Weib!“

Da fühlte er, wie sie in seinen Armen erschauerte.

„Dein Weib?“ wiederholte sie langsam, als traue sie ihren Ohren nicht.

„Glaubst du, daß ich an etwas ande-

res gedacht? — Du bist mir heilig!" flüsterte er erregt und zärtlich.

Sie hatte ihren Kopf an seine Schulter gelegt — sie blieb stumm.

Über ihren Kopf hinüber blickte er in das Stübchen, in dem alles anmutig war und dem seine Dürftigkeit selbst einen Zauber mehr verlieh. Jack traten die Thränen in die Augen, während er den Blick über die rührenden Armseligkeiten schweifen ließ, die das Zimmerchen ausschmückten. Da plötzlich, in seine warme, großmütige Rührung hinein, schlich sich das kalte Mißtrauen, das ihn den Tag über geplagt. Es kroch ihm durch die Glieder, es schnürte ihm die Kehle zu. Totschweigen ließ es sich nicht, er mußte ihm in die Augen sehen, mutig damit kämpfen, es umbringen ein für allemal.

„Mein Kleinod!" murmelte er, „ich weiß, du lebst seit zwei Jahren in Paris unter den schwierigsten Verhältnissen, denen sich ein so schönes Mädchen wie du aussetzen kann. Kein Mensch wagt es nur, ein leichtsinniges Wort über dich zu äußern. Man begreift dich nicht, aber man beugt das Knie vor dir. Lina! um Gottes willen sei mir nicht böse, verzeih mir die Frage: War es immer so? Es will mir nicht über die Lippen vor dir — aber nur das eine: Hast du noch nie einem Mann angehört?" Er wagte nicht, zu ihr aufzusehen, nachdem er das ausgesprochen.

Wenn er sie gesehen! — Sie war bis in die Lippen blaß geworden — fahl. Aus ihren Augen sprach ein schreckliches Entsetzen und zugleich der Durst nach Glück, der sich nicht bannen lassen wollte.

Eine Sekunde zögerte sie, dann sagte sie schroff und deutlich: „Nie!"

„Ich war ja davon überzeugt, ich wußte es ja!" jauchzte er und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Verzeih mir — verzeih!"

Sie erwiderte nichts, schmiegte sich nur enger an ihn, erwiderte seine Küsse.

In dem Moment öffnete sich die Thür.

„Mille scusi! ich bitte, sich nicht stören zu lassen!" rief eine heisere Stimme, die Stimme eines Trinkers. Jack wendete sich um. Er glaubte nicht anders, als daß ein Maler eingetreten sei, der die Angiolina um eine Sitzung bitten wollte.

Aber wenn es ein Maler war, so war es ein recht verliederter Geselle und Jack völlig fremd. Dort stand er in der Umrahmung der Thür, ein Mann von mittlerer Größe, den Hut, einen weichen, hellgrauen Filzhut, sehr schmutzig, mit einem breiten, fettig glänzenden schwarzen Band umschlungen, auf dem Kopfe. Um sein blasses Gesicht hing das blauschwarze Haar dicht in großen, glänzenden Wellen bis an den Rockkragen herab. Stirn, Augen und Nase waren ungewöhnlich edel geschnitten, so edel, wie man Ähnliches bloß bei antiken Statuen und bei Neapolitanern und Griechen sieht — und selbst der Mund, den ein leichter, spitz zulaufender Voll- und Schnurrbart fast gänzlich frei ließ, so daß man die üppigen, scharf geschnittenen Linien der Lippen genau wahrnehmen konnte, hatte etwas Großartiges in seiner gierigen Roheit.

Die Kleider des Mannes waren abgetragen und fast widerlich fleckig, an Rock und Weste fehlten ihm verschiedentliche Knöpfe; was man von seinem Hemd sah, war gelb und verknittert, seine Stiefel waren braungrau und die Beinkleider unten herum ausgefranzt. Um den Hals trug er ein verfärbtes grellrotes Tuch.

Er sah so verlottert aus als nur möglich — widerlich herabgekommen, aber eben herabgekommen. Man hätte ihn nicht den untersten Klassen zugezählt.

„Bitte sich nicht stören zu lassen," bat er, da Jack sich erhob, mechanisch, taumelnd, „bitte, bitte!" Er lachte cynisch — dann sich direkt an die Marchesina wendend: „Lina! Lina! verzeih! Ich hab's wirklich nicht absichtlich gethan!"

Der Schweiß trat Jack auf die Stirn. War er plötzlich irrsinnig geworden? Mühsam wendete er den Blick von dem Fremden auf die Angiolina. Die Angiolina saß mit gefalteten Händen und weit aufgerissenen Augen, ein Bild starrer Verzweiflung, da. „Wer ist's?" fragte

Jack, „wer ist's?“ Er heftete die Augen auf die Angiolina. Da grub sie ihre beiden Hände in ihr Haar und ächzte: „Mein Mann!“

Einen Moment später war er draußen. Er hatte noch nicht recht begriffen, alles in ihm war starr, wie gelähmt von einem ungeheuren Ekel. Da hörte er einen keuchenden Atem hinter sich. Zwei eiskalte Hände klammerten sich an ihm fest. Es war die Angiolina, die ihm nachgelaufen war; sie rief ihm schluchzend Liebesnamen zu. Bis an den nächsten Treppenabsatz schleppte sie sich neben ihm hin. Er vermochte sich nicht loszumachen von ihr. Endlich schüttelte er sie von sich ab. Noch einmal streckte sie die Hände nach ihm aus. Er stieß sie von sich zurück, zornig, ja roh — ihm graute vor ihr.

Die Idealisten sind eine gefährliche Species. Wenn irgend eine besonders überspannte unmögliche Anschauung, die sie sich von einem Menschen gebildet haben, an den Klippen der Wirklichkeit scheitert, so gehen sie nachträglich ebensosehr zu weit in ihrer Verachtung des armen Menschenkindes, als sie früher zu weit in der Verhimmlung desselben gingen.

Von seiner Schwärmerei für die Angiolina war bei Jack momentan nichts übrig geblieben, gar nichts mehr. Er selber erklärte sich den völligen Umschwung seiner Gefühle ihr gegenüber durch die Empörung, welche die Lüge in ihm erregt, die sie zu ihm gesprochen. Nun, die Lüge war ihm unangenehm, aber ein Geständnis ihrer Lage, wenn es auch dem Erscheinen des Gatten vorangegangen wäre, hätte Jack jedenfalls auch abgestoßen. Die Thatsache, daß sie, und zwar, wie er später erfuhr, mehrere Jahre lang mit diesem Lotterbuben vereinigt gewesen war, sich von diesen frechen Lippen hatte küssen lassen, war ihm unaussprechlich widerlich. Ja, wenn er es von vornherein gewußt, so hätte er sich vielleicht mit dem begnügt, was sie ihm zu bieten hatte: ihre Schönheit, ihre demütige Zärtlichkeit und stolze Liebe. War es nicht genug — was wollte er noch?

Es war eben nicht, was er erwartet — sie war von ihrem Piedestal herabgesunken — sie war wie alle anderen, oder wenigstens wie viele. Er konnte nicht Worte genug finden, um seine blödsinnige Leichtgläubigkeit zu schmähen.

Den Tag nach der unerquicklichen Entdeckung begegnete er noch einmal Rambert. Er wäre ihm gern ausgewichen, doch hatte ihn der Franzose bereits von weitem erkannt und eilte, das Gesicht voll lustiger Bosheit, auf ihn zu.

„Ich gratuliere, mein Lieber,“ rief er, indem er Jack die Hand entgegenstreckte, „ich gratuliere von Herzen! Das Schicksal hat Ihnen eine große Dummheit erspart, Ferrars. Aber“ — und er schlug Jack derb auf die Schulter — „was sagen Sie zu der Geschichte? Ich behauptete es ja, daß sie irgend einem Ekel davongelaufen sein müsse aus Italien! Ich hab den Mann kennen gelernt — gestern in der Boule Noire. Ein herrliches Exemplar! Das Komische ist, daß man bei ihm ebensowenig daraus klug wird, welcher Gesellschaftsklasse er ursprünglich angehört haben mag, wie bei der Marchesina. Anfangs hielt ich ihn für einen Straßenräumer oder Eisenbahnarbeiter, so versoffen, zerlumpt schmutzig — nicht mit einer Feuerzange anzurühren ist er! Und bei alledem spricht er ein Italienisch, wie's gewöhnlich nur in den gebildeten Klassen vorkommt, und sehr leidliches Französisch — er läßt sich seinen Schnaps bezahlen, spuckt auf die Erde, und dann — mit einemmal fallen von seinem Munde Bildungsbrocken, scharfsinnige Bemerkungen, die einen umwerfen, und Phrasen wie die: ‚Le prince Massimo m'a dit un jour ...‘ Was sagen Sie dazu?“

„Daß es mir ungemein interessant ist, zu erfahren, daß der Mann der Angiolina auf einem intimen Freundschaftsfuß mit dem Principe Massimo steht.“

„Bah! in welchem Ton Sie davon sprechen, wie tragisch Sie die Sache auffassen!“ verwunderte sich Rambert.

„Und das setzt Sie in Erstaunen?“

fragte Jack giftig. „Sie sind ja doch ein so merkwürdiger Menschenkenner!“

„Nicht wahr? ich hab's Ihnen gestern bewiesen!“ lachte Rambert gutmütig und etwas platt. „Nehmen Sie die Geschichte nicht so ernst — Sie sind ganz grün. Ja, mein Lieber, sehen Sie denn nicht, daß die Sachen für Sie so günstig als möglich stehen! Mit Paolo Minelli läßt sich reden. Freilich wird er Ihnen die Daumschrauben ordentlich aufsetzen. Er hält Sie für einen Krösus, Ferrars. Nun ich mir's recht überlege, Ferrars — 's ist ein schändlicher Gedanke, aber — ich frage mich, ob die Sache nicht zwischen den Eheleuten abgekartet war. Hm! Hm! Wir waren alle so entzückt von der Mädchenhaftigkeit dieser Person — und zu denken, daß sie bereits zwei Kinder gehabt hat! Sie sollen übrigens gestorben sein.“

Als Rambert wieder aufsah, war Jack verschwunden.

„Sonderbarer Heiliger,“ murmelte er vor sich hin, „er sollte doch eigentlich froh sein — froh sein!“

— — — — — — — — — — — —

Rambert hielt sich für einen Menschenkenner und wurde auch von seiner Umgebung dafür gehalten. Bis zu einem gewissen Punkte war er es auch. In neun Fällen von zehn beurteilte er die Menschen richtig und wußte so ziemlich voraus zu sagen, wie sie sich in dieser oder jener Lage benehmen würden. Dies kam, weil er sich in all seinen Berechnungen auf die Habgier, Sinnlichkeit und Schwäche, auf die niedrigsten Neigungen des Durchschnittsmenschen stützte. Einem Ausnahmsindividuum gegenüber wie Jack machte seine schale Menschenkenntnis Bankerott. Dazu langte das Maß, welches er zur Klassifizierung der Menschheit bei sich trug, nicht aus. Bei solchen Anlässen stutzte er kopfschüttelnd und kam schließlich darin mit sich überein, daß der Mensch, für den sein Maß nicht ausreichte, zu groß geraten — nicht daß sein Maß zu kurz war. Ein Mensch wie Jack war für ihn einfach eine Art schönes Ungeheuer, und die exaltierte Auffassung desselben belächelte er nachsichtig als jugendliche Unreifheit, wenn sie ihm nicht einfach als direkte Geistesstörung erschien. Im ganzen stellte ihn seine nüchterne Auffassung der Dinge auf einen besseren Fuß mit der Menschheit als Jack sein toller Idealismus.

Da er nicht viel von den Menschen erwartete, fühlte er sich durch sie auch selten enttäuscht; er nahm sie, wie er sie fand. Nachsichtig, ohne Bewußtsein der Nachsicht, fühlte er sich mit der Mittelmäßigkeit wohl und verstand es sogar, sich mit der Gemeinheit abzufinden. Da Nektar und Ambrosia nun einmal nicht zu haben sind, so begnügte er sich mit den Fleischtöpfen Ägyptens.

Jack hingegen! Du lieber Himmel! Er wollte durchaus Nektar haben, und wenn er sich den nicht verschaffen konnte, war er bereit zu verdursten. Er nahm sich's wenigstens vor; bis zur Ausführung war freilich weit. Die menschliche Natur ist ein starkes eigensinniges Ding und verlangt früher oder später ihr Recht. Der Durst will gestillt sein, und wenn man sich jede andere Möglichkeit, ihn zu stillen, abgeschnitten hat, stillt man ihn endlich im Sumpf.

Ja, wenn Jack zum wenigsten an dem landläufigen, von einer Illusion zur anderen hinüberdämmernden Idealismus gelitten hätte! Aber das war durchaus nicht der Fall. Er litt an so einer Art sporadischem Eruptividealismus — einem Zustand, aus dem er jedesmal mit einem Gefühl vehementer Beschämung erwachte.

Nach seinem erheiternden Zwiegespräch mit Rambert hatte er sich in sein Atelier geflüchtet. Dort lag er, das Gesicht in einem Polster vergraben, Stunde um Stunde mit geballten Fäusten. Er war wütend über die ganze Menschheit und grollte dem Schöpfer, daß er die Menschheit so erbärmlich gemacht.

Nachdem er sich ein paar Stunden also zähneknirschend müde getobt, kam er zu der Überzeugung, daß sein Benehmen unwürdig sei, stand auf und bemühte sich,

sich zu beschäftigen, um sich zu zerstreuen. Er setzte sich vor die Staffelei und begann mit müdem Blick und schwerer Hand etwas an seiner Park-Monceau-Studie herumzubessern.

Da klopfte es an seine Thür. „Herein!“ rief Jack und sah auf; die Palette wäre ihm beinahe aus der Hand gefallen — herein trat der Gatte der Angiolina.

Er sah gerade so verlottert aus wie am Tage zuvor und noch um einiges malerischer. Genau wie gestern trug er auch heute ein dickes rotes Tuch um den Hals, den schmutzigen Filzhut aber hielt er in der Hand. Also barhaupt mit der breiten niedrigen Stirn, um die sich das lange Haar, in der Mitte gescheitelt, ganz nach Art des raphaelischen Geigers schmiegte, war sein Gesicht trotz aller widerlichen Spuren des Lasters, welche darauf verzeichnet standen, geradezu teuflisch schön.

Es schoß Jack brennend durch den Leib bei dem Gedanken, wie die Angiolina ihrer Zeit an diesem Lumpen mochte gehangen, ihn mit ihren weichen Armen umschlungen und mit den dunkelroten Lippen geküßt haben. Etwas wie ein Schwindel und eine Übelkeit überkam ihn. Indes trat Minelli auf ihn zu. In einer gewissen Entfernung von Jack blieb er stehen. „Scusi, Signore,“ begann er, „mein Name ist Paolo Minelli, im übrigen weiß der Herr, wer ich bin.“

„Darf ich fragen, was Euch herführt?“ fragte Jack barsch.

„Etwas, das dem Signor nicht unangenehm sein dürfte,“ erwiderte Minelli mit einem cynischen Lächeln, bei dem er seine scharfen, gleichen, weißen Zähne zeigte. „Der Herr spricht Italienisch?“

Jack blieb stumm. Was konnte den Mann herführen, dachte er bei sich — was?

„Ich kann mich auch der französischen Mundart bedienen,“ fuhr der Italiener fort und bewies sogleich, daß er dieses Idiom vollständig beherrsche. „Was ich zu sagen habe, ist kurz — wir sind beide Männer von Welt, die verstehen einander, ohne daß es nötig ist, viel Redensarten zu machen.“

Trotzdem Jacks Nerven bis zum Zerreißen angespannt waren, gewann ihm der Plural in dem Munde des Halunken doch ein Lächeln ab. „Männer von Welt!“

Der Italiener zuckte mit den Achseln und fuhr fort:

„Monsieur Ferrars scheint es nicht zu glauben, aber ich habe einst bessere Tage gekannt. Ein Jahr lang war ganz Italien stolz auf mich, dann — ach, tempi passati, zu was sich daran erinnern! Ich erinnere mich so wenig als möglich — ich bin ein Philosoph und trinke Branntwein. Ja, ich bin ein Philosoph; ich habe viele Bücher gelesen meiner Zeit — alles vergessen — mit dem anderen — aber das eine weiß ich noch, daß es eine Rohheit ist, eine Frau zu zwingen zu dem, was sie nicht mehr gern freiwillig thut — das stimmt nicht mehr mit den modernen Ideen überein, und darum — hab ich auch die Angiolina frei gegeben. Ich habe nie den Anspruch daran erhoben, daß sie mir treu bleiben soll. Als sie fort wollte, ließ ich sie ziehen. Ich dachte mir, was da vorging, ich bin gekommen, um mich zu überzeugen. Ich habe den Signor Ferrars gestört und bitte ihn, es mir zu verzeihen! ... Nun — hat der Herr noch nicht verstanden, muß man — noch deutlicher sein?“

Jack stand da wie festgewurzelt.

„Es fehlt mir das Reisegeld ...“ begann der Italiener und lachte — „mit dreitausend Franken ist die Sache abge—“

Er hatte das Wort nicht zu Ende sprechen können. Jack war auf ihn losgestürzt und hatte ihm seinen Malstock quer über sein schönes, widerwärtiges Gesicht geschlagen. Ein böser Blitz entfuhr den schwarzen Augen des Italieners, zähnefletschend wollte er sich auf Jack stürzen — doch ehe er sich dessen versah, hatte ihn Jack beim Kragen genommen und wie ein Bündel ekeln Kehrichts zur Thür hinausgeworfen.

Einen Augenblick lag der Italiener regungslos auf Händen und Knien vor

Jacks Thür. Ihm war wüst im Kopf — nur einen Moment, dann erwachte er aus seiner Betäubung. Das erste Gefühl, was in ihm aufkochte, war ein flammender, rasender Haß. Er hätte Jack erdrosseln mögen — aber er wußte, daß er gegen die stählernen Muskeln des Engländers nichts ausrichten konnte. Er richtete sich auf — langsam die schmutzige Hand über die Rampe gleiten lassend, ging er die Treppe hinab. So viel war in ihm noch vom Menschen übriggeblieben trotz seiner Verkommenheit, daß ihn seine Gemeinheit verdroß, seitdem sie zu nichts geführt hatte. Es brannte ihm wie Feuer im Leib — es packte ihn an der Kehle.

Mit einemmal blieb er stehen und schlug sich an die Stirn. „Mein Tag wird kommen,“ sagte er sich, „er liebt sie wie ein Narr, von so etwas entwöhnt man sich nicht von einem Augenblick zum anderen. Früher oder später wird er ihr doch nachlaufen, und dann ...“

Er biß die Zähne ineinander.

* *
*

Noch denselben Abend bemerkte man auf der Gare de Lyon einen schmutzigen verliederten Mann mit einem bildschönen Frauenzimmer unter den Abreisenden — Paolo Minelli und die Angiolina.

Er hatte das Gesetz für sich — er hatte ihr ruhig angekündigt, mit der Polizei wolle er sie heimtreiben lassen, wenn sie ihm nicht freiwillig folge.

Sie ließ alles über sich ergehen. Sie war wie eine Maschine, die von selbst nichts vermag, die erst durch einen fremden Willen in Bewegung gesetzt werden muß. Minelli ließ sie nicht aus den Augen. An den Schalter schleppte er sie mit, dann hielt er sie die ganze Zeit, ehe die Thüren nach der Abfahrtshalle geöffnet wurden, am Oberarm fest, bis er sie in ein halbdunkles, ekelhaft nach erkaltetem Tabaksqualm riechendes Coupé dritter Klasse hineinschob. Erst als sich der Zug in Bewegung setzte, erwachte sie aus ihrer Betäubung; sie stieß einen halb erstickten, heiseren Schrei aus und sprang auf, als wolle sie jetzt noch einen Ausweg suchen — jetzt, wo es zu spät war. Ihr Mann packte sie an der Brust und zwang sie auf ihren Sitz zurück. Da kam ihr das Bewußtsein ihrer Machtlosigkeit und Schutzlosigkeit. — Der Zug stöhnte und ächzte — fort von ihm — immer weiter — immer weiter. Ihr war's, als schleppe er sie in einen dumpfen, schwarzen Schlund, der kein Ende hatte. Weiter, immer weiter fort von ihm — fort von ihm. Sie konnte die Gebärde des Abscheus nicht vergessen, mit der er sich von ihr losgemacht auf der Treppe — er von ihr. Er, dem noch wenige Augenblicke früher kein Ausdruck zart und heilig genug gewesen war, um sein Gefühl für sie zu bezeichnen! — Jetzt war's vorbei. Warum hatte sie ihn belogen! Wäre alles anders geworden, wenn sie die Lüge nicht zu ihm gesprochen hätte? — Sie stellte sich die Frage immer wieder, immer wieder, wie man sich die Fragen stellt, auf die man keine Antwort finden kann. Immer weiter, stöhnend, in atemloser Hast — fort — fort — fort von ihm!

Die Vorsehung, welche uns arme Menschen im ganzen recht lieblos behandelt, hat uns immerhin eine lindernde Fähigkeit gegönnt, sie hat unseren Schmerzen, wenn sie am heftigsten sind, häufig ein lähmendes Element beigesellt. Die zermalmende Last unseres Leides ermüdet uns, drückt uns, wenn wir's am wenigsten für möglich halten, den Schlaf auf die Augen.

Die Angiolina schlief ein — sitzend, den Kopf in die harte, beschmutzte Ecke gedrückt. Sie träumte. Erst waren die Träume süß, aber das hielt nicht an, aus seiner momentanen Ermattung erhob sich ihr Schmerz von neuem. Das Bewußtsein der Wirklichkeit mischte sich in ihre Träume, ohne deutliche Erkenntnis der Einzelheiten, nur als eine dumpfe, stumme, überall heimlich beigemischte Qual — heftiger, immer heftiger! Gott erbarme sich unser!

Da erwachte sie. Es war schon hell geworden. Durch die kleinen trüben Fenster sah man einen blaß-grünen Morgenhimmel, in dem die letzten Sterne starben. Sie begriff erst nicht, wo sie war, so fest hatte sie geschlafen.

Neben ihr saß ein alter Mann, der beständig hustete und zwischen seine Knie spuckte, ihm gegenüber ein kleiner brauner Soldat mit sehr weiten roten Hosen, der aus einer mit einer Odaliske bemalten Pfeife qualmte und der Angiolina durch den Qualm hindurch verliebte Blicke zusandte. Dann eine sehr dicke Frau, die aus einem roten Taschentuch Viktualien auskramte — eine junge mit einem Kind an der Brust — Feldarbeiter und ein Reisender aus besserer Klasse.

Die Luft war schlecht; der Tabaksqualm, die Ausdünstung dieser eng zusammengepferchten Menschheit verursachte der Angiolina Übelkeiten. Ein Gefühl unaussprechlich müder Trostlosigkeit überkam sie.

Die letzten Schleier verschwebten vor dem heranbrechenden Tag — immer heller wurde das Licht, immer deutlicher das Elend.

Ihr gegenüber saß ihr Mann und beobachtete sie mit triumphierender Grausamkeit.

* *
*

Jack hatte sich entschlossen, die Sache mit der Angiolina leicht zu nehmen, den Schmerz, den ihm die Trennung von ihr verursachte, einfach tot zu spotten.

Seine Menschenkenntnis hatte sich einmal als gründlich unausreichend bewiesen, sein Idealismus hatte Bankerott gemacht, darüber war er mit sich einig. Um den anderen keine Ursache zu geben, über ihn zu lachen, mußte er ihnen zuvorkommen und selber über sich lachen. Dies that er denn, wo er nur Gelegenheit dazu fand, mit großer Energie und zäher Beharrlichkeit. Dabei sah er grünlich bleich aus, und da es mit dem Totspötteln seiner Verzweiflung nicht so schnell ging, als er anfangs gedacht, so gebrauchte er allerhand Gewaltmittel. Er stürzte sich mitten in den Wirbel der tobsüchtigsten Pariser Junggesellenzerstreuungen hinein. Er, der bis jetzt ein gewisses normales Maß gesunden Jugendleichtsinns nicht überschritten, that es jetzt den Tollsten gleich. Es schien ihm förmlich darum zu thun, sich ordentlich herunterzubringen, was bekanntlich bei gebührender Ausdauer auch dem Stärksten gelingt. Daß er dabei nicht nur die ihm von Gott verliehenen Gaben mit Füßen trat, sondern auch seine letzten Vermögensüberbleibsel in der sinnlosesten Weise zum Fenster hinauswarf, ja, nicht genug daran, seinen Kredit wirklich über alle Gebühr und Gewissenhaftigkeit hinaus ausbeutete, focht ihn nicht an. Was ihn aber ernstlich unangenehm ankam, war, daß er am Boden des so gierig von ihm geschlürften Bechers die Vergessenheit nicht fand, die er darin suchte.

* *
*

„Ah ha! — Wie geht's? — Freut mich, daß Sie sich wieder einmal bei mir zeigen!"

Armand Sylvains war's, der Jack die Worte zurief, als dieser ihn etwa vierzehn Tage nach der Abreise der Angiolina in seinem Atelier aufsuchte.

Der alte Künstler sah an diesem Tage sehr unvorteilhaft aus. Sein Gesicht war röter und aufgedunsener als gewöhnlich, die Augen blutrünstig, seine schlaffe rote Unterlippe zitterte. Die beiden Spitzen seines Schnurrbartes bogen sich bis an die Schläfen hinauf, und der hohe Hut, den er auch in seinem Atelier trug, um seine Augen vor Reflexlichtern zu schützen, saß ihm unternehmend auf dem linken Ohr.

Dabei sah der alte Mann herausfordernd und hochmütig aus, konnte nicht einen Augenblick still sitzen und humpelte, auf einen Stock gestützt, von einer seiner Staffeleien zur anderen. Von Zeit zu Zeit stieß er einen Fluch aus, wenn er zufällig mit einem seiner seit einigen Tagen

sehr kranken Füße gegen einen harten Gegenstand anstieß. Beständig sah er sich nach Jack um, als erhoffe er etwas von ihm — das Lob, welches man jedem Künstler zollt, wenn man seine Werkstätte besucht.

Aber Jack war heute zu faul oder zu müde, um zu lügen — er sagte nichts. Erbittert über sein Schweigen, fuhr Monsieur Sylvains ihn an: „Hm! wie verkatert Sie aussehen! Haben Sie sich noch nicht getröstet ob des Verlustes der Angiolina — was?“

„Die Angiolina!“ wiederholte Jack trocken. „Glauben Sie wirklich, daß ich mich noch mit der Schwindlerin beschäftige? Könnte mir beifallen!“ Er ließ sich in einem niedrigen Sessel nieder, streckte die Beine von sich und steckte die Daumen in das Westenarmloch.

„Bah! Verschossen waren Sie immerhin ordentlich in das Frauenzimmer,“ rieb Sylvains ihm vor, „und angenehm mag's Ihnen nicht gewesen sein, daß Ihnen der Wüterich die süße Frucht von den Lippen weggerissen hat.“

„So, hat er das?“ murmelte Jack mit einem unangenehmen Lächeln, wie es ihm früher gänzlich fremd gewesen war. „Sie befinden sich in einem gelinden Irrtum, Monsieur Sylvains. Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? Der Wüterich — Sie sprechen doch von dem hochachtungswerten Gatten der Angiolina — der Wüterich hat mir sie angetragen, die Angiolina, um den Preis von dreitausend Franken, und ich wollte sie nicht.“

„So — hm! Sie fanden das zu teuer?“ spottete Monsieur Sylvains.

„Nein, ich fand das zu billig,“ erwiderte Jack, indem er mit seinem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarre abstreifte. „Hm! was wollen Sie! Das Glück erfreut einen nur, wenn man Gelegenheit hat, es zu überzahlen; man will sich das Glück erobern mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, und da stellt sich's heraus, das Glück kostet nur dreitausend Franken — erbärmliche dreitausend Franken. Das ist doch zu lächerlich — man hat keine Freude mehr daran — man verschmäht's!“

Jack sprach das alles in einem trockenen, etwas affektiert hinwitzelnden Ton vor sich hin, ohne aufzublicken. Eine Pause folgte.

„Sie sind ein Thor,“ begann Monsieur Sylvains endlich, „Sie hätten zugreifen sollen!“

„Das ist Ansichtssache,“ erwiderte Jack achselzuckend, indem er die Beine noch weiter von sich streckte.

„Ach was!“ nergelte Sylvains, „nichts im Leben quält einen wie die Erinnerung an eine Freude, die man tot geschlagen hat, anstatt sie zu genießen! Glauben Sie mir, noch am Totenbett werden Sie an das Vergnügen denken, welches Sie sich versagt haben!“

Da Jack beharrlich schwieg, fuhr Sylvains ebenso beharrlich fort, ihn zu reizen. „Was sagen Sie zu Ihrer Menschenkenntnis?“ rief er.

„Wieso?“ entfuhr es Jack.

„Wieso? wieso? — Sie waren ja geradezu erpicht darauf, die Angiolina für eine Jeanne d'Arc zu halten. Erinnern Sie sich, was Sie mir für ein Gesicht schnitten, als ich einmal zu vermuten wagte, daß die Angiolina eine Witwe sein könne? Und jetzt stellt sich's heraus... Es ist zum Totlachen, geradezu zum Totlachen. Die Heilige, wer ist sie? Ein Mädchen aus gutem Haus, das, kaum sechzehnjährig, mit diesem Minelli, der damals ihr Klavierlehrer war, durchgegangen ist. Hahaha! Zum Totlachen ist die Geschichte — finden Sie nicht?“

„Nein, ich finde gar nichts — ich finde die Geschichte traurig und ekelhaft!“ rief Jack. „Im übrigen wünsche ich Ihnen einen guten Tag!“

Damit erhob sich Jack und wendete sich der Thür zu.

Monsieur Sylvains hielt ihn zurück. „Ach, bleiben Sie doch, die Sache ist ja abgethan, ich rede nicht mehr darüber. Im Grunde genommen war ich verliebter in die Angiolina wie Sie. Ich — für mich hatte sie eine ganz besondere Be-

deutung — ich hielt sie für den Genius meiner künstlerischen Wiedergeburt. Ich dachte, sie würde mir dazu verhelfen, etwas Großes zu leisten, aber — Unsinn, einen dürren Baum bringt man nicht mehr zum Blühen. Sie wissen, welche Stücke ich auf meine Vestalin im Frühling hielt! — Ersten Ranges ... ganz Paris sollte auf den Knien liegen davor! — Nun, ich malte das Bild fertig, zu meiner vollsten Zufriedenheit. Ich stellte es aus — bei Petit in der Rue de Sèze! — Die Zeitungen machten Lärm um mein Werk herum. Erst hielt ich mich von Petit fern — dann ... man hat seine kleinen Eitelkeitsbegierden. Wie ich meines Erfolges sicher zu sein glaube, ganz sicher, geh ich zu Petit; ich denke — ha! ha! ha! — man wird mir eine Ovation bringen, man wird sich zuflüstern: Da geht Sylvains, der erste Maler seiner Zeit, ein Klassiker — ha! ha! ha! — die Menschen werden sich drängen vor meinem Bilde — ja, du lieber Himmel! — Und wissen Sie, was geschah? Mein Bild hing nicht allein in dem Saal bei Petit. Petit hatte eine kleine Eliteausstellung veranstaltet — Eliteausstellung ... er nannte es so. Was waren denn das für Bilder ... Im ersten Moment sah ich nichts als violette, orangefarbene und grüne Flecken — alle Farben des Regenbogens frech durcheinander gemanscht — mitten dazwischen meine Vestalin — etwas dunkel, aber so ernst, so vornehm — eine Augenweide, auf der man mit Genuß ausruht von dem sie rings umgebenden koloristischen Wahnsinn. Ich reibe mir die Hände. Es ist noch kein Mensch da — ich bin früh gekommen. Da, nach und nach, erscheinen die Leute. Meine Vestalin hängt der Eintrittsthür gegenüber auf dem Ehrenplatz — man sieht sie nicht gleich wegen des roten Rundsofas, das in der Mitte des Saales steht. Ich ärgere mich über das Rundsofa, das die Aussicht auf mein Bild versperrt. Na — meine Zeit wird kommen, sag ich mir. Methodische Leute, die hereingekommen sind, fangen bei Nr. 1 an. Wie lange sie brauchen, um vom Fleck zu kommen! Bei einigen von den Klecksereien halten sie sich eine ganze Weile auf. Da ist so einer, der Jeanniot heißt, und ein anderer Claude Monet — ein Landschaftsmaler, der — und noch einer, Degas, der Tänzerinnen im Flug malt. Da giebt's ein Geschrei und ein: ‚Welche Bewegung in der Luft! — wie leuchtend! — wie das lebt — lebt — lebt!‘ Immer dasselbe Wort. Endlich kommen sie zu meiner Vestalin. Und da — einen Blick — weiter nichts — den Kopf abwendend, sagen sie: ‚Vieux jeu!‘ und gehen ihrer Wege."

Monsieur Sylvains unterbrach sich atemlos. Jack, dem trotz der geschmacklosen Sticheleien, mit welchen ihn der Alte gequält, jetzt leid um ihn war, murmelte etwas wie: „Wenn man sich das Wort jedes Esels zu Herzen nehmen wollte!"

„Das Wort jedes Esels ..." flammte Sylvains auf. „Hören Sie nur weiter. Ich saß dort eine ganze Weile immer am selben Fleck mitten zwischen den orangefarbenen und violetten Klecksereien. Von meiner Vestalin sagten die Leute alle dasselbe: ‚Vieux jeu — vieux jeu!‘ und gingen weiter. Nur ein alter Herr mit einem kurzstieligen goldenen Lorgnon blieb etwas länger davor stehen. Der bückte sich, um die Signatur zu lesen. ‚Sylvains‘, murmelte er, ‚ich erinnere mich des Namens, er hatte eine gewisse vogue vor dreißig Jahren — jetzt spricht kein Mensch mehr von ihm.‘" — Monsieur Sylvains ließ seinen Kopf auf seine Brust sinken; Jack wollte etwas sagen, etwas mühsam Geschraubtes, wie er es zum Troste Sylvains' vorbringen konnte. Der Maler unterbrach ihn: „Das ist nichts!" rief er; „daß die anderen nicht viel von mir hielten, dagegen konnte ich allenfalls aufkommen, aber wissen Sie — da ereignete sich ein ganz curioses Phänomen. Während ich so mehr minder zerschunden auf dem Rundsofa sitze, schließe ich die Augen, um mich auszuruhen, und wie ich sie dann plötzlich aufmache, fällt mein Blick auf ein Bild von ... ach, was

weiß ich — Claude Monet, glaub ich! Ich fahre zusammen — es ergreift mich etwas Unaussprechliches, die Schuppen fallen mir von den Augen — ja, da ist Licht, Wärme und Bewegung — das lebt — und meine Angiolina ist tot, meine ganze Kunst ist tot, und — ich ... ich habe dummerweise vergessen zu sterben. — Und heute ... heute bin ich wie verrückt — ich gehe von einem meiner Bilder zum anderen, ich suche mir einzureden, daß ich recht habe und daß die anderen sich irren — aber ich kann nicht! Reden Sie mir doch meine Grillen aus, beweisen Sie mir doch, daß ich ein Künstler bin!"

Ein kalter Schauer kroch Jack über den Rücken, er erinnerte sich eines Tages aus seiner Jugend, wo ihm zum erstenmal religiöse Zweifel gekommen waren und er in seiner Seelenangst, mit dem Fuß auf den Boden stampfend, einem älteren Freunde, auf den er alle seine metaphysischen Sorgen abzulagern gewohnt war, zugerufen hatte: „Aber beweis mir's doch, daß es eine Unsterblichkeit der Seele giebt!" Die Antwort des Freundes trat ihm ins Gedächtnis: „So etwas läßt sich nicht beweisen, das ist Sache des Gefühls!" Und da es der bequemste Gemeinplatz war, den er bei der Hand hatte, brachte er ihn vor.

Sylvains betrachtete ihn mit einem bösen Blick, er hatte etwas Tröstlicheres erwartet. „Gehen Sie!" rief er ihm zornig zu, „gehen Sie, wenn Sie nichts Gescheiteres zu sagen wissen!"

Doch als Jack etwas verblüfft und in dem lähmenden Bewußtsein, daß er hier mit seinem Latein zu Ende sei, seinen Hut nehmen wollte, um sich zurückzuziehen, hielt ihn Sylvains am Arm fest und schrie: „Bleiben Sie doch — Sie sehen, daß ich außer mir bin! Bleiben Sie doch — Sie thun ein gutes Werk! Ich weiß ja nicht, wo mir heute der Kopf steht! Lassen Sie mich nicht allein!"

Jack blieb. Der alte Künstler, der sein Leben vergeudet und sein Talent entwürdigt, wurde ihm unheimlich.

Sylvains humpelte indessen noch immer unruhig in seiner Werkstatt auf und ab. „Es kommt noch ein Umstand dazu," murmelte er, „ein Umstand, der ... der die Situation verschlimmert. Es ist eine große Versteigerung heute im Hotel Drouot — eine Bilderversteigerung, bei der alle vornehmen Künstlernamen Frankreichs vertreten sind. Ein Bild von mir befindet sich auch dabei — eine Salome. Ich bin natürlich begierig zu erfahren, um welchen Preis sie abgehen wird. Der Vandenesse hat mir das Bild vor zehn Jahren mit dreißigtausend Franken bezahlt — noch gestern hätte ich gehofft, sie würde über fünfzigtausend Franken gehen — heute" — er streckte ratlos die Hände aus — „weiß ich nichts mehr ..." Nach einer Weile begann er von neuem: „Es ist immer ein spannender Moment für den Künstler — den nächsten Tag steht der Preis, den das Bild erreicht hat, in allen Zeitungen."

Er wendete horchend den Kopf. „Nein, niemand ... merkwürdig ... ich hätte doch gedacht, daß die Stunde der Versteigerung vorüber sein müsse!" Er ließ sich schwer in einen Sessel gleiten.

„Soll ich im Hotel Drouot nachsehen?" fragte Jack gutmütig.

„Ach nein ... nein ..." wehrte ihm Sylvains, „es ist nicht nötig — Rambert ist bei der Versteigerung — er hat versprochen, mir Nachricht zu geben ... zu dumm, sich aufzuregen — wegen so etwas. Noch gestern wäre ich meiner Sache sicher gewesen. Heute ..." Er wischte sich mit dem Rücken seiner Hand die großen Schweißperlen von der Stirn.

Ein bleiernes Schweigen folgte. Von draußen tönte das Rasseln der Tramwaywagen unangenehm laut in die Stille des Ateliers hinein.

Sylvains zog seine Uhr. „Ich begreife nicht," murmelte er, „es muß etwas geschehen sein."

Jack griff nach seinem Hut. „Ich will doch sehen, was es giebt, Meister," rief er, „in zwanzig Minuten bin ich wieder da!"

Indem hörte man Schritte auf der

Treppe draußen. „Ach, endlich!“ rief Sylvains. Er ging auf die Thür zu, riß sie auf und prallte unangenehm überrascht zurück. Anstatt des von ihm erwarteten Freundes war's ein Kommissionär, der ihm entgegentrat.

„Monsieur Sylvains?“ fragte er, die Mütze an die Hand legend.

„Derselbe,“ erwiderte ihm der Maler.

Der Kommissionär überreichte ihm ein Billet. Die Hand des Malers, welche das kleine weiße Billet empfing, fiel an seiner Seite nieder. Er hatte die Schrift des Journalisten erkannt — er wußte, daß dieser, wenn er ihm eine angenehme Nachricht mitzuteilen gehabt, sie persönlich gebracht hätte. Erst als sich der Kommissionär zurückgezogen, entschloß er sich, das Billet zu öffnen. Er wurde totenblaß, stützte sich taumelnd auf die Lehne eines Stuhls.

Im ersten Augenblick hatte er offenbar Lust gehabt, Jack den beschämenden Inhalt des Zettels vorzuenthalten. Dann mit einer raschen Gebärde warf er Jack das Briefchen zu. Jack las:

„Die Salome mußte von der Versteigerung zurückgezogen werden, weil sich niemand fand, der den Anbotspreis gezahlt hätte.

Lachen Sie über die Geschmacklosigkeit des Publikums, lieber Meister, und überlassen Sie es Ihren Freunden, sich darüber zu ärgern. Die Geschichte ist einfach unerhört — unerhört!

Rambert.“

„Unerhört!“ entrüstete sich Jack, dem schwarz vor den Augen geworden war und der nicht recht wußte, was er sagen sollte.

„Unerhört, unerhört!“ knirschte Sylvains. „Rambert hat recht, ich kann nur darüber lachen — lachen!“ Er versuchte es auch.

Sein Lachen klang fürchterlich — er brach kurz ab. „Weshalb soll ich lachen? — über wen? — über das Publikum oder über mich ... über mich,“ murmelte er, „ja, über mich, denn das Publikum — Gott im Himmel! — das Publikum hat recht!“

Jack wurde unaussprechlich zu Mute. „Aber Meister, so dürfen Sie sich die Sache nicht zu Herzen nehmen — so nicht!“ rief er, „wenn man leistet, was Sie leisten!“

Da hob Sylvains den Kopf. „Was leiste ich?“ rief er schneidend. „Sehen Sie sich doch um und sagen Sie ehrlich, ob Sie eines meiner Bilder von Herzen loben können!“

Jack suchte mit gespannter Aufmerksamkeit nach Trostgründen für den alten Künstler an den Wänden des Ateliers und auf den herumstehenden Staffeleien. Plötzlich blitzten seine Augen auf in ehrlicher Begeisterung. „Etwas Herrlicheres als jene Studie dort hat keiner Ihrer Zeitgenossen gemalt!“ rief er.

Monsieur Sylvains hob den Kopf. „Welche Studie meinen Sie?“ fragte er langsam.

„Den Burschen dort, der die Pferde in die Schwemme reitet. Das ist ja schön wie Gericault!“

Jack stockte — er merkte, daß er eine Dummheit gemacht. Die Angst beschlich ihn, er könnte da am Ende ein Bild gelobt haben, das gar nicht von Sylvains herrührte.

„Wissen Sie, wann ich das gemalt habe?“ fragte Sylvains langsam.

Jack schüttelte den Kopf.

„Vor vierzig Jahren, damals, als ich von einem Kunsthändler zum anderen wanderte, um meine Bilder anzubringen mit einem vor Hunger knurrenden Magen und einer durchlöcherten Tasche. Damals hab ich diese Studie gemacht. Ich weiß, daß sie schön ist, aber zu was brauchen Sie mir das auch noch vorzureiben und gar heute — heute! ... Sacré nom d'un chien! Sie sind der größte Tölpel in Europa, Ferrars — immer stecken Sie den Finger in die Wunde!“ Und bei diesen Worten faßte Monsieur Sylvains einen Malstock mit beiden Händen und zerbrach ihn über seinem Knie.

Jack wollte irgend etwas sagen, Syl-

vains aber fuhr ihm herrisch ins Wort: „Sie haben ja recht, vollständig recht!“ rief er. „Die Studie ist gut, sehr gut, ist das Werk eines Künstlers — und was da auf meinen Staffeleien herumsteht, ist Schund. Heute weiß ich's genau — Schund, die Arbeit eines Handwerkers — nein, nicht nur eines Handwerkers, sondern eines Clowns, der seit fünfunddreißig Jahren Purzelbäume schlägt zur Auferbauung des Publikums, und dem das Publikum zum Lohn für seine emsige Bemühung, es allen Leuten recht zu machen, den Rücken zugekehrt hat.“

„Aber lieber Meister,“ sagte Jack kleinlaut, „Sie unterschätzen Ihre Arbeiten und überschätzen das Publikum. Das Publikum ist bekannt für seine Freude an der Mittelmäßigkeit!“

„O ja! Mit Pfuschern, die ihrem Innersten nach mittelmäßig sind, hat das Publikum nicht nur Geduld, sondern fühlt sich sogar zu ihnen hingezogen. Aber einem wirklich begabten Künstler, der einmal damit anfängt, dem banalen Geschmack der Menge Konzessionen zu machen, dem entzieht das Publikum sofort erst seine Achtung, dann seine Gunst. Es ist, wie wenn ein ehrlicher Mensch Bestechungsversuche macht.“

Erschöpft und atemlos pflanzte sich Sylvains mit dem Rücken gegen sein bulgarisches Massacre. „Aber ich will den Leuten doch noch zeigen, was ich zu leisten im stande bin!“ stieß er nach einer Pause hervor. „Es ist schauerlich, wie das so ein altes Vieh wie mich dann schließlich doch noch an der Kehle packt — der Durst, sich auszuzeichnen, etwas Großartiges zu leisten, etwas Großes — ja, ich muß, und wenn ich darüber sterben sollte! Nur noch einmal ... zeigen, was ich kann!“ Der Atem ging ihm aus. Er fuhr sich über die Stirn, sank in einen Stuhl. „Unsinn!“ stöhnte er, „es ist vorüber — es ist aus — ich weiß, daß es aus ist!“ Er verbarg sein Gesicht in seinen Händen und schluchzte.

* *
*

Den nächsten Tag sollte Jack bei seiner Tante frühstücken. Es war ein heißer Tag, und ganz Paris roch nach gebranntem Asphalt, Staub und Rosen. Der Geruch schwebte auch durch die weit geöffneten Fenster in die langweilige Wohnung der Winters hinein.

Mrs. Winter beratschlagte mit Jack, welchen Badeort sie für sich und Mary wählen solle, um dort die heißesten Sommermonate zu verbringen. Jack schlug zerstreut allerhand vor, was unausführbar war, und Mrs. Winter klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. Dann machte sie besorgte Bemerkungen über sein schlechtes Aussehen, und mit dem Kopf schüttelnd und warnend den Zeigefinger emporhebend, fragte sie ihn, ob er in der letzteren Zeit nicht ein wenig zu wild gelebt. Er antwortete ihr, was ein junger Mann in solchen Fällen einer alten Dame antwortet, küßte ihr die Hand und behauptete, sein schlechtes Aussehen könne nur von dem riesigen Hunger herrühren, der ihn quäle.

Man wartete auf Marys Erscheinen, um sich zu Tisch zu setzen, aber Mary erschien nicht.

Jack fing an darüber zu witzeln, wie sehr sie die Arbeit absorbieren müsse. Sie male aber auch jetzt an einem begeisternden Sujet — einem alten Stiefel neben einer Stallaterne; von so etwas war es nicht so leicht sich loszureißen.

Da öffnete sich die Thür — Mary trat ein. Sofort war es ihrem Gesicht abzulesen, daß etwas Besonderes sich zugetragen habe.

„Wie spät du kommst!“ rief ihr die Mutter entgegen. „Und ... und ... ja, was ist denn geschehen?“

„Nichts, du brauchst nicht zu erschrecken — nur — Mr. Sylvains hat der Schlag gerührt!“

„Tot?“ fragte Mrs. Winter. Sie war blaß geworden.

„Nein, er lebt noch — aber es ist gar keine Hoffnung,“ erwiderte Mary. „Ich habe das Gutachten des Arztes abgewartet, deshalb habe ich mich so verspätet.“

Die Flügelthüren des Speisezimmers öffneten sich, der Diener meldete: „Gnädige Frau, es ist aufgetragen."

Aber Mrs. Winter rührte sich nicht. Sie saß kerzengerade in ihrem Lehnstuhl und glättete unruhig mit ihren etwas derb geformten Händen die Falten ihres schwarzen Kleides auf ihren Knien. Endlich hob sie den Kopf. „Wie ist es geschehen, war jemand dabei?" fragte sie heiser.

„Nein, niemand," erklärte Mary ruhig. „Heute morgen hat man ihn hilflos röchelnd in seinem Atelier gefunden, am Boden liegend. Er soll letzterer Zeit des Guten etwas zu viel gethan haben. Er ist ein Mann von sehr ausschweifenden Gewohnheiten — widerwärtig, nicht wahr? Es ist immer widerwärtig!" Mary gehörte der Sektion englischer Damen an, welche entschieden haben, daß man an Männer dasselbe Maß von Sittenstrenge anlegen müsse wie an Frauen. „Die Sittenlosigkeit ist immer widerwärtig," sagte sie, „aber bei einem so alten Mann wirkt sie natürlich doppelt abstoßend. Wie es heißt, hat er den gestrigen Abend auf einem sehr tollen Fest bei der Schauspielerin Leah Richard zugebracht. Denkt euch nur, bei der!"

Jack spielte mit seinem Zeigefinger um seine Lippen herum; unwillkürlich streifte ihn der Gedanke, was Mary sagen würde, wenn sie wüßte, daß er demselben Feste beigewohnt. Indessen fuhr Mary fort: „Erst in früher Morgenstunde kehrte er heim. Anstatt in seine Wohnung zu gehen, muß er sich sofort in sein Atelier verfügt haben. Wie es scheint, hat er sich dann in einem Anfall von Wahnsinn noch damit beschäftigt, an verschiedentlichen von seinen Bildern herumzubessern, man fand seine Gemälde mit frisch aufgesetzten violetten, rosa und gelben Streifen bekleckst. Wie gesagt, er lag am Boden mit blutig geschlagener Stirn, die Palette in der Hand. Die eine Seite ist gänzlich gelähmt."

Mrs. Winter hatte indessen ihren Lehnstuhl langsam so umgekehrt, daß sie mit dem Rücken gegen ihre Tochter zu sitzen kam. Sie schneuzte sich ein paarmal.

„Ist gar keine Hoffnung?" fragte Jack beklommen.

„Der Arzt sagt nein. Der Zustand kann sich noch eine Weile hinschleppen, aber wie es scheint, ist dem Gelähmten nichts Günstigeres zu wünschen als ein schleuniges Ende. Es ist schrecklich! Im ersten Augenblick war ich ganz erschüttert," versicherte Mary. „Nun, er steht mir ja doch nicht nahe! Kommt frühstücken, ich bin sehr hungrig!"

Aber Mrs. Winter, immer noch ihrer Tochter und Jack den Rücken kehrend, erhob sich und näherte sich mit gesenktem Kopf und kleinen unbeholfenen Schritten der dem Speisezimmer entgegengesetzten Ausgangsthür.

„Was hast du, Mama?" rief Mary aufrichtig besorgt.

„Mir ist nicht wohl, Kinder; ich bitte euch, frühstückt ohne mich — vielleicht komm ich — in einem Weilchen." Damit verschwand sie.

— — — — — — — — — — — —

Vier Tage später senkten sie den alten veralteten Künstler ins Grab — in einer Seitenallee des großen nüchternen Kirchhofs von Montmartre, der, inmitten von Paris liegend, indiskret von dem rohen Stadtlärm umbraust wird.

Auch Mrs. Winter geleitete ihn bis zu seiner letzten Ruhestätte. Sie verlor sich in der Menge des verhältnismäßig äußerst ansehnlichen Leichenzugs — sie war die einzige, die aufrichtig um den Toten trauerte — um das, was er in sich zu Grunde gerichtet, mehr als um sein Leben. Die anderen hatten sich hauptsächlich deshalb eingefunden, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, Alexander Dumas werde eine Leichenrede am Grabe des Malers halten.

Alexander Dumas hielt keine Leichenrede, und die Menge verlor sich enttäuscht. Jack, welcher seine Tante zu dem Leichenbegängnis begleitet, führte sie nach Hause.

Sie saß neben ihm, bleich, mit verweinten Augen. Lange blieb sie stumm. Endlich, kurz ehe sie ihr Heim erreicht, hob sie den Kopf und sprach: „Du wun-

derst dich wohl, Jack, daß mir die Sache so nahe geht — jetzt nach so langen Jahren, und nachdem ich's doch mit angesehen, was aus ihm geworden war. Was willst du?" Sie seufzte, dann leise mit tiefer, resignierter Melancholie setzte sie hinzu: „Es giebt Illusionen, die einem heilig bleiben, selbst nachdem sie sich in Enttäuschungen verwandelt haben!"

Kurz darauf hielt der Wagen. Jack wollte die alte Frau hinaufgeleiten; sie wehrte es ihm. „Laß mich heute ein wenig allein," bat sie. Dann drückte sie ihm die Hand und ging.

Bewegt und gedankenvoll blickte Jack ihr nach. „Es giebt Illusionen, die einem heilig bleiben, selbst nachdem sie sich in Enttäuschungen verwandelt haben!" murmelte er. Er fand die Worte schön.

In sein Atelier zurückkehrend, nahm er einen Umweg, um an dem Hause vorüberzugehen, welches die Angiolina bewohnt hatte. Er bemerkte einen gelben Zettel zwischen einer Morgenjacke aus blauem Flanell und einem Trauerhut (Preis zwölf Franken) in dem Schaufenster der Merciere, welche ihre Mietsfrau gewesen war. Eine Neugier wandelte ihn an — wenn es ihr Zimmerchen wäre, das leer stand.

Dreimal wendete er sich ab — das vierte Mal trat er bei der Zwirnhändlerin ein und fragte sie, von welcher Beschaffenheit das Zimmer sei, welches sie zu vermieten habe. Sie blinzelte ihn sonderbar an — zu welchem Zweck konnte ein so vornehmer Herr wie er nach so bescheidenem Quartier fragen! Zu geheimen Zusammenkünften etwa?

„Ich glaube, das Zimmer dürfte Monsieur völlig entsprechen," versicherte sie ihm dummdreist. „Die Thür mündet auf den Flur, Monsieur ist ganz ungeniert."

Das Blut stieg Jack in die Wangen, es brannte ihm in den Ohren. Unwillkürlich kam ihm ein gräßlicher Gedanke, ein abscheulicher Gedanke. Ob es wohl auch für die Angiolina einen Wert gehabt haben mochte, daß die Thür auf den Flur hinaus mündete?

„War's das Zimmer, welches das ... hm ... das italienische Modell bewohnte?" fragte er.

„Kennt Monsieur es etwa?"

Die Zwirnhändlerin blinzelte lauernd, nicht ohne eine gewisse leichtsinnige Gutmütigkeit.

„Ja," erwiderte Jack, und dann selbst jetzt noch der Möglichkeit vorbeugend, die Angiolina in ein falsches Licht zu stellen, hastig bemüht, sie vor jedem ungerechten Verdacht zu schützen, fügte er hinzu: „Ich war einmal oben — ich bin Maler."

„Ah!"

„Auf was beläuft sich die Miete?"

Die Zwirnhändlerin betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, offenbar, um in aller Eile abzuschätzen, wie weit sie ihn übervorteilen dürfe.

„Sehr wenig — für Monsieur thu ich's billig, man vermietet immer billiger an Herren als an Damen — dreißig Franken monatlich voraus zu zahlen."

Jack warf die dreißig Franken auf den Ladentisch und verlangte den Schlüssel. Dann kletterte er die Treppe hinauf.

Ein eigentümliches Gefühl überkam ihn, als er die Schwelle des armseligen Stübchens überschritt. Nur zweimal hatte er es besucht, kaum eine Viertelstunde lang sich darin aufgehalten, und dennoch war's ihm zu Mut, als ob er in einen heimatlichen Raum zurückkehre.

Er erkannte die kleinen Vasen und Nippgegenstände, die ihr gehört hatten.

Die Vasen standen leer — der Staub lag auf allem. Die Vorhänge waren an dem schmalen eisernen Bett, von dem man das Bettzeug heruntergeschält hatte, zurückgezogen. Das Zimmer machte den Eindruck, als ob kürzlich jemand darin gestorben sei.

Dort neben dem alten Pianino stand der Stuhl, auf dem sie gesessen damals, als er sie überrascht — kurz, ehe seine Illusionen zusammenbrachen. Ihre Anwesenheit hatte das Stübchen geadelt — aber ohne sie, wie ärmlich sah alles aus!

Eine tiefe Rührung überkam ihn beim Anblick dieser vereinsamten Dürftigkeit. Er dachte an die unvergleichliche Schön-

heit der Angiolina — er sagte sich, daß sie nur den Finger hätte auszustrecken gebraucht, und die vornehmsten, reichsten und hervorragendsten Männer von Paris hätten darin gewetteifert, ihr fürstliche Reichtümer zu Füßen zu legen. Sie hätte einen Palast bewohnen können.

Statt dessen wohnte sie in einem elenden Monatszimmer und trug Kattunkleidchen um zehn Sous den Meter.

Sie hatte das Entgegenkommen der berühmtesten Künstler von Paris abgewiesen, und ihm, Jack, hatte sie die Arme entgegengestreckt — er erinnerte sich ihrer Worte: „Solange der eine Mann gut von mir denkt, den ich liebe, ist mir das Urteil der Welt gleichgültig und der Richterspruch Gottes.“

Ein gräßliches Mitleid überkam ihn. Die Erinnerung seiner an ihr verübten Roheit fiel ihm schwer auf die Seele. Er schloß die Thür zu, warf sich auf den Boden nieder neben das eiserne Bettchen, das schmal und hart war wie ein Sarg, und schluchzte.

Den nächsten Morgen suchte er Luca Canini auf und fragte ihn nach dem Aufenthalt der Angiolina. Luca Canini wußte ihn nicht. Er hatte die Angiolina erst in Paris kennen gelernt. Er fragte da und dort, den und jenen — kein Mensch wußte von ihr.

Sie war verschollen, gänzlich verschollen.

* *
*

Es ist wieder in London wie im Anfang unserer Geschichte, und wieder wie im Anfang unserer Geschichte befinden sich die beiden Brüder Ferrars beisammen. Nur .. nur zwischen damals und jetzt stellt sich doch ein sehr bedeutender Unterschied heraus.

Statt des raffinierten Komforts, der Jack damals umgab, drückende Ärmlichkeit — das Schlafzimmer eines lodging house zweiten oder dritten Ranges, ein Zimmer mit finsteren Mahagonimöbeln, mit einem vertretenen Teppich, der aus den Überbleibseln zerschundener Stiegenteppiche zusammengesetzt scheint, mit einem Bett, das aussieht wie ein Leichenwagen, der zufälligerweise anstatt mit schwarzen mit dunkelroten Behängen drapiert wäre, mit einer fürchterlichen blau und gelben Wandtapete. Diese Tapete allein könnte genügen, einen Menschen melancholisch zu machen. Der Kamin ist mit himmelblauen Glasvasen und sehr vielen rosig schimmernden Muscheln verziert. Fast auf allen Möbeln hängen grob gehäkelte weiße Schoner.

Mehr noch als seine Umgebung hat Jack sich verändert. Seine Kleider schlottern ihm lose um die abgemagerten Glieder, sie sehen verstaubt aus und so, als hielte Jack nichts mehr auf sich. Sein Haar ist schlecht gestutzt und der sonnige, lebensfrische Ausdruck seines Gesichts gänzlich verschwunden. Zwei tiefe Falten ziehen sich um seinen Mund, und von den Augenwinkeln an den Backenknochen vorbei zeichnen sich zwei dunkel eingesunkene Streifen.

Während Sir Bryan, in einem der mit rotem Plüsch überzogenen Stühle sitzend, ihm einen Vortrag hält, geht Jack, die abgemagerten Hände unter seinen Rockschößen gefaltet, rastlos auf und ab.

„Also mit einem Wort,“ endigte Sir Bryan seine Predigt, „du bist ruiniert, völlig ruiniert!“

Es ist nicht viel länger als ein Jahr her, daß Sir Bryan seinem Bruder eine ähnliche Predigt gehalten und sie mit demselben niederschmetternden Wort geschlossen hat. Damals hat Jack dazu die Hände in die Taschen seines Jacketts versenkt und, mit seinen blauen Augen träge vor sich hinblinzelnd, gemurmelt: „Ruiniert, ruiniert!“ und dazu gelacht. Das Wort hatte damals keinen Sinn für ihn.

Heute verstand er das Wort. In dieser Umgebung von stumpfbraunem Mahagoni und verschossenem Utrechter Sammet, vor diesem Bett, das wie ein Leichenwagen aussah, und der beschmutzten Tapete, aus deren gelb und blau verschnörkeltem Muster ihn scheußliche Fratzen angrinsten, verstand er das Wort: „Ruiniert!“

Immer wieder murmelte er's zwischen den Zähnen: „Ruiniert! ruiniert! ruiniert! — der Teufel auch, ruiniert!"

Er nahm ein Glas Cognak mit Sodawasser von einem Tischchen, ein großes Glas, und trank es auf einen Zug aus. „Verflucht!" murmelte er vor sich hin und stampfte mit dem Fuß auf die Erde.

Sir Bryan betrachtete ihn mißbilligend. „Mein Lieber, ich würde dir raten, anstatt mit häßlichen Ausdrücken herumzuwerfen, die eines englischen Gentleman nicht würdig sind" — Sir Bryan faltete die Hände über den silbernen Knauf seines eng zusammengerollten, mustergültigen Regenschirms — „also anstatt dessen dir ein wenig klar zu werden über deine Lage und dir danach deinen Plan für die Zukunft einzurichten."

„Nun, nach dem, was du mir gesagt, wäre der beste Plan für die Zukunft — einen Nagel zu suchen, der stark genug wäre, daß ich mich daran aufhängen könnte!" rief Jack bitter und mischte sich ein zweites Glas Cognak mit Soda.

„Nur keine unnützen Redensarten," fuhr Sir Bryan auf, „der Selbstmord gehört mit dem Duell einem vergangenen Zeitalter an. Zu Anfang des Jahrhunderts kam es allenfalls vor, daß sich Leute aus besten Familien — Lord Castlereagh zum Beispiel — umbrachten, heutzutage sind es nur Leute aus den niedrigsten Klassen, die diesen Ausweg aus ihren Schwierigkeiten suchen."

„Ja, du hast recht, es gehört heutzutage nicht mehr zum guten Ton, sich aufzuhängen," erwiderte Jack schneidend, und noch schneidender setzte er hinzu: „Du mußt es meinem roten Blut zu gute halten, wenn ich einmal einen so gewöhnlichen Einfall habe — das sind die Nachteile unserer Extraktion."

„Laß doch unsere Extraktion aus dem Spiele!" verwies ihm Sir Bryan gereizt. „Was weißt du von unserer Extraktion!"

„Nicht sehr viel, allerdings," erwiderte Jack, „da ich keine Ahnung habe, wer unser Urgroßvater war."

„Unser Urgroßvater war der in Armut geratene Sohn eines Abstämmlings desselben Ferrars, welcher George Villiers erstochen hat."

„So! hm! Nobleres hat der unternehmende Heraldiker, welcher dir deinen Stammbaum erfindet, nicht ans Tageslicht gefördert?" fragte Jack. „Von einem Meuchelmörder stammen wir ab, Bryan? Da wär ich lieber, anstatt einen Urgroßvater zu suchen, bei meinem alten Großvater stehen geblieben, der war doch wenigstens ein Ehrenmann!"

„Ach was," erwiderte Sir Bryan gereizt, „der Meuchelmörder war aus sehr guter Familie!"

Jack lachte — etwas von seinem alten Übermut klang durch sein Lachen hindurch — nur einen Augenblick, dann wurde es hart und scharf. „Hm! wie sich die Zeiten ändern!" spottete er. „Heutzutage darf ich armer Narr mich nicht einmal aufhängen, aus Angst, die Ferrarsche Hochehrbarkeit zu diskreditieren, und zur Zeit unseres Königs Karl scheint der Meuchelmord der Vornehmheit keinen Eintrag gethan zu haben."

Dieses an und für sich gezwungene und keineswegs von übersprudelndem Geist zeugende Gewitzel war natürlich wenig dazu angethan, die Laune Sir Bryans zu verbessern. Er maß den Bruder mit einem vernichtenden Blicke. „Laß doch dieses öde Spötteln," verwies er ihm, „das alles ist überwundener Standpunkt, heutzutage kommt's überhaupt nicht mehr auf den Stammbaum an. Die Hauptsache sind die Verbindungen."

Und Sir Bryan fuhr sich selbstgefällig über seine glatt rasierte Oberlippe. Dann zog er die Uhr aus der Tasche. „Bereits sechs — ich kann mich nicht mehr länger aufhalten. Deine Lage habe ich dir klar gemacht, das andere ist deine Sache. Trachte den Kopf oben zu behalten. Adieu!" Damit wendete er sich zum Gehen.

Jack sah ihm nach. Erst stand er da wie angewurzelt, bewegungslos, mit geballten Fäusten und zornig gerunzelten

Brauen — es wollte ihm nicht über die Lippen, das Wort, das er zu sprechen hatte. Endlich, als Sir Bryan seine Hand bereits auf die Thürklinke gelegt, eilte ihm Jack, das kleine Zimmer mit drei Schritten durchmessend, nach, und ihm die Hand auf den Arm legend, rief er heiser: „Bryan!"

Der Baronet sah auf.

Jack wußte, daß so ziemlich sein Schicksal davon abhing, seinen Bruder in gute Stimmung zu versetzen. Er suchte nach etwas Verbindlichem, das er ihm vorbringen könne — aber Jack war nun einmal Jack. Als der Baronet ihm mit einem etwas ungeduldig hervorgestoßenen „Nun?" gemahnt hatte, sich deutlicher zu äußern, brachte er nichts heraus als: „Bryan! Gehört es zum guten Ton, seine nächsten Anverwandten verhungern zu lassen?"

Der schwerfälligste Mensch wird mitunter schlagfertig, wenn er genügend gereizt worden ist. Sir Bryan erhob seine grauen undurchsichtigen Augen zu dem Gesicht seines ihn um einen Kopf überragenden jüngeren Bruders und sagte gelassen: „Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Jedenfalls gehört es zum guten Ton, Leute, welche man um eine Gefälligkeit ansprechen will, nicht herauszufordern!"

Jack senkte den Kopf — der Bruder hatte recht. Ein Weilchen blieben sie beide still, der Baronet noch immer die Hand auf der Thürklinke, Jack ein paar Schritte von ihm, den Blick auf den Boden.

Sir Bryan war der erste, welcher das Gespräch wieder aufnahm. Er hatte das triumphierende Gefühl eines Reiters, der ein aufbegehrendes Pferd durch einen scharfen Peitschenhieb seine Macht hat spüren lassen und der von diesem Pferd nicht abgeworfen worden ist.

„Na, nichts für ungut, Jack," sagte er, „ich weiß, daß es einem Menschen von deinem Charakter und in deiner Lage schwer fallen muß, eine Bitte vorzubringen. Aber äußere dich immerhin. Wenn ich deinen Wunsch erfüllen kann, ohne an meiner Familie ein Unrecht zu begehen — Gerechtigkeit vor Großmut, Gerechtigkeit vor Großmut — Jack, so bin ich bereit — bin bereit!"

Er sagte das beinahe herzlich. Jack, zur Rührung allezeit geneigt — eine Neigung, die seit seiner bodenlosen Zerdroschenheit und Niedergeschlagenheit sehr zugenommen hatte —, streckte ihm die Hand entgegen und murmelte: „Du bist ein guter Kerl — im Grunde bist du ein guter Kerl, und ich war häßlich gegen dich, und es thut mir leid."

„Nur keine Sentimentalität!" wehrte ihm Sir Bryan. „Sag mir lieber, was du wünschest, ich hab nicht viel Zeit, sehr wenig Zeit."

„Bryan, nach dem, was du sagst, kann ich auf gar kein Einkommen mehr rechnen."

Sir Bryan schob die Brauen in die Stirn: „Einkommen? Deine Gläubiger werden große Schwierigkeiten haben, mit den Resten deines Vermögens ihre Forderungen zu decken," erwiderte er; „ich glaube gar nicht, daß es ihnen möglich sein wird. Ein Teil wird leer ausgehen."

Jack wurde totenbleich. „Und ... Bryan, das würdest du zugeben — du ... du würdest mich als einen Ehrlosen da stehen lassen — du ...? Um Gottes willen, nur das nicht! Streck mir vor, was ich meinen Gläubigern schuldig bleiben müßte! Ich will dir's ehrlich zurückzahlen, Pfennig für Pfennig!"

„So, und womit?" frug der Baronet, indem ein beinahe humoristisches Lächeln seine sonst so ernsten Lippen kräuselte.

Jack stockte einen Augenblick, dann schöpfte er einen tiefen Atemzug, und den gesenkten Kopf hebend, sagte er: „Ich will dir einen Vorschlag machen. Ich bin nicht mehr der, der ich vor anderthalb Jahren war. Damals lachte ich darüber, daß ich von dreihundert Pfund jährlich leben sollte, selbst beim besten Willen hätt ich's nicht fertig gebracht. Heute ist das anders. Ich bin mit so vielen Menschen beisammen gewesen, die weniger haben und leben und anständig und nützlich leben —" Jack stockte.

Das Gesicht des Baronets hatte einen unruhigen Ausdruck angenommen. „Nun?“ mahnte er den Bruder.

„Nun, siehst du, Bryan“ — er legte ihm die Hand auf den Ärmel — „wie es scheint, hat Gott mir ein Talent mitgegeben, das nur einer ernstlichen Pflege bedarf, um mir eine sorgenlose und geachtete Lebensstellung zu verschaffen. Ich bitte dich, befriedige meine Gläubiger, und gieb mir durch drei Jahre ein Einkommen von hundertfünfzig Pfund. Wenn ich im Laufe dieser drei Jahre nicht im stande sein sollte, meinen Verpflichtungen gegen dich nachzukommen, so verspreche ich, nie weiter etwas von mir hören zu lassen.“

Ein bleiernes Schweigen folgte. Sir Bryan klopfte mit der Spitze seines Regenschirmes unruhig auf den Boden. Schließlich trat er von der Thür in das Innere des Zimmers zurück und sagte: „Jack, ich will nicht hart gegen dich sein. Du bist mein Bruder, und ich war eine Zeit sehr stolz auf dich, du warst das Schaustück in unserer Familie, der Beweis für die Vortrefflichkeit der Rasse — dafür, daß das aristokratische Element, welches durch unsere Mutter in unserer Familie neu aufgefrischt worden, sich tüchtig behauptete. Du bist ja ein famoser Mensch in deiner Art, aber es fehlt dir absolut an der Zähigkeit, die dazu gehört, in etwas durchzudringen. Du hast die besten Absichten, die du nie ausführst, und die edelsten Impulse, mit denen du nur Unheil anstiftest. Heute hast du die Absicht, von hundertfünfzig Pfund jährlich in Paris zu leben und dich zwischen excentrischen Entbehrungen zum großen Künstler heranzustudieren. Und weißt du, mein Lieber, wie du die Absichten ausführen würdest, sobald du das erste Quartal deiner Rente in Händen hättest? Die erste Zehn-Pfund-Note würdest du irgend einem interessanten Freund borgen, der dich mit einem genügend rührenden Gesicht darum anginge; mit der zweiten würdest du eine japanische oder anderweitige antiquarische Rarität kaufen nur ihrer hervorragenden Billigkeit wegen, in der Hoffnung, daran zu verdienen, das heißt, du würdest in die Lotterie setzen, in irgend eine Lotterie, weil es doch schließlich sich einfach als unmöglich herausstellen würde, zu versuchen, mit einer solchen Kleinigkeit auszukommen. Nein, Jack, es thut mir leid, aber von so etwas kann nicht die Rede sein. Ich mache dir einen anderen Vorschlag. Deine Gläubiger zu befriedigen, kann ich dir nicht versprechen, aber ich will dir versprechen, sie zu beschwichtigen. Im übrigen — mehr kann ich nicht thun — stell ich dir tausend Pfund zur Verfügung, unter der Bedingung, daß du Europa verläßt und in irgend einem anderen Weltteil dein Glück versuchst.“

Jack hielt den Kopf sehr tief gesenkt; plötzlich hob er ihn wieder. „Ich habe begriffen,“ rief er aus, „du räumst mich aus dem Wege, weil es dir ebenso unangenehm wäre, einen Bruder in der Nähe zu haben, der sich in die Schäbigkeit eines kleinen Einkommens fügt, als einen, der sich nicht hineinfügt. Eines wie das andere könnte den Ferrarsschen Familienkredit schmälern. Na — behalte deine tausend Pfund und die Überzeugung, daß dein Antrag ein außerordentlich großartiger war für dich, und ich behalte für mich das Recht, zu Grunde zu gehen, wo und wie mir's beliebt! Verlier deine kostbare Zeit nicht weiter. Adieu!“ Damit drehte er dem Bruder den Rücken, und mit etwas von seiner ehemaligen trotzigen Haltung die Hände in die Taschen steckend, stolzierte er in das Innere des Zimmers zurück.

Eine Weile blieb der Baronet noch vor der Thür stehen. „Du bist gereizt,“ murmelte er achselzuckend, „bei einem Menschen in deiner Lage ist das kein Wunder. Aber — ein Mann, ein Wort, ich ziehe meinen Antrag nicht zurück, die tausend Pfund stehen zu deiner Disposition, vielleicht überlegst du dir's noch!“

„Den Teufel auch!“ murmelte Jack, noch immer den Rücken gegen den Bruder; dann mit einemmal wendete er sich hastig um und deutete auf die Thür.

Sir Bryan verschwand. Ihm war nicht wohl zu Mute.

Wenn der nüchterne und ehrgeizige Mann für ein menschliches Wesen eine zärtliche Schwäche hatte — seine ehrbare Zuneigung für Frau und Kinder, eine Zuneigung, welche nichts war als eine erweiterte Eigenliebe und Selbstverherrlichung, war ein Ding für sich und von Zärtlichkeit ebenso sehr als Schwäche frei — wenn also der Baronet für irgend jemand ein ungenügend begründetes, unvernünftiges und warmes Gefühl hatte, so war's für seinen Bruder Jack. Eigentlich hatte er fast Lust, umzukehren und dem Jungen den Willen zu thun. Aber seine Vernunft sagte ihm, daß es ein Unsinn sei, und eigentlich hatte die Vernunft recht, wenn man nämlich von Jacks Vergangenheit irgendwie auf seine Zukunft schließen durfte. Und dann — ja, darin hatte Jack den Nagel auf den Kopf getroffen — es wäre dem Baronet fast ebenso unangenehm gewesen, einen sparsamen Bruder in seiner Nähe zu haben, der sich vernünftig in die ihm aufgedrungenen Schäbigkeiten fügte, als einen verschwenderischen, der auf die Kosten Sir Bryans den großen Herrn weiter gespielt hätte. Der Ferrarssche Familienkredit hatte noch keine rechte Wurzel geschlagen, er war ein junges, schwaches Pflänzchen und mußte geschont werden.

„Armer Junge!“ murmelte der Baronet, „und solch ein famoser Geselle wie er ist! Aber zu helfen ist ihm nicht. Er hat es sich selber aufgeladen — er ist an allem schuld.“

Das diente dem Baronet zum Trost.

* *
*

Jack war indessen zu der identischen Überzeugung gekommen. Nur merkwürdigerweise trug diese Überzeugung in seinem Fall gar nichts zu seinem Troste bei, sondern alles dazu, seine Trostlosigkeit zu verschärfen. Als der Baronet ihn verlassen, durchmaß er mit großen Schritten immer und immer wieder sein elendes Zimmer, wie ein wildes Tier seinen Käfig, wie ein Gefangener seinen Kerker durchmißt, und versuchte zu denken. Aber er „dachte nichts zu stande“, ihm war's, als trieben sich seine Gedanken in einem ebenso begrenzten Umkreis herum wie seine Glieder. Was sollte er mit sich anfangen! Die schlechte Luft hemmte seinen Atem. Er hatte doch beide Fenster aufgerissen, aber auch von draußen drang nichts besonders Würziges herein. „Komisch!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn man nicht gerade ein Bauer ist, so gehört ein wenig frische Luft ebensosehr zum unerschwinglichen Luxus wie frische Butter und täglich gewechselte Wäsche. Alles könnte ich eher ertragen in diesem Mauseloch als diese Luft, diese schäbig schmeckende Luft! Als ob ich noch das Recht hätte, mich über irgend etwas zu beklagen — ich — ich! Ich bin ja an allem schuld — an allem!“

Er sank in einen der Mahagonistühle und stützte die Ellenbogen auf den kleinen Tisch, auf dem die Cognakflasche stand. Mit einemmal durchdrang der Refrain des Liedes, den die Burschen und Mädchen damals in Meudon gesungen, seine Seele, damals am Rand der Seine, den Wäldern entgegen: Qu'as-tu fait, qu'as-tu fait de ta jeunesse! Er versteckte das Gesicht in seine Hände — das Denken in ihm war ausgelöscht.

Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er wußte nicht, wem die Hand gehörte, aber eine angenehme Wärme durchschlich ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Er sah auf; über ihn beugte sich besorgt und zärtlich — seine Tante Jane.

„Hab ich dich endlich gefunden, du dummer Junge, du thörichter abscheulicher Junge!“ rief sie ein um das andere Mal. „Ist das ein Benehmen für einen vernünftigen Menschen, du Verschwender, du leichtsinniger, liederlicher Taugenichts, du — du armer Kerl!“ Jede der ersten Bezeichnungen hatte sie mit einem kleinen Klaps so zu sagen unterstrichen. Zum Schluß beugte sie sich über ihn, streichelte ihm die Wangen und küßte wiederholt sein

hellbraunes Haar. Er hielt noch immer sein Gesicht gegen ihre Brust. „Ja, ja!“ murmelte sie weich, „versteck dich nur und schäme dich, aber tüchtig, und wenn du damit fertig bist, wollen wir uns aufraffen, den Kopf wieder hoch tragen und der Zukunft mutig in die Augen schauen!“

„Zukunft!“ murmelte er vor sich hin, „Zukunft!“

Sie versetzte ihm noch einen Klaps. „Ja, von deiner Zukunft!“ rief sie entschieden. „Als ob ein Mensch wie du, ein Mensch mit deinen Fähigkeiten das Recht hätte zu verzweifeln, nur weil er ein paar Dummheiten angerichtet hat. Und noch obendrein lauter anständige Dummheiten, von denen dich keine tributpflichtig macht! Na, was ist denn der Jammer?“

„Ich habe meine Jugend vergeudet, ich hab mein Vermögen verloren, ich habe die Lebensfreude totgeschlagen in mir!“ ächzte Jack.

„Was das für große Worte sind!“ verwies ihm die alte Frau. „Du bist ganz einfach krank, mein armer Junge! Vor allem wollen wir dich gesund pflegen. Komm und fahr mit mir hinaus nach Ivylodge. ’s ist herzlich langweilig bei uns, aber in deinem jetzigen Zustand wird’s dir sehr gut thun, dich ein wenig zu langweilen. Und dann später wollen wir sehen! Ach, Jack, Jack, jung, begabt, nichts in seinem Leben haben, vor dem man sich schämen muß — ein reines Gewissen und die Freiheit — o Jack! versündige dich nicht, du hast ja die Zukunft vor dir!“

Er hatte langsam den Kopf gehoben, während die alte Frau also eindringlich in ihn hineinsprach. „Du hast recht, wir wollen sehen, was noch zu machen ist,“ sagte er dann, leise ihre Hand an seine Lippen ziehend, „vielleicht bring ich’s noch zu etwas.“

„Und ob du’s noch zu etwas bringst! Du wirst sehen, wie deine Kraft wächst mit der Notwendigkeit. Wirf all die Verwöhnung hinter dich und — vorwärts!“

„Vorwärts!“ wiederholte Jack.

„Wo hast du deine sieben Sachen, ich will dir helfen zusammenpacken,“ sagte Mrs. Winter.

„Ich hab noch gar nichts ausgepackt,“ erwiderte Jack, indem er einen gleichgültigen Blick auf ein rotes Felleisen warf, das am Fußende des leichenwagenähnlichen Bettes lag.

„Also noch einmal vorwärts, vorläufig nach Putney!“ rief Mrs. Winter humoristisch.

Jack gedachte der Worte oft „Vorwärts, vorläufig nach Putney!“

— — — — — — — — — — — —

Sie fuhren zusammen an der eintönig schokoladenfarbigen Architektur vorbei den langen Weg nach Putney. Jack hatte den Weg nicht mehr gemacht, seitdem er damals, an jenem schönen Maitag, hinausgefahren war — auf Brautschau. Mit der Erinnerung schoß ihm ein kalter Schauer durch den Leib. Er hätte plötzlich umkehren mögen — wohin?

Er spähte unwillkürlich aus dem Cab, in dem er mit seiner Tante saß, hinaus. Ein gelbgrauer Nebel senkte sich vom Himmel, stieg aus der Erde auf und hüllte alles in atemraubende kalte Feuchtigkeit.

Noch vor kurzem war’s Jack gewesen, als läge dieser selbe schleichende, kaltfeuchte Nebel auch über seinem Leben, zu Boden drückend, alle Freude auslöschend. Und plötzlich hatte die Herzlichkeit und Teilnahme seiner Tante mitten in diesen Nebel eine kleine Insel von Licht und Wärme hineingezaubert. Ach, er hatte solche Lust, sich an dieser überfließenden Teilnahme zu wärmen, sich herauszuflüchten aus dem grauen, alles erdrückenden Nationalnebel in diese warme Herzensgüte. Es verpflichtete ihn ja zu nichts. Nur ausruhen wollte er sich ein paar Tage. Er war ja so schrecklich müde. Ausruhen — und dann … Ja, was dann? Er konnte nicht weiter denken, er war müde.

(Fortsetzung folgt.)





Emin Paschas letzte Tagebücher
in Briefen an seine Schwester.

IV.

4. 6. 91. Lager Karungu.

Da sich kein einziger Träger eingefunden, ließ ich unsere Leute gegen sieben Uhr abmarschieren, gerade um zu zeigen, daß ich mein Wort halte. Das wirkte denn auch, und langsam fanden sich so viele Leute zum Tragen ein, daß schließlich für jede Last drei Träger vorhanden waren. So konnte denn auch ich abmarschieren und erstieg, das Lager am Flusse verlassend, die erste Höhenschwelle, die ein weites, mit Gras bestandenes Plateau trug, in welchem hier und da eine junge Borassuspalme aufragte. Das Flußthal blieb nun links und wir gingen zunächst östlich, bogen aber an der zweiten Stufe nach Norden ab, eine Richtung, die wir bis zum Schlusse des Marsches beibehielten. An Stelle des einförmigen Graslandes traten nun die außerordentlich ausgedehnten Kulturen der Wakondjo. Weite Maisfelder, rote Durrah, Eleusine, Bohnen, süße Bataten, hier und da Bananen folgten in bunter Reihe, und oft sah man auf demselben Felde zweierlei Anbau, Durrah mit dazwischen gesäten Bohnen, Eleusine zwischen dem Mais. Für die süßen Bataten waren die Felder in kleine Haufen gearbeitet worden; solche Hügelchen machen die Knolle größer. Leider sind sie noch sehr jung und kaum zu essen. Zwischen die Felder verstreut liegen die einzelnen, ziemlich nachlässig gehaltenen Hütten der Wakondjo ohne jede Einfriedigung, was für Mangel an Raubtieren spricht. Hier und da schlanke, recht hohe (bis dreißig Meter) Borassuspalmen, noch ohne Früchte. Aus den Fächerblättern werden auch hier Matten und Körbe gemacht. Die Wakondjo tragen übrigens ihre Körbe schon teilweise wie die Waldvölker an einem um die Stirn nach hinten laufenden Gurt, der den auf dem Rücken hängenden Korb festhält. Schon um 10 Uhr 57 Min. erreichten wir unseren Lagerplatz, empfangen von einer Masse Menschen, die uns erwarteten und morgen tragen sollen. Merkwürdigerweise sind nirgends Frauen zu sehen, wohl weil

man durch böse Erfahrungen mißtrauisch gemacht worden ist. Eine große Quantität Mais wurde mir gegeben, und meine Leute — mehr aber noch die Esel — werden schwelgen. Auf den Hügeln Schwärme von Pfauenkranichen auf der Jagd nach Heuschrecken. Im Lager ungefähr dreihundert Eingeborene, die sich die neuen Dinge verwundert ansehen und vor den Eseln eine große Furcht haben. Aber auch anderer Besuch kam; zwei in Grasstoffe gekleidete Leute, welche uns auf Kisuahili — die Sprache von Sansibar — begrüßten; beide Vorsteher des etwa sieben Minuten von hier im Waramba-Lande gelegenen Lagers der Manyuema und selbst dem Wakusso-Stamme der Manyuema (Menschenfresser) angehörig. Sie hatten von unserem Kommen gehört und waren mit zwei Ziegen als Geschenk zur Bewillkommnung erschienen. Natürlich bettelten sie um Pulver und Gewehre. Ich stellte unseren Besuch in ihrem Lager für später in Aussicht, verbot ihnen während unseres Weilens im Lande alle Raubzüge und sandte sie dann nach Hause zurück.

5. 6. 91. Lager Bennbalu, Ukonbjo.

Einer der ermüdendsten Märsche hat uns in beinahe gerader östlicher Richtung hierher gebracht. Trotz der großen Anzahl von Besuchern gestern waren früh keine Träger gekommen, vermutlich des dichten Nebels halber, der alles verschleierte, und es wurde später als acht Uhr, ehe ich zum Aufbruch kam. Das Hügelland, welches wir durchquerten, ist, wenige kultivierte Stellen abgerechnet, mit drei bis vier Meter hohem Schilf und breitblätterigem Panicum bewachsen, durch welches man stellenweise sich förmlich durchzudrängen hat. Das eintönige Rauschen dieser Grasmassen, unterbrochen von den Ausrufen der sich verpfützenden Träger, stolpernder Leute — denn man kann den Pfad nur tasten, nicht sehen —, wird, stundenlang wiederholt, recht ermüdend. Man begrüßt dann die kleinen Gehölze weißdorniger Akazien, die seltenen Borassuspalmen und besonders die kleinen Bananenpflanzungen als angenehme Abwechselung für das Auge. Zu den Beschwerden des Grases rechne auch noch die Miseren mit den eingeborenen Trägern, die alle Augenblicke Halt machen und rasten wollen und die man nun wieder zu beladen und anzutreiben hat, das Zurückbleiben Kranker, das Verfehlen des Pfades und das Sichverirren im Hochgrase. So vergingen die nahezu fünf Stunden Marsch schnell genug, und ich war froh, hier mein Zelt und kaltes Wasser zum Waschen bereit zu finden. Der Ort ist allerdings nicht einladend; eine kaum vom Hochgras gereinigte Lichtung am Ufer des Baches. Ringsum hohes Gras und Schilf, in einigen Abständen dürftige Bananenpflanzungen und zerstreute Hütten. Man hatte uns für heute Bananenwälder und Dörfer in Aussicht gestellt. Es ging damit aber wie mit den meisten Negerversprechungen, und nun heißt es wieder, daß wir erst morgen zu diesem Paradiese gelangen sollen. Natürlich wird es morgen gerade so gehen wie heute, und wir werden uns eben begnügen müssen. Lügen ist hier, wie überall im Morgenlande, nicht anstößig; jedoch ist nicht ein jeder Meister darin, und die Neger nun vollends lügen meist plump. Vor uns liegt jetzt ein grandioser Anblick: die lange, hohe Bergkette des Ruanzori mit seinen Schneegipfeln, und unser nächstes Lager wird dicht an seinem Fuße sein. Inzwischen machen uns die Kronenkraniche Musik, nicht eben schön, aber so gut sie es können, und mehr kann man kaum verlangen. Sie sind überall hier sehr häufig, paarweise und in Gesellschaften, und brandschatzen die Mais- und Durrahfelder der Eingeborenen.

6. 6. 91. Lager Karevia, Ukonbjo.

Endlich! Chef Tenge-Tenge hatte Einsehen gehabt und eine große Anzahl Träger gesandt, und so zogen wir verhältnismäßig früh ab, wiederum durch weite Strecken von Gras und Schilf, unter dem wir uns manchmal förmlich durch-



Fahrt auf dem Viktoriasee. Nach einer von Emin Pascha eingesandten Photographie.

winden mußten, gestoßen von den dicken verholzten Stengeln, geschnitten von den scharfen Blättern, ein böser Marsch. Auch die meist verlassenen Bananenpflanzungen waren nicht besser; vollgewachsen mit allerlei Gestrüpp, boten sie kaum Platz

für unseren Gänsemarsch, und wo einmal weniger dichter Unterwuchs vorkam, atmete man förmlich auf und erfreute sich der kurzen Pause. Im Unterwuchse machten sich neben Canna auffällig viel Calladien bemerkbar. Je mehr wir uns den Bergen näherten, also aufstiegen, um so zahlreicher wurden die besiedelten Lichtungen und die Bananenpflanzungen mit Hütten. Die Wakondjo-Gehöfte machen dadurch einen freundlichen Eindruck, daß der zwischen den Hütten gelegene, saubere, freie Platz gegen die Felder hin durch einen Zaun von trockenem Schilf abgeschlossen ist; man sieht darin Ordnungssinn. Auch die Bäume werden gegen die Berge zu häufiger und schöner. Akazien, schöne großkronige Ficus, hohe schlanke Lophira, sehr vereinzelte Palmen stehen überall, und der Marsch durch die Kulturen wird zum Spaziergang. Überall aber sind die Hütten geschlossen und kein Mensch sichtbar. Vermutlich sind Frauen, Kinder, Ziegen und der nötige Hausrat im hohen Schilfgestrüpp versteckt, bis wir vorüber sind. Ich muß übrigens zum Lobe meiner Leute sagen, daß sie die Eingeborenen und deren Habe kaum belästigen. Um 10 Uhr 45 Min. standen wir an dem Bache Butagu, welcher aus einer Lücke der Berge hervorbricht und schäumend und sprudelnd über Felsen weg seinen Weg zur Tiefe und dann zum Issango nimmt. Von da an handelte es sich um einen Aufstieg durch Felder, und um 11 Uhr 15 Min. waren wir im Lager auf freiem Gehänge. Um die ganz nahen Berge hingen schwere Wolken, aus denen Blitze zuckten und der Donner grollte; seit zwei Uhr nachmittags regnet es feste weg, und ich habe kaum Zeit gehabt, mit den Eingeborenen einige Anordnungen für morgen zu besprechen. Die Beschreibung unserer Umgebung kann ich dir erst nach Aufhören des Regens geben, und das wird heute kaum der Fall sein.

9. 6. 91. Lager Karevia, Ukondjo.

Heute kann ich aufatmen, und so will ich meine Erzählung fortsetzen. Zunächst nun muß ich zum besseren Verständnis unseres Hermarsches sagen, daß unser Weg eigentlich im Westen des Flusses nach Norden geführt hätte, uns aber der Wunsch, die hochinteressante Fauna und Flora dieser Berge, die nicht leicht bald erforscht werden dürfte, wenigstens obenhin zu bearbeiten trieb. Zu diesem Zweck habe ich hier in 1150 Meter Höhe ein Lager etabliert, und Dr. Stuhlmann ist gestern früh unter Führung von Eingeborenen und mit genügenden Leuten von uns abmarschiert, um die Schneegrenze zu erreichen, dort für zwei bis drei Tage zu lagern, zusammenzuraffen, was immer er sammeln kann, und dann zurückzukehren. Die Expedition geht dann über den Fluß zurück und nimmt ihren Marsch wieder auf, der über die Njamjam-Länder nach Kamerun, an der Westküste führt. Ich bin also inzwischen im Lager du jour, wie es ja dem Älteren zukommt; meine Arbeitszeit liegt hinter mir und ich mache gern Jüngeren und Tüchtigeren Platz. Unser Lager ist dicht an die Berge angelehnt, welche sich in seinem Rücken Gipfel über Gipfel bis zu den Schneeriesen erheben. Mit dichtem Walde bis zu bedeutender Höhe bedeckt, sind sie von Schluchten durchbrochen, durch welche Bäche mit eisigem Wasser, tosend und schäumend, hindurchbrechen; ein solcher, Butagu genannt, fließt dicht am Lager vorüber und bildet dessen Westgrenze. Der Lagerplatz selbst ist auf alten Feldern gelegen, in einigem Abstande von Bananenpflanzungen, Kolokasien und Maisfeldern umgeben und gewährt einen freien Ausblick über einen Teil der Issango-Niederung bis hinüber zu den westlichen Bergen, die nach Norden niedrig verstreichen. Der Weg, den wir vor zwei Jahren mit Stanley nahmen, wurde von uns bei der Herkunft gekreuzt und liegt nun unter uns. Wir haben uns schnell eingerichtet, ein Magazin zum Schutze der Sachen, sowie Hütten für uns und die Leute errichtet, denn es ist kalt hier oben. Eigentümlicherweise haben auch hier, wie anderwärts, die Leute einigermaßen vom Wechsel-

fieber zu leiden, jedenfalls eine Folge des plötzlichen Wechsels von glühender Hitze zur feuchten Kälte bei ungenügender Bedeckung. Ein wenig Chinin, das ich sonst nicht liebe, hilft gewöhnlich schnell. Von anderen Krankheiten, leichte Verwundungen ausgenommen, weiß ich nichts zu sagen, wie überhaupt der Gesundheitszustand dieser Expedition immer recht befriedigend gewesen ist. Mit den Eingeborenen stehen wir uns recht gut. Das Lager ist fortwährend voll von Besuchern, die willig Hand anlegen und Stoff zum Hüttenbau, also Gras, Schilf, Ruten und Holz, sowie Bast herbeibringen. So geht die Arbeit schnell genug und eine ziemlich große Hütte in nebenstehender Form ist von früh bis zum Abend leicht fertig gemacht; mit einer dicken Lage von Gräsern gedeckt, gewährt sie ein ganz komfortables Unterkommen. Etwas spärlich steht es um Provisionen. Wie die Eingeborenen berichten, hat es in den verflossenen zwei Jahren beinahe nicht geregnet, und die Hauptquelle menschlicher Nahrung hier zu Lande, die Bananen, haben deshalb so gut wie nichts getragen. Erst jetzt kommt wieder Regen, und man freut sich deshalb, die Pflanzungen bearbeiten zu können. Die Thatsache dauernder Trockenheit wurde uns ja überall berichtet, und es stimmt dies sehr gut mit meinen anderweitigen Erfahrungen und Erkundigungen; es existieren im centralen Afrika Perioden von Trockenheit, denen Perioden vermehrter Niederschläge folgen (erinnere dich an die biblische Erzählung von den sieben fetten und den sieben mageren Jahren); wie lang diese Perioden seien, bedarf langer Beobachtung. Ein Faktum aber von großer Wichtigkeit steht fest. Die Wassermenge Central-Afrikas — soweit ich es kenne — ist im Abnehmen begriffen, und die feuchtesten Perioden sind nicht im stande, völlig zu ersetzen, was in den trockenen Perioden verloren geht. So entsteht ein langsam anwachsendes Minus, das nicht verfehlen kann, große Veränderungen im Haushalte der Natur zu veranlassen. Ich interessiere mich für solche Wahrnehmungen ganz besonders und horchte stets mit Interesse den Eingeborenen zu, wenn sie erzählten, wie an diesem und jenem, jetzt vom Wasser bedeckten Orte früher Felder und Kulturen lagen, und umgekehrt mir Felder und Gehöfte zeigten, wo früher die Wellen des Sees gerauscht hatten. Wie der Arzt den Pulsschlag eines Kranken erforscht, so stehen wir hier vor den Pulsschlägen des Erdkörpers, der ja auch nie ruht. Jetzt beschäftigt mich die Frage nach dem Vulkanismus dieser Gebirge. Ich wage mir aber keine bestimmte Meinung zu bilden, bis ich die Gesteinproben werde gesehen haben, welche Dr. Stuhlmann von den Bergen mitbringen wird. Ich sammelte früher hier Rauchtopase, und die Eingeborenen sammeln Bergkrystall, den sie als versteinerten Regen betrachten und als Regenzauber bis nach Karague verkaufen. Auch Lippenkegel zum Schmuck für Frauen macht man daraus.



11. 6. 91. Lager Karevia, Ukondjo.

Ich habe mit allerlei Beschäftigungen die Hände so voll gehabt, daß ich nicht zum Schreiben gekommen bin, und hole nun nach. Nach Einrichtung des Lagers hatte ich mich zunächst mit der Verproviantierungsfrage zu beschäftigen, da die Leute doch essen wollen und die Eingeborenen uns kaum etwas zum Verkaufe bringen. Ich habe, da sich meine Leute Übergriffe erlaubten und mehrere Verwundungen vorgekommen sind, ihnen die Waffen abgenommen und seitdem Ruhe gehabt. Leider sind die Eingeborenen, trotzdem kein Mensch ihnen nahe tritt, ungemein scheu und zurückhaltend, und es ist sogar mir bis heute unmöglich gewesen, ein wenig Mehl oder Korn zu bekommen, so daß ich statt Brot auf dem Feuer geröstete grüne Bananen esse. Der Grund aber für diese Furcht liegt einfach in der Behandlung, welche den Eingeborenen bisher von den in der Nähe angesiedelten Fremden zu teil geworden

ist. Schon früher schrieb ich dir, daß ganz in der Nähe im Waramba-Lande bei Chef Mbene eine Niederlassung von Manyuema liege, welche die ganze Gegend nicht allein brandschatzen, sondern auch systematischen Sklavenraub betreiben und nebenbei ihren menschenfresserischen Gelüsten frönen und gerade deshalb von allen hiesigen Negern verabscheut werden. Mit diesen Manyuema habe ich seit unserer Ankunft wiederholt zu thun gehabt. Sie hatten sich erlaubt, die Eingeborenen einzuschüchtern, sie mit ihrer Rache nach unserem Abzuge bedrohend; sie haben sich erlaubt, Sklaven an meine Leute zu verkaufen, und zwar sind in dieser Weise einige uns gestohlene Güter wieder zu Tage gekommen; sie haben sich erlaubt, Leute zur Desertion zu verlocken. Ich hätte nun längst mit ihnen aufgeräumt, mußte aber wegen meines ferneren Weges, der dort hinüber führt, vorsichtig vorgehen. Heute endlich habe ich mit den zunächst liegenden Ortschefs ein anderes Arrangement getroffen, das mir ermöglicht, meinen Weg auch ohne Führer der Manyuema zu finden, und so habe ich denn sofort alle hier befindlichen Sklaven — eine Frau und zwei Kinder — mit Beschlag belegt, die Käufer und Verkäufer bestraft und diesen das Betreten unseres Lagers verboten, was allerdings schwer zu kontrollieren sein wird. Was ich mit den konfiszierten Sklaven beginnen soll, ist mir für den Moment unklar; ihre Heimat liegt weitab in den Wäldern des Westens; jedenfalls habe ich für sie zu sorgen, und da wird wohl am besten sein, sie den hiesigen befreundeten Chefs zu übergeben, statt sie auf dem langen vor uns liegenden Wege mit uns zu führen. Der hiesige Oberste, Tenge-Tenge, hat sich bis jetzt recht kühl benommen und nicht einmal seine Leute zum Verkaufe von Lebensmitteln angehalten. Natürlich wird sich danach das Geschenk bemessen, das er bei unserer Abreise erhält; und doch sind die Wakondjo ein zuthunliches, freundliches Volk. Es ist mir außer allem Zweifel, daß sie ein Glied der großen Familie bilden, zu der die Wanyoro, Wanyokole, Waniambo, Warinsa und andere gehören, auch leiten sie selbst ihre Herkunft aus Kitara oder Kitwara her, also dem großen Reiche, das einst all die erwähnten Völker einheitlich umfaßte. Nun zeigt allerdings die Sprache eine sehr starke Zumischung von fremden Elementen, wie das in Grenzländern ja immer der Fall ist; doch sind zwei Drittel der Worte mit reinen Kinyoro-Worten identisch, und besonders so die Zahlworte und Pronomen, und was sonst an Worten sich findet, ist der Waramba-Sprache entnommen, also dem Volke, das von den Wakondjo verdrängt wurde und noch heute sein nächster Nachbar ist. Eine Unsitte auch haben die Wakondjo, wenigstens teilweise, von diesen Nachbarn angenommen: sich die Zähne, die oberen Schneidezähne, spitz zu feilen, ein häßlicher, entstellender Gebrauch. Ob aber der Ausdruck „Unsitte“ nicht zu hart ist? Es handelt sich eben um eine Mode, die, da Neger sehr konservativ sind, in perpetuum fortgepflanzt wird. Zur Bereicherung deines afrikanischen Wissens: der Brautpreis, das heißt der Kaufpreis, den der Freier dem Brautvater zu erlegen hat, beträgt bei den Wakondjo dreißig bis fünfzig Ziegen, und sollte es an diesen fehlen, so kann jede Ziege durch fünf eiserne Spaten ersetzt werden. Für hiesige Verhältnisse immer teuer genug. Hübsch sind die Wakondjo-Frauen nicht, meist ziemlich kleine, wohlbeleibte Gestalten, von ins Umbra ziehender Hautfarbe, die, wenn sie sich rein waschen sollten, um einige Schatten heller werden mag. Die Kleidung beschränkt sich auf eine Art Lendentuch aus Rindenstoff und einige aus Stroh geflochtene Armbänder und Fußringe, zu denen bei Wohlhabenden solche aus Eisen oder Messing und bei Reichen einige Glasperlen treten. Bei Männern habe ich öfters Ohrgehänge aus Metall gesehen. Von Waffen sind mir speciell die Pfeile und Bogen der Leute Tenge-Tenges aufgefallen, weil sie in Form und Größe genau den von den Akka (Zwergen) in

Monbuttu gebrauchten entsprechen, also für diese Leute hier lächerlich klein sind. Auch hier tragen die vergifteten Pfeile keine Metallspitzen, sondern sind ganz aus Holz, resp. Rohr gemacht; alle Pfeile sind am Grunde geflügelt. Hübsche große Messer in Scheiden sieht man häufig getragen; auch ihre Formen erinnern an den Westen. Thongefäße bieten nur die ganz gewöhnlichen Formen, dagegen sind die Pfeifenköpfe — von Männern gemacht — ganz eigenartiger Form. Ohne Zweifel ließe sich bei gründlichem Suchen manches Stück von Interesse finden; leider sind unsere Transportmittel zu beschränkt zum Sammeln. So kommt es auch, daß von Vögeln und Säugern ich nur mir Unbekanntes, was selten genug vorkommt, mitnehmen kann. Was ich bis jetzt gesehen und gesammelt, trägt den Anstrich einer Mischung von weit über Afrika verbreiteten Formen mit seltener Beigabe von rein westlichen Arten; ich spare deshalb meinen Schrot für bessere Örtlichkeiten. Neugierig bin ich auf Dr. Stuhlmanns Ausbeute: so hoch oben auf den Bergen — wenn er große Höhen erreichen kann — sollte sich allerlei Neues und Interessantes finden lassen und wäre es von großem Belang, die Ergebnisse ähnlicher Höhen von Abyssinien, dem Kilimandjaro und dem Kamerun zu vergleichen. Tenge-Tenge hat mir heut ganz unvermutet fünf Ziegen zum Geschenk gebracht — also auch hier die übliche Zahl; leider habe ich dieses sehr spät gekommene Gastgeschenk zurückgewiesen und ihn ersucht, mich, wie bis heute, auch ferner meine Bedürfnisse kaufen zu lassen. Karakuausi versuchte Einrede, wurde aber gebeten, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, und so hatte es sein Bewenden. Ich hätte die Ziegen brauchen können, aber es lag mir daran, dem Herrn zu zeigen, daß ich mich auf Negeretikette verstehe, da es ein unter Negern weit verbreiteter Glaube ist, daß man Weißen gegenüber keinerlei Formen zu beobachten brauche, während gerade bei Negern das Ceremoniell ein äußerst verwickeltes und genau beobachtetes ist. Ich wollte Tenge-Tenges Leuten nicht raten, die ihm gebührenden Ehren und Geschenke zu versagen. Nach Ernstem auch Heiteres. Ich bin heute wieder einmal ohne Mittagbrot geblieben, das heißt, ich habe mit einer Tasse Thee und zwei Bananen mein Mahl gehalten, da, was mir zu essen zugemutet wurde, absolut ungenießbar war. Heute abend nun will ich selber kochen, und zwar werde ich Suppe, Ziegenfleisch mit Kolokasien und Braten mit Bananen haben, jedenfalls ein nicht zu verachtendes Menu. Unser Küchendepartement ist gräßlich vernachlässigt. In Tabora war es mir geglückt, von Seïf bin Saad eine Köchin zu engagieren, die so rund und fett aussah, daß sie für ihre Kunst ein schönes Zeugnis ablegte, und außerdem hieß sie Djohari (Edelstein). Ich sah mich also im Geiste schon so rund wie Freund Junker. Es war aber ein Reinfall, denn im ganzen wußte Mama (Ehrentitel) Djohari herzlich wenig, und wenn wir in der Woche zweimal anständig zu essen bekamen, so glaubten wir an einen Irrtum im Kalender. Seit wir nun von Bukoba fort sind, bewegen sich unsere Tafelfreuden in sehr excentrischen Bahnen; manchmal giebt's was, manchmal nicht, und man tröstet sich meist mit der Hoffnung auf bessere Tage, was freilich bei uns wahrscheinlich noch lange dauern dürfte. Sich mit des Landes Erzeugnissen zu begnügen, ist jedenfalls das Beste, und man fährt gut dabei, weil man eine Menge unnützen Gepäcks ersparen oder dasselbe durch Nötigeres ersetzen kann. Ich habe aber wahrhaftig oft genug bedauert, daß ich nicht seiner Zeit ein aufmerksamer Schüler gewesen und von unseren braven Köchinnen etwas von ihrer Kunst gelernt habe.

13. 6. 91. Ebenda.

Der heutige Tag verdient einer besonderen Erwähnung, weil ich heute den ersten Maulwurf, der mir in Centralafrika überhaupt begegnet ist, gesichert habe. Meines Wissens ist bisher, obgleich aus Südafrika und auch aus Mozambique

Goldmaulwürfe bekannt geworden sind, noch von niemandem aus diesen Ländern ein solches Tier erlangt worden und hat sich, was man drüber geschrieben, immer auf die Wühlmäuse (Georhychi) bezogen. Um so mehr freut mich mein Fund, der allerdings mich eklig gebissen hat. Du siehst, daß ich noch immer der alte Narr geblieben, der am Sammeln sich erfreut der Sache wegen, nicht wegen anderweitiger Rücksichten. Mit den Vögeln will es nicht gut gehen, da ich nichts Neues bekomme; vieles ganz Interessante, Sachen vom Westen z. B., aber auch diese nur sparsam, und so ist es besser, die Munition zu sparen und bessere Gelegenheit zu erwarten. — Die Zeit hängt schwer über mir und ich gäbe viel darum, hätte ich — doch wozu jetzt Reue?

16. 6. 91. Ebenda.

Gestern vormittags ist Dr. Stuhlmann von seiner Bergfahrt glücklich zurückgekommen und hat einen wahren Schatz von Photographien, geographischen Aufnahmen, Notizen über Geologie und Tektonik des Gebirges, reiche botanische Sammlungen und einiges Zoologisches mitgebracht. Er hat nach einer von mir vorläufig gemachten Berechnung von Siedepunkt und Aneroiden eine Höhe von 3800 und einigen Metern erreicht und sich den Schneefeldern auf 200 Meter genähert, mußte aber von weiteren Versuchen abstehen, weil die Leute die Kälte nicht ertrugen und anfingen, am Höhenschwindel (Sausen in den Ohren, Blutungen 2c.) zu leiden. Immerhin kann Stuhlmann mit seinem Erfolge sehr zufrieden sein, und falls wir die botanische Sammlung glücklich heimbringen, wird Schweinfurth jubeln. Schon als die Stanley-Expedition unter diesen Bergen lagerte, brachte Lieutenant Stairs eine Anzahl Pflanzen mit von den Bergen, deren Bestimmungen ich übernahm. Zu ihnen — einigen dreißig Arten, unter ihnen baumartige Farnkräuter und Erika 2c. — gesellen sich nun nahezu siebenmal mehr, unter ihnen eine bisher nur aus den Hochgebirgen Abyssiniens bekannte Form Rhynchopetalum, eine zweite Erika, und was alle die Seltenheiten sind und — last not least — das Vaccinium von früher. Ascherson schrieb mir, ich müsse mich geirrt haben, denn es gäbe in Afrika keine Blaubeeren; nun, sie liegen vor mir und wir haben davon gegessen. Auch eine zweite Brombeerenart (Rubus) war in der Sammlung. Unter einigen (sieben) für mich gesammelten Vögeln scheinen mir zwei bis jetzt unbekannt zu sein, und will ich sie später beschreiben. Der Marsch, besonders über die Hochmoore, durch die schwammähnlich mit Wasser vollgesogenen Moose, über die gestürzten Erikastämme und durch die Bambuswälder, muß bei der Kälte — früh 2 Grad C., um zwei Uhr nachmittags 9 bis 10 Grad C. — furchtbar anstrengend gewesen sein. — Die Leute sollen nun heute und morgen ruhen, und dann geht es weiter, zunächst nach Butalinya, wo ich den Fluß zu kreuzen gedenke, um dann nach Nordwest zu marschieren.

19. 6. 91. Lager Ibsahora am Russimbi-Bache.

Sehr gegen meinen Wunsch war ich gezwungen, den 17. und 18. noch in Karevia zuzubringen, weil ich Leute nach der Manyuema-Station gesandt hatte, deren Rückkehr ich erwarten mußte; ich benutzte die Zeit dazu, ein kleines Vokabular der Wakondjo-Sprache zusammenzustellen und mit Chef Tenge-Tenge das Nötige bezüglich der Abreise, Stellung von Trägern 2c. zu vereinbaren. Um so ärgerlicher war ich, als, nachdem heute zeitig der Marsch begonnen worden und ich auf Träger wartete, mein lieber Freund plötzlich erschien und mir verkündete, die Leute wollten nicht tragen und er habe keine Träger für mich. Sofort ließ ich ihn festnehmen, postierte zwei Leute neben ihn und erklärte, er müsse entweder die versprochenen Träger stellen, oder ich würde meine Leute zurückkommen lassen, ihn aber dann mitführen. Es gab nun ein wenig Lärm: schließlich jedoch kamen durch Karakuausis Vermittelung eine Zahl

Leute, und um 10 Uhr 47 Min. morgens marschierte ich ab, begleitet von dem nun Abschied nehmenden Karakuausi und Tenge-Tenge, der wieder frei, nebst Sohn, der mein Führer sein sollte für etwa drei Tage weit. Hochgras, zuweilen recht beschwerlich, wechselt mit Bananenpflanzungen auf der durchgangenen Straße, und der Marsch wäre ganz angenehm gewesen, hätten nicht die Träger uns dauernd in Anspruch genommen. Statt zu tragen, zogen sie vor, die Lasten vor die unterwegs gelegenen Hütten zu legen und zu verschwinden, und Tenge-Tenge hatte viel zu thun, um Leute zu schaffen, die weiter trugen, zumal die Bewohner der Hütten gewöhnlich sich im Hochgrase versteckten. Die Waramba-Gehöfte sind nämlich gewöhnlich durch sehr hohes Gras eingeschlossen, in dem sie völlig versteckt liegen, so daß man oft an ihnen vorbeimarschiert, ohne sie zu sehen. Ein solches Gehöft liegt etwas unterhalb der Straße, und da auch dort vier Lasten lagen, ging ich selbst hin, um dieselben fortschaffen zu lassen, fand aber nur zwei Frauen, mit allerlei Eisenringen um den Hals, mit vielfach durchbohrten Lippen, in denen eine Reihe Messingstifte steckten — kurz, Waramba-Schönheiten, die mich sehr freundlich aufnahmen. Leider beschränkte sich unsere Unterhaltung auf Pantomimen, da die Waramba-Sprache mir völlig unbekannt ist: wir verstanden uns aber ganz gut, und als ich ihnen gesagt, sie würden keinesfalls zum Tragen verpflichtet werden, und außerdem die Ältere mit einer Schnur roter Stickperlen beschenkt hatte, da schieden wir als gute Freunde. Die Lasten aber trugen Tenge-Tenges eigene Leute. Eine halbe Stunde später verschwand auch dieser mit seinem Sohne, und ich war nun ganz auf meine eigenen Kräfte angewiesen. Es ging aber doch, und ein guter Marsch durch die enorm hohen Gräser und durch die ausgedehnten Bohnenfelder der Wakondjo brachte mich ganz kurz vor Sonnenuntergang hierher. Wir lagern in den Stoppeln der Maisfelder, und neben uns braust der Rußtrubi, ein ansehnlicher Bach, zu Thale. Der Ortschef hat für morgen Leute versprochen, ich traue aber der Sache nicht, weil die Wakondjo- und Waramba-Chefs keine Autorität über ihre Leute besitzen. Wir sollen morgen den Urwald betreten, in welchem wir wohl zwei Tage marschieren werden.

20. 6. 91. Lager im Urwalde nahe Beckira.

Wie ich vermutet, so kam es. Ein tüchtiges Gewitter nachts und starker Regen früh gab den Eingeborenen einen erwünschten Vorwand, nicht zu kommen, und als die Karawane um neun Uhr morgens abging, war sie nur von einigen wenigen Eingeborenen als freiwilligen Trägern begleitet. Ich saß wie Scipio auf den Ruinen Karthagos auf einem Haufen übriggebliebener Lasten und wartete und wartete. Es kamen aber keine Leute, und obgleich der Ortschef sich wirklich Mühe gab, kam ich erst um 2 Uhr 15 Min. nachmittags zum Aufbruch. Der ganze Morgen war häßlich regnerisch und trübe. Unser Marsch führte etwa dreiviertel Stunden lang durch mit Gras und Unterholz verwachsene Bananenpflanzungen, in deren einer mir eine Herde von etwa zwölf Elefanten begegnete; dann betraten wir den Urwald und kamen nach sehr beschwerlichem Marsche, natürlich zu Fuß, denn an Reiten ist da nicht zu denken, um 5 Uhr 17 Min. nachmittags hier an. Das Lager mußte durch Ausholzen geschaffen werden, und es ist hier im Zelt von den himmelhohen Bäumen so dunkel, daß ich bei Licht schreibe. Morgen will ich dir vom Walde erzählen — heute bin ich zu müde.

21. 6. 91. Lager im Urwalde.

Fünf Stunden recht beschwerlicher Marsch haben uns hierher geführt, und wir haben, da die Leute erschöpft waren und die nächsten Dörfer ziemlich weitab liegen sollen, lagern müssen. So anziehend, besonders für mich, der afrikanische Urwald ist, so beschwerlich ist ein Marsch durch ihn. Himmelhoch ragen

die Stämme empor und entfalten ihre Laubkronen erst in bedeutender Höhe; sehr dicke Stämme, wie ich sie in Monbuttu fand, sind hier selten; häufig aber sind die wirklich starken Bäume durch die bekannten Flügel der Wurzeln gestützt. Ungeheuer reich und kräftig ist der Unterwuchs: da wuchern Rubiaceen, Akanthus, Amomum, Calladien und andere Aroideen, viele mit roten Früchten, enorme Farne, sowohl Baumfarne, als andere hoch über Manneshöhe geschossene Arten; dazwischen die verschiedenen Ranken von Fadendicke bis zu Armdicke — eine richtige Mausefalle für den Wanderer und besonders unangenehm, weil sich der Fuß in sie verfitzt. Und nun gar die unangenehmste aller hiesigen Waldpflanzen: der Rotang (spanisches Rohr), dessen bestachelte Stengel und mit Häkchen besetzte Fiederblätter gerade mit Vorliebe über die Wege sich strecken. Von allen Seiten durch Laub- und Grasmassen eingeengt, muß man sich oft mit Gewalt durchdrängen und soll dabei seinen Weg noch mit dem Fuße tasten. Denn unzählige Löcher, mit feuchten Moosen bewachsene Felstrümmer, Ranken, Wurzelstöcke, umgestürzte Bäume, Dornen liegen im Wege, der ohnehin auf und nieder sich windet und oft recht steile, schlüpferige Abstiege macht. Und als ob all dies nicht genügt, hausen hier eine Menge sehr großer Stechfliegen, der südafrikanischen Tsetse ähnlich, die sehr empfindlich stechen, und zu ihnen kommen eine Unzahl sehr kleiner, stachelloser Bienen, die einem mit Vorliebe in die Augenwinkel oder in die Nase kriechen. Dagegen fliegen sehr viele hübsche Schmetterlinge umher — nicht die großen, wunderbaren Falter Brasiliens, doch aber recht ansehnliche Formen mit hübschen Farben geschmückt. Aus den Laubdächern läßt sich das Pfeifen grauer Papageien, die auffälligen Laute der großen Buceros-Arten und der eigenartige Ruf von Korythaices, aus den Büschen der schöne Gesang vom Bessornis und das Gurren der Tauben vernehmen. Aus dem Laube schimmert auch zuweilen der weiße Rückenbehang der Guerezaaffen hervor, während von den Bergen das Gekläffe der Paviane herabtönt. Immerhin ist im Walde wenig von Tieren zu sehen. Charakteristisch aber ist das Fehlen der Palmen außer Rotang. Trotzdem ist die Pflanzenwelt beinahe überwältigend reich, und man begegnet seltenen und schönen Formen in Fülle. Massenhaft stehen die großen Blätter einer Lantana, von den Waldbewohnern statt des fehlenden Grases zum Bedachen der Hütten verwendet. Von Raubtieren habe ich nichts gesehen. Unser Lager steht im dichten, dicken Walde, und man ist kaum im stande zu schreiben, weil nur eine kleine Ecke Himmel sichtbar ist.

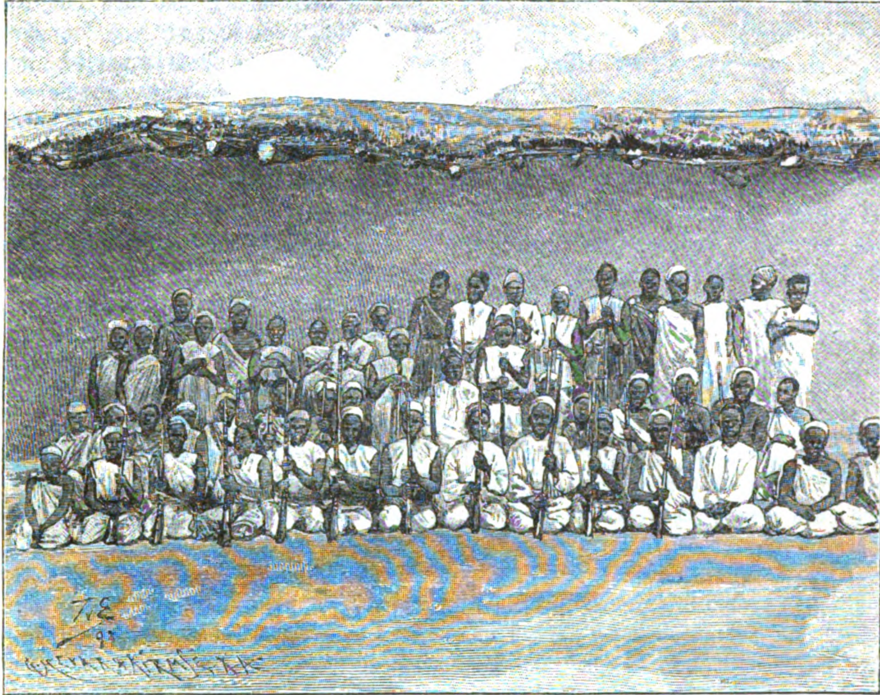
22. 6. 91. Lager Kiviriri, Ukondjo.

Die Fortsetzung unseres Waldmarsches war gerade so beschwerlich wie die gestrige Partie. Fünf ganz bedeutende Bäche wurden durchwatet, an deren letztem, dem Ruami, wir mit Stanley etwa ein Kilometer aufwärts von unserem heutigen Lagerplatze gelagert hatten, und von wo aus Lieutenant Stairs die Ersteigung der Schneeberge versucht hatte. Die Leute empfingen uns freundlich, und Chef Muiraguru versprach Führer und Hilfsträger bis Kjabome. Inzwischen schwelgen Tiere und Leute in Mais und Bananen, die hier sehr wohlfeil sind. Abends spät noch bin ich benachrichtigt worden, daß die Waramba uns angreifen wollen.

23. 6. 91. Lager Wanwehsse, Uramba.

Ich bin soeben erst angekommen: 5 Uhr 46 Min. nachmittags. Chef Muiraguru hatte sich alle Mühe gegeben, um zu helfen, er hat aber nicht genug Leute, und so wurde es Mittag, ohne daß ich aufbrechen und der früh voraufmarschierten Expedition folgen konnte. Zweimal hatten sich marodierende Waramba gezeigt und meine wenigen Leute in Alarm gesetzt. Um Mittag gerade erschien auf einmal ein Haufen von etwa zweihundert solcher Strauchdiebe in vollem Kriegskostüme, d. h. mit geschwärzten Gesichtern, umgebundenen Ranken und Blät-

tern als Erkennungszeichen füreinander und Bogen und Pfeilen in Bereitschaft. Befragt, was sie wollten, erklärten sie, sie wollten etwa von uns verschüttete Glasperlen sammeln, und als wir diese Erzählung belachten, meinten sie, sie wollten von unseren Absichten unterrichtet sein. Ich lud nun einige ein, näher zu kommen, und als sie dies aus Furcht vor den Gewehren verweigerten, ließ ich die Leute zurücktreten und ging, von einem Dolmetscher begleitet, mitten unter sie. Wir waren bald gute Freunde, und nach einer halben Stunde Unterhaltung schieden sie mit dem Versprechen, morgen zu kommen. Um 3 Uhr 23 Min. nachmittags marschierte ich endlich ab, begleitet vom Chef Muiraguru und einigen seiner Leute, und wir hatten neuerdings einen recht beschwerlichen Waldmarsch, unterbrochen von Strecken hohen Schilfes, die gerade so unangenehm sind. Steile Auf- und Abstiege verschönern den Weg, der vier bis fünf kleine Bäche kreuzt. Bei der Ankunft erzählte Dr. Stuhlmann, daß auch er bei der Ankunft nahezu in Krieg verwickelt worden wäre; durch Versöhnlichkeit hatte er jedoch jeden Ausbruch vermieden. Ich unterhandelte nun mit dem anwesenden Ortschef, erhielt viel Versprechungen, glaube aber nicht daran. Muiraguru erklärte, daß er und seine Leute von hier an den weiteren Weg nicht kennen.



Waganda-Gruppe. Nach einer von Emin Pascha eingesandten Photographie.

24. 6. 91. Lager Ejata, Uramba.

Es fiel heute der zu erwartenden Verhandlungen halber mir zu, die Spitze zu führen, und um 7 Uhr 27 Min. morgens war ich mit der ganzen Karawane unterwegs, während Dr. Stuhlmann mit dem Rest der Sachen zurückbleibt, bis ich vom Lager aus ihm Träger sende. Die uns versprochenen Hilfsträger waren natürlich nicht gekommen, und auch der Ortschef war verschwunden. Ich ließ mir also von Muiraguru einen Mann

als Führer geben, wurde jedoch bald inne, daß er vom Wege weniger wußte als ich. Vom Hügel durch Kulturland niedersteigend, betraten wir sofort wieder Wald, und zwar so mit Unterholz verwachsenen, daß man alle Mühe hatte, durchzudringen. So ging es bis acht Uhr, wo vor uns ein Hügel mit Hütten auftauchte, wo wir hoffen durften, Leute zu finden. Auf einmal scholl vom Dache einer Hütte eine Stimme nieder: wir sollten zurückgehen, unser Weg sei weiter östlich; wir hätten hier nichts zu thun und die Leute würden uns angreifen. Während man ihm antwortete, wir hätten keinerlei böse Absichten, war ich mit einigen Sudanesen den Hügel hinaufgegangen, fand mich aber hier vor einem mit großen Holzblöcken verrammelten Thore, dem Dorfeingange. In einem Moment waren die Blöcke beseitigt und wir im Dorfe, das völlig verlassen war: von allen Seiten schallten nun aber die Hörner und der Kriegslärm. Ich ließ nun einen Mann auf das Dach einer Hütte steigen und den Leuten zurufen, sie sollten keinen unnützen Lärm machen und mir einen oder zwei Mann zum Verhandeln senden. Inzwischen hatten die Träger sich im Dorfe gesammelt, und man brachte aus einer Hütte eine sehr alte, grauköpfige, blinde Frau, die an allen Gliedern zitterte. Während ich im Begriff war, sie zu beruhigen und aus ihr einige Nachrichten zu locken, näherte sich ein stämmiger Mann mit einer Lanze und wünschte mich zu sprechen. Es war der Sohn dieser Frau, Bruder des Chefs Banjombe, der etwas abseits wohnt, und grinste mich so freundlich an, daß ich wieder grinste, darüber lachten wir beide, und so wurden wir Freunde und er mein Führer. So sind nun die Neger: Kinder! Eine andere, höchst unerwartete Begegnung wurde mir hier. Ein junger Kerl drängte sich an mich und sprach zu mir in der Sprache der Walegga von Ndussuma, wohin ich ja gehe. Er entpuppte sich als ein früherer Träger in Stanleys Expedition, der hier durchgebrannt und nun herbeigeeilt war, um mit uns zu gehen: er ist scheinbar etwas Idiot und sitzt stets nahe bei mir, als ob er mich wieder verlieren könnte. Um 8 Uhr 45 Min. ging ich mit meinem neuen Führer weiter, und nun kam ein Stück Wald, von dem ich froh bin, daß es hinter mir liegt. Wären wir hier angegriffen worden, so hätte es böse um uns ausgesehen. Ich freue mich übrigens, daß ich alter Kerl die mehrstündigen, beschwerlichen Fußmärsche immer noch aushalte. Auf den Wald folgte Schilf, so dicht, daß ein Verirren darin dem Fremden den Tod bringen würde. Zwei größere Wasserläufe wurden passiert, zwei häßliche, schlüpferige Aufstiege gemacht, und um 10 Uhr 29 Min. das kleine Dorf erreicht, von wo ich die Träger zurückgesandt habe. Die Leute sind entflohen, aber mein Führer hat einige zurückgebracht und sie wollen mich morgen führen; mein heutiger Führer ist beschenkt worden und zurückgekehrt. Die Leute hier sind Bandugoie, ein Stamm der Waramba, anscheinend Menschenfresser. Ich vergnüge mich inzwischen mit Beobachten der grauen Papageien und einer Nestkolonie völlig schwarzer Webervögel, die entsetzlich zänkisch sind. Morgen früh werde ich wohl vorangehen müssen, um mit den Eingeborenen zu verhandeln.

25. 6. 91. Lager Kitome, Hauptort von Butalinga.

Gestern gegen Abend kam als lieber Gast der Sohn Chef Bukokos, der über ganz Butalinga befiehlt, und brachte mir seines kranken Vaters Grüße und Einladung. Dabei stellte sich denn heraus, daß ich unter Bekannten war, denn Vater und Sohn hatten mich in Stanleys Lager Butama, wohin sie mit den Manyuema kamen, gesehen. Die Manyuema sind nun glücklich fort, nachdem sie das Land ausgesaugt haben. Natürlich erleichtert mir das Eintreffen dieser Botschaft den Weitermarsch sehr, und ich ließ deshalb früh Dr. Stuhlmann vorausmarschieren und blieb mit den Sachen, bis um Mittag die Träger kamen. Ich hatte inzwischen viele

Besucher, konnte aber nicht viel erfahren, weil sie mir jede Auskunft über das Land verweigerten: sie müßten das ihrem Chef überlassen. So war ich denn froh aufzubrechen, und obgleich es sehr heiß war, gingen wir schnell genug vorwärts, abwechselnd durch Strecken schönen, schattigen Hochwaldes, der durchflutet war von dem würzigen Duft verschiedener Blüten, und dann wieder durch Strecken sehr lästigen, hohen Schilfes, dessen Ränder schneiden wie Rasiermesser. Wir hatten natürlich alle Gesicht und Hände völlig zerkratzt und zerschnitten, und auch der juckende Ausschlag an Beinen und Händen, den lange Grasmärsche mit sich bringen, fehlt uns nicht. Die Leute halten sich aber im ganzen wundervoll, und ich habe wenige Kranke unter ihnen. Um 5 Uhr 18 Min. nachmittags, nach Passierung mehrerer großer Dörfer, deren Thore heute nicht verrammelt waren, kamen wir in dies recht große Dorf, wo alle Hütten geräumt waren, jedoch etwa hundert Eingeborene sich unter unsere Leute gemischt hatten. Ich sandte sofort nach Chef Bukoko, der, von etwa hundert Bewaffneten geleitet, unter Gesängen und Musik kam und mir zwei Ziegen und einige Bananen brachte. Wir waren bald gute Freunde, und als er mit Sonnenuntergang schied, hatte ich seine Zusage bezüglich Trägern, Führern ꝛc. schon erhalten. Das Land ist sehr fruchtbar, und unsere Leute sind alle vollauf beschäftigt, Mais und Bananenmehl für den Marsch zu bereiten. Heute haben wir die Schneefelder wieder gesehen.

26. 6. 91. Rasttag in Kitome.

Meine Leute haben eine Rast wohl verdient, und da das Land ein pays de cocagne ist, lassen sie es sich wohl sein. Ich habe meine Verhandlungen zu einem befriedigenden Ende gebracht und Bukoko mit Geschenken beglückt. Er hat auch um Medizin gebeten und ist so befriedigt von unserem Verkehr, daß er in Person mich zum Flusse begleiten will, der nur zwei Märsche von hier abliegt. Mbogo soll von da vier Tage liegen — von Mbogo nach Ndussuma aber ist es vier bis fünf Tage, und dort beginnt mein Land! Um mich eine dichte Menge von Eingeborenen, die mit ihren pudelähnlichen Haarfrisuren, den mit Ruß und Ricinusöl gesalbten Gesichtern und Körpern und den durchbohrten Lippen, in denen Messingstifte stecken, gar nicht verlockend aussehen. Zur Erhöhung ihrer persönlichen Reize dient der Gebrauch, sich Augenbrauen und Augenwimpern zu entfernen, die Schneidezähne spitz zu feilen und kleine, spitze Kinnbärte, sowie ein Arsenal von Eisenringen ℐ um den Hals zu tragen. Es sind aber ganz brave, zuthunliche Leute, denen es nicht an Intelligenz fehlt und die, so sehr sie sich untereinander bekriegen und wohl auch auffressen, uns gegenüber sehr freundlich sind. Sehr mutig sind sie nicht, lieben vielmehr, ihre vergifteten Holz- und hakigen Eisenpfeile aus sicheren Verstecken abzuschießen — also echte Waldmenschen; als solche aber sollten sie gute Jäger sein, und das sind sie nicht, denn sie fürchten sich, Elefanten, die sehr zahlreich sind, anzugreifen, und sagten mir, daß die Schimpansen ihnen zu gefährliche Gegner seien. Da sind unsere Niam-Niam doch andere Kerle! Chef Bukoko erinnert mich durch die Milde seines Wesens, seine Vorliebe für Redenhalten und seine ruhige Sprache lebhaft an den Rionga von Fauvera, der nun auch längst tot ist. Wie bin gerade ich noch immer der ewige Wanderer?

28. 6. 91. Lager Kitimba, Uramba.

Hatte ich gehofft, in Chef Bukoko eine Hilfe zu finden, so hatte ich mich geirrt, denn er predigte zwar seinen Leuten viel vor, sie liefen aber einfach davon, und als die Karawane abmarschiert war, saß ich allein und wartete bis Mittag, ohne daß ein einziger Eingeborener als Träger gekommen wäre. Es blieb mir also nichts übrig, als nach unseren Leuten zu senden, die im besten Fall abends spät ankommen konnten. Zelt und Sachen waren fort, ich hatte mich also zu begnügen. Der Ort wimmelt von einer

mikroskopisch kleinen Stechfliege, die in Massen sich auf Hände und Hals niederläßt und deren Stich kleine, sehr unangenehm juckende Pusteln macht. Sogar Rauch vertreibt diese Quälgeister nicht, die ich schon aus Monbuttu kenne, nie aber in solcher Masse sah wie hier; sie sollen Bananenpflanzungen bevorzugen. Zufälligerweise taucht auch wieder einmal eine Nachricht von meinen Leuten auf, die bei Katoudsi ansässig sein sollen, was allerdings wahrscheinlich klingt. Eine Masse großer und hübscher Schmetterlinge flogen umher, und ich habe einige davon bekommen. So wurde es langsam Abend, und wir waren gerade beschäftigt, einige grüne Bananen in der Asche zu rösten — zugleich Diner und Souper —, als um 6 Uhr 30 Min. nachmittags die Träger ankamen, mit denen mir Dr. Stuhlmann sehr freundlicherweise mein Bett, Lebensmittel und Laternen, sowie einen Koffer gesandt hatte. Da war nun geholfen, und wären nicht die Blutsauger gewesen, so wäre es ganz gut gegangen. Mein Bett konnte ich nicht aufstellen, dazu waren die Hütten zu eng; ich behalf mich also mit dem großen Stuhle und schlief, so gut es ging, und amüsierte mich über das froschähnliche Gequake einiger großer Fledermäuse, die mich besuchen kamen. Nimm dazu die gespenstische Beleuchtung des Ortes durch große Feuer, an denen die Leute lagern, das gespenstische Fauchen der Eulen und das ferne Trompeten von Elefanten, so kommt ein ganz hübsches Stillleben heraus — verschönt durch die großen, über meine Füße voltigierenden Ratten. Die Nacht verging aber doch, und um 5 Uhr 30 Min. morgens war ich unterwegs. Der Urwald ist häufig durch kleinere oder größere Waramba-Dörfer unterbrochen, die beinahe alle auf ziemlich steilen Anhöhen liegen und jetzt vor uns verlassen sind. Es ist eine Eigentümlichkeit dieser Dörfer, daß jedes von ihnen mehrere an den Seiten offene, große Hütten enthält, die als Zusammenkunftsorte für Männer und Frauen (getrennt) dienen und nichts enthalten als die von Schweinfurth auch aus Monbuttu abgebildeten Rückenstützen: es sind also centralafrikanische Klubhäuser. Die Frauen kochen sogar dort gemeinsam für ihre Ehegesponse. Von Haustieren sind nur Ziegen und Schafe und äußerst magere, verhungerte Hunde, sowie Hühner zu sehen. Ein Lieblingsessen aller Waramba sind Ratten und Mäuse. Von Kulturgewächsen ist auch hier Mais das verbreitetste und Bananen gleichfalls; süße Bataten, Kolokasien und guter Tabak werden ebenfalls gebaut. Bohnen nicht so viel wie in Ukondjo. Auf allen Wegen lagen die thalergroßen Früchte der Entada scandens, eine enorme, flache Bohne; im Gebüsch rankte Mucuna, eine schöne rote, aber unangenehm brennende Blüte. Etwa vier Stunden ziemlich beschwerlichen Marsches zu Fuß brachte mich hierher. Wir lagern in und um ein Dorf, und große Zahlen Eingeborener kommen und bringen Zuckerrohr, Bataten, Mais, Hühner zum Verkaufe. Der Fluß soll von hier etwa sechs Stunden abliegen und morgen oder übermorgen erreicht werden. Ich werde Gott danken, wenn ich ihn erst passiert haben werde. Wir sind hier mitten im Walde auf einem Hügel, der nach allen Seiten bis fünfzig Meter abfällt. Aus dem Walde schallen allerlei sonderbare Stimmen und Gesänge; ich darf aber, um die Eingeborenen nicht zu erschrecken, nicht schießen lassen und muß mich deshalb zu meinem Leidwesen auf die Schmetterlingsjagd beschränken, die recht ergiebig ist. Miß Sharpe, die Tochter meines liebenswürdigen Korrespondenten und Freundes R. B. Sharpe, vom British Museum, wird mit meiner Ausbeute wohl zufrieden sein.

29. 6. 91. Lager Kitimba.

Wie du siehst, bin ich wieder einmal zum Stillsitzen verdammt. Um 6 Uhr 30 Min. heute früh ist Dr. Stuhlmann mit den Leuten nach dem Flusse abmarschiert, welchen er heute oder morgen in der Frühe erreichen und sofort überschrei-

ten wird, da ich vier Negerboote dort bereit machen ließ. Dann schickt er mir die Träger zurück, und ich gehe mit dem Rest der Sachen (fünfunddreißig Lasten, mein Zelt und meine Sachen): ich habe also für heute und morgen hier zu warten und vergnüge mich mit allerlei nützlichen Sachen, als da sind: Ausbessern schadhafter Kisten, Beobachten von Vögeln, Kaffeebrennen und Betupfen meiner Hände mit Karbolsäurelösung, denn die blutsaugenden Fliegen, die leider auch hier uns überfallen, haben mir einen Ausschlag hervorgerufen, dessen Jucken mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt: Gesicht, Hals, Hände sind voll von großen Pusteln, und ebenso ergeht es meinen Leuten, die den ganzen Tag im dichten Rauche oder im heißen Sonnenschein hocken, um einigermaßen sich zu schützen. Und das wird so fortdauern, bis wir aus den großen Bananenpflanzungen mit ihren verrottenden Stämmen und all dem Moder wieder heraus sind — um später in Monbuttu wieder zu beginnen. Afrikanisch ist schon ganz hübsch, aber es hat doch seine kleinen Unannehmlichkeiten, deren eine gerade diese Pest von Fliegen sind. Auch hier sind die Leute recht freundlich, schleppen uns Wasser herbei und machen sich sonst nützlich, wollen jedoch nicht tragen: es ist geradezu lächerlich, zu sehen, wie drei bis vier Mann eine unserer Lasten schleppen, die doch ein Küstenträger spielend einige Stunden schleppt. Ungenügende Fleischnahrung — Kühe giebt es im Waldgebiete nicht, und Ziegen und Schafe sparsam — bringt die Leute doch herunter. Mein Stillsitzen und Schwatzen mit den Negern trägt doch einige Früchte. Zunächst hat mir ein von mir angelegtes Vokabular bewiesen, daß auch die Waramba-Sprache, wenigstens die hier gesprochene, in den großen Rahmen der Kinyoro-Gruppe fällt, also Bantu-Sprache ist, daß aber inmitten der Waramba noch eine andere Bevölkerung existiert, die Wahoko, und daß deren Sprache eine völlig verschiedene, jedenfalls reine Negersprache ist. Es entsteht demnach die Frage, ob die Wahoko die Ureinwohner sind und die Waramba sich nur auf sie geworfen haben, oder ob umgekehrt die Wahoko Einwanderer in das Waramba-Gebiet seien und wann und woher sie kamen. Diese Fragen nach Möglichkeit zu entscheiden, wird nun meine Aufgabe sein. Ich sage: nach Möglichkeit, denn gerade das Kapitel der centralafrikanischen Völkerbewegungen ist ein äußerst schwieriges, da das Fehlen jeder schriftlichen Überlieferung den Forscher hilflos in die meist recht wirren Angaben der Eingeborenen stürzt. Allerdings giebt es ja auch hier Ausnahmen. König Mtesa von Uganda gab mir eine Liste seiner Vorfahren, wenn ich mich recht erinnere, dreiunddreißig, die seinen Stammbaum bis auf Noahs Söhne zurückführten; solchen Unsinn haben aber die zu verantworten, welche es ihm einredeten, nicht er. Bei den Niam-Niam-Fürsten findet man Überlieferungen, welche sechs bis sieben Generationen hinaufreichen. Aber auch damit muß man vorsichtig sein, weil oft derselbe Mann unter zwei verschiedenen Namen doppelt figuriert. Da es aber uns Pionieren der Wissenschaft ja eigentlich nur anheimfällt, Fakten zu sammeln, oder auf Vorgänge und Erscheinungen hinzuweisen, so wollen wir die Entschleierung der afrikanischen Geheimnisse klügeren Leuten überlassen. — Noch ein anderes gutes Resultat hatte mein Warten: ich habe zwei Vögel bekommen, die bis jetzt nur von Westafrika bekannt waren, einen Prachtweber (Malimbus) und einen Blutsauger (Eremomela), deren Verbreitungsgebiet somit sehr beträchtlich nach Osten hin erweitert worden ist. Die Grenzen des westafrikanischen Waldgebietes müssen meinen Sammlungen nach bis an die Westseite des Viktoria-Nyansa geschoben werden, und einzelne Inseln in diesem See gehören dazu. Sollte ich je wieder in die Lage kommen, eine wissenschaftliche Arbeit unternehmen zu können, so würde es gerade die Zoo-Geographie, die Verbreitung der Tiere in horizontalem sowohl als in

vertikalem Sinne, sein, zu der ich wertvolle Beiträge liefern könnte. Dazu wird es aber wohl kaum kommen.

30. 6. 91. Ebenda.

Wir haben die ganze Nacht ein recht starkes Gewitter gehabt und der Blitz ist zweimal in nächster Nähe heruntergeschlagen. Dicker Nebel, der erst um zehn Uhr sich zu zerteilen begann, deckte das Land — für uns an Sonnenschein gewöhnte Pilger ein trüber, frostiger Tag. Im günstigsten Falle können unsere Träger heute mittag hier sein — vielleicht erst morgen — und ich breche dann sofort auf, weil, trotz ornithologischer Freuden, die Stechfliegen einem das Leben zur Pein machen. Sogar nachts unter dem Moskitonetze hat man keine Ruhe, da sie in die Gazemaschen eindringen. Nicht einmal Tabakrauch schafft Linderung, und ich begreife absolut nicht, wie die Eingeborenen es anfangen, dies auszuhalten. Daß die dunkle Haut kein Schutzmittel sei, ist dadurch bewiesen, daß all meine Leute gerade so mitgenommen sind wie ich selbst und einige Frauen geradezu fieberhaft geworden sind. Geduld!

2. 7. 91. Lager Atjanga, Uramba.

Wie ich vorausgesehen hatte, kamen vorgestern die Leute, mich zu holen; da es jedoch zwei Uhr nachmittags geworden und der Weg sehr schlecht sein sollte, so blieb ich, hatte abends das gewöhnliche Donnerwetter und marschierte gestern früh um fünf Uhr ab. Der ganze Weg ist Urwald, unterbrochen von vielen Lichtungen, auf denen große Dörfer liegen; aber der Marsch ist dadurch sehr eigenartig, daß er fortwährend über schmale Joche oder Grate führt, die rechts und links fünfzig bis sechzig Meter steil abstürzen und einen nur schmalen Fußpfad bieten. Natürlich ist ein solches Terrain, das noch dazu rapide gegen den Fluß abfällt und durch gefallene und geschlagene Bäume, neue Rodungen, Elefantenlager und Hochgras unwegsam gemacht wird, schwer zu begehen, und die gestrigen fünf Stunden Marsch haben uns manchen Schweißtropfen gekostet. Ich bewunderte unsere Träger, die mit schweren Lasten auf dem Kopfe über die von den Regen schlüpfrig gemachten Pfade hingingen, auf denen ich — unbeladen — kaum fußen konnte; natürlich ist auch mancher zu Falle gekommen, und ich habe heute einige starke Kontusionen zu behandeln. Die Eingeborenen haben von den schwierigen Terrainverhältnissen einen guten Gebrauch gemacht, insofern ihre Dörfer stets auf eine Erweiterung des Hochrückens gestellt und so von zwei Seiten her durch die steilen Abstiege für hiesige Angriffe unpraktikabel sind. Die anderen beiden Seiten, also die zu- und abführenden Fußpfade, sind durch sehr massive Thüren von Stämmen geschlossen, bei deren Wegräumung man natürlich Dutzenden vergifteter Pfeile ausgesetzt wäre. Für uns gab es aber noch eine andere Plage im Walde, die Ameisen.

Überall hierzulande wimmelt es von allen Sorten Ameisen, aber im Beißen sind die großen schwarzen Waldameisen, die in geschlossenen Zügen durchs Land marschieren und sehr häßlich riechen, geradezu Meister. Sie werden darin nur erreicht von den roten Ameisen, die ihre tonnenförmigen Nester auf Bäume bauen und manchmal wie Regen auf den unglücklichen Sammler fallen. Nach dreieinhalbstündigem Marsche hielt ich Rast in einem Dorfe, wo ich einige gute, reife Bananen bekam. Die Waramba sind keine Kostverachter, denn ich fand hier Mengen der gewöhnlichen Schnecke, Achatina zebra, die zum Essen gesammelt waren. Im Dorfe standen schöne Dracänen und ein seit langem nicht gesehenes Phönixgestrüpp. Da ich es eilig hatte anzukommen, war ich bald wieder unterwegs. Dr. Stuhlmann hatte von den Leuten gehört, es gäbe jenseit des Flusses keinen Weg, und das war mir merkwürdig. Zwei Stunden wiederum durch Wald, immer niedersteigend, genügten, um uns um 12 Uhr 50 Minuten an den Fluß zu bringen, der hier etwa fünfzig

bis sechzig Meter breit und einen bis anderthalb Meter tief und von dichtem Urwalde eingefaßt ist, in welchem stachlige Phönixpalmen, Cäsalpinien und sehr viele Farnkräuter stehen. Dr. Stuhlmann hatte am jenseitigen Ufer abholzen lassen müssen, um Platz für das Lager zu gewinnen, und die ganze Expedition war in großen, aus je einem Stamme ausgehöhlten Negerbooten übergesetzt. Wir folgten, und nach sehr komfortablem Mittagsmahle bei Dr. Stuhlmann konnte ich mit den Negern verhandeln, die recht zutraulich sind. Sie sind Wahoko vom Wahumbi-Stamm und haben mir heute einige ganz interessante Notizen über Sprache, Land ꝛc. gegeben. Um sieben Uhr früh ist Dr. Stuhlmann mit den Leuten vorausmarschiert, und ich sitze nun wieder hier, sehe dem Strömen des Wassers zu und erfreue mich an den reizenden kleinen Eichhörnchen, die sich über mir in den Bäumen tummeln. Der Lagerplatz ist eine winzige Lichtung, umringt von hohem dunklem Walde, und ich komme mir vor wie das Ei auf dem Spinat. Leider haben die kleinen blutsaugenden Fliegen uns auch hier gefunden, und außerdem giebt es viel stechende Ameisen, eine andere unnütze Erfindung.

Mag's drum sein: über den Fluß sind wir, und das ist die Hauptsache — von hier nach Ndussuma ist ein Katzensprung, und obwohl wir mit Kabregas Leuten wohl einiges Geplänkel haben dürften, denke ich doch, daß wir gut durchkommen werden. Inzwischen haben wir, da keinerlei Vorräte mitgenommen werden konnten, wieder einmal eine Hungerperiode zu bestehen: mein heutiges Mittagbrot bestand aus einer Tasse herzlich schlechten Kaffees, und wenn wir nicht einige Bananen auftreiben können, so wird es wohl heute abend auch nicht mehr geben. Dafür schleppen mir aber meine Leute allerlei Raritäten zu: hübsche Schmetterlinge, merkwürdig aussehende Raupen, Schnekken, Käfer und Tausendfüße mit roten Beinen, sowie lange Regenwürmer, die wie junge Schlangen aussehen. Das erhält mich über den Miseren des täglichen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)





Antoine Pesne.

Von
Walther Schwarz.

Unser Interesse an den Werken jedes Künstlers wird erhöht, wenn wir in ihnen, außer der Eigenart dessen, der sie geschaffen hat, ein Spiegelbild seiner Zeit erblicken. Dies gilt in besonderem Maße von den Arbeiten Antoine Pesnes. Die zahlreichen Porträts, welche wir ihm zu danken haben und welche in ihrer künstlerischen Vollendung, frei von jedem allgemeinen Virtuosentum, immer das specifisch Individuelle treffen, sind fast sämtlich mit mehr oder weniger bekannten und berühmten Namen bezeichnet. Wir lernen in ihnen ein ganzes Stück voriges Jahrhundert — vornehmlich fridericianisches Jahrhundert — im Glanze seiner Fürstlichkeiten, seiner Künstler- und Gelehrtenwelt, umblüht von einem Flor anmutiger Weiblichkeit kennen. Pesne war recht eigentlich, wenn wir so sagen dürfen, der persönliche Maler Friedrichs II. Zahlreiche bildende Künstler haben sich mit der Gestalt und Erscheinung des großen Preußenkönigs beschäftigt. Um nur von den Einheimischen zu reden: wiederholt hat der redliche Martin Falbe seinen königlichen Herrn mit gewissenhafter Naturtreue abkonterfeit. G. F. Schmidts Illustrationen der Werke Friedrichs und mehrere seiner vortrefflichen Grabstichelblätter zeichnen uns den Helden in verschiedenen Lebensaltern und Situationen. Chodowiecki schildert uns seine Kriegsthaten. Unter den Arbeiten des letzteren sind Blätter wie „Der König zu Pferde", „Friedrich im Unglück", „Der Friede bringt den König wieder", „Der König und Ziethen" u. a. m. über die weitesten Kreise hin verbreitet und erfreuen sich allgemeiner Popularität, weil sie, abgesehen von ihrem künstlerischen Wert, den König in Beziehung zu seinem Volke darstellen, in Momenten, die dieses mit ihm durchlebt hat.

Den engeren Kreis aber, der sich um Friedrich schloß, mit den Familien- und Geistesangehörigen, die ihn umgaben, hat uns Pesnes Pinsel mit blühenden Farben des Lebens, in reizvollster Vergeistigung auf die Leinwand gezaubert, als überragenden Mittelpunkt in demselben wieder: den König selbst.

Wer im Frühjahr 1892 die Ausstellung der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft von Kunstwerken aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen im Akademiegebäude Unter den Linden zu Berlin besucht und die in großer Anzahl dort zusammengebrachten Pesneschen Porträts in Augenschein genommen hat, wird nicht ohne Eindruck von dem Wert dieses Künstlers geblieben sein. Wahrlich, vor diesen Bildern verstummt gänzlich die oft verständnislos nachgesprochene Ansicht: das achtzehnte Jahrhundert sei nicht von künstlerischer Bedeutung gewesen. Widerlegt hat dieselbe bereits A. von Zahn, der seine geistvolle Abhandlung „Barock, Rokoko und Zopf" (Lützowsche Zeitschrift für

bildende Kunst, Bd. 8, S. 1) mit den Worten einführt:

„Die bildende Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, lange vernachlässigt und mit den flüchtigsten, verwerfendsten Urteilen abgefertigt, wird gegenwärtig von Künstlern und Kunstforschern wieder mit größerer Aufmerksamkeit betrachtet. Auf die Periode allgemeiner Verachtung ist bereits eine viel verbreitete ‚Rettung‘ jener Kunstepoche gefolgt, und während die ersten eingehenden Schilderungen derselben vor zehn bis fünfzehn Jahren sich wesentlich entschuldigend einführen mußten, haben wir in den letzten Jahren, erst von Künstlern und Kunst-Liebhabern, dann aber auch in der Litteratur laute Stimmen des Lobes für Künstler und Kunstwerke vernommen, die bis dahin unrettbar in der Kategorie des Kunstverfalls zu stehen schienen. Ja, es läßt sich unschwer voraus sagen, daß die Bewegung in der nächsten Zeit noch wesentlich an Intensivität zunehmen wird.“

Zahns Prophezeiung hat sich erfüllt. Die oben angedeutete Bewegung ist noch immer im Zunehmen, und wenn wir uns in nachstehendem eingehender mit einem Meister des vorigen Jahrhunderts und mit seinen Werken beschäftigen, wird der heutige Kunstanteil darin nichts Überraschendes finden.

Pesnes äußerer Lebensgang ist von keinen besonderen Schicksalen bewegt worden. 1684 zu Paris geboren, entstammte er einer Familie, die sich bereits künstlerisch hervorgethan hatte. Sein Vater (oder Oheim?) Johann Pesne, 1623 zu Rouen geboren, war einer der besten Kupferstecher und Ätzer seiner Zeit, der besonders nach Poussins Gemälden Ausgezeichnetes leistete. Der Sohn Antoine erhielt den ersten Malunterricht durch Charles de la Fosse und bildete sich später in Venedig selbständig weiter aus. Er nahm dort viel von der Pastosität und Markigkeit alter venetianischer Meister an. Die Lebendigkeit seiner Darstellungsweise aber und der Reiz seiner Töne sind ihm selber eigen. Nachdem er auch Rom besucht hatte, vermählte er sich mit der schönen Tochter des Blumen-Malers Jean Baptiste Gayot du Buisson. In Venedig hatte er 1707 das Bild des Barons von Kniephausen gemalt, welches am preußischen Hofe so wohl gefiel, daß ihn bereits Friedrich I. nach Berlin berief, wo er fünfzig Jahre hindurch, bis zu seinem 1757 erfolgten Tode, drei Königen diente. 1720 war er Mitglied der Académie Royale de peinture et de sculpture zu Paris geworden, nachdem er das Bild einer Dalila, die Simson das Haar abschneidet, als Beweis seiner Befähigung eingeschickt hatte. Welche Anerkennung seine Arbeit fand, ist aus dem Umstande ersichtlich, daß ihm die Erhebung einer Geldabgabe, die sonst hundert bis zweihundertfünfzig Livres betrug, dabei erlassen wurde. Auf einer Reise nach England berührte er 1723 Paris und nahm dort persönlich seinen Sitz als Akademiker



Friedrich der Große und seine Schwester als Kinder. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

ein, wohnte aber nur dies einzige Mal als solcher einer Sitzung bei. In Preußen war er zum Hof- und Kabinettsmaler ernannt worden. Unter Friedrich II. wurde er Direktor der neu gegründeten Akademie der schönen Künste. Seine Porträts fanden so allgemeinen Beifall, daß er, mit Aufträgen dieser Art überhäuft, im historischen Fach nicht viel leisten konnte. In den Schlössern zu Rheinsberg und Potsdam finden sich von ihm gemalte Plafonds, die indessen nicht ohne theatralischen Anflug sind. Auch sollen sich in den sechziger Jahren unseres Säkulums im Schlosse zu Dessau Tapetengemälde mit Bildnissen anhaltinischer Fürsten vorgefunden haben, die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Pesne zugeschrieben werden. Wir können über dieselben nicht aus eigener Anschauung urteilen, wissen auch nicht mit Bestimmtheit, ob diese Gemälde noch existieren. Man errichtet in Dessau neue Denkmale von zweifelhaftem Kunstgeschmack — das Wilhelm-Müller-Denkmal von Schubert sei hier ausgenommen —, daselbst aber ältere Kunstwerke zu erhalten oder sie einem kunstsinnigen Publikum zugänglich zu machen, daran denkt man nicht. In den öden, gänzlich verwahrlosten Räumen des Amalienstiftes zu Dessau verfallen und vermodern reizende Bilder von Chodowiecki, Pesne, Knobelsdorff u. a. m.,* ohne daß von ihrem Vorhandensein überhaupt irgend welche Kenntnis in weitere Kreise dränge. Auch im ehemaligen Podewilschen Palais zu Berlin, Klosterstraße 68, schmückten noch 1876 Wandmalereien von Pesnes Hand den weiten Treppenflur.

Seine eigentliche schöpferische Kraft aber zeigte Pesne im Porträt, und die Mode seiner Zeit, mit ihren farbigen Gewändern, den oft übertriebenen, aber immer bewegten Aufbauschungen des Rokoko, dem Blumenschmuck im gepuderten Frauenhaar, den reichen Spitzenjabots und lose herabfallenden Manschetten am gestickten Sammetrock vornehmer Herren, gab ihm Gelegenheit, auch in dem Beiwerk seiner charaktervollen Bildnisse ein glänzendes Können zu entfalten.

Herman Grimm sagt zwar von diesen Porträts:* „Man hat ihnen gegenüber das Gefühl, als habe die damalige Gesellschaft eine nie abbrechende Maskerade gespielt.“ Allerdings, hausbackene Trockenheit vergegenwärtigen sie uns nicht. Das gereicht ihnen aber nicht zum Nachteil. Hat sich malerische Lust an einer reichen Farbenskala und ein flotter Pinsel nicht immer gern mit der Maskenwelt beschäftigt, wie auch Schauspiel und Novelle es nicht verschmähen, ihre bunten Phantastereien zu allerlei hübschen Effekten mit heranzuziehen? So wird auch die zwar farbige, aber immer mit feinem Geschmack gestimmte Pesnesche Darstellungsweise ihrer künstlerischen Berechtigung nicht entbehren.

Um mit dem Vornehmsten der Vornehmen zu beginnen, betrachten wir zunächst unter den von Pesne Gemalten den König selbst. Hier fast noch Jüngling, im lichtblauen Sammetrock und Hermelin, der Stahlhelm neben ihm, von mächtigen Federn umwallt. Welche Lebensfrische, wie viel mutige Entschlossenheit liegt in diesen reinen, fest gezeichneten Zügen; welche Klarheit strahlt aus den großen, uns gerade anblickenden blauen Augen, von der freien Stirn, über der, gegen den sonstigen Brauch, das Puderhaar in der Mitte gescheitelt ist. Das noch bekanntere Königsbild von Pesne, im Küraß, über den sich der Purpurmantel mit eingestickten Goldkronen legt, welches im Berliner Museum hängt, ist vielleicht noch feiner im Ausdruck, noch königlicher in der Haltung, auch technisch fast mit noch mehr fertiger Meisterschaft behandelt. Aber dort blicken die Augen schon gedankenschwerer, und die etwas fester geschlossenen Lippen deuten bereits den Ernst späterer Tage an, während auf

* Siehe „Der Sammler“, herausgegeben von H. Brendicke, Berlin, Jahrgang XIII, Nr. 4: „Zwei Ölgemälde Chodowieckis.“

* Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, 1892, Nr. 23: „Altes und neues Rokoko.“

dem ersten Bild alles Klarheit, Frische, eben erblühtes Jugendleben atmet.

In Friedrichs Kindheit läßt uns das reizende Gruppenbild blicken, auf dem der kleine Prinz, ungefähr drei oder vier Jahre alt, mit seiner älteren Schwester Wilhelmine, nachmaligen Markgräfin von Bayreuth, im Parke dargestellt ist. (Abbild. S. 473.) Ein fröhliches Paar. Er, durch den Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust und durch das über sein Sammetröckchen gelegte breite orange Ordensband, trotz seiner Kindlichkeit schon als Fürst bezeichnet, hat eine Trommel umgehängt, deren Stock er wie einen Kommandostab stolz in der Rechten führt. Voll knabenhaften Ungestüms vorwärts drängend, sucht er das Schwesterchen mit sich zu ziehen, das, einen Blumenkorb im Arm, ihm in gemessenerer Haltung folgt. Hinter den Kindern zu ihrem Schutz ein Mohr mit aufgespanntem chinesischem Sonnenschirm, ein springendes Hündchen ihnen zur Seite. Die bis zum Boden reichenden, beinahe schleppenden Staatskleider geben den Kleinen bei ihrer übrigen Ungezwungenheit ein fast gnomenhaftes Ansehen. Doch ist der Brauch, Kinder ganz in der Tracht Erwachsener zu malen, unserem Meister schon aus früherer Zeit überkommen. Man denke nur an van Dycks berühmte „Kinder Karls des Ersten“. Der kleine Pesnesche Friedrich mit der Trommel kann nicht unbedingt für ein hübsches Kind gelten. Etwas Dickes, Aufgeworfenes in seinen Zügen läßt die spätere Jünglingsschönheit darin kaum vermuten. Aber die großen, runden Augen blicken auch hier schon feurig und bedeutend, und das keck aufgesetzte Barett mit emporstehender dunkler Feder giebt der sonst ganz kindlichen Persönlichkeit etwas Unternehmendes, das mit der vorwärtsstürmenden Bewegung vollkommen im Einklang steht. Die Züge der jungen Prinzeß zeigen ein ruhigeres Ebenmaß.



Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

Mit den königlichen Schwestern hat

sich Pesnes Pinsel überhaupt eingehend beschäftigt, und es ist reizend, wie er sie uns sämtlich in blühenden Jugendjahren darstellt. Ulrike, Königin von Schweden, als Schäferin mit langem Hirtenstab. Friederike von Ansbach und Bayreuth in dunkelblauem Kleide, den zierlichen Reiherstutz im gepuderten Haar, die Mandoline im Arm. Am anziehendsten aber die jüngste, Amalie, Friedrich von Trencks bis in den Tod getreue Geliebte, die unvermählt geblieben. Sie ist in einer Parklandschaft als Jägerin gemalt, ein Federhütchen auf dem Kopfe; über dem breiten Reifrock ein knappes rotes Sammethabit, die Flinte im Arm, neben ihr ein erlegtes Rebhuhn. Aber der Ausdruck dieses süßen, blassen Gesichtchens verrät keine fröhliche Weidmannslust, vielmehr scheint der ganze entsagungsvolle Lebensroman Amalies hineingeschrieben zu sein, so still-traurig blickt es uns an, von sanfter Melancholie verschleiert.

Auch das königliche Elternpaar fehlt nicht in diesem Kreise; des Vaters Profilbild (Abbild. S. 475) fest und energisch blickend; die Mutter bei freundlicher Behäbigkeit doch nicht ohne fürstliche Würde. Sanft und gutmütig, aber ohne jede höhere, seelische Anziehung, zeigt sich Elisabeth Christine, Friedrichs Gemahlin. Hatte der Maler wenig Stimmung für sie, oder war ihrer Persönlichkeit wirklich nicht mehr Bedeutung abzugewinnen?

Wie anders dagegen Barbarina, die gefeierte Tänzerin, der Stern jener Tage. Pesne läßt sie in den mannigfachsten Kostümen und Stellungen und auch in sehr verschiedener Auffassungsweise vor uns erscheinen: bald holdselig lächelnd, dann auch in diesen lebenfunkelnden Augen ein Anflug träumerischer Schwermut — immer aber unwiderstehlich im berückenden Zauber ihrer Schönheit und Anmut.

Unter den Bildern der Barbarina verdient besonders hervorgehoben zu werden ein im Stadtschlosse zu Potsdam hängendes. In fast überreicher, phantastischer Toilette steht sie vor uns, das Tambourin in der Hand, das sie eben im Tanze geschwungen. Noch meinen wir sein Rauschen zu vernehmen, wie es rhythmisch ihre schwungvollen Bewegungen begleitet, und den Atem zu spüren, der ihren Busen hebt und senkt, leise auf den zarten Lippen des kleinen, rosigen Mundes nachzitternd. Pesne hat sich nicht gescheut, uns unverhohlen zu zeigen, daß diese Wangen geschminkt sind. Aber es stört nicht. Es kleidet die Reizende reizend. Ein anderes Mal hält sie die Maske in der Hand, und unschwer läßt sich dem heiteren Spiele nachsinnen, das sie unter dieser bergenden Hülle getrieben, ihre Festgenossen zu necken und zu entzücken. Auch wo sie auf Pesnes Bildern — und er hat sie unzähligemal gemalt! — nur in halber Figur erscheint, meint man immer das Schwebende der behenden Füßchen durchzufühlen, von denen diese Sylphengestalt getragen wird.

Ist Pesne jedem Reiz und jeder weiblichen Anmut gerecht geworden, die den großen König umblühte, so hat er auch nicht verfehlt, uns in glänzender Charakteristik die männliche Umgebung Friedrichs zu zeichnen. Auch hier wie viel bekannte Namen, die sich, einem Sternenkranze gleich, um den des einen herumreihen.

Zunächst zwei sehr verschieden aufgefaßte Porträts Wenzels von Knobelsdorff. Das eine zeigt ihn sitzend, im bequemen Hausrock von braunem Sammet, ein Buch in der Hand, etwas nach vorn gelehnt, und drückt beinahe träumerisches Nachdenken aus; auf dem anderen erblicken wir aufrecht stehend den Kriegsmann in voller Rüstung, fest auf den Degen gestützt. Es liegt etwas eigenartig Anziehendes in dieser feinen und doch bestimmt gezeichneten Physiognomie: künstlerische Vergeistigung gepaart mit aller Ritterlichkeit des Soldaten. Wie sehr sich die Kunstrichtung dieses seltenen Mannes auf den König übertrug, ist bekannt. Schon als Kronprinz zu Rheinsberg soll Friedrich von ihm die erste Anregung nach dieser Seite hin empfangen haben. Später wirkten beide gemeinsam. Nach des Königs eige-

nen Entwürfen schuf ihm Knobelsdorff seinen Musensitz Sanssouci. Der Bau des Opernhauses zu Berlin wurde mit erstaunlicher Geschwindigkeit ausgeführt. Friedrich, so oft er nach Berlin kam, nahm das Fortschreiten desselben in Augenschein und war so zufrieden mit dem, was er entstehen sah, daß er nach einer dieser Besichtigungen, am 14. Juli 1742, Knobelsdorff zum „Sur-Intendanten aller Königlichen Schlösser, Gärten und Plantagen, wie auch zum directeur en chef aller Königlichen Bauten" ernannte. Auch



Antoine Pesne. Selbstporträt.

der Tiergarten zu Berlin dankt diesem seine schöne Anordnung, und der östliche Flügel des Charlottenburger Schlosses, das sogenannte „Neue Schloß", ist gleichfalls von Knobelsdorff erbaut, der seine

Kunst hier mit der Pesnes vereint, denn über der prächtig aufsteigenden Treppe, die zu der berühmten „Goldenen Galerie“ führt, schwebt als Deckengemälde eine von Pesne gemalte Morgenröte. In seiner militärischen Carriere war Knobelsdorff nur bis zum Hauptmann gestiegen. Er nahm den Abschied, um sich ganz der Kunst zu widmen. Wie groß seine Begabung war, dafür legen auch die beiden Skizzenbücher, die das Hohenzollern-Museum zu Berlin besitzt, Zeugnis ab. Es sind zwei dicke Bände in Oktavformat, von denen jeder mehr als zweihundert Blätter enthält. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit, mit der Knobelsdorff zeichnete, wie auch der Reichtum seiner Erfindung. Die ganze Grazie und Liebenswürdigkeit des Rokoko kommt in diesen Entwürfen, wo sie nur mit Tusche skizziert sind, ebensowohl wie in den sorglicher mit der Feder durchgeführten Stükken zum Ausdruck. Und was hat Knobelsdorff nicht alles entworfen! — Ideale Landsitze, Paläste, Parkanlagen, Möbel, Sessel, Bilderrahmen, Wandbekleidungen, Supraporten, Grabdenkmäler, Figuren, Altäre, ja sogar zu Portechaisen hat er Zeichnungen geliefert. Mit einem umfassenden Geiste verband er Treue und Redlichkeit. Einer seiner Zeitgenossen soll von ihm gesagt haben: „Wenn ich mir den Verstand als Person malen lassen wollte, müßte Knobelsdorff dazu sitzen.“

In vier anderen geistvollen Porträts faßt Pesne den Rheinsberger Hauptfreundeskreis Friedrichs zusammen. An seinem Schreibtische, unter Büchern und Manuskripten, sitzt der gelehrte Jordan. Die klugen, dunklen Augen blicken den Beschauer mit sanftem Ernste an. Alle Feinheit eines hochkultivierten Geistes scheint dies etwas farblose Kolorit zu durchschimmern, um diese schmalen, edel gezeichneten Lippen zu spielen. 1700 in Berlin geboren, gehörte Jordan Vorfahren an, die als Hugenotten aus der Dauphiné eingewandert waren. Als Prediger in Prenzlau angestellt, legte er 1732, da der Tod seiner Frau ihn schwermütig gemacht hatte, sein Amt nieder und trat Reisen nach England, Holland und Frankreich an, deren Beschreibung den Kronprinzen zuerst veranlaßte, ihn nach Rheinsberg einzuladen. Bei seiner Thronbesteigung übertrug ihm Friedrich die Aufsicht der Universitäten, ernannte ihn zum Geheimrat, später zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Jordan erwarb sich große Verdienste auch um das Polizeiwesen durch Errichtung eines Armenhauses für „mutwillige Bettler“. Er starb 1775, und Friedrich schrieb auf sein Marmordenkmal die inhaltreichen Worte: „Ci git Jordan, l'ami des muses et du roi.“ Auch in einer akademischen Lobrede rühmt er „Jordans lebhaft durchdringenden Geist, sein sicheres Urteil, seine stets vom Verstand beherrschte Einbildungskraft, vor allem seinen edlen, menschenfreundlichen Charakter“. Dieser besonders spricht sich in dem Pesneschen Bilde aus, über dessen Zügen aber, wie ein sanfter Schleier, auch die Schwermut noch zu liegen scheint, welche die jungen Jahre dieses vortrefflichen Mannes bedrückt hatte.

Scharf untereinander kontrastierend, kommen in diesen vier Porträts die Persönlichkeiten der königlichen Freunde jede voll zu ihrer besonderen Geltung. Von dem milden Jordan geht unser Blick über zu August Heinrich Baron de la Motte-Fouqué, dem tapferen Kriegsgenossen seines Königs. Er steht vor uns in voller Rüstung, sein Reitervolk im Hintergrund. Auch er gehört einer aus dem Haag stammenden Hugenottenfamilie an. Acht Jahre alt, that er bereits Pagendienste beim alten Dessauer. Als dieser 1712 gegen Karl XII. ins Feld zog, sollte der Jüngling zu Haus bleiben; indessen zog er es vor, durchzubrennen und den ganzen Krieg mitzumachen. Freiwillig begleitete er später auch den Kronprinzen nach Küstrin, und dieser rief ihn dann zu sich nach Rheinsberg und reihte ihn seiner Armee ein. Nach Schwerins Fall bei Prag übernahm Fouqué das Kommando. An der Hand verwundet, ließ er sich den

Degen an den Arm binden und führte so seine Truppen ins Feuer. Bei Landshut geriet er in Laudons Gefangenschaft, aus der ihn erst der Hubertusburger Frieden wieder befreite. Er starb als Dompropst zu Brandenburg, von wo aus er den König häufig in Sanssouci besuchte, mit dem er außerdem einen lebhaften Briefwechsel unterhielt.

Wie er uns den wissenschaftlichen und den militärischen Freund Friedrichs gezeichnet, so hat sich Pesne auch die fröhlichen Lebemänner nicht entgehen lassen, die an der Rheinsberger Tafelrunde das heitere Element vertraten. Dietrich Freiherrn von Keyserling sehen wir im Bilde eines seiner gewiß häufig zum besten gegebenen Kunststückchen ausüben. Aus hochgehobener Korbflasche läßt er in weitem Bogen einen Strahl jedenfalls nicht zu verachtenden Getränkes mit ruhiger Sicherheit in das Rheinsberger* Glas treffen, das er in der anderen Hand hält. Neben ihm allerlei Jagdbeute, die er zweifelsohne in fröhlicher Gesellschaft erlegt hat. Er gehörte zu den persönlichen Lieblingen des Königs. Aus Kurland gebürtig, hatte er eine sorgfältige Erziehung genossen, in Königsberg studiert und mehrere europäische Höfe besucht. 1724 stand er als Lieutenant in Rathenow. Mit Oberst von Rochow wurde er zum Gesellschafter des Kronprinzen ernannt, und die erste Bitte Friedrichs nach seiner Begnadigung war: Keyserling wieder zum Adjutanten zu erhalten. In Rheinsberg gehörte er unter dem Namen Cesarion dem Bayardorden an. Gemeinsame Studien befestigten seine Freundschaft mit Friedrich, dem er, durch umfangreiche Sprachkenntnisse unterstützt, häufig bei litterarischen Arbeiten half. Politischen Einfluß hat er nie besessen und nie erstrebt. Obgleich sein Körper durch allerlei Übungen glänzend ausgebildet war, begann Keyserling frühzeitig zu kränkeln. Nach seinem 1745 erfolgten Tode schrieb Friedrich aus dem böhmischen Feldlager an die Gräfin Camas: „Sie können sich denken, wie schwer es für ein Herz, so gefühlvoll geschaffen wie das meinige, ist, den tiefen Schmerz zu ersticken, den dieser Verlust erregt. Ich werde mich bei meiner Rückkehr nach Berlin fast einsam im eigenen Vaterlande fühlen und mich gleichsam vereinzelt unter meinen Penaten finden."

Auch Isaak Franz Egmont Herr von Chasot, der Verfasser geistreicher Memoiren — das vierte Bild —, war dem König wert, der sogar einmal geäußert haben soll: „Chasot, c'est le matador de ma jeunesse!" Allzu große finanzielle Forderungen brachten ihn freilich später etwas in Mißkredit bei seinem hohen Beschützer. Dennoch gab dieser den Verkehr mit dem Jugendfreund nicht gänzlich auf. Ursprünglich stand Chasot, dessen Ahnen in Burgund zu Hause waren, in französischen Diensten. Ein Duell zwang ihn zur Flucht. Friedrich lernte ihn kennen und trat bei gemeinsamen litterarischen und kriegswissenschaftlichen Interessen mit ihm in nähere Beziehung. Er berief ihn nach Rheinsberg und nahm auch ihn endlich ganz in seine Dienste. Ausgesprochene Leichtlebigkeit hinderte Chasot nicht, ein tüchtiger Soldat zu sein. Bei Mollwitz und Hohenfriedberg fand er sogar Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Sein Regiment Bayreuther Dragoner entschied die letztere Schlacht. Ein abermaliges Duell führte ihn bald darauf nach Spandau, aber der König begnadigte ihn schon nach einem Monat. Schließlich ging Chasot als Stadtkommandant nach Lübeck, wo er 1797 starb. Pesne hat ihn bezeichnend genug im Domino, mit der Maske in der Hand dargestellt, und wir meinen an diesem fröhlichen Aufzug die Lebensweise des flotten Kavaliers zu erkennen, die freilich auch zu Händeln führte. Aber Maskerade, Duelle, Schulden und eine alles wieder ausgleichende Liebenswürdigkeit, das schließt sich im Weltmännischen eben nicht aus, und es ist charakteristisch an Pesnes Porträts, daß sie

* Eine bei Rheinsberg vom König ins Leben gerufene Glasfabrik lieferte besonders schöne Gläser und Humpen.

uns nicht nur mit dem Aussehen, sondern auch mit der Lebensrichtung, den Beschäftigungen und Liebhabereien ihrer Originale bekannt machen.

Besonders gilt dies von dem Bilde des Grafen Gotter, auf dem wir die ganze Eigenart dieses begabten Abenteurers geistreich angedeutet finden. Pesne läßt die Erlaubnis erhielt, einen Freund auf seine Güter zu begleiten, unternahm er statt dessen heimlich eine Kunstreise nach Wien, wo er zwei Prinzessinnen von Savoyen so für sich zu interessieren wußte, daß sie ihn bei ihrem Oheim, dem Prinzen Eugen, einführten. Bald hatte Gotter vollständig Fuß in den dortigen Hof-



Der Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

ihn an der Seite einer hübschen sogenannten „Nichte“ als Pilgersmann erscheinen, Muscheln an Hut und Mantel, den Pilgerstab in der Hand. Das Leben dieses Mannes war allerdings ein buntes Wandern, wenn auch gerade nicht nach frommen Zielen. Gotter — übrigens eine glänzende Persönlichkeit — war bürgerlicher Abkunft, sein Vater Kammerdirektor in Gotha. Als er von diesem

kreisen gefaßt, und als sein Vater endlich selber in Staatsgeschäften nach Wien kam, war er nicht wenig überrascht, den Sohn, den er in Westfalen vermutete, eingebürgert als gefeierten Liebling der vornehmen Wiener Gesellschaft anzutreffen. Auf Veranlassung des Prinzen Eugen wurde Gotter in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und seine glänzenden Erfolge bei den Damen verschafften ihm eine förm-

liche Berühmtheit. Auch unterstützten diese vornehmen Freundinnen ihn mit Geld; denn trotz guter Einnahmen — er betrieb unter der Hand einen schwunghaften Handel mit italienischen Weinen — forderten seine verschwenderischen Gewohnheiten immer mehr, wie er hatte. In ganz Wien galt er für den liebenswürdigsten, gewandtesten und zärtlichsten er sie mit dem größten Luxus ausgestattet hatte, prächtige Feste gab, konnte er nicht lange halten. Er kehrte nach Berlin zurück. Friedrich II. schickte ihn zu Maria Theresia nach Wien, mit Verhandlungen über die Abtretung Schlesiens, die indessen erfolglos blieben. Um die Berliner Akademie dagegen hat sich Gotter Verdienste erworben. Der König trieb



Der Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt mit seiner Frau. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

Helden in Amors Kämpfen, für den schlauesten Kopf, den beliebtesten, großmütigsten Lebemann, der es an dienstfertiger Menschenfreundlichkeit niemals fehlen ließ — vor allem aber: für den größten Glücksritter seiner Zeit. Friedrich Wilhelm I. berief ihn nach Berlin und überwies ihm eine diplomatische Thätigkeit, ernannte ihn zum Staatsrat, später zum Oberhofmarschall. Eine Besitzung Molldorf, die Gotter in der Nähe von Gotha erwarb und auf der er, nachdem seinen Scherz mit ihm und hat ihn sogar in einer „Epitre au comte de Gotter“ weidlich verspottet, worauf ihm indessen der Betroffene in einem fein ironischen Briefe die Antwort nicht schuldig blieb. Gotter starb zu Berlin 1762, nach peinlicher Krankheit, in der er selber zugab, die Schmerzen, die ihm auferlegt, redlich verdient zu haben. Auf dem Pesneschen Bilde, wo er, wenn auch nicht mehr jung, doch in vollster Lebensfrische erscheint, bezeugt sein Embonpoint, daß er noch an-

dere Tafelfreuden genossen, wie die oben an den Pilgerstab gebundene, primitive Kürbisflasche sie gewährt, und das reizende Nichtchen in ziemlich freier Toilette neben ihm blickt unter dem blumenbekränzten Strohhut so schelmisch lockend auf ihren Begleiter, daß man hier weniger an einen frommen Bußgang, wie an eine recht vergnügte partie fine zu denken geneigt ist. In diesen verschiedenen Widersprüchen liegt der humorvolle Reiz des Bildes, in das ein ganzes Stück Lebenscharakteristik des Dargestellten hineingeschrieben ist.

Pilgertracht mag übrigens damals für das Porträt Mode gewesen sein. Auch den Maler Harper, mit seiner Frau am Arm, beide in fast noch kindlicher Jugend, hat Pesne so abgebildet. Johann Harper, ein Schwede von Geburt, war gleichfalls königlich preußischer Hofmaler. Einige seiner Bilder zeigen Verwandtschaft mit denen Pesnes, erreichen sie aber nicht.

Unter den Gruppenbildern unseres Meisters nimmt einen hervorragenden Platz das Familienbild des Ministers von Borcke ein. Es befindet sich im Besitze eines Nachkommen gleichen Namens, des Grafen Gustav Borcke auf Stargordt in Pommern. In reich ausgestattetem Gemach sitzt der Hausherr, Minister von Borcke, bequem im Sessel zurückgelehnt. Ein reizender, klug dreinschauender Knabe blickt zu ihm empor, halb an die anmutige Mutter gelehnt, die einen Strauß frischer Rosen an dem ausgeschnittenen Mieder trägt. Häusliches Behagen ist auf dieser Darstellung mit einem unverkennbar vornehmen Lokalton vereint. Ein Lieblingshund im Vordergrund fehlt natürlich auch hier nicht.

Bei genauer Betrachtung bemerkt der Beschauer eine Naht, die über das Bild hinläuft; wie es heißt, soll die Leinwand nicht ausgereicht haben und so dies kühne Flickwerk veranlaßt worden sein.

Mit dem eigenen Heim, den eigenen Angehörigen hat uns Pesne gleichfalls auf einem trefflichen Familienbilde bekannt gemacht. Er selbst, in stattlicher Würde, wie sie ihm eigen gewesen sein muß, der Staffelei gegenüber, auf der ein angefangenes Bild steht. Zwei niedliche kleine Mädchen gruppieren sich vor der Mutter, die ein Bologneser Hündchen auf dem Schoße hält. Sie ist auch hier noch eine schöne Frau; unvergleichlich viel schöner aber stellt sie sich uns auf einem gleichfalls von der Hand ihres Gatten gemalten Einzelporträt dar, mit klassisch rein gebildetem Profil, einen breiten, dunklen Federhut über dem losen Haar, um den schlanken Hals eine Schnur Perlen gewunden. Dieses Bild ist so bezaubernd, daß man ihm gegenüber sich nicht verwundert, wenn selbst die Kunstgeschichte von der Schönheit der Tochter du Buissons berichtet. Das Porträt ihres Gatten, als Gegenstück zu dem ihrigen, ist durch G. F. Schmidts vortrefflichen Stich bekannt. (Abbild. S. 477.)

Schmidt gehörte gleichfalls der Zeit nach, in der er lebte, wie durch sein ganzes Schaffen recht eigentlich dem fridericianischen Kreise an. In seinen köstlichen Kupferblättern und Radierungen begegnen wir, wie in Pesnes Ölgemälden, den Größen jener Tage. Außerdem haben seine Illustrationen zu den Schriften des Königs: den Mémoires de Brandebourg, den Poésies diverses, dem Palladium, seinen Namen eng mit dem Friedrichs II. verknüpft.

Zeigt uns Pesne in der eigenen Gemahlin ein Frauenbild, wie es sich schöner kaum denken läßt, so beweisen dagegen seine beiden Porträts G. F. Schmidts, daß der Mensch auch unerhört häßlich sein kann. Auf beiden trägt der berühmte Stecher — wie auch auf den Bildern, die er von sich selbst gezeichnet hat — eine barettartige Kappe von dunklem, weichem Stoff, unter welcher der kahle Hinterkopf und Nacken sichtbar wird. (Abbild. S. 480.) Das Kolorit ist braun, die Nase aufgestülpt, die Lippen wulstig. Nur die klugen Augen und ein Ausdruck großer Gutmütigkeit versöhnen mit dieser an das Niedrige streifenden Gesichtsbildung. Aber schließlich hat Pesne es doch verstanden,

uns auch diese durchaus unschöne Erscheinung in anziehender Weise darzustellen. Das Schmidtsche Familienstück (Abbild. S. 481), auf welchem er, an seinem Zeichentische sitzend, seiner auch nichts weniger wie hübschen, aber äußerst pfiffig-verständnisvoll zuhörenden Frau ihm gegenüber aus Lafontaines Fabeln vorliest, gehört durch die Lebendigkeit sei-

Cellini, das Bild des Juweliers Dinglinger, ein besonders anziehendes. Es blickt so fein und geistreich, wie wir uns nach seinen reichen, phantasievollen Schöpfungen den Mann wohl denken können. Wer in Dresden die Schatzkammer des „Grünen Gewölbes" besucht, begegnet überall dem Namen Dinglingers. Aus dem funkelnden Gestein des Erzgebirges,



Der Juwelier Dinglinger. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

ner Charakteristik, durch die prächtige Vollendung der Wiedergabe auch alles Nebensächlichen zu den Perlen des Berliner Museums. Die trauliche Gemütlichkeit dieses Künstler-Interieurs wird noch erhöht durch den grauen Kater, der sich, über die Stuhllehne kletternd, leise heranschleicht, als müsse notwendig sein gewohntes behagliches Schnurren die Vorlesung begleiten.

Unter den Pesneschen Künstler-Porträts ist das des sächsischen Benvenuto

den mattschimmernden Perlen, die der Elbgrund hergiebt, aus Gold, Krystallen und Diamanten, Emaillen und zarten Glasflüssen wußte dieser Künstler reizende Gebilde herzustellen, mit denen der prachtliebende August der Starke seine Residenzen schmückte, die Damen seines Herzens beschenkte. In diesen kleinen Wunderwerken spricht sich der ganze barocke Geschmack jener üppigen Zeit höchst eigenartig aus. Dinglingers Ruf war ein weit verbreiteter. In seinem Hause

zu Dresden sammelten sich um ihn alle geistigen und weltlichen Größen jener Tage; ja, es wird erzählt, sogar Peter der Große habe wiederholt seine Gast-

trefflichen Stiche wiedergegeben. (Abbild. S. 483.)

Pesnes Fleiß und seine Leistungsfähigkeit scheint eine beinahe unerschöpfliche



Das Mädchen mit den Tauben. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

freundschaft in Anspruch genommen, weil keine andere Häuslichkeit der sächsischen Residenz des Schönen und Interessanten so viel zu bieten hatte wie die Dinglingers. G. F. Schmidt hat uns sein von Pesne gemaltes Porträt in einem vor-

gewesen zu sein, denn in allen Galerien Deutschlands ist sein Name durch mannigfache Arbeiten vertreten. Das Berliner Museum besitzt von ihm einen reizenden Mädchenkopf, bei dem der blühendste Fleischton durch eine fein gestimmte Um-

gebung so wirkungsvoll gehoben wird, daß er wahrhaft leuchtend zur Geltung kommt. Das Bild hat lange unbeachtet auf dem Museumsdepot gestanden, wo noch mancher Schatz verborgen sein mag. Erst die letztverflossenen Jahre haben es ans Licht gebracht, zur Freude aller derer, die Pesne schätzen und dem Stile jener Zeit Geschmack abzugewinnen wissen. Denn dieses Mädchenbild ist bei aller Einfachheit, mit der es gegeben, ein Stückchen Rokoko, wie es anmutiger nicht ausgesprochen werden kann. Schade, daß man nicht weiß, wen es darstellt.



Die Wahrsagerin. Nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

Ein Männerporträt in weißer Perücke, die Nase fein zugespitzt, und auch die Mundpartien äußerst fein behandelt, macht uns mit Karl King, einem Engländer, be-

kannt, der, schon 1703 als Hofbildhauer nach Berlin berufen, dort in einem ungewöhnlich hohen Alter starb, welches uns Pesne in den tausend Fältchen und Runzelchen dieses Greisenantlitzes anschaulich macht, ohne dabei in Dennersche Kleinlichkeit zu verfallen. Auch der Name des Hofgärtners René Dahuron, dessen schlichter Kopf, ohne alles schmückende Beiwerk, uns wie das Leben selber anblickt, weist nach dem Ausland hin. So zeigen uns diese Gemälde, wie der damalige preußische Hof bestrebt war, von allen Seiten her tüchtige Kräfte heranzuziehen, um einheimische Kunst und Kultur zu fördern.

Die Dresdener Galerie hat die Porträts der Schwiegereltern Pesnes, Herrn und Madame du Buisson, und von seinen mehr genrehaft gehaltenen Darstellungen das bekannte Taubenmädchen aufzuweisen (Abbild. S. 484), welches, unter einem Strohhut hervorblickend, entfernt an die Gottersche Nichte erinnert. Für den Strohhut muß Pesne überhaupt Vorliebe gehabt haben. Auch ein hübsches Landmädchen in rotem Mieder im Museum zu Braunschweig ist im Strohhut dargestellt, der sich hier freilich anders formt als auf den übrigen Bildern. Eine schön aufgeputzte, rotbäckige junge Dame, die sich von einer Zigeunerin aus der Hand wahrsagen läßt, wiederum in Dresden, ist weniger ansprechend. (Abbild. S. 485.) Dagegen sieht sich „eine Köchin" im Schlosse zu Sanssouci recht hübsch an. Die derbe Schöne hält den reichlich gefüllten Gemüsekorb im Arm; ihre robuste Statur, ihr frisches Kolorit und der fröhliche Gesichtsausdruck geben ein Bild kräftigster Gesundheit.

Haben wir bereits erwähnt, daß sich im Schlosse zu Dessau Tapetengemälde von Pesnes Hand befunden haben sollen — eine mündliche Überlieferung versetzt ihr Vorhandensein in das Schloß von Zerbst —, so besitzt Anhalt jedenfalls andere Gemälde, die, abgesehen von diesen, sich in Dunkel hüllenden Kunstwerken, unanfechtbar unserem Meister zuzuschreiben sind. Im Schlosse zu Wörlitz wird ein größeres, oval umrahmtes Bild gezeigt: die trauernde Witwe von Ephesus, der ihre Magd einen jungen Krieger als Tröster zuführt. Die Darstellung ist ganz im Geschmack der Zeit gehalten. Die weinende, in schwarze Schleier gehüllte Hauptfigur könnte für eine Rokokodame gelten, wenn sie nicht so traurig wäre, was jenen eben nicht eigen zu sein pflegte. Besonders anziehend konnten wir das Bild trotz seiner wirkungsvollen Farben nicht finden. Auch ein sogenanntes Nachtstück im adeligen Fräuleinstift Mosigkau bei Dessau hat uns nicht gewonnen. Es zeigt eine weibliche, lebensgroße, aber nicht schöne Gestalt im Bette liegend, neben dem ein Licht brennt. In dem mit Bravour gemalten, vielleicht einem Godefried Schalken nachgebildeten Lichteffekt liegt der Schwerpunkt des Bildes, das aus dem Nachlasse der Herzogin Marie Eleonore von Radziwill, geb. Prinzeß von Anhalt stammen soll. Ganz im Charakter Pesnes dagegen ist, gleichfalls in Mosigkau, eine „Schäferscene", auf der eine reizende Pseudo-Schäferin im aufgeschlagenen Strohhut — wir werden wieder an Graf Gotters Nichte erinnert — ihren unter einem Baume schlafenden Galan mit einem Wasserstrahle neckt, den sie ihm gerade ins Gesicht spritzt. Ein junger Klarinettenbläser, in bräunlich warmem Ton, und als sein Gegenstück ein niedliches Blumenmädchen sind auf der Rückseite mit „Antonius Pesne pinxit 1712" bezeichnet und lassen keinen Zweifel über ihre Echtheit zu.

Mit den hier erwähnten Gemälden ist aber die Menge dessen, was Pesnes Pinsel geleistet hat, bei weitem noch nicht erschöpft. Wir haben nur einzelnes hervorgehoben, es der eigenen Forschung unserer Leser überlassend, sich in Schlössern und Galerien oder im Privatbesitz weiter mit dem Schaffen dieses Meisters bekannt zu machen.

Man hat hier und da Pesnes französische Malweise getadelt. Friedrich der Große, dessen Lieblinge bekanntlich die

Franzosen Watteau und Pater waren, schätzte ihn vielleicht gerade um dieser Eigenschaft willen. Und daß er ihn schätzte, beweist eine Stelle in den poetischen Episteln des Königs, welche lautet:

Quel spectacle étonnant vient de frapper mes yeux!
Cher Pesne, ton pinceaux t'égale aux rangs des dieux!
(Welch seltnes Schauspiel hielt mein staunend Aug' im Bann!
Dein Pinsel, teurer Pesne, reiht dich den Göttern an!)

Voltaire erwähnt diese Verse in einem Brief an Madame Denis, mit dem hämischen Zusatze: der König sähe den Maler niemals an, der ihm vielleicht deshalb wie ein Gott erscheine — unsichtbar nämlich!

Wir werden durch diese, wohl vom Neid eingegebene Bosheit an Pesnes Verdiensten nicht irre. Mehrfach ist auch die Frage aufgeworfen worden, ob die Arbeiten Anton Graffs — dessen große Produktivität als Bildnismaler in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unmittelbar auf die seinige folgte — durch reelleren Kunstwert nicht denen Pesnes vorzuziehen seien? Nun liegt von vornherein in allem Vergleichen eine gewisse Ungerechtigkeit. Man soll jedes Verdienst als solches gelten lassen, ohne es durch ein anderes niederdrücken zu wollen.

Anton Graffs Vorzüge als Porträtmaler sind nicht anzufechten. Er war durch und durch deutsch. Man braucht nur sein lebensgroßes Porträt Friedrich Augusts des Gerechten von Sachsen in ganzer Figur auf der Dresdener Galerie, Napoleon I. in vollem Krönungsornat von Gerard gegenüber zu betrachten, um zu verstehen, was echt französische Auffassung und Geschmacksrichtung von der eines Deutschen unterscheidet. Deutsch sehen uns Graffs Bildnisse an, ohne falschen Prunk, ohne Manier, treu nach dem Leben gegeben. Sie haben gewissermassen etwas Monumentales, so sicher ist jede dieser Persönlichkeiten festgestellt. Sie kann gar nicht anders gewesen sein, nicht anders ausgesehen haben.

Bei Pesne dagegen waltet ein flüssigeres Element in Conception und Behandlung vor; das Leben ist bei ihm bewegter, die Farbe reicher. Wenn auch durch einen fünfzigjährigen Aufenthalt im Herzen Deutschlands zum Deutschtum übergetreten, konnte Pesne seinen französischen Ursprung doch nicht verleugnen. Aber es ist ihm nur genug davon geblieben, um in seinen Bildern neben einem wahren Eingehen auf die Individualität geniale Frische der Komposition mit einer leicht graziösen Pinselführung zu vereinigen. Seine Zeichnung ist freier, seine Töne sind durchsichtiger wie die Graffs. Einige Fürstenbilder abgerechnet, hat Graff außer Gelehrten und wenigen Künstlern hauptsächlich das vornehme Bürgertum porträtiert, und es sind prächtige, ausdrucksvolle Charakterköpfe, die wir ihm zu danken haben. Pesne war der Maler der Hofgesellschaft. Daß seine Bilder deshalb ein festlicheres Gepräge tragen, daß eine buntere Abwechselung, mehr Reichtum, Glanz und Pracht, vielleicht auch etwas mehr Frivolität in ihnen zu Tage tritt, ist nur natürlich und schmälert den Wert des Meisters nicht, der zu den besten Kräften seines Jahrhunderts zählt. Pesne malte die Welt, mit der er lebte, und er malte sie, wie sie war. Darum sind seine Bilder Zeitbilder und wecken doppeltes Interesse: künstlerisches und historisches.





Über die Ästhetik unserer Klassiker.

Von

Max Dessoir.

I.

nter der Voraussetzung, daß alle ästhetischen Betrachtungen auf psychologischer Grundlage ruhen und in den geschichtlichen Versuchen zu einer Ästhetik auch geruht haben, versuche ich, im Anschluß an die bereits vorliegenden Darstellungen die Kunstanschauungen unserer klassischen Schriftsteller vom psychologischen Gesichtspunkte aus zu entwickeln. Da Goethe wie Schiller in einer Epoche ihres Lebens der Kraftgeisterei anhingen, so muß eine Übersicht über diese und ihren Hauptapostel Herder vorangeschickt werden.

I. Die Genieperiode und Herder.

Zwei Keime, deren erste Triebe man in der Aufklärungsphilosophie beobachten kann, entfalten sich in Herders und der Genieperiode Zeit zu voller Blüte: die Vorliebe für das Gefühl und das Verständnis für die Geschichtlichkeit, jene in der Ästhetik der Stürmer und Dränger, dieses in der Ästhetik Herders. Beide aber entsprossen demselben Boden, denn beide wurzeln in der sich neu bildenden Anschauung von der Ursprünglichkeit des menschlichen Wesens.

Der ursprüngliche Mensch ist der fühlende. Wenn wir die Entwickelungsreihe des Seelenlebens zurückverfolgen, so treffen wir auf eine Summe kleiner, dunkler Vorstellungen, die das Individuum zu einem Mikrokosmus zusammensetzen. Jede Persönlichkeit ist eine Welt im kleinen, harmonisch wie das große Gegenbild der Außenwelt und ungebrochen, solange die niederen Vermögen vorherrschen. Der Mensch im Zustande seiner Kindlichkeit gleicht dem vollkommenen Schöpfer des Alls, denn er vereinigt in einem Brennpunkt alle die Kräfte, die später nach den verschiedenen Richtungen hin zerbrochen werden; an dem Ursprunge seiner Entwickelung ist der Mensch nicht nur original (origo), sondern auch genial und gottähnlich. Und in einer Erweiterung dieses Gedankenganges fügen dann Schiller und Goethe hinzu: der geniale Mensch in der

Ursprünglichkeit eines fühlenden Wesens repräsentiert das Allgemein-Menschliche. Je mehr man aber in die Vergangenheit zurücksteigt, desto mehr verblassen die einst gepriesenen Errungenschaften der Kultur vor solcher Mächtigkeit des eigentlichen Menschen, wie ihn bloß der Künstler als Ausnahme der verdorbenen Gegenwart vor die Augen führt. Zurück zu den Anfängen menschlicher Bildung, zurück zu der ewigen Mutter Natur! Denn was haben uns die letzten Jahrhunderte gebracht außer künstlichen Regeln? Was sollen uns diese thörichten Fesseln eines verbildeten, unnatürlichen Geschmackes, da wir doch an dem frischen Quellwasser der Originalität und Genialität uns laben können?

Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin!

Was die Genieperiode an dem Künstler verehrt, ist aber auch, daß er seine Ursprünglichkeit in einer Individualität offenbart. Daher der für die Pädagogik besonders bedeutungsvoll gewordene Haß gegen alle Schablone und die Begeisterung für alles Eigentümliche. Nun hat der Kultus der Persönlichkeit tiefe Berechtigung, wenn er jene seltene Individualität zu schützen strebt, die aus einer in sich zusammengefaßten Eigenart bewußt ihr Thun und Treiben herausgestaltet. Aber hier ging er ungemessen ins Weite. Jeder unreife Bursche verlangte die äußerste Rücksicht vor seinen kindischen Ausschreitungen: mit Andacht sollte man aufblicken zu den widerspruchsvollen Launen eines ungeklärten Kopfes. Dazu die leicht begreifliche, freilich schrankenlose Empörung gegen Gottscheds Linealregiment und das starke Selbstbewußtsein dieser lebensprühenden Zeit — so entstand der doktrinär-ästhetische Gedanke von der ungefesselten Freiheit des dichterischen Genius als ein Grundgedanke der Sturm- und Drangperiode.

In allen diesen Neubildungen des Allgemeinbewußtseins machen sich englische Einflüsse geltend. Des Bischofs Lowth Buch über die heilige Poesie der Hebräer, Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homer, Youngs Nachtgedanken haben der deutschen Jugend mächtig ins Herz gegriffen. Schiller spricht in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung mit Hinblick auf Young von Klopstock, und Goethe widmet diesen Werken mehrfache Erwähnung. Schon als Jüngling rühmt er in den Frankfurter Anzeigen (Werke XXXII, 17) auf Veranlassung Woods, wie Homer „sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe", und in gleichem Sinne sagt er noch als Greis in Dichtung und Wahrheit (XXII, 110): „Wir sahen nun in jenen Gestalten nicht mehr ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen."

Von ganz besonderem Einfluß aber für die Kraftgeister bewährt sich das Genie des „größten aller Briten, des trunkenen Riesen" Shakespeare. Deutsche Shakespeares zu werden, dünkt ihnen das höchste Ziel, und das Vorbild Shakespeares liefert ihnen die Grundsätze ihrer Dramaturgie. Nach seinem Muster wollen sie ihre Dramen und ihre Theorien gestalten. Herder ruft: „Mir ist, wenn ich Shakespeare lese, Theater, Acteur, Coulisse verschwunden; lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt!" Den Hinweis auf Shakespeare verdankt Herder Hamann, aber seine bestimmenden Anregungen zieht er von Lessing und Gerstenberg, die unabhängig voneinander dem Weltendichter ihre Huldigung dargebracht hatten, jener in den Litteraturbriefen und in der Dramaturgie, dieser in den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur.

Was die Ästhetik der Genieperiode an Shakespeare fesselt, ist seine scheinbare Regellosigkeit. Hamann sagt in seinen Sokratischen Denkwürdigkeiten: „Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm er-

dacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit der Übertretung jener kritischen Gesetze? Das Genie!" Ein solches Genie habe Sokrates erfüllt (2, 38). Und diese Regellosigkeit stimmt aufs genaueste mit der Apotheose des Gefühls als der psychischen Grundthatsache überein, denn das Gefühlsleben scheint jeder verständigen Klassifikation und Registrierung zu spotten. Wir müssen wieder Hamann hören. „Die Unwissenheit des Sokrates war Empfindung. Zwischen Empfindung aber und einem Lehrsatz ist ein größerer Unterschied als zwischen einem Lebenden und dem anatomischen Gerippe desselben. ... Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen. Die Beziehung und Übereinstimmung der Begriffe ist ebendasselbe in einer Demonstration, was Verhältnis und Symmetrie der Zahlen und Linien, Schallwirbel und Farben in der musikalischen Komposition und Malerei ist. Der Philosoph ist dem Gesetz der Nachahmung so gut unterworfen als der Poet. Für diesen ist seine Muse und ihr hieroglyphisches Schattenspiel so wahr als die Vernunft und das Lehrgebäude für jenen."

In diesen Sätzen tritt uns sehr deutlich der Zusammenhang zwischen Psychologie und Ästhetik der Stürmer und Dränger entgegen, wie wir ihn eingangs in allgemeinen Umrissen zu skizzieren versucht haben. Shakespeare und Homer erscheinen als Ideale, deren ungebrochene Kraft sich in dem glaubensvollen, fessellosen Gefühlsleben äußert, als Menschen, wie sie einst aus Gottes Hand hervorgegangen waren, ehe die in Regelnsystemen bestehende Kultur sie ihrer geschichtlichen Ursprünglichkeit beraubte. So kommt es dann zu jener berühmten Æsthetica in nuce, deren Text wir hier gleichfalls nicht entbehren können. „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Ackerbau, Malerei — als Schrift, Gesang — als Deklamation, Gleichnisse — als Schlüsse, Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; ... und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen." Und weiter: „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers; die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiermit fängt sich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. ... Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Ratschluß des Urhebers löst die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unmittelbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das Äußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen, doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns: exemplumque dei quisque est in imagine parva."

Der göttliche Genius ist nunmehr aus dem verständigen „Genie" der Aufklärungspsychologie geworden. Vor jedem Genius soll der Durchschnittsmensch in den Staub sinken; durch die schrankenlose Hingabe an ein Ideal soll der Künstler sich über seine eigene Individualität zu höchsten Schöpfungen erheben, zu Schöpfungen, denen die Ästhetik des Klassicismus das Beiwort des Allgemein-Menschlichen geliehen hat. Wie in der Poesie Shakespeare als leuchtendes Vorbild erscheint, so in der Musik Gluck, „der Sonnenflieger", wie ihn Schubert nennt, vor dem nach Stolbergs Ausdruck alles verstummen muß wie in der nahen Gegen-

wart der Gottheit.* In den bildenden Künsten gilt der „heilige“ Erwin, der Erbauer des Straßburger Münsters, als das unvergleichliche Ideal. In dem Blatte „Von deutscher Baukunst“ heißt es einmal: „Wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes unauslöschliches Gefühl deß, was da ist und da war und da sein wird.“

Mit dieser Begeisterung für das künstlerische Genie verbindet sich also der Haß gegen allen Formelkram der Theoretiker und gegen die Lampenweisheit der zünftigen Gelehrten. Man will nichts von philosophischen Systemen und ästhetischen Doktrinen wissen, sondern überläßt sich ganz dem Zuge des Herzens und dem Genusse der Schönheit. „Es ist einmal Zeit,“ sagt Goethe, „daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über die Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende und wie das Zeug alles hieß, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht, der sich sonst von selbst zu geben schien. Das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit, und wenn ja ein Beispiel gefährlich sein sollte, so ist es doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes.“ Noch prägnanter kommt dieses Zeitbewußtsein in einer Scene aus Klingers „Leidendem Weib“ zum Ausdruck, deren Hauptstelle wir gleichfalls hier nicht entbehren können.

Franz. (Zimmer, antike Köpfe und Zeichnungen; einige Bücher vor ihm liegend.) Weg, Quark alles. Der nächste Weg zum Narrenwerden ist, sich ein System bauen zu wollen. Hab's lange gedacht. Da arbeitet man sich durchs Zeugs, bis man einen auf dem Punkt hat, woraus er das Ding ansieht, das er Weisheit und Wahrheit nennt, glaubt man's ertappt zu haben. . . . Laßt mir meinen Shakespeare und meinen Homer. Wir bleiben zusammen bis in den Tod. (Stellt sich vor einen Kopf des Laokoon und drauf vors Brustbild der Venus.) Mein Laokoon, was hast auch du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt vor dir, und große Leute reden, warum du den Mund aufthust. Hätten sie vor dir gestanden mit dem innigsten Gefühl. — Venus! Ausdruck der Gottheit, Leben, Weben, alles — es ist ein Augenblick, nur ein Augenblick — da steh ich oben.

Läufer. Guten Tag, Franz. Stehst du schon wieder vor deinen Götzen?

Franz. Sie sind's nun, meine Götter und Götzen. Bitt dich, laß das Maul heraus. Sieh, du mußt davon nicht reden. Kommst mir just vor wie die Kerls, die sich dahin stellen, Schönheit suchen, Ideal, was weiß ich; dann Regeln schreiben, definieren und schwatzen, und das all ohne Gefühl.

Ebenfalls auf eine Apotheose des Gefühls gründete Lenz seinen Widerspruch gegen den „Laokoon“ und die Hamburger Dramaturgie. Im Drama soll nicht die Handlung, sondern der Charakter Hauptsache sein; die Handlung dürfe bloß dazu dienen, die individuellen Charaktere zu entwickeln. Daß dies bisher nur von Shakespeare geschehen sei, daran seien die auf Willkür beruhenden Regeln des Aristoteles und der Franzosen schuld. Der wahre Genius sagt sich von ihnen los: er ist bloß darauf bedacht, die Natur, wie er sie findet, wahr darzustellen. Er braucht keine Brillen, am wenigsten die von dem Stagiriten geschliffenen, denn durch sie würde er niemals Wahrheit und Natürlichkeit erblicken. Sehr heftig wendet sich Lenz gegen das eine Gesetz, „das so viel Lärm gemacht, bloß weil es so klein ist“, gegen „die so erschreckliche, jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten“. „Was heißen die drei Einheiten? Hundert Einheiten will ich euch angeben, die alle doch immer die eine bleiben. Einheit der Nation, Einheit der Sprache, Einheit der Religion, Einheit der Sitten — ja, was wird's denn nun? Immer dasselbe, immer und ewig dasselbe. Der Dichter und das Publikum müssen die eine Einheit fühlen, aber nicht klassifizieren. Gott ist nur eins in allen seinen Werken, und der Dichter muß es

* Siehe Sauer in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Klingers Schriften in der Deutschen Nationallitteratur, S. 49.

auch sein, wie groß oder klein sein Wirkungskreis auch immer sein mag. Aber fort mit dem Schulmeister, der mit seinem Stäbchen einem Gott auf die Finger schlägt.“ — Dieselben ästhetischen Grundanschauungen werden nun, wie wir bald sehen werden, von Herder auf das Gebiet der Plastik übertragen. Für die Malerei hat sie Heinse annähernd ausgesprochen, in seinen Briefen „Über einige Gemälde der Düsseldorfer Galerie“ (Teutscher Merkur 1776). „Die Malerei ist, obenhin betrachtet, Darstellung der Dinge mit Farben. Die Farben sind dem Maler folglich das, was die Worte dem Dichter und die Töne dem Virtuosen sind: also Stoff — die Bedeutung, das Wesen. Die Farben mit allem dem, was dazu gehört, machen den mechanischen Teil derselben aus; Bedeutungen den höheren ... Stoff ist immer da und jedweder kann sich einigen Besitz davon mit Fleiß und Mühe erringen; kann höchstens gepflegt und gebildet werden. Aber wo nichts ist, wird nichts; das bleibt ewig wahr ... Stoff ohne Wesen in der Kunst, ist Tod ohne Verwesung; das Allerelendeste, was da ist.“ Hier klingen schon deutlich die Gedanken Schiller-Goethes über den Gehalt an, der den Stoff in der Form überwältigt. Auch jene Überschätzung des Individuums, die den leitenden sittlichen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts bildet, findet sich prägnant in Heinses Ardinghello ausgedrückt. Endlich aber bricht sich bereits bei Heinse die Überzeugung Bahn, daß der Ruf nach der „Natur“ mehr auf den inneren Menschen sich beziehe als auf die äußere Natur, und daß von dem Dichter nicht, wie Lenz wollte, Wirklichkeitstreue, sondern Wahrhaftigkeit gefordert werde. Dieser Dichter aber ist auch ihm, dem Kunstverständigsten der Stürmer und Dränger, ein wilder eigenwüchsiger Schößling, dessen Genie nur stammelnd* nachempfunden, nicht erklärend beschrieben werden kann.

Alle die Genannten überragt nun um Haupteslänge Herder, der eigentliche Vater des Sturmes und Dranges. In ihm ist der Glaube an den Genius zur Lebenswirklichkeit geworden; Herder singt nicht bloß das „Schlachtlied der Himmelsstürmer“ (Lebensbild I, S. 167), sondern er vertraut sich auch dem beratenden und begeisternden Genius völlig an. Wir stehen hier an einem Ausgangspunkt der Sturm- und Drangzeit, in welcher Goethe sang:

> Wen du nicht verlässest, Genius,
> Nicht der Regen, nicht der Sturm
> Haucht ihm Schauer übers Herz.

Und noch einen zweiten Grundgedanken der Genieperiode vertritt Herder mit ganzer Energie. Der von Winckelmann erschlossene Begriff der geschichtlichen Entwickelung ist es, den unser Philosoph in den Ideen zur Geschichte der Menschheit dahin ausnutzt, daß er das ganze geistige Leben auf die Grundlage der allgemeinen Kulturbedingungen zurückführt. Er ist ferner mit Winckelmann in der Schätzung der bildenden Künste eins; während die Aufklärung alle Plastik und Malerei vernachlässigt hatte, widmet sich Herder gerade ihnen mit besonderer Vorliebe, unterstützt von Raphael Mengs und L. von Hagedorn, dem Bruder des Dichters.

Es muß zunächst festgehalten werden, daß dieser große Begründer einer historischen Ästhetik, dieser enthusiastische Kopf, für die psychologische Grundlegung der Ästhetik einer halb materialistischen Auffassung zuneigt. Sehr deutlich tritt das in einer Jugendarbeit* hervor, welche sich nicht scheut, das Schönheitsideal auf

* Das Stammeln ist sehr bezeichnend für den Stil der Kraftgeister. Hamann spricht von seinem „Wurststil“, weil er alles in einen Satz zu stopfen versuche, und in der That überstürzen sich die Schriftsteller der Genieperiode so, daß sie kaum ein Wort, geschweige denn einen Satz ausschreiben. Der Verfasser der „Bittschrift der Narren“ kopiert köstlich (II, 225) wie Nicolai in seiner Werther-Parodie (II, 362) die vielen Elisionen des Geniestils: „Siehst's Genie? wie's 'n Wolk'n webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's nit siehst, hoft d'n Rosen nit's Genie z' riechen.“

* „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?“ Gelehrte Beiträge zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766. X. Stück, in Suphans Herder-Ausgabe I, 83 ff.

zufällige Sinnesempfindungen zurückzuführen. „Das Wort Schönheit ist im gemeinen Verstande so schwankend, unbestimmt und vieldeutig, daß nicht bloß Nationen, sondern auch einzelne Menschen ein Ideal der Schönheit ihrer Einbildungskraft eindrücken, das vielleicht oft eine schöne Grille des Eigensinnes wird, meistens aber eine Zusammensetzung von den Zügen ist, die auf uns einen Eindruck machten, als sich unser Geschmack formte und bildete. Von diesem ersten mächtigen Eindruck hängt nach der Beobachtung des Montesquieu der verliebte Eigensinn ab, der hier ein kleines Lispeln, dort ein Grübchen auf dem Kinn und hier ein kleines Blattermal auf der Wange entzückend findet, weil es mit dem Idealbilde übereinkommt, das sich in unsere Phantasie vom Anfange sogleich einwebte." So erklärt eine geschichtliche Betrachtung die thatsächliche Verschiedenheit der Schönheitsideale unter Völkern und Zeiten. Hierfür die Grundlage in gewissen seelischen Erfahrungen auszumitteln, das, so lehrt uns Herder an anderer Stelle, wäre die schönste Aufgabe des Psychologen. Die Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt bestimmt die Aufgabe dahin, „eine menschliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu sehen", ihr Gemälde „kenntlich treu und redend" zu entwerfen, wie ein „wahrhafter Biograph der Seele". Ist es doch unmöglich, zu einer vollständigen Psychologie a priori zu gelangen, wenn man sich nicht zuvor entschließt, Individuen von Menschenseelen mit der Genauigkeit des Naturforschers zu zergliedern. Dazu aber bedarf man der liebevollen Unterordnung unter die fremde Persönlichkeit; ein Blick andächtiger Liebe erschließt mit dem fremden zugleich den eigenen Geist; „wir erkennen uns, wie in der platonischen Erinnerung aus dem himmlischen Reich der Geister, wenn ein anderer unsere Gedanken aus unserer Seele entwandt." Wie meisterhaft Herder selbst diese große Kunst zu üben verstand, wie gern er sich in andere Seelen versetzte, das beweisen die zahlreichen „Denkmale", in denen er „Blumen auf das Grab verdienter Männer" streute.

Eine andere bedeutsame Richtung in Herders Lebensgefühl geht gleichfalls in die Frühzeit zurück; mit Recht sagt Goethe, daß alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hätte, in ihrem Straßburger Commercio wenigstens im Keime bereits angedeutet worden sei. Die Ideen der Plastik finden sich schon im Reisejournal und in den Pariser Skizzen (Lebensbild II, 261 ff.). Eine förmliche physiologische Psychologie, mit dem Ausgangspunkt im Tastsinn, baut sich hier vor unseren Augen auf: „Das Gefühl die solideste, profundeste, erste Hand der Seele. Das Auge ist Trug und Oberfläche." (S. 388.) Ganz in dem gleichen Sinn schreibt Goethe in dem Entwurf eines kleinen Romans:* „Dreingreifen, Packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindiziert, und ich finde, daß jeder Künstler, solange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. Es ist alles so Blick bei euch, sagtet ihr mir oft. Jetzt versteh ich's, thue die Augen zu und tappe." An Merck dagegen hatte Herder geschrieben (Wagner I, 6): „Ihr tastet noch (um mit Vater Tobias Shandy ‚Aus meinem System' zu reden), ihr tastet noch und sehet nicht." Hierbei ist nun wesentlich charakteristisch die Vermischung des Gefühls als einer bestimmten Sinnesempfindung mit dem Gefühl als einer Zuständlichkeit des Seelenlebens. Herder erblickt in dem tastenden Gefühl gewissermaßen nur die Außenseite des inneren Gefühlsvermögens in Lust und Unlust, indem er mit dem damals herrschenden Zuge der Psychologie geht; das innere Gefühl aber hält er, auf Kants Anregung hin, für gänzlich unauflöslich, für eine qualitas occulta. Da er ferner mit Hamann darin übereinstimmt, daß eine Analysis des Gefühls nicht nur unmöglich, sondern auch verwerflich ist — denn das hieße auflösen, was die Natur verknüpft hat,

* Schöll: Briefe und Aufsätze, S. 21.

dunkle, sicher wirkende Empfindungen durch unfruchtbare Abstraktionen ersetzen —, so entsteht die sehr schwierige Aufgabe, diese verschiedenartigen psychologischen Grundanschauungen zu vereinigen, um sie als Basis einer Ästhetik verwerten zu können. Hierum bemüht sich das vierte Kritische Wäldchen.

Gegen den oberflächlichen Kompilator Riedel, der weder den Aristotelischen, noch den Baumgartenschen, noch den Homeschen Weg der Ästhetik billigen zu können erklärt hatte,* weist Herder nach, daß alle drei Wege in einen münden. Er greift damit auf Anschauungen zurück, die er bereits in der Denkschrift auf Baumgarten und Genossen entwickelt hatte: daß nämlich der psychologische, subjektive Gesichtspunkt mit den objektiven Lehren des Aristoteles und Batteux vereinigt werden könne. Die Baumgartensche Ästhetik brauche bloß lebendiger gemacht, mit einem aus den Tiefen des Gefühls herbeigeholten Inhalt angefüllt zu werden, damit sie dem Ideal sich nähere, das uns die göttliche Einfalt der Griechen darbiete. „Homes Grundsätze der Kritik mit der Psychologie der Deutschen vermehrt und alsdann unter das Volk zurückgeführt, das in seinen Lehrsätzen des Schönen, es sei in Kunst oder Wissenschaft, der Naturempfindung noch am treuesten blieb; — nach der Naturempfindung dieses Volkes hellenisiert: das wäre Ästhetik!" Entsprechend versucht also das vierte Kritische Wäldchen die Technik des Aristoteles mit den Philosophien Baumgartens und Homes in Einklang zu bringen, und so an der Außenseite dieselbe Harmonie herzustellen, wie sie für die inneren Unterlagen erfordert war. Zu diesem Zweck wird gegen Baumgarten und Meier betont, daß Ästhetik nicht Kunst des Geschmackes, sondern Wissenschaft des Geschmackes ist; sie ist „eine Theorie des Gefühls der Sinne, eine Logik der Einbildungskraft und Dichtung, eine Erforscherin des Witzes und Scharfsinnes, des sinnlichen Urteils und des Gedächtnisses, eine Zergliederin des Schönen, wo es sich findet, in Kunst und Wissenschaft, in Körpern und Seelen." Für den Theoretiker des Geschmackes fragt es sich aber zunächst, was denn Geschmack sei. Geschmack ist, so antwortet Herder, indem er einen auf Beneke weisenden Gedanken gegen die Vermögenspsychologie ausspielt, „Geschmack ist nichts von jeher in der Seele Vorhandenes, sondern etwas Gewordenes." Erst wenn das Urteil über Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Dinge der Seele so geläufig geworden ist wie die Empfindung, erst in dieser späten Stufe der Entwickelung statuiert sich der Geschmack als eine bleibende psychische Fähigkeit. Ähnlich wie der angebliche Wahrheitssinn und das angebliche moralische Gefühl, ist er keine „Grundkraft", sondern „ein habituelles Anwenden unseres Urteils auf Gegenstände der Schönheit". Auf diesem langen Wege aber kann der Geschmack unzähligen Modifikationen unterworfen werden, so daß wir uns über seine Mannigfaltigkeit nicht zu verwundern brauchen.

Die erste Station auf dem genannten Wege bildet die Sinnesempfindung. Sie bedarf nach Herders Aussage besonders eingehender Untersuchung, wenn anders eine solid fundierte Ästhetik zu stande kommen solle; er tadelt an dem „ästhetischen Hauptautor" Sulzer, daß er mit der Lehre vom sinnlich Vollkommenen nicht Ernst gemacht habe. Von den drei Sinnen nun, des Gesichts, Gehörs, Gefühls, ist der letzte der „Sinn aller Sinne". Er ist es, der uns die sicherste Kenntnis der Außenwelt verschafft, er heißt der „treueste" aller Sinne, weil er dem Abstrakten, Metaphysischen eine greifbare Wirklichkeit gegenüberstellt. Er allein lehrt uns die Körper kennen, denn das Gesicht weiß nichts von Form und Gestalt, es kennt bloß Flächen und Farben. Herder beruft sich bei diesen Ausführungen zwar auf Rousseau, aber er ist ganz von dem Gefühle durchdrungen, mit diesen Sätzen etwas Neues und überaus Wichtiges zu bieten. Mit heftigem Eifer

* Briefe über das Publikum, S. 9.

verwahrt er sich dagegen, daß man die Bildhauerkunst als Kunst für das Auge bezeichne; sie sei die schönste Kunst des Gefühls und als solche die Kunst κατ' ἐξοχήν. Wenn wir erst eine der Optik und Akustik entsprechende physiologisch-ästhetische Theorie des Gefühls besäßen, dann würde die Ästhetik eine sichere Grundlage erhalten und dann würde auch die Dichtkunst in ihrem Wesen begriffen werden können. Während nämlich Herder die übrigen Künste als „die wahren Kinder des ersten Schönen in der Natur“ gelten, ist die Poesie für ihn die „späte Enkelin“, eine „dunkle Kopie so vieler Kopien“. Unmittelbar auf den Sinnen bauen sich die schönen Künste auf, nur mittelbar baut sich auf ihnen die Poesie auf. „Aus allen Sinnen strömen die Empfindungen des Schönen in die Einbildungskraft, und aus allen schönen Künsten also in die Poesie hinüber.“

In diesem vierten Kritischen Wäldchen ruhen die Keime zu allen späteren psychologisch-ästhetischen Arbeiten Herders, von der bedeutenden Preisschrift über den Ursprung der Sprache an bis zu der Kalligone.

Herders genetische Betrachtung hatte die verschiedenen Entwickelungsstufen der menschlichen Seele dargelegt, von den dunkelsten Vorstellungen hinauf bis zu dem selbstbewußten, specifisch menschlichen Seelenleben. Immerhin war diese Stufenfolge insofern künstlich abstrahiert, als sie ein Nebeneinander, ohne Rücksicht auf die wirkliche Welt, in aufeinanderfolgende Gedanken zerlegte, und es blieb daher die Aufgabe zurück, dieselbe Ordnung auch innerhalb der Zeit nachzuweisen. Hierfür besteht jedoch bloß das einzige Mittel der Sprache als des sinnlichen Ausdruckes der inneren Entwickelung. Gelingt es, den Ursprung der Sprache philosophisch zu ergründen, nachzuweisen, daß sie ein natürliches und notwendiges Produkt der menschlichen, das heißt von Bewußtsein erfüllten Seele ist, daß sie **nur** aus dieser notwendig entspringt und andererseits diese **nur** in jener notwendig sinnlich erscheint — dann erst ist das vierte Kritische Wäldchen vervollständigt.* Die Lösung der Aufgabe versucht die bekannte Preisschrift von 1770: „Über den Ursprung der Sprache.“ Ihre Bedeutung für die moderne Geschichtswissenschaft, die neuere Sprachphilosophie, die Philologie und die Poetik ist unermeßlich. Durch sie und durch die Volksliedersammlungen ist Herder „der Begründer einer geschichtlichen Erkenntnis der Dichtung in ihrem Verhältnis zur Sprache und zum nationalen Leben geworden, weil er in Sprache und Dichtung den Atem nationalen Lebens empfand“. (Dilthey.) — Desgleichen geht eine andere Preisschrift, die über die Ursachen des gesunkenen Geschmackes (1775), auf jenes Wäldchen zurück. Der führende Genius bildet den Mittelpunkt des psychologischen Teils; daß die Deutschen keine Nationallitteratur besitzen, liege an der Herrschaft des französischen Geistes und an dem Versiegen der genialen Schöpfungskraft. Dem Künstler dürfe auch nicht die Fessel der spießbürgerlichen Moral angelegt werden; Herder wendet sich wieder einmal gegen den freilich nicht genannten Sulzer, indem er ausführt, wie verschieden Tugend und Geschmack seien: nur so viel dürfe man zugeben, daß das Schöne ein Vehikel zum Guten werden **könne**. — An die philosophischen, halb erkenntnistheoretischen Partien des Wäldchens schließt sich ferner die „Abhandlung vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ (1778) an, und auch die im gleichen Jahr erschienene „Plastik“ wiederholt in der Hauptsache nur die Theorie vom Primat des Gefühls im Reiche des Schönen. Hinzu tritt der Gedanke, daß die Plastik im Körperlichen die Seele darzustellen habe, daß jede Schönheitsform am menschlichen Körper „eigentlich nur Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft, des Wohlseins in jedem Gliede dieses kunstvollen Geschöpfes“, daß „Schönheit nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit“ sei.

---

* S. Moritz Kronenberg: Herders Philosophie nach ihrem Entwickelungsgange und ihrer historischen Stellung. Heidelberg 1889 (Dissertation) S. 43.

Das letzte ästhetische Hauptwerk, die „Kalligone", stellt sich dieselbe Aufgabe für das Gebiet der Ästhetik wie die „Metakritik" für das Gebiet der Metaphysik: sie will eine Widerlegung der Kantschen Kritik der Urteilskraft bieten Sie wurzelt in Herders unversöhnlichem Haß gegen den Königsberger Philosophen und hat ihn mit dem Kantianer Schiller verfeindet. — Ohne uns auf eine wegen der Systemlosigkeit des Aufbaues schwierige und von bewährter Hand* bereits vortrefflich gegebene Analyse des Werkes einzulassen, wollen wir nur die Punkte hervorheben, in denen ein Fortschritt der Entwickelung unserer deutschen Ästhetik liegt. Da haben wir einmal die Partie, wo Herder mit glänzender Beredsamkeit an der Gestalt organischer Wesen nachzuweisen versucht, daß alle Schönheit bedeutend, ausdrückend, zweckhaft sei. Schönheit ist die Außenseite der Wahrheit, wie das Gehirn der sinnliche Ausdruck der Seele; sie ist „der reelle Ausdruck des Seins der Dinge, zusammengesetzt aus ihrem Bestehen und aus Kräften, in Rücksicht auf Ruhe und Bewegung". Damit hängt der Lieblingsgedanke Herders zusammen, daß alles Empfundene in Wesensverwandtschaft zu dem Empfindenden stehe. Das höchste subjektive Wohlsein entspricht einem Maximum von Vollkommenheit in der Natur, eben jener sinnlichen Vollkommenheit, die wir Schönheit nennen. Daraus folgt nun, daß der specifische Charakter der ästhetischen Gefühle zurückgesetzt werden muß gegenüber dem Inbegriff des allgemeinen Wohlgefühls, und daß endlich die zweckmäßige Vollkommenheit der Dinge mit ihrem künstlerischen Wert verwechselt wird.

Die einzelnen Ausführungen der „Kalligone" leiden empfindlich unter dem polemischen Ton und der Sucht, alles und jedes in Kants System zu widerlegen, anstatt eine Ergänzung desselben zu versuchen. Wollen wir daher einen freundlicheren Eindruck von Herder mitnehmen, so müssen wir uns zum Schluß einer anderen Schrift, etwa den „Litteraturfragmenten" (1794) zuwenden. Mit echt historischem Sinne geht Herder dort den Beziehungen nach, welche die Poesie eines Zeitalters an die gesamte Kulturlage knüpfen, mit feiner Nachempfindung und wohlthuender Unparteilichkeit untersucht er einzelne geschichtlich gegebene Formen, und mit leuchtenden Farben malt er dann die Aufgaben der Dichtung im Dienste der Humanität. Eine Vergleichung der „Fragmente" mit Schillers Abhandlung über das Naive und Sentimentale zeigt sehr deutlich, um wie viel tiefer Herder die Geschichtlichkeit alles Denkens und Schaffens erfaßt hat als der Kantianer, der die realen Unterschiede in begrifflich-notwendige Typen umwandelt. Aus der Vereinigung Herderscher Empfänglichkeit mit Schillerscher Konstruktionsphilosophie ist die Poetik eines Friedrich Schlegel geboren worden.

II. Goethe und Schiller.

Herders Ideal der Humanität zu zeitloser Allgemeingültigkeit erhoben: das bezeichnet einen weiteren Fortgang in der Entwickelung der deutschen Ästhetik. Darin stimmen Goethe, Schiller und Kant überein. Was Schiller in den ästhetischen Briefen von der inneren Vollendung des Menschen feststellt, führen Faust und Meister in exemplarischer Weise aus; und mit der Forderung einer stets gültigen Ästhetik reichen beide Dichterfürsten dem Könige der Philosophen die Hand. Zur Begründung dieser Ewigkeit, Unveränderlichkeit des Ideals dient eine Weltanschauung, die wir nicht besser als mit dem oft mißbrauchten Wort „Idealismus" bezeichnen können. Unter den Erscheinungen der Sinnenwelt ruht die Idee, das Ding an sich; jeder Gegenstand der Wirklichkeit stellt uns nur eine von den unendlichen Möglichkeiten dar, die im Schoße der schaffenden Natur verborgen liegen. Des Menschen Aufgabe besteht nun darin, über die zufällige Wirklichkeit

* Zimmermann: Geschichte der Ästhetik, S. 425 ff.

hinaus zu dem Notwendigen, Allgemeinen, Wahrhaften vorzudringen und somit sich als Schaffender über das Geschaffene zu erheben. Während Kant die Erfüllung dieser Aufgabe für unmöglich erklärt, behaupten Goethe und Schiller ihre Lösbarkeit. Der Mensch kann eine doppelte Stellung zum Weltproblem einnehmen. Die Wissenschaft blickt durch die Sinnlichkeit auf die Idee, die Kunst erblickt dieselbe in der Sinnlichkeit. Goethe sagt: „Ich denke, Wissenschaft könnte man die Kenntnis des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen; Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft und Kunst ihr Mechanismus; deshalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem." Die Zeit Schillers und Goethes ist also ebenso wie die vorangegangenen Perioden von ihrer hohen Bestimmung durchdrungen. Hatte aber die Aufklärnng in beschränkter Einseitigkeit sich im Besitz der Vollendung gewähnt, hatte dann die Geniezeit die Gegenwart verlästert, um nach den Idealen der Vergangenheit zu seufzen, so sucht nunmehr der Klassicismus durch wissenschaftlich-künstlerische Thätigkeit der Zukunft den Genuß der Humanität zu erwerben. Weil man sich dessen bewußt ist, nur Vorarbeiten zu liefern, so sind die Träger der neuen geistigen Bewegung zunächst nicht darauf aus, ein korrektes System begrifflicher Bestimmungen zu bieten, sondern sie ringen danach, Einzelheit und Allgemeinheit durch eigenes Erlebnis zu versöhnen, den Zwiespalt der Sinnlichkeit und der gefühlsgesättigten Vernunft durch Aussprache des persönlichen Lebensdranges zu vertilgen. Während Werther noch gänzlich in dem kleinen Kreis zufälliger Interessen befangen seine Individualität kundgiebt, erweitert sich im Faust der Schauplatz zu einer unendlichen, das Menschengeschlecht umfassenden Bühne. Der Mensch hat freilich nur mit den Mächten in der eigenen Brust zu kämpfen, aber indem er sich durch sittliche That überwindet, löst er zugleich die Disharmonie des Weltalls.

Aus solchen Gedankenkreisen entspringt nun ferner eine neue Form des Individualismus. Aus der Mitte der deutschen Aufklärung heraus geboren, von den Stürmern und Drängern ins Phantastisch-Überschwengliche umgebildet, veredelt sich jetzt die Lehre von der Bedeutung des Einzelwesens. Die Philosophie der Aufklärung hatte schablonisiert, als sie allen Menschen die gleiche Vernunft zusprach und für jeden einzelnen das gleiche Recht verlangte; die Genieperiode war in der Kampfesleidenschaft zu weit gegangen, als sie die allgemeingültigen, logischen Regeln verwarf und der subjektiven Willkür des individuellen Gefühls das Wort redete. Die Vermittelung zwischen beiden Standpunkten führte zu der geläuterten Auffassung des klassischen Idealismus. Ihr zufolge besitzen die Gefühle des Individuums nur dann Wert, wenn sie das Bleibende spiegeln, aber dieses Bleibende ruht nicht in Begriffen, sondern in jenem Unerforschlichen, das nur die Kunst durch das Bild darzustellen vermag. Die französische Revolution, Goethes Wilhelm Meister und Fichtes Wissenschaftslehre, meint Friedrich Schlegel hierzu, seien die drei größten Zeitereignisse: denn in der Revolution bethätigt sich die Idee der persönlichen Freiheit, im „Meister" offenbart sich das Überpersönliche, in der frei sich entfaltenden Eigenart des typischen Menschen und in Fichtes Philosophie überspannt sich das schöpferische Ich zum Princip des Erkennens und Handelns. Gegen diese Übererweiterung des Individualismus haben sich Nachwirkungen Herderscher Geschichtlichkeit segensreich bewährt, indem sie der Romantik hingebendes Verständnis für fremde Zeiten und Völker einflößten und so den wesentlich historischen Sinn des neunzehnten Jahrhunderts vorbereiteten.

Die Weltanschauung Goethe-Schillers bringt zu dem so bestimmten Gedankenkreis ein neues Moment hinzu, das gleichfalls einen wichtigen Fortschritt der deut-

schen Ästhetik einschließt. Die freie Entfaltung der Persönlichkeit erheischt gebieterisch eine nachsichtsvolle Gerechtigkeit gegen andere Individualitäten, diese aber ist in gewissem Sinne das Endproblem der Kultur, denn sie ermöglicht erst das Ideal der sympathetischen Gemeinsamkeit, der Humanität. Gerechtigkeit einerseits und volle Individualität andererseits als die zwei notwendigsten Bedingungen des humanistischen Ideals lassen sich aber durch dasselbe Mittel erringen. Man nähert sich beiden dadurch, daß man einer anderen Persönlichkeit völlig inne wird und eben hiermit sich selbst steigert, und das Mittel dazu ist der ästhetische Eindruck künstlerischen Charakters. So wird die Kunst das Medium der Kultur.

Diese neue Einsicht bethätigt sich nun nach den zwei in ihr enthaltenen Seiten, nach der kulturellen und nach der künstlerischen. — Wenn der Kunst eine so hohe, ja, die höchste Aufgabe zukommt, so muß der Künstler durch die That sich als Mitarbeiter an der Weltaufgabe beweisen. Wir sehen denn auch in diesen Jahren ein vielleicht einziges Zusammenwirken des poetischen, praktischen, spekulativen Geistes, ein Zusammenwirken, das sich fast überall bis ins Innerste der schaffenden Persönlichkeiten hinein fortsetzt. Deutsche Gewohnheit, Theorie und Praxis zu vereinigen, nimmt einen erstaunlichen Aufschwung. Das ganze Kräftespiel Goethes, Schillers und ihrer Zeitgenossen dreht sich darum, die ewigen Hoheiten der Kunst für die Weltkultur nutzbar zu machen.* Ich sage nicht ohne Bedacht: Weltkultur. Dem aufs Höchste gerichteten Blick verschwindet die trennende Schranke der Nationalitäten, die Kunst ist allgemein-menschlich. So entsteht jener Kosmopolitismus, der unseren 'Dichterfürsten so oft zum Vorwurf gemacht worden ist.

Eine zweite Reihe von Folgerungen aus jenem Hauptsatz, wonach die Kunst das Medium der Kultur ist, erstreckt sich auf die Kunst und ihre Theorie. Mit der neuen Erkenntnis ist die alte Formel von der Nachahmung einer Wirklichkeit gründlich zerstört. Schiller hat es zuerst ausgesprochen, daß die Kunst alles Gegebene weit überflügele und in einer schöpferischen Art der Weltbetrachtung bestehe. Über das einzelne hinaus erhebe sich der Künstler: „Die Sinne weisen zum Gotte," dann wird man von ihm sagen können: „Seine Gefühle sind ewige Gesetze." Jedes Kunstwerk soll den Ausdruck eines höheren, in bevorzugten Personen existierenden Lebens bilden und dadurch in dem Percipierenden eine durch Individualität erfüllte Grenzenlosigkeit des Gefühls hervorrufen. Im Anschluß an Lessing (Dram. 70 und 79) und Kant (Kritik der Urteilskraft § 45) gelangt Schiller zu der These, daß der Künstler die Wirklichkeit verlassen und ganz in das Reich des Idealen treten müsse: „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!" Dann erst werde er die wahre, von niemandem geschaute Natur zur Darstellung bringen. Eine innere Stimme bezeugt der rein gestimmten Seele, was kommende Geschlechter als Thatsache anschauen. Es ist das wahrhaft Wahre, womit der Genius die Natur bereichert, seine Mitmenschen beschenkt.* Daß eine solche vollendete Natur wirklich existiere, davon nimmt der Mensch nach einem anderen Wort Goethes (II, 232, vgl. Schiller I, 94) vom Munde der Muse die liebliche volle Gewißheit. In diesem Sinne erscheint uns das Genie als ein Fortsetzer des Weltgeistes, dessen kosmische Sendung ihm Unsterblichkeit verbürgt:

So lebst auch du durch ungemeßne Zeit —
Genieße der Unsterblichkeit.

Und an anderer Stelle sagt Goethe: „Die hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach

* Siehe Jodl: Geschichte der Ethik II, 6.

* Goethe XXVIII, 13; XIX, 153; XXVIII, 101; Wilhelm Humboldts Werke IV, 22; Hegels Ästhetik I², 200; Lotze, Kl. Schriften II, 216. Die beiden Klassiker citiere ich stets nach der Hempelschen Ausgabe.

wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist Notwendigkeit, da ist Gott."

Zu diesen Grundzügen treten nunmehr andere Bestimmungen, die uns das Bild der neuen Epoche in der Geschichte der Ästhetik vervollständigen werden. Es ist wichtig, daß nach dem von Schiller festgesetzten Sprachgebrauch das Wort Kunst nicht mehr ausschließlich die bildenden Künste bezeichnet, sondern alle mit Einschluß der Poesie umfaßt. Nur in diesem Sinne kann Schiller von der „unendlichen" Kunst sprechen. Die neue Bedeutung involviert jedoch außer der Erweiterung des Umfangs auch noch den geschilderten Inhalt: die Steigerung des Wirklichen zum Ewig-Wahren. Eine Lebens- und Weltanschauung soll sich im Kunstwerk aussprechen. Die Ästhetik fordert danach ein inneres Erlebnis, das der umfassenden Ganzheit zum Ausdruck verhilft, und sie bezeichnet dies Erlebnis als den Gehalt. Wird der Gehalt eines Stoffes Herr, dann giebt er ihm Form. Mit allen drei Bezeichnungen sind wichtige Principien der neuen Ästhetik angedeutet. Über ihre Anerkennung herrscht zwischen Goethe und Schiller kein Zweifel, wohl aber über den Weg, auf dem man zu ihnen gelangt, denn hier tritt die Verschiedenheit der Individualitäten beider Dichter in ihre Rechte. Goethe geht auf „Urphänomene" zurück, welche der Intuition das Gesetz der Erscheinungen enthüllen, daher will er „bedeutsame Objektivität der Kunst". Schiller geht von sich und seinem Ideale aus: das Bestehen des Besseren in uns bürgt für die Ewigkeit der Welt. Goethe fordert Stil, Schiller Idealität. Und darin nun treffen sie sich wieder: wo wohl einmal in der Welt Stil oder Ideal annähernd verkörpert worden sei. Wir wissen die Antwort im voraus, wenn wir an die klassisch maßvolle, hohe und heitere Dichtung aus der vollendetsten Zeit der beiden Dichter denken; sie lautet: bei den Griechen.

Durch Winckelmann war dem Auge der Deutschen die unvergängliche Schönheit griechischer Kunst enthüllt worden. Die plastische Großheit der Antike befriedigte das tiefe Sehnen des jungen Geschlechtes nach einem erhabenen Ideal. Goethe hörte das „Evangelium des Schönen" von der edlen Einfalt und stillen Größe zuerst durch Öser und nahm es mit ernstem Eifer in sich auf,* um es später angesichts des italienischen Meeres mit dem Homer in der Hand noch einmal zu genießen; Schiller (XIV, 199) versenkte sich während des Volkstädter Aufenthaltes tiefer in das Studium der Alten und konnte ihre Größe nicht genug rühmen (an Körner I, 335). Was er aus ihnen gelernt hatte, verwandte er in der Kritik der „Iphigenie" (XIV, 574) und ästhetisch in der Forderung an das Genie, daß es die verwickeltsten Aufgaben mit anspruchsloser Simplicität und Leichtigkeit lösen müsse (XV, 479). Beide Dichter sind in dem Gedanken einig, dem Schiller die folgenden Worte geliehen hat: „Die Erscheinung der griechischen Menschheit war ohnstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte." (Sechster ästhetischer Brief XV, 360.)

Mit dem Geist des formenfrohen Anticismus harmonierte die Vorliebe unserer größten Dichter für die Philosophie unseres größten Philosophen. Nicht nur haben Schiller und Goethe an Kant gehangen, sondern die Bewunderer Goethes waren auch zugleich die Schüler Kants und Fichtes. An dem Begriff des Ideals läßt sich diese Verwandtschaft überzeugend nachweisen. Kant definiert (Kritik der reinen Vernunft): „Ideal, worunter ich die Idee nicht bloß in concreto, sondern in individuo, das ist als ein einzelnes, durch die Idee allein bestimmbares oder gar bestimmtes Ding verstehe," und ergänzt (Kritik der Urteilskraft I, § 17): „Idee bedeutet eigentlich einen Vernunftbegriff, und Ideal die Vorstellung eines einzelnen als einer Idee adäquaten We-

* Vergl. Bernays: Der junge Goethe I, 53.

sens.“ Schillers „Künstlern“ zufolge handelt es sich in der Kunst nicht um einen rein geistigen Vorgang, wie bei Religion und Philosophie, sondern auch um Wahrnehmung, um Versinnlichung von Übersinnlichem, um Gebilde, die den Begriff in Lebendigkeit der Erfahrung auflösen; nicht um Ideen, sondern um Ideale, d. h. gestaltete Ideen, Ideen in individuo. Wie schön schließt sich daran der sechste Brief von Goethes „Sammler“! „Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustande nicht lange verharren; der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideelle erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Rätsel glücklich löste! Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen; es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.“

Aus solcher Beziehung der Schiller-Goetheschen Poetik zu Kant und zu der Antike ist ihre Überschätzung der Form und jene neue metaphysische Methode entstanden, die der psychologischen Grundlegung der Ästhetik nachteilig werden mußte. Die letzten Teile der vorangegangenen Ausführung haben für unsere Betrachtung den negativen Wert, daß sie zeigen, in welcher Weise allmählich die Psychologie durch ein mehr begriffliches Verfahren verdrängt wurde, und dürften wir die Ausbildung des Pantheismus in jener Epoche verfolgen, so würde dies Verhältnis noch klarer zu Tage treten. Wir begnügen uns jedoch mit dem, was die allgemeine Übersicht bisher geboten hat, und gehen dazu über, den Beitrag des einzelnen Denkers für die Entwickelung der Ästhetik auszumitteln.

(Schluß folgt.)





Wanderungen durch den alten Orient.

Von

Georg Steindorff.

I.



Wohl auf keinem Gebiete der Altertumswissenschaften hat unser Wissen in den letzten Jahrzehnten eine so große Erweiterung erfahren wie auf dem des alten Orients, der Heimat aller modernen Kultur. Die beiden Großthaten menschlichen Scharfsinns, die Entzifferung der babylonischen und persischen Keilinschriften und der ägyptischen Hieroglyphen, ferner die Durchforschung der Trümmerstätten des Nilthals, die Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien, die Entdeckung von Denkmälern eines bisher unbekannten Kulturvolkes im nördlichen Assyrien haben es ermöglicht, weit über die alten Grenzen hinaus die Entwickelungsgeschichte menschlicher Kultur zu verfolgen und den Quellen unserer Civilisation meist sicheren Schrittes nachzugehen. Das geheimnisvolle Dunkel, in dem das antike Ägypten den klassischen Völkern, dem Mittelalter und der Neuzeit erschienen, hat sich gelichtet: die Pyramidenerbauer Cheops, Chephren und Mykerinos sind greifbarere Persönlichkeiten geworden als mancher Held der Bibel oder König der griechischen Geschichte; die Bilderinschriften an den Wänden ägyptischer Tempel, zu denen die griechischen Weisen fragend emporgeblickt und in denen sie den Urquell menschlicher Weisheit zu ahnen meinten, reden zu uns eine ebenso deutliche, freilich nicht immer kluge Sprache wie ein Blatt des Alten Testaments oder eine römische Grabschrift. Und mit der ägyptischen ist auch die Kultur in Mesopotamien, dem Lande zwischen dem Euphrat und Tigris, wieder erstanden. Ur in Chaldäa, aus dem Tharah, Abrahams Vater, mit seiner Familie ins Land Kanaan auszog, Babylon und Ninive, die gewaltigen Königsstädte, in denen die griechische Sage Ninus und Semiramis herrschen läßt, sind aus dem Schutt hervorgezogen worden, und in einheimischen Urkunden lesen wir von den Kriegszügen Tiglathpilesars, Salmanassars und Sanheribs, von den Bauten Nebukadnezars und den Großthaten des Cyrus.

Wer aber dem gewaltigen Fortschritte, den Feder und Spaten auf den Trümmerfeldern des Morgenlandes für die Erkenntnis der ältesten geschichtlichen und kulturhistorischen Zusammenhänge errangen, mit Teilnahme folgte, der vermißte es schmerzlich, daß in den deutschen Kunstsammlungen wohl die klassischen Völker und auch Ägypten, aber nicht die altorientalischen Kulturstaaten vertreten waren. Alles, was an wissenschaftlichen und künstlerischen Schätzen in Mesopotamien oder Syrien, in den Ruinen von Ninive und Babylon, von Tyrus und Sidon, ans Tageslicht gefördert war, wanderte an die Seine oder Themse, in den Louvre oder ins Britische Museum. Deutschland, dessen Gelehrten an der Erschließung des

orientalischen Altertums mit das größte Verdienst gebührte, durfte und konnte seine Hand nach den Altertümern selbst nicht ausstrecken. Mehr als einmal ist es öffentlich ausgesprochen worden, daß der reichen Sammlung ägyptischer Altertümer, die das Berliner Museum birgt, auch eine babylonisch-assyrische Abteilung ebenbürtig an die Seite trete und daß die Ebene des Euphrat und Tigris nicht mehr die einzige Stätte alter Kultur bleibe, an deren Erforschung Deutschland keinen Anteil hat.

Jetzt endlich ist diesem Wunsche die Erfüllung geworden. Neben dem ägyptischen ist in Berlin ein altorientalisches Museum entstanden und hat in dem Erdgeschosse des Neuen Museums neben jenem seinen Platz gefunden, in den Räumen, welche früher von der ethnographischen Sammlung besetzt gewesen waren. Hier ist mit den alten Schätzen, die das Museum bereits besaß und die früher in den verschiedenen Abteilungen zerstreut und deshalb meist wenig beachtet gewesen waren, eine stattliche Zahl neuer Erwerbungen vereinigt worden: vor allem die großen Originalskulpturen und Gipsabgüsse, welche die im Jahre 1883 von Karl Hermann, dem Schatzgräber von Pergamon, Otto Puchmann und Felix von Luscham ausgeführte Expedition aus dem nördlichen Syrien heimgebracht hat; die Reliefs, Statuen und Kleinfunde, welche die von dem Berliner Orientkomitee in den Ruinen einer nordsyrischen Burg angestellten Ausgrabungen zu Tage gefördert haben; Sammlungen von keilschriftlichen Dokumenten aus Babylonien und Ägypten, die durch Kauf und Schenkung ins Museum gekommen sind; der Ertrag einer Expedition im südlichen Mesopotamien, die der Berliner Kommerzienrat L. Simon auf eigene Kosten ausgerüstet und die zwei uralte babylonische Gräberstätten untersucht hat; die kostbare Sammlung von sabäischen Inschriftsteinen, die der kühne Reisende Eduard Glaser aus dem südlichen Arabien nach Europa geschafft und die Herr Rudolf Mosse in Berlin dem Staate als Geschenk überwiesen hat u. a. m.

Die neue Sammlung liefert ein klares Bild von dem Kulturleben der altorientalischen Völker: Babylonien und Assyrien, Syrien und Phönizien, Südarabien und Palmyra sind mit Denkmälern vertreten. Und wo es nicht möglich war, Proben der Kunst in Originalen herbeizuschaffen, sind Gipsabgüsse an ihre Stelle getreten. Eine Wanderung durch die altorientalische Sammlung ist zugleich eine Wanderung durch die Kulturländer des alten Orients, deren Tempel und Paläste, Städte und Grabhügel dabei vor unseren Augen erstehen werden.

Im Beginne des dritten vorchristlichen Jahrtausends, zu derselben Zeit, als Ägypten schon den Höhepunkt der Civilisation erreicht hatte, war auch in dem südlichen Mesopotamien, dem Lande Sinear, an dem Unterlaufe der Zwillingsströme Euphrat und Tigris eine reiche Kultur erblüht. Das Land war in eine große Zahl von Fürstentümern geteilt, deren Herrscher mit der weltlichen Macht zugleich die Hohepriesterwürde vereinigten. Alles Nähere über die Geschichte jener uralten Zeit, wie die Fürsten ihr Land verwalteten, welches Verhältnis der Adel zu ihnen einnahm, wie sie ihren Göttern dienten, entzieht sich leider noch unserer Kenntnis. Nur von ihren Residenzen haben wir einige Kunde, die wir vor allem den Ausgrabungen des französischen Konsuls von Basra, Ernest von Sarzec, verdanken. Sarzec hat nämlich in einem Ruinenhügel, der an dem Kanale Schett el Hai zwischen dem Euphrat und Tigris liegt und heute Tello heißt, die Trümmer eines altbabylonischen Palastes aufgedeckt und in ihm zugleich die ältesten Denkmäler der babylonischen Bildhauerkunst ans Tageslicht gezogen.

Da das Land keine natürlichen Erhebungen bot, die Königsburg sich aber nach antiken Begriffen schon äußerlich über die Wohnungen des Volkes erheben mußte, so hatte man den Palast auf einem gewaltigen künstlichen Unterbau errichtet,

der aus Luftziegeln aufgemauert war und sich in der stattlichen Höhe von 12 Metern über der Ebene erhob. Das Gebäude selbst war nicht groß: von rechteckiger Form maß es an den Längsseiten nur 53, an den Schmalseiten 31 Meter. Es umfaßte sechsundvierzig Zimmer oder Säle, die sich um drei Höfe gruppierten und die drei verschiedene Teile des Palastes bildeten, die miteinander nur durch einen schmalen Korridor in Verbindung standen. Der eine diente als Privatwohnung des Herrschers und seiner Familie und entsprach dem Harem des modernen Orientalen. Der andere enthielt die Empfangsräume, in denen der Herrscher mit seinem Volke verkehrte und Audienzen erteilte — er ist dem heutigen Sehamlik zu vergleichen —, während der dritte allgemein zugänglich und wohl für die Dienerschaft bestimmt war. Die Mauern des Palastes waren von ansehnlicher Stärke und im Gegensatz zum Unterbau aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, die mit Mörtel oder Asphalt untereinander verbunden waren, wie es ja schon im ersten Buche Moses (Kap. 11, 3) heißt, daß den Leuten von Sinear der Ziegel als Baustein und das Erdharz als Mörtel diente. Jeder Ziegel trug eine aufgestempelte oder aufgeschriebene Inschrift, die sich an den Lokalgott der Stadt — ihr Name wird Sirpurla geschrieben — wandte und den Namen des Erbauers, des Priesterkönigs Gudea verkündigte. Diesen Gudea stellen auch die meisten Statuen dar, die in einem der Höfe des Palastes, leider alle mit abgeschlagenen Köpfen, von Sarzec aufgefunden worden sind und die sich, wie der übrige Ertrag der Ausgrabungen von Tello, jetzt im Museum des Louvre zu Paris befinden. Von einer dieser ältesten babylonischen Skulpturen, die aus Diorit mit einer wunderbaren Beherrschung des Materials gearbeitet sind, besitzt das orientalische Museum in Berlin einen Gipsabguß, und sie ist auch hier im Bilde wiedergegeben worden. Sie zeigt den Fürsten Gudea, auf einem einfachen Thronsessel sitzend. Die Hände sind gefaltet zum Zeichen der tiefen Ehrfurcht, die er vor der Gottheit, der die Statue geweiht war, hegt. Auf seinem Schoße liegt ein Griffel und der mit wunderbarer Feinheit gezeichnete Plan einer Festung. Die ganze Figur ist, mit Ausnahme der Brust und der Arme, mit sauber eingeschnittenen Keilschriftzeichen bedeckt, welche die Weihung der Statue, sowie den Bau des Tempels, in dem sie einst ihre Stelle hatte, in poetischen Worten schildern. „Aus den Gebirgen des Landes Magan (d. i. aus der Gegend der Sinaihalbinsel) ließ der Fürst einen harten Stein kommen und zu seiner Statue bearbeiten. Er gab ihr den Namen: ‚König, dessen Tempel ich erbaute, belohne mich mit dem Leben‘ und stellte sie im Eninnutempel auf.“ Die Inschrift endet, wie alle ähnlichen, mit einer Verwünschung aller derer, die sich an der Statue vergreifen, den Tempel zerstören, oder überhaupt etwas an dem, was ihr Stifter zu gunsten der Gottheit bestimmt und angeordnet, ändern sollten.

* * *

Ungefähr derselben Zeit wie die Palastruinen von Sirpurla gehören die beiden Nekropolen an, welche die oben erwähnte, von Kommerzienrat Simon in Berlin ausgerüstete Expedition, unter Leitung des Dr. Moritz und des Architekten Koldewey, in den Wintermonaten 1886 bis 1887 im südlichen Babylonien, nicht weit von Tello, ausgegraben hat. Die Ausbeute, die dort gewonnen, ist freilich keine kostbare gewesen. Nicht prächtige Statuen oder kunstreiche Sarkophage wurden zu Tage gefördert, sondern einfache irdene Gefäße, Feuersteinmesser und Knochenreste. Um so mehr wurden dafür aber unsere Kenntnisse von der altbabylonischen Kultur gefördert. Denn hier ist zum erstenmal die Frage, wie die Babylonier und Assyrer ihre Toten beerdigt haben, gelöst worden. Wir wissen jetzt, daß sie die Leichen nicht wie die Ägypter einbalsamierten und in festen, der Ewigkeit Trotz

bietenden Gräbern beisetzten, sondern daß sie sie an bestimmten Stellen mit Hilfe von Schilf und Asphalt verbrannten. Die beiden Grabstätten — Surgul und El Hibba — sind große Feuernekropolen. Hierhin wurden die Leichen aus der Nachbarschaft gebracht und auf eine Stelle des künstlichen Hügels gelegt, die mit einer glatten Schicht von Thon, den man aus den nahen Sümpfen geholt, bedeckt war. Um den Toten herum wurden oft verschiedene Beigaben, vor allem Schmucksachen und Gefäße aufgestellt und das Ganze mit einer zweiten Thonschicht wie mit einem Sargdeckel überwölbt. Dann wurde Schilf und Asphalt — Holz war in jenen Sumpf- und Wüstendistrikten kostbar — herbeigeschafft, und bald lohte es in hellen Flammen auf. Da die obere Thonschicht nicht vollständig schloß, drang das Feuer durch die Hülle und ergriff den Leichnam, und auch wo es keinen unmittelbaren Zugang fand, wurde dieser trotzdem samt den Beigaben durch die äußere gewaltige Glut vollständig verbrannt. War das Werk der Verbrennung vollbracht und der Körper in Asche verwandelt, so kamen die Hinterbliebenen und sammelten die Überreste des Toten in ein thönernes Gefäß. Sie stellten es an derselben Stelle auf und umgaben es mit anderen Töpfen, in denen sich Speise und Trank befanden, womit der Geist des Verbrannten seinen Hunger und Durst stillen sollte. Dann wurde auch dieses einfache Grab wieder mit einer Schicht von frischem Thon überdeckt, auf der bald die Flammen einen neuen Leichnam verzehrten. Oft nahm man sich nicht einmal die Mühe, die Verbrennungsreste zu sammeln, sondern ließ sie so, wie sie waren, liegen und erfüllte nur das notwendigste Geschäft, sie mit Thon zu bedecken. So sind in Surgul und in El Hibba im Verlaufe der Jahrhunderte aus den zahlreichen, über- und nebeneinander gehäuften Verbrennungsplätzen große Hügel erwachsen, die in ziemlicher Höhe — beim Surgul um fünfzehn Meter — die flache Wüste überragen. Ob sich hoch und niedrig an dieser einen Stelle ohne Unterschied mit Feuer bestatten ließen, oder ob die Vornehmen sich besondere Stätten auswählten, an denen ihre und ihrer Sippe Aschenurnen aufgestellt werden sollten, ist noch eine offene Frage. Doch ist sie wohl zu gunsten der letzten Annahme zu beantworten. Denn in El Hibba, dessen Nekropole etwas jüngeren Ursprungs als Surgul ist, aber immerhin noch an den Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends gehört, liegen um den großen Verbrennungshügel, den wir eben geschildert haben, zahlreiche Straßen mit kleinen Häusern. Jedes Haus enthielt mehrere Zimmer und war zweifellos zur ewigen Wohnstätte für die Mitglieder einer Familie bestimmt. Auch hier wurden die Leichen mit Schilf und Erdpech verbrannt und die Asche in Krügen gesammelt. In jedem Zimmer lieferte ein großer thönerner Trog, der in die Erde eingelassen war, dem Verstorbenen seine Speise, während ihn ein aus Thonröhren gefertigter Brunnen, der bis ans Grundwasser hinabreichte, mit Wasser versorgte. Wie viele Völker des Altertums, so hatten eben auch die Babylonier die feste Vorstellung, daß die Existenz des Menschen mit dem Tode nicht aufhöre, sondern daß er, auch wenn der Leib zu Asche verbrannt war, sein Leben gerade so wie einst auf Erden fortsetze und noch dieselben Wünsche und Bedürfnisse wie früher habe. Man konnte des Brotes und des Wassers nicht entraten, wenn man nicht verhungern und verdursten und dann den ewigen Tod sterben wollte; der Mann mußte auch im Jenseits seine Waffe, das Weib ihre Ohrringe und Armspange, das Kind sein Puppenstühlchen und Schäfchen haben. Und die fromme Liebe der Hinterbliebenen gab ihnen, was sie brauchten, ins Grab mit, denn sie wollten, daß man auch ihnen dereinst das Gleiche thun solle. Über den Ort, an dem die Seelen der Abgeschiedenen weilten, werden die Babylonier wohl ebensowenig wie die Ägypter zu einheitlichen Vorstellungen gelangt sein. Nur in der Heldensage haben die

Dichter klarere Bilder von jenem geheimnisvollen Lande, aus dem es keine Heimkehr giebt, in dem die Göttin Allatu ihre finstere Herrschaft führt, entworfen. Eine dieser Schilderungen, die sich in einer poetischen Beschwörungsformel findet und an die Höllenfahrt der Göttin Istar (Astarte) anknüpft, soll hier in Übersetzung ihren Platz finden und dürfte wohl durch Form und Inhalt ein allgemeineres Interesse erregen. Sie lautet folgendermaßen:

„Nach dem Lande ohne Heimkehr, dem fernen, dem Gebiete der Verwesung, richtete Istar, des Mondgottes Tochter, ihren Sinn. Des Mondgottes Tochter richtete ihren Sinn nach dem Hause der Finsternis, der Wohnstatt des Gottes Irkalla, nach dem Hause, das einen Eingang hat ohne Ausgang, nach der Straße, auf der niemand zurückkehrt, dem Hause, dessen Bewohner dem Lichte entrückt ist, wo Staub die Nahrung, die Speise Kot ist, Licht nimmer geschaut wird, in Finsternis alles weilt; Geister schwingen dort wie Vögel ihre Schwingen, Thore und Riegel deckt ewiger Staub Als Istar anlangte an dem Thore des Landes ohne Heimkehr, rief sie dem Wächter des Thores zu: ‚Wächter, öffne dein Thor! Öffne dein Thor; eintreten will ich. Wenn du dein Thor nicht öffnest und ich nicht eintreten kann, so zerschmettere ich die Thür, zerbreche den Riegel, zerschmettere die Schwellen, reiße die Thürflügel auf und erwecke die Toten, daß sie essen und leben, und zu den Lebenden sich scharen die Toten.‘“ Entsetzt von dieser Drohung eilt der Pförtner zur Unterweltsgöttin Allatu, um ihr das Geschehene zu melden. „Als Allatu solches vernahm, erblich sie wie eine abgeschnittene Blüte und zitterte wie ein Rohrstengel.“ Denn sie ahnte, welches Unheil über die Erde einbrechen werde, wenn Istar, die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, ihr auf ewig den Rücken gekehrt habe. Sie weinte „über die Männer, welche ihre Frauen verlassen, über die Frauen, die von des Gatten Seite sich scheiden, über die Kinder, die vor der Zeit dahinwelken.“ Aber dennoch befiehlt sie dem Wächter, die Thür zu öffnen und mit der Ankommenden „nach uraltem Gesetz zu handeln“. „Hin ging der Pförtner und öffnete seine Thür: ‚Tritt ein, Herrin, es möge die Unterwelt jauchzen! Es möge der Unterwelt Palast deiner Ankunft sich freuen.‘“ Istar betritt das Reich des Hades, doch ehe sie in „das Land ohne Heimkehr“ kommt, hat sie sieben Pforten zu durchschreiten. „Als der Pförtner sie das erste Thor durchschreiten ließ, da nahm er die Krone von ihrem Haupte. ‚Wächter, warum hast du mir genommen die große Krone von meinem



Sitzbild des Fürsten Gudea. Nach einem Gipsabguß des Berliner Museums.

Haupte?' ,Tritt nur ein, Herrin, denn also sind der Landesherrin Befehle!'" Vor jeder neuen Pforte nimmt ihr der Pförtner ein anderes Stück ihres Schmuckes und ihrer Kleidung. Jedesmal fragt ihn die Göttin, warum er dies thue, jedesmal erhält sie die gleiche Antwort: „Also sind der Landesherrin Befehle." Ganz nackt durchschreitet Istar endlich das siebente Thor und betritt jetzt den eigentlichen Hades, wo ihr Allatu zornerfüllt entgegen tritt und sie zur Strafe für ihren Frevelmut mit Krankheiten aller Art schlägt und sie in das ewige Gefängnis bannt. Im folgenden wird dann berichtet, wie auf Erden alles Leben aufhört, da die Liebesgöttin in der Hölle weilt, so daß endlich die himmlischen Götter selbst beschließen, sie wieder zurückzuholen. Der Gott der Weisheit, Ea, schafft einen Boten, der zur Unterwelt geht und Allatu im Namen der großen Götter beschwört, Istar ihm auszuliefern. Und wirklich erfüllt Allatu das sonst unerfüllbare Verlangen. Sie befiehlt ihrem Diener, das Gefängnis, in das sie Istar gesperrt hat, zu sprengen. „Über Istar gieß aus die Wasser des Lebens, und laß sie ziehen aus meinem Reiche." Er vollführt ihren Befehl und geleitet die Göttin durch die sieben Thore ins Reich der Lebenden zurück, wobei ihr bei jedem Thor das Stück der Kleidung und des Schmuckes, das ihr beim Eintritt abgenommen war, zurückgegeben wird. — Mit dieser Heimkehr der Istar bricht dann die Erzählung ab, der wohl kein Wort der Erläuterung mehr hinzuzufügen ist.

* * *

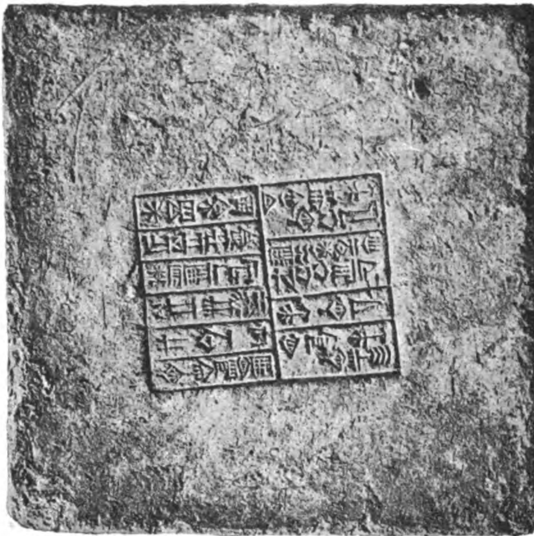
Von der babylonischen Kunst der späteren Zeit ist uns leider fast nichts erhalten geblieben; der Blütezeit unter den Vasallen von Tello scheint eine lange Zeit des Niedergangs gefolgt zu sein. Im neunten vorchristlichen Jahrhundert hat sie sich dann wieder frisch entfaltet und feiert eine Art von Renaissance. Leider sind aber auch die Proben, die wir aus dieser Epoche besitzen, äußerst spärlich. Um so wertvoller ist ein Denkmal, das das Berliner Museum besitzt und das in diese späte Zeit gehört. Es ist dies ein etwa einen halben Meter hoher, oval geformter und sorgfältig geglätteter schwarzer Marmorblock, der auf seiner Vorderseite ein Relief von ungewöhnlich feiner, allerdings etwas weicher Arbeit trägt. Man sieht links in stolzer Haltung den Babylonierkönig Mardukabiliddin stehen. Sein Haupt ist mit der Tiara geschmückt, von der hinten ein langes Band herniederfällt; die Rechte faßt den langen, auf die Erde gestützten Speer. Vor ihm steht, die Hand zum Zeichen der Ehrfurcht erhebend, Belacherba, der Bürgermeister von Babylon, den der König mit reichem Landbesitz beschenkt hat. Die Spitze des Steins ist mit Reliefbildern von Sternen und Zeichen des Tierkreises, heiligen Tieren und Fabelwesen, die in ihren Tempeln liegen, geschmückt. Die ganze Rückseite des Denkmals ist mit Keilschrifttexten bedeckt, welche die Schenkungsurkunde für den Bürgermeister enthalten und vom 23. Tammuz des siebenten Regierungsjahres des Mardukabiliddin, d. i. vom Jahre 714 v. Chr., datiert sind. Hören wir, was sie enthalten. Sie beginnen mit einer langen, phrasenhaften Verherrlichung des Herrschers, den der Gott Maduk, „der große Herr, der König des Alls, der vollkommenste Gebieter, der höchste Entscheider der Gesamtheit Himmels und der Erden, der Berater der Götter" unter allen Völkern mit seiner Zuneigung begnadet und zum Könige auserkoren hat. „Denn er sprach: ,Dieser sei der Hirte, der die Zerstreuten sammelt!' Ein gerechtes Scepter, einen völkerbeglückenden Stab vertraute er seiner Hand, die Entscheidung aller Völker unterwarf er seiner Bestimmung, er machte übermächtig seine Herrschaft in der Versammlung der Fürsten." Und der König war dem Gotte dankbar für seine Gnade. Er baute Tempel und nahm sich der heiligen Stätten mit Fürsorge an; „über alle Diener am Heiligtume breitete er seinen

Schutz, schenkte ihnen Gaben und spendete Geschenke." Nach dieser weitschweifigen Einleitung, welche die Hälfte des ganzen Textes einnimmt, und von der hier nur das wenigste mitgeteilt wurde, folgt die eigentliche Urkunde, die bestätigen soll, daß der König dem Belacherba, dem Bürgermeister von Babel, seinem Diener, drei Äcker, deren Maße und Grenzen ganz genau angegeben werden, geschenkt, „zur Vermeidung von Einspruch sein Namenssiegel aufgedrückt und für ewige Zeit ihm verliehen habe." Auch die Zeugen, die bei der Schenkung zugegen waren und ihre Siegel mit aufdrückten, waren angegeben. Zum Schluß werden dann alle die, die sich in Zukunft an der Urkunde vergreifen wollten, König oder Prinz oder Beamter oder Statthalter, mit den grimmigsten Flüchen bedacht. „Wer diesen Denkstein zerstören will," so heißt es, „ihn von seinem Orte entfernt, ins Wasser wirft, in der Erde verbirgt, im Feuer verbrennt, seine Schrift auslöscht, ihn an einen Ort, wo man ihn nicht sehen kann, aufstellt, oder gar dem Bürgermeister das Feld, das ihm der König geschenkt hat, wegnehmen will, dem mögen die großen Götter unlösbaren Fluch, Blindheit, Taubheit, Gelähmtheit anthun; alle Götter, deren Namen auf dem Stein genannt sind, mögen seinen Namen, seinen Samen, seinen Sproß aus dem Munde der Menschen vertilgen und seine Zukunft abschneiden."

Der König Mardukabaliddin ist übrigens keine in der altorientalischen Geschichte unbekannte Größe. Er ist derselbe, den die Bibel unter dem Namen Berodachbaladan kennt und der nach dem Berichte im zweiten Buche der Könige (Kapitel 20, 12) an Hizkia, den König von Juda, Briefe und Geschenke sandte, „da er gehört hatte, daß Hizkia krank gewesen war." Die Schenkungsurkunden, die auf dem Stein stehen, sind übrigens nicht die Originaldokumente, sondern sind hier nur in Abschrift niedergelegt, um in einem Tempel in Babylon eine bleibende Stätte zu finden. Ursprünglich standen sie auf kleinen Thontäfelchen, von denen das Berliner, wie auch andere Museen, vor allem das Londoner, eine große Zahl besitzen.

Während sich nämlich die Ägypter vorzugsweise des Papyrus, eines aus dem Marke der Papyrusstaude hergestellten Stoffes, als Beschreibmaterial bedienten, gebrauchten die alten Babylonier, in Ermangelung eines anderen, besseren Stoffes, den feinen Thon des heimischen Bodens, den sie gewöhnlich in rechteckigen Täfelchen, deren Form an unsere Cigarettentäschchen erinnert, formten. Hierin drückten sie mit Hilfe eines rechteckig zugespitzten Griffels, der wohl aus Holz oder Bronze bestand, die Schriftzeichen ein. Ihre Schrift war die sogenannte Keilschrift, die daher ihren Namen hat, daß die einzelnen Zeichen aus einem oder mehreren, in ein Dreieck endenden Strichen bestanden. Ihrem Wesen nach war sie ursprünglich, wie die ägyptische Hieroglyphenschrift, eine Bilderschrift, in der die Bilder die Worte ausdrückten, die sie darstellten. So malte man z. B. um das Wort Fisch wiederzugeben, einen Fisch, für König einen Mann mit einer Krone, für Stern oder die als Stern gedachte Gottheit einen Stern hin. Erst allmählich haben sich dann aus und neben diesen Wortzeichen auch Zeichen für Silben entwickelt. Die Zeichen selbst setzten sich aus geraden und krummen Strichen zusammen, die erst dadurch, daß man den Griffel in den feuchten Thon drückte, die Keilform erhielten. Auf den mit Keilschrift eng beschriebenen Thontäfelchen ist uns nun eine reiche Litteratur, die freilich meist der späteren Zeit, dem ersten vorchristlichen Jahrtausend, angehört, überkommen. Neben religiösen Hymnen und Göttersagen, wie die schon im Auszuge mitgeteilte „Höllenfahrt der Istar", besitzen wir historische Texte, sprachwissenschaftliche Werke, astronomische Tabellen und Beobachtungen, Privatbriefe, diplomatische Aktenstücke und Kriegsdepeschen, Rechtsurkunden u. a. m. Alle diese Texte werden jetzt von den Gelehrten mit der-

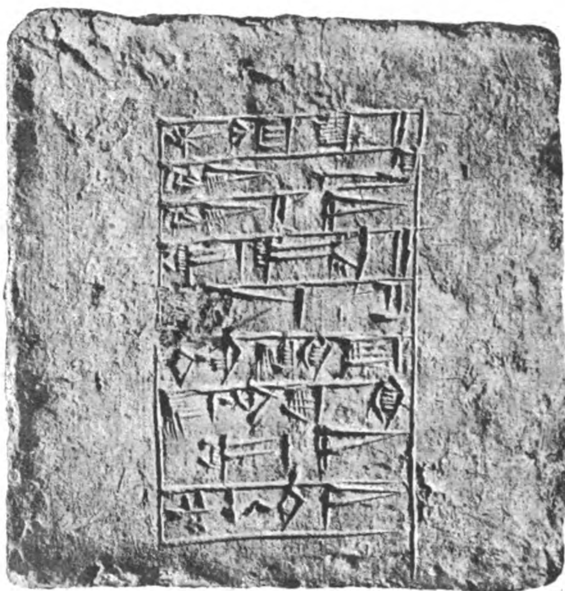
selben Sicherheit gelesen und, wo nicht sachliche Schwierigkeiten im Wege sind, auch verstanden und erklärt, wie etwa ein schwerer hebräischer Text, eine phönicische oder altgriechische Inschrift. Die Kenntnisse von der babylonischen Schrift und Sprache, die übrigens der hebräischen nahe verwandt ist und wie diese zum semitischen Sprachstamme gehört, sind, seitdem der Hannoveraner Grotefend im Jahre 1802 den ersten glücklichen Versuch zur Erklärung der Keilschriften machte, jetzt so weit gediehen, daß nicht mehr von einer Entzifferung, sondern nur von einem regelrechten Lesen babylonischer Urkunden die Rede sein kann.



Ziegelstein mit Keilinschrift im Berliner Museum.

Von allen auf uns gekommenen Thontafeln enthält die Mehrzahl Rechtsurkunden, und auch unter denen des Berliner Museums nehmen sie den breitesten Raum ein. Dieses Übergewicht erklärt sich leicht: war doch Babylonien bekanntlich ein Handelsland und seine Hauptstadt Babel eines der Hauptcentren des antiken Weltverkehrs. Schon in sehr alter Zeit waren hier die gegenseitigen Handelsbeziehungen und Verpflichtungen durch strenge Gesetze geordnet worden, und schon die Urkunden, die dem Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends entstammen, gewähren uns den Einblick in ein vollständig ausgebildetes Rechtswesen. Von dem Geschäftsgang, der Kompetenz und der Besetzung der Gerichte, an deren Spitze ein Oberrichter stand, sowie von dem Verlauf des Verfahrens können wir uns jetzt noch ein klares Bild machen. Ebenso deutlich sehen wir, daß das ganze Rechtswesen auf religiöser Grundlage erwachsen war und mit religiösen Anschauungen aufs innigste zusammenhing. Denn wie schon die Schenkungsurkunde des Mardukabaliddin zeigte, wurde der Vertragsbrüchige und der Vernichter der Tafeln mit den schlimmsten Flüchen beim Zorne der himmlischen Götter bedroht. Die Gegenstände, über die Kontrakte abgeschlossen sind, beziehen sich fast auf alle Gebiete des Obligationen- und Familienrechts. Bei den Kaufverträgen spielen als Kaufobjekt neben Grundstücken, Gebäuden, Äckern und Gärten namentlich die Sklaven eine bedeutende Rolle. Daß dabei das Kaufgeschäft selbst über das erste Stadium des unmittelbaren Austauschs von Ware und Preis hinausgerückt war, beweisen die befristeten Lieferungsverträge, bei denen für Nichteinhaltung des festgesetzten Termins, wie im römischen Recht und noch im heutigen Rechtsverkehr, Verzugszinsen festgesetzt werden. Miete und Pacht, Dienstmiete und Werkverdingung sind ebenfalls häufig; auch das ziemlich hoch, zu 10 bis 25 Prozent, verzinste Darlehn spielt in den Urkunden eine große Rolle. In das Familienrecht gehören die zahlreichen Verträge über Heiraten, bei denen genaue Bestimmungen über die Höhe und Auszahlung der Mitgift getroffen sind, ferner Erbverträge, die von den Lebenden abgeschlossen wurden, letztwillige Verfügungen und

Adoptionen. Gewöhnlich wurden diese Rechtsurkunden in zwei Exemplaren ausgefertigt und im Archiv eines Tempels niedergelegt. Während sie aber in späterer Zeit, wie dies uns ja auch als das Natürliche erscheint, beide Abschriften gesondert aufbewahrt wurden, war es in älterer Zeit Sitte, die eine um die andere zu legen. Es geschah dies dann in der Weise, daß man den Kontrakt auf eine Thontafel schrieb, wenn diese getrocknet war, frischen Thon herumwickelte und auf diesen den genauen Wortlaut des Vertrags noch einmal kopierte. So entstand eine Doppelurkunde, die aus einer äußeren und einer inneren Tafel bestand. War das Rechtsgeschäft beendet und das Dokument ausgestellt, dann wurde es den Kontrahenten und den anwesenden Zeugen zur Untersiegelung vorgelegt, und erst wenn jeder der Beteiligten sein Siegel in den Thon gedrückt hatte, wurde es rechtskräftig. Um einen konkreten Begriff von dem Stile und dem genauen Inhalte der geschilderten Texte zu geben, sollen hier einige der interessantesten, die im Berliner Museum aufbewahrt wurden, in Übersetzung oder im Auszuge mitgeteilt werden. Sie gehören alle der späteren Epoche der babylonischen Geschichte an. Zunächst ein Kontrakt, der vom 14. Nisan des fünfzehnten Jahres des babylonischen Königs Saosduchin, d. h. vom Jahre 655 v. Chr., datiert ist. Er lautet: „Sechzehn Sekel Geld, eine dem Zirkukîn gehörige Summe, die er von Nabu-usallim zu erhalten hat. Bis zum Ende des Monats Sivan braucht dieser keine Zinsen zu bezahlen. Wenn am Ende des Monats Sivan Nabu-usallim den Nabu-gamil (also eine dritte Person) zur Zahlung an Zirkukin veranlaßt, ist Nabu-usallim seiner Schuld ledig. Anderenfalls hat er vom Ende des Monats Sivan an 25 Prozent Zinsen zu zahlen." — Nach einer anderen Urkunde derselben Zeit hat jemand eine bestimmte Summe auf ein Jahr zinslos dargeliehen, unter der Bedingung, daß, wenn nach Ablauf dieses Jahres das Geld nicht zurückbezahlt wird, 10 Prozent Zinsen gerechnet werden sollen. In das Gebiet des Familienrechts gehört ein Vertrag, den ein Vater mit seiner Tochter geschlossen hat und auf Grund dessen er sich bei dieser in Pflege giebt. Er verschreibt ihr dafür sein Vermögen, behält sich aber dessen Nutznießung bis an sein Lebensende vor. Als ausbedungener Unterhalt wird außer Speise und Trank auch Kleidung und Salbe genannt. — In einer ähnlichen Urkunde, die am 11. Sivan des dritten Regierungsjahres des Perserkönigs Kambyses, also 527 v. Chr., abgefaßt ist, setzt sich ein Mann, Namens Gimillu, mit einem gewissen Iddina-Nabu, den er zur Sohnschaft angenommen, d. h. adoptiert hat, auseinander. Gimillu übergiebt seinem Adoptivsohne eine Reihe von Schuldscheinen, wohingegen letzterer die Ver-


Ziegelstein mit Keilinschrift im Berliner Museum.

pflichtungen des Gimillu übernimmt und ihm außerdem noch zwei Scheffel Korn und vier Krüge gutes Getränk zu liefern hat. Des weiteren behält Gimillu bei seinen Lebzeiten den Nießbrauch seines Geldes. — Auf die ehelichen Verhältnisse der alten Babylonier wirft eine im Britischen Museum zu London befindliche Urkunde aus dem einundvierzigsten Jahre des Nebukadnezar, Königs von Babylon, die ich Delitzsch-Mindters Geschichte Babyloniens und Assyriens entnehme, helles Licht. Hierin heißt es etwa folgendermaßen: „Nabu-ach-iddina sprach zu Dalilessu also: Banat-esaggil, deine Tochter, gieb mir zum Weib. Dalilessu willfahrte ihm und gab die Banat-esaggil, seine Tochter, zur Ehe. Wenn nun Nabu-ach-iddina die Banat-esaggil entlassen und eine andere heiraten wird, soll er ihr sechs Minen Silber geben und sie kann gehen, wohin sie will. Wenn die Banat-esaggil fremden Umgang pflegt, so soll sie durch eisernen Dolch sterben. Die Unabänderlichkeit dieses Vertrags haben sie bei Nebo und Marduk, ihren Göttern, und bei Nebukadnezar, ihrem Herrn, beschworen." Daß der Ehebruch einer Frau mit dem Tode gesühnt werden mußte, ersehen wir auch aus einer babylonischen Gesetzsammlung, in der festgesetzt wird, daß man ein Weib, „wenn es seinen Mann haßt und spricht: ‚du bist nicht mein Mann,‘ in den Fluß wirft." Dagegen wurde das gleiche Vergehen der Männer weit milder beurteilt; denn, so heißt es an derselben Stelle, „wenn ein Mann zu seinem Weibe spricht: ‚du bist nicht mein Weib‘, so zahlt er eine halbe Mine Silber." Was also das Weib mit dem Tode sühnen mußte, konnte der Mann mit einer verhältnismäßig recht kleinen Geldsumme büßen!

Unter den Berliner Thontafeln, welche nichtjuristische Aktenstücke enthalten, ist vor allem eine bemerkenswert, auf der der Grundriß eines Palastes oder eines anderen großen königlichen Gebäudes aufgezeichnet ist. In genauen Zahlen sind dabei, wie auf irgend einem modernen Architektenplane, die Länge und Stärke der Wände, sowie die Weite der Thüren angegeben. Sonst sind namentlich noch ein Gebet an den Sonnengott in babylonischer Sprache, das mit den Worten „Sonnengott, König Himmels und der Erde, Herr des Rechts und der Gerechtigkeit, Herr der Wassergeister" anhebt, ferner ein Wörterbuch in babylonischer Schrift, das nichtsemitische Wörter durch Wörter der einheimischen semitischen Sprache erklärt, und dabei sogar verschiedene Stilarten unterscheidet; ein Täfelchen astronomischen Inhalts, das die Stellung des Venussterns in den verschiedenen Monaten angiebt, endlich eine mathematische Tabelle für die Quadratzahlen 31 bis 60 zu nennen. Man ersieht schon an diesen wenigen Proben, daß sich die wissenschaftliche Litteratur der Babylonier fast auf alle Zweige der Geisteswissenschaften erstreckte. Leider besitzt das Berliner Museum von der schönen Litteratur der alten Mesopotamier so gut wie keine Reste. Was uns davon überkommen ist — und es ist eine große Menge —, ist fast alles nach London in das Britische Museum gewandert. Dort finden wir epische Gesänge, wie das Beschwörungslied von der „Höllenfahrt der Istar", und vor allem das gewaltige Nationalgedicht von den Schicksalen des Helden Istubar, den man, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, dem biblischen Nimrod gleichgestellt hat; fromm empfundene Hymnen an die Götter wechseln mit tief innigen Bußgebeten, die an poetischer Empfindung den biblischen Psalmen kaum nachstehen. Man vernehme nur den folgenden Gesang: „Ich, dein Knecht, gieb mir Frieden, bitte ich. Wer Sünde begangen, du nimmst an sein Flehen. Neigst du dich einem Menschen zu, so lebt dieser Mensch. Machthaberin über alle, Herrin der Menschheit, Barmherzige, zu dir es gut ist, sich zu wenden, die annimmt das Flehen: Siehe, sein Gott und seine Göttin flehen mit ihm und sprechen zu dir: ‚Wende ihm dein Antlitz zu, erfasse seine Hand!‘ Über dir giebt es ja keinen Gott,

der dir gebieten könnte. Erbarme dich meiner in Gnaden, nimm an mein Flehen! Sprich aus meine Erlösung, dein Zorn besänftigte sich. Denn solange, o meine Herrin, dein Antlitz abgewandt ist, klage ich wie eine Taube und zerfließe in Jammern."

Für den Mangel an Litteraturdenkmälern dieser Richtung werden wir aber in der Berliner Sammlung durch Urkunden einer anderen Art entschädigt, die uns zwar nicht in die Tiefe des altbabylonischen Geisteslebens einführen, uns aber statt dessen klare Blicke in das politische Leben nicht allein Babyloniens, sondern des ganzen alten Orients überhaupt verstatten. Es sind dies die Thontafeln, die vor etwa vier Jahren in den Ruinen einer ägyptischen Stadt, bei dem zwischen Minje und Sint gelegenen Tell Amarna, von Bauern gefunden worden und zum größten Teil ins Berliner Museum gelangt sind; sie sind mit Keilschrifttexten in babylonischer Sprache bedeckt und enthalten nichts Geringeres als die offiziellen Briefe asiatischer Monarchen und Statthalter an zwei ägyptische Pharaonen, Amenophis III. und seinen Sohn, Amenophis IV., die etwa in der zweiten Hälfte des fünfzehnten vorchristlichen Jahrhunderts regiert haben, oder an hohe ägyptische Beamte, die an dem Hofe dieser Herrscher gelebt. Historisch am wichtigsten sind wohl die Schreiben des Babylonierkönigs Burraburiasch an Amenophis IV., aus denen wir erfahren, daß zwischen den beiden mächtigsten Staaten des alten Orients, Babylonien und Ägypten, in jener Zeit schon ein festes Freundschaftsbündnis bestanden hat und die Beherrscher beider Länder einen regen Verkehr miteinander unterhalten haben. Die Eingangsformel dieser Briefe, die beständig wiederkehrt, lautet folgendermaßen: „An Napchururija — dies ist der Vorname Amenophis' IV. — den Großkönig, den König von Ägypten, meinen Bruder, gerichtet: Burraburiasch, König von Karaduniasch (d. i. Babylonien), dein Bruder. Mir geht es gut: dir, deinem Hause, deinen Frauen, deinen Söhnen, deinem Lande, deinen Großen, deinen Rossen, deinen Wagen gehe es sehr gut." Dann heißt es weiter: „Ich und mein Bruder haben Freundschaft miteinander geschlossen und also gesprochen: ‚Gleichwie unsere Väter, so wollen auch wir Freundschaft miteinander halten.'" Eine praktische Bedeutung dieses Bündnisvertrages lernen wir aus einem anderen Briefe kennen: sie beruhte in dem Austausch von Geschenken und Produkten beider Länder. „Seitdem mein Vater und dein Vater — so schrieb einmal Burraburiasch — miteinander Freundschaft geschlossen hatten, pflegten sie sich gegenseitig schöne Geschenke zu schicken, ohne daß einer erst ausdrücklich darum zu bitten brauchte. Nun hat mein Bruder zwei Minen Gold mir zum Geschenk geschickt. Schicke mir aber mehr Gold, so viel wie dein Vater, oder schicke wenigstens halb so viel wie dein Vater. Warum hast du mir denn nur zwei Minen Gold geschickt? Da ich jetzt eine große Verpflichtung dem Tempel gegenüber auf mich genommen habe und ihr auch nachkommen will, so schicke mir viel Gold." Dieser hier mit einer rührenden Naivetät ausgesprochene Wunsch nach recht viel Gold kehrt in dieser und anderer Form in allen Briefen wieder. Als Gegengabe sandte der Babylonierkönig Lapislazuli und Gespanne nach Ägypten, die beide dort wohl sehr begehrt waren. Als er einmal weniger, als verlangt war oder ihm genügend schien, absenden konnte, hielt er es für nötig, sich bei seinem Bruder zu entschuldigen, und zwar giebt er als Grund die große Entfernung beider Länder und die ungünstige Reisezeit an. „Weil es hieß, der Weg sei schwierig, Wasser nicht vorhanden und das Wetter heiß, so will ich dir diesmal kein reichliches, schönes Geschenk senden. Nur vier Minen schönen Lapislazuli sende ich als ein kleines Angebinde meinem Bruder, und außerdem fünf Gespann Pferde. Wenn das Wetter aber wieder besser wird, so soll ein zweiter Bote dem ersten folgen und ein schönes, reichliches

Geschenk meinem Bruder bringen. Und alles, was mein Bruder wünscht, das möge mein Bruder schreiben und aus dem Schatzhause soll man es für ihn entnehmen." Bei einer dieser Goldsendungen hatte es sich zugetragen — was ja auch heute noch, wenigstens im Orient, bisweilen zu geschehen pflegt —, daß der mit der Verschickung des Goldes beauftragte Beamte einen Teil unterschlagen und zu eigenem Nutz und Frommen verwendet hatte. Der auf seinen Teil sehr erpichte Babylonierkönig hatte diesen Unterschleif bemerkt und machte in seinem eigenen Interesse „seinem Bruder" davon Anzeige, indem er ihm den praktischen Rat erteilte: „Wenn mein Bruder mir diesmal Gold schickt, so soll er es nicht einem Beamten überlassen, sondern mein Bruder möge es selbst besehen, versiegeln und abschicken." Das Bündnis hatte schon früher zu einer Vermählung des Pharao mit einer babylonischen Prinzessin geführt; wenigstens hielt er um sie an und bekam auch unverzüglich das Jawort seines Bundesgenossen, der ihm über diesen Punkt schrieb: „Da du durch deinen Gesandten um meine jüngste Tochter anhältst, so freut sich das Mädchen, daß es bereits einen Mann bekommen soll; sende nur und laß sie holen." Was Amenophis dann wohl unverzüglich gethan haben wird.

Man darf nun nicht glauben, daß es sich in dem diplomatischen Verkehr beider Staaten lediglich um diese immerhin oberflächlichen Freundschaftsbezeigungen gehandelt hat. Sie nehmen selbstverständlich in den ausgetauschten Noten den größten Raum ein, sind aber keineswegs als das Wesentliche der Briefe zu betrachten. Die Gesandten, die vom Nil an den Euphrat und vom Euphrat an den Nil gingen, werden zweifellos noch politische Missionen gehabt haben, die man nicht dem Thon oder Papyrus anvertraut hat und von denen wir nur gelegentlich etwas erfahren.

Wie mit Babylonien, stand der ägyptische König auch mit Assyrien und dem Fürsten von Alaschia, einem irgendwo in Nordsyrien gelegenen Reiche, in Briefwechsel. Den lebhaftesten Verkehr aber unterhielt er, soweit wir aus den uns überkommenen Thontafeln von El Amarna ersehen können, mit dem Könige Duschratta von Mitani oder, wie das Land von den Ägyptern genannt wurde, Naharina, das wir gleichfalls im nördlichen Syrien etwa zwischen dem oberen Euphrat und seinem Nebenflusse, dem Belich, zu suchen haben. Schon Amenophis' III. Vater, der König Thutmosis IV., hatte mit Mitani in freundschaftlichen Beziehungen gestanden; sein Sohn setzte diese dann fort und heiratete sogar in seinem zehnten Regierungsjahre eine mitanische Prinzessin, die Tochter des damaligen Königs Schutarna. Zur Erinnerung an dieses Ereignis ließ er sogar eine Medaille in Form eines großen Käfers anfertigen, die der Mit- und Nachwelt verkündigen sollte, daß ihm, dem Könige von Ägypten, die Tochter des Schutarna von Naharina nebst dreihundertundsiebzehn ihrer Frauen, wie er sich stolz auszudrücken beliebt, „zum Geschenk gemacht worden sei." Die Medaille ist uns in einigen Exemplaren erhalten geblieben, deren eines sich seit einem Jahre im Berliner Museum befindet, und kündet noch dem neunzehnten Jahrhundert das frohe Geschehnis der Vermählung des Pharao mit der Barbarentochter aus Syrien. Als Duschratta in Mitani zur Regierung gekommen war, hielt Amenophis, um die seit alters gepflogenen Beziehungen auch mit ihm aufrecht zu erhalten, um seine Tochter Taduchepa an. Und Duschratta „kränkte nicht das Herz seines Bruders, sondern sprach nur solches, das ihm willkommen war," und sie, die der Pharao begehrt hatte, zeigte er dem ägyptischen Gesandten, „und als der sie erblickt hatte, freute er sich gar sehr." Als nun die Prinzessin nach Ägypten ging, erhielt sie von ihrem Vater eine reiche Morgengabe. Wir haben noch große Listen, welche die Geschenke aufzählen, „welche Duschratta, der König von Mitani, dem Nimmuria (d. i. Amenophis III.),

seinem Bruder und Schwiegersohne, gab, als er Taduchepa, seine Tochter, nach Ägypten dem Nimmuria zur Frau schickte." Überhaupt spielen, wie in der Korrespondenz mit dem Babylonierkönig, so auch in dem mit Mitani die gegenseitigen Gaben, die mit großer Offenheit verlangt werden, eine große Rolle. So schreibt einmal Duschratta: „Als ich zu meinem Bruder schickte und also sprach: ‚Was mich betrifft, so wollen wir eine feste Freundschaft halten und uns wohlgesinnt sein,' und ferner: ‚Zehnmal mehr als meinem Vater möge er es mir bestätigen!' Und ich verlangte viel Gold von meinem Bruder, indem ich sprach: ‚Reichlicher als meinem Vater möge mein Bruder mich bedenken und zu mir senden ... und möge mir viel Gold sonder Zahl bringen lassen, ja, mein Bruder möge mir viel mehr als meinem Vater bringen lassen.'" Und Amenophis muß seine Wünsche voll und ganz erfüllt und sich seiner Freundschaft würdig erwiesen haben. Denn als er wenige Jahre darauf starb, beklagte ihn Duschratta sehr und ließ seinem Sohn und Nachfolger, Amenophis IV., ein herzliches Kondolenzschreiben überreichen, das, wenn auch nicht in der Form, so doch im Inhalte, lebhaft an derartige Schriftstücke von heute erinnert: „Als ich erfuhr," so schreibt er, „daß Nimmuria gestorben sei, da weinte ich am selbigen Tage, saß klagend da und nahm weder Speise noch Trank zu mir, sondern härmte mich ab, indem ich also zu mir sprach: ‚O, wenn doch lieber einer von meinen Leuten in meinem eigenen Lande gestorben wäre, er aber, mein Bruder, den ich liebte und der mich liebte, dafür noch am Leben wäre.' Als nun aber der erwachsene Sohn des Nimmuria mir die gleiche Freundschaft entgegenbrachte, da sprach ich also: ‚Nimmuria ist nicht tot! Denn sein erwachsener Sohn ist jetzt an seiner Stelle, und wird in nichts gegenüber früher etwas von der Stelle rücken.'" Und so war es auch. Der Austausch von Geschenken wurde fortgesetzt und selbst darin folgte Amenophis IV. seinem Vater, daß er um eine Tochter des Mitanikönigs anhielt und so seines Vaters eigener Schwager wurde.

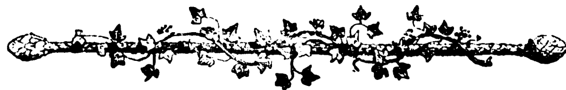
Einen viel breiteren Raum als die Fürstenkorrespondenzen nehmen unter den Thontafeln aus El Amarna die Schreiben ein, die palästinensische Vasallen und Befehlshaber an den König, ihren Herrn, oder an höhere ägyptische Würdenträger gerichtet haben.

Der Urgroßvater Amenophis' III., Thutmosis III., hatte in schweren Kämpfen ganz Syrien bis an den oberen Euphrat hin, also bis zu den Grenzen des mehrfach genannten Naharinareichs, erobert und zur Sicherung des Gewonnenen in die militärisch wichtigsten Plätze Garnisonen gelegt. Als er starb, versuchten zwar die Syrer, das ägyptische Joch abzuschütteln, aber der neue Herrscher, Amenophis II., schritt energisch ein, und auf einem Kriegszuge nach Asien wurden die Rebellen der Reihe nach unterjocht. Seitdem blieb Syrien unterthan, und ägyptische oder Ägypten ergebene Kommandanten befehligten in den Festungen. Sie standen mit dem ägyptischen Hofe in stetem Verkehr: Verhaltungsmaßregeln und Rapporte wanderten hin und her. Von den letzteren haben wir nun hier einen Teil vor uns. Sie kommen aus den Städten Akko, Ajalon, Askalon, Byblos, Megiddo, Sidon, Simyra u. a. und berichten von kriegerischen Verwickelungen oder privaten Angelegenheiten. Von besonderem Interesse sind mehrere, in Berlin aufbewahrte Schreiben, die in der Stadt Ursalimmu geschrieben sind. Und dieses Ursalimmu ist nichts anderes als Jerusalem, das also demnach schon ums Jahr 1400 v. Chr. unter seinem bekannten Namen existiert und als militärischer Platz eine große Rolle gespielt hat. Hier kommandierte ein gewisser Abdi-chiba; nur mit Mühe vermochte er seine Stellung zu behaupten, da ein feindlicher Stamm, die Chabiri, die man vielleicht nicht mit Unrecht mit den Hebräern in Zusammenhang gebracht hat, gegen die ägyptischen Besitzungen andrängte. Die ihm zu Gebote stehen-

den Truppen reichten nicht aus, um die Eroberer zurückzuweisen, und er mußte sich deshalb an den König um Hilfe wenden. Er bat, „es möge mein Herr König Truppen herbeiführen. Denn die Chabirileute haben alle Länder des Königs geplündert. Wenn mir noch in diesem Jahre Truppen zur Verfügung gestellt werden, so werden die Länder des Herrn Königs erhalten bleiben; wenn aber keine Truppen zur Verfügung gestellt werden, so werden die Länder meines Herrn Königs verloren gehen." Die Gefahr war äußerst dringend und wurde dadurch noch vergrößert, daß zahlreiche Präfekten von Ägypten abfielen und mit den Eroberern gemeinsame Sache machten; dazu wurde gegen Abdi-chiba am ägyptischen Hofe intriguiert und er selbst dem Pharao als ein Verräter hingestellt. Tief entrüstet über dieses Treiben und gekränkt durch das Mißtrauen seines Herrn, schrieb er dem Pharao: „Zu den Füßen meines Herrn Königs falle ich siebenmal und abermals siebenmal nieder. Was habe ich verbrochen gegen den König, meinen Herrn? Sie sprechen verleumderisch vor dem Könige: ‚Abdi-chiba hat Verrat geübt an dem Könige.' Und doch siehe, nicht mein Vater, nicht meine Mutter hat mich eingesetzt an diesem Orte, sondern der Arm des mächtigen Königs (d. i. des Pharao) hat mich eintreten lassen in mein Stammhaus. Warum sollte ich also Sünde begehen gegen den König, meinen Herrn?" Und ähnlich beklagt er sich in einem anderen Briefe über die „Ruchlosigkeit, die man ihm angethan", und beteuert, daß er ein „Freund des Königs und einer, der dem Könige Abgaben darbringt" sei. Ob er schließlich wieder in Gnaden aufgenommen und ihm die erbetene Hilfsmacht gegen die „Chabiri" gesandt wurde, oder ob er den Treibereien am Hofe zum Opfer fiel, entzieht sich leider unserer Kenntnis.

Angesichts der zahlreichen fremdsprachlichen Schreiben, die in Ägypten aus den verschiedensten Staaten und Städten Asiens einliefen, erscheint es als selbstverständlich, daß am dortigen Hofe Dolmetscher oder Dragomane lebten, die das Verständnis dieser Briefe dem Könige oder seinen Beamten vermittelten. Es waren dies wohl zumeist eingewanderte Asiaten; doch kam es auch vor, daß sich Ägypter mit dem fremden babylonischen Idiom beschäftigten und sich in die Geheimnisse der sehr verwickelten Keilschrift hineinzuarbeiten suchten.

In Berlin sehen wir eine Thontafel mythologischen Inhalts, in welcher die Worte des Keilschrifttextes durch Punkte in schwarzer und roter ägyptischer Tinte abgeteilt sind. Sie hat zweifellos einem Ägypter, vielleicht dem Archivar des Königs, als Übungsbuch gedient, der sich das Lesen durch Trennung der einzelnen Worte erleichtern wollte, und da er die wichtigen diplomatischen Aktenstücke zu diesem Zwecke nicht benutzen durfte, sich ein litterarisches Dokument zum corpus vile seiner „assyriologischen" Studien auserwählte.





Das Album.

Novelle
von
Hans Marbach.

Beim Ordnen und Sichten alter Familienpapiere und Andenken fiel mir ein Gegenstand in die Hände, der mich besonders rührte und zugleich auf meine Phantasie lebhaft einwirkte. Dieser Gegenstand befand sich unter dem Nachlasse meines Großvaters von mütterlicher Seite und bestand in einem kleinen, zierlich gearbeiteten Album in länglichem Format, gebunden in hellgrünes, jetzt schon ziemlich verblaßtes Saffianleder mit Goldpressung, auf dem oberen Einbanddeckel in schönem Golddruck der Name einer Dame, einer Französin, Mademoiselle de L. Rasch wollte ich das Büchlein öffnen, dem aber widersetzte sich ein stählernes Schlößchen, das verschlossen und zu dem der Schlüssel nicht zu finden war. Es kam mir illoyal vor, Gewalt anzuwenden, um ein vielleicht absichtlich gehütetes Geheimnis zu ergründen. Jedoch plötzlich, ich weiß nicht, wie es geschah, bei einem leichten Druck meiner Hand sprang das kleine Schloß von selbst auf. Aber wie enttäuscht war ich, als ich nun beim Aufschlagen des Albums nichts von dem fand, was meine Neugierde darin vermutet und gesucht hatte; nichts. Nicht ein Blatt, vom ersten angefangen, war auch nur mit einer Zahl, einem Buchstaben beschrieben.

Hier war also keine Antwort auf die mancherlei Fragen, die der Anblick des kleinen Büchleins und insbesondere des auf den Einband gedruckten Namens in mir angeregt hatte, zu erhoffen. Und doch mußte es mit diesem Büchlein eine besondere Bewandtnis haben. Schon das war mir auffallend, daß mein Großvater, der gewissenhafteste aller Menschen, der sicher nicht zu denen gehörte, die Geliehenes zurückzugeben „vergessen", sich im Besitz dieses Gegenstandes befunden hatte, der noch dazu den Namen dessen, der wenigstens ursprünglich der Eigentümer gewesen sein mußte, so deutlich zur Schau trug.

Glücklicherweise war meine Einbildungskraft, um solche Fragen zu beantworten und den Gegenstand, von dem sie

sich nun einmal nicht so leicht wieder trennen konnte, einigermaßen im einzelnen auszuarbeiten, nicht auf die leeren Blätter im Inneren des kleinen Albums allein angewiesen. Der Name auf dem Einbanddeckel, ferner, was mir durch mündliche Überlieferung aus der Vergangenheit meines Großvaters bekannt war — ich hatte ja auch selber noch das Glück gehabt, viele Jahre mit ihm als einem Lebenden zu verkehren —, und endlich die Andeutungen und bestimmten Angaben, die ich in einem von meinem Großvater ebenfalls hinterlassenen, von ihm selbst geschriebenen Lebensabriß, einer Art Tagebuch, vorfand, alles das kam mir zu Hilfe, so daß endlich, wie ganz von selbst und ohne daß ich Wesentliches zu dem Gegebenen hinzuzuthun oder davon wegzulassen brauchte, die folgende kleine Geschichte entstand, die freilich in der Hauptsache ein Familieninteresse haben mag. Aber da wir Adams-Söhne und Evas-Töchter doch nun einmal alle mehr oder weniger weitläufig miteinander verwandt sind, so wird man mir es hoffentlich nachsehen, wenn ich dies Geschichtchen auch an der größeren Familientafel — bei der es ja doch auch hin und wieder an Stoff zur Unterhaltung gebricht — zum besten gebe. Wer nicht zuhören will, der braucht sich ja nicht in seiner Mahlzeit stören zu lassen.

* * *

Also damals, im Jahre 1815, stand mein Großvater als königlich preußischer Hauptmann von der reitenden Artillerie in D., einem Städtchen mit etwa viertausend Einwohnern, unweit von Paris, und hatte daselbst die Geschäfte eines Etappenkommandanten zu versehen.

Mir ist mein Großvater natürlich nur als älterer und alter Mann in der Erinnerung. Er war, als ich ihn kannte, ein kleines, mageres Männchen, aber mit kerzengerader Haltung, und ging immer mit strammen militärischen Schritten, sein großes spanisches Rohr dabei taktmäßig neben sich auf den Boden stampfend, ohne sich darauf zu stützen. Auch erfreute er sich einer eisernen Gesundheit. Als ich mich einst über Kopfweh beklagte, sah er mich bedauernd an und sagte: „Armer Junge, das muß ein fatales Leiden sein.“ — „Hast du denn nie Kopfschmerzen gehabt, Großväterchen?“ — „Nein.“ — Jeden Tag machte er einen mehrstündigen „Marsch“, wie er sich ausdrückte, meistens nach der Richtung hin, wo er einst in dreitägiger Völkerschlacht für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft und die Kanonen seiner Batterie ein recht vernehmliches und eindringliches Wort für die gute Sache mitgesprochen hatten. Diese Gegend interessierte ihn sowohl vom kriegswissenschaftlichen wie vom Gemütsstandpunkte aus; es ist für einen alten Mann, der nicht mehr viel zu thun hat und bald gar nichts mehr zu thun haben wird, gewiß eine angenehme Empfindung, sich lebhaft zu vergegenwärtigen, was er für seine Mitmenschen Nützliches gethan hat. — Aber ich wollte nur erzählen, daß diese weiten Spaziergänge oder „Märsche“ ihn, auch als er schon zu hohem Alter gelangt war, gar nicht anstrengten. Als er einst an einem schönen Sommerabend nach einem solchen Ausfluge, bei dem er wohl fünf bis sechs Stunden hintereinander auf den Füßen gewesen war, mit uns im Freien das Abendbrot verzehrte, äußerte ich, er werde wohl recht ermüdet sein. Die Antwort war, daß er mir einen Dauerlauf vom einen Ende des sehr großen Gartens bis zum anderen und wieder zurück vorschlug und wirklich auch ausführte. Er stand damals im fünfundachtzigsten Lebensjahre.

Mein Großvater war also ein kerngesunder Mann, und damals, das heißt jetzt wieder im Jahre 1815, mochte wohl auch seine äußere Erscheinung einen recht vorteilhaften Eindruck gemacht haben. Seine lieben blauen Augen, die unter buschigen graublonden Brauen immer so freundlich, manchmal mit gutmütiger Schalkheit blickten, die stark gekrümmte Nase mit den breiten, energisch eingefügten Flügeln, und dann, was seine übrige Persönlichkeit be-

trifft, besonders seine kleinen kräftigen und dabei sehr zierlich geformten Hände mit den spitz zulaufenden Fingern, auf die ich immer mit besonderem Wohlgefallen und nicht ohne ein Gefühl des Neides blickte, denn leider hat gerade dieser Vorzug des guten Großvaters sich auf keines seiner Kinder vererbt — so steht er mir selbst noch lebhaft vor der Erinnerung. Und wenn ich mir die ganze Gestalt um einige fünfzig Jahre verjüngt und in eine gut sitzende Uniform gekleidet vorstelle, so darf ich wohl annehmen, daß meine Großmutter recht hatte, als sie mir wiederholt versicherte — einmal noch, nachdem mein Großvater schon lange tot war und wenige Wochen vor ihrem eigenen Ende; und ich sehe die Thräne noch, die sich dabei aus ihrem Auge stahl und langsam über ihr welkes Gesicht hinabrann —, daß ihr S. (sie nannte ihn immer nur mit seinem Familiennamen) ein sehr schmucker Offizier gewesen sei.

Er muß aber nicht nur ein ganz hübscher, sondern auch ein braver Mann gewesen sein. Die Einwohner von D. waren wenigstens dieser Ansicht und priesen den guten Kapitän S., der ihnen die Lasten der Einquartierung so sehr, als es in seinen Kräften stand, erleichterte, auf die strengste Mannszucht hielt, alle Lieferungen bar bezahlte und dafür sorgte, daß ihnen weder vom Feinde — und zu diesem gehörte er ja selbst — noch vom Freunde, das heißt von den gefangenen oder entlassenen französischen Truppen, ein Unrecht geschähe. Das letztere war für ihn eine besonders schwierige Aufgabe, aber er löste auch sie zur Zufriedenheit aller Beteiligten.

Die Franzosen der damaligen Zeit waren überhaupt lange nicht so erbittert gegen ihre Feinde, denen sie schließlich doch auch unterlagen, als es die Franzosen in den Jahren 1870 und 1871 waren und seitdem leider noch sind. Die Ursache lag wohl hauptsächlich darin, daß sie sich damals nicht so heillos blamiert hatten wie in dem späteren Kriege. Sie waren besiegt, aber ihr Selbstgefühl war nicht so aufs tiefste verwundet worden. Ehe sie unterlagen, hatten sie sich in den glorreichsten Kämpfen als eine schier unüberwindliche Nation erwiesen, und die Kriege, die sie begonnen hatten, waren nicht aus Übermut entstanden, sondern aus Notwendigkeit, zur Verteidigung der höchsten menschlichen Interessen. Car ta pensée ensemence le monde, konnte ein Beranger später von diesem Frankreich singen. Und wenn die Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, die das französische Volk im Anfange dieses Krieges unwiderstehlich machte, sich auch allmählich in die Begeisterung für den umgewandelt hatte, der es von Sieg zu Sieg geführt, für den petit caporal, wenn sie, die ausgezogen waren, um den Völkern Erlösung von der Knechtschaft zu bringen, doch nach und nach aus Befreiern Unterjocher, ja Blutsauger und Tyrannen geworden waren — es war doch eben die Entfaltung einer gewaltigen Kraft gewesen.

Nun war diese Kraft gebrochen, der todmüde Renner, der über die Felder Europas mit alles niedertretenden Hufen gerast war, war unter seinem unbarmherzigen Reiter zusammengesunken — Frankreich war besiegt, aber mit dem Bewußtsein, Unerhörtes vollbracht zu haben. Mit solchem Bewußtsein wird selbst der Tod erleichtert, und der auf das Siechbett Geworfene, dem noch Hoffnung auf Genesen bleibt, wartet geduldig der Stunde, welche ihm Kraft zu neuen Thaten bringen soll.

Außerdem war das besiegte Frankreich nach so ungeheuren Anstrengungen aufs äußerste der Ruhe bedürftig; und nicht nur diese brachten ihm die Sieger, sondern auch wieder einen erträglichen Zustand und die Aussicht auf eine noch bessere Zukunft. Denn trotz aller großen Ideen von Menschenrechten u. s. w. hatten die Franzosen doch erkannt, daß sich mit Ideen schlecht regieren lasse, daß die Freiheit und Gleichheit in der Praxis eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Unbotmäßigkeit und der Anarchie hatten, mit dem Kriege aller gegen alle, mit einem

Zustande, der kein Zustand war. Die eiserne Hand, die zuerst in dieses Chaos wieder einige Ordnung gebracht hatte, lastete doch zugleich so schwer auf Frankreich; die Gesetze und Einrichtungen waren zwar dem Ideal der Menschlichkeit weit näher gebracht worden, als sie es unter den früheren Herrschern gewesen waren, aber der, der im Namen dieser neuen Gesetze schaltete und waltete und allerdings sich, und Frankreich mit sich, zu schwindelnder Höhe erhob, war doch ein so unbequemer Herr und es herrschte trotz alledem eine solche Unsicherheit des Daseins, daß man dieses Daseins, so glänzend es zuweilen aussah und unter so schönen Formen und Namen es gefeiert wurde, dennoch nie froh ward. Die Dynastie der Bourbonen, welche der Sieger wiederbrachte, versprach, gemäßigt durch die Errungenschaften der Revolution, dem schönen Frankreich baldige Heilung aller Wunden, Sicherheit und friedliches Gedeihen.

Am meisten waren mit dem Ausgange der Ereignisse natürlich die Anhänger der alten Regierung einverstanden, selbst diejenigen unter ihnen, die sich den Neuerungen gefügt gehabt und für sie gekämpft hatten. Zu ihnen gehörte der Quartiergeber des Kapitäns S., so daß dieser seinem Wirte nicht nur durch das wackere Verhalten in seinem Amte, sondern auch als Mitwiederhersteller erwünschter Zustände besonders empfohlen war.

Herr von L., selbst ein ehemaliger Militär und aus einer alten Adelsfamilie stammend, war Legitimist aus innerster Überzeugung. Er hatte mit der Muttermilch die Meinung eingesogen, daß ein Staat nur unter einer starken monarchischen Regierung im stande sei, seine höchsten Aufgaben zu erfüllen, und daß eine starke monarchische Regierung nicht bestehen könne ohne einen leistungsfähigen Adel. Die Erfahrung hatte nicht vermocht, ihn dieser Überzeugung untreu zu machen. Da er sich aber doch dem, was er sah, nicht verschließen konnte, so hatte er zwar nicht das Princip aufgegeben, aber doch einräumen müssen, daß die Monarchie mitsamt dem Adel nicht so gewesen waren, wie sie hätten sein sollen, und daß die Revolution eine notwendige Folge dieser Entartung von Königtum und Adel gewesen sei. Beide, Königtum und Adel, betrachtete er ja auch nicht als Zweck des Staates, sondern umgekehrt, das Staatswohl als Zweck jener. Deshalb hatte er, nachdem er seinerseits alle Anstrengungen gemacht und alle Opfer gebracht hatte, um den sinkenden Thron zu retten, mit blutendem Herzen die verlorene Sache aufgegeben. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. war er aus Frankreich geflohen; dann, unter dem Direktorium zurückgekehrt, hatte er sich dem bedrängten Vaterlande zur Verfügung gestellt und in den Verteidigungs- und Eroberungskriegen tapfer mitgefochten. Im Hinblick auf seine Vergangenheit und weil er, obwohl sich auszeichnend durch das, was er that, den neuen Machthabern, die er im Innersten doch nur für ein notwendiges Übel hielt, nicht zu schmeicheln vermochte, war er auch von diesen, besonders von Napoleon, stets mit Mißtrauen betrachtet und nicht mit den ausschweifenden Gunstbezeigungen überhäuft worden, mit denen der Gewaltige sonst ausgezeichnete Dienste zu belohnen pflegte. Herr von L. hatte, nachdem er wegen Kränklichkeit den Dienst hatte quittieren müssen, einen Teil dessen wieder erhalten, was er verloren gehabt. Auch die Wiedereinsetzung der Bourbonen änderte nichts an seiner Lage. Was er für das Königtum gethan, war reichlich dadurch belohnt, daß man ihm gnädigst verzieh, für den korsischen Emporkömmling die Waffen getragen zu haben. Herr von L. gehörte auch nicht zu den Leuten, die sich vordrängen; am allerwenigsten gelüstete ihn, mit denen, die bald zeigten, daß sie nichts vergessen und nichts gelernt hatten, zusammen das alte Leben von neuem zu beginnen. Er hatte sich deshalb nach seiner Verabschiedung in dem kleinen Orte niedergelassen, in dessen Umgegend die Familie begütert war; die Bewirtschaftung seiner Besitzungen hatte er

zwei Söhnen übergeben. Für sich noch weiteres zu erstreben, lag nicht in seinem Sinne; für das Vaterland hegte er noch die schwache Hoffnung, daß die Restauration nicht nur eine faktische Wiederherstellung des Königtums sein, sondern mit der Zeit auch dessen Reformation zur Folge haben würde. „Ich fürchte,“ sagte er manchmal im intimen Zwiegespräch zu dem Kapitän, mit dem er sich bald auf einen freundschaftlichen Fuß gestellt hatte, „ich fürchte nur, daß Frankreich mit dem wahrhaft Schädlichen und Überflüssigen, mit dem es so gründlich aufgeräumt, zugleich auch das Gute und Notwendige ausgerodet hat. Das Gute und Notwendige nämlich, ohne das kein Staat bestehen kann; ich meine den Geist der Großmut, der freiwilligen Dienstbarkeit, der Aufopferung und Treue bis zum Tode, kurz den Adel der Gesinnung, der Frankreich einst beseelte und durch den es so groß geworden. Das wußte auch der Mann wohl, der zur Befestigung seiner Herrschaft so gern etwas von diesem gemordeten Geiste wieder ins Leben gerufen hätte, heraufbeschworen durch den Mund eines Corneille. S'il vivait encore, je le ferais prince, pflegte der Despot von diesem seinem Lieblingsdichter zu sagen. Und doch hatte er selbst so wenig von dem Geiste dessen in sich, der einst unter dem Jubel Frankreichs von der Bühne herab durch den Mund seines Augustus sein berühmtes Soyons amis, Cinna! aussprach — so wenig wußte der Tyrann von Großmut und Verzeihen, daß er nicht eher ruhte, als bis er seine Feinde aus ihren letzten Zufluchtstätten herausgerissen und auf den Sandhaufen gestellt hatte vor die Front seiner Füsiliere. — Nein, ich fürchte fast, es wird uns ergehen, wie es anderen, einzelnen sowohl wie Nationen, schon so oft ergangen ist, daß wir die Arbeit gethan haben und daß andere die Früchte davon ernten werden. Nun, man muß auch damit zufrieden sein.“

Am ehesten noch, und das gestand er seinem jungen Freunde auch mit Freuden, erwartete er eine Regeneration seines Landes von dem Beispiel und Einflusse des großen monarchischen Staates, der jetzt seine siegreichen Heere nach Frankreich geführt hatte. Sein Ideal von Königtum, von persönlicher Tüchtigkeit des Monarchen und gleich beseeltem Streben des Adels in gewissenhaftester Pflichterfüllung und Zurücksetzung aller Sonderinteressen hinter das Staatswohl, erblickte er in der preußischen Monarchie — und in seinem Gaste, dem Hauptmann S., einen Vertreter dieses idealen Staatswesens, der, wenn auch in bescheidenem Wirkungskreise, doch ganz in dem Geiste thätig war, dessen Verlust für Frankreich Herr von L. so betrauerte.

Und gern ließ es sich auch der Gast bei seinem freundlichen Wirte behagen, vor dem er auch seinerseits eine hohe Achtung hegte. Auch die Freunde und Verwandten des Hauses, die sich oft dort zusammenfanden, bildeten den angenehmsten Kreis, in den sich der Hauptmann willig ziehen ließ. Übte doch auch diejenige, die des verwitweten Vaters Hauswesen leitete und in der anmutigsten Weise die Hausfrau repräsentierte, noch eine ganz besondere Anziehungskraft auf ihn aus.

* *
*

Es brauchte einer nicht gerade ein junger, frischer Offizier zu sein und mehrere Monate unter einem Dache in fast täglichem Verkehr mit diesem jungen Mädchen zu leben, um sich sterblich in sie zu verlieben. Die einzige Tochter des Herrn von L. war ein entzückendes Wesen. Eine Sylphengestalt voller Grazie in jeder Bewegung, Füße wie eine Pariserin und ein Köpfchen, wie es etwa Greuze in einem besonders günstigen Augenblick würde auf die Leinwand gezaubert haben. Die zarteste weiße, auf den Wangen rosig angehauchte Gesichtsfarbe, aschblondes leichtgewelltes Haar und dazu große dunkelblaue Augen, deren naiv ernster, manchmal sogar etwas schwärmerischer, ja schwermütiger Blick gemildert wurde

durch den Ausdruck von Herzensgüte und Frohsinn, der um das regelmäßige Oval ihrer rundlichen Wangen und um ihre feingeschnittenen, lebhaft gefärbten Lippen lagerte.

Der Ernst und die Schwermut ihres Blickes mochten wohl noch ein Wiederschein der vielen traurigen Eindrücke sein, die auch ihre Jugend verdüstert hatten. Sie war zur Welt gekommen, nachdem ihr Vater schon ausgewandert war, in einer Stadt am Rhein, in der sie auch ihre ersten Lebensjahre zugebracht hatte. Dann hatte sie mit ihrer Mutter in Paris gelebt, während der Vater fast immer auf Feldzügen fern von Hause war. Unter der Leitung der Mutter und tüchtiger Lehrer hatte sie sich eine ungewöhnliche Bildung angeeignet. Besonders war sie durch die Mutter, die bei ihrem Aufenthalt in Deutschland eine große Vorliebe für deutsches Geistesleben gefaßt hatte, mit den besten Dichtern dieses tief veranlagten Volkes vertraut geworden. Rechnet man dazu, daß Frau von L. ihrer Tochter auch sonst manches erzählt hatte von guten Menschen, die ihnen in dem fremden Lande in Not und Trübsal hilfreich und liebevoll beigestanden, und endlich, daß Fräulein von L., soweit sie sich in dieser Hinsicht ein Urteil bildete, natürlich auch die politischen Ansichten ihres Vaters teilte, so kann man sich denken, daß sie dem jungen, hochgebildeten deutschen Offizier sowohl um seiner selbst willen, wie auch als Repräsentanten so vieler von ihr hochgeschätzter Nationaleigenschaften nicht unfreundlich entgegenkam. Der Boden war also bereitet, auf dem eine rasche Annäherung, ja, bald eine innige Zuneigung sich von selbst ergeben mußte — und damit selbstverständlich auch alles übrige, was in solchen Fällen bei gesitteten Menschen zu erfolgen pflegt.

Selbstverständlich?! Ach nein! Es wäre ja zu schön, wenn im Leben immer das geschähe, was uns selbstverständlich erscheint, oder wenn das selbstverständlich wäre, was eigentlich mit Fug und Recht geschehen sollte und müßte. Es wäre zu schön, wenn Lieben, Heiraten, Glücklichsein — und dann, meinetwegen nach fünfzig und einigen Jahren, nachdem man die goldene Hochzeit noch in voller geistiger und körperlicher Frische gefeiert hat, alt und lebenssatt, wie die Patriarchen im Alten Testament, sich zu seinen Vätern versammeln — es wäre zu schön, wenn das alles selbstverständlich wäre. Wer dabei zu kurz käme, das wären die armen Roman- und Novellenschreiber, die dann nicht wüßten, woher sie ihre Stoffe nehmen sollten, wenn immer alles so glatt abliefe. Es bliebe ihnen dann nichts weiter übrig, als sich ganz der Lyrik zuzuwenden, die aus solchen idyllischen Zuständen ihre Hauptnahrung zieht. Aber die Lyrik bringt leider nichts ein, die Konkurrenz ist zu groß.

Und sicher ist es auch mit Rücksicht auf diese ohnehin nicht gerade beneidenswerten Glieder der menschlichen Gesellschaft, auf unsere dichtenden Leidensgenossen, daß die Vorsehung, die jedem Geschöpfe seinen Nahrungszweig zugewiesen hat, oder wenigstens jedem die Möglichkeit zu leben hat verschaffen wollen — daß besagte Vorsehung bisweilen den liebenden Paaren einen Stein vor die Füße rollt, der, wenn sie auch nicht gerade immer darüber stolpern und ein Bein oder gar den Hals brechen, sie doch so lange in ihrem Wege aufhält, bis der Dichter, der ihnen nachgeschlichen ist, die nötigen Kapitel für sein Werk zusammengebracht hat.

Worin bestand nun diesesmal der Stein, der unseren Liebenden — denn das waren sie, obgleich bisher noch kein Wort von Liebe zwischen ihnen laut geworden war; und sie waren auch trotzdem jedes von der Liebe des anderen fest überzeugt — was hinderte sie also, der Stimme ihres Herzens zu folgen, das ins Werk zu setzen, was gewiß ihr beiderseitiger heißester Wunsch war, oder, um es ganz unzweideutig auszudrücken, was hielt den Herrn Kapitän ab, bei seinem Hausfreunde um die Hand von dessen Tochter anzuhalten?

Vergebens zerbrach sich Fräulein von L. ihr Köpfchen, um sich über die Gründe dieses unbegreiflichen Zauderns klar zu werden. Wäre es möglich, daß er — ihr „er“ — schon andere Verpflichtungen hätte? Aber nein, dann wäre er von Anfang an gegen sie ein anderer gewesen. Es war auch bei seinem geraden, offenen Wesen undenkbar, daß er nicht gelegentlich einmal wenigstens eine derartige Andeutung gemacht, oder vielmehr, daß er nicht geradezu davon gesprochen haben sollte. Aber aus keiner seiner Äußerungen ließ sich schließen, daß er sich nicht frei fühle. Sie hatte auch nie einen Ring oder sonst ein Andenken an ihm bemerkt, das auf nähere Beziehungen zu einer Dame hingewiesen hätte. — Aber vielleicht glaubte er, die äußeren Verhältnisse seien doch nicht so, daß er mit Erfolg eine Werbung wagen dürfe? Das konnte auch nicht sein. Hatte doch ihr Vater wiederholt, zu ihrer nicht geringen Verlegenheit, seinem jungen Freunde nur allzu deutlich zu verstehen gegeben, ein wie erwünschter Schwiegersohn dieser ihm sein würde. Oder wollte der Kapitän, wie sie das in so vielen deutschen Büchern gelesen, nach deutscher Art, ehe er bei dem Vater sein Anliegen vorbrächte, mit ihr selbst sich aussprechen, eine Liebeserklärung mit Kniefall und zärtlicher Umarmung? Sie konnte sich das wohl selbst sehr reizend vorstellen, obwohl ihr vor einem solchen Moment doch etwas bangte. Aber wenn er durchaus nicht anders wollte — und sie hatte in dieser Voraussetzung, mit großem Herzklopfen, aber doch mit aller möglichen List und Überlegung und natürlich auch Rücksichtnahme auf alle Gebote der strengsten Schicklichkeit schon mehrere Male die Gelegenheit, mit ihm unter vier Augen zu sein, herbeigeführt — und gerade bei solchem Zwiegespräch war er förmlicher und viel weniger mitteilsam gewesen als sonst, wenn alle Welt die Blicke auf sie gerichtet hielt. — Vielleicht liebte er sie doch nicht so — doch nein, das war es sicher nicht. Der fühllose Magnet mag keine Ahnung haben von der Anziehungskraft, die er ausübt, aber ein weibliches Herz ist sich seiner Kraft bewußt. Und die Sprache der Augen! Sie lügt nicht und trügt nicht.

Auch in diesem Falle hatte sie die reinste Wahrheit gesprochen; und wenn etwas die Lippen des Kapitäns verschloß, so war es sicher nicht der Mangel an Liebe. Im Gegenteil, wenn je ein Mann in einem weiblichen Wesen sein Ideal gefunden hatte, so war das hier geschehen. Ja, man kann sagen, daß der preußische Offizier durch die reizende Französin sich erst darüber klar geworden war, wie eigentlich sein Ideal, das heißt, wie das Wesen beschaffen sein müsse, das allein sich für ihn zur Lebensgefährtin eigne, und zwar zur Gefährtin des Lebens, wie es jetzt vor ihm lag, wie es ihm einzig lebenswert erschien und zu dem er sich voll berechtigt glaubte.

Aber das bedarf einiger Erklärung.

Mein Großvater war so zu sagen ein Soldat von der Wiege an. Geboren war er in einer kleinen Garnisonstadt, in der sein Vater ein Dragonerregiment kommandierte. Die ersten Eindrücke, die er von der Außenwelt empfing, waren demgemäß vorwiegend militärischer Art, seine kindlichen Interessen beschäftigten sich fast ausschließlich mit militärischen Dingen, zuerst in der Form des Spiels, dann in der Form des Lernens; denn auch seine Erziehung war eine ganz militärische, da er von seiner Geburt an für diesen Stand bestimmt war. Seine ersten geistigen Exercitien leitete zwar ein civiler Hofmeister, während die körperlichen unter der Obhut eines strammen Unteroffiziers standen. Aber schon in seinem zehnten Jahre wurde er von seinem Vater zur weiteren Ausbildung einem Militärpädagogium übergeben, aus dem er als sechzehnjähriger Jüngling direkt in die Armee, zu der Waffe, die er sich selbst gewählt, der Artillerie, übertrat. Schon im darauffolgenden Jahre — sein Vater war inzwischen gestorben — zog mein Großvater zum erstenmal in den Krieg, gegen Polen, wo er an der Belagerung

von Warschau teilnahm. Während der Jahre 1806 und 1807, und dann von 1813 bis 1815 diente er seinem Könige und dem Vaterlande in den Kämpfen gegen Frankreich. Fielen auch zwischen diese Kriegsjahre solche des Friedens, so waren dies doch kaum Zeiten der Erholung. Die aufgewühlte Welt, das Unglück und die Schmach, die auf dem Vaterlande lasteten, hatten bei allen Patrioten, besonders aber bei denen, die Waffen trugen, keinen Augenblick das Gefühl der Sicherheit oder gar der Behaglichkeit aufkommen lassen. Stets mußte man gefaßt sein, von neuem das Leben einsetzen zu müssen, durfte nicht einmal den Wunsch nach Frieden und Ruhe in sich aufkommen lassen, denn Frieden und Ruhe war der Tod, der Untergang in Not und Schande. Gegen diesen Zustand der Unsicherheit, der dumpfen bänglichen Erwartung war der Moment der Aufregung, wo man wirklich das Leben einsetzen durfte, fast noch eine Erholung, wenigstens eine Erfrischung zu nennen. Und nun, nach einer so langen Reihe durchgekämpfter, atemloser, dabei in gedrückter Stimmung hingebrachter Jahre, auf einmal eine Pause, die, wenn alle Wahrscheinlichkeit nicht trog, den endgültigen Frieden bringen sollte, die Sicherheit des Daseins — nachdem man mit den Waffen alles wieder erkämpft hatte, was das Dasein uns wert macht.

Und welchen Wert ein solches Friedensdasein für den Menschen haben könne, wie es sich äußerlich gestalten lasse, das sah der Hauptmann hier zum erstenmal vor sich — und zwar so schön und verlockend, wie er es nie geträumt hatte.

Der Oberst von L. hatte seinem Kinde zuliebe, und um seiner Existenz — da er kein Streben nach außen mehr verfolgte — einen Inhalt zu geben, seine Häuslichkeit und sein tägliches Leben so angenehm wie möglich zu gestalten gesucht. In seiner Einrichtung war er nicht nur auf jede Bequemlichkeit bedacht gewesen, sie zeugte auch von angeborenem Kunstsinn und gebildetstem Geschmack. Seine Tafel war stets mit dem Besten versorgt; eine wählerische, aber nach getroffener Wahl unbegrenzte Gastfreundschaft wußte die verschiedensten Elemente zur anregendsten, harmonischsten Geselligkeit zu vereinigen. Kurz, es war ein Leben edelsten Genusses, das sich hier unter dem Scepter der Schönheit und Anmut entfaltete. Denn die stillschweigend anerkannte Königin dieses Kreises, der alle huldigten und die zu ergötzen und dafür mit einem freundlichen Blicke belohnt zu werden, eigentlich alles gesprochen, gethan, unternommen wurde, war die holde Fee, die Tochter und Herrin des Hauses.

Mußte ein solches Leben dem guten Hauptmann nach dem, was wir von seiner Vergangenheit wissen, nicht wie ein irdisches Paradies erscheinen? Ihm, der bis dahin immer geglaubt hatte, daß der Mensch zu nichts anderem auf der Welt sei, als seine Pflicht zu thun, und froh sein müsse, wenn er dabei mit einem blauen Auge davon komme, ihm ging jetzt mit einemmal eine Ahnung auf, daß dieses Pflichtthun doch möglicherweise nicht bloß Zweck sein könne, sondern zugleich auch Mittel zu dem Zweck, sein Leben zu genießen. Es wurde ihm mit einemmal klar, daß seinem Dasein bis hierher immer noch etwas gefehlt habe; daß Gott, König, Vaterland, Ehre, Pflicht — alles, was ihn bis dahin in Thätigkeit erhalten hatte — ihn doch nicht ganz ausgefüllt hatte; daß da noch etwas in seinem tiefsten Inneren war, dessen er sich bisher fast gar nicht bewußt gewesen, eine schlummernde Kraft, die, jetzt geweckt, sich plötzlich als eine Sehnsucht, ein Wünschen, ja, als ein ungestümer Drang geltend machte, ein Drang nach Schönheit, Wohlbehagen, Frohsinn, nach Überfluß und Lebenslust. Ja, er war da, riesengroß, auch in ihm, dem hartgewohnten Zögling der Notwendigkeit.

Und ließ sich dieser Drang nicht zugleich mit dem höheren Streben verbinden, das ihn jetzt beseelte; war eine solche genußfrohe äußere Existenz nicht der passende Rahmen zu dem Leben, wie es

jetzt vor ihm lag? Den ernstesten, schwierigsten Anforderungen, die das Leben an den Mann stellen kann, hatte er ja genügt; er durfte sich nun mit gutem Gewissen der Hoffnung hingeben, die Früchte dessen zu ernten, was er gesäet. Er hatte sich nicht nur ein Recht darauf erworben, sondern durfte auch fast sicher darauf rechnen, seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Die höchsten äußeren Ehrenzeichen, die kriegerische Tapferkeit erwerben kann, schmückten seine Brust. Ein königlicher Prinz, selbst einer der tapfersten, wollte ihn in seine nächste Umgebung ziehen, ihn mit sich nach der Hauptstadt führen, als Mitarbeiter an der Ausführung großer Pläne; die glänzendste Beförderung war ihm fest zugesagt. Seinem Ehrgeize war so die höchste Befriedigung fast gewiß, und zugleich durfte er auf alle die viel beneideten Vorteile rechnen, die ein gebildeter Soldat in der Gesellschaft genießt, besonders ein solcher, welcher der Gesellschaft eine reizende Gattin zuführt.

Ein solches Paradies lag vor ihm — und kein Cherub mit flammendem Schwerte wehrte ihm den Eintritt, sondern im Gegenteil, an der weit geöffneten Pforte stand eine Engelsgestalt, die grüßend und winkend ihm die Hand entgegenstreckte ... Was hielt ihn ab, diese Hand zu ergreifen?

Seltsam! Das Glück weiß wohl, warum es so oft vor den Menschen flieht; denn nur fliehend scheint es für ihn einen Wert zu haben, nur dann verfolgt er es, atemlos, blutend, alles daran setzend. Wenn es aber einmal still steht, sich ihm zukehrt, ihn freundlich anblickt und ihm alles das und noch mehr bietet, als er von ihm verlangt oder erwartet — dann stockt auch sein Schritt, dann zögert er, dann graust ihm fast davor, das zu besitzen, was er vorher so sehnlich gewünscht hatte.

Oder hatte der Hauptmann doch einen besonderen Grund für sein Zaudern? — Vielleicht wußte er es selbst nicht. Jedenfalls war er hundertmal im Begriff, das entscheidende Wort zu sprechen — und jedesmal verschloß ihm wieder etwas die Lippen — und er schob es wieder hinaus.

Aber die Stunde, in der er sprechen mußte, kam endlich doch. Äußere Umstände führten sie herbei. Der Kapitän erhielt Order, das von ihm verwaltete Etappenkommando abzugeben und mit seiner Batterie aufzubrechen.

Daß dieses Ereignis in nicht allzu ferner Zeit eintreten würde, war vorauszusehen gewesen; es kam aber auch einigen der Beteiligten gar nicht so unerwünscht. Was immer die rätselhafte Ursache sein mochte, die den Hauptmann bisher zum Schweigen bestimmt hatte, es war unmöglich, daß er sich verabschieden konnte, ohne vorher sich erklärt zu haben. Dieser äußere Anstoß mußte den Zauber brechen, und einer kurzen Trennung würde das freudigste Wiedersehen folgen, die Wiedervereinigung fürs Leben. Deshalb, als der Hauptmann seinen freundlichen Wirten Mitteilung von dem ihm zugegangenen Befehle machte, brachte dies einen fast freudigen Eindruck hervor.

„Wann werden Sie uns verlassen?“ fragte Fräulein von L. in etwas erregtem, aber durchaus nicht betrübtem Tone.

„Übermorgen, mein Fräulein.“

Als am Abend der Hauptmann zur Zeit der gemeinsamen Mahlzeit sich einstellte, war Herr von L. noch nicht zugegen; nur Fräulein von L. empfing ihn im Salon.

„Papa ist ausgegangen, um für morgen einige Gäste zu laden, damit Ihre Freunde sich noch einmal Ihrer erfreuen können. Heute speisen wir allein.“

Der Hauptmann warf einen Blick auf die Stutzuhr.

„Papa muß jeden Augenblick wiederkommen. Ich hoffe, Sie werden so lange in meiner Gesellschaft ausharren.“

Der Hauptmann nahm, von ihr durch eine einladende Handbewegung dazu aufgefordert, Platz. Es war in der That, als wollte etwas über seine Lippen, das doch nicht den Weg fand.

Warum redet er nicht? dachte Fräulein von L. Am Ende — er spricht zwar

gut französisch für einen Deutschen, aber eine Liebeserklärung, das muß doch nicht ganz leicht sein. Der kleinste Verstoß, die kleinste Lächerlichkeit bei einer solchen Sache — und wenn er sich des Deutschen bediente, dessen ich wieder nicht ganz so mächtig bin, so wäre ein Mißverständnis auch nicht ausgeschlossen. Nein, er hat recht, nicht zu reden, und ich muß versuchen, ihm auf andere Weise sein Geständnis abzulocken.

Und mit raschem Entschlusse griff sie nach einem Gegenstande, der jedenfalls aus Zufall auf einem Nebentischchen lag — einem kleinen, in hellgrünes Saffianleder gebundenen, mit Goldpressung und Goldschnitt verzierten Büchlein. „Sie wissen, Herr Kapitän,“ sagte sie mit einem reizenden, ein wenig verlegenen Lächeln, „daß kürzlich mein Namenstag war. Papa schenkte mir bei der Gelegenheit dieses Album. Es ist noch ganz leer — und ich wüßte keinen Würdigeren als Sie, um die Reihe der Inschriften zu eröffnen. Wenn Sie morgen oder heute abend noch die Zeit fänden und mir ein paar Worte ...“ Sie zögerte und reichte dabei dem Hauptmann das Album hin. Und als wollte sie ihr Erröten verbergen, ergänzte sie sich nach einer kleinen Pause hastig: „ein paar Worte des Abschieds ...“ und ebenso rasch unterbrach sie sich wieder; ihre eigene Stimme hatte sie erschreckt, als das Wort „Abschied“ ihr ins Ohr klang — wie ein böses Omen. Aber sie wußte nicht, wie sie ihre Übereilung wieder gut machen solle. Sie fing an, von etwas anderem zu reden, aber das verhängnisvolle Wort wurde dadurch nicht ungesprochen gemacht; sie hörte es immerfort, den ganzen Abend.

Vernahm auch er den leisen, zitternden, melancholischen Ton? Oder warum blieb der Hauptmann so nachdenklich von dem Augenblick an, als das Album aus der weißen kleinen Hand, die es ihm so graziös und doch dabei mit einer gewissen Energie in der Bewegung überreicht hatte, in Empfang genommen? Warum konnte er, auch nachdem der Vater zurückgekehrt war, und auch nach der Mahlzeit, bei dem abendlichen Zusammensein im größeren Kreise, bei dem er sonst immer in der angeregtesten Stimmung war, nur mit Mühe sich an der Unterhaltung beteiligen?

Als er sich verabschiedete, suchte Fräulein von L., die sich überhaupt bemüht hatte, munter zu erscheinen, um die heitere Laune der anderen wenigstens nicht zu stören, auch ihn noch seiner Zerstreutheit zu entreißen. Sie schüttelte dem Hauptmann herzlich die Hand und sah ihm mit ihrem süßen Lächeln ins Auge. „Also nicht wahr? .. aber ich brauche meine Bitte nicht zu wiederholen, Sie haben ja schon den ganzen Abend nachgesonnen über das Gedicht, das Sie mir in mein Album schreiben wollen.“

„Ein Gedicht?“

„Nun ja, weniger erwarte ich nicht — und zwar ein von Ihnen selbst verfaßtes Gedicht.“

Der Hauptmann mußte lachen. „Ich habe in meinem Leben noch nie einen einzigen Reim zu stande gebracht.“

„O, man kann ein Gedicht machen auch ohne Reim,“ rief Fräulein von L. rasch, „und jeder kann das, denn jeder ist ein Dichter ...“ der liebt, wollte sie möglicherweise sagen, aber sie sagte es natürlich nicht. Und überdem war es auch nicht nötig, daß sie es sagte; sie wußte ja, daß der Hauptmann sie auch ohne Worte verstand. Und selbst wenn sie das nicht schon längst gewußt hätte, las sie es jetzt in seinem Blicke deutlicher als je und fühlte es am Drucke seiner Hand.

* *
*

Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, legte er das Album auf seinen Schreibtisch, und sein Blick haftete lange auf dem teuren Namen, der mit zierlichen goldenen Lettern auf die Einbanddecke geprägt war: Mademoiselle de L.

Ja, morgen mit dem frühesten wollte er den Wunsch des holden Mädchens erfüllen und etwas in dieses Buch schrei-

ben, womit sie hoffentlich zufrieden sein würde. Kein Gedicht, aber etwas, das noch poetischer sein würde als die Poesie selbst; Worte, die nicht wie des Dichters luftige Gebilde nur ein geträumtes, ein Land des Wünschens und Sehnens vor ihre Seele gaukeln, sondern ihr die Pforten einer hellstrahlenden Zukunft, der beseligendsten Wirklichkeit erschließen sollten. Mit solchen Gedanken legte er sich endlich nieder und entschlummerte süß.

Mitten in der Nacht wachte er auf. Es war ihm, als wenn jemand seinen Namen geflüstert hätte. Er suchte mit den Blicken die Dunkelheit seines Zimmers zu durchdringen. Dann überzeugte er sich, daß er geträumt haben müsse. Aber ganz deutlich hatte er's doch gehört, der Ton der Stimme, die ihn leise gerufen, klang noch in seinen Ohren. Er sann hin und her — jawohl, die Stimme war ihm bekannt; hatte er doch früher so oft mit Entzücken ihr gelauscht. Ihre Stimme war es, die Stimme des jungen fröhlichen Mädchens, das er einst — wie fern war ihm dieses Einst gestern noch erschienen! Und jetzt, in der Finsternis und Stille der Nacht, war es, als wenn alles, was zwischen diesem Einst und dem Jetzt gelegen hatte, plötzlich zur Seite gerückt wäre, und es stand so deutlich vor seiner Seele, als hätte er es gestern erlebt — die Tage von damals, die Tage, wo auch ein Ideal vor ihm aufgegangen war, ein neues in seinem Leben, das er mit aller Leidenschaft erfaßt hatte, mit dem er sein Dasein hatte verbinden wollen, das sich ihm zum Zukunftstraum gestaltet hatte, zum erwünschtesten Lebensziel.

Am Ufer der Ostsee war es gewesen, in dem kleinen preußischen Kreisstädtchen, in dem er als junger Offizier im Cantonnement gelegen hatte, wo ihm zum erstenmal das Wesen der friedlichen, fröhlichen Arbeit entgegengetreten war, auch, wie jetzt das Ideal des veredelten Lebensgenusses, in der Gestalt eines liebenswürdigen jungen Mädchens.

Vater, Mutter und zwei erwachsene Töchter bewirtschafteten ein kleines Anwesen, das Überbleibende von einem einst größeren Besitztum. Dem Vater, einem frohen Lebemann und thätigen Geschäftsmann, der sich immer mit weit ausgreifenden Spekulationen getragen hatte, war es doch nicht recht im Leben geglückt, sei es, daß es ihm an dem eigentlichen praktischen Blicke gefehlt, sei es, daß die bösen Zeiten auch ihm sich feindlich erwiesen hatten. Den Mut und die Lust zur Thätigkeit hatte er nicht verloren, und in der äußersten Bedrängnis fand er auch endlich den Weg, um sein und seiner Familie kleines Lebensschiff über Wasser zu halten und schließlich aus den bösen Zeitläuften noch einen Vorteil zu ziehen. Die vielen durchmarschierenden Truppen, Freund und Feind, sowie die ständigen Garnisonen wollten genährt und verpflegt sein. Er zeigte sich als freundlicher Wirt, gab, was man ihm doch abgenommen hätte, willig her, machte aus dem, was alle Welt als drückende Last empfand, ein Geschäft, dem er sich mit Eifer und guter Art widmete, und erzielte so, daß man ihm die Erträgnisse seiner Wirtschaft und die von ihm und seinen Töchtern aufgewandte Mühe gern und reichlich vergütete. Die Hauptarbeit lag dabei allerdings auf den beiden jungen Mädchen, denn die Mutter, kränklich und verwöhnt, mehrte durch ihre Hilfsbedürftigkeit noch die Arbeit, statt zu helfen. Aber die beiden Mädchen waren auch gesunde und kräftige Geschöpfe, denen der Lebensmut und die Lebenslust aus den schwarzen Augen blitzte, die, vom frühesten Morgen bis zum späten Abend in Haus und Hof und Garten geschäftig, alles nur zum Vergnügen zu thun schienen, bei der schwersten Arbeit immer noch ein freundliches Lächeln und ein scherzhaftes Wort hatten, und dabei doch, eben geheiligt durch ihr emsiges Thun, zur Not auch geschützt durch die eigenen raschen und energischen Hände, jeder Zudringlichkeit eine Schranke entgegensetzten. Und wie fröhlich konnten sie gerade deshalb auch sein, wenn einmal, nachdem die

Tagesarbeit so weit gethan war, daß man das übrige den Mägden überlassen konnte, ein Fest veranstaltet wurde, um der im Hause verkehrenden jungen Männerwelt auch darin gefällig zu sein; da merkte man ihnen keine Ermüdung an.

Solcher Art war das Ideal beschaffen, das dem jungen Offizier damals aufgegangen war, das Ideal der friedlichen, fröhlichen Arbeit; ein Neues, das ihm um so lockender und reizender dünkte, als ja sein eigener Beruf ihm gerade in dieser Zeit im wenigst günstigen Lichte erschien.

Der Krieg ist an sich ja etwas Grauenhaftes, der menschlichen Natur Widerstrebendes. Wird er zur Notwendigkeit und verbindet sich damit der Gedanke, für eine gute Sache mit Erfolg einzutreten und möglicherweise auch sich selbst zu fördern, so mag einer wohl voll Eifer in den Kampf ziehen; das, was er erlebt, auch wenn alles gut geht, wird diesen Eifer gar bald herabstimmen. Aber ganz niederschlagen wird es ihn, wenn durch alles das Furchtbare der guten Sache nichts genutzt, die eigene Person nicht gefördert wird.

Das war in den Kriegen der Fall, die der junge Offizier bis dahin mitgekämpft hatte. Es war im Jahre 1808. Niederlagen, die mit einem für das Vaterland schmachvollen, es an den Rand der Vernichtung bringenden Frieden endeten; für ihn selbst Hunger, Frost, Hitze, Entbehrungen, Überanstrengungen aller Art, Krankheit — und nichts erreicht; kaum noch eine Hoffnung auf bessere Zeiten.

So mußte ihm sein bisheriges Leben, sein Beruf als Soldat als ein trauriges Los erscheinen, der Friede, die friedliche Arbeit als die eigentliche, einzig beglückende, einzig zu erstrebende Bestimmung des Menschen — wie einst ein anderer, ein berühmterer preußischer Krieger, ein Paladin des großen Friedrich, der tollkühne Reitergeneral und geniale Schlachtenlenker Friedrich Wilhelm von Seydlitz es ausgesprochen: „Der Bauern- und Bürgerstand ist der erste und nützlichste aller Stände, daher auch der achtbarste. Wir sind um seinetwillen, nicht er um unseretwillen da. Im ganzen sind wir Helden, im einzelnen Schlächter. Wir sind ein notwendiges Übel, weil einmal die Welt oder ihre Beherrscher nicht ohne Krieg sein können. Aber wir zerstören nur und die anderen Stände bauen." Das Schwert niederzulegen und zum Pfluge zu greifen, zu bauen statt zu zerstören, Werke der Liebe zu thun statt Thaten des Hasses — und das an der Seite eines so schönen, frohen, liebenswürdigen Geschöpfes, wie Friederike es war, die jüngere der Schwestern, der er sein Herz zugewandt.

Er baute auch mit seinen Wünschen und Plänen nicht ganz in die Luft. Ein kleines vom Vater ererbtes Vermögen, das sicher gestellt war, gestattete ihm, sich als Landbesitzer zu denken. Darauf durfte er freilich für die nächste Zeit nicht hoffen, den Militärdienst zu verlassen. Ein Kampf mußte noch gekämpft werden, der Entscheidungskampf. Aber dann, wenn der Sieg endlich erfochten, wenn das Vaterland befreit war, dann durfte er dem Zuge seines Herzens folgen und mit der Geliebten seines Herzens ein neues besseres Leben beginnen. Freilich stand zwischen dieser ersehnten Zukunft und der Gegenwart noch so manches Furchtbare; der Tod in allen Gestalten lauerte auf der dunklen Bahn, die noch zu durchschreiten war. Aber mit dem Wunsche, der in sein Herz gezogen war, hatte sich auch die Hoffnung in ihm neu belebt. Noch konnte, noch mußte ja alles gut werden. Und deshalb, als die Stunde schlug, in welcher der junge Offizier sich von dem ihm so teuer gewordenen Hause verabschieden mußte, da rief er laut ein freudiges: Auf Wiedersehen! — und die Geliebte wußte, wie es gemeint war. Er hatte sie über seine Absichten nicht in Zweifel gelassen; und vom Vater hatte er sich in ernster Unterredung die Erlaubnis erbeten, der Tochter schreiben und Briefe von ihr empfangen zu dürfen.

Aber der entscheidende Kampf war immer weiter hinausgeschoben, die Aus-

sichten waren immer trüber geworden. Auch das lichte Bild, das Zukunftsbild, das die Züge des geliebten Mädchens trug, hatte sich nach und nach verdüstert. Die Farben waren verblaßt. Der Briefwechsel mit ihr hatte wohl einen geistigen Verkehr aufrecht erhalten, aber was war das gegen die lebendige Gegenwart, die dazu gehört, um einer Herzensempfindung die volle Frische zu bewahren. Zudem war für Friederike die Feder wohl das ungewohnteste, am schwersten zu handhabende Gerät; sie wußte ihren Gedanken und Empfindungen bei weitem nicht den beredten Ausdruck schriftlich zu geben, als sie es mit ihren frischen Lippen und glänzenden dunklen Augen vermochte. Und auch das, was sie schrieb, war so anders als das, was sie lebte. Die Unermüdliche, ewig Heitere und Mutige erschien in ihren Briefen gedrückt, verzagt, zuweilen verzweifelt. Das war ja auch natürlich in Erwägung der Zeit und der Umstände. Und es geht überhaupt manchem so; sobald er sich zum Schreiben niedersetzt, ist es, als wenn sein guter Genius ihn verließe; besonders dem Thätigen, der sein Glück im Schaffen findet, wenn er plötzlich gehemmt wird, gezwungen, den Blick nach innen zu kehren, nachzudenken über sich und die Welt. La réflexion est la douleur, sagt ein neuerer Dichter. In diesem Falle wenigstens hatte das seine Richtigkeit. Und der Schmerz verschönt nicht immer, besonders dann nicht, wenn er nicht den entsprechenden Ausdruck findet.

So waren Jahre vergangen. Und als nun endlich die Entscheidung nahte, da waren trotz der großen Begeisterung, die Volk und Herrscher ergriffen hatte, die Aussichten so ungewiß, ein ehrenvoller Untergang auf dem Schlachtfelde fast das Höchste, was zu erringen war, daß auch den Verlobten Friederikes die Zuversicht verließ, mit der er bis dahin auf die Verwirklichung seiner Pläne gehofft hatte. Er glaubte daher in seinem Gewissen es nicht länger verantworten zu können, ein junges, noch zu so vielen Ansprüchen im Leben berechtigtes, und jedenfalls zur Sicherung ihrer Zukunft auf den Beistand eines liebenden Gatten angewiesenes Mädchen an sein höchst ungewisses Schicksal gefesselt zu halten. Möglich, daß auch aus den angedeuteten Gründen der Wunsch dazu in ihm nachgelassen hatte; gewiß aber ist, daß der folgende Brief aus der reinen Absicht entstand, dem Glück der Geliebten nicht hinderlich zu sein.

Wie nämlich aus den Aufzeichnungen meines Großvaters, die ich hier zum Teil im Wortlaut anführen möchte, hervorgeht, schrieb dieser zu der angegebenen Periode, und zwar nach den unglücklichen Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen, an Friederike, „daß die gegenwärtigen kriegerischen Verhältnisse es nicht zuließen, eine eheliche Verbindung zu gründen, und es dem höheren Wesen anheim zu stellen sei, ob er dereinst gesund aus dem Schlachtengetümmel zurückkehren würde, um das Weitere in dieser heiligen Angelegenheit zu verfolgen." Im Falle während des Krieges sich Gelegenheit für sie bieten solle, an der Seite eines wackeren Mannes eine glückliche Existenz zu finden, so verzichte er auf fernere Ansprüche und wolle ihr nicht hinderlich sein. Damit hatte der im äußeren, lebenbedrohenden Kampfe Begriffene — und vielleicht deshalb wurde ihm der innere Kampf leichter und gelangte er rascher zum Entschlusse — sein Gewissen beruhigt; er glaubte gegen das geliebte Mädchen seine Schuldigkeit gethan zu haben — auch dann noch, als er Grund erhielt zu vermuten, daß sie selbst diese seine Auffassung nicht teile. Sein Brief blieb nämlich unbeantwortet.

Dieses Stillschweigen erschien ihm wie Trotz, wie ein Mißverstehen seiner redlichen selbstlosen Absicht. Und gerade das ließ ihn noch leichter über das Entsagen hinwegkommen. Am Ende hatten sie doch nicht so füreinander gepaßt, als er geglaubt hatte. Sein tieferes feineres Empfinden wäre in dieser Verbindung ewig unverstanden geblieben. Er hielt es zuletzt für eine gütige Fügung des Schick-

sals, daß alles so gekommen sei. Die täglichen Gefahren und Kämpfe zerstreuten ihn — und als endlich das Unerwartete sich ereignete, als der Sieg sich dem Vaterlande wieder zukehrte, als alles auflebte in neuer Hoffnung und neuer Lebenslust, da war auch er ein anderer geworden. Die ungeheuren Erlebnisse, der Umschwung aller allgemeinen und seiner persönlichen Verhältnisse hatten jene Periode seines Lebens in eine fast unkenntliche Ferne gerückt; ganz andere Zukunftsträume als damals erfüllten seine Seele, Träume, die, wie wir gesehen haben, mit dem Eintritt in das Haus des Herrn von L. eine bestimmte Gestalt angenommen hatten. Wie hätte in dieses glänzende Zukunftsgemälde, in dem die ätherische Gestalt der holden Französin den alles beherrschenden Mittelpunkt bildete, wie hätte da hinein die sonnengebräunte, hoch und stark gewachsene Friederike gepaßt, das laut fröhliche, ungeschulte Mädchen, welches ihm einst als Arbeitsgefährtin so begehrenswert erschienen war? Sie als Repräsentantin eines glänzenden Haushaltes, als Leiterin geistvoll witziger Unterhaltung?! Er konnte sie sich eher vorstellen, wie sie eine etwas zu unzweideutige Huldigung durch eine kräftige Handbewegung zurückweisen würde, selbst auf die Gefahr hin, daß diese ihren Ziel- und Endpunkt erst auf der Wange des Zudringlichen finden könne, als daß er sie für fähig hielt, ein zierlich gedrechseltes Kompliment, wenn es gut gemeint, mit Grazie entgegen zu nehmen, oder ihm, wenn es nicht in der lautersten Absicht ausgesprochen wurde, durch einen leichten, wohlgezielten Gegenschlag die giftige Spitze abzubrechen. Nein, seine ganze Zukunft, das heißt, was er jetzt seine Zukunft nannte, hätte er in dieser Verbindung aufgeben müssen, darauf verzichten müssen, die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Denn auch er hatte ja gearbeitet, und war auch sein Thun kein friedliches gewesen, so doch auch kein nur zerstörendes; auch er hatte gebaut an der Stärke und Sicherheit des Vaterlandes, auf dem Grunde, auf dem alles übrige erst sich bauen läßt. Und auf den Lohn für diese seine schwierige Arbeit sollte er verzichten; statt einem heiteren Lebensgenusse und einem fast mühelosen und dabei des ehrendsten Erfolges sicheren Schaffen sich hinzugeben, sollte er sich einer neuen Arbeit zuwenden, die ihm jetzt gar nicht mehr so lockend erschien, in der er sich noch nicht erprobt hatte, die ihm vielleicht bald überdrüssig werden oder ihn zu einem keineswegs ersprießlichen Ziele führen würde?!

Und so, mit dem letzten Reste des Wunsches hatte sich auch das letzte Band gelöst, welches ihn geistig noch mit dem Mädchen, das zu besitzen er einst für die höchste irdische Glückseligkeit hielt, verknüpft hatte. Er hatte sich frei gefühlt, frei von allen Verpflichtungen der Vergangenheit, frei, ein neues Leben zu beginnen, neue Wünsche zu hegen und auszubauen. Und wenn ihn noch etwas abgehalten hatte, diesen Wünschen einen Ausdruck zu geben, der sie zur Verwirklichung führen mußte, so war es keine Überlegung, kein Erinnern, kein Bedenken, sondern ein instinktives Gefühl, eine unbestimmte Furcht, als könne, sobald er den Mund öffnen würde, um das entscheidende Wort zu sprechen, sich etwas vor ihm aufrichten, das ihn auf immer hindern würde, sein Glück zu ergreifen — ein Etwas, über dessen Natur er sich durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Und nun, da er endlich entschlossen war, zu sprechen, fest entschlossen — denn auch jenes instinktive Gefühl hatte sich im Angesicht der sich plötzlich darbietenden und drängenden Gelegenheit einen Moment zur Ruhe begeben —, da war es auf einmal wieder da, das geheimnisvolle Etwas. In der Stille der Nacht war es leise an sein Bett getreten und hatte leise seinen Namen gerufen — und wie er jetzt, mitten in der Finsternis, die längst vergessen und begraben geglaubte Vergangenheit plötzlich vor sich sah als helles, klares Gestern, da war er sich

auch auf einmal ganz deutlich bewußt, daß er nicht frei sei, daß er diesem Gestern viel mehr und viel sicherer angehöre als dem Morgen, das ihm die Erfüllung seiner Wünsche, seiner heißesten, schon so gut wie gewährten Wünsche, bringen sollte. Nein, er war nicht frei. Ein Eheversprechen ist kein Vertrag, der sich einseitig kündigen ließe — und sie hatte ihm sein Wort nicht zurückgegeben. Er wußte es jetzt mit einemmal, was er die Jahre daher auch nicht einmal geahnt hatte, warum sie seinen Brief nicht beantwortet, nicht hatte beantworten können. Sein Anerbieten annehmen, und bloß für den Fall, daß sich eine gute Partie für sie nicht fände, ihn festzuhalten, das wäre doch nicht gegangen. Und ihm auch ihrerseits sein Wort zurückgeben? Sie hätte also die Zukunft ihres Lebens, ihre Liebe und Sehnsucht, alles, was sie in dieser trüben Zeit noch ihr eigen nannte, den letzten Schimmer der Hoffnung selbst zerstören sollen? — Der arme Kapitän! Er wälzte sich lange auf seinem Lager herum und suchte vergeblich in seinem Geiste nach einem Rat und Entschlusse — bis er es endlich aufgab, durch eigene Kraft einen Ausweg aus diesem Labyrinthe zu finden, und die Hände faltete und so endlich wieder in Schlaf versank.

Als er am nächsten Morgen erwachte, war es ihm wüst im Kopfe, und er hatte kein klares Bewußtsein davon, was er in der Nacht alles geträumt und gedacht hatte. Er kleidete sich nach seiner Gewohnheit rasch an, und als er sein Arbeitszimmer betrat, schien ein heller Sonnenstrahl auf seinen Schreibtisch und spiegelte sich in der Vergoldung des zierlichen Büchleins, das darauf lag — und es durchzuckte ihn wie ein freudiger süßer Schauer — ein Lächeln flog über sein Gesicht — aber im nächsten Augenblick ward er wieder ernst, sehr ernst — denn neben dem Album lag ein Brief, den sein Diener für ihn dahin gelegt hatte — ein Brief, der nicht viel anders aussah als andere Briefe; und in der Entfernung konnte der Hauptmann auch nicht die Handschrift der Adresse und den Stempel des Aufgabeortes erkennen — und doch wußte er ganz genau, was der Brief enthielt: die Entscheidung seines Schicksals.

* * *

Der Hauptmann hatte sich gegen die Mittagstunde bei Fräulein von L. anmelden lassen — er wußte keinen anderen Weg als diesen direkten und nicht ganz der Sitte gemäßen, um sich dessen, was er ihr und nur ihr allein mitzuteilen hatte, zu entledigen. Und nun stand er vor ihr, in militärischer Haltung, ernst, fast feierlich — und sie sah ihn mit ihren sinnenden und dabei doch so kindlich naiven, zärtlich blickenden Augen an, erwartungsvoll, fragend und etwas verwundert. Sie mochte wohl in ihrem Köpfchen denken, daß die preußischen Offiziere eine seltsam ceremoniöse und so zu sagen dienstliche Art hätten, ihre Liebeserklärungen anzubringen; ganz anders, als die deutschen Dichter so etwas schildern. Als er aber mit dieser Liebeserklärung überdem auch jetzt noch, da er doch offenbar zu keinem anderen Zwecke diese Unterredung nachgesucht hatte, so merkwürdig lange zauderte, richtete sich ihr Blick unwillkürlich auf den Gegenstand, den der Hauptmann in der Hand hielt, und sie sagte lächelnd: „Mein Album! das ist schön von Ihnen, Herr Kapitän, daß Sie meinen Wunsch noch erfüllt haben."

Mit einer stummen Verbeugung überreichte er ihr das kleine Buch.

Fräulein von L. öffnete es rasch — und ihr liebliches Gesicht, das vorher von einer zarten Röte innerer Bewegung überhaucht gewesen, wurde plötzlich so weiß wie das leere Blatt, auf das ihr Blick fiel — und so ernst wie das Antlitz des ihr Gegenüberstehenden. Ihre Hand zitterte, als sie hastig einige Seiten umblätterte.

„Sie haben mir nichts, gar nichts hineingeschrieben, Herr Hauptmann?" sagte sie endlich mit leiser, unsicherer, das Weinen mühsam bekämpfender Stimme.

„Nein, mein Fräulein,“ erwiderte ernst und fest der Hauptmann. „Nichts.“

„Und warum nicht?“ rief sie jetzt, die Thränen niederkämpfend, fast zornig.

„Weil ich das, was ich in dieses Buch schreiben wollte, und wodurch ich allein dem, was ich für Sie empfinde, einen Ausdruck hätte verleihen können — weil ich das nicht hineinschreiben darf.“

„Wie, Sie dürfen nicht?! Und wer könnte es Ihnen verbieten, wenn's beliebt?“

„Meine Pflicht, Fräulein von L.“

„Ah!“

„Hören Sie mich, mein Fräulein.“

Und nun begann der Hauptmann zu erzählen. Wir wissen, welches Geständnis er der Dame seines Herzens zu machen hatte. Nur das, was den Schluß seiner Erzählung bildete, den Inhalt des Briefes, den er am Morgen auf seinem Schreibtische gefunden hatte, kennen wir noch nicht.

Dieser Brief war von einem nahen Freunde der Familie am Ostseestrande geschrieben. Er enthielt zuerst eine kurze Aufklärung darüber, warum Friederike den Brief des Hauptmanns, durch den er sie freigab, nicht beantwortet hatte — eine Bestätigung dessen, was der Hauptmann sich schon selbst gesagt hatte; dann eine Skizze von dem, was der Familie seitdem widerfahren. Der Vater war gestorben, die kleine Wirtschaft aufgelöst. Die ältere Schwester hatte sich mit einem tüchtigen Mann verheiratet und die kranke Mutter zu sich genommen. Friederike befand sich bei einem Bruder, der eine Stelle bei der Armeeverwaltung bekleidete. Sie habe mehrere Anträge, die ihr gemacht worden waren, ausgeschlagen; sie betrachte sich nicht als frei — äußere zwar keine Hoffnung, aber auch keine Verzweiflung, sie habe mit größter Spannung den Lauf der kriegerischen Ereignisse verfolgt, manchmal mit offenkundiger tiefster Besorgnis, bei Siegesnachrichten freudigst ergriffen. Jetzt sei sie ruhig, mutig, energisch, wie immer, aber mit einem Schatten von Melancholie. Zuweilen äußere sie, als käme es ihr wider Willen über die Lippen: „Wüßte ich nur, ob er noch lebt!“ Mit einem Wort: sie warte. — Er, der Freund, halte es für seine Schuldigkeit, da er zufällig erfahren, wo sich der Herr Hauptmann gegenwärtig aufhalte und daß er sich wohl befinde, ihn von dem Vorstehenden in Kenntnis zu setzen. Friederike habe er nichts davon gesagt, um sie nicht allzu jäh aus ihren Hoffnungen zu reißen, wenn sich etwa herausstellen sollte, daß der Mann, auf dessen Liebe und Treue sie im stillen gewiß immer noch fest baue, inzwischen anderer Meinung geworden sei. Aber er halte es doch für notwendig, irgend eine Entscheidung herbeizuführen.

„Dies, mein Fräulein, ist meine Geschichte,“ schloß der Hauptmann. „Dies der Grund, warum ich nichts in Ihr Album geschrieben. Den Entschluß, den ich gefaßt habe, brauche ich Ihnen nicht mitzuteilen, auch nicht, was es mich kostet, auf ein Glück zu verzichten, wie ich es edler, schöner, begehrenswerter nicht zu träumen vermochte. Es bleibt mir nur noch, um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihnen nicht schon längst dieses Geständnis abgelegt habe, das Sie soeben vernommen. Aber ich täuschte mich über die Lage der Dinge, über mich selbst. Der Mensch täuscht sich so leicht und so gern, wenn er einem heiß ersehnten Ziele nachstrebt.“

Bleich, stumm, das Auge in die Ferne gerichtet, die zarten Lippen fest zusammengepreßt, hatte Fräulein von L. den Worten des Hauptmanns zugehört — und nachdem er geendet, hatte sie noch eine ganze Weile geschwiegen. Jetzt sah sie ihn an.

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Herr Kapitän. In mir haben Sie sich nicht getäuscht; ich verstehe Ihren Entschluß. Mag er Ihnen leicht geworden sein oder schwer, es ist der rechte.“

Die Stimme schien ihr einen Augenblick zu versagen, wenigstens machte sie eine kurze Pause. Dann erhob sie ihre rechte Hand, die mit dem jetzt wieder verschlossenen Album an ihrer Seite herab-

gesunken war, und hielt es dem Hauptmann hin.

„Hier, dieses kleine Buch, auf dem mein Name steht, bitte ich Sie, zu behalten. Für mich würde es nur ein schmerzliches Andenken sein, Sie kann es nur an Gutes erinnern, an das Gute, das Sie selbst gethan, und an eine Freundin, die es immer wohl mit Ihnen meinen wird. Ich möchte nicht von Ihnen vergessen sein."

So ungefähr sprach Fräulein von L., während der Hauptmann das Album in Empfang nahm und dann ihre Hand, diese ihm so teure, ihm jetzt willig überlassene Hand ergriff und an seine Lippen führte. Als er sein Gesicht wieder erhob, blickte er in zwei schöne blaue Augen, die voll Thränen standen. —

Man kann sich denken, daß das Abschiedsmahl, welches an diesem Abend im Hause des Obersten von L. stattfand, keinen sehr heiteren Verlauf nahm.

Am nächsten Morgen verließ der Kapitän mit seiner Batterie D. Die dankbaren Einwohner des guten Städtchens verehrten ihm zum Abschied feierlich einen reich vergoldeten und sehr kunstvoll gearbeiteten Ehrendegen und eine Tabakdose mit dem großen in Gold getriebenen Medaillonbildnis Ludwigs XVIII., „welche beiden Geschenke," so schreibt mein Großvater in seinem Tagebuche, „mich sehr erfreuten. Sie mögen meine Kinder daran erinnern, daß sie unter allen Umständen ihre Pflicht thun."

Ja, Großväterchen, wenn das nur nicht manchmal so schwer wäre!

— — — — — — — — — — —

Wie schwer!

Wenn auch „seine Pflicht thun" weiter nichts heißt, als thun, was das einzig Vernünftige, das Notwendige, das Beste für uns ist, so bleibt doch dieses Beste in so vielen Fällen recht schwer zu beschaffen und fordert von uns zuweilen ein Entsagen auf Wünsche und Hoffnungen, die uns oft teurer sind als das Leben. Und zum Überflusse fehlt uns auch in solchen Fällen selten der weltkluge wohlmeinende Freund Carlos, der uns mit sieghafter Beredsamkeit alles das zu thun rät, was wir selbst leider nur zu gern thun möchten.

Warum folgen wir ihm dann nicht? Warum bestehen wir eigensinnig darauf, den anderen Weg zu gehen, der uns selbst nicht gefällt? — Nun, weil wir eben doch ganz genau wissen, daß der Weg, der uns gefällt und auf den uns die Welt leiten möchte, die Welt, die nicht weiß und der es auch ganz gleichgültig ist, was wir brauchen, sondern die uns immer nur so haben möchte, wie sie uns gerade braucht, — daß dieser Weg uns nicht zum Heile führen würde. Sich selbst treu bleiben gilt es vor allem, damit man sich selbst vertrauen kann — und meinetwegen auch, damit die anderen das Vertrauen zu uns nicht verlieren.

Und dann ist's gut, dann mag kommen, was will. Trägt es uns Ehrendegen ein und goldene Tabatieren, um so besser. Wir verschmerzen es dann vielleicht um so eher, wenn daneben in einem Winkel unseres Schreines auch noch ein Büchlein liegt, bei dessen Anblick wir uns der Wehmut nicht erwehren können.

Und wer besäße nicht ein solches Album, diese Handvoll unbeschriebener Blätter, die uns an so vieles gemahnen — an alle die unerfüllten Hoffnungen und Wünsche, an alles, was hätte sein können — und nicht war.

Nun, hebt es gut auf; auch so ein leeres Album hat seinen Wert. Aber wenn ihr klug seid, so blättert nicht allzu häufig darin, oder besser noch, schließt es zu und legt den Schlüssel beiseite, wie mein Großvater es machte.





Zur Aussprache der Fremdwörter.

Von

Ernst Eckstein.

Daß die Bestrebungen der „Sprachreiniger" niemals die vollständige Verbannung des Fremdwortes aus unserer Sprache erzielen werden, geben selbst die Heißsporne dieser Bewegung zu, indem sie erklären, ihr Kampf gelte nur den „überflüssigen" Fremdwörtern. Es sei hier nicht weiter erörtert, daß die Bezeichnung „überflüssig" eine sehr unklare Grenze bedeutet; dieweil z. B. ein Zuckerbäcker — und Leute dieses Berufs stehen in verschiedenen deutschen Städten mit an der Spitze des nationalen Sprachkampfes — den Ausdruck „Idealität des Raums" für höchst überflüssig erachten kann, während der Philosoph daran festhalten möchte. Wir konstatieren ganz einfach die Thatsache, daß es auch in der Meinung der wütendsten Fremdwörterfeinde notwendige Fremdwörter giebt; daher denn die Frage nach ihrer Aussprache selbst für den einseitigsten Deutschtümler von praktischem Wert ist. Allermindestens bleiben uns doch die fremdländischen Eigennamen, die wir in den Text unserer Sprache unverdeutscht herübernehmen. Es geht nicht an, aus dem General Boulanger einen Heerführer Bäcker, aus dem Advokaten Gambetta einen Rechtsanwalt Beinchen zu machen. Diese Fremdwörter und zahlreiche andere müssen wir wohl oder übel in ihrer ausländischen Urform bestehen lassen.

Nach welchem Grundsatz verfährt nun der Deutsche, wenn er ein solches Fremdwort innerhalb des Zusammenhangs eines deutschen Satzes ausspricht?

Die Antwort lautet: Streng genommen nach gar keinem Grundsatz; vielmehr gilt hier das Wort von dem usus tyrannus, von dem allgewaltigen Sprachgebrauch, der uns häufig genug das Falsche, ja Widersinnige aufnötigt, just weil er der unerbittliche usus tyrannus ist.

Merkwürdige, durch die Sprachgewohnheit geheiligte Irrtümer finden sich auch innerhalb unseres deutschen Wortschatzes; ungestraft aber, ohne dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, kann hier der Einzelne nicht gegen die allgemeine Verblendung ankämpfen. So macht es noch immer einen etwas gezierten Eindruck, wenn wir „Sintflut" statt „Sündflut" sagen, obgleich das erstere eigentlich das allein Richtige ist. Aber das Volk, das die „Sintflut", d. i. „die große Flut", nicht verstand, machte daraus die begrifflich ja außerordentlich passende „Sündflut", und so umgeformt ist uns das Wort in Fleisch und Blut übergegangen. Erst seit einiger Zeit wird durch den Einfluß der Schule die „Sintflut" hier und da wieder zu Ehren gebracht, volkstümlich aber wird sie denn doch nicht, trotz dieser allzuklugen „Verbesserung". Noch überraschender ist der Fehler bei dem Worte „ereignen", das ursprünglich „eräugnen" lautet, d. h. „vor die Augen bringen". Jeder wissenschaftlich Gebildete kennt diesen Irrtum. Nur dem Pedanten aber, dem Unverständigen, der

das Recht eines sprachgestaltenden Volkes nicht zu begreifen vermag, wird es je beifallen, das allgemeingültige Mißverständnis abändern und jetzt im neunzehnten Jahrhundert das längst vergessene „eräugnen" wieder herstellen zu wollen.

Die Aussprache der Fremdwörter im Deutschen unterliegt also, wie gesagt, einer nicht zu berechnenden Willkür. Ich meine hierbei die wirklichen Fremdwörter, vornehmlich diejenigen, deren ursprüngliche (fremdnationale) Aussprache mit den Gesetzen der deutschen Lautbezeichnung im Widerspruch steht oder durch deutsche Buchstaben nicht vollständig wiederzugeben ist.

Der natürliche Grundsatz bei der Anwendung solcher Fremdwörter — dafern sie nicht direkt als die unveränderten Bruchstücke einer fremden Sprache herübergenommen werden — ist die thunlichste Anlehnung an das Deutsche. In der That herrscht dieser Grundsatz bei einer großen Anzahl derartiger Wörter vor.

Als unveränderte Bruchstücke der fremden Sprache gelten z. B. die französischen Wörter in den nachstehenden, sie umkleidenden Sätzen:

„Unter den Klängen des ‚Allons, enfants de la patrie' warfen die Truppen sich ostwärts auf die Verschanzungen."

„Das ‚Juste milieu' des Bürgerkönigtums war ein höchst unfruchtbares Princip."

„Mit dem Worte ‚de' bezeichnet der Franzose den Genitiv."

In diesen Fällen hat natürlich die Aussprache nichts an den französischen Wörtern zu ändern; vielmehr soll und muß sie — so gut es die Fähigkeit des Sprechers erlaubt — an die französische Originalaussprache sich anlehnen.

Anders verhält es sich, wenn das französische Wort nicht als Wort, sondern als Dingbezeichnung mit im Zusammenhange des Satzes steht. Hier greift in der Regel eine Umgestaltung Platz, die nur um deswillen unbemerkt bleibt, weil wir für die alltäglichsten Eindrücke am wenigsten Beobachtungsgabe und Aufmerksamkeit haben. Derselbe Mensch, der mit vollkommener Beherrschung der französischen Aussprache das französische Wort salon so ausspricht wie der Pariser, d. h. mit dem reinen Nasallaute am Schlusse des Wortes, ohne den leisesten Anklang eines ng-Lautes oder gar eines diesem ng-Laute angehängten Gaumentons (g oder k), sagt im Deutschen (wenn er nicht affektiert spricht): „Treten Sie in den Salong," mit dem gleichen ng-Laut, der in „Drang", „Schwung" oder „Armstrong" zu hören ist. Der sprachlich ungeübte Berliner sagt allerdings, auch wenn er französisch reden will, „le salong", da der Nasallaut ihm unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet.

Ganz wie „Salong" sagen wir auch häufig „Lyong", und nicht nach französischer Weise Lyon (lyoñ), weil diese große und altberühmte Stadt uns von früh an geläufig ist. Hier hat also, wie bei dem Worte „Salon", eine Art Assimilierung an den neuhochdeutschen Sprachgeist stattgefunden, der den Nasallaut nicht kennt. Minder bekannte Städtenamen dagegen, wie Nyon und Dijon, sprechen wir nach französischer Art, was den Oberdeutschen nicht schwer fällt, da sie bekanntlich schon vielfach in ihrer heimatlichen Mundart den Nasallaut besitzen; so z. B. pfälzisch mei˜ Fraa = meine Frau.*

Ebenso deutsch behandeln wir das dem Französischen entlehnte Wort „Garderobe", welches wir entweder so, wie es geschrieben wird, oder doch nur mit Verschluckung des ersten e aussprechen, während das Wort im Französischen gard'-robb' lautet. Beiläufig gesagt, ist dieses scheinbar französische Wort ein urdeutsches, dessen Bestandteile aus dem Althochdeutschen nach Frankreich hinübergingen, um von dort in romanisierter Gestalt wieder entlehnt zu werden. Garder = bewahren ist das neuhochdeutsche „warten", und robe = das Kleid entspricht einem verloren gegangenen gotischen rauba, wovon biraubon = einen ausziehen, ihn berauben.

* Das ˜ bezeichnet nach dem Vorgang des Portugiesischen den Nasallaut.

Ähnlich wie den Nasallaut behandeln wir auch das Doppel-L (ll), das im Französischen beinahe wie unser j lautet. Wir sprechen das Wort Marseille nicht Marsej', sondern Marsellje aus; ebenso das bei uns volkstümlich gewordene canaille = kanallje, nicht kanaj', bataille = batallje, nicht bataj' u. s. w.

Überhaupt gilt so ziemlich die Regel, daß wir die fremdländische Bezeichnung großer bekannter Städte schlechthin nach unserer Art aussprechen, unbekümmert um die landesübliche Originalaussprache. Früher ging der Deutsche in dieser Selbständigkeit so weit, daß er die Originalwörter (meist lateinische) ganz nach deutschen Laut- und Sprachbedürfnissen umbildete. Eine nicht geringe Anzahl dieser germanisierten Städtenamen hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. So sagen wir, unbeirrt durch das Milano der Italiener, nach altdeutschem Vorbild „Mailand" — eine selbständige Umgestaltung des lateinischen Mediolanum. Wir sagen „Venedig", nicht „Venezia", „Rom", nicht „Roma", „Neapel", nicht „Napoli", „Florenz", nicht „Firenze". Das dänische Kjöbenhavn, altnordisch Kaupmannahavn, weisen wir von der Hand und sagen deutsch „Kopenhagen". Das Gleiche gilt von Warschau und Moskau, deren slavische Form sich von der deutschen wesentlich unterscheidet. Auch sprechen wir unserer Schreibweise gemäß „Edinburg", „London", „Paris", nicht mit den lautlichen Veränderungen der Originalaussprache. Im Volke hat sich sogar die Aussprache „Sédan" mit dem Ton auf der ersten Silbe und der vollständigen Außerachtlassung des nasalen Auslautes festgesetzt, was mir durchaus berechtigt erscheint.

Die Slaven, zumal die Russen, verfahren bei der Bezeichnung fremdländischer Städte- und Ländernamen rc. umgekehrt, wie das deutsche Volk mit dem Worte Sedan verfahren ist. Der Russe behält die fremdländische Aussprache bei und giebt sie mit den russischen Schriftzeichen so gut wieder, als dies möglich ist. So heißt die italienische Stadt Reggio im Russischen Redshio. Das hier gebrauchte sh ist die Wiedergabe des siebenten russischen Buchstabens, des Schiwete, dessen Aussprache der des französischen j entspricht, also weicher ist als unser sch. Das englische Cambridge schreibt der Russe der Originalaussprache angepaßt Kambridsch, das französische Blois wird zu Bluá (mit dem Accent auf der letzten Silbe). Ähnlich verfährt der Slave mit anderen Eigennamen. Der Weltumsegler Cook heißt im Russischen Kuk, der Polizeiminister Foucher heißt Fusche rc.; ja, mit wenig Ausnahmen gilt dies Princip überhaupt bei den nicht assimilierten Fremdwörtern.

Wenn wir Deutsche uns bei französischen Wörtern in der oben geschilderten Weise verhalten, so stehen wir zu den übrigen Sprachen auf einem etwas veränderten Standpunkt. Die Kenntnis des Französischen oder doch wenigstens seiner Aussprache durchdringt in Deutschland die weitesten Schichten des Volkes. Jedes Kind, das auch nur eine Dorfschule besucht hat, liest das französische Wort Menagerie trotz der beibehaltenen Originalschreibweise richtig, d. h. annähernd richtig; denn auch der Gebildete spricht im deutschen Zusammenhang das g im Worte Menagerie genau wie das sch in „rasch" aus, obgleich dies g im Französischen weich lautet, wie das oben erwähnte Schiwete des Russen.

Diese „Richtigkeit" ändert sich stark bei den italienischen und nun vollends den englischen, spanischen, portugiesischen Wörtern. Hier hat die Unsicherheit und Willkür schon den breitesten Spielraum.

Von dem Gebildeten, selbst wenn er kein Italienisch versteht, setzt man freilich voraus, es sei ihm bekannt, daß man das italienische c vor e und i wie tsch, und das italienische g vor e und i wie dsch spricht. Trotzdem hört man bei jeder Gelegenheit neben dem richtigen „Madschenta" das unitalienische „Mag-enta", was aus gewissen höheren Gesichtspunkten gar nicht so unberechtigt erscheint. Ob ein derartiges ausländisches Wort richtig oder falsch ausgesprochen wird,

das hängt übrigens wesentlich davon ab, auf welchem Wege es zu uns gedrungen ist, ob durch das Ohr oder durch das Auge, durch die mündliche Mitteilung oder etwa durch die Berichte der Zeitung. In Wien z. B. spricht man den Namen des ungarischen Staatsmannes Andrassy richtig „Andraschy" aus, weil man mit der östlichen Reichshälfte in direktem Verkehr steht und diesen Namen hundertmal von Ungarisch verstehenden Leuten aussprechen hört; in Deutschland dagegen heißt der Mann unwiderruflich „Andrassy". Was in Österreich ganz selbstverständlich und einfach klingt, würde in Deutschland für affektiert gelten. Die Schweizer sagen daher durchweg „Madschenta"; sie haben schon durch die eigentümliche Gestaltung ihres Gemeinwesens, das auch Italiener umfaßt, und durch ihre geographische Lage mehr Fühlung mit dem Italienischen.

Jedenfalls nähert sich auch die verdeutschte Aussprache „Mag-enta" weit mehr dem Geiste des Originals als die geradezu sprachwidrige Verballhornung, die sich der Franzose mit diesem Wort wie mit den meisten Fremdwörtern erlaubt. Er spricht nämlich Ma-schañ-tâ (mit dem Accent auf der letzten Silbe), und reimt dieses Wort unverfroren auf es-tu là?, während bei uns Magenta nur auf Pollenta und Ähnliches reimen würde.

Wir sagen auch meist Tschitschisbeo (Cicisbeo) und Benvenuto Tschellini (Cellini), während man neben dem richtigen Tschitscherone (Cicerone) häufig das unitalienische Zizerone hört, wohl veranlaßt durch das uns geläufige lateinische Cicero.

Der Berliner hält mit eiserner Konsequenz an der Tacklioni (Taglioni) fest, während man anderwärts richtig Talljo'ni ausspricht. Auch den Fluß Oglio lernen schon die Bezirksschüler „Olljo" aussprechen, desgleichen den Garigliano nicht „Garickliano", sondern „Gariljano" rc.

Unklarer ist sich das deutsche Publikum über die Frage, wie es mit dem italienischen che und chi zu halten sei. Hier überwiegt meist die inkorrekte Vermutung, das italienische che und chi müsse wie das französische che und chi (= sche und schi) ausgesprochen werden. Bei einzelnen Kombinationen verwechselt man wieder dies italienische che und chi, das richtig wie ke und ki lautet, mit dem italienischen ce und ci und spricht zum Beispiel statt Tschiwita weckia (Civitá vecchia) total verkehrt Tschiwita wettschia.

Die Kenntnis des Spanischen ist noch minder verbreitet als die des Italienischen. Demungeachtet sollte wohl jeder Gebildete wissen, daß man das spanische ll = llj spricht. Als Kind schon haben wir alle das Wort Sevilla (sprich Sevillja) in richtiger Form gehört: „Nach Sevilla, nach Sevilla", und „der Barbier von Sevilla". Das Gleiche gilt von Murillo (sprich Murilljo). Auch daß der spanische Buchstabe j (früher x geschrieben) wie ein möglichst rachenkatarrhalisches ch, rauher noch als das deutsche ch in „doch" und „Koch", lautet, ist allbekannt. So spreche man denn getrost von der Schlacht von Cheres (Jerez); früher sagte man freilich Xeres, wie man Xerxes sagt. Ob es aber zweckmäßig ist, das uns längst in Fleisch und Blut übergegangene Mexiko, das so schön an Lexikon anklingt, in ein „korrekteres", aber dem usus tyrannus zuwiderlaufendes „Mechiko" umzuwandeln, scheint mir fraglich.

Barcelona mit der falschen z-Aussprache des c (das eigentlich wie ein gelispeltes s mit einer leichten Hinneigung zu dem gelispelten englichen th lautet) ist eingebürgert. Wer es in deutscher Konversation anders, d. h. echt spanisch ausspricht, macht den Eindruck der Affektation.

Häufiger als im Punkte der Aussprache versündigt der Laie sich bei den spanischen Wörtern im Punkt des Accents. Man hört, um nur das Gröbste herauszugreifen, hundertmal Gránàda und Corbóba, statt Granáda und Córdòba.

Von portugiesischen Wörtern gebraucht der Deutsche vornehmlich die Bezeichnung eines Liqueurs, die er fälschlich „Curassáo" ausspricht, während das Originalwort curaçāo (buchstäblich das lateinische

curatiónem, „Heil“, „Heilung“; Name der bekannten westindischen, jetzt zu Holland gehörigen Insel) den Accent auf der letzten Silbe und überdies den Nasallaut hat, also nach Analogie des mehrfach erwähnten „Salong“ zu „Curassóng“ ausgeprägt werden mußte.

Eine besonders heikle Stellung nimmt das Englische ein. Bei dem entsetzlichen Widerstreit zwischen der Aussprache und der Orthographie, an welchem das Englische leidet, kann man dem deutschen Publikum, das dieser Sprache nicht mächtig ist, unmöglich zumuten, die in die deutsche Alltagssprache übergegangenen englischen Wörter und Phrasen oder die Namen der Tagesgrößen ꝛc. richtig zu sprechen. Auch hier thut der Gebrauch alles. Jedermann kennt den Anfang der englischen National-Hymne: God save the king. Die meisten Nicht-Englisch-Verstehenden (ja auch mancher, der es „besser gelernt hat“) sagen konstant: God sehf se king. Das engliche th — angelsächsisch durch eine besondere Rune bezeichnet — ist der Zunge des Oberdeutschen ebenso unaussprechlich, wie dem englischen Gaumen unser ch (ich, doch). A selfmade man geht noch halbwege; time is money desgleichen, wiewohl das ey in money fast durchweg wie eh gesprochen wird, was durchaus falsch ist. Solche vollständige Phrasen sollte man, wie oben schon angedeutet, entweder gar nicht gebrauchen oder mit richtiger englischer Aussprache. „Ein selbstgemachter Mann“ und „Zeit ist Geld“ besagen ja wörtlich dasselbe. Wozu also englisch, noch dazu, wenn man der Sprache nicht mächtig ist? Anders jedoch verhält es sich mit gewissen längst eingebürgerten Ausdrücken, die sich nur schwer verdeutschen lassen. So hört man z. B. das Wort jockey, das englisch „dschocki“, beinahe „dschacki“ gesprochen wird, vielfach bereits halbdeutsch „dschokei“ oder „schockei“ aussprechen; über kurz oder lang sagt man vielleicht „jockei“. In Zürich hörte ich von der Bühne herab: „Wir stricken.“ Die Leute wollten sagen: „Wir striken“ oder: „Wir streiken.“ Das klang lächerlich, weil es ein deutsches Verbum „stricken“ giebt, das etwas anderes bedeutet; sonst wäre es zweckmäßig. Gegenwärtig schreiben die meisten Blätter Streik, streiken, aber man spricht das Wort dennoch nicht englisch aus. Man sagt nicht s-treik, sondern sch-treik.

Ferner: Wir sagen: der Lörd, und reimen den „Lord“ auf „Mord“. Es fällt uns nicht ein, das englische „Lährd“ nachzuahmen. Wir haben das Wort zunächst durch das Auge kennen gelernt. Wir wissen nicht, daß der angelsächsische hlåford (hlåfward = der Laibward, der Brotherr) darin steckt und daß die Aussprache demgemäß lang ist.*

Wir sagen — oder viele wenigstens sagen —: Lord „Palmerston“, just wie's geschrieben ist, unbekümmert darum, daß die Engländer in ihrer schauderhaften Verstümmelung der Eigennamen so und so viele Buchstaben verschlucken und „Pa'm'rst'n“ sprechen.

Wir sagen allerdings „Schäckspihr“ (= Shakespeare), weil uns dieser Name von Kindheit an eingeprägt ist und die völlig antinationale Aussprache so weltberühmter Namen eine Absurdität wäre. Nur die Engländer selbst gestatten sich diese Absurdität; sie sprechen „Juländ“ statt Uhland, ja früher „Goïs“ statt Goethe. Wo indes die germanisierte Aussprache noch eine ausreichende Ähnlichkeit übrig läßt, da verbleiben wir ruhig und mit Recht bei der germanisierten. Wir sagen schlankweg Stratford, ganz deutsch gesprochen, ohne uns um die englische Zerquetschung der Vokale irgend zu kümmern. Wir sagen Franklin, ganz deutsch; Wellington (nicht U-ellington); auch vielleicht Waschington (nicht U-oschingt'n).

---

* Unser neuhochdeutsches „Laib“, das Brot als Einheit, als Stück bezeichnend, auch in der Verbindung „Laib Brot“ gebraucht, bedeutet ursprünglich das Brot als Stoff, als Nahrung; gotisch hlaif, angelsächsisch hlåf (wovon englisch loaf = Laib), russisch und polnisch chleb.



Das Geschäftsviertel.

Chicago.

Von
Ernst v. Hesse-Wartegg.

enn man mich nach der größten Kulturmerkwürdigkeit der Neuen Welt fragen würde, ich könnte keine andere Antwort geben als: Chicago.

Auf beiden Kontinenten Amerikas, von Britisch-Columbien und Labrador herab durch Mexiko, Westindien, Südamerika bis zum La Plata, hat keine Schöpfung von Menschenhänden aus alter wie neuer Zeit einen so überwältigenden Eindruck auf mich gemacht wie diese Riesenstadt des amerikanischen Westens. Vor Jahren schon, als das Projekt, das vierhundertjährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas durch eine Weltausstellung zu feiern, zum erstenmal auftauchte, hatte ich in amerikanischen Blättern für den Sitz dieser Ausstellung Chicago vorgeschlagen, denn keine Stadt der Neuen Welt schien mir so geeignet, den Unterschied zwischen Einst und Jetzt, sowie die großartigen Errungenschaften unseres Zeitalters in solchem Maße zu zeigen wie gerade Chicago, die jüngste aller Millionenstädte. Von allen ist nur sie allein eine im wahren Sinne des Wortes moderne Stadt, auf sumpfigem flachem Prairieboden innerhalb zweier Generationen hervorgezaubert. Dabei ist dieses Chicago trotz seiner Einwohnerschaft von nahezu anderthalb Millionen eine Stadt im Werden, der wahrste Typus des Amerikanertums und gleichzeitig die größte Leistung desselben. Nirgendwo anders wäre eine solche Städtegründung möglich gewesen. Sie ist die Schöpfung der Völkerwanderung nach dem westlichen Amerika, der bedeutendsten Migration, welche die Weltgeschichte kennt, sowohl in Bezug auf die Menschenmasse, wie in Bezug auf das Ländergebiet, die Resultate ihrer Besiedelung und die Gründung neuer Staaten.

Eine Stadt im Werden, sagte ich, denn

Chicago ist unzweifelhaft berufen, in der ersten Hälfte des kommenden Jahrhunderts zur volkreichsten und bedeutendsten Stadt der Neuen Welt heranzuwachsen. Gerade wie Chicago in den letzten zwanzig Jahren Boston, Baltimore, Cincinnati, St. Louis, Philadelphia durch sein einzig dastehendes Siebenmeilenstiefel-Wachstum überflügelt hat, so wird es in der gleichen Zeitspanne auch New-York überflügeln.

Gerade jetzt durchläuft die junge Metropole des Westens das interessanteste Stadium ihres Wachstums, denn eben vollzieht sich ihre Wandlung aus einer westlichen Prairiestadt in eine große Industriestadt; aus einem Handelsemporium, wo jeder bisher nur an den raschen Gelderwerb dachte, in eine Residenzstadt mit ausgedehnten Parkanlagen und Villenvierteln; während also einzelne Stadtteile noch ganz den Charakter der flüchtigen Niederlassung zeigen mit hölzernen Häusern, kleinen Marktbuden, schreienden Anzeigen, schlechten Straßen, sind in anderen Stadtteilen die großartigsten Geschäftspaläste der Welt entstanden und Straßen, wie sie selbst in europäischen Großstädten nicht ihresgleichen haben. Andere Großstädte Amerikas sind längst „fertig“ und entwickeln sich auf einer natürlichen Grundlage, in Chicago sieht man überall den Wechsel vom Alten zum Neuen, von Armut zu Reichtum, von unstätem Wanderleben zum bleibenden Aufenthalt — frappante Kulturkontraste, die hier wie nirgendwo anders hart aufeinander stoßen. Das zeigt sich nicht nur im Aussehen der Stadt, in ihrem Geschäfts- und Verkehrsleben, sondern auch in ihrer Bevölkerung, dem seltsamsten Gemisch aller Nationen der Alten und Neuen Welt, wo es mehr Zugewanderte als Eingeborene, mehr Deutsche als Amerikaner, mehr Angehörige anderer Nationen als Deutsche giebt. Chicago besitzt ja mehr Deutsche als Leipzig, mehr Irländer als Dublin, mehr Böhmen als Pilsen, mehr Schweden als Malmö, mehr Norweger als Bergen, mehr Engländer als Oxford; dazu viele Tausende von Dänen, Italienern, Ungarn, Rumäniern, Schweizern; zahlreiche Spanier, Belgier, Griechen, Chinesen, Indier, Indianer und Neger — ein merkwürdiges Völkergetümmel, das in der kurzen Zeit seines Hierseins noch nicht zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen konnte.

Die nationalen Eigentümlichkeiten sind noch nicht verwischt, die Sprachen sind noch nicht in dem alles verschlingenden Yankee-Englisch untergegangen. Die einzelnen Nationen halten noch immer zusammen und haben ihre mit Vorliebe gewählten Stadtviertel mit ihren Schulen, Kirchen, Zeitungen. Nur in dem Geschäftsviertel treffen sie aufeinander, nur dieses hat allmählich ein einheitliches Gepräge angenommen, welches der Yankee-Amerikaner ihm aufdrückte und das sich augenblicklich, wenigstens was Äußerlichkeiten betrifft, immer weiter und weiter über das Weichbild der Riesenstadt verbreitet. Selbst in die Fremdenviertel sind diese äußeren Charakterzüge des Amerikanertums bereits gedrungen, denn die leitenden Geister des Ganzen sind doch nur Amerikaner; in ihren Händen ruht hauptsächlich das Kapital, der zuweilen tollkühne Unternehmungsgeist, der geschäftliche Fernblick, Energie und Elasticität; die Amerikaner schwimmen obenauf wie Fettaugen auf der Suppe, während sich der fremde Einwanderer erst allmählich aus den unteren Schichten emporarbeiten muß. Die unterste Schicht nehmen die Irländer und Böhmen ein, dann kommen Angehörige anderer Nationen, und noch höher, den Amerikanern zunächst, die Deutschen mit der entschiedenen Tendenz nach oben.

Dieses eigentümliche vielsprachige Kunterbunt hat nun an den Gestaden des Michigansees die merkwürdigste Stadt der Neuzeit geschaffen, die von Tag zu Tag sich vergrößert. Die Völkerwanderung ist ja noch lange nicht beendigt, nur bewegt sie sich heute auf den Schnellzügen der Eisenbahnen vorwärts; in jedem der letzten Jahre ist Chicago um sechzig- bis

achtzigtausend neue Zuwanderer gewachsen, in jedem Jahre seit 1876 wurden in Chicago gegen fünftausend neue Häuser gebaut, an jedem einzelnen Wochentage seit fünfzehn Jahren erstanden also vierzehn neue Häuser! Im Jahre 1891 allein wuchs die Bevölkerung um hundertundzwanzigtausend Seelen und erstanden an jedem einzelnen Wochentage fünfunddreißig neue Häuser, darunter Paläste von sechzehn bis zwanzig Stockwerken!

Man könnte diese Angaben für unglaublich halten, lägen nicht die offiziellen Berichte der Regierung vor und sähe man die Thatsachen nicht mit eigenen Augen. Seit meinem ersten Besuche der Stadt als junger Bursche vor nahezu achtzehn Jahren kam ich wohl in jedem zweiten oder dritten Jahre wieder nach Chicago, und jedesmal gab es Neues, immer Großartigeres zu sehen und zu bewundern, am meisten bei meinem letzten Besuche zu Beginn vorigen Jahres. Obschon aus den belebtesten Verkehrscentren der Erde, aus Paris, London, New-York kommend, war ich doch abermals überrascht, ja erdrückt von der alles andere weit zurücklassenden Lebhaftigkeit des Straßenverkehrs, von der enormen Ausdehnung und Höhe der neuen Mammutspaläste, die in den letzten drei Jahren aus dem Boden gewachsen waren, von den neuen technischen Einrichtungen, Erfindungen, praktischen Verbesserungen, die sich überall bemerkbar machten. Was werden erst die alten Sack- und Fox-Indianer für Augen machen, wenn sie in diesem Ausstellungsjahre nach ihren einstigen Jagdgründen am Michigansee zurückkehren, wo noch heute Bäume stehen, unter denen vor fünfzig Jahren ihre Zelte gestanden haben! Diese Bäume sind einfach von den Erbauern dieses modernen Babel übersehen, vergessen worden! Denn außer ihnen ist nichts mehr vorhanden, was an das Damals erinnert. Selbst der Chicagofluß ist nicht mehr derselbe — zur Zeit der Indianer ergoß er sich, aus den sumpfigen Prairien westlich des Michigansees kommend, in den letzteren. Heute fließt er aus demselben heraus, seiner Quelle zu. Die Chicagoer haben ihn einfach umgedreht — sein Gefälle gegen den See hin war ihnen zu gering, um den Schmutz der Kloaken, die in ihn mündeten, herauszuschwemmen. Überdies liefert ihnen ja der See, in welchen durch den Fluß die Kloaken sich ergossen, das Trinkwasser. So errichteten sie denn stromaufwärts, an dem Westende der Stadt, riesige Dampfpumpen, welche das Flußwasser aufsaugen und in den Illinoiskanal hineinpumpen, der sich in den Mississippi ergießt. Dies hat zur Folge, daß das Wasser des Michigansees in den ausgepumpten Fluß eindringt und derselbe also von seiner Mündung gegen seine Quelle zu fließt.

Merkwürdigerweise haben die Techniker von Chicago damit auf künstlichem Wege einen Zustand geschaffen, wie er bereits in früheren Zeitaltern bestand, als die canadischen Seen noch viel umfangreicher waren und einen höheren Wasserstand besaßen. Damals befand sich genau an der Stelle, wo Chicago heute steht, der Abfluß der canadischen Seen durch den Illinoisfluß in den Mississippi. Im Laufe der Zeiten traten die canadischen Seen zurück, der Abfluß gegen den Mississippi hörte auf; der einstige Seeboden wurde trockenes Land, und der flache sanfte Rücken, der einstens von dem Michigansee bedeckt war, wurde zur Wasserscheide zwischen den canadischen Seen und dem Stromgebiet des Mississippi. Die Regenmengen flossen auf der westlichen Seite dieses Rückens nach dem Mississippi, auf der östlichen nach dem Michigansee. Auf dieser letzteren Seite entstand der Chicagofluß, aus zwei Armen, einem nördlichen und südlichen, bestehend, die sich kurz vor ihrer Mündung in den Michigansee vereinigen und die große Stadt, welche rings an den Ufern entstand, in drei Teile teilen — einen nördlichen, einen südlichen und einen westlichen. Und nun haben die Chicagoer diesen alten Zustand teilweise wieder hergestellt und außerdem einen Schiffahrtskanal angelegt, welcher den Chicago-

fluß und damit auch den Michigansee durch den Illinoisfluß mit dem Mississippi verbindet. Die Produkte des Mississippibeckens gelangen also nach Chicago großenteils zu Wasser. Nun soll aber dieser Kanal noch verbreitert und vertieft werden, so daß nicht nur Frachtbarken, sondern selbst Mississippidampfer bis nach Chicago gelangen können. Damit wird eine ununterbrochene Wasserstraße vom Mexikanischen Golf über New-Orleans und St. Louis bis nach Chicago, mitten in das Herz des Kontinents, geschaffen; auf der anderen Seite ist Chicago jedoch durch das Netz der canadischen Seen mit dem St.-Lorenz-Strom und dem Atlantischen Ocean verbunden, und der Schiffahrtsverkehr Chicagos auf den Seen allein erreicht viele Millionen Tonnen, während jener auf dem Illinoiskanal eine Million Tonnen erreicht. Durch die Regulierung dieses letzteren Kanals wird Chicago der Mittelpunkt eines Schiffsverkehrs vom Mexikanischen Golf bis zur nördlichen Atlantis werden, der mitten durch den Kontinent geht und die fruchtbarsten Länderstrecken durchzieht. Ich glaube also nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich vorhin Chicago als eine Stadt bezeichnete, die trotz ihrer großartigen Gegenwart noch im Werden begriffen ist.



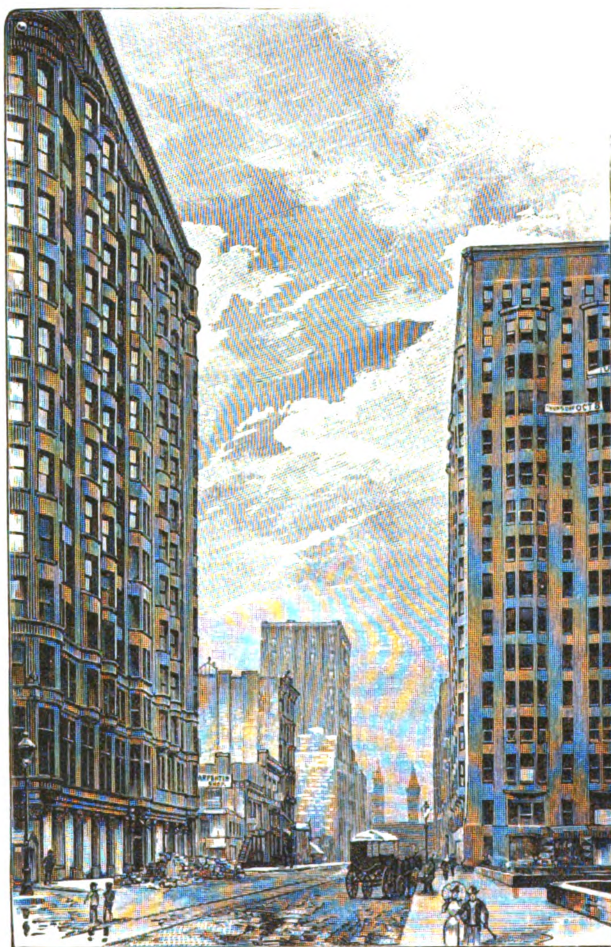
Eine Straßenecke.

Abgesehen von dem Umdrehen ihres Flusses haben die Chicagoer noch ganz andere Kunststückchen ausgeführt, kaum weniger absonderlich und ebenso erstaunlich.

Ursprünglich, in den ersten zwei Jahrzehnten des Bestandes von Chicago, war bei dem unglaublichen Wachstum, dem unaufhörlichen Zuströmen von Einwanderern aus allen Weltgegenden, bei der Hast und dem Eifer, mit welchem jeder dem allmighty dollar nachjagte, von einer umsichtigen Stadtverwaltung, von Gemeinsinn und Lokalpatriotismus nicht die Rede. Jeder dachte nur an sich, nach dem bekannten Gebet: „Heiliger Florian, beschütz mein Haus, zünd andere an.“ Häuser entstanden planlos über Nacht, hier und dort an Stellen, wo es den Zuwanderern gerade paßte. Es gab Gasthöfe, Kaufläden, Buden, Zelte, aber keine Straßen, Kanäle, städtische Anlagen. Der Boden rings um den Chicagofluß war sumpfig, und bei anhaltendem Regen wußte man nicht recht, ob man die Straßen zu Wagen oder in Booten passieren sollte. Später half sich die Stadtverwaltung damit, daß sie an besonders tiefen Pfützen und Löchern in den Straßen große Stangen mit der Aufschrift „Grundlos“ errichtete, um die Passanten zu warnen.

So blieb es lange Zeit, ja in einigen Stadtteilen sogar bis zum ersten großen Feuer 1871, das die junge Stadt nahezu vernichtete. Gegen achtzehntausend Häuser wurden ein Raub der Flammen, hunderttausend Menschen verloren ihre Habe und

ihr Obdach, der Verlust erreichte nahezu eine Milliarde Reichsmark. Diese Katastrophe brachte die Bürger näher aneinander, weckte den Gemeinsinn und das Verlangen nach geordneten städtischen Einrichtungen. Sie waren ja zum Bedürfnis geworden, aber dem Handel und Verkehr der Stadt war die Wiedererrichtung der verbrannten Gebäude ein noch dringenderes Bedürfnis. Man gönnte sich die Zeit nicht, auf die städtischen Verordnungen zu warten, sondern baute und baute, obschon nebenan die Trümmer der verbrannten Wohnungen noch glühten und rauchten. In dem Zeitraume vom 15. April bis 13. Dezember 1872 — also innerhalb zweihundert Wochentagen von je acht Stunden Arbeitszeit — wurde in jeder Stunde ein Eisen- und Steinpalast von fünfundzwanzig Fuß Front und drei bis sechs Stockwerken Höhe erbaut.* Bald stand Chicago größer und prächtiger da als vor dem Brande, und erst nachdem der unterbrochene Handel und der Verkehr wieder hergestellt war, nachdem jeder einzelne für sich gesorgt hatte, dachte man an die Stadt im allgemeinen. Das Hemd ist ja auch dem Amerikaner näher als der Rock. Nun zeigten sich aber die Folgen dieses Überhastens. Man hatte keine Kloaken, keine Wasserleitungen und konnte solche auch nicht anlegen, da man wenige Fuß unter den Straßen überall auf Wasser stieß. Was war da zu thun? Das, worauf im weiten Erdenkreise kein Mensch verfallen wäre als eben nur ein Chicagoer: die Straßen mußten um sechs bis acht Fuß über das alte Niveau aufgefüllt werden. Dann staken aber die Häuser um dasselbe Maß in der Erde? Nun, dann hebt man sie eben empor!



„Himmelkratzer“.

Wie? Man löste die Gebäude, darunter solche von drei bis sechs Stockwerken, von den Grundmauern, stemmte eine entsprechend enorme Zahl einfacher Wagenwinden darunter, schraubte mit diesen die

* Siehe Hesse-Wartegg, Tausend und ein Tag im Occident. 2 Bde. Leipzig, Carl Reißner, 1892.

kolossalen Häuser empor und erhöhte zu gleicher Zeit die Grundmauern durch neue Lagen von Bausteinen.

Bei dem von Tag zu Tag steigenden Verkehr in den Straßen zeigte es sich auch, daß sie an manchen Stellen viel zu eng waren. Die Häuser zu beiden Seiten standen zu weit in die Straße vor. In Europa hätte man sie niederreißen lassen. Nicht in Chicago. Die Architekten ließen hinter diesen Häusern, der neuen, verbreiterten Straßenlinie entsprechend, neue Grundmauern anlegen, hoben die vorstehenden Gebäude von den alten Grundmauern und schoben sie einfach so weit zurück, bis sie genau auf ihren neuen Grundmauern standen.

So verbesserte man das Straßennetz etwa in ähnlicher Weise, wie es die Kinder mit ihren Bausteinen und hölzernen Spielhäuschen thun. Nun konnte man das Kanalsystem, Wasser- und Gasleitungen anlegen, die Straßen ordentlich reinigen und pflastern. So verschönerte sich die Stadt von Tag zu Tag.

Wie in allen anderen Städten Nord- und Südamerikas, ist auch in Chicago das Straßennetz schachbrettförmig angelegt. Freilich werden die Straßen von den beiden Armen des Chicagoflusses durchschnitten. Aber man half sich durch Brücken, die in der Straßenlinie die Flußarme übersetzen. Beim Passieren der vielen Hunderte von Schiffen, die im Flusse unaufhörlich auf und ab fahren, werden die Brücken, welche quer über den Fluß liegen, einfach um ihre Achse herumgedreht. Damit ist der Straßenverkehr unterbrochen, aber der Flußverkehr freigegeben. Sind die Schiffe vorbeigezogen, so schließen sich die Brücken, und der Straßenverkehr ist wieder offen.

Man kommt in Chicago nicht aus den Gegensätzen heraus, überall hat man zu staunen, überall die seltsamsten Überraschungen zu gewärtigen. Ist es nicht eine Anomalie, daß dieses Chicago, tausend englische Meilen von der Atlantis, zweitausend vom Stillen Ocean entfernt, einer der größten Hafenplätze der Erde ist? Man wird vielleicht einwenden, daß ja die canadischen Seen da sind, wahre Süßwassermeere. Gut. Man windet sich also durch das Menschen- und Wagengetümmel hindurch, straßenauf, straßenab, an himmelhohen Häusern vorbei nach dem Seeufer, längs welchem sich die Stadt in einer Ausdehnung von über zwanzig englischen Meilen in nordsüdlicher Richtung hinzieht. Dort muß ja der Hafenverkehr großartig sein! Fahren doch jährlich viele Tausende von Schiffen hier aus und ein! Endlich hat man die unendliche blaue Wasserfläche des Michigansees vor sich. Aber statt des erwarteten Schiffsverkehrs sieht man höchstens ein paar Jachten und einige Lokaldampfer; irgend ein Kriegsschiff schlummert ruhig auf dem einsamen Wasserspiegel. Nur zuweilen sieht man von offener See her Dampfer schnell herbeiziehen, Schwänen gleich, einer bestimmten Stelle zu, wo sie zwischen den Häusern der Stadt verschwinden. Wo ist denn nun der Hafen mit dem gewaltigen Schiffsverkehr? Nicht im See, sondern im Flusse. Dorthin, an die Ufer des breiten, schmutzigen, schlammigen, übelriechenden Chicagoflusses muß man gehen, um die Tausende von Schiffen zu sehen. Großartige Warenhäuser, viele Stockwerke hoch, erheben sich dort zu beiden Seiten auf viele Meilen direkt aus dem Flusse. Ihre Grundmauern werden vom Wasser bespült, wie am Großen Kanal in Venedig. Nur ist dies hier ein amerikanisches Venedig, nicht der stillen Beschaulichkeit, sondern dem nüchternen Handel, nicht der poetischen Vergangenheit, sondern der realistischen Gegenwart geweiht.

Wie gesagt, die Stadt mit ihrem Handel, ihrer Industrie, ihrem Verkehr ist der Stadtverwaltung wie den Einwohnern selbst über die Köpfe hinausgewachsen. Man konnte ihrer lange nicht Herr werden. Erst vor einigen Jahren gelang es, System in diesen Pilzwachstum der Großstadt zu bringen, weite Ländereien der Umgebung zu annektieren, um der weiteren Ausdehnung durch Anlage von Parken, Gärten, Boulevards, Wasser-

und Kanalleitungen vorzubauen. Nun erst wird sich die Stadt regelmäßiger, geordneter, aber darum durchaus nicht langsamer entwickeln können.

Und während dort in den Vororten Wohnungen, Villen, wahre Gartenstädte entstehen, ist auch in dem eigentlichen Geschäftsteile Chicagos die Stadt fortwährend in Wandlung oder, wie ich vorhin sagte, noch immer im Werden begriffen. Anfänglich gab es dort Holzhütten. Sie machten nach etwa zehn- bis zwanzigjährigem Bestande gemauerten Häusern von zwei bis drei Stockwerken Platz. Der erste Brand von 1871 vernichtete sie. Man baute an ihrer Stelle sofort neue, größere, höhere. Da kam der zweite Brand von 1874 und verwandelte einen großen Teil derselben abermals in Trümmerhaufen. Abermals wurden neue Häuser errichtet, noch größer, noch höher als die alten — vier bis sechs Stockwerke hoch. Damals lernte ich Chicago zum erstenmal kennen, aber während meiner fortgesetzten Besuche in den letzten zwei Jahrzehnten war ich selbst Augenzeuge, wie auch diese Geschäftsstadt mit diesen großen, achtungerweckenden Bauten allmählich niedergerissen wurde, um einer neuen, der gegenwärtigen Stadt zu weichen. Diese ist nun allerdings das Letzte und Äußerste, was in diesem ewigen Wandel erreicht werden kann: Straßen mit dem großartigsten, in keiner Stadt der Welt erreichten Verkehrsleben, mit Mammutspalästen von zehn, zwanzig und noch mehr Stockwerken, Palästen aus Stahl, welche in die Wolken ragen und denen der Chicagoer den bezeichnenden Namen skyscrapers, „Himmelkratzer", beigelegt hat.

Mit dieser Stadt der Gegenwart wollen wir uns ein wenig beschäftigen; aber um den Wachstum dieses merkwürdigen Ameisenhaufens zu kennzeichnen, möchte ich einen Vergleich erwähnen, der mir eben in den Sinn kommt. Einst, als ich auf meinen Orientreisen Jerusalem besuchte, auf den gewaltigen Trümmerhaufen des Djebel Mokkatam bei Kairo stand und in den Schuttbergen Karthagos herumwühlte, dachte ich über die vier, fünf und mehr Städte nach, die im Laufe der Jahrtausende einander auf derselben Stelle gefolgt waren. Jede nachfolgende wurde aus den Trümmern ihrer Vorgängerin gebaut, aber es geschah dies jedesmal nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte. Als ich in den Straßen Chicagos von den eilenden, drängenden Menschen hin und her geschoben wurde und dem Aufbau dieser zu schwindelnder Höhe emporragenden Gebäude beiwohnte, fielen mir Jerusalem, Memphis, Karthago wieder ein. Wie schnell sind doch im Gegensatz zu diesen hier in Chicago die Städte einander gefolgt! Innerhalb zweier Generationen entstanden hier in einzelnen Stadtteilen fünf Städte aus den Trümmern der Vorgänger, und noch leben viele Männer in Chicago, welche das aus Holzlatten gebaute erste Chicago gekannt haben!

Bemerkenswert ist es, daß die Weltstadt am Michigansee bis vor wenigen Jahren größtenteils mit geborgtem Gelde gebaut wurde. Boston und New-York waren es hauptsächlich, welche das erforderliche Kapital lieferten, neuenglische und pennsylvanische Industrielle, welche den Chicagoern so weitgehenden Kredit gewährten. Niemand von ihnen hätte je geahnt, daß Chicago, welches sie etwa wie eine Faktorei, einen Markt für ihre Produkte betrachteten, wie Holland Batavia oder England Bombay, daß dieses Chicago ihnen allen über die Köpfe wachsen würde. Chicago hat seine Schulden an die östlichen Kapitalisten nicht nur längst bezahlt, es hat Boston und New-York auch noch einen Großteil ihres Handels, den pennsylvanischen und neuenglischen Industriecentren einen Großteil ihrer Industrien abspenstig gemacht. Das Küchlein ist flügge geworden und unabhängig von seinen Eltern. Aber nicht genug damit. Selbst als Kapitalistin tritt Chicago nun selbständig auf und konkurriert mit den Geldprotzen New-Yorks in der Anlage von Industrien und Verkehrslinien im fernen Westen. Es baut sich

seine Eisenbahnen mit eigenem Gelde, ja, es schuf Straßenbahnen in St. Louis und Toledo, Warenlager in Minneapolis und Winnipeg, besitzt Minen in Dakota und am Superior-See.

Der ungeheure Handel Chicagos, dieses Nischni-Nowgorod des ganzen eine Million englischer Quadratmeilen umfassenden Mississippibeckens, ließ eben in Chicago auch ungeheure Geldsummen zurück. Die jungen Bürschchen aus Boston und New-York und anderen östlichen Städten, die arm, aber unternehmend nach Chicago kommen, erwerben eben Geld sehr rasch und sehr leicht. Die Millionäre sind heute in Chicago nach Hunderten zu zählen, obschon die meisten von ihnen vor zwanzig und dreißig Jahren kaum ein paar Dollars ihr eigen nannten. Dabei scharren und halten sie Geld nicht engherzig zusammen. Nirgends in Nordamerika herrscht größere Liberalität als in Chicago. Das sieht man nicht nur im Charakter des ganzen Verkehrslebens, in den Vergnügungen, den vielen allabendlich überfüllten Theatern und Konzerten, in den Toiletten der Damen, dem Luxus der Equipagen, man sieht es auch in der Eleganz und Behaglichkeit der Häuser in den vornehmeren Residential Quarters, wie Lake Side, Michigan Indiana und Calumet Avenue. Während Philadelphia einer Ziegelwüste, New-York einer Braunsteinwüste gleicht, ohne Baumschmuck, ohne Gärten oder Parks in seinen Residential Quarters, besitzen in den genannten, mehrere Meilen langen Avenuen Chicagos und in ihren Querstraßen die Mehrzahl der Häuser ihre eigenen Gärten, die sie auf allen Seiten umgeben. Statt der schrecklichen Einförmigkeit der dicht aneinander gebauten engbrüstigen Wohnhäuser New-Yorks und der schmucklosen Ziegelwürfel Philadelphias sind die Häuser im Chicagoer Villenviertel alle geräumig, luftig, in schmuckem, ansprechendem Stil,



La Salle-Straße.



Der Gerichtshof.

mit Türmen, Veranden, Erkern, Balkonen, und die Verschiedenheit ist so groß, daß in vielen Blocks oder Häusergevierten nicht zwei Häuser einander gleichen.

Aber auch in den Geschäftsvierteln zeigen nicht zwei Häuser dieselbe Architektur; die Chicagoer kennen den Quäkergeist der Philadelphiaer nicht. Man darf sich die kolossalen zehn- bis zwanzigstöckigen Geschäftshäuser rings um den Fluß nicht etwa als kahle, schmucklose Bauten vorstellen, welche nur durch ihre ungeheure, alle Begriffe übersteigende Größe imponieren. Mit wahrem Raffinement sind die Architekten zu Werke gegangen, um die ein bis zwei Dutzend langen parallelen Fensterreihen übereinander zu brechen, zu verbergen und in ein harmonisches Ganze zu gestalten. Manche Häuser von einem Dutzend Stockwerken sehen dank dieser Gestaltung der Fassaden aus, als besäßen sie nur vier Stockwerke; erst wenn man das Innere betritt, gewahrt man die wahre Einteilung, wobei die einzelnen Stockwerke ebenso hoch und luftig sind wie in anderen kleineren Häusern mit weniger Stockwerken. Das Postamt, einzelne Hotels, der Gerichtshof, die Handelskammer, die Getreidebörse und zahllose Geschäftshäuser sind architektonische Prachtbauten allerersten Ranges, zu denen sich die Erbauer die Motive aus allen Großstädten Europas hergeholt haben, zu denen sie die vornehmsten Kirchen, Museen, Paläste der Alt- und Neuzeit geplündert haben, so daß ich beim Durchwandern der Stadt in jeder Straße bald an den Vatikan, bald an die Akropolis, an die Giralda oder den Louvre, die Eremitage und den Luxortempel, an San Giorgio Maggiore, oder unsere altdeutschen Burgen gemahnt wurde, alles freilich nur stückweise. Leider beeinträchtigen die massenhaften marktschreierischen Anzeigen, großen Firmentafeln, die gewaltigen Bilder und Namen, mit welchen viele Häuser übermalt sind, dieses sonst imposante Städtebild. Am interessantesten sind unzweifelhaft die nach vielen Dutzenden zählenden Mammut-

bauten, die in dem eigentlichen, kaum mehr als einen Quadratkilometer großen Geschäftscentrum Chicagos erbaut wurden — was sage ich? — über Nacht aus dem Boden in die Wolken wuchsen. Man kann sich davon, wie von dem Leben in und um dieselben in Europa gar keine rechte Vorstellung machen. Oder vielleicht doch: unsere deutschen Städte werden ja von Kirchtürmen, zweihundert bis zweihundertundfünfzig Fuß hoch, überragt, und die Börsen von Paris, Berlin u. s. w. zeigen zu gewissen Stunden ein recht tolles Leben. Nun denn, man denke sich Gebäude von der Höhe unserer Kirchtürme und von der Ausdehnung unserer Kirchen, verbreitere die Straßen zwischen ihnen auf nicht ganz die Breite der Berliner Linden oder etwas mehr als die Frankfurter Zeil, und verlege den Tohuwabohu der großstädtischen Börsen in den belebtesten Momenten in diese Straßen, dann etwa ähnelt das so entstehende Bild dem Geschäftsviertel von Chicago. Es wird aber zu einer wahren Hölle im Winter, wenn die dichten Nebel des Michigansees sich durch diese Straßen oder vielmehr Verkehrsschluchten wälzen, wenn der Qualm und schwarze Rauch aus Hunderttausenden von Schornsteinen sich mit



Das Manhattan Building.

dem Nebel vermengen und die Atmosphäre dort unten verdunkeln und verpesten; wenn überall in den Häusern und auf den aus den Felsen herausgesprengt, wie die Elefantenhöhlen auf Ceylon, wie die Gräberstadt der Krokodile bei Lykopolis, oder dichtbevölkerte Katakomben, von Titanen gegraben.

Die Vorsehung bewahre uns vor solch gewaltigen Gebäuden wie die himmelstürmenden Bienenstöcke Chicagos! Man wird auch dort davon abkommen, denn sie rauben den Straßen Luft und Licht, die Sonne dringt niemals bis hinab, kein warmer Strahl durchzieht die feuchten, dunklen unteren Stockwerke dieser Tempel des Mammons, die in solcher Größe in keiner anderen Stadt des Erdballs zu finden sind. Gebäude von vier bis sechs Stockwerken, die vor der Erbauung dieser enormen Geschäftspaläste selbst wahre Riesen waren und in jeder anderen Weltstadt auch heute noch sein würden, nehmen sich nun, da sie zwischen Gebäuden von der doppel-



Owings Building.

Straßen trotz der Tageszeit die Lichter brennen. Die mächtigen starren Häuserfronten verschwinden oben in Rauch und Nebel, nirgend kann man ein Stückchen Himmel erblicken, nirgend frische Luft atmen, als wäre das ganze Straßennetz nicht auf der Erde, sondern unterirdisch,

ten und dreifachen Zahl Stockwerken eingeschachtelt sind, beinahe wie Zwerge aus. Manche der größten Gebäude sind wahre Städte mit drei- bis fünftausend Einwohnern, die den verschiedensten Ge-



Der Freimaurertempel.

werben nachgehen. Ich fand darin selbst in den oberen Stockwerken — etwa im zwölften oder vierzehnten — Blumenläden, Barbiere, Restaurants, Zeitungsverkäufer u. s. w. Wird doch jedes dieser Häuser täglich von etwa fünfzehn- bis zwanzigtausend Personen besucht! Im vergangenen Herbst, als ich mich darüber mit dem Besitzer eines derselben unterhielt, nannte er mir auf meinen Wunsch die Zahl der Personen, welche an drei aufeinander folgenden Tagen die Fahrstühle benutzt hatten. Sie betrug in runden Nummern neunzehn-, achtzehn- und zwanzigtausend.

Nun giebt es Dutzende solcher Gebäude in Chicago; jedes wird von einer ähnlichen Zahl von Menschen täglich besucht, und man wird sich daraus eine Vorstellung von dem Verkehr machen können, der tagsüber in den Straßen herrscht. In jedem dieser Gebäude sind wohl Treppen vorhanden, allein selbstverständlich werden sie nur von den Bewohnern und Besuchern der untersten zwei oder drei Stockwerke benutzt. Die große Mehrzahl verkehrt nur in den Fahrstühlen, deren sich in manchen Gebäuden ein ganzes Dutzend befindet. Einzelne davon, so zu sagen Schnellzüge, halten in den unteren sieben bis zehn Stockwerken gar nicht an und befördern nur Personen, welche höher hinauf wollen. Ich konnte mich bei der Beförderung nach diesen schwindelnden Höhen eines Gefühls der Unsicherheit nicht erwehren. Diese zuweilen dicht mit Menschen vollgepfropften Elevators schießen wie Pfeile empor, halten plötzlich mit einem Ruck an, oder fallen mit solcher Geschwindigkeit nieder, daß einem das Herz in die Schuhe fällt.

Die große Mehrzahl dieser Riesenbauten sind Geschäftspaläste, welche nur Bureaus enthalten. So zählt das Manhattan Building in seinen sechzehn Stockwerken über siebenhundert Geschäftsbureaus; The Rookery in seinen „nur“ zwölf Stockwerken sechshundert Bureaus, zu denen zwölf verschiedene Fahrstuhlleitungen emporführen; der Freimaurertempel steigt mit seinen zwanzig Stockwerken auf die Turmhöhe von neunzig Metern und besitzt vierzehn Personen-

und zwei Frachtenfahrstühle. Das Handelskammergebäude besitzt in vierzehn Stockwerken über fünfhundert Geschäftsbureaus und neun Fahrstühle.

So könnte ich noch Dutzende anderer Gebäude nennen, jedes mit zwölf bis zwanzig Stockwerken; ja, die Abbildung eines jüngst erstandenen Kolossalbaues zeigt nicht weniger als zweiunddreißig Stockwerke.

Allein auch diese Zahlen sind nicht hinreichend, um dem Europäer einen richtigen Begriff der Größe und Ausdehnung dieser Riesenbauten zu geben, und ich will deshalb noch einzelnes über das Auditoriumhotel anführen, wo ich bei meinem letzten Besuche Chicagos gewohnt habe, und das in seinem gewaltigen Inneren nicht nur eines der größten Hotels, sondern auch eines der größten Theater Amerikas beherbergt. Zur Erbauung dieses Kolosseums wurden nicht weniger als siebzehn Millionen Ziegel verwendet. Mit seinen achtzehn Stockwerken ragt es neunzig Meter hoch in die Lüfte, und über ein Dutzend Aufzüge vermitteln den Verkehr mit den einzelnen Stockwerken, in deren zehntem sich der enorme Speisesaal und die Küche befinden. Neben den siebzehn Millionen Ziegeln erforderte der Bau noch 6000 Tonnen Eisen und Stahl, 250000 Tonnen Granit, 60000 Quadratfuß Fensterglas. Das Gebäude enthält 1500 Fenster, 2000 Thüren, 10000 elektrische Lichter; ferner Gas- und Wasserleitungen in der Länge von fünfundzwanzig englischen Meilen, elektrische Drahtleitungen in der Länge von zweihundertdreißig, sage zweihundertdreißig Meilen. Aber ebenso wie durch seine enorme Größe — es bedeckt einen Flächenraum von 62000 Quadratfuß — imponiert das Gebäude auch durch seine glänzende, um nicht zu sagen verschwenderische Ausstattung; die Haupthalle und das Treppenhaus sind ganz mit kostbarem mexikanischem Onyx bekleidet und die Böden in den einzelnen Stockwerken in italienischer Mosaik ausgelegt, welche beiläufig fünfzig Millionen Steinchen enthalten. Die



Das Auditorium-Hotel.

Bronzegeländer, Kandelaber, die Vergoldungen und Draperien des Theaters, die Marmorbäder, eleganten Möbel der Empfangsräume u. s. w. brachten auch die Gesamtkosten des Gebäudes auf fünf Millionen Dollars oder zwanzig Millionen Mark.

Ähnlich verschwenderisch ausgestattet sind auch die ausschließlich Geschäftszwecken gewidmeten Gebäude, und dem entsprechend waren auch die Baukosten. Im Jahre 1890 wurden einundzwanzig derlei Paläste aufgeführt, die zusammen zweihundertdreißig Stockwerke besitzen und über zwanzig Millionen Dollars kosteten.

Ein später begonnenes, „The Fair“ genannt, erfordert zu seiner Herstellung einen Kostenaufwand von drei Millionen Dollars.

Das Riesenwachstum Chicagos in den letzten Jahren erhellt am besten aus der Statistik, die einfach unglaubliche Zahlen enthält. Man denke nur: im vorletzten Jahre allein wurden an jedem einzelnen Wochentage fünfunddreißig neue Gebäude fertig gestellt, im ganzen vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1891 11626 Gebäude, die eine Herstellungssumme im Betrage von vierundfünfzig Millionen Dollars verschlangen und deren Gesamtlänge, in einer Reihe nebeneinander aufgestellt, dreiundfünfzig englische Meilen erreichen würde.

Ähnlich, wenn nicht noch großartiger, wird das Ergebnis des folgenden Jahres sich gestalten, ganz abgesehen von den mehreren Hundert Gebäuden der Weltausstellung, an welchen eine Armee von über sechstausend Arbeitern thätig ist. Angesichts dieses in der Weltgeschichte unerhörten Wachstums der Metropole des Michigansees, ihrer Großartigkeit in Bezug auf ihre Bauten, Industrien und Verkehrsanstalten gehe ich gewiß nicht fehl, wenn ich Chicago selbst als eine größere Merkwürdigkeit denn die Weltausstellung bezeichne. Allein diese letztere wird wenigstens den Europäern zum Anlaß dienen, diese merkwürdigste Städteriesin der Neuen Welt kennen und bewundern zu lernen.





Perniciosa.

Novellette

von

Hermine von Preuschen.

Ninfa, 10. Juli 1890.

So bin ich denn hier und es ist kein Traum. Und schreibe dies nieder wie ein alberner Backfisch. Aber wenn man so allein ist, so allein im Leben, allein hier in diesem Fiebergarten, dem ich sein Bestes abringen möchte, ihm zur Ehre und mir zum Ruhm — zum bleibenden! Lächerlich, eine arme Malerin und „ewiger Ruhm"! Und wenn meine Freunde von diesem neuen „Wahnsinn" wüßten! Freunde — lächerlich, als wenn ich welche hätte, je haben könnte! Einen Freund ersehne ich, einen einzigen, dem ich alle Blüten, alle Perlen zu Füßen schütten könnte, der mich verstände, der mich liebte, so heiß, so sinnverwirrend wie die Sonnenlanzen, die auf meinen armen Kopf herniederbrennen.

Schwer hat's gehalten, den alten Müller zu bewegen, mir seine größte Kammer mit dem harten Bett abzutreten, auch er hält mich für verrückt und quält mich noch jetzt, allabendlich nach Norba hinaufzusteigen und nur tagsüber hier zu arbeiten, wenn's denn durchaus sein müsse. Was muß denn sein? muß ich denn berühmt werden, und werde ich's hierdurch? Durch eine Serie verrückter Landschaften mit „Gedanken"? Und wenn meine großen „Fieberbilder" mir nicht zum „Erfolg" im höheren Sinne verhelfen, und ich habe ihnen Leben und Gesundheit geopfert? — Ach, ich bin viel prosaischer und bedächtiger, als man denkt, das zeigen all die Konserven und Leckerbissen, die dort in langer Reihe auf der Erde stehen, neben Staffeleien und Keilrahmen und Farbentuben. Mit dem Kopf in den Wolken — die Füße aber stets hübsch auf der Erde lassen.

11. Juli.

Nun sind schon ein Tag und eine Nacht vergangen, seit ich von Cori mit den zwei Muli und all dem Gepäck herüberkam, die gerade Fahrstraße verschmähend, immer auf dem Kamm des Volskergebirges, das so viel wilder ist, wie es von Velletri aus scheint. Wenn sonst einmal ein Fremder sich hierher verirrt, kommt er auf der glatten Chaussee von dort herangerollt — Gregorovius hat ja durch sein „Pompeji des Mittelalters" manchen auf dem Gewissen. Die kommen aber nur bis Anfang Mai, jetzt bin ich völlig sicher. Wenn ich nur schon ein Motiv gefunden hätte! Es sind ja Bilder, eigenartigste Bilder hier zu Tausenden, nur der Standpunkt fehlt, ich kann mich doch nicht mitten im Sumpf etablieren.

Und zwei Monate, wie ich's vorhatte, werde ich wohl auch nicht bleiben können. Es überschleicht mich in dieser Luft eine so eigentümliche Schlaffheit, so aufgeregt mir die Gedanken durch den Kopf schießen. Die wahnsinnige Glut in der Kammer hat mich auch verführt, heute nacht

mein Fenster aufzureißen. Es ist dicht neben dem Mühlrad, und wenn das auch nachts stille steht, so rauschen doch die Wasser so stark und es geht ein so eigentümlicher Moderhauch von ihnen aus. — Stundenlang saß ich, wie ich aus dem Bett gesprungen (es ist hart wie Marmor), an dem kleinen Fenster. Im Roman würde es heißen: „Und sog die würzige Kühle.“

Es war ein Flimmern und Glühen in der Luft von Milliarden Glühwürmchen, die sogar bis zu mir hereinschwirrten. Drunten im Sumpfgrund aber huschten die bläulichen Irrlichter, und drüben, über der Berglehne von Norba, zuckte hier und da ein Wetterstrahl. Es war eine Nacht, so atemraubend, herzbeklemmend. Das gäbe ein Bild — aber ich kann es ja nicht malen. Ich warf mich wieder aufs Bett und weinte mich in den Schlaf.

12. Juli.

Der Müller und sein Knecht schleichen herum wie die Schatten. Sie meinen, jetzt käme die schlimmste Zeit, und warum, wenn ich einmal diese „Narrheit“ begehen wollte, hätte ich sie nicht lieber im April oder November ausgeführt. Was ahnen die von meinen Plänen. Ich will ja das auf meine Bilder bannen, was vordem noch keinem gelungen, selbst dem alten Hebert nicht mit seiner Personifikation der Malaria — die tödliche Hochsommerglut, den Fittich des Fiebers, der schwer, atembeklemmend über diesem verschollenen Weltwinkel hängt! Ein Glück ist's nur für diesen Fall, daß ich keine „Lieben“ mehr habe, denen ich Rechenschaft abzulegen hätte, und mit dreißig Jahren ist man doch auch alt genug, um für sich selber einzustehen. Was aber soll ich malen? Das Nachtbild will mir nicht aus dem Sinn. Aber das ist nicht zu fassen. Das ist ein Gedicht, ein leidenschaftliches, todbringendes — kein Bild. Von drüben, wo der Saumpfad nach Norba anfängt, begann ich heute eine Skizze. Die Bilder selber hier zu malen, wie ich vorhatte, dazu fehlt es mir wohl an Kraft, ich bin so müde. Aber das Motiv ist gut; früh, wenn die Sonne noch schräge Strahlen wirft und über den großen Mühlenteich mit dem schaukelnden Rad, dem Röhricht und den breitblätterigen Wasserrosen zittert, links die Capella del Decapitato epheuüberwuchert aufragt und rechts die großen Strebebogen der Basilika aus der blühenden Wildnis emporstreben, während weiterhin, wie ein dämmerblaues Meer, die endlose Öde der Campagna im Horizont verschwimmt. Es ist ein großartiges Motiv. Mir fiel plötzlich ein, wie es sein würde, wenn der Tod hoch zu Roß durch diese lockende Öde ritte. Man wird ja hier noch zum reinen Böcklin und verliert ganz seine Eigenart.

13. Juli.

Heute früh, gegen zehn Uhr, da ich nach Hause kam (von elf bis fünf Uhr nachmittags liege ich reglos auf meinem Marmorbett), begegne ich im Hausflur einem Fremden. Er sieht mich prüfend, erstaunt an. „Leben Sie wohl, Sor Ingegniere,“ sagt der Müller, und dann halblaut, verstohlen nach mir deutend: „Eine deutsche Künstlerin, halb verrückt.“

„Ma bell' assai,“ sagt der Fremde lachend und verschwindet.

Ich trat noch einmal zum Hausherrn: „Was wollte der Fremde, Signor Ciro?“

„Wir bekommen eine Bahn, Signorina, nach Terracina, und da unternimmt der Ingenieur mit seinen Leuten von morgen ab die Vermessungen. Aber er ist nicht so verrückt wie Ihr, er schläft droben in Norba, wo er auch alle Mahlzeiten hält.“

Nun weiß ich genug, die Einsamkeit hier wird mir zerstört; wie gut aber ist's, daß ich vor der Eisenbahn, die alle Stimmung raubt, an die Ausführung meines Planes gegangen bin. Freilich werden mir auch diese Vorarbeiten nur hinderlich sein. Übrigens wundere ich mich sehr, daß er mich schön findet, in meinem schrecklichen Malkostüm, dem wirren Haar und bei dieser körperlichen Erschöpfung, die mich hier täglich, fast stünd-

lich mehr beherrscht und sich auch in meinen Mienen spiegelt.

Man hielt mich freilich immer entweder für schön oder häßlich, und Eino — lang, lang ist's her; daß ich die Täuschung durch ihn nie ganz verwinden konnte — hat mir oft gesagt, daß ich zu jenen Frauen gehöre, die schon beim ersten flüchtigen Zusammensein entweder stark fesseln oder ebenso stark abstoßen.

Doch ich sollte klüger sein und ruhen, ich kann nicht mehr.

14. Juli.

Wenn nur diese tötenden Nächte nicht wären, die mich so widerstandslos gegen jede Stimmung, so sehnsüchtig, so begehrlich nach Glück, nach Liebe machen. Und die Irrlichter flackern dann so blauschillernd wie die abgedroschene blaue Blume, und mir ist's, ich müsse die Arme ausstrecken, etwas zu umfangen, das mich liebt, das ich liebe, für das ich sterben könnte. Heute früh, ich saß und malte an der Skizze zu dem Bild, das ich nun schon immer den „Tod von Ninfa" bei mir nenne, kam der Ingenieur den Weg von Norba herab; hinter ihm seine zwei Leute, die mit den Mädchen scherzten, die, vor ihnen hergehend, die schweren Waschkörbe hinuntertrugen, um sie in den stehenden Wässern Ninfas rein zu spülen. Sie kommen mit Ausnahme der Feiertage täglich für ein paar Stunden und sind, da sie nicht in Ninfa schlafen, noch stille sitzen, gesund und blühend. Ihre meist schwermütigen Stornelli tönen mir oft in meine Siesta. Der Ingenieur ging schnell und sah finster aus. An seiner rechten Hand glänzte ein Trauring. Er ist aber höchstens Ende zwanzig.

„Guten Morgen, Signorina," sagte er und trat hinter meine Staffelei. „Erlauben Sie?"

Ich nickte nur, er aber winkte seinen Leuten und den Mädchen, die nun ebenfalls im Halbkreis sich um mich scharten, weiterzugehen.

„Das wird ein schönes, melancholisches Bild," sagte er dann. „Sie aber, Signora, sollten nach seiner Beendigung machen, daß Sie aus diesem Fieberneſt fortkommen. So sehr ich mich freue, einen gebildeten Menschen hier zu treffen, es thut mir weh, so viel Schönheit hier zu Grunde gehen zu sehen."

Ich zuckte halb verächtlich die Achsel und malte weiter. Da ging er schnell davon und ich sah ihm ganz verblüfft nach. Habe ich ihn gekränkt?

Ich sah ihn dann weiter unten eifrig mit seinen Leuten hantieren, zuweilen flüchtig zu mir heraufschauend. Dann — die Sonne stand schon hoch und die Glut ward unerträglich, ich hatte mich heute bei der Arbeit sehr verspätet — kam er wieder, aber allein, an mir vorüber und wollte grüßend vorbeigehen. Da frug ich selber ihn, ob er finde, daß ich heute fleißig gewesen. Es ging wie Freude über seine Züge, aus seinen Augen strahlte es förmlich wie ein Licht. Er that so verständnisvolle Äußerungen, daß ich ihn öfter erstaunt ansah. „Mein Vater ist Maler," sagte er da lächelnd, „und ich selber wäre auch am liebsten einer geworden." Dann nannte er sich mir: „Eino Belloni." Ich erzählte ihm von meinen Ninfaplänen, die ihn aufs äußerste interessierten, und ertappte mich plötzlich darauf, daß ich ihm von meinen intimsten Gedanken und Zielen dabei sprach. Verwirrt brach ich ab. Da ergriff er meine Hand, mich mit einem halb bewundernden, halb traurigen Blick streifend, küßte sie und ging grußlos davon.

15. Juli.

Wenn nur diese Nächte nicht wären. Die vorige brachte ein Gewitter von so furchtbarer Gewalt, daß ich davor zitterte wie ein Kind. Durch Stunden war meine Kammer von grellen Blitzen durchzuckt, vom Donner umtobt. Dann kam ein betäubender Schlag. Es hatte nebenan im Vorhof der Basilika eingeschlagen, doch war's ein kalter Strahl gewesen und wir kamen mit dem Schrecken davon. Aber meinen armen Nerven wird hier viel zugemutet. Erst fünf Tage hier; mir scheint, es seien Wochen. Immer

wieder sah ich beim Blitzschein die Augen Cino Bellonis (er heißt wie meine erste Liebe, aber er ist anders, ganz anders) aus dem Dunkel aufglühen, und dann dacht ich mir: wenn er hier bei mir wäre, wenn er mich liebte, wenn ich ihn küssen dürfte, so wie ich wollte! Nein, es ist Wahnsinn, ich glaube, das Fieber wühlt schon in mir. Heute morgen ging ich dann, die letzte Hand an meine Skizze zu legen. Die Mädchen mit ihren Wäschebündeln kamen, dann die zwei Feldmesser oder wie sie heißen, endlich, als letzter, Cino.

Er hielt meine Hand mit langem Druck. Ich mußte immer auf den Goldreif sehen, wie gebannt. Er bemerkte es: „Ich bin verheiratet seit vier Jahren,“ sagte er schnell, und dann jäh, unvermittelt: „Gehen Sie fort von hier, Signorina, diese Skizze ist fertig, lassen Sie die anderen für später, Sie sehen krank aus, es ist Ihr Tod, wenn Sie bleiben.“

„Sie wollen mich also fort haben?“ sprach ich unwillkürlich, halb wider meinen Willen.

„Ja, für uns beide,“ sagte er hastig und leise, und wollte gehen. Aber ich rief ihn zurück, that, als ob ich's nicht gehört, und frug ihn, wenn er mit seiner heutigen Arbeit fertig, ob er mich in der Mühle abholen wollte zu einem Rundgang durch die Ruinen, ich wolle ihm meine anderen Motive zeigen. Halb erstaunt sah er mich an, doch dann willigte er rasch, mir schien es, freudig ein. Als er gegangen, packte ich meine Feldstaffelei und die anderen Malsachen zusammen und ging nach Hause. Ich war ja fertig mit der Skizze, hätte auch heute nicht mehr malen können. So gut es gehen wollte, ordnete ich meine ärmliche Kammer, warf einen blauen Fetzen „Hintergrund“ verhüllend auf das Marmorlager und stellte ein paar Konserven (ich selber kann schon seit zwei Tagen fast keinen Bissen mehr genießen) auf den wurmstichigen Rokokotisch, der, Gott weiß wie, seinen Weg hierher gefunden. Dann lief ich schnell hinaus und pflückte einen Strauß von den feuerroten Blumen, deren Namen ich nicht kenne und die ich hier zum erstenmal sah, und eine Handvoll süßer, schwarzer Feigen von den Bäumen drüben im Schloßhof. Ich tappte ein paarmal in tiefe Sumpfpfützen und hatte nur gerade Zeit, wieder in meiner Kammer angelangt, Blumen und Früchte zu ordnen und mein Haar zu glätten, als es pochte und Cino eintrat. Nun stand er leibhaftig vor mir in dem engen Raum, gerade wie in meinen nächtlichen Phantasien, nur daß ich anders sprach als wie in jenen. „Wollen Sie mein Frühstück zuerst mit mir teilen?“ Er bejahte. Wir setzten uns, und ich konnte zum erstenmal wieder etwas genießen, da ich sah, daß er sich an meiner Seite wohl fühlte.

Das sagte ich ihm auch, er aber nahm nur wieder meine Hand: „Wie sie glüht, Signora, Sie sind schon im Fieber. Gehen Sie, solang es noch Zeit.“

Ich sprang zornig auf. „Nun lassen Sie uns die Wanderung beginnen.“

Er aber trat ans Fenster. „Wie eigenartig ist der Blick von hier, aber das ganze Haus ist ja über den Teich gebaut, fast wie die Pfahlbauten von Venedig, und Sie atmen aus erster Hand die Fieberdünste der Perniciosa. Doch bezaubernd müssen hier die Nächte sein! Wenn die Glühwürmchen und die Irrlichter leuchten. Aber Sie sollten nicht nachts bei offenem Fenster sitzen. Sie thun alles, sich zu Grunde zu richten.“

„Woher wissen Sie?“

„Ich hatte ein nötiges Instrument in Ninfa vergessen, mußte es vor Einbruch des Wetters noch holen, das mich selber aber überraschte, und dann sah ich Sie, drüben vom anderen Ufer, ruhelos hier in der Kammer auf und ab gehen. Und ich fühlte es, wie Sie litten im Grauen der Einsamkeit, und wenn ich gedurft hätte, was hätte ich darum gegeben —“ Er brach jäh ab.

„Lassen Sie uns gehen,“ sagte ich nochmals, und wir schritten beide schweigend hinaus.

Und durch Stunden durchstreiften wir

dann in der mörderischen Julimittagssonne das sumpfige Gartenlabyrinth. Alles mußte ich ihm zeigen und seinen Rat erbitten. Wir überkletterten umgestürzte Mauern, verfallene Treppen, krochen in die hintersten Winkel der sieben verfallenen Kirchen und spürten nach den blassen Resten der byzantinischen Fresken. Wir durchwateten auch manche Strecke bis zu den Knöcheln im Sumpfwasser, doch das kühlte nur die glühenden Sohlen. Manche verborgenen Hallen und grottenartigen Keller, in denen feuchter, grüner Schlamm die Wände bedeckte, waren trotz der draußen herrschenden Glut von eisiger Moderluft erfüllt; am Boden huschten Schlangen und Kröten. Ich war ganz erschöpft, mein Haar verwirrt. Er hatte von den wilden roten Blumen gepflückt und mit Grashalmen einen Kranz daraus gewunden. Wir rasteten auf einem Steinhaufen, in einem jener kühlen Gewölbe, um nur einmal aufzuatmen von der zehrenden Glut in den Gärten. Da bat mich Cino, den Hut abzunehmen. Dann drückte er mir den dichten roten Kranz aufs Haar. „Wie schön sie ist,“ sagte er, und dann plötzlich: „Ach, Ina, warum mußten wir erst jetzt uns kennen lernen, hier in der Fieberwildnis von Ninfa.“

Ich brach in Thränen aus. Nun, dachte ich, wird er mich an sich ziehen, wird mir sagen, daß wir, nur wir zusammengehören. Alles schwirrte mir vor den Sinnen. Doch Cino stand ganz langsam, wie schwerfällig auf und trat an den Ausgang. „Kommen Sie, wir dürfen hier nicht rasten, wir d ü r f e n nicht.“

Mühsam folgte ich. Er sprach nun von meinen Bildern. Drei Motive hatten ihn besonders entzückt, aber er bat mich immer wieder, sie jetzt nicht zu beginnen. Dann brachte er mich zurück an die Mühle.

Halb betäubt von Erschöpfung, Erregung, sank ich auf mein Bett.

Die Nacht aber war zauberhafter und fürchterlicher denn je. Ja, ich liebe ihn, und was sind mir alle Ruhmesziele fern von seinem Herzen? Denn auch er liebt mich, ich fühle es in allem. Aber er kämpft dagegen mit aller Kraft.

Wie aber soll ich das Leben weiter tragen, fern von ihm? Was soll ich thun? Kann er nicht sein ganzes früheres Leben hinwerfen um meinen Besitz, ist er dann meiner schrankenlosen Liebe wert?

Wie er mich versteht! Wie mir jeder Gedanke erst klar wird, wie mir tausend Bilder und Pläne und Entwürfe kommen, wenn ich in seine Augen sehe und wenn ich seine Hand halte! Ja, es zieht mich zu ihm hin, in seine Arme, an sein Herz, mit jeder Fiber meines Seins. Ich möchte sterben an seiner Brust, in ihm aufgehen, mich verflüchtigen als Einzelwesen, nur in ihm leben, in seiner Seele. Das ist die Liebe, die wie ein Fieber, wie ein Wahnsinn kommt.

22. Juli.

Ich bin krank, er ist nicht mehr gekommen. Der Müller, der seinen Knecht, als er Brot und Fleisch von Norba holte, zu ihm hinschickte, sagt mir, daß der den Signore bleich, nach einem starken Fieberanfall, auf seinem Bette liegend gefunden, daß er die Luft hier doch nicht vertragen könne und hoffe, einen Stellvertreter gesandt zu bekommen, nach dem er schon vor sechs Tagen geschrieben. Er wolle abreisen. Aber er würde vorher der Signorina noch lebewohl sagen. Diese Botschaft hat mich wieder auf die Füße gebracht. Ich lag all die Tage halb bewußtlos, und der Müller, der mir mit Gewalt etwas Wein und Brot einflößte, sprach davon, daß er's nicht mehr mit ansehen könne und auf eigenes Risiko einen Wagen für mich von Velletri hierher bestellen wolle. Das brachte mich aber stets so in Harnisch, daß er wieder davon abstand. Und nun will er gehen! Ob er nur die Flucht vor dem Fieber ergreift, oder auch vor der Liebe, oder vor beiden?

Und nun kann auch ich fort von hier, arbeiten ist mir ja doch in diesem Zustand unmöglich. Was soll mir Ninfa ohne Cino? Ach, was soll mir die Welt ohne

ihn! Aber er braucht mich nicht, er hat sein Weib, und er wird die flüchtige Begegnung mit mir bald vergessen. Wann aber kommt er, wann? Alle Seligkeit eines ganzen Lebens soll sich mir in diese kurzen Minuten pressen — und ich habe sie noch vor mir! Alles andere an Leid und Weh und Qual der Zukunft sinkt hinab vor dieser Wonne, die mir noch bevorsteht, der ich entgegen strebe mit lechzender —

Wie aber ist das möglich, Liebe, solche Liebe zu einem Manne, dem ich nur fünfmal begegnet bin? Ist es die Fieberluft hier, die jedes Gefühl, jeden Keim, wie draußen die üppige Vegetation, so jäh zur Entwickelung treibt? Freilich habe ich mich all die langen Jahre nach Liebe gesehnt, mir den Ruhm nur als ihr Surrogat erkämpfen wollen. Und jetzt liebe ich diesen verheirateten Mann, trotzdem ich weiß, daß meine — unsere Liebe uns nimmer zu irdischem Glück führen kann?

* *
*

Die Schreiberin wurde aufgeschreckt durch ein Pochen an der Thür. Sie fuhr empor. Noch hatte sie ihn nicht erwartet. Eilig heftete sie die blaue Hausbluse über der Brust zusammen. Sie hatte sich ja noch schön machen wollen, wie konnte sie ihn so empfangen? Es klopfte abermals, stärker, und sie eilte zu öffnen. Da stand der Ingenieur vor ihr, blaß, abgezehrt, wie um Jahre gealtert. Das Fieber oder die Leidenschaft glühte aus seinen Augen.

„Ich will Ihnen lebewohl sagen, Signorina, mein Stellvertreter ist droben in Norba eingetroffen, ich habe ihm dann hier gezeigt, was noch zu thun übrig blieb. Meine Natur ist dem allem nicht gewachsen. Leben Sie wohl.“ Er ergriff ihre Hände. Die seinen waren eiskalt und feucht. Sie aber zog ihn über die Schwelle in das moderfeuchte Gemach, an ihrem zerwühlten Bett vorüber, sie dachte nicht mehr an Äußerlichkeiten. Er war bei ihr, und er wollte fort, wollte ihr keine weitere Minute gönnen. Es lag etwas Gewaltsames in ihren Bewegungen, die großen, brennenden, sehnsüchtigen Augen schauten zu ihm empor, die Lippen waren wie verschmachtend geöffnet.

„Ich muß gehen,“ stammelte er abermals. Fester umschlossen ihre Hände die seinen, mit der Kraft des Wahnsinns. Da hielt es ihn nicht länger, so schön, so sinnverwirrend war sie ihm noch nie erschienen. Mit einem Aufschrei sank er vor ihr nieder: „Ina!“ rief er fast erstickt und preßte seinen Kopf in ihre Kleider. Es durchschauerte sie so süß, so fremd und so allgewaltig.

Da war es, das Glück, das große, das sie brauchte, das sie im Ruhm zu finden gehofft, stets vergebens, und das sie nun umflammte, umwogte wie ein wilder, wahnsinniger Traum. Sie umfaßte seine Schläfen, hob sein Haupt empor; da sah sie, daß er weinte, schluchzte wie ein Kind. Aus ihrer Brust tönte ein wilder Schrei, wie das Jauchzen entfesselter Kreatur. „Du liebst mich, du liebst mich! o, nun will ich gerne sterben!“ und sie sank neben ihm in die Knie, schmiegte ihren Kopf an den seinen und ihre Freudenthränen mischten sich mit denen der Verzweiflung des gequälten Mannes. „O, meine Welt, mein Leben,“ flüsterte er abgebrochen, „wie ist denn das über uns gekommen, so jäh, so todbringend, so unerbittlich, wie der Fieberhauch, der hier ringsum brütet! Es ist ja stärker als wir! Ich wollte dich retten, anima mia, vor unseren Herzen, vor dem Tod, der hier überall uns umhaucht, überfallen will — es ist zu spät, zu spät! Gott weiß, wie ich gerungen gegen dies Elementare! Es ist unmöglich, unmöglich, es hat uns zerbrochen.“

Er riß sie wild empor. Sie lag matt, wie entseelt, mit geschlossenen Augen in seinen Armen.

Da preßte er den ersten Kuß auf ihren Mund. Als wenn Flammen zwischen den beiden emporschlügen, so glühten ihre Lippen ihm entgegen. Als sie sich ließen, perlte ein kleiner Blutstropfen daran.

„Das ist das Glück, das Glück," stammelte sie.

Er sah sich um, wo sie sich niederlassen könnten, jetzt eng umschlungen. Es war kein Diwan, kein Sessel in der ärmlichen Kammer, der eine der beiden schwachen Stühle von Malgerät bedeckt. Da setzte er sich auf das Bett und zog sie auf seinen Schoß. Sie lag an seiner Brust, die Hände fest um seinen Nacken gepreßt, von Zeit zu Zeit von konvulsivischem Zucken durchbebt. Dann murmelte sie stets wieder: „Das Glück, das Glück." Und plötzlich, die Arme von seinem Hals ziehend, ihn starr ansehend: „Töte mich, hörst du, jetzt muß ich sterben. Die Welt hat nach diesem keine Wonnen mehr übrig für mich."

Er sah sie leuchtend an mit seinen ernsten, nun auch so glücklichen Augen. Und wieder sank ihr Kopf an seine Brust und ihre Arme preßten ihn zum Ersticken. Wilder pochte das Blut in seinen Schläfen. Aber sie saßen still, durch Stunden, in der schwülen Nachmittagsglut, die zum Fenster hereinströmte, und bis die Sonne sank und die ganze Kammer und Wasser und Schilf draußen und die Höhe von Norba, von der die Häuser wie Juwelen herabblitzten, in Purpur tauchte. Und dann kam rasch und jäh die Nacht. Sie saßen noch immer schweigend, eng aneinandergepreßt, sprachen kaum ein Wort. Was hatten sie sich denn zu sagen, das sie nicht schon wußten, von ihrer großen, unseligen, todbringenden Liebe. Und nach diesem mußten sie scheiden. Sie fühlten es beide ganz deutlich. Dann umschwirrten sie die Glühwürmchen, und draußen war die Luft durchschwirrt wie von tausend und abertausend Feuerfunken. Aber die Nacht brachte nach dem vorübergehenden Sonnenuntergangsschauder keine Kühle.

Wie es dann gekommen, daß das Weib völlig hingegeben an der Seite des Mannes ruhte, daß Welt und Zeit ihnen beiden versanken, keines von ihnen hätte es zu sagen vermocht. Sie gehörten sich ganz, weiter wußten sie nichts, wollten sie nichts. Die Flut aller Erdenwonnen schlug hoch über ihren Häuptern zusammen.

Als Cino wieder erwachte, schien der Mond groß und golden in die Kammer, auf das Gesicht des Weibes, das er liebte und dessen Leben er zerstört. Sollte er nun nach all den übermenschlichen Seelenqualen im Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft auch seine unschuldige, arglos vertrauende Frau, seine drei kleinen Kinder für Lebenszeit unselig machen? Nein, er vermochte es nicht, er war kein Sklave seiner Impulse. Stets war ihm im Leben die Pflicht als das Höchste erschienen, er fände selber nimmer Ruhe an Inas Seite beim Gedanken an sein zerstörtes Heim, so sehr auch dies fremde Weib ihn an sich riß, im tiefsten verstand, die Seele seiner Seele war. Nein, er hätte auch sie mit den quälenden Vorwürfen seines Gewissens nimmer glücklich machen können. Sie wußte es ja selber, daß sie sich fürs Leben nicht angehören konnten, daß er mit aller Kraft gegen ihrer beider Leidenschaft gekämpft, daß er nur wiedergekommen war zum letzten Lebewohl. Und daß sie trotz dessen einmal glücklich waren, schrankenlos, übermenschlich glücklich, daß es sie mit elementarer Gewalt, gegen die aller Menschenwille zerbricht wie Glas und Splitter, zueinander gezogen, wer sollte sie deshalb richten und verdammen? Die ewige Macht da droben gewiß nicht. So löste er leise die ihn umschlingenden Arme Inas, über ihre vorher so friedlichen Züge huschte es dabei wie ein düsterer Traum, doch sie schlief weiter. Vor dem Bette brach er fast in die Knie, so schwer ward es ihm, zu scheiden. Nach einem langen Blick aber verließ er dann doch leise, zögernd die Kammer, durchschritt ungesehen den Flur und wandelte seinen einsamen Pfad hinauf in die Berge. Oft faßte ihn jäher Schwindel, doch endlich, bei Tagesgrauen langte er oben an. Nach kurzer Rast fühlte er sich kräftig genug, mit seinem kleinen Handkoffer auf einem Saumtier die Reise nach Cori und von da per Wagen nach Velletri anzutreten, von wo

er mit der Bahn, schweren Herzens, „o Gott, beinahe zerschmettert, aber lebend", die Strecke nach seiner Heimat, Neapel, zurücklegte.

Ina war den Morgen nach jener Nacht nicht aus ihrer Kammer gekommen. Als sie gegen zehn Uhr nicht erschienen war, pochte der alte Müller leise an die Thür. Als kein Herein gerufen ward, trat er zögernd ein. Sie lag mit wirrem Haar, in ihren Kleidern auf dem Bett und starrte ihn mit großen, glanzlosen Augen an, gab auch keine Antwort auf seine Fragen, erkannte ihn gar nicht. Sie lag völlig apathisch, verweigerte jedoch jede ihr gebotene Nahrung. „Das ist also wirklich das Fieber, die Perniciosa," murmelte der brave Ciro, er erkannte aber, daß es zu spät sei, die Kranke, bis der Wagen von Velletri geholt würde, dorthin zu schaffen, und sandte den Müllerknecht mit einem Maulesel zum dortigen Arzt. Der Tag verstrich. Inas anfängliche Apathie war jetzt einem wilden Fieberparoxysmus gewichen. Sie rief immerzu, aber nun wieder in der seit Jahren ihr entwöhnten deutschen Sprache: „Cino, Cino, wo bleibst du, warum hast du mich verlassen!" Und der alte Müller, ein ziemlich unbehilflicher Krankenwärter, hatte alle Mühe, sie mit Gewalt in ihrem Bette zurückzuhalten. Mit aller Kraft strebte sie nach dem Fenster. Der Müller gab ihr, so viel er nur von dem stets in Ninfa bereitgehaltenen Chinin hatte, fast zwangsweise ein, aber die Erregung wollte sich nicht legen. „Sie ist verloren, sie ist verloren, die schöne Giovanotta," murmelte er immer wieder. Endlich, die Sonne war schon untergegangen, kam der malariakundige Arzt. Nachdem er die Temperatur gemessen, die über zweiundvierzig Grad Celsius zeigte, schüttelte er den Kopf: „Sie wird die Nacht nicht überleben." Der Müller bat ihn, zu bleiben, aber er hatte keine Zeit, gab der Kranken nur nochmals eine starke Dosis Chinin und entfernte sich.

Der Alte schickte sich nun an, die Nachtwache zu halten, aber dessen ungewohnt, war er bald eingenickt. Gegen Morgen kam das Mädchen plötzlich zum Bewußtsein. Es war der Anfang vom Ende. Blitzgleich zog ihr ganzes, arbeit- und entbehrungsreiches, liebeleeres Leben an ihr vorüber. Dann gedachte sie ihrer Liebe, und mit der Hellseherei der Sterbenden schaute sie plötzlich in Cinos Leben, und daß er sie zwar nicht vergessen, aber verwinden würde in einem bescheidenen, doch bewußten Glück.

Sie aber gedachte der letzten Stunden mit ihm, und wieder durchschauerte es sie mit früher nie gekannter Seligkeit.

„Gottlob, nun kann ich ruhig sterben, nun kann ich auf den Ruhm verzichten, nachdem ich so die Liebe erlebt!"

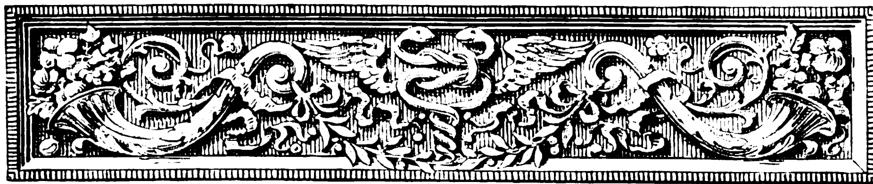
Sie streckte sich lang, ein letztes Zucken flog durch ihren Leib, sie faltete die Hände und schloß die Augen zum letzten Schlaf.

Als der Müller bei Tagesgrauen erwachte, fand er sich allein mit einer Toten. Er schritt aus der Kammer und pflückte im Frührot einen Strauß der roten Sumpfblumen, die er ihr in die kalten Hände steckte.

Dann ging er, das Nötige für den Transport der Leiche zu veranlassen.

Perniciosa!





Über die menschliche Stimme und Sprache.

Von
Albert Liebmann.

Die menschliche Stimme entsteht bekanntlich im Kehlkopf. Der Kehlkopf besteht aus drei großen Knorpeln; das sind bläulich-weiße, harte, elastische Gebilde. Die Basis des Kehlkopfes bildet der siegelringförmige Grundknorpel, dessen Platte nach hinten sieht, während der schmale Reif nach vorn gerichtet ist. Auf dem Grundknorpel ruht der Schildknorpel, bestehend aus zwei vorn in einem Winkel vereinigten Platten, welche sich nach hinten weit öffnen und den oberen Teil des Kehlkopfes vorn und seitlich begrenzen. Wir können die beiden Platten des Schildknorpels am Halse deutlich fühlen. Die hintere Begrenzung des Kehlkopfes wird gebildet von den dreiseitig-prismatischen Gießkannenknorpeln, welche mit ihrer dreiseitigen Grundfläche an dem oberen Rande der Platte des Ringknorpels befestigt sind, indem eine Ecke ihres Grunddreiecks nach vorn, die zweite nach hinten, die dritte nach außen blickt. Die nach vorn gerichtete Ecke jedes Gießkannenknorpels heißt der Stimmfortsatz desselben. Die Gießkannenknorpel sind miteinander und mit den übrigen Knorpeln des Kehlkopfes durch kleine Muskeln verbunden und können durch diese um ihre senkrechte Achse gedreht werden. An der Innenfläche der Platten des Schildknorpels nun ziehen beiderseits in der Richtung von vorn nach hinten die Stimmbänder entlang, vorn im Winkel des Schildknorpels beginnend und hinten am Stimmfortsatz jedes Gießkannenknorpels befestigt. Die Stimmbänder sind elastisch; in ihrem Inneren sind kleine Muskeln eingebettet, welche die Spannung der Stimmbänder verändern können. Wenn durch die kleinen Kehlkopfmuskeln die beiden Stimmfortsätze der Gießkannenknorpel nach außen gedreht werden, so entsteht ein dreieckiger Spalt, die sogenannte Stimmritze, vorn begrenzt vom Winkel der beiden Schildknorpelplatten, an den Seiten von den Stimmbändern und hinten von den Gießkannenknorpeln. Durch Drehung der Stimmfortsätze nach innen wird die Stimmritze geschlossen. Vermittelst des Kehlkopfspiegels kann man das Spiel der Stimmbänder beim Atmen und beim Anlauten direkt beobachten; man sieht dann deutlich, wie sich beim Atmen die Stimmritze weit öffnet, während beim Anlauten die Stimmbänder sich dicht aneinanderlegen.

Der Kehlkopf geht nach oben über in die Rachenhöhle, welche die Fortsetzung der Mundhöhle nach unten und hinten darstellt. Die Rachenhöhle ist noch die gemeinsame Bahn für die Luft und für die Speisen. Dann trennen sich die Wege: die Luft streicht durch den Kehlkopf, welcher von der Rachenhöhle nach unten und vorn zieht. Nach unten zu geht der Kehlkopf in die Luftröhre über, einen elastischen Schlauch, dessen Lichtung durch zahlreiche ringförmige Knorpel offengehalten wird. Die Luftröhre teilt sich dann wieder in die

beiden Bronchien, welche, ähnlich der Luftröhre gebaut, sich in den beiden Lungenflügeln zahlreich verzweigen. Die Luft passiert also beim Einatmen folgende Stationen: Mund-, Rachenhöhle, Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchienzweige, Lungen. Beim Ausatmen geht sie denselben Weg zurück. Die Einatmung entsteht durch Erweiterung des Brustkastens vermittelst der Atmungsmuskeln; die Ausatmung erfolgt gewöhnlich ohne Hilfe der Muskeln, indem der elastische Brustkasten in seine Gleichgewichtslage zurückfedert; nur bei der angestrengten Ausatmung sind besondere Ausatmungsmuskeln in Thätigkeit.

Die menschliche Stimme kommt nun dadurch zu stande, daß die gespannten Stimmbänder durch die ausgeatmete Luft in regelmäßige Schwingungen versetzt werden. Bekanntlich entstehen Töne durch regelmäßige Schwingungen elastischer Körper, z. B. der Saiten der Violine, oder durch regelmäßige Schwingungen der Luft, wie bei manchen Pfeifen. Ein Ton ist um so höher, je größer die Anzahl seiner Schwingungen in der Sekunde ist.

Der menschliche Kehlkopf ist ein musikalisches Instrument, und zwar gehört er zu den sogenannten Zungenpfeifen. Die Zungenpfeife besteht aus drei Teilen: 1) Windlade, 2) Pfeife mit Zungenwerk, 3) Ansatzrohr. Das bekannteste Beispiel einer Zungenpfeife ist die Blasbalgharmonika. Die Windlade bilden beim Kehlkopf die Lungen, die Bronchien und die Luftröhre. Die Pfeife mit dem Zungenwerk ist der Kehlkopf mit den Stimmbändern. Das Ansatzrohr ist die Rachen-, Mund- und Nasenhöhle. Bei den künstlichen Pfeifen besteht das Zungenwerk aus einem elastischen Metallblatt, welches den Raum, in dem es ausgespannt ist, fast vollständig verschließt, aber nur an einem Ende befestigt ist, so daß das andere freie Ende in Schwingungen versetzt werden kann. Wird nun von der Windlade aus Luft gegen die Metallzunge geblasen, so weicht das freie Ende derselben nach oben aus. Indem jetzt die Luft durch den erweiterten Spalt freier abströmt, nimmt der Luftdruck unterhalb der Metallzunge ab, so daß die elastische Metallzunge zurückfedernd den Spalt wieder verschließt, um dann aufs neue durch die aus der Windlade dringende und gegen die Zunge andrückende Luft in Bewegung gesetzt zu werden. Durch das regelmäßige Schwingen der Metallzunge entstehen abwechselnd Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, welche den Ton erzeugen. Das sehr variable Ansatzrohr der Pfeife hat Einfluß auf die Klangfarbe und auf die Höhe des Tones. Genau wie bei der Zungenpfeife entsteht die menschliche Stimme, indem die aus der Windlade (d. h. also Lunge und Luftröhre) gepreßte Luft das Zungenwerk, die Stimmbänder, in regelmäßige Schwingungen versetzt; dadurch wird die Luft oberhalb und unterhalb der Stimmbänder in rhythmischer Abwechselung verdünnt und verdichtet, und es entsteht ein Klang.

Die Höhe unserer Stimme ist abhängig von der Länge der Stimmbänder, weshalb Frauen und Kinder eine höhere Stimme haben als Männer. Wir können höhere Töne hervorbringen, wenn durch die kleinen Kehlkopfmuskeln die Stimmbänder verkürzt und stärker gespannt werden; auch wird ein Ton erhöht, wenn wir durch kräftigere Ausatmung die Stimmbänder stärker anblasen, weshalb sehr hohe Töne nur forte gesungen werden können. Zur Erzeugung der höchsten Töne steht uns noch die sogenannte Fistelstimme zu Gebote, auch Kopfstimme genannt, weil bei ihr vor allem die Luft in der Mund- und Nasenhöhle in Schwingungen gerät, während bei der gewöhnlichen Stimme, der sogenannten Bruststimme, besonders die Luft in den Bronchien und Lungen sich an den Schwingungen beteiligt. Letzteres kann man nachweisen, wenn man einem im Brustton Sprechenden die Hände auf die hintere Brustwand legt; man fühlt dann ein Schwirren, verursacht durch die Schwingungen der Lungenluft. Bei der Fistelstimme dagegen haben wir selbst die Empfindung, daß die

Stimme in der Mund- und hinteren Nasenhöhle entsteht.

Während bei den gewöhnlichen Tönen unserer Stimme die Nasenhöhle durch Erhebung des Gaumensegels abgeschlossen wird, so daß nur die Luft in der Mundhöhle schwingen kann, legt sich bei den nasalen Lauten das Gaumensegel nach unten und gestattet der Luft der Nasenhöhle, sich an den Schwingungen zu beteiligen.

Die Stärke der Stimme wird bedingt durch stärkeres Anblasen der Stimmbänder vermittels stärkerer Ausatmung. Wir haben noch eine wichtige Eigenschaft der Stimme zu besprechen, die sogenannte Klangfarbe, nach welcher wir die Stimmen verschiedener Personen voneinander unterscheiden. Unter der Klangfarbe der musikalischen Instrumente versteht man eine Eigentümlichkeit ihres Toncharakters, wodurch sie sich unabhängig von der Höhe und Stärke des Tones voneinander unterscheiden. Helmholtz hat nachgewiesen, daß die Klänge der Instrumente und der menschlichen Stimme keine einfachen Töne, sondern aus vielen einfachen Tönen zusammengesetzt sind, von denen ein Ton durch seine Stärke sich besonders auszeichnet, der sogenannte Grundton. Die übrigen schwächeren, sogenannten Obertöne stehen in einer bestimmten Beziehung zum Grundton, indem ihre Schwingungszahlen ein Vielfaches von der Schwingungszahl des Grundtones betragen. Ein musikalisch geübtes Ohr kann aus einem Klange die Obertöne unterscheiden, welche den Grundton begleiten. Die Klangfarbe der verschiedenen Instrumente beruht auf der Verschiedenheit und der Stärke der mit dem Grundton verbundenen Obertöne. Die Klangfarbe der menschlichen Stimme entsteht dadurch, daß durch die verschiedene individuelle Gestalt der bei der Stimmbildung beteiligten Hohlräume (also Mund-, Nasen-, Rachenhöhle, Kehlkopf u. s. w.) bei jedem einzelnen Individuum sich verschiedene Obertöne zu dem Grundton gesellen.

Die Stimme wird heiser, wenn die Schwingungen der Stimmbänder, durch aufgelagertes Sekret behindert, unregelmäßig werden; es entsteht dann nach physikalischen Gesetzen kein Ton, sondern ein Geräusch.

Unsere Sprache besteht aus Klängen und Geräuschen; die ersteren nennt man Vokale (a, e, i, o, u), die letzteren Konsonanten (z. B. b, t, g, k, s, f ꝛc.). Die Vokale werden durch Formwandlungen der Mundhöhle, die Konsonanten durch Bewegungsvorgänge in der Mund- und Rachenhöhle und im Kehlkopf hervorgebracht. Während bei der gewöhnlichen lauten Sprache der Stimmklang Verwendung findet, indem bei der Erzeugung der Vokale und Konsonanten gleichzeitig die Stimmbänder mitschwingen, entsteht die sogenannte Flüstersprache bei ruhenden Stimmbändern durch Anblasen der Luft in der für die verschiedenen Vokale und Konsonanten charakteristisch gestalteten Mund-, Rachen- und Nasenhöhle. Daher ist die Flüstersprache auch bei weit geöffneter Stimmritze, beim Einatmen möglich; die laute Sprache nicht.

Betrachten wir die Formveränderungen der Mundhöhle, durch welche die verschiedenen Vokale zu stande kommen, näher.

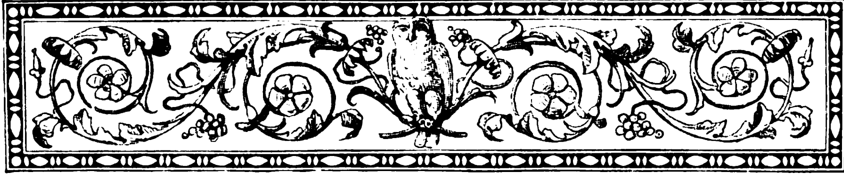
Das menschliche Stimmorgan unterscheidet sich von den gewöhnlichen Zungenpfeifen durch ein in seiner Gestalt veränderliches Ansatzrohr, die Mundhöhle, welche je nach ihrer Formveränderung eine verschiedene Weite und Länge erhält. Indem bei den verschiedenen Formwandlungen dieses Ansatzrohres bald dieser bald jener Einzelton des Klanges der Pfeife verstärkt oder geschwächt wird, entstehen die verschiedenen Vokale. Wenn wir z. B. den Vokal a ertönen lassen, nimmt die Mundhöhle die Gestalt eines nach vorn sich erweiternden Trichters an. Bei u zeigt die Mundhöhle die Form einer weiten Flasche ohne Hals, deren enge Öffnung der Mund ist; diese Form der Mundhöhle kommt zu stande, indem die Zunge in der Mitte stark herabgezogen wird und die Lippen möglichst weit vorgespitzt und fast ganz verschlossen wer-

den. Bei o ist die Mundhöhle ähnlich geformt wie bei u, doch werden die Lippen weiter geöffnet und nicht vorgespitzt. Bei i stellt sich die Zunge steil auf gegen den harten Gaumen, wodurch die Passage zwischen Zungenrücken und hartem Gaumen verengt, dagegen die Rachenhöhle oberhalb des Kehlkopfes bedeutend erweitert wird. Das e wird hervorgebracht durch eine ähnliche Formveränderung der Mundhöhle wie beim i, nur daß der Kanal zwischen Zungenrücken und hartem Gaumen weniger verengt wird.

Die Diphthonge (au, ai, ei, eu, äu) sind Mischlaute, welche aus zwei Vokalen bestehen. Sie entstehen, wenn man bei tönender Stimme rasch hintereinander aus der Mundstellung für den einen Vokal in die für den anderen übergeht.

Die Konsonanten sind Geräusche, die dadurch entstehen, daß der zum Sprechen verwendete Luftstrom an bestimmten verengten Stellen die verschiedenen Rachen- und Mundteile in unregelmäßige Schwingungen versetzt. Man unterscheidet tönende Konsonanten (liquidæ), welche auch ohne begleitenden Vokal hörbar sind, (l, m, n, r, ſ), und stumme, welche nur in Verbindung mit einem Vokal vernehmbar sind (alle übrigen Konsonanten). Je nach dem Orte, an welchem die Konsonanten gebildet werden, kann man sie auch einteilen in Lippen- (b, f, m, p, v, w), Zungen- (d, l, n, r [Zungen-r], ſ, t), und Gaumenbuchstaben (ch, g, j, k, r [Gaumen-r]). Die einzelnen Stellen, an welchen die Konsonanten erzeugt werden, nennt man Artikulationsstellen. Die erste Artikulationsstelle bilden Lippen und obere Schneidezähne (sogenanntes Lippenthor), die zweite Zungenrücken und harter Gaumen (Zungenthor), die dritte Zungenwurzel und weicher Gaumen (Gaumenthor), die vierte die Stimmbänder (Kehlkopfthor). Wird eines dieser vorher geschlossenen Thore durch die hindurchgepreßte Luft plötzlich gesprengt, so entsteht am Lippenthor p, am Zungenthor t, am Gaumenthor k; bei diesen Konsonanten ertönt die Stimme erst nach der stattgehabten Sprengung der Thore. Erfolgt die Sprengung der Thore leiser, so entstehen am Lippenthor b, am Zungenthor d, am Gaumenthor g; hierbei tönt die Stimme schon vor der Sprengung der Thore. Werden die Thore nur verengt, so daß die Luft sich mit einem Reibungsgeräusch hindurchzwängt, so entstehen die Reibungslaute, und zwar, wenn die Stimme nicht mittönt, am Lippenthor f, am Zungenthor ſ (scharf) und sch, am Gaumenthor ch und j; unter gleichzeitigem Stimmklang dagegen beziehungsweise w, ſ (weich) und l. Die sogenannten Zitterlaute werden gebildet, wenn die hindurchströmende Luft die Ränder der verengten Stelle in Vibrationen versetzt; der Zitterlaut der Lippen ist das Lippen-r (das Br der Kutscher); der Zitterlaut der Zunge das Zungen-r (das r des Redners und Schauspielers); der Zitterlaut des Gaumens ist unser gewöhnliches r, welches zu stande kommt durch Vibrieren des Gaumenzäpfchens. Die Konsonanten m und n endlich haben einen nasalen Charakter. Sie entstehen, wenn beim Erklingen der Stimme die Mundhöhle nach vorn verschlossen wird, während das Gaumensegel, schlaff herabhängend, der Luft der Nasenhöhle gestattet, mitzuschwingen. Wird hierbei die Mundhöhle mit den Lippen verschlossen, so entsteht ein m; erfolgt dagegen der Verschluß durch Zunge und harten Gaumen, so wird das n erzeugt.

Das Kehlkopfthor kommt bei uns nur für Bildung des h in Betracht. Das h ist ein Reibegeräusch, welches hervorgebracht wird, wenn die Stimmbänder nur so weit verengt sind, daß keine regelmäßigen Schwingungen, sondern unregelmäßige entstehen, also ein Geräusch, das h. Die zusammengesetzten Konsonanten entstehen ähnlich wie die Diphthonge durch rasche Kombination der für die zusammengesetzten Konsonanten nötigen Bewegungen.



Litterarische Mitteilungen.

Die Denkwürdigkeiten a. d. Leben des Generalfeldmarschalls Grafen von Roon.

ls König Wilhelm I. am 3. September 1870 — also zwei Tage nach der siegreichen Schlacht von Sedan und einen Tag nach der Kapitulation der Armee von Chalons — im Kreise seiner treuen Paladine zu Vendresse zu Mittag speiste, befahl er plötzlich, daß Champagnerwein aufgetragen werden solle. In der Regel war dies im Felde höchst selten von ihm angeordnet worden, da der König sich sowohl während des Feldzuges 1866 als auch während des Krieges von 1870/71 so einfach gewöhnt hatte, daß seine Tafel nur ein „feldetatsmäßiges" Aussehen hatte, d. h., daß nur einfache Speisen und gewöhnliche Tischweine dargereicht werden durften. Nachdem die Gläser mit dem Schaumwein gefüllt waren, erhob sich König Wilhelm und sprach folgende Worte:

„Sie, Kriegsminister von Roon, haben unsere Waffen geschärft; Sie, General von Moltke, haben sie geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Ich trinke auf Ihr Wohl!"

Diese dankbare Gesinnung des königlichen Herrn gegen seine drei nächsten Ratgeber bekundete sich auch mehrere Monate später sehr deutlich in der Residenz Berlin. Als am 16. Juni 1871 König Wilhelm I. an der Spitze seiner siegreichen Truppen seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, hatte er angeordnet, daß unmittelbar vor ihm dasselbe Triumvirat einherritte, welches er in Vendresse durch den oben wiedergegebenen Trinkspruch ausgezeichnet hatte. Wer damals, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück hatte, Augenzeuge dieses erhebenden Anblickes zu sein, dessen Geist ist durch einen unauslöschlichen Eindruck bereichert worden.

Von diesen drei verdienstvollen Männern einer großen Zeit sind inzwischen zwei dem unerbittlichen Tode zum Opfer gefallen: am 23. Februar 1879 starb zu Berlin, wohin er geeilt, um noch einmal seinen höchstverehrten Monarchen zu sehen, der Generalfeldmarschall Graf von Roon, und zwölf Jahre später, am 24. April 1891, folgte ihm sein treuer Waffengefährte, der Generalfeldmarschall Graf von Moltke, in die Ewigkeit nach. Beide haben aber zur hohen Freude der Mit- und Nachwelt Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben hinterlassen, welche von geschickten Händen durch den Druck veröffentlicht worden sind.

Wir haben uns hier nun die Aufgabe gestellt, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des zuerst von seiner irdischen Thätigkeit abberufenen Feldmarschalls einer Besprechung zu unterziehen, und thun dies vornehmlich zu dem Zwecke, die in vielen Beziehungen ganz ausgezeichnete Wirksamkeit des tüchtigen Soldaten, braven Menschen und guten Christen in dem weiten Leserkreise dieser Monatshefte zur Kenntnis zu bringen. Auch Albrecht von Roon gehörte zu den ebenso berufenen wie auserwählten Männern, von denen der Dichter und Held Theodor Körner singt:

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf- und Sturmeswettern,
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht!

* *
*

Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls, Kriegsministers Grafen von Roon, Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen" (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1892) bilden zwei starke Bände von 501, beziehungsweise 764 Druckseiten. Sie sind druckfertig gemacht und herausgegeben von dem Sohn des Verstorbenen, dem Grafen Waldemar von Roon, und zwar in einer ebenso pietätvollen, wie der Wahrheit alle Ehre gebenden Weise. Der Standpunkt des Sohnes bei einem solchen littera-

rischen Unternehmen ist ein sehr schwieriger, und diese Schwierigkeiten sind auch von dem Herausgeber keineswegs verkannt worden. Derselbe sagt darüber im Vorwort folgendes:

„Ein Sohn, welcher es unternimmt, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Vaters zu bearbeiten und damit vor die Öffentlichkeit zu treten, ist in ganz besonderer Weise genötigt, um Nachsicht zu bitten, und das um so mehr, je näher er dem Vater im Leben auch innerlich gestanden, je leidenschaftlicher er ihn geliebt, je mehr er ihn verehrt und bewundert hat. Denn um so weniger wird man geneigt sein, ihm die völlige Objektivität zuzutrauen, welche für alle historischen Darstellungen — also auch für derartige Beiträge zur Zeitgeschichte — verlangt werden muß, wenn anders sie einigen Wert beanspruchen wollen. Daß ich indessen ernsthaft nach Objektivität gestrebt habe, wird, wie ich hoffe, die vorliegende Arbeit erkennen lassen."

Es freut uns, hier gleich von vornherein unsere Überzeugung dahin aussprechen zu können, daß es dem Herausgeber nicht bloß völliger Ernst mit diesem Streben gewesen ist, sondern daß dasselbe auch sehr guten Erfolg gehabt hat. Übrigens will Graf Waldemar von Roon seine Arbeit keineswegs als eine abschließende „Lebensbeschreibung" seines verewigten Vaters angesehen wissen. Er hatte vielmehr früher, wie er weiter mitteilt, „einige namhafte, zu solchem Werke hoch befähigte Historiker" zur Abfassung eines biographischen Denkmals, wie es für York, Scharnhorst, Gneisenau u. s. w. errichtet worden ist und in ähnlicher Art auch Roon zukommen dürfte, aufgefordert, doch ist seine Bitte zur Zeit abgelehnt worden. So hat er sich denn selbst entschlossen, die Hand an die Bearbeitung eines solchen Werkes zu legen, doch will er mit demselben immer nur die Vorarbeiten zu einer künftigen Biographie liefern. Er entsprach damit einem von dem verstorbenen Feldmarschall selbst geäußerten Wunsche, indem er den gesamten noch ungedruckten litterarischen Nachlaß sichtete und dann infolge mehrfacher Anregung diejenigen Schriftstücke und Briefe auswählte und nach und nach in der Monatsschrift „Deutsche Revue" veröffentlichte, welche auf die historisch bedeutsamsten Abschnitte seines militärischen und staatsmännischen Wirkens Bezug haben. Diese Aufsätze sind dann später — auf vielfaches Verlangen — zu einer Buchausgabe vereinigt worden und so ist das vorliegende Werk entstanden.

Nachdem wir hiermit die Genesis unseres Buches erklärt haben, treten wir demselben näher und geben zunächst seine Einteilung wieder. Der erste Band ist in drei Abschnitte und zwölf Kapitel gegliedert, denen verschiedene Beilagen hinzugefügt worden sind. Während der erste Abschnitt die Jugend, beziehungsweise die ersten fünfundzwanzig Lebensjahre Albrecht von Roons schildert, beschäftigt sich der zweite Abschnitt mit dem „pädagogischen, wissenschaftlichen und militärischen Wirken" der folgenden neunzehn Jahre (1829 bis 1848); der dritte Abschnitt umfaßt die wichtigeren Dienststellungen von 1848 bis 1859. Der erste Band ist somit der ganzen Thätigkeit Roons bis zu seiner Ernennung zum preußischen Kriegsminister gewidmet; er bringt also eine Darstellung der Lehr- und Wanderjahre des späteren Reorganisators der Armee, während es dem zweiten Bande vorbehalten wurde, die bedeutsame und weitverzweigte Wirksamkeit des „Feldwebels seines Königs", wie sich Albrecht von Roon als Kriegsminister bezeichnet hat, vorzuführen.

Es ist ein gewaltiger Stoff, der in diesen zwei Bänden abgehandelt wird. Wir können daher bei dem Reichtum des vorliegenden Materials und mit Rücksicht auf die uns hier gesteckten räumlichen Grenzen kaum mehr als ein kleine Ährenlese zur Kennzeichnung des Ganzen geben, und werden uns freuen, wenn wir dadurch den im Eingange angedeuteten Zweck unserer Arbeit erreichen: wenigstens eine kurze Charakteristik des Helden unseres Buches zu liefern.

Recht fesselnd und bedeutsam ist schon die Einleitung zum ersten Abschnitt. Sie bringt nämlich unter der Überschrift „Rückblicke auf ein langes Leben" eigenhändige Aufzeichnungen (teils Diktat) des Feldmarschalls Grafen von Roon aus seinem letzten Lebensjahre (1878), die leider Fragment geblieben sind. Wir entnehmen dieser Einleitung einige Stellen:

„Wenn ich in den wenigen und kurzen Augenblicken der Ruhe, welche mir ein Leben voller Arbeit und verantwortlicher Thätigkeit übrig ließ, von einem stillen, ruhigen Lebensabend träumte, der mir Muße geben würde, mich auf mich selbst zu besinnen, die Vergangenheit mit allen ihren trüben und heiteren Bildern, ihren Widerwärtigkeiten, stolzen Erfolgen und reichen Erfahrungen an meinem inneren Auge noch einmal vorübergleiten zu lassen und meine Erinnerungen zu ordnen: dann dachte ich es mir oft als einen würdigen Abschluß meiner irdischen Thätigkeit, den ersehnten, wie ich wähnte, ungestörten Lebensabend mit der Aufzeichnung dessen auszufüllen, was mir in meiner Vergangenheit denkwürdig erschien. Ich dachte dabei nicht an die allgemeine Zeitgenossenschaft, vielmehr zunächst an meine Familie ...

Die Ausführung dieses Vorhabens scheint mir jetzt, nachdem mehr als fünf volle Jahre seit meinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben verstrichen, ohne daß ich Hand ans Werk zu legen vermochte, wenn nicht unmög-

lich, so doch höchst zweifelhaft. Ich muß darauf verzichten, denn ich stehe im sechsundsiebzigsten Lebensjahre, meine Kräfte sind zum besten Teile verbraucht, und mein wankender Gesundheitszustand, der bisher mein Bemühen für jenen Zweck lähmte, giebt mir nicht die Zuversicht auf ein noch langes Leben ...

Bin ich also außer stande, die beabsichtigten biographischen Denkwürdigkeiten in dem Umfange und in der Ausführlichkeit niederzuschreiben, wie sie mir einst vorschwebten, so kann ich gleichwohl den mir mehrseitig empfohlenen Versuch wagen, einzelne Bilder aus meinem Leben zu entwerfen, welche als Beiträge zur Sittengeschichte meiner Zeit immerhin einigen Wert für den Kulturhistoriker haben dürften ..."

Der Feldmarschall hatte seinen Gesundheitszustand richtig erkannt: nachdem er jene Zeilen geschrieben, sollte ihm kaum noch ein Lebensjahr beschieden sein. Aber auch seine weitere Bemerkung ist ganz zutreffend, daß nämlich die Bilder, welche er aus seiner Vergangenheit zu entwerfen vermochte, in der That als kulturgeschichtliche Beiträge Wert behalten sollten, worüber der Leser selbst urteilen möge, nachdem wir ihm noch folgende Auszüge vorgelegt haben:

„... Meine frühesten Erinnerungen reihen sich an ein kleines, sehr einfaches Wohnhaus, in welchem meine Eltern mit mir, ihrem jüngsten und einzig überlebenden Kinde, meinem Milchbruder Hans Wendt und einigen Dienstboten lebten (zu Pleushagen bei Kolberg). Es stand wenige Hundert Schritte von den Dünen und vom Strande der Ostsee, deren brüllende Brandung mir meine Schlaf-, nicht Wiegenlieder sang, denn ich habe nie in einer Wiege gelegen, einem Institut, welchem mein Vater, weil es die Kinder verdumme, das Heimatsrecht im Hause verweigert haben soll ..."

„Mein Vater (Heinrich von Roon), eine ziemlich hohe Gestalt, feines, angenehmes Gesicht, war durch schwere Krankheit (Rückenlähmung!) gebrochen, soweit ich mich seiner erinnere. Da die älteren Geschwister früher gestorben waren, so blieb ich immer ein einsames Kind.

Ich habe den Vater nicht anders als im Lehn- oder Rollstuhl gekannt; auch die stille, scheue Mutter war kränklich. Wie mir später klar wurde, waren die Eltern nicht glücklich verheiratet; auch sind ihre Verhältnisse infolge der mit der Kriegsnot verbundenen schlechten Zeiten und schlechter eigener Wirtschaft allmählich immer mehr zurückgegangen.

Sehr einförmig, unter immer ungünstiger gewordenen, fast ärmlich zu nennenden äußeren Umständen habe ich die ferneren Jahre in Pleushagen durchlebt. Freilich mich selbst bedrückten die Sorgen des Hauses nicht, zumal ich mich fast stets draußen befand und vom frischen Seewinde durchwehen ließ; mein Vater war ohnehin dagegen, mich frühzeitig mit Lernen zu quälen. Indessen besinne ich mich doch auch, daß ich für kurze Zeit die kleine Dorfschule besucht habe, wiewohl mit geringem Erfolg.

Auch sonst kümmerte man sich wenig um das einsame Kind, dem außer dem Spielen in den Dünen kaum irgend eine Freude geboten ward. Indessen kann ich nicht sagen, daß mich das angefochten oder gar niedergebeugt hätte, und für meine Selbständigkeit und rüstige körperliche Entwickelung mögen die beschriebenen Umstände auch von Vorteil gewesen sein.

Im Jahre 1811 starb mein Vater. Er wurde in Schulzenhagen beerdigt; es muß im Winter gewesen sein, denn ich habe eine deutliche Erinnerung an die sehr kalte Kirche behalten. Kurz vorher oder nachher wurde ich bei dem Pastor in Sohrenbohm (etwa drei Meilen von Pleushagen, auch am Strande gelegen) in Pension gegeben.

Inzwischen hatte meine Mutter versucht, die Verwaltung von Pleushagen selbst fortzuführen. Aber es gelang ihr nicht einmal, die Zinsen der darauf haftenden Schulden herauszuwirtschaften. In ihrem Nervenleiden war sie wohl schon damals nicht mehr zu klaren Anordnungen befähigt. Endlich schrieb die Großmutter Borcke, welche vor einiger Zeit nach Alt-Damm bei Stettin gezogen war, die Mutter möge mit dem Sohne dorthin zu ihr übersiedeln, die eigene Wirtschaft ginge doch nicht. Diese Großmutter Borcke war übrigens auch die Haupt-Hypothekengläubigerin.

So wurde denn — wahrscheinlich im Frühjahr 1812 — die Reise angetreten. Die große Kutsche wurde aus dem Schuppen geholt, die Kaltenhagener Bauern legten vier Pferde davor und fuhren Herrin und Junker zunächst bis Kolberg. Dort wartete unser Verwalter (auf dessen vom Trunke häufig gerötetes Gesicht ich mich sehr wohl besinne — ich glaube, Rubach war sein Name —) mit einem leichteren Wagen. Nach längerer Reise und mehrfachen Irrfahrten kamen wir spät in der Nacht nach Wisbu, wo der Onkel Osten, Bruder der Großmutter Borcke, wohnte. Derselbe war trotz seiner Blindheit noch immer Landrat, und ich erinnere mich, daß ich demselben damals zuweilen als Sekretär gedient habe, woher ich annehme, daß ich trotz meiner geringen Studien schon leidlich schreiben konnte. In Wisbu machten wir einige Wochen Rast. Der Onkel Osten ließ dann Mutter und Sohn nach Alt-Damm fahren.

Der dortige, etwa zwei Jahre währende Aufenthalt ist für mich zweifellos von großer Wichtigkeit, sowie von entscheidender Bedeu-

tung für die Entwickelung meines äußeren und inneren Menschen gewesen. Meine Großmutter führte ein strenges, scharfes Regiment und nahm auch meine Erziehung sofort in ihre energische Hand. Ich habe ihr sehr viel zu verdanken. Sie war, abgesehen von ihrer Thatkraft, auch eine sehr kluge und sehr patriotisch gesinnte Frau. Ich wurde nunmehr in den Elementarwissenschaften unterrichtet, doch waren meine Fortschritte wohl nicht erheblich, denn die Not der Zeit machte sich aufs drückendste geltend, so daß eine ungestörte gleichmäßige Fortbildung unmöglich war. Die Hauptsache war, daß ich nunmehr mit vollem Ernste zu Gehorsam und Fleiß angehalten wurde."

Als die Großmutter Borcke am 13. Oktober 1813 starb — die Kräfte der siebzigjährigen Frau waren den dauernden Anstrengungen ihres aufregenden Lebens nicht mehr gewachsen gewesen —, gab es eine neue Veränderung in Roons äußeren Verhältnissen. Ein Vetter der Frau von Borcke, Ludwig von Franckenberg, der beim Alexander-Regiment in Berlin stand, entschloß sich um jene Zeit — 1814 oder 1815 —, den jungen Roon mit sich nach Berlin zu nehmen und ihn ins Kadettencorps zu bringen. Nachdem dieser zunächst eine „Klippschule" in der Jüdenstraße, später die Krügersche Schule besucht und sich nun endlich einige Vorkenntnisse in geregelter Weise erworben hatte, wurde er im November 1816 in eine der damals üblichen altmodischen gelben Postkutschen gesetzt und nach einer ihm endlos dünkenden Fahrt nach Kulm gebracht, wo er mit zweiunddreißig anderen Schülern in die Kadettenanstalt aufgenommen wurde.

Bis hierher reichen die Aufzeichnungen des späteren Feldmarschalls. Wir ersehen aus denselben, daß Albrecht von Roon eine eigentümliche, ziemlich harte Kinder- und Jugendzeit gehabt hat, in welcher jedoch offenbar seine Natur- und geistigen Anlagen geweckt und gefördert worden sind. In Kulm stand er auf der untersten Sprosse der militärischen Hierarchie, deren höchste Stufen er dereinst ersteigen sollte, was er damals wohl nicht geahnt hat.

* *
*

Es war für Albrecht von Roon von großer Bedeutung, daß das Kulmer Kadettenhaus zu seiner Zeit unter der Leitung eines vortrefflichen Direktors stand, des Majors von Woyna, welcher der Nachfolger eines Polen war und in kurzer Zeit die etwas verwahrloste Anstalt auf einen sehr achtungswerten Höhepunkt brachte. Als dieser eine Ehrentafel stiftete, auf welcher die Namen der besten Kadetten ihren Platz finden sollten — am 3. Juni 1818 —, hatte sich der junge Roon schon so sehr ausgezeichnet, daß der „Brigadeführer, Unteroffizier Albrecht Theodor Emil von Roon" an erster Stelle eingetragen werden konnte. Auch in Berlin, wohin Roon mit noch vierunddreißig Gefährten im Jahre 1818 auf großen Leiterwagen befördert wurde, zeichnete er sich ganz besonders aus und machte dem Zeugnis des Majors von Woyna: „Er verspricht unendlich viel," alle Ehre. Äußerlich entwickelte er sich zu einem kräftigen, strammen und untersetzten Jüngling, weshalb er von seinen Kameraden in der Regel „der dicke Roon" genannt wurde. Erst gegen den Schluß der Kadettenzeit nahm er an Körperlänge zu, und als Offizier ist er eine hochgewachsene, ansehnliche Erscheinung geworden.

Die Laufbahn, welche der am 9. Januar 1821 nach gut bestandenem Offiziersexamen zum Second-Lieutenant im 14. Infanterie-Regiment ernannte, noch nicht achtzehnjährige Roon durchlief, ist heute allgemein bekannt. Allerdings stand er ganz allein, war mittellos und ganz auf sich selbst angewiesen; er hatte keine „Konnexionen" oder Verbindungen, aber er war ein Mann von hellem Blick, guten Kenntnissen und hoher Thatkraft. Rüstig und gesund an Leib und Seele, war er in seinem lebendigen Gottvertrauen und kernfrischen Wesen weit davon entfernt, sich die frohe Gegenwart durch Zukunftssorgen zu verkümmern: er übersetzte den Spruch des alten Roonschen Wappens Toujours tout droit — Dieu t'aidera! mit den Worten: „Unverzagt, vorwärts mit Gott!" und handelte demgemäß. So ist denn auch der arme, unbekannte, in der Welt herumgestoßene Junker als ein echter Selfmademan im besten Sinne seinen Weg gegangen zu den Höhen des Lebens; er hat den Beweis dafür geliefert, daß wahre Tüchtigkeit sehr wohl zur Geltung gelangen und die höchsten Erfolge erringen kann, auch wenn ihr jegliche Unterstützung von außen her von Anfang an gefehlt hat.

In zehn Jahren wurde er Premierlieutenant, vierdreiviertel Jahre später Hauptmann, nach sechs Jahren Major, wieder nach acht Jahren Oberstlieutenant und nach weiteren sechs Jahren Generalmajor. Im Juni 1858 beauftragte ihn der Prinz von Preußen mit der Abfassung einer Denkschrift über die Reorganisation der Armee, am 31. Dezember 1859 wurde er Generallieutenant und am 5. Dezember desselben Jahres Kriegsminister. So sah er sich im Alter von sechsundfünfzig Jahren an die Spitze der preußischen Heeresverwaltung gestellt und wurde noch an dem gleichen Tage, der ihm diese Ernennung brachte, von dem damaligen Prinzregenten in der Audienz mit den herzlichen Worten empfangen: „Guten Morgen, mein Verehrtester, es freut

mich, Sie heute schon als Minister begrüßen zu können!"

Der zweite Band der Denkwürdigkeiten umfaßt die Abschnitte vier bis sieben. Während der vierte die schweren Kampfeszeiten von 1860 bis 1866, und der fünfte die Siegeszeiten von 1866 bis 1871 behandelt, ist der sechste den neuen staatsmännischen Leistungen von 1871 bis 1873 gewidmet, welche durch die Ernennung Roons zum Ministerpräsidenten gekrönt wurden. Am 1. Januar 1873 zum Generalfeldmarschall ernannt, erfuhr er in der Folge noch verschiedene andere Auszeichnungen, bis ihn die zunehmende Kränklichkeit nötigte, um seinen Abschied einzukommen, der dem treuen Helfer seines königlichen Herrn unter dem 9. November 1873 in der ehrendsten Weise bewilligt wurde. Der siebente Abschnitt unseres Buches behandelt die letzten im Ruhestande verlebten Jahre des Feldmarschalls 1873 bis 1879 und schließt mit der Darstellung der Krankheit und des Endes, welches infolge einer Lungenentzündung nach kaum vierzehntägigem Leiden in Berlin am 23. Februar 1879 eintrat. Albrecht von Roon erreichte ein Lebensalter von fünfundsiebzigdreiviertel Jahren.

* * *

Noch möchten wir von einer besonderen Eigentümlichkeit Kunde geben, die in den Roonschen Denkwürdigkeiten erwähnt wird und welche recht bezeichnende Streiflichter auf den Charakter des Feldmarschalls fallen läßt. In seinen letzten Lebensjahren pflegte Graf Roon lose Blätter mit eigenen kurzen Dichtungen oder mit Aussprüchen von seinen Lieblingsdichtern zu beschreiben; diese Blätter haben sich in seinem Nachlaß gefunden und sind von seinem Sohne mit Recht für die Denkwürdigkeiten verwertet worden. Denn sie sagen dem Leser, was in einsamen Stunden das Herz des Feldmarschalls besonders bewegte, und kennzeichnen seine Anschauungen in betreff mancher Erscheinungen der Zeit. Man ersieht zugleich aus den hier mitgeteilten Proben, daß Roon, der überhaupt einen sehr hübschen Stil schrieb, auch in der Kunst des Versschmiedens durchaus nicht ungewandt war und sich nach guten Mustern gebildet hat.

Von diesen Aufzeichnungen wollen wir einen Spruch hierhersetzen, weil er, in großer Zeit gedichtet, uns das Glaubensbekenntnis eines deutschen Mannes vor das Auge stellt, der ein Mithelfer des Kaisers Wilhelm I. bei seinem schwierigen Unternehmen der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches gewesen ist, und weil dieser Spruch klar und offen dasjenige ausdrückt, was das deutsche Volk zu beachten hat, um seine Zukunft zu sichern. Er lautet wie folgt:

Alter Spruch in neuer Zeit.

Ein gut Gewehr, ein scharfes Schwert sind viele Millionen wert!
Dein Gut und Geld, dein Haus und Ehr, entbehrst du einer schneid'gen Wehr,
Des Feindes sind sie, der dich schlägt, der deine Hab von hinnen trägt,
Und deiner Väter Ehr und Ruhm — und deiner Freiheit Heiligtum
Mit Schmach und Knechtschaft dir vertauscht —
Dann reich und stolz von dannen rauscht.
Drum hör, mein Volk, und merk es fein:
Soll hell und blank die Ehre bleiben — des Friedens Palme Segen treiben,
So muß auch immer stark und rein dein Arm und dein Gewaffen sein.
Denn deiner Fluren reicher Kranz, und deines Geldes heitrer Schimmer
Lockt wohl den Feind, doch schützt dich nimmer, fehlt deiner Faust des Stahles Glanz!

Versailles, 28. Oktober 1870.

Mit diesem Spruch schließen wir unsere Betrachtungen über die Roonschen Denkwürdigkeiten. Letztere bilden eine hervorragende Erscheinung in der deutschen Litteratur und werden gewiß als solche stets mehr und mehr erkannt werden. Gebhard Zernin.

Nachträgliches für die Festtage.

Ein Prachtwerk von auserlesenstem Geschmack, ebensowohl durch die Auswahl der darin enthaltenen Dichtungen wie durch die schönen Illustrationen, und welches zugleich durch die Erinnerung an den kürzlich heimgegangenen Friedrich von Bodenstedt eine wehmütige Bedeutung erhält, ist das in jeder Hinsicht als Festgeschenk sehr geeignete Sammelwerk **Liebe und Leben**, eine Sammlung deutscher Lyrik, ausgewählt von Friedrich von Bodenstedt und illustriert von Heinrich Rettig. (Leipzig, Adalbert Fischers Verlag.) Viele größere Illustrationen, die in Farbendruck ausgeführt sind und zu welchen Frida Schanz die Dichtungen verfaßt hat, gereichen dieser sinnigen Anthologie zum besonderen Schmucke. Von Bodenstedt selbst finden sich darin eine Anzahl noch bisher un-

gedruckter Gedichte, und der greise Mirza-Schaffy-Dichter hat die ganze Auswahl in besonderem Hinblick auf die Frauenwelt getroffen. Nun hat er das Erscheinen nicht mehr erlebt, aber das Andenken an ihn erhöht den weihevollen Eindruck. — Gleichfalls in Groß-Quart-Format und mit ausgezeichneten Holzschnitten nach Zeichnungen von berühmten Malern, darunter Gabriel Max und Hans Makart, ausgestattet, hat die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. in Stuttgart eine neue Auflage von **Ludwig Uhlands Gedichten** veranstaltet. Einband, Druck und Papier tragen den Stempel einer vornehmen Ausstattung, wie sie dem poetischen und künstlerischen Inhalt entspricht. — In demselben Verlage erschien auch in kleinem Format der **Cottasche Musen-Almanach für das Jahr 1893**, herausgegeben von Otto Braun, mit sechs Kunstbeilagen, ein zierliches und sehr elegant ausgestattetes Büchlein, welches eine Auswahl neuerer Gedichte von beliebten Verfassern und dazu sechs hübsche Illustrationen bringt. — Bei Hermann Grüning in Hamburg ist die 34. Auflage von Alfred Tennysons weltberühmter ergreifender Dichtung **Enoch Arden** in der Übersetzung von Robert Waldmüller mit Holzschnittillustrationen erschienen, ein Büchlein, das bekanntlich für den Weihnachtstisch besonders geeignet ist. — Im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien ist als zweiter Band einer von Prof. Dr. Wilhelm Sievers unternommenen „Allgemeinen Länderkunde" die Schilderung von **Asien**, als Fortsetzung des im vorigen Jahre erschienenen Bandes über Afrika herausgekommen. In zehn Abteilungen bringt das stattliche Buch eine umfassende, die Erforschungsgeschichte, Oberflächengestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, sowie die staatlichen, kolonialen und Verkehrsverhältnisse berücksichtigende Beschreibung des Erdteiles, reich mit sorgfältig gestochenen Karten, naturgetreuen Abbildungen im Text und prächtigen Tafeln in Chromodruck geschmückt. Die Ausstattung ist eine wahrhaft gediegene, und somit kann Sievers' „Asien" als Festgeschenk warm empfohlen werden. — Ein in das Gebiet geographischer Studien einschlagendes Kartenwerk ist der neue **Hand-Atlas über alle Teile der Erde** von Eduard Gaebler, der im Verlage von Ed. Gaeblers Geographischem Institut in Leipzig soeben erschienen ist. Dieser Atlas bietet 128 Karten und Darstellungen in einheitlichen Maßstäben nebst alphabetischem Namensverzeichnis in korrektester und technisch die höchsten Anforderungen erfüllender Ausführung. Für den Gebrauch zum Selbststudium und im Hause ist er durch die Sauberkeit der Zeichnung, diskrete Farbengebung und bequemes Format besonders empfehlenswert. — Als Festgeschenk für die Jugend ist uns noch der zweite Band von Julius Lohmeyers **Deutschem Jugend-Album** zugegangen, ein Buch voll des mannigfaltigsten Inhaltes an Erzählungen, Gedichten, belehrenden Aufsätzen, Rätseln und Spielen von den beliebtesten Autoren auf diesen Gebieten. Das Buch ist in geschmackvollem Einband zu erhalten und erschien in der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg. — Aus demselben Verlage sind auch zwei richtige Kinder-Bilderbücher in Quart-Format mit Farbendruckbildern hervorgegangen. Das eine heißt **Das Ständebuch** und enthält Verse von Johannes Trojan auf die verschiedenen Stände oder Berufsarten, wozu Bernhard Mörlins die Illustrationen gezeichnet hat. Das andere heißt das **Kinderparadies** und enthält allerlei humoristische Reime von Frida Schanz und Julius Lohmeyer. Die Bilder sind von Hermann Vogel. — In der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. ist ein ethnographisches Jugendwerk mit vielen Bildern erschienen, welches betitelt ist **Über die Südsee, Australien und Oceanien** von Joseph Spillmann. Hinter dem Verfassernamen befinden sich die Buchstaben S. J., und das Buch berücksichtigt denn auch ganz besonders die Missionsthätigkeit in den geschilderten Ländern. — Noch ein hübsches Geschenkbuch für junge Mädchen aus dem Verlage von Georg Wigand in Leipzig betitelt sich **Lotte** von Marie Silling mit Illustrationen von A. Klamroth. Es ist eine sinnige Gabe und gleichfalls für die Weihnachtszeit zu empfehlen. — Ein Festgeschenk, welches in jeder Hinsicht durch die Entstehung, den Inhalt und die Herstellung die Aufmerksamkeit der vornehmsten Kreise zu erwecken geeignet ist, erschien im Verlage von George Westermann in Braunschweig und trägt den Titel **Skaldengesänge**, Dichtungen von Philipp Graf zu Eulenburg. Der Verfasser war der stete Begleiter des Deutschen Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge" sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist dem Deutschen Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

Litterarische Notizen.

Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Herr Klostermann, einst stark in Catull und Horaz, gelangt nicht zu seinem eigentlichen Berufe und wird Berliner Magistratssekretär und Bureauvorsteher. Sein Traum ist Grundbesitzer zu werden. Nach langem Zögern fällt er endlich in Bauaktien zur Gründerzeit mit seinen Ersparnissen gründlich herein: der Refrain dieser von echtem Humor erfüllten Geschichte ist, daß Herr Klostermann für sich und seine von schwerer Krankheit genesene Flavia ein Grundstück kauft, wo sie dereinst für immer wohnen können: eine Begräbnisstätte auf dem städtischen Friedhof. Nur eine leichte Nebenbemerkung zu der „fürtrefflichen Historie" sei gestattet: Herr Klostermann hätte an Lebenswahrheit gewonnen, wenn er als subalterner preußischer Staatsbeamter dargestellt wäre; ein Bureauvorsteher beim Berliner Magistrat ist meistenteils eine Persönlichkeit, die sich pekuniär mit einem Gymnasialdirektor gleich steht. — Von den beigegebenen Skizzen ist gleichfalls sehr lustig zu lesen die Geschichte von dem Herrn Meyer, dessen Passion das Reisen — gewesen ist. In einer anderen Skizze erzählt uns Rodenberg von seinem ersten Ausflug ins Land der Poesie; obwohl er später einmal den merkwürdigen Ausspruch gethan hat, Versemachen sei ein Luxus, so fühlt man doch beim Lesen dieser Skizze durch, daß das Niederschreiben dieser Erinnerung den Dichter Julius Rodenberg mit besonderer Freude erfüllt hat.

In eigentümlicher Art fesselnd ist der neueste Roman von Th. Fontane: **Unwiederbringlich.** (Berlin, Wilhelm Hertz.) Die Geschichte spielt zur Zeit, als Schleswig-Holstein noch zu Dänemark gehörte. Vortrefflich durchgeführt ist der Charakter einer echt niederdeutschen, starren, überaus dogmenfesten Gräfin, die trotzdem schließlich den Tod im Wasser sucht; nicht minderes Lob gebührt der Zeichnung ihres leicht wandelbaren Gatten und einer Hofdame Ebba, deren Bild ein Muster psychologischer Durchführung genannt werden kann. Dazu ist die landschaftliche Stimmung, ohne daß sich der Verfasser zu langatmigen, ungehörigen Schilderungen verleiten läßt, wunderbar getroffen. Auch die bei diesem provinziellen Bilde unentbehrliche Geistlichkeit hat der Verfasser unparteiisch vorgeführt. Jedenfalls verschafft die Lektüre des Buches einen hohen Genuß: es zeigt uns Fontane auf dem gerade ihm eigenen Gebiete.

Aus der Heimat. Unter diesem Titel hat Adolf Wilbrandt vier Novellen vereinigt, die in zweiter Auflage vorliegen. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) Die Novellen sind schon in Journalen veröffentlicht worden, der „Lotsencommandeur" sogar schon vor vielen Jahren, und so braucht an dieser Stelle der bekannten novellistischen Eigenart Wilbrandts kein neues Lob mehr gespendet zu werden. Auch in diesen vier Novellen bewährt sich die Kraft seiner Charakteristik und die farbensatte, rembrandtähnliche Anschaulichkeit seiner Darstellung; an mehr als einer Stelle merkt man, daß der Dichter ein Niederdeutscher ist.

Zur besseren Unterhaltungslektüre gehört auch der neueste Roman von J. Riemann: **Gestern und Heute.** (Leipzig, Carl Reißner.) Die Moral dieses Liebesromanes, dem es an ergreifenden Höhepunkten nicht fehlt, sind die Worte Rolands am Schlusse: „Von einem Heutewerk aus ist der Blick auf Gestern ganz wohl erträglich. Nur nicht festgenagelt sein, Christiane, nur nicht versteinern bei lebendigem Leibe." Die Lokalfarbe ist gut getroffen, die norddeutsche Großkaufmannsstadt mit ihrem mächtigen, immer zu fürchtenden Flusse. Auch bei diesem Roman läßt sich wieder die merkwürdige Beobachtung machen, daß unsere schriftstellernden Frauen gegen ihre Mitschwestern im Leben, die für die bekannte Größe des Gatten kein Verständnis besitzen, wenig Mitleid zeigen; ein Mann voll poetischen Empfindens hätte vielleicht das hier behandelte Problem in völlig entgegengesetztem Sinne gelöst.

In gewissem Sinne Tendenzdichtung ist das neueste Werk von G. Reuter: **Kolonistenvolk**, ein Roman aus Argentinien. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Bunte und mannigfaltig wechselnde Lebensbilder aus fernem exotischem Lande sind es, die die Verfasserin vor unseren Augen entrollt. Sie sind meist wenig tröstlicher Natur und wohl geeignet, bei vielen das Auswanderungsfieber ein wenig zu stillen, zumal nach Süd-Amerika. Die Erzählerin, deren Urteil auf eigenen Beobachtungen zu ruhen scheint, läßt wenigstens Else und ihren Gatten nach wie vor ihren Aufenthalt in Argentinien nur als einen Übergang betrachten. Ihre Zukunftsträume schweben fortwährend um eine gesicherte Existenz im Vaterland. Sie selber sagt sogar offen zum Schlusse: „Schwerlich entsteht aus der kleinen deutschen Ansiedelung im Thale der Sierra de Tucuman ein neues Vaterland für Germaniens junge Söhne, wie es einst ihre angelsächsischen Brüder in Nordamerika fanden." Gerade um dieser Wahrheitsliebe willen und

bei dem Interesse, das die Kolonialfrage bei der deutschen Bevölkerung und ihrem Auswanderungsdrange heute beansprucht, darf der Roman jenen Lesern besonders empfohlen werden, welche auch in Sachen der Kunst noch immer der alten Horazischen Vorschrift vom „Nützlichen, gemischt mit dem Süßen" huldigen.

Mit großer Genugthuung wird derjenige Teil der deutschen Lesewelt, der sich an den voll ausgereiften Werken einer hochbegabten Poetennatur zu erfreuen liebt, das Erscheinen der **Gesammelten Schriften** von Marie von Ebner-Eschenbach begrüßen, die vorläufig in sechs Bänden bei Gebrüder Paetel in Berlin herausgekommen sind. Der erste Band enthält Aphorismen, Parabeln, Märchen und Gedichte; Band zwei bringt die längst rühmlich bekannten Dorf- und Schloßgeschichten; drei und vier bieten Erzählungen, darunter manche Perle, die zuerst in unseren Monatsheften in die Öffentlichkeit gelangte; der fünfte Band enthält die Erzählung „Das Gemeindekind"; der sechste „Unsühnbar". Frau von Ebner vereint überall die künstlerische Fähigkeit der lebensvollen Wiedergabe klar und scharf gesehener psychologischer Erscheinungen mit einem mitfühlend warmen Herzen für das menschliche Leid, wo es sich auch zeigt; sie gebietet über die Töne des Schmerzes wie über feine humoristische Klänge, und es gereicht dem deutschen Publikum zur Ehre, wenn ihre Eigenart immer mehr Anerkennung findet.

Das siegende Kreuz. Roman aus der Zeit des Urchristentums von Woldemar Urban. (Leipzig, Karl Reißner.) — Ein eigenartig anmutendes Werk, gleichviel ob man mit Einzelheiten desselben sich befreunden mag oder nicht. Die äußere Farbengebung ist eine gelungene; über seine Auffassung des Geistes jener Zeit sagt zwar der Verfasser in Anlehnung an das Wort eines Franzosen, „die Komödie bleibt immer dieselbe, nur die Schauspieler wechseln", daß man auch seine Darstellungen mehr als eine Maskerade nehme, hinter der sich modernes Gefühlsleben, moderne Ideen und Anschauungen verbergen: aber wozu dann diese altrömischen Masken? wird der Leser fragen. Unterscheidet sich die antike Welt gegenüber der modernen z. B. im Ausdruck, in der Bethätigung ihres Gefühlslebens nicht um ein Bedeutendes? Allein der Verfasser wollte eigentlich zeigen, demonstrieren, wie sich das Urchristentum von dem, was heute Christentum genannt wird, himmelweit unterscheidet; und dieser Beweis ist ihm in der Form eines kulturgeschichtlichen Romanes gelungen. Die Beigabe der wissenschaftlichen Anmerkungen ist überflüssig.

Moderne Märtyrer. Erzählungen von Robert Plöhn. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Zwölf Bilder voll düsterer Tragik oder vielmehr Traurigkeit sind es, die der Verfasser in dem Bändchen vereinigt hat. Den Hintergrund bilden meist süddeutsche Gegenden, zumal die „Stadt der Phäaken". An der Wahrhaftigkeit und psychologischen Möglichkeit der hier gezeichneten Lebensläufe in absteigender Linie zu zweifeln, kann keinem Kenner moderner Verhältnisse einfallen. Aber man darf mit dem Verfasser über die Berechtigung seines Titels streiten — es sind keine Märtyrer im edlen Sinne des Wortes, die er uns vorführt, die Mehrzahl seiner Helden hat sich die Schuld selbst zuzuschreiben, und so kommt es, daß man an vielen von ihnen nur achselzuckend ohne Sympathie und echtes Mitleid vorübergehen kann. Damit soll indessen der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers nicht zu nahe getreten werden, sowie auch seiner Gabe, selbst das Häßliche uns immer noch ästhetisch annehmbar vor Augen zu führen. Das Buch ist frei von allen Schlüpfrigkeiten, wenngleich es hier und da die Technik der allerneuesten Romanpraxis zur Schau trägt.

Geschichten aus der Unterwelt. Von Heinrich Noë. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Ein eigenartiges Buch, wenn auch die in dem Bande vereinigten sechs Erzählungen als solche kaum den Reiz des Neuen beanspruchen dürften. „Die Entdeckung des Timarus", wie ein Gastwirt wider Willen Wasser statt Wein verschenkt, ist mehr als einfach; „Die schwarze Burg" ist eine echt romantische Räubergeschichte aus dem Ende der vierziger Jahre; nur die „Glocken der Unterwelt" sind auch als Erzählung wertvoll; doch, wie gesagt, bei den Geschichten in der Unterwelt liegt der Hauptwert in ihrem landschaftlichen Hintergrunde; der Verfasser schildert die interessante Gegend zwischen Triest und Graz, jene Gegenden mit ihren unterirdischen Stalaktitengebilden, verschwindenden Flüssen, unterirdischen Seen, voll geheimnisvoller Wesen, die keine Augen haben und doch vor dem nahenden Fackellichte zu entrinnen suchen; er bietet eine Reihe landschaftlicher Stimmungsbilder, die er zum erstenmal poetisch entdeckt und verwertet hat. Der Reiz dieser geheimnisvoll, magisch wirkenden Schilderungen, die auf Wahrheit beruhen, ist so stark, daß mancher vielleicht versucht sein dürfte, nach der Lektüre, wenn ihn der Weg über Graz und Triest nach Venedig führt, einen Abstecher nach dieser Stätte der Unterwelt zu machen.

Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — „Der arme Rentner", die umfangreichste Geschichte des Bandes, ist eine gleichsam aktenmäßige

Darstellung eines Raubmordes, der dadurch interessant wird, daß die nächsten Familienangehörigen die Beteiligten sind; natürlich entgeht schließlich der Verbrecher nicht seiner irdischen Strafe; das Ganze wirkt packend, wenn auch das Bedenkliche dieser Art von Kriminallitteratur nicht verschwiegen werden darf. Angenehmer und auch ästhetisch wertvoller, wenn man das sagen darf, sind die beiden Humoresken: „Der Versuchsballon", eine zuerst in unseren Monatsheften erschienene Geschichte aus der Schweiz nach dem deutsch-französischen Kriege, und zumal „Das Patrimonium Petri" aus dem Jahre 1849, die Geschichte eines gefangenen Studenten, den seine Kollegen im Stadium überseliger Nektarweisheit zum Präsidenten der deutschen Republik ausgeknobelt haben; die Hauptfigur, der Herr Baron, der seinen Vogel absichtlich entwischen läßt, ist trefflich dargestellt und wirkt durchaus sympathisch.

Ein modernes, alle Lebensschichten umfassendes Sittengemälde bietet Rudolf von Gottschall in seinem neuesten Romane: **Verkümmerte Existenzen.** (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.) Um die Schicksale eines seltsam verbundenen Brüderpaares gruppiert sich eine Reihe von lebensvoll durchgeführten Persönlichkeiten; und in so tiefe Seelenabgründe uns auch der Dichter blicken läßt, überall bleibt doch die künstlerische Grenze gewahrt. Der Stil zeigt aufs neue das eigenartig glänzende Gepräge des berühmten Verfassers.

Einen durch die neuesten Vorgänge auf diesem Gebiete wieder einmal aktuell gewordenen Stoff behandelt Anton von Perfall in seinem soeben erschienenen Romane **Truggeister.** (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) In dem großen Diebe Stephanelly tritt uns die bekannte Abart des modernen Geldmenschen entgegen, dessen Einfluß so fascinierend wirkt, daß ihm selbst ein ritterlicher Mann wie Brennberg erliegt. Natürlich folgt auf den Scheinglanz voll üppigen Lebens der übliche ernüchternde Krach mit dem schreckensvollen Abschluß vor dem Staatsanwalt. Diesen „Truggeistern" gegenüber feiert dann das ewig Menschliche voll Bescheidenheit und Ehrlichkeit seinen Triumph. Alle die vielen, die in letzter Zeit bei ähnlicher Glaubensseligkeit trübe Erfahrungen gemacht haben, können aus dem schlicht und fesselnd geschriebenen Buche wenn auch nicht Belehrung, so doch den Trost schöpfen, daß, kommt die verhängnisvolle Stunde, der dämonischen Macht der Truggeister eben nur wenige entrinnen können; daß vor ihren Sirenentönen nur jene gefeit sind, die — nichts haben!

Auf keinem Gebiete hat bisher die Frau dem Manne den Rang so streitig gemacht wie auf dem Gebiete der Erzählungslitteratur; man spricht mit Recht vom „Frauenroman". Ohne Rücksicht auf die neuen litterarischen Fragen technischer Art, ohne sich viel um Zola, Turgenjew, Ibsen zu kümmern, bleibt er der alten klassischen Devise getreu, der Kunst, zu fabulieren, Geschautes, oft auch Gelesenes in seiner Art wiederzugeben und die Leser in allererster Linie zu unterhalten. Zu dieser Gattung Unterhaltungslitteratur, welche den Tagesbedürfnissen vollkommen genügt — und jeder Tag hat seine eigenen, wenn auch vergänglichen, doch immer berechtigten Wünsche und Strömungen —, gehört das neueste Werk von M. von Reichenbach: **Graf W. 62.** (Leipzig, Carl Reißner.) Von Novellensammlungen abgesehen, hat die talentvolle Erzählerin mit dieser Arbeit das erste Dutzend ihrer Romane zum Abschluß gebracht, eine achtunggebietende Leistung, wenn man bedenkt, daß ihr erster Roman erst im Jahre 1881 erschien. „Graf W. 62" — welch sonderbarer Titel? Höchst einfach: auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Annonce hat unser Held Fred sich einen bürgerlichen Goldfisch erobert· beide leben sorglos und vergnüglich dahin, bis eines Tages eine Katastrophe kommt, wobei die Frau den Gatten mahnt, daß nun die Zeit gekommen ist — nun, der von Bismarck inaugurierten Socialreform. Reichtum verpflichtet, tönt es am Schlusse. Das episodische Personenbeiwerk ist naturgetreu, nur die Frau Kommerzienrätin ist allzu sehr Ausnahme ihres Geschlechtes: es mag solche berolinisierenden Ausnahmen geben; aber wo alle anderen Figuren mehr oder weniger typisch sind, wirkt eine solche naturalistische Ausnahme ein wenig unkünstlerisch. Jedenfalls macht das Ganze den Eindruck, daß die Verfasserin ihre Arbeit mit Liebe begonnen und behandelt hat und daß sie, trotz ihrer aristokratischen Stellung, den ernsten Fragen des modernen Menschen Verständnis und Sympathie entgegenbringt.

Gleichfalls hierher gehört ein Roman aus dem modernen Ägypten von Klaus Rittland: **Unter Palmen.** (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die Verfasserin, eine Niederdeutsche und wohl dem reichen Kaufmannstande angehörig, schildert uns das farbenbunte, moderne ägyptische Leben; da fehlt kein europäischer Typus, und jeder ist charakteristisch wiedergegeben; wie es denn auch charakteristisch ist, beinahe ironisch für die Gegenwart, daß Doras Vater ein Gelehrter und ihr späterer Gatte, mit dem niederdeutschen Namen Clausen, gleichfalls kein Kaufmann ist. Einige Scenen sind voll Humor; bei anderen freilich vermißt man vielfach die poetische Schilderungskraft eines Daudet oder Turgenjew.

Zwei Romane von E. Vely betiteln sich **Spottdrossel** und **Wer sühnt es?** Beide sind im Verlage von J. Bensheimer in Mannheim erschienen. Behandelt letzterer die Geschichte eines unschuldig Verurteilten, so haben wir in dem ersten Werke eine Doppelgeschichte aus dem süddeutschen Dorfleben vor uns, deren Naturtreue durch Verwendung des nicht gerade schönen Dialektes gehoben werden soll.

Stilistisch blendend, aber trotz alles Docententones wenig interessant als Erzählungen sind Ola Hanssons **Alltagsfrauen**. Ein Stück moderner Liebesphysiologie. (Berlin, S. Fischer.) Zunächst sind es keine Alltagsfrauen im gewöhnlichen Sinne, die der Verfasser schildert; dann ist es auch mit der modernen Liebesphysiologie nicht weit her: was Herr Ola Hansson uns als neu entdeckte psychologische Weisheit vorführen will, haben ältere Leute und frühere Jahrhunderte ebensogut gewußt. Sie machten aber nicht so viel Aufhebens von einem kleinen Fliegenschmutzfleckchen auf dem großen venetianischen Spiegelglase. Herr Hansson und andere wollen uns zwingen, eben nur dieses Fleckchen in tausendfacher Vergrößerung zu sehen, und gleichsam nur dieses in mystischer Versenkung anzuschauen. Mit welchem künstlerischen Erfolge? Würden derartige Bücher Mode, die nicht einmal pikant im französischen Sinne sind, sondern echt germanisch langweilig, dann freilich wäre nichts überflüssiger, ja schädlicher, als eine Pflege dieses neuen Giftbaumes fürs öffentliche Leben, für das Gedeihen einer kräftigen Zukunftsgeneration.

Unser Teufelchen und andere Novellen. Von Agnes Schöbel. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Von den sechs Novellen ist die erste am eigentümlichsten: Geschichte eines halb zigeunerhaft gearteten Aristokratenkindes, das bei der Rettung seines Brüderchens den Tod findet. Im „Rheinzauber" berichtet die Erzählerin von jenen romantischen Liebesabenteuern, wie sie wohl jedem Manne einmal passiert sind, ohne daß er darum den Kopf verlor. Auch „Meine Selekta" liest sich angenehm; der alte Mädchenschullehrer erfährt und erlebt, daß seine schönste und talentvollste Schülerin eine glänzende Carriere gemacht hat, aber auch die unglücklichste ihres Geschlechtes geworden ist, weil sie sich durch die uniformblendende Außenseite eines schön gewachsenen Duodezprinzen hat bethören lassen.

Weniger zart psychologische Pobleme behandelnd, mehr dem einfachen Unterhaltungsbedürfnis genügend, ist: **Tante Lotte**, ein Novellenstrauß von Charlotte Arand. (Mannheim, J. Bensheimer.) Die Verfasserin entwickelt hier und da sogar einigen Humor, und für harmlos empfängliche Gemüter sind gewiß einige Titel wie: „Der lebendige Kleiderstock", „Der Lieutenant Grillitz" vielversprechend genug.

Ein Gleiches gilt, nur daß sie mehr in die Sphäre des Künstlerischen erhoben sind, von den elf Geschichten, welche P. Hann unter der Gesamtüberschrift zusammengefaßt hat: **Anspruchslose Geschichten.** (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Die alten und immer neuen Motive von Lieben, Streben und Entsagen werden hier in oft glücklicher, geistreich variierter Darstellung von neuem behandelt; der Verfasser legt den Nachdruck auf die Kunst echt epischen Fabulierens; mit Lösung psychologischer Probleme beschäftigt er sich nicht. Derartige Lebensbilder ausführlicher zu analysieren, hieße so viel, als schillernde Falterschwingen unter dem Mikroskope betrachten, wobei der Reiz der Farbenwirkung verloren ginge. Jedenfalls kann der Leser und zumal die Leserin die zwei Stündchen nicht zu den verlorenen zählen, welche sie diesen anspruchslosen Geschichten widmet.

Genannt zu werden verdient auch noch eine harmlos spannende Liebesgeschichte: **Überwunden.** Roman von Nina Güthner. Zwei Teile in einem Bande. (Berlin, Otto Janke.) Das Gleiche gilt von dem Romane: **Gemischte Ehen** von Luise von Knobloch, geb. Waagen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Über die Tendenz des Werkes ließe sich eine Abhandlung schreiben, zu deren Ausführung hier nicht der Ort ist; indessen verrät die Komposition des Romanes, daß wir es mit einer talentvollen Erzählerin zu thun haben, deren Laufbahn erst beginnt.

* * *

Mehr das Gepräge einer Nachlese zwischen den Garben tragen die Gedichte zur Schau, welche Viktor von Scheffel zu München aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegeben hat; sie sind unter dem Titel vereinigt: **Aus Heimat und Fremde**, Lieder und Gedichte von Joseph Viktor von Scheffel. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) Wenn dieser Band nicht erschienen wäre, man würde ihn nicht vermissen; nun er da ist, werden ihn sicherlich die zahlreichen Verehrer der Scheffelschen Muse zu den übrigen Werken des Meisters Josephus stellen. Von einigen wenigen, sehr schönen Liedern abgesehen, gewährt die Lektüre der Mehrzahl gleichsam eher eine Art philologischen Reizes: die einzelnen Perioden des Lyrikers Scheffel erfahren hier eine angenehme Ergänzung; aber man begreift auch vielfach, weshalb sich Scheffel seinerzeit bei Herausgabe der Einzelsammlungen so wählerisch verhielt und dasjenige zurückbehielt, von dem in „Heimat und Fremde" nun wohl der größte Teil vorliegt. Die Freunde des „Gau-

deamus" werden wohl das neue, hier zuerst mitgeteilte Rodensteinerlied mit Beifall begrüßen. Auch — wie soll man sagen? — unter den hier veröffentlichten Abfällen von dem bekannten Liederbuche „Frau Aventiure" befindet sich manches Ansprechende, voll Humor wie Sinnigkeit; die kleineren Gelegenheitsgedichte und zumal einzelnen Strophen haben freilich geringen poetischen Wert; aber sie liefern doch einen Beitrag zu dem Bilde eines kerndeutschen Poeten, der, aller Metaphysik und Tendenz abhold, das unveränderliche Wesen des ewig Schönen begriffen und in seinen Werken zur Anschauung gebracht hat.

Im Anschluß hieran sei auch gedacht der **Gedichte** von Josephine Scheffel. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) Überschreiten auch diese Gedichte der Mutter des Poeten, gleichfalls von dessen Sohn herausgegeben, nur selten jenes Maß von poetischer Kraft, welche das übliche Milieu überragt, so sind sie für den Litteraturfreund eben merkwürdig in Rücksicht auf die Goetheschen Worte:

> Vom Mütterchen (hab ich) die Frohnatur,
> Die Lust zum Fabulieren.

In manchen Gedichten tritt die Charakterähnlichkeit von Mutter und Sohn sogar schlagend zu Tage. Wenn Frau Josephine Scheffel ein sonst sehr ernsthaft gehaltenes Gedicht: „Der letzte Ritter", von Anastasius Grün, mit den Worten beschließt:

> Hier schlummert beim letzten der Ritter
> Der Dichter allletzter in Ruh.
> Baut Zucker aus Rüben, Germanen,
> Und mauert die Dompforte zu —

wer glaubt bei dieser Pointe nicht ein Lied aus dem Gaudeamus ihres Sohnes zu hören? Auch für Scheffels oft ungefüge Trochäen ist eine Zeile wie nachfolgende mehr als vorbildlich: „Wirt von Stegwald, hast du wohl für —" Im übrigen berührt der Patriotismus der Mutter Scheffels aufs wärmste: welche echt deutsche Gesinnung in gewissermaßen männlich herber Ausdrucksweise! Und wie überschwenglich frauenhaft kann sie wieder sein, gilt es einen Klavierheros zu feiern, wie Meister Liszt, der in jener Zeit, den vierziger Jahren, ein Abgott der Hauptstädter, auch von der schwarzwaldumsäumten „Badenia" sehnlichst erwartet wurde. Den deutschen Frauen seien diese Gedichte einer echten Germanin besonders empfohlen; aus ihren Anschauungen ersehen sie am besten, was auch heute noch der moderne Mensch vom Weibe begehrt, um es als Ideal verehren zu können.

In gleicher Weise eine Nachlaßgabe, das Geschenk eines großen Toten an die Lebenden, bilden die **Gedichte** von Ferdinand Gregorovius. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Graf Schack hat sie mit einer schönen Einleitung versehen, in welcher die Verdienste des berühmten, im Leben so anspruchslosen Gelehrten würdig hervorgehoben werden. Als Dichter ist der Verfasser der Geschichte Roms, des Kaisers Hadrian und anderer Monographien bei seinem Leben nur mit einem antiken Hexameteridyll Euphorion aufgetreten und beliebt geworden. An Herausgabe der vorliegenden Gedichte hinderte ihn bloß der Tod. Tritt in den eigenen Gedichten „Aus Italien" uns noch manches Unvollendete trotz der äußeren Formfeile entgegen, packt uns der stark heinisierende „Fliegenfänger", eine Anekdote aus Domitians Leben, nur wegen seiner Pointe, so giebt sein eigenes Selbst Gregorovius gleichsam erst in der dritten Abteilung: „Wanderlieder und anderes." Hier befinden sich einige Lieder, in denen die ganze Stimmung wehmutweckender hesperischer Landschaftspracht webt. Auch an Übersetzungen fehlt es nicht. Die toskanischen Melodien und sicilianischen Volkslieder, zugleich Musterstückchen deutscher Übersetzungskunst, werden manchem Komponisten Anreiz zu ebenso lieblichen Melodien geben.

Gedichte von Otto Weddigen. Gesamtausgabe. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. (Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Comp.) — Der Verfasser, welcher trotz seines dornenreichen Berufes als Gymnasiallehrer noch Muße gefunden hat, eine stattliche Reihe von Werken, wissenschaftlichen und anderen, zu veröffentlichen, und der, ein echter Sohn der roten Erde, schon als Jüngling den Feldzug von 1870 mitgemacht hat, zeigt sich als Dichter in dem vorliegenden Bande dem Wahlspruche Geibels getreu: „Liebe, Gott und Vaterland." Weddigens Leier stehen die mannigfaltigsten Melodien und Harmonien zur Verfügung; vornehmlich gilt sein Lied den Frauen und dem Vaterlande, wenn es freilich auch auf letzterem Gebiete vielen seiner patriotischen Variationen an künstlerisch wirksamer Abwechselung fehlt. Dasselbe gilt von vielen seiner Balladen, die zu wenig eigentümliches Gepräge haben. Wie Weddigen offenbar für Franz Abts Liederkompositionen schwärmt, so dürfte es nicht schwer fallen, bei ihm das gleiche Maß, dieselbe Höhe künstlerischer Fähigkeit zu entdecken. Indessen — trotz alles Spottes auf die sogenannten Wald- und Wiesenpoeten — sollte es unter den lebenden Lyrikern nicht viele geben, die sich mit dem Ruhme begnügen würden, ein Franz Abt in der Lyrik zu heißen? Und ein solcher kann Otto Weddigen ohne Zweifel genannt werden: neben einer Unzahl böhmischer Glasperlen entdecken wir doch einige echte Diamanten, welche selbst den Aristokraten im Heere unserer Lyriker zu besonderem Schmuck gereichen möchten.

Einen eigentümlichen Geist atmen **Neue Gedichte** von Rudolf Graf von Hoyos. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Der Dichter, wohl schon höheren Lebensaltern sich nähernd, liebt besonders jene Art von Poesie, wie sie von vielen österreichischen Lyrikern gepflegt wird: das kleine liedähnliche, aber nicht sangbare Reflexionsgedicht, in welchem ein philosophischer Gedanke zu poetischer Anschauung gebracht wird. Form und Ausdruck, dieser Gattung entsprechend, sind dabei immer knapp gehalten. Die Grundanschauung nun, wie sie in diesen Gedichten zu Tage tritt, ist diejenige eines hochgeborenen Mannes, der Gelegenheit hatte, Welt und Menschen gründlich kennen zu lernen, und der es schließlich wie der weise König von Jerusalem macht — das heißt, er wird ein Dichter und zeigt den Mitmenschen im Spiegel seiner Verse ihr wenig geschmeicheltes Abbild. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß trotz der Fülle geistreicher Beziehungen und Wendungen infolge der eintönigen Form beim Leser leicht eine Abspannung eintritt: der Lyriker muß bei Zusammenstellung eines Gedichtbuches auch die wechselnden äußeren reichen Formen, in denen er sein subjektives Empfinden wiedergeben kann, nicht vernachlässigen.

Als letzter und, wie gleich im voraus besonders stark betont sein möge, nicht als schlechtester in der diesmaligen Vorführung moderner Lyriker sei genannt Maurice Reinhold von Stern. Seine **Ausgewählten Gedichte** sind bei E. Pierson in Dresden erschienen. Der Dichter sagt gelegentlich in seinem Buche:

Als ich nach Jahren deutschen Boden betrat —
Heiß und treu — da küßte ich ihn.
Ein echter Mensch sucht irrend sich sein Glück
Und kehrt zuletzt zum Heil'gen zurück.

Diese paar Zeilen charakterisieren den baltischen Dichter, der nach einem Weltfahrerleben, reicher als das des Odysseus, nun in der Schweiz lebt, ein Apostel der Humanität und Feind — in Schriften und Worten — des Alkoholismus. Wie es scheint, ist der Verfasser zur Einsicht gekommen, daß es mit der Bilderstürmerei nicht weit her ist: von den allgemeinen Phrasen über das Glück in kommenden Jahrtausenden abgesehen, Redensarten, die jeder optimistischen Dichternatur auf der allzeit wachen Leier bereit liegen, zeigt sich R. von Stern in diesen Gedichten als ein landschaftlicher Stimmungsmaler allerersten Ranges. Seine Sprache ist ebenso reich und blühend und erreicht sehr oft ganz neue Wirkungen, so daß man unwillkürlich bisweilen an die Klaviermusik mancher Virtuosen erinnert wird. Dieser embarras de richesse von Klangeffekten, neuen Wortbildern und oft überkühnen, packenden Gleichnissen verwirrt sogar und ermüdet manchmal. Man wünscht hin und wieder etwas Objektives: eine Ballade, ein modernes Interieur oder etwas Ähnliches. Jedenfalls war Stern auf dem rechten Wege, als er sich beizeiten von der öden Tendenzreimerei abwandte und, wie er selber bekennt, zuletzt zum Heiligen wieder zurückkehrte. Diese ausgewählten Gedichte kennzeichnen ihn als eine bedeutende lyrische Specialität, deren Eigenart niemandem entgehen kann und vielen imponieren wird.

* * *

Die Neue Welt. Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten sowie aus Kanada und Mexiko. Von Emil Deckert. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Die Litteratur über die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist in den letzten Jahren eine verhältnismäßig geringe gewesen. Im großen und ganzen ist der Wissensbedürftige noch immer auf die älteren Werke von Friedrich von Hellwaldt und von Hesse-Wartegg angewiesen. Der Grund dafür mag zum Teil darin liegen, daß das deutsche Publikum mit Schilderungen aus den Vereinigten Staaten früher übersättigt worden; wir können uns jedoch der Auffassung nicht verschließen, daß gerade mit Bezug auf die nordamerikanische Union eine weit gründlichere Kenntnis, als sie thatsächlich besteht, für Deutschland von Nutzen wäre und daß die Nordamerika gegenüber zur Schau getragene Blasiertheit nirgends so wenig am Platze ist als bei uns. Das vorliegende Werk sollte daher eigentlich geeignet sein, eine fühlbare Lücke bei uns auszufüllen. Der Verfasser hat sich zum Zweck physikalisch-geographischer und kultur-geographischer Studien zuerst 1885 und später noch verschiedentlich in den Vereinigten Staaten aufgehalten und diese, sowie Kanada und Mexiko, nach den verschiedensten Richtungen hin bereist. Das jetzt herausgekommene Werk ist die Aneinanderreihung von einzelnen Reiseskizzen, welche der Verfasser bereits im Jahre 1885 in deutschen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat und welche, wie er selbst in der Vorrede sagt, zahlreiche und ausgezeichnete Freunde gefunden haben. Der Verfasser glaubt ferner, daß diese Schilderungen auch heute noch ihre volle Gültigkeit haben. Wir können uns seinem Urteil leider nicht anschließen. Der Standpunkt, welchen der Verfasser dem von ihm Gesehenen gegenüber einnimmt, ist von vornherein geeignet, seine Schilderungen ungünstig zu beeinflussen. Trotz der häufig gegebenen Versicherung völliger Unbefangenheit begegnet man doch auf Schritt und Tritt in den Schilderungen einer Art

methodischen, einseitigen Auffassens. Auf jeder Seite werden Vergleiche mit deutschen Verhältnissen gezogen, und diese Vergleiche fallen in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl zu Ungunsten Amerikas aus. Der Verfasser vermißt bei den Nordamerikanern überall Tiefe der Auffassung, Stabilität des Geschaffenen, solche Einrichtungen, wie sie die tausendjährige Geschichte Deutschlands von selbst bedingen. Alles erscheint ihm in Nordamerika oberflächlich, für den Augenblick berechnet, lediglich auf die Möglichkeit einer Nutzbarmachung in möglichst kurzer Zeit zugespitzt. Öffentliche Gebäude, städtische Anlagen, Bibliothekswesen, Verkehrseinrichtungen, Ackerbau, Viehzucht, kurz alle Äußerungen des öffentlichen Lebens machen auf ihn den Eindruck des Provisorischen; und er kommt deshalb überall zu dem Resultat, daß die Verhältnisse des alten Vaterlandes vorzuziehen seien. Zweifellos sind die empfangenen Eindrücke großenteils richtig; aber der daraus gezogene Schluß ist falsch. Von einem im Werden begriffenen Volk ist selbstverständlich nicht zu erwarten, daß es sich schon heute Monumente setzt, welche für spätere Jahrhunderte oder Jahrtausende berechnet sind. Daß aber dieser Gärungsprozeß des amerikanischen Volkes andererseits bei der fortwährenden Zufuhr neuen Menschenmaterials, bei der dadurch bedingten unglaublichen Lebens- und Schaffenskraft ganz außerordentliche Wirkungen hervorbringt, mit denen Deutschland an vielen Stellen sich in der That nicht zu messen vermag, das muß unbedingt anerkannt werden; und diese Anerkennung vermissen wir überall in dem Werke Deckerts. Die Lektüre desselben wird durch diesen Umstand außerordentlich beeinträchtigt, und der Kenner amerikanischer Verhältnisse, welcher damit keineswegs ein entschiedener Verehrer derselben zu sein braucht, wird sogar unbedingt abgestoßen. Der etwas schwerfällige Stil wird noch besonders dadurch beeinträchtigt, daß der Verfasser selten ein Urteil anders als in Form einer Frage abgiebt. Das ganze Buch wimmelt von Fragezeichen und überläßt das Urteil dem Leser, anstatt selbst ein solches zu geben.

Tana—Baringo—Nil. Mit Karl Peters zu Emin Pascha. Von A d o l f v o n T i e d e m a n n. (Berlin, Walther und Apolants Verlagsbuchhandlung.) — Wir haben in diesen Blättern im Juli-Heft 1891 die deutsche Emin-Pascha-Expedition nach dem Werke des Führers einer eingehenden Besprechung unterzogen. Das jetzt vorliegende Werkchen des einzigen europäischen Begleiters des Dr. Peters, des Lieutenants von Tiedemann, bildet zu jenem Werk eine dankenswerte Ergänzung. Aber auch für sich allein genommen ist das Buch zweifellos lesenswert, und zwar besonders für denjenigen, welcher weder wissenschaftliche Belehrung noch ein Eingehen auf die politischen Verhältnisse verlangt. Adolf von Tiedemann ist niemals vorher im Auslande gewesen, auch hat er sich in keiner Weise durch längere Studien bestimmte, vorhergefaßte Urteile gebildet. Sein Buch ist daher und will nichts anderes sein als ein nach Tagebuchblättern gegebener kurzer Abriß jener für die Geschichte der deutschen Kolonialpolitik so außerordentlich wesentlichen Expedition. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, bildet das Werkchen eine in der That außerordentlich anregende, gefällige Lektüre. Der Verfasser läßt mit völliger Unbefangenheit Personen und Verhältnisse auf sich einwirken; er besitzt eine angenehme, große Empfänglichkeit, wie sie bei seinem von Lebenskraft und Lebensfreude sprudelnden Charakter natürlich erscheint. Diese Grundzüge spiegeln sich überall in seinem Buch wieder. Ob es sich dabei um den Aufenthalt an der Küste und die Schwierigkeiten zur Vorbereitung der Expedition handelt, ob das drohende Gespenst des Hungers in den öden Savannen am oberen Tana, ob endlich die Wahrscheinlichkeit des Untergangs der ganzen Expedition im Kampfe mit den unzähligen Horden der Massai auf dem Leikipia-Plateau alle Schrecken Afrikas auftauchen läßt — überall bleibt der Lebensmut und vor allen Dingen der Humor des Verfassers eine glückliche und unversiegbare Quelle neuer Energie. Bei völliger Anspruchslosigkeit wird das kleine Buch doch für jeden, der sich für unsere Kolonialgeschichte interessiert, einen anmutigen Beitrag darstellen.

* * *

Die von R u d o l f B a u m b a c h bearbeitete slovenische Alpensage **Zlatarog** hat durch frische Naturschilderungen und einfach ergreifende Handlung die Lesewelt so sehr für sich gewonnen, daß bereits eine große Anzahl von Auflagen nötig geworden; sie ist jetzt in sehr hübscher i l l u s t r i e r t e r Ausgabe (bei A. G. Liebeskind in Leipzig) herausgekommen. Die Zeichnungen von K u n z M e i e r in München sind allerliebste kleine Kunstwerke, und die ganze Ausstattung macht das Buch, dessen Inhalt im Zusammenwirken der poetischen Form und der Illustrationen ungemein harmonisch wirkt, zu einem höchst geschmackvollen Festgeschenke.

* * *

Die ewigen Rätsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im Litterarischen Verein zu Baden-Baden von R u d. v o n W i c h e r t. (Leipzig, C. E. M. Pfeffer.) — Die vorliegenden Vorträge, welche, auf reiche Belege

gestützt, ihre Themata in anschaulicher und durchaus sachgemäßer Weise behandeln, sind einem weiten Leserkreise angelegentlichst zu empfehlen. Aus dem Inhalte heben wir hervor: Notwendigkeit und Freiheit, Der Zweck im Weltall, Wissen und Glauben. Der Standpunkt des Verfassers ist ein vermittelnder: er will in den Kämpfen der Gegenwart ausgleichen und findet den festen Grund und Boden für seine Bestrebungen in der frei erfaßten Philosophie unseres Lotze.

* * *

Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Von Harald Höffding. (Leipzig, Theodor Thomas.) — Der Verfasser, welcher Professor an der Universität Kopenhagen ist, erfreut sich bei uns eines guten Namens, und so begrüßen wir es schon an und für sich mit Freude, daß nun auch sein Werkchen über die englische Philosophie, eine Parallele zu Ribots vielgelesener La psychologie anglaise contemporaine, in guter, von H. Kurella besorgter Übersetzung vor uns liegt. Diesem günstigen Vorurteil entspricht eine eingehende Würdigung der Gabe vollständig: Höffdings Werk ist umfassend und dabei knapp und wägt Lob und Tadel gerecht ab. Daß ein deutscher Arzt der Übersetzer ist, erfüllt uns mit besonderer Freude.

* * *

Die königlichen Observatorien für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam. Aus amtlichem Anlaß herausgegeben von den beteiligten Direktoren. (Berlin, Verlag von Mayer u. Müller.) — Die drei vorliegenden Abhandlungen, welche auch einzeln abgegeben werden, stellen die Geschichte der Observatorien bei Potsdam und das Leben in denselben in mustergültiger Weise dar, unterstützt von zahlreichen Plänen und Ansichten. Die wohlgetroffenen Bildnisse von G. Kirchhoff, A. von Humboldt und J. J. Bayer geben den einzelnen Teilen des ganzen Bandes ihre besondere Weihe und deuten zur Genüge an, in welchem Geiste die fleißigen Arbeiter ihr Werk aufgefaßt wissen wollen. Jeder, der sich über die modernen Ziele auf den genannten Gebieten unterrichten will, wird mit dankbarer Freude nach dem Buche greifen.

* * *

Von der Verlagshandlung C. T. Wiskott in Breslau, die sich bereits durch das populär gewordene Sammelwerk „Unsere Marine“ von C. W. Allers ausgezeichnet hat, ist in diesem Jahre eine Art Seitenstück zu dem erwähnten Werke versandt worden, dessen Titel **Unser Heer** lautet, und welches in eleganter Mappe eine Kollektion von fünfzig Bildern aus dem Militärleben in Ernst und Scherz bietet. Karl Röchling ist der Schöpfer dieser sehr mannigfaltigen, durchgängig originellen und künstlerisch wertvollen Bilder, die in Lichtdruck wiedergegeben und in einer geschmackvollen und prächtigen Mappe vereinigt sind. Viele ergötzliche Scenen und Gruppierungen treten da vor den Beschauer und in allen ist der deutsche Charakter so getreu wiedergegeben, daß die stramme, echt militärische Haltung den Grundzug des Ganzen bildet und eine erfreuliche und erfrischende Wirkung macht.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Toter Frühling.

Erzählung
von
Ossip Schubin.

V.

Nun war Jack in Putney. Die Tage vergingen — es wurden Wochen daraus. Er dachte noch nicht daran, fortzuziehen. Er fühlte sich wohl in Putney, ihm war's, als habe er sich selten wohler gefühlt. Die sich regelmäßig abspinnende Monotonie des dortigen Lebensgangs sagte seinem zerrütteten Nervensystem zu. Sein früheres Leben lag hinter ihm, einem heiß pulsierenden Fieber gleich, von dem er sich freute geheilt zu sein. „Ich bin alt geworden, ich bin plötzlich alt geworden," sagte er sich, und dann fügte er hinzu, daß er sich freue, alt zu sein, und dabei war er aufrichtig.

Alles behagte ihm in seiner neuen Umgebung: die puritanische Einfachheit des Hauswesens, die gesunde Langweiligkeit, Unverkünsteltheit und Ungewürztheit der Kost, der von einem leichten Kampfergeruch verschärfte Lavendelduft, welcher die Wohnung durchwehte, ja selbst die Kahlheit der Möbel und die altmodische Helligkeit der Wandtapeten. Momentan liebte Jack sogar die harten, unkünstlerischen Stahlstiche, welche, in braune Holzleisten gefaßt, einen Teil dieser Tapeten verdeckten. Er war wie ein Mensch, der, vom Wein übersättigt, mit Leidenschaft reines Wasser trinkt. Alles, was ihn an das Fieber des Lebens mahnte, stieß ihn ab. Ein Mensch, der sich aus der Welt hinaus in das Kloster geflüchtet hat, mag dasselbe empfinden.

Über seinem Bett in dem von Sauberkeit glänzenden Zimmer, das er in Ivylodge bewohnte, hing ein Kupferstich, der ihn beim ersten Anblick etwas komisch anmutete und der ihn später rührte: ein Jesuskind in langem weißem Nachthemdchen, mit einem großmächtigen Heiligenschein um das Haupt kniete zu Füßen der Mutter Gottes, die es beten lehrte. Das war so unschuldig und so einfältig; alle Tage bei seinem Erwachen lächelte ihm das Jesuskind zu — und abends war das letzte, was er sah, ehe er das

Licht auslöschte, das betende Jesuskind. Eines Tages legte er halb unwillkürlich die Hände zusammen, und ehe er sich's versah, traten die naiv innigen Worte des ersten Gebetes auf seine Lippen, das er als Kind an den Knien seiner Mutter hatte stammeln gelernt.

Seine religiösen Überzeugungen hatten jahrelang wie die der meisten aufgeklärten jungen Männer unserer Zeit in einem sehr hypothetischen „Vielleicht" gegipfelt. Die ersten Abende hatte er nur aus Höflichkeit stand gehalten, wenn Mrs. Winter vor dem Schlafengehen die Dienerschaft versammelte, um derselben einen Bibelvers vorzulesen und ein Vaterunser mit ihr zu beten.

Binnen kurzer Zeit gewöhnte er sich daran, den Worten zu lauschen, und sprach das Vaterunser mit; und dann freute er sich auf die kleine religiöse Ceremonie, wie sich ein Nervenkranker auf seinen Schlaftrunk freut.

Er begleitete seine Verwandten am Sonntag in die Kirche. Es war eine prunklose kleine Kirche, in der ein alter Vikar sehr schlecht und altmodisch den Gottesdienst feierte.

Keiner von den modernen Clergymen war's, die David Strauß und Robert Elsmere gelesen haben und sich nun bemühen, die Wissenschaft mit der Religion zu versöhnen, was beiläufig so viel heißt, wie einen Vierfüßler und einen Vogel an dieselbe Deichsel zu spannen. Jack hatte ähnlichen Experimenten in fashionablen Teilen von London beigewohnt. Sie hatten ihn jedesmal komisch angemutet — und er hatte sich aufrichtig darüber verwundert, mit welchem Enthusiasmus besonders der weibliche Kirchenbesuch diese Meisterstücke geistlicher Redekunst, in denen nicht zu überbrückende Abgründe mit einschmeichelnden Sophismen umgangen wurden, lauschte.

Nein, der Reverend Arthur Lang nahm in bescheidener Demut seine Religion hin, wie sie ihm von seinen Vätern überliefert worden war, einfach und überzeugt, was die einzige Art ist, einen intelligenten Kirchenbesucher zu verhindern, an den großen Zwiespalt zu denken, welcher zwischen unserem Glauben und Begreifen immer bestehen wird.

Jack ging jetzt gern in die Kirche und saß seine paar Stunden Gottesdienst jeden Sonntag ab in dem großen, altmodischen Familienkirchenstuhl der Winters.

Ob er dabei viel an den Gottesdienst dachte?

Er freute sich an dem kalten Kalkgeruch der weißgetünchten Wände, an dem gedämpften Licht, das von draußen über die Grabsteine und zwischen den schwarzen Lebensbäumen des Friedhofes hereinschlich durch die hohen, schmalen, kleinscheibigen Fenster.

Die ganz aus Weiß, Grau und Braun gemischte Farbenstimmung des Kirchenraumes that seinen Augen wohl, ebenso wie die einfachen, eintönigen, meist ohne jede Begleitung gesungenen Hymnen seinen Ohren wohl thaten. Auch freute er sich an dem innig überzeugten Ausdruck der vielen betenden Augen, die alle nach derselben Richtung blickten: nach dem Kruzifix, das gegen die kahle Wand der Kirche lehnte. Und nach und nach folgten Jacks Augen denen der anderen, der Zauber der großen Legende umfing ihn. Während er die Hymnen, ohne sich um den Inhalt ihrer Worte zu bekümmern, wie eine beschwichtigende Liebkosung an seiner Seele vorüberklingen ließ, schwebten seine Gedanken hinüber zu dem armen Juden aus Nazareth, der, da er die Menschheit nicht zu erlösen vermochte, sie wenigstens gelehrt hatte, mit Ergebung zu sterben.

Er vergaß, daß hinter dieser Ergebung die Hoffnung mit weit ausgebreiteten Flügeln steht. Die Hoffnung war überhaupt ein beunruhigendes Element, das er in seiner wehleidigen Hast, das letzte Restchen quälenden Fiebers in seinen Adern zu ertöten, erbarmungslos aus seinem einschläfernden Lebensprogramm herausgestrichen hatte.

Täglich verengte er seinen Horizont, zwang seine Gedanken in immer bescheidenere Kreise hinein. Nicht einmal die

Zeitung las er mehr — alles, was ihn an die Gegenwart mit ihren beständigen vorwärts treibenden Unruhen erinnerte, war ihm unheimlich.

In dieser Stagnation glaubte er zu gesunden.

Aber was er für Gesundheit hielt, war nichts als ein angekünsteltes Ermatten, auf das ein fürchterlicher Rückschlag erfolgen mußte.

*　　*
*

„Jack, was hast du den ganzen Tag gemacht?" Es war Mrs. Winter, welche die Frage an ihren Neffen richtete.

Sie saß neben dem Kamin, in demselben geräumigen, langen, etwas niedrigen Gemach, in dem Jack sie bei seinem ersten Besuch in Ivylodge angetroffen.

Jack stand in der offenen Thür, die in den Garten führte, und blickte hinaus.

„Was ich gemacht habe?" wiederholte er in der verschlafenen Art, die er sich kürzlich angewöhnt. „Was ich seit drei Wochen mache — mich wohl fühlen!"

„Wohl fühlen — wohl fühlen!" wiederholte ungeduldig die alte Frau. „Wenn du dich unter diesen Umständen wohl fühlen kannst, so heißt das, daß du krank bist!"

„Krank!" Jack zuckte die Achseln. „Was dir einfällt; mir war selten so angenehm zu Mut!"

„Angenehm zu Mut . . .!" ärgerte sich die alte Frau. „Wenn die Leute im Begriffe stehen, zu erfrieren, so sagen sie auch, es sei ihnen angenehm zu Mut. Die letzten Stadien der Erstarrung haben immer etwas Einschmeichelndes — aber du lieber Himmel, in deinem Alter denkt man doch nicht ans Erstarren! Der Tod liegt dir noch fern. Lebe!"

Jack schüttelte sich. „Ach, laß mich zufrieden, Tante Jane, das Leben thut weh!" sagte er.

„Bisweilen, und dann recht tüchtig," gab die alte Frau zu, „aber damit muß man fertig werden."

„Ich trachte ja damit fertig zu werden," versicherte Jack.

„Wie? — dadurch, daß du dich einschläferst, verflachst und verdummst. Das ist ja der reinste Morphiumdusel, dem du dich ergiebst! Ich beobachte dich alle Tage genauer und — versteh dich alle Tage schlechter."

„Du begreifst nicht, wie ich mich dazu herbeilassen kann, so einen Tag um den anderen auf deine Kosten zu existieren," sagte Jack langsam.

Die alte Frau wurde rot vor Entrüstung. „Komm her, Jack!" rief sie.

Jack wendete sich von der offenen Fensterthür ab und schritt langsam auf seine Tante zu.

„Da knie nieder!" gebot sie ihm.

Er that's, worauf sie ihm ein paar nicht ganz sanfte Klapse auf beide Wangen versetzte. „Da hast du," sagte sie, „das ist für deine Dummheiten. Übrigens bei dem Leben, das du jetzt führst, kann die Gehirnerweichung nicht lange ausbleiben. Ein für allemal, mein Junge — vergiß es nie — du bist mir lieber als alles auf der Welt, und solange ich noch eine Kruste Brot habe, die groß genug ist, in zwei Hälften geteilt zu werden, bin ich bereit, dir die eine Hälfte zu geben."

„Das brauchst du mir gar nicht zu versichern, das wußte ich schon," sagte Jack; „aber was würdest du von mir denken, wenn ich mich ebenso bereit zeigte, diese Hälfte anzunehmen?"

Die alte Frau blieb stumm.

Die Luft fing an grau zu werden, die Tage sind kurz im Oktober. Jack legte ein Scheit Holz mehr auf in dem Kamin und breitete seine Hände fröstelnd über die Flamme.

„Hast du bereits einen Plan gemacht für deine Zukunft?" fragte die alte Frau.

„Die Zukunft — nein! Ich kann noch nicht," murmelte Jack kopfschüttelnd. „Ich weiß, daß es geschehen muß, aber — laß mich noch ein Weilchen, es ist mir noch zu widerwärtig, mich mit meiner Existenz zu beschäftigen."

„Jack! du dummer Junge, das kann ich gar nicht hören!" entrüstete sich die alte Frau. „Wenn du dich mir wenig-

stens anvertrauen wolltest! Es ist doch nicht möglich, daß dich der Verlust deiner paar Heller in diesen Zustand versetzt hat!"

„Ach nein!" — Jack schüttelte den Kopf — „aber ... das Leben ekelt mich an!"

„Es ekelt dich an, weil du dir den Magen verdorben hast. Warum hast du dir den Magen verdorben? warum hast du diese letzten Monate hindurch deine Gesundheit, dein Geld und deine Zeit vergeudet, alles mit einem Gesicht wie ein Totengräber bei einer Paradeleiche, ohne eine einzige vergnügte Stunde dabei zu genießen?"

„Ach, Tante, frag mich nicht — es kommt nichts heraus beim Fragen, und beim Antworten käme auch nichts heraus."

„Ich frage doch," entgegnete ihm die alte Frau.

„Wie du mich quälst!" rief er fast aufbegehrend. „Und wenn du's durchaus wissen mußt: ich habe eine Feindin umgebracht in den wüsten Monaten, von denen du sprichst — meine Jugend, und jetzt steh ich im Begriff, sie zu begraben. Alle Tage ein wenig tiefer, alle Tage tiefer — noch eine Schaufel Erde darauf — nicht genug — einen Stein, irgend einen schweren flachen Stein, damit sie sich nicht mehr rührt — gar nicht mehr! Und wenn ich damit fertig bin — wenn das Fieber sich nicht mehr meldet, dann — nun dann will ich die Last meines Daseins in Gottes Namen geduldig von neuem auf mich nehmen!"

„Das heißt, du willst dich künstlich alt machen," sagte Mrs. Winter.

„Ja, Tante, das will ich!" erwiderte zähneknirschend Jack. „Wenn du wüßtest, wie ich dich um deine weißen Haare und um deine ruhige Zufriedenheit beneide!"

„Du — mich?" — die alte Frau sah den kräftigen schönen jungen Menschen wehmütig an — „du — mich? — Laß es gut sein; die Zufriedenheit des Alters ist trauriger als die Verzweiflung der Jugend — und weißt du, woher das kommt? Ich will dir's sagen — daher, daß wir in der Jugend, mögen wir momentan noch so verstimmt sein, den Himmel doch noch immer vor uns haben, während er im Alter in jedem Fall, genossen oder ungenossen, hinter uns liegt. Du hast ihn noch vor dir!"

„So!" rief Jack bitter. „Ich möchte wissen, in welcher Gestalt!"

„Der Himmel auf Erden ist immer ein begrenzter Himmel," sagte die alte Frau, „aber so schön, als er hienieden zu finden ist, sollte er sich dir bieten. Du bist begabt, du kannst dich an deiner Arbeit freuen, vielleicht einmal stolz sein auf deine Leistung, und dann kannst du daran denken, dir ein Nest zu bauen. Es wird dir wohl irgend ein Mädchen begegnen, das, von der Natur ebenso reich ausgerüstet wie du selbst, sich zu deiner Lebensgefährtin eignet; und wenn sie dir begegnet ist, sollte es dir nicht schwer fallen, sie fest zu halten. Schöneres giebt's im ganzen Weltraum nicht: Liebe und Arbeit — Arbeit für die, welche man liebt, selbstvergessen in einem anderen angebeteten Wesen — da hast du den Himmel auf Erden! Mir freilich ist er nie zu teil geworden, er liegt ungenossen lange, lange hinter mir, aber ich kann's mir doch vorstellen, wie schön er sein muß!"

„Ach, Tante, er kommt dir schön vor, weil du ihn nie genossen hast," entgegnete Jack sehr bitter, „weil deine Illusionen nicht an den Klippen der Wirklichkeit gescheitert sind! Aber glaub mir, er ist nicht schön — ein Teufelsblendwerk ist's! Eh er kommt, das Fieber; nachdem man ihn genossen, Ekel und Grauen! Das ist der sogenannte Himmel auf Erden — die Liebe ist so! Die Leidenschaft ist ja doch nur eine Sirene, die, mit dem Schweif im Schlamm wühlend, die Sterne ansingt. Ich mag nichts mehr wissen davon!"

Die arme alte Frau sah ihn mit ihren klugen, aber trotz aller Klugheit bodenlos unschuldigen Augen lange betroffen an. Sie begriff ihn nicht, ihre Weisheit war zu Ende, sie konnte nur vor sich hin murmeln: „Du bist krank — du bist krank!"

„Ich war krank," erwiderte Jack, „sehr

krank, aber jetzt wird es besser, alle Tage wird es besser. Wer sagt dir, daß ich nicht daran denke, mein Nest zu bauen?" fügte er leise hinzu. „Ich denke manchmal daran. Aber das eine sag ich dir: eines von deinen reichbegabten, berauschenden Mädchen wähl ich mir zur Gefährtin wahrhaftig nicht! Nein, klug, ruhig, gerade und etwas nüchtern, so muß meine Frau beschaffen sein; anmutig, aber nicht schön; vernünftig, aber nicht geistreich; ein wenig hausbacken, in Gottes Namen. Ich will ein beruhigendes Element haben neben mir, verstehst du das Tante?"

Mrs. Winter nickte mit dem Kopfe. „Ich verstehe, was du willst, genau verstehe ich's — einen schweren, glatten Leichenstein auf das Grab deiner Jugend!"

„Nun ja!" rief er aus.

„Jack! Jack! Sei nicht thöricht!" verwies ihm die alte Frau. „Die Jugend läßt sich nicht totschlagen so von einem zum anderen Tag, sie will sich ausleben — hörst du! Vergrabe sie, so tief du willst, und leg den schwersten Grabstein darauf, es wird doch ein Sonnenstrahl kommen, der sie weckt; und dann wird sie auferstehen aus dem Grab und den Stein von sich schleudern, sie wird gierig sein, erbarmungslos und Unheil anrichten und ihre entfesselten Kräfte — die Kräfte, die zum Heile so vieler hätten dienen können — mißbrauchen!"

Jack antwortete nicht. Die Dämmerung fiel dicht und dichter. Es war sehr still rings herum. Nur das brennende Holz krachte, und von draußen drang ein leiser, schaudernder, wehmütiger Laut in die Stube herein und mit dem Laut ein süßer Duft — der Duft herbstlicher Verwesung.

Jack hatte sich erhoben und trat von neuem an die offene Thür.

Mrs. Winter kam ihm nach. Einem violetten Schleier gleich senkte sich die Dämmerung über den Garten, in das Violett der Dämmerung mischte sich strichweise das silberige Grau des Abendnebels. An dem Boden kroch er hin, leise stieg er an den Büschen empor und verwischte die Umrisse der alten Eschen.

Die Luft war lau und feucht, kein Hauch bewegte sie, keine Vogelstimme sang, nur hier und da rauschte ein Blatt zur Erde nieder. Ein heiliger Schauder schwebte über allem — der Schauder des großen Sterbens.

Immer dichter wurde die Dämmerung, immer verwischender der Nebel.

„Wie schön der Herbst ist!" murmelte Jack. „Ich hasse den Frühling!"

Aus einem anstoßenden Raume erklang der Choral aus der Matthäuspassion von Bach „Wenn ich einmal muß sterben".

Es war Mary, die spielte — steif, ungelenk, aber einfach und korrekt.

Jack wendete den Kopf — ihm war's, als fielen eiskalte Wassertropfen auf sein wundes Herz.

„Die schönste Musik, die es giebt!" behauptete er.

Mrs. Winter schüttelte nur traurig den Kopf und wiederholte: „Du bist krank, Jack — du bist krank!"

* *
*

Er war wirklich krank. Binnen kurzem sollte kein Zweifel darüber bestehen.

Den Tag nach dieser Unterredung sprach Mrs. Winter noch einmal eindringlich mit ihrem Neffen. Zum Schluß trug sie ihm an, was Jack von seinem Bruder vergeblich erbeten hatte: ihm eine Rente auszusetzen, damit er sich ohne Nahrungssorgen die nächsten drei Jahre dem Studium der Malerei in Paris widmen könne. Natürlich war sie bereit, ihm diese Rente reichlicher zuzumessen, als Jack es seinem Bruder zugemutet hatte.

„Vierhundert Pfund jährlich kann ich leicht entbehren," versicherte sie ihm; „das ist beiläufig, was du brauchst, um gesund und anständig zu leben. Nur auf das eine mach ich dich aufmerksam, mein Junge. Bei Lebzeiten magst du über mein ganzes Einkommen verfügen. Wenn's sein muß, geb ich den letzten Heller für dich und mit Freuden, aber hinterlassen kann

ich dir nichts. Ich habe mich ohne Heiratskontrakt mit meinem Gatten vermählt. Infolgedessen war nach dem englischen Gesetz mein Geld sein Geld. Er hat es seinen beiden Mädchen hinterlassen und mir nur eine allerdings reichlich zugemessene Leibrente ausgesetzt."

Es wurde ausgemacht, daß Jack sich anfangs Januar nach Paris begeben sollte. Indessen versprach er, sich bereits in Ivylodge an die Arbeit zu machen.

An dem nächsten erträglich warmen Novembervormittage schleppte er denn auch seine Staffelei in den Garten hinaus und machte sich daran, etwas von dem poetischen Herbststerben auf einer sehr großen Leinwand wiederzugeben. Die Arbeit interessierte ihn. Die Hand folgte willig seiner Empfindung. Er fand sehr treffende Farbentöne, um den stimmungsvollen Verfall der Natur anzudeuten. Mit einemmal war's ihm, als fasse ihn eine schwere harte Hand beim Kopf. Er beachtete es nicht und arbeitete weiter. Aber die Hand wurde schwerer und schwerer, der Druck schmerzlicher. Den ganzen Rücken herunter zog sich jetzt das peinliche Gefühl, auch in den Armgelenken meldete es sich. Der Pinsel entglitt ihm. „Wie dumm!" murmelte er vor sich hin, indem er sich nach dem Pinsel bückte. Er hatte die größten Schwierigkeiten, sich wieder aufzurichten. Da berührte eine schmale, kühle, etwas harte Hand seine Schulter. „O, wie herrlich, wie wundervoll! wie reich in der Farbe!" rief Mary Winter. Die Worte schmeichelten Jack. Sie waren übrigens zutreffend. Das war freilich ein Zufall, denn Mary hatte im Grunde genommen gar keinen künstlerischen Sinn. Alles, was Jack malte, gefiel ihr. Sie hätte seine Studie herrlich, außerordentlich und reich in der Farbe gefunden, wenn er den Herbst grün und blau karriert dargestellt hätte.

„Gefällt es dir wirklich?" fragte er, momentan seiner Gliederschmerzen vergessend.

„Prachtvoll!" begeisterte sich Mary, „du wirst der größte Landschafter deiner Zeit werden! Aber jetzt komm nach Hause, das Frühstück steht bereit!"

In etwas gehobener Stimmung setzte sich Jack zum Gabelfrühstück. Doch kaum hatte er seine Eier verzehrt (das zweite Frühstück in Ivylodge fing immer mit Eiern an), als sich das peinliche Gefühl, welches ihn im Garten so unangenehm überrascht, von neuem einstellte, nur heftiger und mit unerträglichen Übelkeiten gepaart.

„Ich bitte euch, verzeiht ... ich kann die Mahlzeit nicht beenden ... ich muß mich einen Augenblick niederlegen," erklärte Jack den beiden Damen.

Mühsam, ohne recht zu wissen, wie er's fertig brachte, kroch er die Treppe hinauf. Als Mrs. Winter kam, um nach ihm zu sehen, lag er zähneklappernd auf seinem Bett, die Nase gegen die Wand gekehrt.

Die Influenza war's, die heimtückische, Geist und Körper lähmende Influenza, welche ihn befallen.

Die Krankheit hatte bereits damals ihren anfänglichen Harmlosigkeitsruf eingebüßt, und die Ärzte verhehlten es Mrs. Winter nicht, daß es um Jacks Aufkommen fraglich stünde. Eine heftige Lungenentzündung komplizierte seinen Zustand.

Vierzehn Tage war Jack zu elend, als daß ihn sein Leben oder Sterben weiter interessiert hätte. Am sechzehnten Tag nach seiner Erkrankung fing er zum erstenmal an, seiner Umgebung etwas Teilnahme zu widmen.

Mrs. Winter saß in einem großen Lehnstuhl neben seinem Bett. Er sah den Umriß ihrer Gestalt undeutlich bei dem Licht einer grün verhängten Öllampe. Er trachtete, sich auf einen Ellenbogen aufzustützen. Es verursachte ihm große Mühe. Er hatte das Gefühl, als ob sein Körper sich in Blei verwandelt hätte.

„Tante," fragte er gleichgültig, „geht es zu Ende?"

„Gott bewahre, mein Junge, du bist auf dem besten Weg, gesund zu werden!" versicherte ihm die Tante.

„Hm!“ machte Jack übellaunig, wie ein müder Mensch, der sich gefreut hat, ruhig ausschlafen zu können, und dem man mitteilt, daß er in einer halben Stunde wird aufstehen müssen. Die Aussicht, weiter zu leben, bereitete ihm nicht das geringste Vergnügen.

„Ich hatte mich eigentlich gefreut, daß es zu Ende ginge,“ sagte er.

„Schweig,“ verwies ihm die Tante, „wir kennen das — das ist die Influenza. Vollständige Abstumpfung des Lebenstriebes ist eines der Symptome der Krankheit.“

„So, also die Influenza ist offenbar eine Krankheit, die einen gescheit macht,“ meinte Jack.

„Du Narr!“

„Wieso, ich Narr? Giebt es denn etwas Dümmeres auf der Welt als den Lebenstrieb — das, was Chateaubriand als ‚la manie d'être‘ bezeichnet? etwas, das uns zwingt, bei einer Beschäftigung zu verharren, die uns anwidert!“

„Also du fängst bereits an zu philosophieren; das freut mich,“ sagte die alte Frau, indem sie an Jacks Bett trat und seine Polster glatt strich. „Der Arzt rechnete darauf, daß du heute zu dir kommen würdest; er machte mich darauf gefaßt, daß du dich bei deinem Erwachen mit einem empörten Schauer vom Leben abkehren würdest — wenn es sehr gut ginge, würdest du daraufhin anfangen zu philosophieren. ‚Bleibt's bei dem Schauer,‘ sagte der Arzt mir, ‚so geben Sie Ihrem Patienten ein Glas Cognak zu trinken; kommt's zum Philosophieren, so nötigen Sie ihm einen Teller Suppe auf.‘ Ich gehe, die Suppe für dich zu besorgen.“

Ehe die alte Frau das Gemach verließ, nahm sie den grünen Schleier von der Lampe. Ein weiches Halblicht verbreitete sich in dem Raume. Jack sah jetzt wieder deutlich die kleine Gestalt des Jesukindleins mit dem großmächtigen Heiligenschein, das über seinem Bette betete.

Draußen sauste der Wind, halb gefrorener Winterregen dröhnte gegen die Scheiben. Das Behagen einer warmen Geborgenheit umfing Jack. Nur um Gottes willen sich nicht mehr rühren müssen, so weiter duseln können, bis in den Tod hinein — mehr verlangte er nicht.

Da öffnete sich die Thür, und Mrs. Winter trat ein. Hinter ihr kam Mary und trug eigenhändig das Theebrett mit der Suppe an sein Bett.

* * *

Drei Tage später hatte er seine Schlafstube verlassen, und bald darauf erlaubte man ihm, ein halbes Stündchen in der Mittagsonne auszugehen. Nun hätte man denken können, daß sein junger starker Organismus sich bethätigen und rasch zu völliger Gesundheit durcharbeiten würde. Aber nein! Die Mattigkeit blieb dieselbe einen Tag um den anderen, kleine Rückfälle stellten sich ein, Schwindel, Gliederschmerzen, Ohrensausen. Jack wurde nicht mehr bettlägerig, aber er fiel so zu sagen aus einem Sessel in den anderen, und mehrere Wochen, nachdem er sein Schlafzimmer verlassen, humpelte er noch, auf einen Stock gestützt, im Hause umher. Die Abgestumpftheit des Lebenstriebes, der völlige Mangel an Lebenslust nahm eher zu als ab. Mit der zufrieden hinträumenden Schwermut, mit welcher er sich vor dem endgültigen Ausbruch der Krankheit durch seine Existenz geschleppt, war sein nunmehriger Zustand nicht zu vergleichen. Bis in jede Fingerspitze hinein spürte er eine so schwere, schwarze Melancholie, daß es ihm unsäglich widerwärtig war, sich unter dieser Last auch nur zu rühren. Zu der elendesten kleinen Beschäftigung konnte er sich nicht entschließen. Dabei nahm sein Mißbehagen die verschiedensten Formen an: Angst — vor was, hätte er nicht zu sagen gewußt, vor der Zukunft, vor jedem kommenden Tag —, Gewissensbisse und vor allem die Überzeugung, daß sein Talent eine Erfindung seiner Freunde gewesen, daß er verurteilt sein würde, sein

Leben lang von seinen Verwandten zu leben. Bei dem Gedanken hätte er weinen mögen wie ein kleines Kind, und manchmal kehrte er die Nase gegen die Wand und weinte wirklich. Dann schämte er sich wieder darüber. Er verbrachte seine ganze Zeit damit, sich über irgend etwas zu schämen oder vor etwas zu fürchten. Wenn er etwas über seinen Gemütszustand vernehmen ließ, so erwiderte man ihm ruhig, das sei der Lauf der Dinge, die Folge der Influenza.

Sein Äußeres hatte sich verändert, seine Züge hatten die edle Schärfe ihrer Linien verloren, sein Gesicht war aufgedunsen und bleich, auch seine Glieder waren stärker, seine Erscheinung schwerfälliger geworden.

In dieser Zeit benahm sich Mary ihm gegenüber musterhaft. Die lebhafte, ein wenig rastlose alte Frau predigte zu viel in ihn hinein, sie gab sich zu viel und hauptsächlich zu bald Mühe, ihn anzuregen, ihn aus seinem apathischen Zustand herauszureißen. Mary ließ ihn gehen, nahm von seiner maßlosen und mitunter verletzenden Gereiztheit keine Notiz, bediente ihn, wie man ein Kind bedient, und erriet seine Wünsche — was er noch an Wünschen hatte —, ehe er dazu gekommen war, sie auszusprechen.

Sie, die sich in sein Wesen nicht hineinzufinden vermocht, solange er gesund und frisch ins Leben hineingestürmt, verstand ihn, seit er abgespannt und elend war, besser als ihre Mutter. Er fing an, sie zu entbehren, wenn sie längere Zeit fortblieb. Er rief sie zehnmal im Tage. Wenn sie kam, hatte er ihr nichts zu sagen. Aber ihre Nähe that ihm wohl, beruhigte ihn. Manchmal bat er sie, ihm etwas vorzuspielen, immer dieselben weihevoll geheimnisvollen Choräle oder traurig feierlichen Tanzweisen von Bach. Sie spielte unbeholfen, ohne jeden Versuch, vorzutragen, auf dem alten Klavier, das man jetzt Jack zuliebe aus dem Saal in das Wohnzimmer gestellt, und diese kühle, geisterhafte Musik that ihm wohl. Er vertrug keine andere.

Noch eine Woche verging. Er hatte jetzt die Gewohnheit angenommen, sich von Mary vorlesen zu lassen. Er überließ ihr die Wahl. Einem ernsten Geschichtswerk oder philosophischen Aufsatz zu folgen, war er noch nicht im stande. Sie versuchte es mit Romanen. Erst lächelte er über die wohlerzogenen Geschichten, die ihn in der die Behandlung jedes tieferen Problems ausschließenden Einfachheit ihrer psychologischen Begründung fast komisch anmuteten. Bald langweilte ihn dieser Vergißmeinnicht-Salat. Da griff Mary zu älteren Werken, die bei hohem philosophischem Wert dennoch der Leidenschaft mit respektvollem Grauen, so zu sagen mit gezogenem Hut, von weitem ausweichen. Die unsterblichen Essays von Charles Lamb las sie ihm vor, die süßesten Wiegenlieder, die je gequälten Menschenseelen von einer gequälten Seele vorgesungen worden sind; und endlich den ewig ehrwürdigen, ewig jungen Vikar von Wakefield.

Während der Vorlesung des Lebensganges dieses vielfach geprüften Philosophen wurde Mary einmal sehr rot, was sie gut kleidete, und da geschah etwas Seltenes. Jack lachte, dann nahm er ihre schmale, kühle Hand in die seine und hielt sie an seine Lippen.

* *
*

Gegen Ende Januar war's. Draußen auf dem Gärtchen von Ivylodge lag der Schnee weiß und rein, wie man ihn selten in London zu sehen bekommt. Jacks Zimmer blickte auf den Garten hinaus. Er richtete den Blick auf das grelle Weiß — es that ihm wohl, wie alles, was kalt war und rein. Die Flocken fielen noch durch die Luft, weiß und still, mehr, immer mehr. Der große Friede war über die Erde hereingebrochen.

Endlich kehrte sich Jack von dem Fenster ab; er war noch nicht ganz angekleidet. Er stellte sich vor den Spiegel und fing an sich zu rasieren. Er rasierte sich jetzt wieder alle Tage — endlich — und

verwandte von neuem auf seinen Anzug jene accurate Sorgfalt, die zu den täglichen Gewohnheiten jedes wohlerzogenen Menschen gehört. Während er vor dem Spiegel stand, machte er eine Entdeckung, nämlich, daß er graue Haare bekommen hatte — ja, eine ganze Anzahl grauer Haare um die Schläfen herum und Runzeln im Gesicht. Er rückte den Spiegel näher an das Fenster heran und lächelte. Er sah wie ein Mensch von vierzig Jahren aus. Ja, da war es, was er sich gewünscht, er war alt geworden, die Jugend lag hinter ihm. Er streckte seine langen Glieder, er hätte Lust gehabt zu pfeifen. Man muß sechsundzwanzig Jahre zählen, um sich über seine ersten weißen Haare zu freuen.

Zugleich regte sich in ihm zum erstenmal seit seiner Krankheit die Arbeitslust. Als er zum Frühstück herunterkam, fragte er Mary, wo man denn sein Malerwerkzeug hingeräumt habe? Sie erwiderte, es läge alles im großen Saal, der sonst Sarah dazu gedient, die Kinder-Mäßigkeits-Meetings abzuhalten. Er habe eine große Glaswand gegen Norden, die übrigen Fenster seien durch Jalousien und Vorhänge gänzlich verdunkelt. Sie benütze es momentan als Atelier. Es würde sie freuen, ihm „als dem hervorragenderen Künstler", wie sie sich lächelnd ausdrückte, das beste Licht und den besten Platz einzuräumen.

Nach dem Frühstück begab sich Jack wirklich in die von seiner Cousine improvisierte Werkstatt. Das Podium, auf welchem der langhaarige Zimmerdekorateur, Jacks jetziger Vetter Bray, seine einschüchternden musikalischen Vorträge zum besten gegeben und der Reverend Jessiah Juniper den armen Wichten mit seinen Vorträgen die Hölle heiß gemacht, war weggeräumt.

Jack suchte nach den schauerlichen Inschriften auf den Wänden. Aber der größte Teil davon war mit Studien bedeckt.

Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß von den Studien die meisten aus „seiner Fabrik" stammten, wie er sich ausdrückte.

„Wer hat denn meine Meisterwerke hierher übersiedelt?" fragte er angenehm überrascht.

Mary errötete. „Ich dachte, es würde dir Vergnügen machen, ein paar alte Bekannte wiederzusehen," sagte sie.

„Also auf deine Veranlassung sind die Bilder hierher geschickt worden?" fragte Jack gerührt.

„Was ist da weiter dabei," murmelte Mary.

„Was da weiter dabei ist — was da weiter dabei ist? ... daß du ein Schatz bist, Molly." Dabei legte er ihr herzlich beide Hände auf die Schultern, und sie plötzlich an sich ziehend, küßte er sie auf die Stirn. Sie zuckte zusammen und verließ das Zimmer. Erst wollte er sie zurückhalten, dann that er's nicht, blieb wie festgenagelt stehen und blickte auf den Boden. Zum erstenmal seit seiner Krankheit fühlte er ein Bedürfnis zu rauchen. Wie viele Männer hatte er so eine Art Empfindung, als ob das Rauchen ihn beim Nachdenken unterstütze, und sobald ihn ein irgendwie verwickeltes Problem beschäftigte, griff er nach seiner Cigarette. Er lachte über sich — in diesem Hause würden wohl kaum Cigaretten oder Cigarren zu finden sein. Bereits im Begriffe, den Saal zu verlassen, fiel sein Auge auf ein kleines Rauchtischchen. Das war ja wieder ein guter Bekannter aus Paris — sein Rauchtischchen. Da stand der japanische Leuchter, eine rote Wachskerze war hineingesteckt, aus dem weit aufgerissenen Maule eines bronzenen Frosches ragte ein Wald von Zündhölzern, und aus einem niedrigen, korbartigen Behältnis starrten Jack die begehrten Cigaretten entgegen, dieselben russischen Cigaretten, wie er sie liebte. Er nahm eine davon, zündete sie an, legte sie wieder weg; dann nahm er eine zweite, rauchte sie zerstreut zu Ende, dann noch eine und noch eine.

„Sonderbar!" murmelte er vor sich hin, „sonderbar!"

* * *

Beim Lunch zeigte sich Mary nicht. Sie war ausgegangen, um eine kranke Freundin zu besuchen, teilte Mrs. Winter ihrem Neffen mit, als dieser sich nach dem jungen Mädchen erkundigte.

Mrs. Winter schien sehr präoccupiert.

Nach dem Lunch verfügte er sich in das improvisierte Atelier und schmierte an irgend etwas herum. Aber er war doch viel zu sehr Künstler, trotz seiner kurzen Lehrlingsschaft, um ein Interesse daran zu finden, längere Zeit hindurch so aus dem Stegreif auf der Leinwand herumzuphantasieren. Diese Beschäftigung langweilte ihn, seine Gedanken und seine Blicke glitten von der Skizze ab. Eine große grünliche Studie, die den besten Platz an der Wand einnahm, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er erkannte die Studie, die er im Park Monceau gemalt. Zugleich erinnerte er sich einer Schuld, deren er im totalen Zusammenbruch seiner Geschäfte gänzlich vergessen — der Schuld an seinen amerikanischen Kunsthändler. Wirklich seltsam, daß derselbe noch keine dringende Mahnung hatte vernehmen lassen.

Jack wurde plötzlich sehr unruhig. Hastig spachtelte er seine Palette ab, rückte die von ihm verursachte Unordnung zurecht, dann verfügte er sich in das Wohnzimmer.

Mrs. Winter saß neben dem Kamin, ein Buch, das sie nicht las, im Schoß. Neben ihr brodelte die Theemaschine.

„Aber Tante, der Kessel kocht über!“ rief Jack ihr zu.

Sie sah verwirrt zu ihm auf; offenbar mußten ihre Gedanken einen sehr weiten Weg nehmen, ehe sie wieder zur Theemaschine zurückkehrten.

„Soll ich den Thee machen?“ fragte einschmeichelnd Jack.

„Wie du willst,“ erwiderte Mrs. Winter, ohne die weiche Betonung, welche er von ihr gewohnt war.

Er machte den Thee. Wie viele Junggesellen war er ein Künstler in der Theebereitung. „Nun, Tante?“ sagte er, indem er ihr eine Tasse einschenkte, wobei er sich nach allen ihren kleinen Liebhabereien richtete: so viele Stücke Zucker, so viele Tropfen Sahne. Aber sie antwortete auf diese Liebenswürdigkeiten nichts als: „Stell die Tasse nur hin und schenk dir selber ein, wenn du Lust hast.“

Jack hatte keine Lust. Er war eine derartige Behandlung nicht gewohnt, er nahm sie übel. Er wartete noch ein Weilchen, ob die Tante das Wort an ihn richten werde. Da sie es nicht that, erhob er sich, um das Zimmer zu verlassen. Ehe er die Thür erreicht, rief Mrs. Winter ihn zurück. „Warum willst du keinen Thee, Jack?“ fragte sie.

„Warum läßt du den deinen stehen?“ fragte er zurück.

„Ich habe Sorgen, Jack, schwere Sorgen!“

Er kehrte um, kauerte sich auf einen Puff zu ihren Füßen zusammen, und ihre runzeligen alten Hände in die seinen nehmend, sagte er: „Willst du mir nicht beichten, was dich drückt?“

„Nein,“ erwiderte sie kurz.

Und da er, empfindlich über ihren Ton, fragte: „Hast du etwas gegen mich, Tante?“ erwiderte sie ihm: „Nein, nein, Jack, ich habe nichts gegen dich. Über mich selbst ärgere ich mich. Ich war ein wenig kurzsichtig — thöricht.“

„Inwiefern?“ fragte Jack, dem eine unheimliche Ahnung aufzudämmern begann, leise.

„Ach, du brauchst nicht alles zu wissen!“ entgegnete sie ihm wieder in dem unwirschen Ton, den er an ihr noch nie gekannt.

Seine Ahnung bestätigte sich. Zugleich hatte er aufgehört, ihr verändertes Wesen übel zu nehmen. Er hatte den Grund ihrer Sorgen erraten.

„Hast du die Absicht, deine weitere künstlerische Ausbildung in London fortzusetzen oder in Paris?“ fragte Mrs. Winter nach einem Weilchen ziemlich abrupt.

„In Paris, Tante, natürlich,“ erwiderte Jack, „darüber kann doch gar kein Zweifel sein. Erstens wäre es mir unangenehm, mich in London einschränken

zu müssen …" Er stockte, er hatte einen wunden Punkt berührt; vom Einschränken zu sprechen, kam ihm fast vor wie ein Schmälern der rührenden Großmut, die seine Tante ihm bewiesen. Hastig fuhr er fort: „Einschränken werde ich mich nämlich natürlich, soviel ich kann; du begreifst, Tante, daß ich dich nicht gern einen Pfennig mehr kosten möchte als nötig."

„Ja, ja, ja!" entgegnete ihm seine Tante, „aber solang ich lebe, ist die Knauserei vom Übel. Wenn du mit deinen vierhundert Pfund nicht auskommst, ist's auch nicht das Ende von allem. Freilich ist's besser, du gewöhnst dir beizeiten eine bescheidene Lebensweise an, denn, wie gesagt, nach meinem Tod …"

„Aber rede doch nicht von so widerwärtigen Dingen!" unterbrach sie Jack. „Ich hoffe, daß ich lange vor deinem Ableben im stande sein werde, auf deine Großmut zu verzichten. Schließlich sollte meine Kunst doch bald ertragsfähig sein."

„Wir wollen's hoffen!" Die alte Frau griff endlich nach ihrem Thee.

„Der ist ja kalt geworden; ich will dir frischen machen," schlug Jack ihr vor.

„Ach, laß gut sein, ich trinke ihn recht gern lau. — Hm! … hm …!" Sie räusperte sich ein paarmal. Endlich sagte sie: „Nun, Jack, wann hast du die Absicht, dich ernstlich an die Arbeit zu machen, dich nach Paris zu begeben?"

Das Blut schlug Jack ins Gesicht. „Morgen!" rief er, indem er sofort aufspringen wollte. Die alte Frau hielt ihn bei beiden Schultern fest.

„Unsinn! Sei doch nicht so jähzornig, so übelnehmerisch! Hast gar keine Veranlassung dazu! Du weißt, wie sehr ich dir zugethan bin! Du wirst mir schrecklich abgehen. Aber es ist nichts für dich, so deine Tage am Ufer des Lebens zwischen zwei weltfremden Frauenzimmern zu versitzen, während der breite Strom vorüberfließt. Weißt du, wie ich dir gepredigt damals im Herbst? Damals steckte die Krankheit in dir, das hat mir später deinen apathischen Zustand erklärt. Jetzt aber hast du dieses abscheuliche Siechtum überstanden — ich habe dir Zeit genug gegönnt zu deiner Genesung. Jetzt fort mit dir, je eher, desto besser! In den Strom des Lebens hinein, und schau, wie weit er dich vorwärts trägt!"

Nach einem Weilchen sagte Jack aus tiefem Sinnen heraus: „Du hast recht, Tante, ich gehe; noch diese Woche schnür ich mein Ränzel!" dann nach einer Pause fragte er: „Sind keine Briefe eingelaufen während meiner Krankheit?"

„Ja, Geschäftsbriefe. Mary hat sie in Verwahrung, sie wird sie dir geben, wir haben sie dir vorenthalten, um dich nicht aufzuregen."

„Weil ihr wußtet, daß sie nichts Angenehmes enthielten," meinte Jack lachend und bitter zugleich. „Rechnungen, nur Rechnungen!"

Nach einer Weile hub er von neuem an: „Hat mein Pariser Wirt nicht gemahnt? Ich bin ihm für das letzte halbe Jahr den Zins schuldig. Es versteht sich von selbst, daß ich dieses luxuriöse Atelier los zu werden trachten muß. Leider bin ich für drei Jahre kontraktlich gebunden."

Mrs. Winter griff nach dem Schürhaken und begann in der Feuerstätte herumzurumoren.

„Ja, darüber haben wir bereits gesprochen," sagte sie, „aber da ist leicht abgeholfen — Mary will sich das Atelier mieten, sie sagt, es käme ihr wie gerufen! Ich glaube sogar, sie war bereits mit deinem Wirt diesbezüglich in Korrespondenz!"

„So!" sagte Jack gedehnt — „hm! — und hat mein amerikanischer Kunsthändler nichts von sich vernehmen lassen?"

„Dein Kunsthändler?" bemerkte die Tante. „Bist du dem etwas schuldig?"

„Zehntausend Franken," murmelte Jack.

„Der muß das wohl vergessen haben," meinte die Tante, dann nachdenklich setzte sie hinzu: „Übrigens hat sich während deiner Krankheit ein Amerikaner hier gemeldet, ich erinnere mich, ich fand seine Karte hier, als ich von dir herunterkam. Es war gerade um die Zeit, wo dir's

am schlimmsten ging. Ich hatte den guten Mann wie den Tod vergessen. Mary hat ihn empfangen."

„So! ... Mary!" wiederholte Jack, „Mary! ... Wie es scheint, hat Mary alle Unebenheiten in meinen Geschäften niedergehobelt," murmelte er, und dann fügte er hinzu: „Es ist ein prächtiges Mädchen, wenn ich ... wenn ich mich ihr nur dankbar erweisen könnte!"

Eine unbeholfene Pause folgte. Mrs. Winter nahm ihre Brille ab und putzte an den Gläsern derselben herum. Jack räusperte sich, fing drei- oder viermal an zu sprechen und brachte keinen Satz zu stande.

Mrs. Winter schien die Situation unbehaglich zu finden. Nach einer kurzen Weile erhob sie sich und verließ mit den Worten. „Ich kann meine Zeit nicht so vertrödeln neben dir — ich ... ich muß Briefe schreiben," das Zimmer.

Jack blieb allein. Erst zerstöberte er mit dem Schürhaken das Feuer, dann fing er an auf und ab zu gehen, endlich setzte er sich ans Klavier und begann die Melodie von „Auld Robin Grey" mit einem Finger auf den Tasten zu suchen. Ein Geruch von Kampfer, ein Hauch scharfer Winterluft schlug plötzlich an seine Wangen angenehm kühl. Er sah sich um — in der Thür stand Mary im Hut und Sealskinpelz. Sie hatte den frischen Lufthauch von der Straße mitgebracht.

„Wie geht's, Mary? Wie spät du kommst, endlich, endlich!" rief er hastig, verlegen, übermäßig herzlich. Er hatte die Zügel verloren und suchte sie.

„Die Mutter nicht hier?" fragte Mary, etwas weiter vortretend.

„Nein," erwiderte Jack, „den Augenblick ist sie gegangen — Briefe schreiben."

„Ich will nach ihr sehen," meinte Mary.

Ehe Jack schlüssig wurde darüber, ob er sie zurückhalten solle oder nicht, hatte sie selbst ihre Absicht geändert, und an den Kamin herantretend, sagte sie: „Vorerst möchte ich aber eine Tasse Thee trinken!"

„Der Thee ist kalt, ich will dir frischen machen," entgegnete Jack.

„Kannst du das wirklich?" fragte fast mutwillig Mary.

„O und wie!" erklärte er ihr. Er war froh, sich etwas zu thun zu machen, er fühlte es, daß die entscheidende Stunde in seinem Leben nahte. Man hat immer den Wunsch, dieselbe hinauszuschieben.

Der Thee war fertig, Jack hatte ihn seiner Cousine kredenzt. Sie machte ihm scherzhafte Komplimente über die Vortrefflichkeit seines Gebräues. Jack hörte nicht. Er wußte, daß er ihr etwas Dankbares sagen müsse über die große Güte und Vorsorglichkeit, welche sie ihm gegenüber bewiesen. Endlich hub er an: „Mary, weißt du, daß du mich — ach, wie soll ich's dir sagen — ich meine — daß ich — daß ich mich ein wenig beschämt fühle — tief beschämt! — Wie soll ich denn meine Schulden gegen dich je abtragen?"

Mary setzte ihre Theetasse nieder. Sie wurde sehr rot — sie sah hübsch aus, und die jetzt langsam hereinbrechende Dämmerung trug das Ihrige dazu bei, sie zu verschönern. „Ich weiß gar nicht, wovon du reden willst," versicherte sie.

„Ach, Mary!" Er rückte etwas näher an sie heran und nahm ihre Hand in die seine. „Deine Mutter hat mir mitgeteilt —"

„Meine Mutter hatte sehr unrecht, dir irgend etwas mitzuteilen!" rief Mary lebhafter als ihr Brauch.

„Nun, es war doch natürlich, daß ich mich nach dem Briefeinlauf während meiner Krankheit erkundigte — und danach, wer wohl die Zudringlichkeit der paar Gläubiger, die zu befriedigen meine Mittel bei dem endgültigen Zusammenbruch meiner Verhältnisse nicht genügten, beschwichtigt haben mag!" bemerkte Jack.

Mary wurde noch röter. Sie wendete den Kopf ab. Mehr als eine Minute verrann, ehe sie ihr Gesicht dem Vetter von neuem zukehrte. „Laß uns diese dummen Sachen abmachen und damit zu

Ende kommen ein für allemal!" erklärte sie. „Du weißt, wie ungerecht das Testament meines Vaters war! Es spricht für unsere Gesetzgebung, daß so etwas möglich war in England! Er hat uns beiden Mädchen darin das ganze Geld meiner Stiefmutter vermacht. Ich habe mich nie als Eigentümerin dieses Geldes betrachtet — und, wenn ich ... dich jetzt aus gewissen Verlegenheiten befreit habe, so geschah's einfach mit den Mitteln meiner Mutter, die ich verwalte — und für die sie selber keine Verwendung gewußt hätte, die ihr lieber gewesen wäre."

Jack staunte über die zartfühlende Art, in welcher Mary die linkische Situation zurechtgerückt. So etwas hatte er ihrer steifen Sprödigkeit gar nicht zugetraut. Er ahnte nicht, wie hoch die Liebe das trockenste Frauenzimmer momentan zum wenigsten über ihre gewöhnliche Gefühlshöhe emporzuheben vermag. Vielleicht war er sich überhaupt noch nicht klar geworden, daß Mary in ihn verliebt sei — er hatte zum wenigsten sein möglichstes gethan, sich darüber nicht klar zu werden.

Mit der Unvorsichtigkeit, zu welcher die Rührung jeden wirklich ritterlichen Mann einem Mädchen gegenüber verleitet, dem er zu tiefem Danke verpflichtet ist, rief Jack: „Mary! Gott gebe mir die Möglichkeit, meine brutale, materielle Schuld an dich abzutragen! Das, was du für mich gethan, wird mir vielleicht gelingen, auszugleichen — aber das Wie — das — das kann ich dir nicht vergelten — wenn du mir nicht erlaubst, dir mein ganzes Leben zu weihen!"

Er stockte plötzlich, als ob er vor seinen eigenen Worten erschrocken wäre, und hastig fügte er hinzu: „Davon kann natürlich unter meinen jetzigen Verhältnissen nicht die Rede sein." Wieder blieb er stecken — er fühlte, wie lahm sein Rückzug gewesen war. Sein Atem war gehemmt. Er hätte Lust gehabt, davon zu laufen, und wußte doch, daß ihm jetzt nichts übrig blieb als standzuhalten, ihre Entscheidung abzuwarten. Ein Moment panischer Angst — der tröstliche Gedanke, sie wird doch nicht — sie kann meine Hand nicht annehmen als Abschlagszahlung für meine Verpflichtung gegen sie. Dann kam die alte, zu Boden ziehende Müdigkeit, Gleichgültigkeit — ein Gefühl von: was liegt daran — so oder so, die Jugend ist tot, das Leben liegt hinter mir. Da hob Mary ihren gesenkten Kopf und reichte ihm mit verklärtem Blick beide Hände: „Und warum sollte davon nicht die Rede sein können?" fragte sie, „sollen meine paar Heller uns verhindern, glücklich zu sein? Ich schenke sie dir alle, damit du sie mir von heute ab nicht mehr vorwerfen kannst."

Da that er, was er unter den Umständen nicht lassen konnte, er nahm sie in die Arme und küßte sie. Aber selbst in diesem Moment gerührter Begeisterung fühlte er, wie unschmiegsam ihr Körper war.

Die Thür öffnete sich — Mrs. Winter trat ein. Ein halblauter Schreckensschrei entfuhr ihren Lippen — es war zu spät.

* *
*

Mitte April war die Hochzeit, eine sehr einfache Hochzeit, wie sowohl Braut als Bräutigam es gewünscht, in der kleinen protestantischen Kirche, in welcher Jack so viele Sonntagsstunden hindurch verträumt.

Mary war während der Ceremonie stark bewegt, er fühlte sich etwas schläfrig, im übrigen froh, daß es endlich vorüber war. Er trug aus der Kirche die Überzeugung mit sich fort, daß er nun ein gesetzter Mann sei, dem es fürder im Leben erspart bleiben würde, Dummheiten zu machen. Er verspürte auch gar keine Lust dazu. Alles war still in ihm. Mit phlegmatischerer Gleichgültigkeit war noch nie ein Bräutigam an der Seite seiner jungen Frau zur Kirche hinausgeschritten. Sein Blut rollte ihm eher langsamer in den Adern als gewöhnlich. Dabei war er von den edelsten Gefühlen und besten Vorsätzen erfüllt. Er nahm sich vor, Mary recht glücklich zu machen,

was ihm, wie er sich selber sagte, nicht schwer fallen könne, da er ja doch nichts mehr vom Leben verlangte.

Kaum hatte er diesen Gedanken zu Ende gedacht, so fiel es ihm ein, wie ungeheuerlich seine Schlußfolgerung eigentlich war. Ein warmes Mitleid für das junge Geschöpf, das sich mit ihm verbunden, überkam ihn. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sein Atem kam langsamer. Warum mußte es ihm gerade jetzt einfallen, wie ganz anders ihm an seinem Hochzeitstage zu Mute gewesen wäre, wenn er anstatt Mary ...

Ihm schwindelte. Um seine Gedankensünde abzubüßen, langte er nach Marys Hand und zog sie an seine Lippen.

Nach Hause zurückgekehrt, in dem hübschen Wohnzimmer, das auf den Garten hinaussah, wurde die Rührscene abgespielt, die nach jeder Hochzeit abgespielt werden muß — alle Familienmitglieder küßten sich untereinander. Jack kam sich nicht recht zum Bewußtsein, ob er Mary oder Sarah küßte — aus Zerstreutheit und im Übermaß von gutem Willen küßte er sogar seinen Schwager, den musikalischen Zimmerdekorateur, was, da es in England gegen die Landessitte verstößt, daß Männer sich untereinander küssen, einiges Aufsehen erregte. Mary, die sich in gehobener Stimmung befand, lachte dazu, und Jack wurde verlegen. Den einzigen, wirklich herzlichen Kuß gab Jack an jenem denkwürdigen Vormittag seiner Tante Jane, welche sehr erregt von den allgemeinen Familienumarmungen etwas abseits stand, sehr gerade in ihrem perlgrauen Seidenkleid, das altmodisch, aber zum Brechen schwer mit nach Lavendel riechenden, vergilbten Honeyton-Spitzen aufgeputzt war. Sie hielt ein weißes Spitzentuch in ihren krampfhaft und feierlich ineinander verschlungenen Händen. Auf ihren Gesichtszügen mischte sich Rührung mit mühsam niedergekämpfter Unruhe.

Nach dem Frühstück sollte das junge Paar abreisen — nach Folkstone, von Folkstone nach Ostende, von dort über Brüssel quer durch Deutschland nach Italien. Das war die von Mary nach den besten Mustern geplante Hochzeitsreise. Jack hatte sich ruhig in alle Vorschläge seiner Braut gefügt.

Man mußte auf das Frühstück warten — eine volle Stunde mußte man darauf warten. Jack wußte ebensowenig als die anderen Anwesenden, was er mit seiner Zeit anfangen solle. Ein paar glückwünschende Telegramme liefen ein. Mary öffnete sie mit zitternden Fingern und glühenden Wangen. Sie freute sich, daß selbst ferner stehende Bekannte so aufrichtige Teilnahme an ihrem Glück zeigten.

Jack war sehr gleichgültig. Er ließ sich in weitläufige Betrachtungen ein, daß Gratulationen immer nur offizielle Kunststückchen seien — das Herz sei nie mit dabei. Kondolenzbriefe hingegen seien zum größten Teil aufrichtig. Die edleren Triebe des menschlichen Gemüts seien nun einmal nicht so weit ausgebildet, sich an der Freude des Nächsten aufrichtig zu erfreuen — die Teilnahme an den Schicksalen des Nächsten träte eigentlich erst dort aufrichtig zu Tage, wo der Neid nicht zu Worte kommen könne — das Mitleid sei die einzige wirklich echte Form von Teilnahme, besonders weil es gewöhnlich mit der Schadenfreude Hand in Hand ginge.

Mitten in diese unerquickliche Spaßhaftigkeit hinein fiel eine Drahtgratulation Sir Bryans und Lady Klara Ferrars' aus Italien. Das Telegramm war sehr lang, es enthielt Phrasen von für kühle englische Verhältnisse geradezu überschwenglicher Herzlichkeit und schloß mit den Worten: „Wir hoffen, dem jungen Paar auf seiner Hochzeitsreise in Italien zu begegnen.“

„Da hast du's, Jack! Nun sage mir, ob es nicht edle Menschen giebt, die sich von Herzen mit an unserem Glücke erfreuen!“ rief triumphierend Mary.

Jack schwieg. Diese verwandtschaftliche Demonstration behagte ihm wenig. Aus jedem Wort tönte es ihm entgegen: wie sehr sich mein Bruder darüber freut,

jeder weiteren Verantwortung für meine Existenz ledig zu sein. Wie er sich freut, daß er keine Angst mehr zu haben braucht, meine Schulden zahlen oder vor meiner Schäbigkeit erröten zu müssen! Zugleich sah er es zum erstenmal klar vor sich, welchen Eindruck seine Heirat nicht nur auf seine nächsten Anverwandten, sondern auf die Welt im allgemeinen machen mußte. Er hatte sich rangiert und sich versorgt.

Das Blut stieg ihm unter die Augen, ein großer Zorn schnürte ihm die Kehle zu, Zorn gegen alle, welche sich erlauben würden, den von ihm gethanen Schritt von diesem Standpunkt aus aufzufassen. Er selber, das konnte er beschwören, hatte, als er um Mary gefreit, nicht einen Augenblick an eine Verbesserung seiner Verhältnisse gedacht. Er hatte — ja, was hatte er denn eigentlich? Er hatte gar nichts Bestimmtes gewollt. Es war eben alles so gekommen.

Das Frühstück erschien immer noch nicht. Das Telegramm Sir Bryans wanderte aus den vor Wonne zitternden Händen Marys in die ihrer Schwester.

„Das ist wirklich schön!" murmelte Sarah, „wirklich verwandtschaftlich — hm! Und haben sie dir auch ein ordentliches Hochzeitsgeschenk geschickt, Mary?"

„O ja, einen sehr hübschen Smaragdschmuck — wirklich sehr schön!"

„Ah! so! Zeig mir ihn!" drang die Mäßigkeitsprophetin in ihre Schwester.

Mary ging den Schmuck holen. Als sie ihn brachte, versank Sarah in eine Art Andacht beim Anblick der auf weißem Sammetkissen ruhenden grünen Steine.

Der Schmuck war wirklich schön. Aus Freude über die Auslagen, welche ihm durch die Heirat seines Bruders erspart wurden, hatte es sich Sir Bryan zur Pflicht angerechnet, gegen die Braut seines Bruders großmütig zu sein.

Nach eingehender Betrachtung und Prüfung des Geschmeides bemerkte Sarah: „Ich nehme an, du wirst es tragen, wenn du zu Hofe gehst."

„Ich habe bisher noch nicht daran gedacht, zu Hof zu gehen," meinte Mary mit einem Blick auf Jack, der abgespannt in einem Sessel lehnte.

„Aber Lady Klara wird dich gewiß vorstellen," sagte Sarah, immer noch die Steine in den Händen, und seufzte.

„Meinst du, Jack?" fragte Mary, indem sie an ihren Mann herantrat und ihm die Wangen streichelte.

„Ah, natürlich, wenn dir darum zu thun ist!" erwiderte Jack.

„Du thätest mir unrecht, Jack, wenn du annehmen wolltest, ich strebe nach dem Hof — aus — aus Ehrgeiz," beeilte sich Mary, ihm zu versichern. „Ich möchte natürlich so gut als möglich die Stellung ausfüllen, die mir als deiner Frau ziemt, aber nur deinethalben — was mich anbelangt, so finde ich den Himmel überall neben dir, Jackie. In irgend einem weltvergessenen Cottage in Devonshire — dort ist die Gegend so schön —, oder in einem kleinen Palais in Parklane — mir gilt es gleich. Was schlägst du vor, das Land oder London?"

„Ich weiß nicht, bin darüber noch nicht schlüssig geworden; vorläufig wollen wir ja reisen," meinte Jack.

„Aber man muß doch einen Plan entwerfen," meinte Sarah sentenziös, indem sie endlich das Etui mit den Smaragden schloß. „Es ist zweierlei zu bedenken: den Versuchungen des Teufels bist du in der großen Welt stärker ausgesetzt als anderswo — ich meine damit den Versuchungen der Genußsucht und Eitelkeit. Hast du Angst, zu unterliegen, dann meide die Welt Fühlst du dich aber stark genug, den Anfechtungen zu widerstehen, so suche die Welt auf. Es ist deine Pflicht. Suche sie, um den durch ihren Glanz Verblendeten das Licht der ewigen Wahrheit zuzuführen. Kein größeres Verdienst ist es, den Hottentotten oder dem Proletariat des Eastendes von London religiöse Begriffe beizubringen, als die wohlerzogenen Barbaren, in deren Kreisen du dich bewegen wirst, dem Ernst des Lebens und — des Sterbens entgegenzuführen!"

Sarah hatte mit erhobener Stimme

und die Augen zum Himmel erhebend gesprochen; unwillkürlich war sie in den Ton und die Haltung verfallen, welche sie anzunehmen pflegte, um bei ihren öffentlichen Vorlesungen vom Podium auf die Menge Eindruck zu machen.

Bray faltete die Hände vor Bewunderung und murmelte: „Gut gesagt, wirklich sehr gut gesagt!“

Sarah war im Zuge. „Geh in die Welt als Missionärin, um das alte Evangelium in neuer Form zu predigen, um die großen Ideen der Mäßigung, von welchen allein wir die Regeneration der Welt erhoffen können, zu verbreiten.“

„Eine sehr schöne Redewendung!“ murmelte Bray.

Sarah fuhr immer von einem eingebildeten Podium aus zu predigen fort. „Ja, die große Idee der Mäßigung wird die Welt regenerieren, die Menschheit so zu sagen ein zweites Mal aus der Taufe heben! Ich spreche von keiner einengenden Askese, einfach von der Mäßigung spreche ich! Die Askese ist eine sterilisierende Unnatürlichkeit, die Mäßigung ist von der Natur gegeben und fruchtbar! Die Wurzeln moderner Übelstände — glaubt es mir — sind der Alkoholismus und die Eitelkeit!“ Sie machte eine Kunstpause und sah sich im Kreise um.

„Herrlich! Der Geist deiner Mission schwebt mächtig über dir!“ rief Bray.

„Ja, ja! Ich fühle es!“ versicherte Sarah; dann sich nach Mary umwendend: „Wenn du bei Hofe vorgestellt bist, mußt du trachten, es einzurichten, daß ich einmal eine Vorlesung vor der Königin halten darf.“

Jack verbiß eine fürchterliche Grimasse; Mary streichelte ihm den Kopf.

„Was hast du, Jack?“ fragte sie. „Du siehst so bleich aus — ich fürchte fast, du hast einen Rückfall.“ Sie blickte besorgt zu ihm nieder.

„Ja,“ murmelte er knirschend durch die festgeschlossenen Zähne, „ich glaube fast, ich habe einen Rückfall.“

„Ach, macht euch nicht gleich so schwarze Gedanken!“ bemerkte Sarah weise. „Es ist vielleicht nur ein wenig Frühlingsfieber, das regt sich jetzt in der ganzen Natur, selbst in dem toten Holz — da hört ihr's, wie's in den Möbeln kracht! Die Nacht konnte ich kaum schlafen, mir war's, als gingen Pistolenschüsse los um mich herum.“

Jack senkte den Kopf, er faltete die Hände fest ineinander und schloß sie krampfhaft auf und zu. Frühlingsfieber! Frühlingsfieber! Das Wort traf ihn wie ein Schlag. „Frühstücken wir noch immer nicht?“ wandte er sich in gereiztem Ton an seine junge Frau.

* *
*

Vierundzwanzig Stunden waren vorüber, und noch einmal vierundzwanzig Stunden — eine ganze Woche war verstrichen, seit Jack Ferrars Mary Winter den Ehering an den Finger gesteckt.

Er hatte sich ehrlich bemüht, sich in seine Pflicht hineinzugewöhnen. Nicht ohne Vergnügen hatte er es an sich wahrgenommen, daß die momentane Aufregung, in die ihn seine Hochzeit versetzt, sehr bald von neuem jener dumpfen Gleichgültigkeit und Stumpfheit Platz gemacht hatte, die ihn — zu der Hochzeit geführt. Er ging auf alle Vorschläge seiner jungen Frau ein, kümmerte sich um ihre Bequemlichkeit, wie es Männer seiner Kategorie jeder Frau gegenüber gewohnt sind, mit der sie reisen, sorgte für ihre Unterhaltung, besuchte mit ihr bei Tage die Kunstsammlungen der Städte, in welchen sie sich aufhielten, und des Abends das Theater. Er duldete ihre Zärtlichkeiten, ja, trachtete dieselben zu erwidern. Er ließ sich mit ihr in den Läden herumschleppen und trug geduldig kleine Päckchen für sie nach Hause. Er that alles, was man von einem pflichttreuen jungen Ehemann verlangen konnte.

Und so zogen sie von Stadt zu Stadt in den Süden hinein. Und Mary schrieb entzückte Briefe von allen Herrlichkeiten, die sie mit Jack besehen, und erzählte ihrer Stiefmutter des langen und breiten

von ihrer Flitterwochenseligkeit. Nur sei Jack noch immer leidend, setzte sie gegen Ende des Briefes hinzu, er sähe noch matt und blaß aus, habe auch keinen rechten Appetit, doch hoffe sie, das würde sich alles geben, sobald er einmal den Süden erreicht.

Sie hoffte so viel vom Süden! Dort würde er sicherlich gesund werden; sie wollten so hintrödeln von einem schönen Ort zum anderen, und wenn es einmal zu heiß geworden sein würde, sich an einen besonders malerischen Seestrand flüchten. Denn früher — das habe sie sich fest vorgenommen — wolle sie nicht nach Hause zurückkehren, ehe Jack nicht seine volle Gesundheit wieder erlangt habe.

Mrs. Winter las die Briefe nicht ohne Mißbehagen — die andauernde Gedrücktheit des jungen Ehemannes bestätigte alle ihre Befürchtungen.

Indessen reisten die beiden weiter, immer weiter, tiefer in den Süden hinein, und so sehr sich Jack dagegen wehrte, übte der beständige Wechsel seiner Umgebung, die Anregung, die ihm der Besuch der verschiedentlichen Kunstsammlungen, die Beobachtung der kleinen Schattierungen, welche in dieser nivellierenden Zeit die Sitten des einen von den Sitten des anderen Landes unterscheiden, ihr Werk. Er lebte auf, seine Interessen erwärmten sich, er blickte — an seiner Frau vorüber in die weite Gotteswelt hinaus, er fing an, Pläne zu machen für die Zukunft. — Da hörte er plötzlich neben sich eine dünne, hohe Frauenstimme sagen: „Einen Penny für deine Gedanken, Jackie!"

Und um sich die Mühe einer Erfindung zu ersparen, antwortete er ihr mit dem durch sein hohes Altertum bereits geheiligten Scherz: „Sie sind keinen Farthing wert, meine Gedanken — denn ich dachte an dich!"

Sie war mit der Antwort zufrieden, umhalste und küßte ihn — und das Leben ging seinen Gang.

* * *

Der Frühling ließ auf sich warten — es schien kälter und kälter zu werden jeden Tag. Ringsum war die Erde braun und die Büsche waren kahl, der grüne Schimmer, der über ihnen schwebte, wollte sich nicht entfalten. Ein eiskalter Wind sauste über die Erde hin und erstickte das Leben im Keim. Quer durch Tirol waren sie gefahren in einem Wirbel von Schneeflocken, die stumm zur Erde niederfielen weiß und kalt. Die Eisenbahnen hatten an manchen Stellen Mühe gehabt, sich durch die vom Wind zusammengeballten Schneemassen einen Weg zu arbeiten. Zwischen zwei hohen, rauchgeschwärzten Schneemauern brauste der Zug dahin, welcher Jack mit seiner jungen Frau dem Süden entgegenführte. In ihre Pelze eingehüllt, saß jedes von ihnen in einer Ecke. Von Zeit zu Zeit haschte die junge Frau nach den Händen des Mannes, oder trachtete durch irgend eine zärtliche Grimasse seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er beantwortete diese liebenswürdigen Veranstaltungen durch ein mechanisches Lippenverziehen, das er sich im Laufe der Flitterwochen angeeignet. Er fragte sie, ob es ihr unangenehm sei, wenn er das Fenster offen halte. Sie schüttelte lachend den Kopf. Wenn sie ihm gegenübersitze, fühle sie's immer, als scheine ihr die Sonne ins Gesicht, gab sie ihm zur Antwort.

Die Luft blies ihm entgegen, kalt und scharf — erstarrende Winterluft. Vom heiligen Land Tirol sah er nichts, sah überhaupt nichts als zwei rauchgeschwärzte Schneewände, zwischen denen der Zug weiterbrauste. Bis in die Dunkelheit hinein starrte er die eintönigen Schneemassen an und schlürfte die eisige Luft. Erst als er Mary hüsteln hörte, merkte er, daß die Zeit, das Fenster zu schließen, gekommen sei.

Dann richtete er Mary ein Lager zurecht, küßte sie, klopfte sie auf die Schulter, glättete das seidene Polster unter ihrer Wange, kurz, benahm sich genau so, wie es von einem musterhaften jungen Ehemann zu erwarten stand, — worauf

er sich in seine Ecke zurücklehnte und sich wie gewöhnlich bemühte — an nichts zu denken. Das ging nur nicht so leicht, als man hätte annehmen können. Die Gedanken meldeten sich, ob er wollte oder nicht — er begann sich seine zukünftige Existenz zurecht zu legen.

Natürlich wollte er sich in Paris festsetzen, der Boden war fruchtbar für einen Künstler. Was die Wohnung anbelangte, so wollte er sich, was Lage und Raumverhältnisse, Einrichtung und so weiter betraf, ganz in Marys Wünsche fügen — nur auf einem mußte er fest bestehen, er mußte ein von der Wohnung gänzlich abgetrenntes Atelier haben. Er sagte jetzt nichts über diesen Punkt, denn, als er einmal erwähnt, daß er es für besser halte, die Werkstatt und das Nest zu trennen, war Mary aufgefahren und hatte ausgerufen: „Ah Jackie! mein Schatz! wie gräßlich — ich würde es ja gar nicht aushalten, wenn ich nicht täglich jede Stunde zehnmal zu dir hineinstürzen könnte und dir um den Hals fallen!"

„Das wäre sehr reizend," erwiderte Jack, „aber für meine Arbeit wäre es nicht fördernd. Um ein tüchtiger Künstler zu werden, muß man, solange man sich seiner Berufsthätigkeit widmet, alle, auch die angenehmsten Zerstreuungen von sich fern halten und seine ganzen Denk- und Empfindungsfähigkeiten auf seine Arbeit konzentrieren."

„Aber was brauchst du ein tüchtiger Künstler zu werden, solang du nur ein glücklicher Mensch bist," hatte ihm Mary schmollend entgegnet und dabei ihm beide Arme um den Hals gelegt und ihn abgeküßt. Er war erschrocken vor der Vehemenz ihrer Liebkosungen. Als er sich mit ihr verbunden, hatte er geglaubt, eine ruhige, vernünftige Lebensgefährtin an seine Seite zu fesseln, die, selbst nicht zu zärtlichen Überschwenglichkeiten geneigt, auch von ihm keine erwarten würde. Er hatte seine Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Die kleine Unterredung trat ihm jetzt ins Gedächtnis, während er sich seine Zukunft zurecht legte. Ihm schwindelte. Nein, so sehr er sich seiner Frau verpflichtet fühlte, in diesem Punkt konnte er sich ihr nicht fügen — während der Arbeit mußte er ungestört bleiben. Aber wenn sie darauf besteht? Das Blut wogte in seiner Brust, stieg und fiel. Seine Hände wurden sehr kalt und dabei brannte es ihm in den Fingerspitzen. Mein Gott! was war denn das wieder, woher kam dieser Anfall von Verzweiflung? Er hatte ja bereits begonnen, sich an seine Frau zu gewöhnen — und heute ... Er seufzte. Solang sie seine Braut gewesen, solang ihn ihre Zurückhaltung ihm gegenüber gerührt, war alles gut — jetzt — jetzt ...

Aber sie würde sich beruhigen — und er mußte sie schätzen lernen, sie war schätzenswert. Er begann ihre guten Eigenschaften aufzuzählen, es gab eine ganze Reihe davon. Noch war er nicht damit fertig geworden, das Inventar ihrer Vorzüge festzustellen, als sich seine Gedanken zu verwirren begannen. Er schlief ein.

Er träumte häßliches aufgeregtes Zeug, verstümmelte Reminiscenzen längst vergessener Erlebnisse mischten sich durcheinander in seiner Seele — da plötzlich glitt durch diese dumpfen beengenden Vorstellungen ein Hauch warmen Lebens. Vor ihm tauchte die herrliche Figur der Angiolina auf, undeutlich, wie durch einen weißlichen Nebel verschleiert. Er wollte auf sie zugehen und vermochte es nicht, er war wie festgewurzelt im Boden, er konnte die Füße nicht heben. Lange währte das so. Mit einemmal verschwand der graue Nebelschleier, der sie von ihm trennte. Jetzt sah er sie deutlich in ihrer herrlichen, schwermütig sehnsüchtigen Schönheit. Sie fing an, sich zu bewegen — sie streckte die Arme nach ihm aus — er hielt sie in den seinen fest. Ihre Lippen schwebten über den seinen — ohne sie zu berühren. Ihm war's, als sollte er vor Sehnsucht vergehen nach diesen Lippen, die er nicht finden konnte. Jetzt — jetzt fühlte er ihren Kuß auf seinen geschlosse-

nen Augen brennend heiß. Ein Schwindel überkam ihn. Er wollte sie festhalten — eng an sich, und zugleich die Augen öffnen und sich satt trinken an ihrem Anblick. — Sie war verschwunden, und vor seinen Augen war alles rot, feuerrot — blutrot.

Ein Ruck — schrilles Glockengeschwirr — er wachte auf — die Sonne hatte ihm auf den Augen gebrannt. Wo war er? — was war geschehen? Wo waren die Eisblumen, welche die Fenster verschleiert hatten? — in Thränen zerflossen, die an den Scheiben niedergleitend auf den grünbraunen Teppich des Coupés niederfielen. Und die starren Eiswände? — Jack blickte hinaus. Was war das? Der Frühling, der wundervolle, jauchzende, sonnentrunkene Frühling breitete sich vor ihm aus. Ein italienisches Dorf, ringsum weiße Blütenbäume, und im Hintergrunde graufelsige Berge grün überschimmert. Der Frühling! der Frühling!

Jack schaute halb trunken, halb erschrocken. Das Atmen fiel ihm schwer und das Blut in seinen Adern kochte.

Die Jugend war in ihm erwacht! Da fühlte er einen Arm um seinen Hals, einen Hauch auf seinen Wangen. „Wie schön! wie schön, Jack! die Natur hat sich geschmückt, um unsere Liebe zu feiern." Mary stand neben ihm. Aber zum erstenmal seit seiner Vermählung konnte er es nicht über sich gewinnen, ihre Liebkosung zu erwidern. Etwas Gräßliches schnürte ihm die Kehle zu. Er wurde sich dessen bewußt, daß er gegen seine Frau einen Widerwillen fühlte, der nicht zu überwinden war. Warum hatte er geheiratet! Anstatt den glühenden Becher der Liebe an seine Lippen zu halten, hatte er mühsam einen Schlaftrunk hinuntergeschluckt. Aber der Schlaftrunk wirkte nicht! Und plötzlich klang's durch seine Seele, der klagende Refrain der Romanze, der ihm damals durch die laue Abendluft entgegengeschwebt in Meudon, er sah die Augen der Angiolina, er atmete den Duft der Glycinen mit dem Geruch des geschälten Holzes vermischt, deutlich, immer deutlicher hörte er's: Qu'as-tu fait — qu'as-tu fait de ta jeunesse!

* * *

Immer mächtiger ist der Frühling ins Land gezogen — man erinnert sich keines solchen Blütenreichtums, selbst in Italien nicht — keines, der wie dieser durch überlange Winterkälte zurückgehalten, jetzt mit einemmal sich der Sonne entgegendrängt! Von einer Station zur anderen immer reicher, immer duftiger — immer schwüler! Wie wundervoll das alles ist — diese italienischen Städte mit ihrer verwitterten graubraunen Großartigkeit, um die sich die kecke Jugend der neu erblühten Rosen schlingt — die alten Paläste und Kirchen ernst und vornehm — und zu ihren Füßen die bunte malerische Schönheit. Und überall Blüten — weiße Akazienbäume, die über grün angeschimmelte Klostermauern hinüberragen, Rosen, die sich um schlanke Marmorsäulen schlingen, Iris und dunkelroter Mohn zwischen hohem Gras emporragend in weltvergessenen stillen Klosterhöfen, geschnittene Blumen, die in derben Körben von Weidenrutengeflecht, von Wasser triefend, den Fremden angeboten werden, welke Blumen, die zertreten auf dem Pflaster liegen. Und alles duftet — welcher Duft, welch unvergeßlicher Duft — der Duft der italienischen Städte im Mai, ein subtiler Geruch von altem Mauerwerk, Wachskerzen, Weihrauch, Moder, Rosen, Akazien und Iris — alles vermischt mit dem schwülen Frühlingsdunst, der aus dem Boden dringt, und überwölbt von einem grauen Sciroccohimmel.

Wie wunderschön das alles ist, und wie man es genießen könnte! sagt sich Jack.

Aber er genießt nichts. Mitten im Paradies geht er einher, den Kopf gesenkt, immer mit demselben Gedanken: „Wenn's nur schon ein Ende hätte!"

Aber es wird kein Ende haben! — so

bald wenigstens nicht — dreißig bis vierzig Jahre kann's noch dauern — immer weiter, weiter als Galeerensträfling der Ehe wird er hinleben und die schwere Bleikugel mitschleppen bis zum Schluß!

Beständig hätte Jack Lust zu laufen, sich zu bewegen, rasch, unbändig, etwas umzustürzen — zu zerstören — und dazwischen legt er die Hand an die Stirn und fragt sich: „Bin ich verrückt — oder werde ich's erst?“ und nimmt sich zusammen, nimmt sich immer wieder zusammen, trachtet seine Pflicht zu thun, und hat Mary noch kein ungeduldiges Wort gesagt, seitdem er mit ihr die Kirche verlassen, in der seine Hinrichtung stattgefunden hat.

Auf Marys besorgte Fragen, was ihm fehle, warum er so blaß, so gedrückt aussehe, antwortet er unermüdlich: „Es ist der Scirocco.“

Und freilich der Scirocco ist es auch — der Scirocco! der Dämon des Frühlings!

Armer Jack!

* *
*

Es ist in Bologna. Vor achtundvierzig Stunden sind sie angekommen im Hotel Brun, wo Herr Frank sie in der Einfahrt empfängt, eine lange Liste, auf der die Namen aller derjenigen verzeichnet stehen, welche durch ein Telegramm sich eine Wohnstätte gesichert haben, in den Händen; die Ferrars waren auf der Liste.

Herr Frank hat ihnen verbindlich mitgeteilt, daß er ihnen ein Zimmer reserviert hat, ein prachtvolles Zimmer im ersten Stock, und ein kleines für die Kammerjungfer. Auf Jacks übellaunige Frage, weshalb nur ein Zimmer, da er doch wie immer Schlafzimmer und Salon bestellt, erwidert Herr Frank, der Andrang sei zu groß gewesen, es sei ihm momentan leider unmöglich, vielleicht ließe sich in den nächsten Tagen eine Änderung veranstalten — vorläufig ...

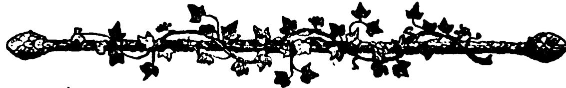
Mary legt sich ins Mittel, indem sie Jack sanft mit der Hand auf den Arm klopft und flüstert: „Was schadet das, Bester?“

Und Jack wird sich dessen bewußt, daß er im Begriff war, wegen nichts und wieder nichts eine Scene zu machen — und so bleibt es dabei.

Seit achtundvierzig Stunden wohnen sie zusammen im Hotel Brun, in einem Zimmer. Noch nie hat Jack seiner Frau so gar nicht — so nicht eine Minute lang entrinnen können, noch nie ist ihm die zärtliche Zwangsarbeit, zu der ihn seine Lage verpflichtet, so schwer gefallen.

Solang sie über ein Wohnzimmer verfügten, hatte er sich wenigstens halbe Stunden lang von Marys Gesellschaft ausruhen, erholen können, während sie ihre Briefe schrieb — Gott sei Lob! hatte sie die Gewohnheit, sehr lange Briefe zu schreiben — und während sie sich ankleidete und frisieren ließ. Aber jetzt keinen Augenblick sein eigen.

(Schluß folgt.)





Emin Paschas letzte Tagebücher
in Briefen an seine Schwester.

V.

5. 7. 91. Lager Bundeka, Uramba.



Verzeihe, wenn meine Schrift heute noch schlechter ist als gewöhnlich. Ein steifes Brennhaar irgend einer Raupe oder Pflanze hat mir am vierten Finger der rechten Hand eine Art Pustula maligna hervorgerufen und den Arm bis zur Achsel geschwellt. Nur mit großen Schmerzen vermag ich die Feder zu halten. Der letzte Tag meines Aufenthaltes in Atjanga war durch Regen sehr ungemütlich, und als die Leute kamen, that es mir leid, sie im Regen abzuhetzen, besonders da mir Dr. Stuhlmann geschrieben, der Weg sei sehr schlecht. Wir brachen also am 4. um sechs Uhr morgens auf und nahmen zunächst unseren Weg durch den sehr dichten Wald mit besonders dichtem Unterholz und vielen Wasser- und Schlammpfützen. Viele gestürzte Stämme lagen über den Weg und zwangen zu Umwegen. So ging es etwa viertehalb Stunden weit, immer derselbe dunkle Wald, steile und sehr schlüpferige Auf- und Abstiege zu und von den Bachbetten, in deren einem wir lange Zeit zu waten hatten. Hier und da wurde auch ein von den Bewohnern temporär verlassenes Dorf mit wenig ausgedehnten Sorghum- und Maisfeldern sowie einigen Bananen passiert, und als Merkwürdigkeit ist eines leider ebenfalls verlassenen Zwergenlagers Erwähnung zu thun, das wir nach acht Uhr morgens fanden. Die Zwerge, hier wie in Unjoro Watva oder Battua oder Bateva genannt, sind dieselben wie die Akka Monbuttus. Sie sollen erst vor kurzem, als sie von unserem Kommen hörten, die Gegend verlassen haben und nach Nordwest gegangen sein. Die Einwohner sind übrigens froh, daß sie fort sind, denn hier wie überall sind die Kleinen gefürchtet als Räuber und Unholde. Um zehn Uhr ließ ich die Leute im Dorfe Bukura etwas ausruhen, und von dort brachte uns eine Viertelstunde Waldmarsch zu einer Rodung, wo gestürzte Stämme ganze Barrieren bildeten, die einzeln überklettert werden mußten. Die Eingebore-

nen, wenn ein frisches Stück Ackerland benötigend, legen einfach Feuer an die Stämme, die niederschmetternd noch andere mit sich reißen und dann einfach liegen bleiben, um zu verfaulen und das Land zu düngen. Dazwischen wird gesäet. Du kannst dir denken, wie so ein Stück Land aussieht. Wieder ein Stück Wald, ein Anstieg, und um 11 Uhr 34 Minuten morgens rückten wir hier ein. Dr. Stuhlmann hatte inzwischen an die vor uns wohnenden Chefs gesandt, um sie zum Bleiben aufzufordern, und mit dem hiesigen Chef Bevan, einem mütterlichen Onkel Bukokos, wegen Führer verhandelt. Einiger Mais war gebracht worden, und spät abends kamen Boten vom Chef Doani oder Mavani, wo unser nächstes Lager sein soll, mit dessen Grüßen, als Führer für uns. So ist denn Dr. Stuhlmann heute früh mit der Expedition vorausmarschiert und ich bin mit wenigen Leuten hier und warte, was mir ganz lieb ist, da meine Hand Ruhe nötig hat. Vielleicht kann ich auch aus den Leuten etwas heraustifteln. Wir haben in einer Hütte einen menschlichen Vorderarmknochen aufgehängt gefunden, und das läßt allerlei vermuten. Natürlich leugnen die Leute jederlei Anthropophagie, aber Verzierungen wie die erwähnte sind eigen. Wir sind hier noch immer in der eigentlichen Waldregion, die ja des Interessanten für den Naturforscher so unendlich viel bietet. So habe ich heute gerade neben einigen, mir schon von Monbuttu her bekannten Vögeln ein paar Waldbienenfresser gesammelt, die bis jetzt nur von Kamerun und den angrenzenden Gebieten bekannt sind, und habe noch einige Sachen erhalten, die jedenfalls noch ganz unbekannt sind und unter Ornithologen viel Aufsehen machen werden. Ein Hauptfund aber ist eine gehörnte Schlange, die ein ganz neues Genus bilden wird und von der ich ein altes und ein junges Tier gefangen habe. Wundervoll bunt, in roten und blauen mit schwarz gemengten Teppichmustern, macht das 0,71 Meter lange Tier doch einen abstoßenden Eindruck, und die Neger erzählen, daß sein Biß ohne weiteres tödlich sei. Das ist jedenfalls eine Seltenheit ersten Ranges, von deren Existenz mir übrigens schon Mr. Jephson erzählte. Auch einzelne hübsche Schnecken habe ich gefunden, die um so erwünschter kommen, als Centralafrika an Landmollusken ungemein arm und darüber natürlich sehr wenig bekannt geworden ist. Schmetterlinge giebt es hier wenige; es mag aber ihr Nichtsichtbarwerden von der Ungunst des Wetters abhängen, denn es regnet heute und der Himmel hat nicht einen Sonnenblick für uns. Die Eingeborenen kommen in großer Zahl, natürlich nur Männer, und bringen Mais und einige ziemlich elende Hühner zum Verkaufe. Ich brauche jetzt ziemlich viel Mais, denn ich will mir einen Vorrat an Reis anlegen. Das hängt aber so zusammen. Nachdem der Mais entkörnt und von den groben Schalen befreit ist, wird er ziemlich grob zerstoßen, nochmals von den Schalen gereinigt und nun wie Reis gekocht, mit Butter, wenn man welche besitzt, sonst mit Fleisch. Es giebt das ein sehr gutes und besonders sättigendes Essen, und du kannst dir denken, daß man nach langen Fußwanderungen gerade etwas Substantielles nötig hat. Der Küchenzettel ist ja ziemlich einförmig, und so sucht man immer nach Improvisierung desselben. Zu Schneckenpastetchen, wie in Südfrankreich, habe ich es allerdings noch nicht gebracht. Doch Küchenangelegenheiten sind Dr. Junkers Specialität, und ich habe mein Lebtag lieber gegessen als gekocht. Morgen früh will ich eine Sammelfahrt durch den Wald unternehmen und für Dr. Stuhlmann einiges zusammenbringen, meine Jungens müssen suchen, ich selbst und einige Soldaten müssen fangen, und so werde ich wohl einige Ausbeute haben, vorausgesetzt, das Wetter erlaubt es. Noch zwei Tagemärsche vor uns liegt Wald, also wirklich interessantes Terrain. Dann beginnt Mboga, d. h. offenes Steppenterrain und das Gebiet der mir so gut bekannten nordöst-

afrikanischen Fauna und Flora, die wenig genug Chancen für Erlangung von Neuigkeiten bieten. An Arbeit wird es hoffentlich auch dort nicht fehlen, gewährt ja der Marsch an und für sich und das Verhandeln mit den Leuten u. s. w. immer genug zu schaffen — aber es fehlt die Hauptsache, der Reiz der Neuheit.

8. 7. 91. Lager am Bache Mbugu, Uramba.

Heute früh bin ich von Bundeka abmarschiert, eigentlich mit Herzweh, denn es war eine ganz vorzügliche Sammelstation, und ich habe noch gestern einen Vogel erbeutet, dessen Bekanntmachung in Europa in den betreffenden Kreisen Aufsehen erregen wird. Gleich nach Verlassen des Dorfes, dessen Chef zum Abschied und zum letzten Betteln gekommen war, betraten wir wieder Wald, der sich aber etwas manierlicher auswies, denn es gab nicht viel gefallene Stämme; dafür traten dornige Ranken ein, die uns alle Augenblicke festhäkelten. Die Freude am schönen, kühlen Schatten dauerte aber nicht lange, denn schon nach anderthalbstündigem Marsche betraten wir rechte Savanne, enorm hohe und dichte, teilweise sehr schneidige Gräser, die weithin das gewellte Land wie ein wogendes Meer erscheinen lassen. Es wogte aber heute nicht, denn es rührte sich kein Lüftchen, und die Hitze inmitten der Gräser war schon um neun Uhr morgens erstickend. Mitten im Grasland erhoben sich hier und da Borassuspalmen, mit unreifen Früchten behangen und von Seglerschwalben umflogen. Späterhin erschienen auch hohe Akazien und Kronleuchter-Euphorbien, und das genügt, um das Gebiet zu kennzeichnen: wir haben das Steppengebiet, die Mboga, im Gegensatz zum Urwalde, der Kibire, betreten. Allerdings hatten wir noch manchen Waldrand zu passieren und unser Lager liegt im Urwald, aber das sind nur Ausläufer, die in die Steppe greifen. Um 9 Uhr 58 Minuten kam ich an den Bach, wo Dr. Stuhlmann zu Nacht geblieben war, und ließ die Leute rasten, entschloß mich aber, trotz des Jammerns der Träger noch ein Stück vorwärts zu gehen, und zwar zunächst, weil vor uns Savanne lag und das Marschieren frühzeitig im reichen Tau sehr unangenehm ist; dann aber weil ich morgen gern zeitig eintreffen und von Chef Doani näheres erfahren möchte. Übermorgen führe ich nach Mboga, einem Hauptsitze der Leute Kabregas, und da könnte es leicht zu einiger Schießerei mit ihnen kommen. Nach dreiviertelstündiger Rast brach ich auf, sah nochmals die blühenden Nymphäen im Bache an und durchkreuzte dann den Waldrand, auf den eine von einem Sumpfgewässer durchschnittene zwei Stunden lange Savanne mit stellenweisem Buschwalde folgte. Es muß hier überall viel Elefanten geben, denn man fällt alle Augenblick in ein von ihnen ausgetretenes Loch mit Schmutzwasser. Dem Walde mit seinen interessanten Bewohnern, Affen, Papageien, Schmetterlingen, heißt es nun adieu sagen! Zweieinhalb Stunden Marsch brachten uns an den Bach Mbugu, wo ich zu lagern beschloß, obgleich ich die noch vor mir liegenden zwei Stunden leicht noch heute machen könnte. Fünf Stunden Marsch über sehr schwieriges Terrain ist aber genug, und die Leute sowohl als meine alten Beine verdienen Ruhe. Um 12 Uhr 51 Min. bezogen wir Lager und hatten erst mit der Axt Platz zu machen, um die Zelte aufschlagen zu können. Morgen früh geht es zeitig weiter.

9. 7. 91. Lager Bugunda, Uramba.

Schon um halb sechs Uhr war ich unterwegs. Die Nacht war durch Elefantenbesuch verstört worden, und das Trompeten dieser Tiere ist keine rechte Schlafmusik. Die ganze Strecke von dem letzten Lager bis hierher ist äußerst beschwerlicher Marsch, Wald mit sehr dichtem, dornigem Unterholze, durch das man sich förmlich durchkämpfen muß; nur an einer Stelle tritt eine kurze Savannenstrecke dazwischen. Es ist aber doch nicht mehr der rechte Urwald, sondern der

Steppeneinfluß wird immer deutlicher, je mehr wir vorwärtskommen. Glücklicherweise dauerte es nicht gar lange, bis wir das Lager erreichten, welches in einem elenden, den Einfällen der Leute Kabregas ausgesetzten Dorfe sich befindet, wo es obendrein an Wasser mangelt. Der Ortschef hat mir Führer für morgen früh zugesagt, will oder kann mir aber sonst keinerlei Auskunft geben. Es soll von hier bis zum Hauptorte Mboga für Leute ohne Lasten nur drei bis vier, aber für uns fünf bis sechs Stunden sein, und das Terrain ist Savanne, was allerdings ein Bad für die Morgenstunden bedeutet. Der Chef von Mboga hat sagen lassen, er würde nicht fliehen, sondern uns erwarten. Ob das in der Sprache der Leute Kabregas Frieden oder Krieg bedeute, ist mir unklar.

11. 7. 91. Lager in Mboga, nahe unserem früheren Lager.

Gleich bei unserem Abmarsch gestern früh — Dr. Stuhlmann blieb diesmal zurück — wurde mir klar, daß die Führer uns anführten und falsche Richtung nahmen; da sie aber beteuerten, ihrer Sache sicher zu sein, so ließ ich sie gewähren, und wir marschierten über drei Stunden lang in alle möglichen Weltgegenden, immer durch das hohe, sehr beschwerliche Gras der Savanne über hügeliges Land, das überall von Elefanten übel mitgenommen war. Am Bache Muganako ließ ich die Leute rasten; wir wurden jedoch von großen Stechfliegen so böse mitgenommen, daß jedermann froh war, aus der Niederung wieder auf die Berge zu kommen, wo es dergleichen Plagen nicht giebt. Nach einer geraumen Zeit zogen wir so weiter, an zwei elenden Dörfern vorüber, die schon zu Mboga gehören sollten, und kamen endlich an einen Fußpfad, der meiner Idee nach aus dem nahen Kiriamo kommen mußte. Das bestätigten die Führer und meinten, wir könnten ja dorthin gehen, statt nach Mboga. Da riß aber meine Geduld und es setzte einige Prügel, die jene veranlaßten, schleunigst nach Norden abzubiegen und uns nun endlich in der richtigen Direktion zu führen. Gegen ein Uhr mittags wurde eine prachtvoll schattige Baumgruppe passiert, welche von den Eingeborenen als eine Art Opferstätte betrachtet zu werden scheint, und etwas später ließ ich zum zweitenmal rasten, mitten im Buschwalde. Von hier begannen wir den eigentlichen Aufstieg, zuvor aber wollten die Führer uns nochmals irre leiten, und erst meine Reitpeitsche brachte sie dazu, einzulenken. Ich kann mir ganz gut erklären, was das alles bedeute; als Dr. Stuhlmann vorausgesandt und unsere Ankunft anzeigen ließ, hat jedenfalls der betreffende Ortschef von Mboga den Leuten unter Androhung von späteren Repressalien verboten, die Weißen durch seine Dörfer zu führen, und daher deren Zaudern. Wir hatten kaum die Berge erklettert, als es vor uns lebendig wurde. Aus einigen Hütten entliefen Leute, an den nahen Hügeln erschienen mit Gewehren Bewaffnete und rote Fahnen, und das Trompeten ging los. Wir hatten also Kabregas berüchtigte Varassura (bewaffnete Leibgarde) vor uns. Meine Leute hatten große Lust zu schießen, und nahe genug waren die Lumpen; ich zog jedoch vor, da jene nicht zuerst schossen, vorzugehen, die Hütten zu occupieren — wobei wir eine Fahne und zwei Kriegstrommeln erbeuteten — und nahebei am Bache mein Lager zu errichten, denn wir waren siebeneinhalb Stunden marschiert. Gerade gegenüber liegt eine Reihe von Hügeln, auf denen der Feind sich ansammelte. Während die Leute mir das Lager in Ordnung brachten, ging ich, von meinem Dragoman begleitet, nach den Hügeln und begann mit den Leuten zu verhandeln; es wollte aber lange nicht werden, und erst als einer von ihnen Herz faßte und zu mir kam, konnte ich ihn beauftragen, die Leute zu beruhigen. Er versprach, seinen Vorgesetzten in der Frühe zu mir zu bringen, und die Nacht verging ruhig. Auf den Hügeln brannten die Wachtfeuer unserer Gegner, die einen

nächtlichen Überfall fürchten mochten. In der Frühe hatte ich Träger an Dr. Stuhlmann zurückzusenden, und ich machte eine gute Entdeckung. Mein Vogelpräparator Hamis, ein früherer Diener Makays, hat hier in der Gegend Verwandte, und so beeilte ich mich, ihn mit einigen kleinen Geschenken und den nötigen Instruktionen, sie auszukundschaften, an selbe zu senden. hinhalten, bis man Zeit gewinnt, Irete, den obersten Chef — einen Bekannten von mir —, zu benachrichtigen, und dann werden wir angegriffen. Mein Freund bekam also ein kleines Geschenk, viel gute Worte, und ging; sein Chef Kakigruaki hat natürlich nie die Absicht gehabt, zu kommen.

Gegen Abend kam denn Hamis zurück.



Dr. Stuhlmann.

Um Mittag kam auch mein Freund von gestern, heute sehr sauber gekleidet, und schwätzte mir viel vor: wie sein Chef Furcht habe zu kommen, wie er zuerst als Zeichen des Friedens seine Fahne und Trommeln verlange, wie er mir Führer stellen und mich durchaus nicht belästigen wolle, wie man Vorräte zum Verkaufe bringen werde u. s. w. Natürlich bin ich zu bekannt mit den Wanjoroschlichen, um nicht das Manöver zu durchschauen: man will mich mit Redensarten Man hatte ihn ins Gebet genommen, ihm gesagt, man wüßte ganz gut, wer ich sei, und gefragt, ob Casati mit mir sei. Ferner: Kabrega habe schon lange davon Nachricht, daß die „Wadatschi“ (Deutschen) kämen und alles verwüsteten; er habe deshalb alle entbehrlichen Leute hierhergesandt, um Irete gegen diese Bösewichte zu helfen. Von mir erwarte man nichts Böses, denn man kenne mich als Freund Kabregas, aber das Manöver, in zwei Abteilungen zu marschieren, beunruhige

sie. Irete habe uns am Flusse erwartet, wir seien jedoch durch eine Hinterthür gekommen und Irete sei deshalb in seinem Hauptdorfe Mboga mit allen seinen Leuten bereit. Was nun wahr, was übertrieben sein möge, jedenfalls wird es dieser Tage einige Schwierigkeiten geben, und schon der nächste Marsch nach dem Hauptorte Mboga, den ich hoffentlich antrete, sobald Dr. Stuhlmann hier ankommt, also übermorgen früh, dürfte zeigen, ob und in welchem Maße wir Feindseligkeiten begegnen werden. Inzwischen werden die Redereien weitergehen und natürlich nichts zum Verkauf gebracht werden. Das muß man den Wanjoro lassen, daß bei ihnen eine strikte Disciplin herrscht und ohne den Befehl seines Vorgesetzten kein Mensch seinen Finger oder seine Zunge regen würde. Zuwiderhandelnde würden allerdings sofort getötet werden. Heute früh um 6 Uhr 42 Min. haben wir ein Erdbeben gehabt; die Erschütterung war nicht bedeutend, aber das rollende, polternde Geräusch um so stärker. Am Albertsee sind ja, besonders um Kibiro, die Erdbeben nichts Seltenes und manchmal recht stark. Gewöhnlich richten sie jedoch keinen Schaden an; gemauerte Häuser giebt es ja hier nicht. Will man Erdbeben in all ihrer Glorie genießen, so würde ich den westlichen und nordwestlichen Teil Kleinasiens dazu vorschlagen.

13. 7. 91. Zweites Lager in Mboga.

Gestern ist Dr. Stuhlmann glücklich eingetroffen; einer unserer Träger ist jedoch, während er einen Augenblick ins Hochgras getreten, von Kabregas Leuten erstochen worden und nach kurzer Zeit gestorben. Der ganze Tag verging unter unnützen Unterhandlungen und Redereien, und gegen Abend kamen endlich zwei Leute, mich zu sehen, von denen einer zu meiner Überraschung arabisch sprach und sich als Verwandter meines früheren Dragomans Kisa vorstellte. Er brachte mir Eier und Hühner, versprach für die Reise Führer und erzählte, daß meine Leute auf der Insel Kassinge im Albert-See ansässig seien, also vier Tage von hier. Ob alles wahr, bezweifle ich, denn Kabregas Leute sind Meister im Lügen. So war denn die erste Lüge heute früh die Stellung von Führern, die natürlich nicht kamen. Um 7 Uhr 15 Min. morgens nahm ich die Spitze, den Kompaß in der Hand, und steuerte meine Leute ins hohe Gras hinein, quer über die Hügel und Felder um verstreute Gehöfte. So marschierten wir etwa zwei Stunden, als auf einmal von der Nachhut Schüsse knallten. Sofort wurde gehalten, die Sachen zusammengesetzt, Wachen gestellt, und dann eilte ich zurück, um nachzusehen, was vorging. Während beim Übergange über einen größeren Bach die Leute einem kranken Träger behilflich waren, war einem Soldaten aus dem hohen Grase ein Pfeil in den Rücken geschossen worden. Der Pfeil war nicht vergiftet, die Eisenspitze hatte sich aber an der Wirbelsäule krumm gebogen und das Ausziehen war schmerzhaft. Die Soldaten hatten natürlich ins Gras geschossen, aber niemand getroffen, und so zogen wir denn weiter, bis um 10 Uhr 30 Min. wir in ein kleines verlassenes Dorf kamen, wo ich lagerte und sofort Leute zu Dr. Stuhlmann zurücksandte, der möglicherweise nach meinem Abmarsch behelligt wird. Inzwischen donnert und regnet es ganz tüchtig, und der Ort, an und für sich unerquicklich, wird dadurch noch trostloser. Nicht einmal den Namen kenne ich. Der vorige Lagerplatz hieß Kadjege, hier ist kein Mensch, den ich fragen könnte. Ganz Mboga hat sich sehr zu seinem Nachteile verändert; früher voller Herden und offenem Kulturland, ist es jetzt, da Seuche den Viehstand vernichtet hat, eine große Savanne voll erdrückend dichten, hohen Grases geworden, in welchem nur hier und da ein Gehöft inselartig auftaucht. Hoffentlich kommt Stuhlmann noch heute und wir marschieren morgen. In der Zwischenzeit will ich eine kleine Rekognoszierung nach Norden unternehmen.

14. 7. 91. Lager in Ulegga.

Gerade als ich gestern abgehen wollte, wurden wir durch Gewehrfeuer alarmiert, das etwa eine Stunde von uns auf Dr. Stuhlmanns Wege zu sein schien; ich mußte also bleiben und sandte zwanzig Leute auf Rekognoszierung, die gegen Abend zurückkamen und berichteten, sie hätten in anderthalb Stunden Entfernung viele Dörfer getroffen, in denen man sie mit Kriegsgeschrei empfangen hätte. Die Frauen seien davongelaufen, eine ganze Anzahl bekleideter und mit Gewehren bewaffneter Leute jedoch geblieben. Wir würden dennoch vor uns wohl Schwierigkeiten haben. Um Sonnenuntergang kam Dr. Stuhlmann. Nach meinem Abmarsch war der arabisch sprechende Mann mit weißer Fahne auf den Hügeln erschienen und hatte verlangt, man sollte ihn holen lassen oder Leute zu ihm schicken, was abgelehnt wurde. Nach Ankunft der Träger war denn der Abmarsch erfolgt, und am selben Bache, wo einer meiner Leute verwundet worden, hatte man einen Hinterhalt gefunden und war beschossen worden, ohne daß jedoch uns Schaden zugefügt worden wäre. Einige Schüsse von uns hatten den Feind, der drei Verwundete forttrug, verjagt, und Dr. Stuhlmann war denn, nochmals von den Bergen her beschossen, zum Lager gezogen. Heute früh nun brach ich auf, um zwei Stunden vorzugehen und Dr. Stuhlmann holen zu lassen; es ist dies ein besserer Plan, als wenn wir weit auseinandergehen und dabei riskieren, einzeln angegriffen zu werden; wir haben nicht gar viel Munitionen, und Gefechte kosten deren viel, machen auch nebenbei die Verwundeten zum Tragen untauglich. Ich bin also zwei Stunden lang ohne Führer, nur mit dem Kompaß vorwärts gegangen und lagere hier auf den Feldern eines verlassenen Gehöftes. Man baut hier viel Sesam, Cajanus indicus (dessen Erbsen gut schmecken), Kürbisse, Eleusine und Mais. Von Feinden habe ich keine Spur gesehen, und es scheint, als ob man mir überall ausweiche. Mboga liegt nun hinter uns, und wir sind bei den Walegga, den erbitterten Feinden der Leute Kabregas. Leider vermeiden sie auch uns, und wir sehen sie nur auf den Höhen. Links unten, ziemlich nahe tritt der Urwald bis hier herüber, und als ich hier ankam, flogen einige graue Papageien über uns weg, jedenfalls Gäste aus dem Walde. Soeben klingt wieder Gewehrfeuer, diesmal aber stark, aus der Richtung des Lagers herüber; es scheint ein ziemlich heftiges Engagement stattzufinden. Ich habe sofort Munitionen und Leute dorthin gesandt, kann aber nicht all unser Besitztum hier allein lassen und habe auch niemand, der statt meiner bleiben könnte. Ich bin mit vier Soldaten und etwa zwanzig meist kranken Trägern hier; die auf Rekognoszierung gesandte Abteilung ist noch nicht zurück. Um ein Uhr nachmittags alle Leute hier. Dr. Stuhlmann ist lebhaft beschossen worden, hat sich aber heil herausgezogen. Zwei Leute haben durch matte Kugeln Kontusionen erlitten; leider geht immer eine Menge Munition auf. Rekognoszierung zurück, vor uns Savanne, großer Bach zu kreuzen, nur Waleggahütten sichtbar. Morgen bleibe ich hinten, um einmal mein Teil zu haben.

15. 7. 91. Zweites Lager in Ulegga.

Um zwei Uhr nachmittags bin ich mit dem Nachtrab hier eingerückt, natürlich wieder, ohne eine Patrone verschossen zu haben. Nach Abmarsch der Leute hatten sich eine Menge Eingeborener versammelt, die viel Skandal machten und einige Pfeile zu uns herüberschossen; es kam aber zu nichts und ich habe meinen Marsch ganz unangefochten ausgeführt. Hügelland mit hohem Grase, von verschiedenen kleinen Bächen durchschnitten; an den Abhängen zerstreute Kulturen und Gehöfte; links von uns Urwald, der hier ganz nahe kommt. Das ist das landschaftliche Bild. Das Lager ist sehr schlecht, mitten in sehr hohem Grase tief gelegen und würde bei einem Angriffe sehr schwer zu verteidigen sein, weil man aus dem Hochgrase ringsum ungehindert

beschossen werden kann. Dicht neben uns liegen Elefantenspielplätze, das heißt Orte, wo sie nach einem Bade sich zu reiben und zu wälzen pflegen; auch Büffel scheinen sehr zahlreich, Papageien in Menge; ein Exemplar der neulich erwähnten gehörnten Schlange ist von Dr. Stuhlmann erbeutet worden. Unsere Rekognoszierungsabteilung ist zurück. Sie sind anderthalb Stunden von hier auf die Stanleyroute gestoßen, die Eingeborenen aber überall verschüchtert ausgewichen. Wir werden also morgen die alte Straße erreichen.

16. 7. 91. Lager in Ulegga (3).

Heute haben wir wieder einmal ein Stück schönen Urwald passiert, der schöne Blüten mir unbekannter Gesträuche aufwies. Der Boden lag voller gut riechender Detarienfrüchte, und ich kann mir nun erklären, warum es gerade jetzt so viele graue Papageien hier giebt. Leider kratzen einem die sonst süßen Früchte im Schlunde und sind deshalb für uns unnütz. Wir sind hier auf weiten Feldern gelagert, und die Leute behaupten, Stanleys Lagerplatz Utende sei hier; ich vermag jedoch nicht den Ort zu identifizieren, obgleich ich ein gutes Ortsgedächtnis besitze. Ich denke, die Leute irren sich und schwätzen nur aus Liebedienerei. Heute ist das große mohammedanische Fest, Id el Kebir der Araber, Kurban Bairam der Türken, an dem die Opfer geschlachtet werden sollen. Leider habe ich keine Tiere, um den Leuten ein Mahl zu geben. In fünf Tagen hoffe ich bei Madjamboni zu sein.

17. 7. 91 früh, im selben Lager, Njongogi Ulegga.

Schon der Name, den ich gebe, beweist dir, daß es mir endlich geglückt ist, mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Um drei Uhr nachmittags gestern Marsch; auch Leute auf den Hügeln gesehen; es bedurfte aber zweier Stunden voll Redereien und Zusicherungen, ehe es mir gelang, zwei von ihnen zum Herabsteigen zu bewegen und mit ihnen zu sprechen. Sie kommen immer wieder auf ihre Beschwerden zurück: sie hätten Stanley einen Ochsen und drei Schafe gebracht und die Leute hätten ihnen drei ihrer Leute entführt. Wir sind also hier richtig dicht neben dem von Stanley als Utende bezeichneten Lager, ein Name, der hier unbekannt ist und statt dessen man Njongogi giebt. Madjamboni und seine Brüder, Kato und Songoma, sollen wohlauf sein und man will mir Führer dorthin stellen. (?) Ich habe die Leute beschenkt, allein bis jetzt sind keine Führer noch Leute gekommen, und Dr. Stuhlmann ist ohne sie vorausmarschiert. Jedenfalls fürchten sich die Leute vor der Kälte (sechs Uhr morgens 13 Grad) und der enormen Feuchtigkeit, werden also noch kommen. Ich werde nun auf der alten Straße in kurzen Märschen bis Madjamboni vorgehen und von da sofort Boten an den See senden — wenn überhaupt noch Leute von mir dort sind.

Lager Wibinda, Ulegga.

Der heutige Tag hat nicht enden sollen, ohne mir Freude zu bringen, obgleich es Freitag ist. Ich war um 11 Uhr 30 Min. vormittags abmarschiert und hatte, über sehr hügeliges Land marschierend, gegen zwei Uhr nachmittags das hiesige Lager erreicht und mich gegen drei Uhr gerade zum Essen gesetzt, als plötzlich ein Mensch erscheint und mich mit strahlendem Gesicht begrüßt — ein alter Bekannter! Als ich nämlich mit Stanley vom Albert-See abmarschierte, hatte ein Walegga-Chef, Bakaivuggo, es sich nicht nehmen lassen, mich mit zwei seiner Leute bis an den Semliki zu begleiten, und nun hatte er gehört, daß Europäer kämen und diesen Mann — den einen jener beiden — gesandt, um zu sehen, wer die Fremden seien. Du kannst dir denken, wie überrascht der Mann war, den „Midju" (mein Name hier zu Lande, bedeutet der Bärtige) in Person zu finden. Meine Soldaten sind also wirklich noch da, unter Selim Bey und Bachit Aga, und ich werde sie wiedersehen, und die Dampfer sind auch noch da. Und die Leute warten auf mich! Ich habe sofort zwei Zeilen geschrieben und den Brief

noch heute fortgesandt; er soll übermorgen um Mittag in Bugombe ankommen, wo jetzt das Hauptquartier zu sein scheint. Jedenfalls werden mir die Leute entgegenkommen, und so kann ich einige von ihnen schon am 20. oder 21. wiedersehen. Bei Madjamboni, wo ich für einige Tage lagern muß, wird sich die Zukunft entscheiden. Folgen mir die Leute, nun, so halte ich zu ihnen und wir trennen uns nicht mehr voneinander; folgen sie mir nicht oder wollen von mir nichts wissen, so muß ich sie ihrem Schicksal überlassen und mit der Expedition weiter ziehen. Noch wenige Tage entscheiden darüber.

20. 7. 91. Lager Njangabo, Ndussuma.

Ich hatte mir vorgenommen, heute hier zu sein, und ich bin gestern nachmittag eingerückt und habe meinen alten Bekannten Madjamboni, den Chef von Ndussuma, und seine Brüder Kato und Singoma (Zwillinge) wiedergesehen und sofort einen Boten an meine früheren Leute gesandt, die etwa sechs bis sieben Stunden von hier östlich sitzen. Am 18. hatten wir in Budjungui, Ulegga, gelagert, und gestern führte ich unter Zurücklassung Dr. Stuhlmanns die Leute direkt hierher, ein langer Marsch von mehr als achtehalb Stunden. Heute oder morgen erwarte ich Selim Bey oder Bachit Aga, um mit ihnen einige Stunden zu verplaudern, und dann geht es weiter. Madjamboni hat mir erzählt, daß gleich nach Stanleys Abmarsch die Soldaten hierhergekommen seien und etwa zwei Monate hier gelagert, die von Stanley vergrabenen Munitionen gefunden und mit diesen abmarschiert seien. Sie seien nun bei Kavali und in dessen Nähe angesiedelt, bauten viel Baumwolle, Sorghum und Sesam, hätten viel Vieh und wären sehr betrunken. Auch am See soll eine Abteilung ansässig sein, des Salzes wegen, das dort bereitet wird. Die Dampfer sollen unbrauchbar geworden sein. Natürlich werde ich erst aus dem Munde der Leute selber, wenn sie kommen, Genaueres hören. Sie sollen vor kurzem bei einem Raubzuge viel Leute verloren haben. Ich habe heute früh Leute nach Dr. Stuhlmann gesandt; morgen abend kann er hier sein. Inzwischen baue ich Hütten für die Sachen und für uns selber, denn wir sind in der Regenzeit. Unsere Freunde (?), die Manyuema, haben auch hierher Einfälle gemacht und hausen, zehn Tagemärsche von hier, im Walde. Der ganze Ort ist jetzt mit hohen, schneidenden Gräsern bedeckt, und ich habe kaum einen Platz für mein Zelt finden können; die Leute mußten, um einen Platz zu gewinnen, erst die Gräser ausziehen. So haben wir genügend zu thun gehabt, und es ist nun Spätnachmittag geworden im Handumdrehen. Möglich wäre schon, daß die Leute sich fürchten zu mir zu kommen; ich gehe gewiß nicht hin.

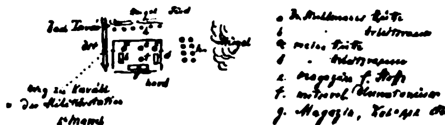
24. 7. 91. Lager Njangabo, Ndussuma.

Seit drei Tagen bin ich zu keiner Arbeit, auch nicht zum Schreiben gekommen. Am 21. 7. gegen Mittag bekam ich einen Zettel, in welchem Selim Bey um Erlaubnis ersuchte, unser Lager betreten zu dürfen, und eine halbe Stunde später rückte er ein, begleitet von etwa vierzig Soldaten und Unteroffizieren, auch zwei Offizieren und dem Tscherkessen Schreiber Mehmed Liver; beinahe alle in Felle gekleidet und sehr niedergedrückt aussehend. Nahezu zur selben Zeit kam Dr. Stuhlmann mit unseren Leuten und Sachen. Da gab es nun zu fragen und zu erzählen. Der Tod hat eine reiche Ernte gehalten, und Angriffe und Gefechte haben meine alten Gefährten decimiert. So kannst du dir denken, daß die Leute sich freuten, mich wiederzusehen; ich dämpfte jedoch dieses Vergnügen durch meine Erklärung, daß ich weder mit der ägyptischen Regierung in irgend welcher Verbindung stehe, noch von irgend jemand beauftragt sei, ihnen zu helfen, sondern einfach als Reisender sie besuche. Unter allerlei Erzählungen vergingen die Tage bis gestern (23.), wo sie um sieben Uhr nachmittags nach ihrer Station zurück marschierten. Den

Offizieren schenkte ich einige Ellen Stoffe. Heute sollte mein alter Magazinverwalter kommen, ist aber noch nicht hier. Die Hütten sind fertig, und ich will die Leute ordentlich ausruhen lassen, ehe ich den Weitermarsch antrete. Wir sind alle ziemlich mitgenommen und haben nötig, uns auszufüttern.

29. 7. 91. Lager Njangabo, Ndussuma.

Die Tage sind vergangen unter emsiger Arbeit. Leute kommen und gehen und erzählen mir ihre Leidensgeschichten; unter allen hat mich am meisten die Wiederbegegnung mit der alten Hadje gefreut, die während meines ganzen Aufenthaltes in der Provinz bei mir Faktotum im Hause war, jetzt aber, während meiner Abwesenheit, viel zu leiden hatte. Schon alt und bejahrt, war sie früher die sauberste und reinlichste Person hier, und es mußte ihr böse ergangen sein, daß sie jetzt schmutzig zu mir kam. Natürlich habe ich sie sofort annektiert und meinem Haushalte einverleibt, sie auch ziemlich reputabel aus meinen Privatsachen ausstaffiert, so daß sie heute schon besser aussieht als bei meiner Ankunft. Auch der Magazinier Auwad Effendi und der Tscherkesse Liver Effendi sind schon hier ansässig, und einzelne Offiziere haben sich Hütten erbaut. Ich werde also beim Fortmarsch jedenfalls eine Anzahl Leute von hier mitnehmen, möchte aber wünschen, daß es nicht viele sind, denn ich traue den Leuten nicht. Sie sind natürlich überschwenglich in Ergebenheit und Beteuerungen. Allein ich habe zu böse Erfahrungen gemacht, nie wieder in die Falle zu gehen. Meine Leute sehen sich diese in Felle gekleidete Bande einigermaßen verächtlich an und halten sich fern; dadurch gewinne ich nur und es kann mir schon recht sein. Übrigens will ich froh sein, wieder fortzukommen, da der Aufenthalt unerquicklich ist. Neben der Schwierigkeit, für eine große Anzahl von Leuten Lebensmittel zu beschaffen, habe ich mit vielen leichten Erkrankungen der Leute zu thun, und auch ich bin nicht recht in Ordnung, obgleich mein Finger nun endlich heilt. Arbeit giebt es also schon, aber das Vergnügen fehlt. Hohes Gras verhindert am Ausgehen, und zum Sammeln giebt es kaum etwas, das sich der Mühe lohnte. Die Neger, d. h. die Eingeborenen, versprechen mir zu helfen, bringen aber nichts, und das Land ist an und für sich keine passende Örtlichkeit zum Sammeln naturgeschichtlicher Objekte.



5. 8. 91. Lager Njangabo, Ndussuma.

Noch immer sitzen wir auf diesem langweiligen Flecke, und obgleich ich schon zweimal zur Abreise bereit war, hat mich noch immer irgend etwas davon abgehalten. Bei den Leuten in der Station, welche ich bis heute noch nicht betreten habe und auch nicht betreten werde, sind natürlich die hier landesüblichen Redereien und Intriguen in vollem Gange und werden auch bis zu meiner Abreise schwerlich enden. Eine Partei ist dafür, sich mir anzuschließen und mich zu begleiten, wohin ich immer gehe. Eine andere Partei ist dagegen und möchte mich dazu bringen, sie auf dem von mir hierherzu begangenen Wege nach der Küste und nach Ägypten zu bringen. Natürlich entblödet man sich nicht, allerlei Gerüchte zu verbreiten, die meine Reise betreffen und unter denen dasjenige obenan steht, daß der Khedive, erzürnt, daß ich die Soldaten hier gelassen und allein zur Küste gereist sei, mich fortgejagt habe und ich nun im Lande herumzöge, um ein Unterkommen zu finden. Solche Redereien finden

überall ein gläubiges Publikum, und es ist jedenfalls ein geschicktes Manöver, sie in Umlauf zu setzen. Andererseits ist mir unmöglich, sie direkt zu widerlegen, ich wäre, thäte es mir nicht um einige Leute leid, längst fort, möchte jedoch diesen ihre letzte Hoffnung nicht abschneiden. In den zwei Jahren meiner Abwesenheit ist es hier böse zugegangen; zweckloses Hin- und Herziehen, gegenseitige Befehdungen und Beraubungen, Kämpfe mit den Mahdisten und den Eingeborenen haben die Leute hart mitgenommen, und auch der Tod hat eine reiche Ernte gehalten. Ein Teil der Soldaten, erbittert durch die nie aufhörenden Intriguen der Ägypter, hat sich aufgelehnt und eine Anzahl derselben erschlagen, bei dieser Gelegenheit aber auch sämtliche Khartumer, meist ganz brave Leute, getötet. Es sieht also hier recht traurig aus, und es muß schon ein Narr wie ich sein, der sich trotz allem für Leute dieses Schlages zu interessieren weiß. Ich muß übrigens nochmals speciell betonen, daß ich den Leuten wiederholt und klar auseinandergesetzt habe, daß ich von keiner Seite irgend welchen Auftrag habe, sie von hier fortzuholen oder ihnen beizustehen, und daß, wer mich begleiten wolle, dies auf seine eigene Gefahr und Verantwortlichkeit thue. Es darf mich also weder hier noch in Zukunft jemand beschuldigen, daß ich den Leuten falsche Vorspiegelungen gemacht oder falsche Hoffnungen erweckt habe. Es sind bis jetzt, alles in allem, fünfzehn Leute mit ihren Angehörigen zu uns gestoßen, darunter acht bewaffnete und drei unbewaffnete Soldaten, nebst einem Sudan-Offizier, den Rest bilden Schreiber, Tischler und Klempner. Ich habe nun den Rest derjenigen, welche kommen wollen, benachrichtigen lassen, daß wir kommenden Montag abmarschieren und daß sie zusehen möchten, wie sie uns folgen können. Selim Bey, der Kommandant, hat sich recht dumm benommen und zunächst direkt abgelehnt, uns zu begleiten, weil er nur nach Ägypten gehen könne. Er scheint aber anderer Meinung geworden zu sein, denn er hat mir sagen lassen, ich sollte verzeihen, wenn er bis jetzt sich nicht willig gezeigt habe, er sei mißleitet worden, jetzt aber zur Einsicht gekommen und werde in zwei bis drei Tagen eintreffen. Na, kommen mag er, denn er bringt Munitionen, an denen es mir fehlt. Glaubt er jedoch, auf einen freundlichen Empfang rechnen zu dürfen, so irrt er sich sicher. Wie ich alle diese Leute werde fortschaffen und, noch viel mehr, wie ich sie werde beköstigen können, ist eine Frage, die mir viel zu denken giebt, um so mehr, als natürlich die Leute zu mir als Chef aufschauen. Es wird sich aber doch machen lassen, und ich will bei meinen Freunden, den Mahdisten, eine Anleihe von Lebensmitteln machen, wenn es gar nicht anders geht.

11. 8. 91. Lager Gunduleï Buchessa.

Die Geschichte mit dem Zögern und Zaudern meiner früheren Leute und die Unverläßlichkeit einiger ihrer Führer ist mir über geworden, und meinem Worte getreu, bin ich gestern von Njangabo abmarschiert und nach kurzem Marsch von etwa drei Stunden hierher gekommen. Chef Madjamboni, der sich stets mir freundlich bewiesen, den Leuten in der Station aber spinnefeind ist, hat mich bis hierher begleitet und ist dann nach Hause zurückgekehrt, versehen mit Geschenken und dem Auftrage, etwaige Nachzügler von der Station zu mir zu senden, denn ich bleibe hier noch drei bis vier Tage — eine letzte Frist für jene. Was dann aus den Leuten in der Station werden wird, ist mir unklar. Alle Eingeborenen rings um sie sind feindlich, zu essen haben sie nichts, selbst einen Weg zu finden sind sie unfähig; die nach dem See gesandten Leute sind von dort zurückgekehrt mit der Nachricht, daß die früher daselbst angesiedelten Soldaten abmarschiert seien — wohin, weiß niemand. Die Aussichten sind also nicht glänzend. Es geht mich aber schließlich nichts an, und mein Weg liegt vor mir. Auch befinden sich einige zwanzig Leute mit ihren Familien bei

mir, und so mag es denn genügen. Unser Lager liegt auf einem weiten, von niedrigen Hügeln umwallten Plateau, inmitten vieler Pflanzungen von Bananen, Colocasien, süßen Bataten. Leider giebt es wenig Bäume und rings umher dehnt sich Savanne, ein schlechtes Sammelfeld. Nahebei fließt der Quellfluß des Ituri, Buki, ein ganz passables Flüßchen, in dem ich eine neue Schnecke von der Gattung Melania gefunden. Die Einwohner sind Wawira, ein aus den Wäldern gekommener Stamm, der die Zähne spitz feilt — was beinahe immer auf Menschenfresserei deutet — und eine eigene Sprache besitzt, die von den Bantu-Sprachen keine Anklänge aufweist. Die Leute scheinen ganz gutmütig, sollen aber auch sehr mutig sein und leben in ewigen Streitereien untereinander. Ihr Land zieht bis zur Grenze des großen Urwaldes, zwei bis vier Tage von hier, je nach dem Orte. Von dort beginnt „das große Unbekannte“! Ich mache mir manchmal Sorgen darüber, wie ich meine Leute im Walde bis Monbuttu werde mit Essen versorgen können; es muß aber gehen.

18. 8. 91. Lager Ndulumа, rechtes Ufer des Duki-Flusses.

Trotz fehlender Beschäftigung bin ich seit einigen Tagen schreibfaul gewesen, du mußt aber nicht böse sein, denn meine Augen versagen von Tag zu Tag mehr, und ich bin überhaupt in den letzten Wochen recht alt geworden. Vergiß mir nur Feriba nicht! Ich bin in Gundulei vier Tage ziellos liegen geblieben und dann endlich, als ich sah, daß die Leute in der Station dort bleiben wollten, am 15. August abmarschiert, von den Eingeborenen überall freudig aufgenommen. Am selben Tage kam ich durch weite Savannen, an das linke Ufer des Duki-Flusses, der hier zwischen 50 bis 80 Meter breit ist, konnte aber, da es dauernd regnet, nicht übersetzen und war gezwungen, eine Brücke zu bauen, was den ganzen 16. und bis gegen Mittag des 17. dauerte. Dann setzte die ganze Expedition über, und wir bezogen gestern abend Lager hier, wo wir leider wiederum warten müssen, um der Sprache kundige Leute zu finden und mit den vor uns wohnenden Walumba zu unterhandeln, da sie die Boote zum Übergange über den vor uns liegenden Ituri-Fluß stellen sollen. Wäre freundliches Wetter, so wäre der Ort ganz hübsch, da wir an Hügeln lagern und unter uns der Fluß braust. Einzelne dunkle Urwaldpartien reichen hier ins Grasland hinein und Bananenpflanzungen kontrastieren durch ihr saftiges Grün mit dem Dunkel jener. Am Flusse fanden wir Pandanus und eine Menge sehr hübscher Cycadeen (Encephalartus), die hier weit nach Osten kommen. Auch einige hübsche westafrikanische Vögel habe ich erbeutet; werden sie je Europa erreichen? In der Nähe sollen im Walde wiederum Manyuema hausen, und ich habe gestern nach ihnen gesandt, um Auskunft über den Weg zu erhalten, der mich zunächst bis 2 Grad nördl. Breite direkt nördlich führen soll. — Es wird dir vielleicht interessant sein, den Bestand der Expedition zu erfahren. Hier folgt er:

Unsere Expedition: 312 Personen (177 Leute mit 96 Frauen und 39 Kindern); Sudanesen aus meiner Provinz: 182 Personen (29 Leute mit 101 Frauen und 81 Kindern), darunter viele Witwen mit Kindern; 494 totaler Bestand an Leuten.*

Du siehst, daß meine Familie groß genug ist und daß es an Sorgen nicht fehlen kann. Ich habe mir aber vorgenommen, die Leute in Sicherheit zu bringen, und werde es thun, falls ich unterwegs nicht liegen bleibe oder die Mahdisten mich empfangen.

20. 8. 91. Lager Nbamba Muanga.

Wir sind endlich wieder flott. Ein kurzer Marsch hat uns heute von Nduluma hierher gebracht und wir lagern am Steilrande eines zum Ituri abfallenden Plateaus, von dem aus die höchst

* Die einzelnen Posten ließen sich wegen einer unleserlich gewordenen Stelle nicht recht in Einklang bringen.

interessante Begrenzung des Waldes und der Savanne wie auf einer Schüssel vor uns liegt. Endlich habe ich auch hier gefunden, worüber ich lange gesonnen: die Erklärung für den westlichen Urwald am Albert-Nyansa bei Mssongua u. s. w. — er geht von hier aus! Es sieht ganz eigen aus, wie die finsteren, langen Waldlinien von der Savanne sich abheben, und man begreift wohl, wie die Eingeborenen des Graslandes mit einer gewissen furchtsamen Scheu auf den dunklen Wald und seine Geheimnisse blicken. Morgen steigen wir an den Fluß hernieder und setzen über, sobald wir Boote bekommen können. Unsere Expedition hat sich noch um einige Sudanesen vermehrt und wir zählen nun 521 Personen.

21. 8. 91. Lager im Urwalde, am linken Ufer des Ituri.

Ein eigenartiger Anblick war es, der sich heute früh uns bot. Dicke weiße Nebelmassen deckten den Wald und das Flußthal, und aus ihnen hoben sich wie Inseln die waldigen Hügel heraus. Wir waren aber trotz Kälte und Nebel bald unterwegs. Sofort am Abstieg vom Plateau beginnt der Urwald, nur unterbrochen von dem Hügel, auf welchem das kleine Wandedsama-Dorf Bundenakarna liegt, mitten in Bananen versteckt. Die uns früh freundlicherweise gestellten Träger hatten daselbst ihre Lasten abgeworfen und waren entlaufen; ich hatte demnach alle Muße, daselbst zu warten. Nach gut vierstündigem Marsch über Sumpf, gestürzte Stämme, Bäche, kurz alle Freuden des Urwaldes standen wir endlich um 12 Uhr 34 Minuten nachmittags am Ufer des Ituri, hatten aber zunächst Bäume zu fällen, um Raum für das Lager zu gewinnen. Der Ituri ist hier etwa 50 bis 60 Meter breit, 1,5 bis 2 Meter tief und gelb, fließt jedoch nicht sehr schnell. Bis hierher hatte mich Chef Vilippi von Duki begleitet, der nun zurückging, sehr zu meinem Bedauern, denn von uns spricht keiner das Wawira-Idiom und wir müssen nun pantomimen.

22. 8. 91. Lager am rechten Ufer des Ituri, im Urwalde.

Das war Arbeit! Von früh um fünf bis dreiviertel zwei haben wir die Expedition, Sachen und Leute übergesetzt und lagern nun hier, bis wir mit den Eingeborenen vor uns werden verhandeln können. Sie hatten uns ein Boot geliehen, das uns sehr gute Dienste that, und ich hoffe, daß wir bald gute Freunde sein werden, wenn nicht die Zwerge die Eingeborenen stören. Diese, deren es hier allerwärts genug giebt, sind wie überall, wo ich ihnen begegnet, die Ruhestörer und wegen ihrer Diebereien und ihrer speciellen Neigung, auf die Wanderer mit Pfeilen zu schießen, nicht besonders geliebt. Man kann sich aber ihrer nicht erwehren; eigentliche feste Wohnsitze haben sie nicht, sondern sie ziehen nomadisch im Walde herum, der ihnen Schlupfwinkel genug bietet. Ich will mir große Mühe geben, ihre Sprache zu fixieren, denn es ist über dieselbe eigentlich nichts bekannt geworden, und was Stanley in seinem Buche „Sprache der Zwerge von Indekaru" genannt hat, ist ein so merkwürdiges Gemisch von Bantu- und Nicht-Bantu-Worten, daß es sich selbst richtet. Es fehlt uns aber an Dragomanen, und erst ein längerer Aufenthalt wird es möglich machen, durch die Wandedsama von hier mit den Zwergen in Verbindung zu treten und diese scheuen Gesellen an uns zu ziehen. Sie könnten uns auf dem Wege recht oft nützlich werden, und jedenfalls ist es besser, sie zu Freunden als zu Feinden zu haben.

23. 8. 91. Lager am Ufer des Ituri.

Ich bin heute durch eine seltene Visite überrascht und erfreut worden: drei Zwerge kamen zu mir, und obgleich sie sehr scheu und mißtrauisch waren, gelang es doch, sie etwas zu beruhigen. Ich habe dabei die interessante Entdeckung gemacht, daß Soldaten aus Momfu ohne weiteres mit den Pygmäen plaudern konnten, also ihre Sprachen identisch zu sein schienen. Meine Gäste waren von ziemlich heller

Farbe, etwas bärtig, größer als früher in Monbuttu gesehene Leute ihrer Art, besonders aber sehr häßlich. Sie gingen bis auf eine kleine Schambedeckung völlig nackt und zitterten vor Aufregung und Furcht, hielten auch während unserer ganzen Konversation Zauberwurzeln zu ihrem Schutze fest in den Händen. Sie wurden beschenkt und versprachen, morgen wiederzukommen. Ob sie es aber wagen werden? Ich erwähne diesen Besuch speciell, weil die Zwerge so scheu sind, daß sie bis jetzt nie zu Europäern kamen.

31. 8. 91. Lager in Bejeba, Dorf der Wandebodo.

Es wird dir merkwürdig klingen, und doch ist es nur die Dunkelheit des Waldes, welche mich am Schreiben verhindert hat. An unseren verschiedenen Lagerstellen hatten wir stets erst die Bäume niederzuschlagen, um Platz für die Zelte zu gewinnen, und noch dann war es so düster, daß man zum Lesen kaum sehen konnte. Wir sind so durch das Land der Wandedsama gezogen, immer nahe dem Ufer des Ituri, der bei Karimbo schöne Fälle bildet, und haben alle Freuden, aber auch alle Unbill des Waldlebens in reichem Maße genossen. Die Freuden sind ziemlich platonischer Art und beschränken sich wohl auf das Vergnügen, welches die hehre Natur jedem Menschen einflößt, während Schlamm und Wasser, schlüpferige Ab- und Aufstiege, gestürzte und gefallene Stämme, Myriaden von Ameisen und kleinen Stechfliegen u. s. w. in sehr praktischer Weise an den Wanderer herantreten. Dazu gesellt sich bisweilen etwas Hunger, denn weite Strecken sind völlig menschenleer, und die plündernden Manyuema haben dafür gesorgt, daß nichts Eßbares im Lande geblieben ist; wer aber sich auf die Jagd im Urwalde verlassen wollte, der mag lieber bald verhungern, denn Affen (die übrigens gut schmecken) und graue Papageien (die herzlich zäh sind) abgerechnet, bekommt man kaum etwas zu Gesicht. Für den Sammler dagegen ist der Wald ein Paradies, und meine Vogelsammlung birgt Schätze; ebenso reich sind die Frösche und Insekten. Auch in botanischer Hinsicht giebt es viele überraschend schöne Sachen und dürfte Dr. Schweinfurth von der Entdeckung einer Citronenfrucht sehr überrascht sein. Es giebt eben allerlei, und könnte man nur längere Zeit an einem passenden Orte weilen, so wäre man gewiß, Neues in Fülle zu finden. Ich habe dir bisher wenig von den Bewohnern dieser Länder gesagt. Es sind Wawira, teilweise mit Wahoko-Stämmen gemischt; beide sind jedenfalls Waldstämme, die von Westen oder Südwesten gekommen, sich nach Osten vorgeschoben haben, und zwar die Wahoko früher, die Wawira später. Beide sprechen verschiedene Sprachen und sind in unzählige kleine Stämme gespalten, die wie die schottischen Clans die Namen ihrer Ahnen oder Stammväter tragen, also Wandebodo — die Söhne Dodos. Im ganzen ziemlich gut geformt, entstellt sie das Feilen der Zähne, das Durchbohren von Ohr und Lippe und die Pudelfrisur. Die Frauen legen in die in der Mitte durchbohrte Oberlippe einen runden Holzpflock und, wie die Öffnung sich vergrößert, Holzscheiben, die allmählich handtellergroß werden. Oft aber reißt die dünne Fleischumwallung durch, und dann bildet sich eine hasenschartenähnliche Vernarbung der Oberlippe, die furchtbar entstellend ist. Die Dörfer liegen meist auf kleinen Hügeln, die Inseln im dichten Urwalde bilden, und sind mit einem Gewirr gefallener und gefällter Stämme umlagert, über die man hinwegturnen muß. Rings umher liegen Pflanzungen von Mais, Bohnen, Tabak und Bananen. Von Vieh habe ich bisher nicht einmal eine Ziege gesehen, und Fleisch ist so gesucht, daß beim Abbalgen meiner Vögel stets Bettler für die Körper da sind. In den Wäldern hausen die Zwerge, von denen wir bereits mehrere Besuche hatten; sie sahen alle recht verhungert aus und bettelten um Lebensmittel, die wir doch selbst spärlich haben. Hier erfreuen wir uns der Sonne und trocknen unsere feuchten Sachen, denn im Walde war es recht

feucht. Die Esel fressen sich endlich satt: im Walde giebt es nämlich kein Gras, sondern nur Buschwerk und Lantana oder Amomum; so hatten die armen Tiere böse Fasttage. Reiten ist übrigens schon des gefallenen Holzes halber ganz ausgeschlossen.

1. 9. 91. Lager im Dorfe Mtschango.

Recht beschwerlicher Marsch durch den Urwald hat uns hierher geführt, stellenweise nahe dem Ufer des Ituri, stellenweise an den Hügelhängen entlang, die ihn beiderseits geleiten. Die Regen der vergangenen Tage haben den Boden, der eigentümlicherweise rot ist, zu einem dicken Brei verwandelt, in dem man bis über die Knöchel einsinkt, während die An- und Abstiege, von denen das Wasser abläuft, so glatt sind, daß der Fuß keinen Halt findet. Dazu ein Chaos von Wurzelwerk, Lianen, gestürztem Holze, Löchern und Fallen, kurz, ein recht erbaulicher Weg. Wir sind heute seit langer Zeit zum erstenmal alle zusammen marschiert, trotzdem aber waren die letzten Leute erst spät hier, weil eben der Weg zu bodenlos war. Ich habe nun von hier zu den Waladso und nach Apokare vorausgesandt und hoffe schon zeitig morgen früh unterwegs zu sein. Inzwischen donnert es schon wieder von allen Seiten, und so wird wohl auch morgen wieder die Schlammwaterei weitergehen. Das Dorf, in welchem wir liegen, ist klein und wie alle seiner Art auf einem mitten im Urwalde gelegenen Hügel erbaut, dessen Höhe von Bäumen gesäubert und von den geringen Kulturen der Einwohner, Mais, Zuckerrohr, Kürbissen, Bananen, bedeckt ist. Eine ganz eigene Zierde gewähren jedoch die vielen Cekropien, welche rings um den Ort stehen, und die Felder voll blühender Lantana, die in den Wald hinüberleiten. Die Hütten sind niedrig und klein, mit Umwallung aus gespaltenem Holze einer Rubiacee; die Bedachung besteht aus Lantanablättern. Die Thüren, das Beste an den Hütten, sind große, glatte Platten eines roten leichten Holzes. Von den Eingeborenen habe ich nur wenig zu sehen bekommen; kleine, gedrungene Leute mit Rundköpfen und Zottelfrisuren, die noch dazu mit rotem Thon eingerieben sind. Bekleidung giebt es nicht oder nur sehr, sehr spärliche, und beide Geschlechter ziehen einen eisernen Armring den besten Stoffen vor. Sehr gesucht sind dagegen Glasperlen aller Art; die größeren werden bevorzugt. Zu essen scheint es nicht viel zu geben, und die Leute sehen alle ziemlich dürr aus. Von Geschenken an uns, wie sonst allgemein üblich, ist hier natürlich keine Rede — die Leute haben eben nichts. Mein specieller Freund, der Wambuba-Chef Apatano, der mich hierher begleitet hat, sich leider aber kaum mit mir verständigen kann, ist nun auf die Suche nach Bananen für uns gegangen. Unsere Ziegen sind längst alle geworden, und so müssen wir es, bis auf bessere Zeiten, mit reinem Vegetarianismus versuchen. Im Notfalle greifen wir zu Papageiensuppe oder anderen dergleichen schöner klingenden als schmeckenden Gerichten.

2. 9. 91. Lager Wibissibili, Wambuba.

Unser Marsch ist unerwartet verzögert worden, denn wir sind nur anderthalb Stunden marschiert und mußten dann hier liegen bleiben, um eine Streifpartie vorauszusenden zum Erkunden des Weges. Obgleich nämlich gestern abends wir von dem Wambuba-Chef und seinen Leuten die Zusicherung erhalten hatten, sie würden zeitig zu unserer Führung kommen, erschien keine Seele und wir mußten den Weg hierher ohne Führer machen, in der Hoffnung, den hiesigen Ortschef, der von uns beschenkt worden war, zu finden und zu weiterer Führung zu den Wabodos zu veranlassen. Wir durchgingen also die Urwaldstrecke bis hierher auf sehr schlammigem, aber doch geradem Wege, zunächst am Flusse fort, dann aber, diesen rechts lassend, gerade nach Nordwest. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn wir fanden hier niemanden, die Leute hatten sich versteckt und ihre Habe in Sicherheit gebracht, und so mußte

denn wohl oder übel hier gelagert werden, bis Rat geschafft ist. Wir haben inzwischen den hiesigen Ortschef im Walde gefaßt, und die Streifpartie ist mit einem anderen Manne zurückgekommen; aber aus beiden ist kaum ein Wort herauszubringen, so verschüchtert sind sie, und zudem versteht keiner von uns ihre Sprache — und doch muß es gehen und wird gehen!

3. 9. 91. Lager Wakangu, Atilipei, Stamm der Wambuba.

Es hat gestern doch noch einige Differenzen gegeben, und einer unserer Träger ist durch einen Pfeilschuß — glücklicherweise Eisenpfeil, aber nicht vergiftet — in die Brust getroffen worden. Gegen Abend aber sind unsere Wambuba-Freunde gekommen, und so haben wir heute früh den Marsch aufgenommen. Über fünf Stunden ging es durch ziemlich dichten Wald mit schönen Blüten auf und nieder, über verschiedene Bäche und einen bedeutenden Zufluß des Ituri, Assa-u genannt, den wir zweimal durchwateten und der bei zehn Metern Breite knietief ist. Eigen ist bei all diesen Wäldern der Mangel an eßbaren Früchten, sowie die eigenartigen Gerüche der Pflanzen, wenige angenehm. Überall Massen von Farnkräutern und Lantana, aber kein Halm Gras für die Tiere. Überall Mengen grauer Papageien, einige Eichhörnchen und selten ein Affe; keine Schlangen und wenig Insekten, eine kleine, sehr lästige schwarze Biene abgerechnet. Dafür Schlamm und Schmutz in Fülle; von den die Bäume bekleidenden Moosen tropft das Wasser auf den Wanderer. Um nahezu ein Uhr mittags betrat ich das Lager, ein Dorf kleiner, elender, in- und nebeneinander geschachtelter Zwergenhütten: alle Einwohner entflohen und starker Regen über uns. Hier harrte meiner Arbeit. Ein anderer Mann war durch einen Eisenpfeil tüchtig verwundet worden: der Pfeil hatte den linken Oberarm durchbohrt und war dann in die Brust gedrungen, aber an der Rippe abgeglitten; ich hoffe jedoch, es wird sich machen. Jetzt habe ich meine Wambuba-Freunde gesandt, die hiesigen Einwohner zu beruhigen und zu holen, und kommen sie, so kann ich morgen weitergehen. Die Erkundigungen ergeben, daß in gerade westlicher Richtung wir über Adepiagua (Wald) nach Matahua-Ka-gudra, dann über Wumbilisa nach Apakavu kommen, leider außerhalb des Waldes im Graslande gelegen. Dort soll der große Fluß Lurnge nach Westen strömen (ob Nepoko oder Bomokandi?) und das Land Momfu beginnen, also der Anschluß an Junkers und Casatis sowie mein eigenes Arbeitsfeld erreicht sein. Gott gebe, daß bis dorthin alles gut gehe!

(Schluß folgt.)





Bilder aus Spanien.

Von

Fürstin Marie Urussow.

III.

Sevilla.

Cordova, das wir erst auf der Rückreise besuchen werden, liegt hinter uns, und damit haben wir die Sahara verlassen, um in das glorreiche Andalusien einzutreten; es zu besingen, ist den Dichtern sicher leicht geworden, man muß es gesehen haben, um es würdigen zu können.

Wir folgen dem Guadalquivir, dessen angebaute Ufer mit den schönsten Johannisbrot-, Orangen- und Ölbäumen, sogar mit Palmen geschmückt sind. Unsere Reise führt uns so durch einen prächtigen Hain, in welchem herrlich gelegene Städte von Zeit zu Zeit durch ein maurisches Glockentürmchen oder einen gotischen Turm von der Vergangenheit sprechen. Nach dem schrecklichen Eindruck, den Spanien bis Cordova hervorruft, glaubt man sich durch Berührung eines Zauberstabes in einen magischen Garten versetzt und begreift wohl, daß Mauren und Christen sich unablässig um ein solches Paradies gestritten haben. Bei dem bloßen Gedanken an die vierzehn Tage, die ich in diesen Gefilden verlebt, fühle ich den unüberwindlichen Wunsch, sie wiederzusehen, und gewiß hat niemand Andalusien besucht, ohne zu streben, einst wieder dahin zu gelangen.

Wir trafen eines Morgens, zu Beginn der heiligen Woche, in Sevilla ein. Eine Flut von Fremden, die gleich uns gekommen waren, um den berühmten Prozessionen beizuwohnen, durchwogte den Bahnhof. Das ist ein Getöse, ein betäubender, unaufhörlicher Lärm, und die Cirkulation wird durch einen wahrhaft tropischen Regen noch erschwert. Erst nach langem Hämmern gegen die Thüren glückt es uns, den Omnibus des Hotels Madrid zu erreichen. Glücklicherweise waren unsere Zimmer voraus bestellt, denn man macht sich keine Vorstellung von dem Durcheinander, das um diese Zeit des Jahres in Sevilla herrscht. Wer den Komfort liebt, darf in dieser Woche nicht dorthin kommen, denn selbst in den ersten Gasthöfen der Stadt sind die Vorräte unzureichend, und alle Einwohner werden durch den Gedanken toll gemacht, während dieser acht Tage reich zu werden. Freunde des Malerischen werden über diese Verdrießlichkeiten hinwegsehen, denn es fehlt nicht an reichlicher Entschädigung durch seltsame und interessante Eindrücke, welche die lokalen Gebräuche darbieten.

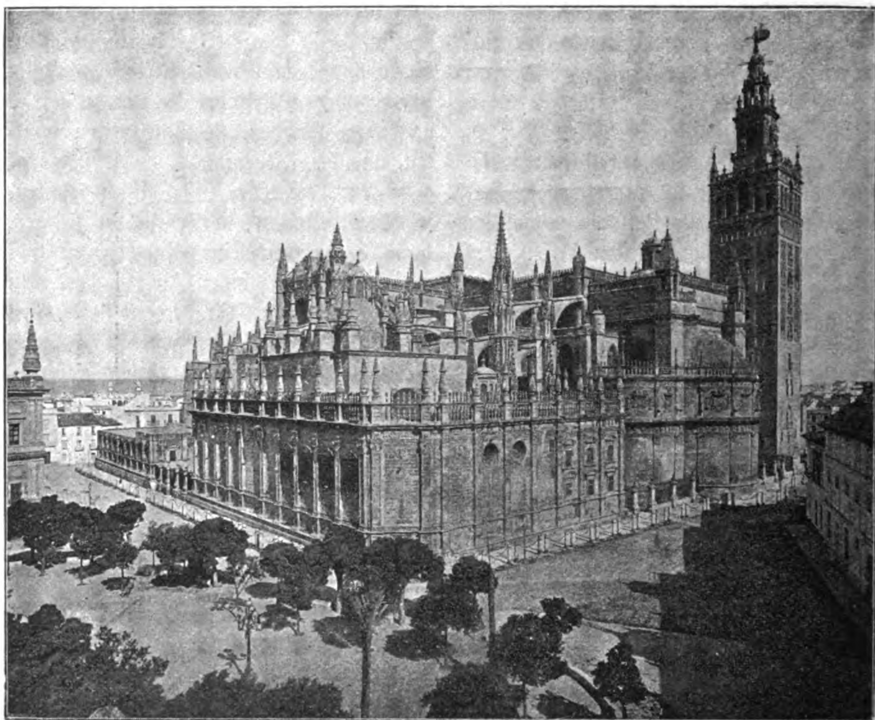
Wir wollen die den Ceremonien vorhergehenden Tage benutzen, um uns in Sevilla umzusehen. Es steht, von jedem Gesichtspunkte aus, in so entschiedenem Kontrast mit Toledo, daß man dadurch ganz betroffen wird. Toledo hat in der

That den Stempel des Gotischen und Christlichen bewahrt, dem sich das Maurische nur dann und wann vermischt, und das durch klimatische Bedingungen, wie durch die einer düsteren, unfruchtbaren Natur noch modifiziert wird. In Sevilla herrscht das rein Maurische allein, inmitten der reichsten Vegetation, in solchem Maße, daß man gläubig zuhören würde, wenn man sagen hörte, daß die Araber diese Stadt soeben erst verlassen hätten. Wie überall im Orient, sind die Straßen eng, aber von abendländischer Reinlichkeit; die Häuser sind nicht hoch, haben meistens nur zwei Stockwerke, alle sind aber interessant, und man bliebe gern vor jedem einzelnen stehen, wenn die Zeit reichte, so anziehend ist schon der offene Eingang der nach dem Patio oder inneren Hofe führt, welcher den sommerlichen Empfangssalon dieser Wohnungen ausmacht. Im bescheidensten Hause darf der Patio nicht fehlen; die weniger Begüterten begnügen sich mit einigen Blattpflanzen oder einem Bassin, das eine offene Säulenreihe umgiebt. Im Sommer schläft die ganze Familie zu ebener Erde in Zimmern, die nach diesem frischen Hofraume gehen, und verlebt den Tag unter dem Säulengang, während ein Leinwandzelt sie vor der schrecklichen Sommersonne schützt. Der Hof und die inneren Gärten waren der größte Luxus der Mauren und sind das für die heutigen Bewohner geblieben, welche an diesen klugen Gebräuchen ihrer Vorgänger nichts geändert haben. Einige dieser Patios sind von feenhafter Schönheit und Großartigkeit, alle sind aber malerisch und so poetisch, daß man sich der Illusion hingiebt, beständig eine köstliche Operndekoration vor sich zu haben.

Diese vergitterten, scheibenlosen Fenster sind wie geschaffen für Liebesgeflüster, und der Andalusier wirbt wirklich auf diese Weise, voll Geduld: lange Abende hindurch verweilt er in der Nähe des Käfigs, in dem sein Vögelchen atmet, und betrachtet das als sein höchstes Glück. Diese Kolonnaden, diese klaren Brunnen, diese Frische, nicht nur in den Palästen, sondern auf Schritt und Tritt, von einem Ende der Stadt bis zum anderen, bieten eine Reihenfolge von Bildern, deren jedes eines anmutig geführten Pinsels würdig wäre. Auch verfehlten die Maler aller Länder nicht, daraus Nutzen zu ziehen, und doch gewahrt man jeden Augenblick ein Motiv, das noch nicht wiedergegeben ward. Mir wurde versichert, daß die Einwohner nie von der Hitze leiden — und das in der glühendsten Stadt Europas! Den ganzen Tag über verlassen sie den Patio nicht und setzen sich niemals, unter keinem Vorwande, den tödlichen Sonnenstichen aus, wovon unvorsichtige Reisende, die es wagen, den Strahlen der Sonne zu trotzen, nur zu oft getroffen werden. Die spanischen Eroberer begriffen die Zweckmäßigkeit der arabischen Baukonstruktionen, welche sie nicht nur schonten, sondern für ihre eigenen Bauwerke zum Muster nahmen, und gewiß sind die Casa de Pilato des Herzogs Medina-Celi, der Palast des Herzogs Alba, wie der des Herzogs von Palomares Meisterstücke dieses Stiles und beweisen, wie entsprechend sie diesem Lande sind. Fast jede Kirche hat einen maurischen Glockenturm, ein altes Minaret. Zwischen alledem Gärten, mit Palmen bepflanzte Plätze — es ist, mit einem Wort, eine orientalische Stadt, das Orientalische aber so civilisiert, bequem und gut gehalten, daß man das Volk, dem solches zu verdanken ist, grenzenlos bewundert und diese Bewunderung wachsen fühlt, je weiter man in Andalusien eindringt — diesen Garten, den der Orientale seinen undankbaren Verfolgern zurückgelassen hat —, je mehr man aus einer Erinnerung in die andere gerät, bis man zuletzt bei der Alhambra ankommt, diesem letzten Werke architektonischer Schönheit, das inmitten des ihr entsprechendsten Naturbildes steht. Von weither in der Landschaft und von jedem Ende der Stadt aus erblickt man die bewunderungswürdige Giralda, den Turm der Domkirche, der die Augen und die ungeduldige Neugier aller Fremden an

sich zieht. Jeder weiß ja, daß er hier eines der vollkommensten Werke vor sich hat, mit denen die Erde je von Menschen geschmückt wurde; man muß es aber gesehen haben, um seinen vollen Reiz zu verstehen. Selbst die Mauren hielten diesen Turm für ein so auserlesenes Meisterwerk, daß sie zur Zeit der Einnahme Sevillas durch die Christen dessen Zerstörung beabsichtigten, um ihn nicht in ihre unwürdigen Hände fallen zu lassen. Alonzo el Sabio, der Sohn des heiligen Ferdinand, drohte, die ganze Stadt plündern zu lassen, wenn ein solcher Versuch unternommen würde, und rettete so dies unvergleichliche Juwel. Es ist die Schöpfung Abu Jussuf Yakubs, dieses berühmten Kalifen des zwölften Jahrhunderts, dem Sevilla seine Umfassungsmauern, seinen Quai und die große Moschee verdankt, die nach dem Plan der zu Cordova befindlichen erbaut ist und deren Stelle die jetzige Kathedrale einnimmt. Vom Gipfel dieses Turmes aus rief der Mueddin vor Zeiten die Söhne des Islam zum Gebet. Von demselben Turm rufen die Glocken den Christen bis zum heutigen Tage in gleicher Weise. Zur Zeit der Muselmänner war der Turm zweihundertfünfzig Fuß hoch und endete da, wo sein Viereck aufhört. Ich weiß nicht, ob der reiche, hundert Fuß hohe und vier Stockwerke umfassende Glockenstuhl, den man ihm aufsetzte, zu seiner Verschönerung beigetragen hat; er verengt sich im Aufsteigen; sicher ist aber, daß diese Verlängerung ihn für viel weitere Entfernung sichtbar macht, und die Statue des Glaubens, welche den Glockenstuhl krönt, ist von unendlicher Leichtigkeit und Anmut, scheint fast in den Lüften zu schweben, dient jedoch, wie ihr Name Giralda schon verrät, zugleich als Windfahne, was sie, zumal in Spanien, nicht gerade zum geeignetsten Sinnbilde des Glaubens macht. So, wie sie ist, bleibt aber die Giralda der schönste Schmuck Sevillas und wird sogar von den Einwohnern beinahe als Persönlichkeit betrachtet, so sehr wird sie bewundert und gepflegt. Sie ist unter den besonderen Schutz der heiligen Justa und Ruffina gestellt, zweier Sevillanerinnen, die so ausgezeichneter Art waren, daß die Löwen, denen sie vom Präfekten höflich angeboten wurden, sie nicht fressen wollten, und die seitdem das ihnen übertragene Amt, die teure Giralda zu behüten, sehr gut besorgen; in Sevilla weiß jeder, daß sie während eines furchtbaren Gewitters im sechzehnten Jahrhundert den Teufel fortjagten, der gewagt hatte, den Sturm und die Blitze gegen den Turm und den Dom selbst loszulassen. Dieses Wunder ist oft von Bildhauern dargestellt und von Murillo und anderen gemalt worden, und eines der schönsten Fenster des Domes ist das, dessen Scheiben die beiden Heiligen im Kampfe mit der Hölle, als Verteidigerinnen ihres anvertrauten Schatzes, zeigen. Die Liebe einer ganzen Stadt zu einem solchen Monument ist mir sympathisch — und hier waren es nicht die Fremden, welche dies Gefühl erregten; die Sevillaner tragen seit vielen Jahrhunderten, die über ihr Dasein hinweggingen, diese Liebe vom Vater auf den Sohn über.

Der Aufstieg zur Turmspitze ist leicht, sehr breit und bequem, und man verweilt lange bei jedem Fenster, um das Panorama zu betrachten, das sich vor den Augen ausbreitet. In den ersten Stockwerken wird man vor allem durch den Niederblick auf den Dom gefesselt, den man in seiner ganzen Größe zu Füßen hat und dessen seltsame Architektur, die in tausend verschiedene Formen hineingequält und ausgearbeitet ist, eine Welt voll Galerien, Spitzbogen, Spiralen, Balkons, Kuppeln, spitzer oder flacher Dächer zeigt — mit einem Worte: eine zugleich maurische und gotische Stadt, in der jede Einzelheit stundenlanges Studium verlangt und Stift und Pinsel erforderte. Und je höher man steigt, um so mehr gewinnt man ein Urteil über die ungeheure Ausdehnung dieses Domes, der wirklich den ganzen Raum, den die Moschee Abu Jussufs einnahm, genau ausfüllt. Nach der Eroberung Sevillas diente die

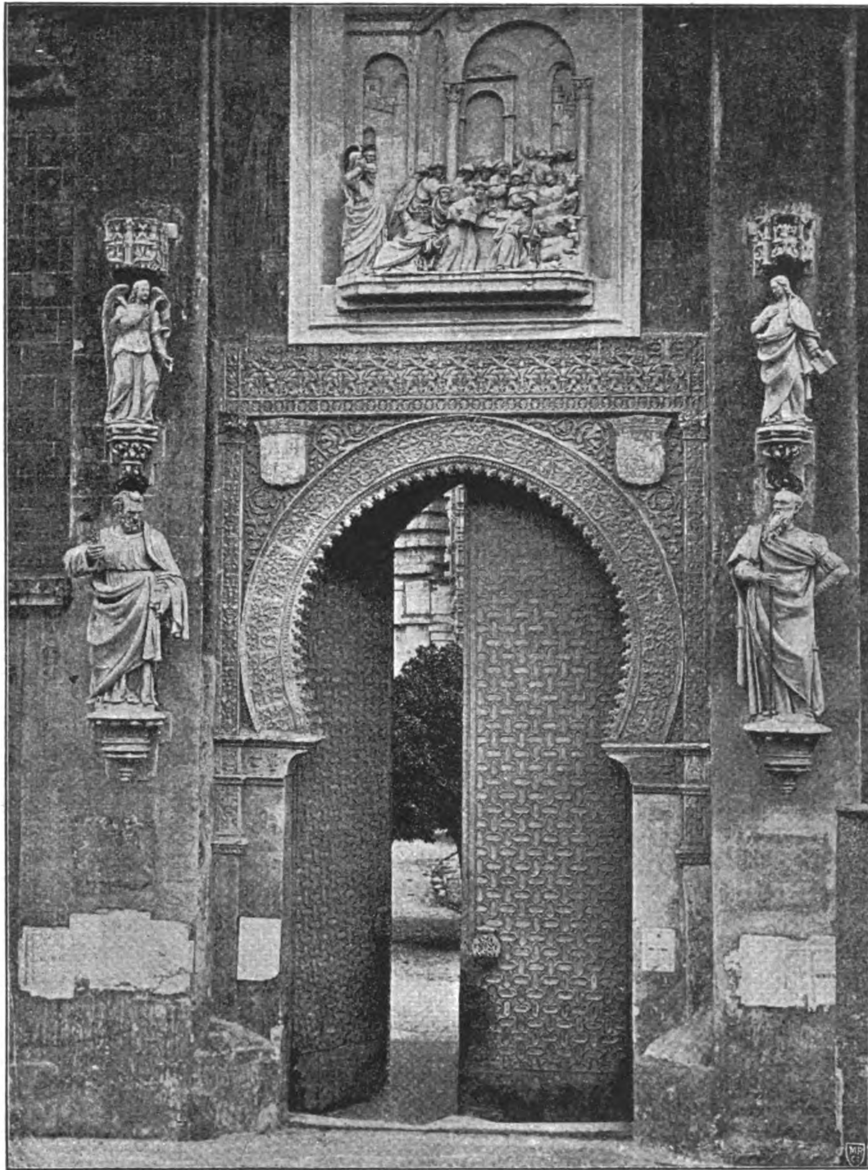


Der Dom.

zur Kirche umgewandelte Moschee, so wie sie war, zwei Jahrhunderte lang als Kathedrale; als ihr Verfall drohte, entschloß sich das Domkapitel, sie auf demselben Raume und in derselben Größe neu aufzubauen. Dieser Beschluß wurde so formuliert: „Wir wollen eine Kirche von so großer Schönheit bauen, daß die Nachwelt uns für Narren erklärt.“ Und sie setzten diese großartige Narrheit ins Werk, und — seltsam! — dies Domkapitel blieb während eines Jahrhunderts und darüber hinaus, bei steter Erneuerung seiner Persönlichkeiten, in beständiger treuer Übereinstimmung: alles entbehren zu wollen, um dies gemeinschaftliche Werk zu vollenden. Man wäre versucht zu glauben, daß ein und dieselbe Seele sich in allen diesen Priestern fortgepflanzt hätte, denn trotz der ungeheuren Reichtümer, welche die Frömmigkeit, der Aberglaube ihrer Zeit ihnen zu Gebot stellte, lebten sie wie Bettler, um die Kosten dieser ihrer angebeteten Herrin bestreiten zu können, und verlangten als einzigen Lohn nur das Anrecht, daß ihr Staub unter deren Vorhof gebettet würde. Und je höher ich die Giralda erstieg und die himmlische Thorheit des Domkapitels sich mir in ihrer unendlichen Schönheit entschleierte, desto reger wurde ein Gefühl der Zuneigung zu diesen unbekannten Männern, die ihr Leben einem Ideal weihten, dessen Verwirklichung sie niemals sahen, dessen Kultus ihnen aber alles ersetzte, was sie sich versagten, um es zu erreichen.

Das Panorama vom Gipfel des Turmes aus breitet sich weit und poesievoll bis zur Sierra Morena und zur Sierra Nevada hin, der Guadalquivir schlängelt sich durch fruchtbare Ebenen und lachende Gärten, welche in ihrer Frühlingsblüte stehen; Klöster und Dörfer beleben diese südliche Landschaft, während sich, dicht vor uns, das weiße heitere Sevilla mit

seinen zahllosen maurischen Türmen, seinen Plätzen, Palästen und den herrlichen, unvergleichlichen Gärten gruppiert. Der Laubschatten, diese Paläste abzeichnen, ist noch schöner als alles übrige. Es ist dem Maler wie dem Dichter ganz un-



Thor der Gnade am Dome.

Garten von St. Telmo und die Passepiata Cristina sehen aus wie tropische Wälder, welche der silberne Fluß benetzt. Der Himmel, unter dem sich diese möglich, eine Vorstellung davon zu geben, ich will auch gar nicht darüber sprechen; nur die Augen, die ihn schauten, können sich daran berauschen, wie es dieser leuch-

tenden Pracht zusteht, und ich segne mein Geschick, das mir hier und in Sicilien gönnte, zu sehen, was Sonne und Himmel in diesen bevorzugten Gegenden sind.

Der weite Umkreis des Domes bietet an mehreren Stellen den Anblick einer Festung; dort sind alte Mauern aus Tapia (einer kalkigen Thonerde), welche früher die Umfassungsmauer der Moschee bildeten. In diesem Umkreise liegt der herrliche Orangenhof (Patio de los Naranjos) mit seinem Brunnen in der Mitte, an dem die Gläubigen ihre durch Mohammed vorgeschriebenen Abwaschungen verrichteten. Man gelangt in diesen Hof durch die prachtvolle Puerta del Perdon, ein Hufeisen schönsten maurischen Stiles; dieser Bogen und seine Bronzethore sind dieselben, durch welche die Söhne des Orients in den heiligen Hain traten, der zu allen ihren Gebethäusern führt.

Das Basrelief, welches sich über dem Thor erhebt, und die Statuen, die ihm zur Seite stehen, gehören der christlichen Zeit an und tragen nicht zu der Großartigkeit dieses arabischen Kleinods bei. Die langen Stunden, welche ich in diesem Orangenhain zubrachte, zählen zu den köstlichsten meines Lebens. Ich ging täglich dorthin, um zu ruhen und die verschiedensten Eindrücke zu genießen: bald überließ ich mich dem unmittelbaren Genuß des Lichtes, des Schattens dieser klaren Quelle inmitten all der Bäume, die goldene Äpfel trugen, die Girandola zur einen, die äußeren Einzelheiten des Domes zur anderen Seite, bald rief ich die Vergangenheit herauf und glaubte dann diese bronzefarbenen Araber zu sehen, wie sie, in den malerischen Burnus gehüllt, ernsthaft unter diesem Laubschatten sitzen oder sich langsam dem Tempel zu bewegen, wenn die Stimme des Mueddin ihnen vom hohen Turm herab gebietet, Allahs Größe zu verkünden. Diesen folgten die Schatten der christlichen Könige mit ihrem Gefolge von Rittern und Geistlichen, von nachströmendem Volke geleitet, das sie enthusiastisch begrüßt; ich sah sie alle in das unermeßliche Heiligtum dringen, um dem siegreichen Kultus zu opfern. Nur ein kleines Detail erinnerte mich an dieser holden Stätte daran, wie sehr die Söhne des Katholicismus den Adepten des Halbmondes an Toleranz nachstanden.

Links von der Eingangsthür, der Girandola zu, steht eine kleine steinerne Kanzel, von der St. Vincent Ferrez und andere heilige Leute mit entsetzlichem Erfolg zu gunsten der Inquisition predigten. Eine Inschrift ruft diese Großthaten dem Gedächtnis zurück, und ein düsteres Bild gleitet an meinen Augen vorüber, dieser lachenden Sonne, dieser mich umringenden Schönheit zum Trotz. Ich sehe eine wilde, drohende Menge, einen fleischlosen Mönch mit verstörten Augen, das Kruzifix in seiner Hand steigert den Haß und die Grausamkeit des Volkes, vielleicht auch seine Habsucht; ich sehe Scheiterhaufen und verheißene Ablässe für die, welche durch den blutigen Glaubensakt den Gott feiern, der nach Menschenopfern dürstet! Und jene, die das Feuer nicht gereinigt hat, sterben zu Tausenden in den fürchterlichen Kerkern, die der höllische Geist der Inquisition mit Opfern bevölkerte, welche vielleicht beklagenswerter sind als die, deren Qual die Flammen beendeten! Wie konnte man unter solchem Himmel, unter diesen blühenden oder mit Früchten beladenen Orangenbäumen, bei dem Gemurmel dieser reinen Quellen von Haß, von Hinrichtung sprechen! Man meint, hier müsse jedes Herz friedlich und liebreich sein! Doch nein — der Fanatismus herrschte, und mit ihm war die Hölle in dieses irdische Paradies gedrungen.

Ach! welcher trostlose Anblick erwartet uns, wenn wir tiefer in den feierlichsten Tempel der Christenheit eindringen! Überall Gerüste, alles versperrt — eine ungeheure Masse von Ruinen nimmt das ganze Mittelschiff ein, gerade da, wo Hochaltar und Chor ihre Stelle hatten. Zwei der gewaltigen, 150 Fuß hohen Pfeiler, welche die Kuppel stützten, sind im August 1888 eingestürzt, ohne Zweifel infolge des zwei Jahre zuvor statt-

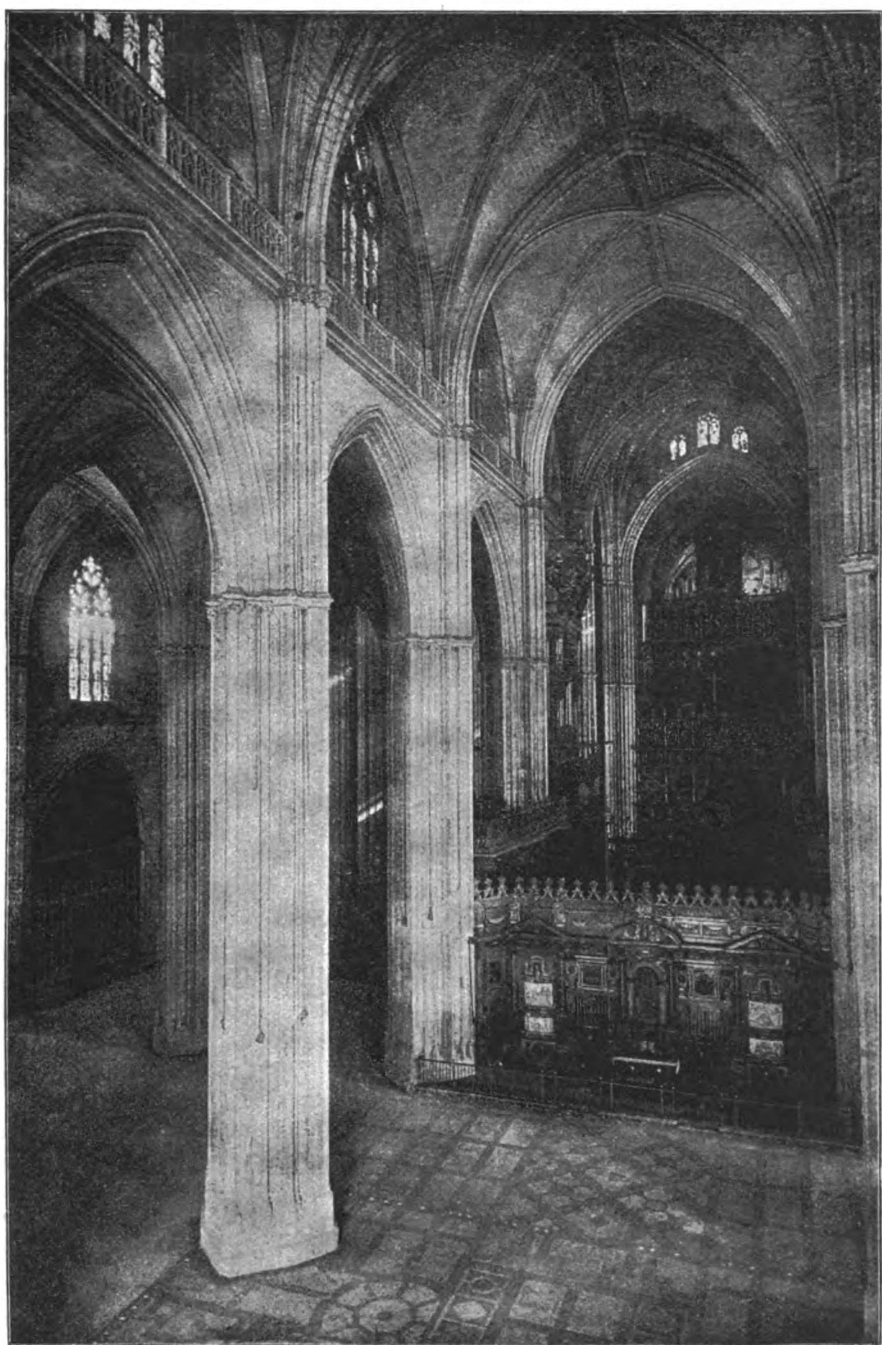
gehabten Erdbebens. Der Bau war allerdings sorgfältig untersucht worden, nichts schien darin erschüttert, gestört zu sein, bis eine der Säulen plötzlich wich und die anderen mit ihrem Sturze gleichfalls hinabriß, wodurch der herrliche Chor mit allem, was er enthielt, und der größte Teil der Capilla Major binnen einer Sekunde vernichtet wurde. Das großartige mystische Altarblatt entging wie durch ein Wunder der Zerstörung. Mit Hilfe einiger Thaler und vieler Bitten erreichte ich es, von Gerüst zu Gerüst aufgezogen zu werden, um mich demselben nähern zu können, und ich kenne nichts Ergreifenderes als dieses Altarblatt, auf dem das ganze Alte und das ganze Neue Testament in bemalter und vergoldeter Holzschnitzerei dargestellt ist und in einer gigantischen Kreuzigung ausläuft, welche die ganze Kirche beherrscht.

Es ist zum Weinen, wenn man sieht, wie eine brutale Gewalt in einem einzigen Moment so viele Meisterwerke vernichten kann, deren Dauerhaftigkeit den Elementen und der Zeit Trotz zu bieten schien! Und wer weiß, ob nicht auch das übrige bedroht ist, denn man kann diese Pfeiler nicht antasten, ohne alles zu zerstören, und die Ursache des 1888 geschehenen Unheils ist erst herausgefunden worden, als die Fundamente des Zusammengestürzten bloßgelegt waren. Da fand man die Grundmauer des einen der Pfeiler vollständig geborsten und vorgeneigt, was, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch den Erdstoß veranlaßt worden. Der zweite Pfeiler ward nur durch den Fall seines Genossen fortgerissen, seine Basis war unbeschädigt. Hoffen wir im Interesse der Kunst, daß alles Unberührte gerettet werden kann; die Wiederherstellung des Zerstörten wird allerdings wohl noch zehn Jahre dauern, und bis dahin wird man sich nur durch die Einzelheiten Rechenschaft über die Schönheit des Ganzen ablegen können. Der Hochaltar ist hier wie in Toledo von einer prachtvollen Brüstung aus Marmor und Alabaster umgeben, die ihn von dem übrigen Teil des Schiffes trennt — eine Erinnerung an die früher allen Kirchen eigene Sitte, die bis heute noch in den orientalischen Gebethäusern herrscht, das Allerheiligste, um es richtig zu sagen, von der Kirche zu trennen. Diese Brüstung ist von derselben Arbeit wie das Altarbild, halb gotisch, halb arabisch — sie hat glücklicherweise nicht gelitten. Der gerundete trommelförmige Abschlußteil des Domes hinter dem Hochaltar enthält die Capilla Real, die selbst als eine riesige Kirche nebst einer eigenen Sakristei und Domkapitel gelten könnte. Sie wird jetzt restauriert, auch ist es schwer, ihre grandiosen Verhältnisse zu beurteilen; das historische Interesse nimmt uns aber viel zu sehr hin, um nicht jedes Bedauern zu vergessen. Auf dem Hochaltar steht eine vergoldete Statue der Jungfrau, ein Geschenk des heiligen Ludwig von Frankreich an seinen Zeitgenossen, man könnte in jeder Hinsicht sagen, seinen Bruder, St. Ferdinand, König von Castilien und Leone, Besieger der Araber und Eroberer Sevillas, in das er 1248 als Triumphator einzog und in der Moschee, in der wir stehen, die Messe hörte. Gewiß besaß St. Ferdinand große politische und kriegerische Eigenschaften, er nahm den Ungläubigen Jaen, Cordova, Murcia u. s. w., aber die Uneinigkeit der Mauren untereinander kam ihm sehr zu Hilfe und erleichterte ihm seine Erfolge. Seine, wie man sagt, sehr gut erhaltenen sterblichen Reste werden in einem Sarkophage aus ciseliertem Silber bewahrt, welcher vor der Statue der heiligen Jungfrau steht, die sein Palladium war. Solange die arabische Herrschaft noch eine letzte Zuflucht in Spanien fand, sandte der König von Granada alljährlich einen seiner edelsten Ritter ab, um dem Jahresgottesdienst für den Eroberer Sevillas beizuwohnen. Geschah dies aus Bewunderung seines persönlichen Charakters oder aus der, welche dem Erfolg entspringt? Ich weiß es nicht. Der heilige Ferdinand verdankte seine Kanonisation namentlich dem Eifer, mit dem er die Ketzer verfolgte; seine

Hingabe ging so weit, daß er sich herbeiließ, dem Henker als Knecht zu dienen, die Scheiter, welche „die Verurteilten durch das Feuer reinigen sollten", selbst herbeizutragen.

Als wir in das unter dem Hochaltar liegende Gewölbe hinabstiegen, sahen wir verschiedene Reliquien dieses Königs, wie seinen Degen und eine Elfenbeinstatuette der Jungfrau, de las Batalla genannt, die er stets an seinem Sattelknopfe befestigt trug. Die Gräber seines Sohnes, Alonzo del Sabio, und dessen Frau, und das Grab der Geliebten Pedros des Grausamen, Maria Padilla, befinden sich gleichfalls in dieser Kapelle, doch herrscht darin unstreitig St. Ferdinand, dem die dankbaren Spanier einen Kultus bewahren, welchem die Jahrhunderte noch nichts von seiner Inbrunst genommen haben.

Dank dem Zustande der im Dom herrschenden Unordnung, ist es unmöglich, jede seiner Kapellen methodisch aufzusuchen; auch mußten wir uns darauf beschränken, das zu sehen, was ohne richtigen Wegweiser erreichbar war. Deshalb herrscht auch in meinen Erinnerungen etwas Anarchie, und ich muß mir genügen lassen, die wesentlichsten Eindrücke zu verzeichnen, indem ich Glücklicheren, die das Gebäude in seiner neu hergestellten Pracht sehen werden, die Schilderung des einheitlichen Zuges überlasse, der die Einzelheiten miteinander verbindet. Drei Werke Murillos, von höchster Schönheit, befinden sich in diesem Dom. Ich will nur von diesen sprechen, denn die Zahl seiner dortigen Gemälde ist groß, in diesen drei Schöpfungen ist er aber der souveräne Meister, und man kann allen, die ihn kennen lernen wollen, nicht genug empfehlen, lange dabei zu verweilen. Ich nenne sie in der Reihe ihrer, nach meiner Ansicht steigenden Vollkommenheit. Zunächst — der Schutzengel, der ein kleines Kind an der Hand führt; dieses überläßt sich seinem edlen, reinen Führer mit dem unbedingtesten, unschuldigsten Vertrauen; der Ausdruck des Engels ist weder sentimental noch fade, seine Erscheinung ist im Gegenteil voll Erhabenheit und sanfter, ernster Schönheit. Diesem folgt die kolossale „Empfängnis" im Kapitelsaale. Dieser länglich runde Saal, dessen ganze Kuppel mit Basreliefs aus karrarischem Marmor besetzt ist, wirkt majestätisch. Murillos Bild ist sehr hoch angebracht, doch sieht man es vortrefflich, und der Künstler wußte ihm Proportionen zu geben, die es mit dem Platze, den es inne hat, in volle Harmonie stellt. Obgleich es nicht die wahrhaft göttliche Anmut der in Madrid befindlichen Verkündigung zeigt, weht doch ein Hauch, eine Größe darüber hin, die imponiert. Man kann diese Komposition im hiesigen Museum studieren, wo sich eine Kopie findet, wahrscheinlich der Entwurf des Künstlers für diesen Auftrag des Domkapitels. Endlich wird man in der Taufkapelle von der Vision des heiligen Antonius geradezu gepackt; über die Schönheit dieses berühmten Meisterwerkes kann nie Genügendes ausgesprochen werden. O, ich habe es täglich betrachtet, und als ich davon schied, empfand ich wahren Schmerz, mich von ihm trennen zu müssen. Meine Augen, mein Herz sind davon erfüllt! Es ist wirklich der Himmel selbst, der in diese Zelle niedersteigt, und die Inbrunst der Verzückung hat das göttliche Kind gezwungen, sich in die Arme dessen zu werfen, der es mit seiner ganz in Liebe flammenden Seele herbeirief! Die himmlische Vision wird greifbar, wenn man vor diesem gemalten Entzücken lange verweilt. Beglückt sind alle, deren Augen bei diesem Anblick nicht trocken bleiben, deren Herz schneller schlägt. Die Erregung, welche ich empfand, ist mir eine holde Erinnerung, wie jede reine Begeisterung; dies sind die köstlichsten Augenblicke des Lebens, und Heil denen, die sie hervorrufen! Sollte man es für möglich halten, daß eine ruchlose Hand vor etwa fünfzehn Jahren über Nacht den Heiligen herausschnitt? Einem Mr. Schaus in New-York, dem der Raub angeboten wurde, ist das Wiedererlangen des Schatzes zu danken, den der Restaurateur Mar-



Das Innere des Domes.

tinez wunderbar gut an seine Stelle zurückversetzte. Seit jener Zeit bleibt die Kapelle immer verschlossen und das Bild selbst meistens verhüllt. Sein Hüter wird durch die Rente, welche ihm aus dessen Enthüllung zufließt, von seinem Werte

überzeugt, und diese Umstände lassen hoffen, daß keine weitere Gefahr zu befürchten steht. Die Schlauheit der Kirchendiebe Spaniens ist wahrlich zu beklagen. Die Madonnen Sevillas und Toledos wurden ihrer reichsten Gewänder beraubt, was für die Touristen sehr unangenehm ist, denen es jetzt viel Zeit und Geld kostet, bis alle Schritte gethan sind, um Besichtigung dieser Schätze zu erlangen. Übrigens erwiesen sich die Sakristane in Sevilla sehr zuvorkommend, unsere Augen ermüdeten an all dem Gold und Silber, den Juwelen und Stickereien, mit denen wir sie stundenlang gesättigt haben. Eine Säule von Bronze, die auf einem öffentlichen Platze stehen könnte, stellt die Leuchte der Tenebra vor; sie ist ausgezeichnet gearbeitet, und die kolossalen Verhältnisse aller dieser Gegenstände des Kultus lassen uns bitter beklagen, daß wir sie nicht während dieser Woche benützt sehen werden. Der Dom wird aber nur von Hammerschlägen wiederhallen und die Witwenschaft der Kirche wird sie statt in prachtvolle Großartigkeit, nur in Düster hüllen.

Man sieht in dieser Sakristei ein sehr merkwürdiges Gemälde von Pedro Campanna, einem Vorläufer Murillos, das die Kreuzabnahme darstellt. Murillos Vorliebe für dieses Werk war so groß, daß er täglich davor verweilt haben soll. Damals schmückte es die Kirche Santa Cruz, und der Künstler wurde nach seinem Wunsche zu Füßen seines Lieblingsbildes begraben. Bei dem von Soult geführten Einbruch der Franzosen wurde diese Kirche zerstört, die Knochen des Malers in alle vier Winde geworfen und das Bild in Stücke zerschnitten. Das Domkapitel ließ es herstellen und schmückte seine Sakristei damit. In meinen Augen verdient nichts in diesem Bilde die Auszeichnung, womit Murillo es ehrte: es ist eine historische Merkwürdigkeit — das ist alles. In jedem Museum von einiger Bedeutung giebt es zehnmal Besseres. Die „Vorstellung" desselben Meisters in der Seitenkapelle ist mir viel lieber, auch ziehe ich vor, die verschiedenen Skulpturen Montañes zu betrachten; von diesem eminent spanischen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts sind sehr schöne Proben vorhanden, zum Beispiel eine Empfängnis in Holzbildwerk und ein vorzügliches Kruzifix. Wir finden noch oft Gelegenheit, ihn bei den Prozessionen, sowie in den meisten Kirchen Madrids zu bewundern.

Wie viele unvergeßbare Lichteffekte zeigten sich mir während der langen Stunden, die ich damit zubrachte, unser diesen jetzt so schweigsamen, doch feierlichen und hoch geschwungenen Gewölben umherzuschweifen! Die Fenster sind hier ebenso schön wie in Toledo, und man wird nicht müde, die verschiedenen Beleuchtungen zu bewundern, welche den Skulpturen, den Säulen entlang gleiten, und zuweilen auf einem Grabmal verweilen, wo das Bildnis des Toten unter ihrem Spiel Leben zu gewinnen scheint. Eine Steinplatte zwischen dem Chor und der Porta Major bezeichnet uns die Grabstätte des Sohnes Christoph Columbus', der seines Vaters würdig war und dem Dom die herrliche Bibliothek vermachte, welche die Manuskripte dessen enthält, dem Spanien eine neue Welt verdankte und dem es dann Ketten und ein gebrochenes Herz zum Lohne gab.

Den merkwürdigsten Schätzen dieser Bibliothek gegenüber füllt sich bei dem Anblick des von Columbus eigenhändig im Gefängnis geschriebenen Manuskriptes das Auge mit Thränen, und das Herz zieht sich zusammen! Diese Schrift wendet sich an die Inquisition, und will beweisen, daß die Entdeckung der Neuen Welt von der heiligen Schrift vorhergesagt worden sei.

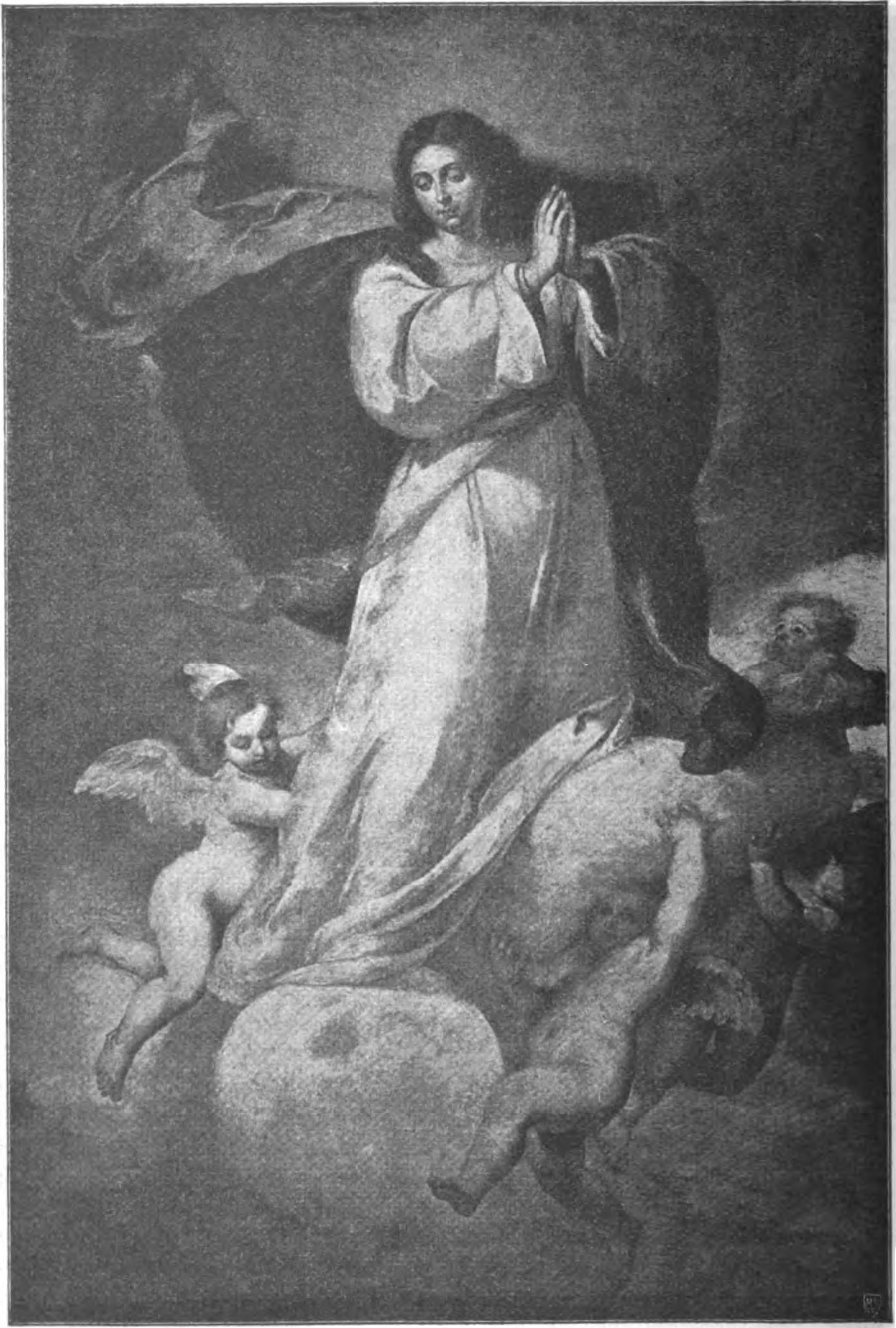
Wenn man aus dem Dome tritt, hat man nur den Platz del Trionfo zu überschreiten, um zum Alcazar zu gelangen — diesem Palast der maurischen Könige, welchen sie in der Nähe ihrer vielgeliebten Moschee erbauten. Übrigens ist von dieser arabischen Wohnstätte nur wenig erhalten. Was wir jetzt sehen, ist Pedro dem Grausamen, König von Castilien und

Leone, zu verdanken, der Arbeiter aus Granada kommen ließ und in berechtigter Bewunderung ihres Geschmacks durch sie eine zweite Alhambra in Sevilla schaffen wollte. Glücklicherweise hat man die Thüren, Plafonds und Fayenceverzierungen der Orientalen bestehen lassen. Ihrer Zeit gehören die beiden königlichen Gemächer zu, deren Fassade nach dem entzückenden Patio de las Munnecas geht, dem großen Patio, der de las Doncellas genannt wird und mit den prächtigsten Fayencen geschmückt ist, die ich in Spanien sah. Ebenso der große Saal der Gesandten, welcher vielleicht noch großartiger ist als der zu Granada, obgleich die spanischen Balkons und die Bildnisse der Könige leider seinen Charakter geschädigt haben.

In diesem Saale ließ Pedro der Grausame seinen Bruder, den Herrn von Santiago, Sohn Leonora Guzmans und des unglücklichen Abu Saïd, ermorden. Letzterer hatte sich, nachdem er aus Granada vertrieben worden, nach Sevilla unter den Schutz des Königs geflüchtet, der keinen Augenblick zögerte, ihn verräterisch töten zu lassen, um sich seiner Kostbarkeiten und Reichtümer zu bemächtigen.

Vor allem herrscht aber im Alcazar die poetische Erinnerung an Maria Padilla. Diesem schönen, sanften Wesen galt die einzige menschliche Empfindung des entsetzlichen Pedro, und das Volk schreibt den Einfluß, den sie bis zu ihrem Ende auf ihn geübt, der Zauberei zu. Erst als sie ihm fern war, geschahen alle die Mordthaten und Greuel, welche ihren Geliebten des Beinamens wert machten, den die Geschichte ihm verlieh. Allerdings weichen die über diese Frau bestehenden Ansichten voneinander ab, die Thatsache, daß die abscheulichsten, jedes Zuges der Menschlichkeit baren Verbrechen erst nach ihrem Tode begangen wurden, beweist uns aber, daß die Volksmeinung ihrer Zeit sich in Marias Schätzung nicht getäuscht hat. Pedro bestattete ihre Leiche in der Kapelle der Könige zu Sevilla, und der letzte Funke seiner Seele erlosch in ihrem Grabe, fortan blieb nur das wilde Tier übrig. Deshalb betraten wir nicht ohne Bewegung die Zimmer dieser Heldin der Liebe, welche sich, wie auch ihre Baderäume, in unterirdischen Gelassen befinden, die wohl ehemalige Gefängnisse waren, wo aber bis zu unseren Tagen ein klarer, heller Teich noch derselbe ist, in dem sich die Schönste der Spanierinnen mit ihrem gezähmten Tiger erlustigte.

Ehe Karl V. den unglücklichen Einfall gehabt hatte, die Residenz nach Madrid zu verlegen, bewohnte die Mehrzahl der spanischen Herrscher den Alcazar, und ihr Gedächtnis ist dort durch verschiedene Bauten und Verschönerungen verewigt worden. So verdankt man Isabella die Schloßkapelle. Karl VI. selbst ordnete die wundervollen Gärten an; die ihnen zugewandte Fassade wurde durch den Säulengang, welchen Philipp V. im vorigen Jahrhundert bauen ließ, etwas verdorben, während dieser erste Bourbone sich in einem Anfall von Schwermut zwei Jahre lang hier vergrub. Die Gärten sind aber ein wahres Wunder, mit ihren großen, viereckigen Bassins, ihren Treppenterrassen, die mit allen Bäumen der Tropen bepflanzt sind, ihren unter dem Rasen und den Wegen verborgenen Wasserstrahlen. Man glaubt sich wirklich in einem der Eden, von denen die arabischen Märchen erzählen. Will man voll genießen, so muß man viele Stunden dort zubringen und sich an Nachtigallen, Düften, Lichtwirkungen berauschen. Der Dom und die Giralda bilden den Hintergrund und erscheinen in ihrer ganzen Schönheit; zwischen den Orangenbäumen hindurch erblickt man unweit derselben die Schattengruppen des Parkes von San Telmo und die der am Ufer des Flusses hinlaufenden Promenade Cristina. An einem schönen Tage, besonders nach den Ermüdungen eines Touristenmorgens, giebt es kein köstlicheres Ausruhen als den Aufenthalt im Patio de los Naranjos des Domes oder in den Gärten des Alcazar.



Die Empfängnis. Gemälde von Murillo im Dome.

Ehe ich dort hinwegging, bestand ich, und mit Recht, darauf, mir la Sala della Giustina öffnen zu lassen, der, aus mir unbekannten Gründen, den Fremden nicht gezeigt zu werden pflegt, der aber ein bewunderungswert erhaltenes und vollkom-



Das Jesuskind erscheint dem heiligen Antonius. Gemälde von Murillo im Dome.

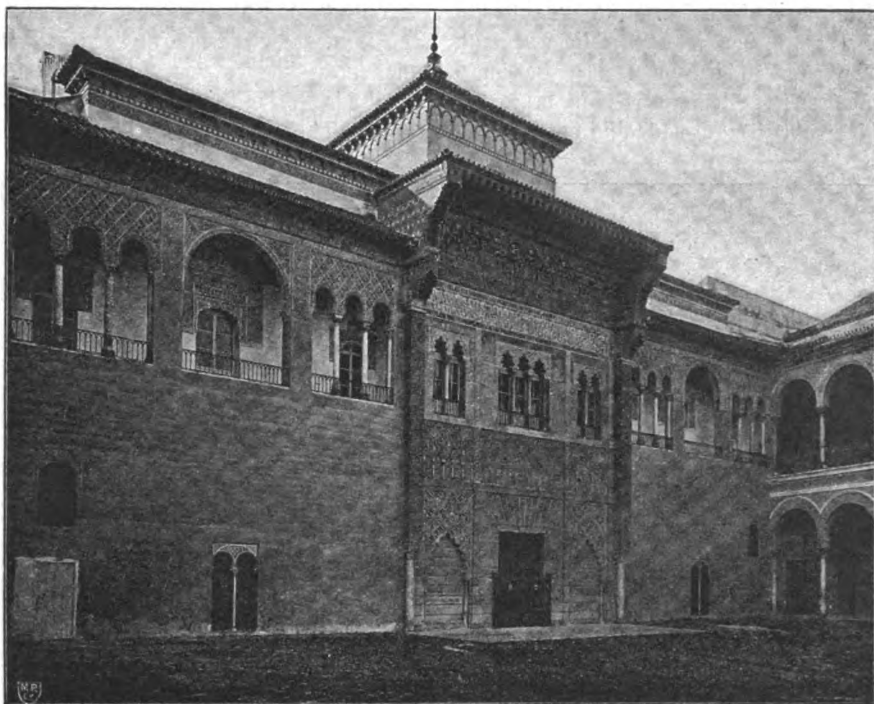
menes Muster maurischer Kunst aus der Zeit ist, die der Einnahme der Stadt durch die Christen vorausging.

Nachdem wir den Alcazar besucht hatten, verstehen wir die gegenwärtigen, im maurischen Stil erbauten Paläste, deren schönster unstreitig die Casa de Pilato ist. Er allein ist ganz unberührt geblieben, so, wie der Marquis de Tarifa ihn zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts errichtete. Die gegenwärtigen Besitzer — die Herzöge von Medina-Celi — sind direkte Nachkommen des Erbauers. Alle übrigen Paläste haben leider manchen Wechsel ihrer Bestimmung erfahren, indem sie durch verschiedene Hände gingen, und nun schneidendes Bedauern wecken. So wurde der auf dem Duqueplatze stehende Palast des Herzogs von Palmores vom letzten Vertreter der Familie um einen lächerlichen Preis an einen Leinwandhändler verkauft. Seine Warenballen füllen nun den herrlichen zweistöckigen Patio, der von Marmorsäulen gestützt wird und überall mit den feinsten arabischen Bildhauereien geschmückt ist; Waren füllen die feenhaften Stätten der Ruhe, die zahllosen Säle, deren jeder in dem Märchen von tausend und einer Nacht vorkommen könnte, und Ladendiener baden sich in dem von Palmen, Rosenstöcken und Orangenbäumen umschatteten Teiche, wo, wie uns gesagt wurde, einst die unvergeßbaren Feste gefeiert wurden, deren Sevilla noch heute gedenkt. Der letzte dieses Geschlechtes hat das Erbteil seiner Väter im Baccarat verschlungen, und man weiß nicht einmal, wo sein Elend sich jetzt verbirgt.

Glücklicherweise trifft Gleiches noch nicht für die Casa de Pilato zu, auch verläßt uns hier, wie durch Zauber, alle Schwermut, die uns bei unseren Besuchen der vielen anderen entweihten Stätten begleitete. Der Einfall des Marquis de Tarifa, seinem Palast diesen Namen zu geben, ist originell, und für uns, die wir einen Begriff der Kunst in ihrer historischen Entwickelung haben, unverständlich; denn wie konnte ein maurischer Palast, der offenbar dem Alcazar und der Alhambra nachgeahmt ist, das Wohnhaus des römischen Statthalters in Jerusalem sein? Und doch war dies die Absicht des Schöpfers, der bei einer Reise zu den heiligen Stätten den genauen Plan des Hauses aufnehmen ließ, das den Pilgern als das des Gerichtshofes bezeichnet wird, in welchem Barnabas Christus vorgezogen wurde. Es ist überflüssig, beizufügen, daß der Pfahl der Geißelung und einige andere Reliquien dort auf das sorgfältigste verwahrt werden. Sobald man aber diese phantastische Bezeichnung vergißt, begegnet man hier wieder einem durch und durch arabischen Palast, der so wohl erhalten ist, daß kein anderes Gebäude dieser Art sich eines gleichen Zustandes rühmen kann. Nachdem man die prachtvollen Patios gesehen hat, deren einer zweistöckig und ganz aus Marmor, der andere voll römischer Statuen und antik grüner Säulen ist, nachdem man die mit den schönsten Fayencen besetzten, mit den feinsten arabischen Plafonds geschmückten Säle durchwandelte, ist es köstlich, über eine unvergleichliche Treppe, deren Haus eine bewunderungswürdige, mit Orangenholzbalken besetzte Kuppel bildet, zu den Terrassendächern emporzusteigen, welche eine malerische, mannigfaltige Promenade bieten.

Die Zeit scheint an diesem Meisterwerke ihr gewöhnliches Zerstörungsamt einmal nicht geübt zu haben. Es ist so unberührt und so weiß, als wäre es eben vollendet worden, und, was selten genug vorkommt, die Nachkommen derer, die es erbauten, sind stolz darauf und setzen die großartige Lebensweise ihrer Vorfahren fort.

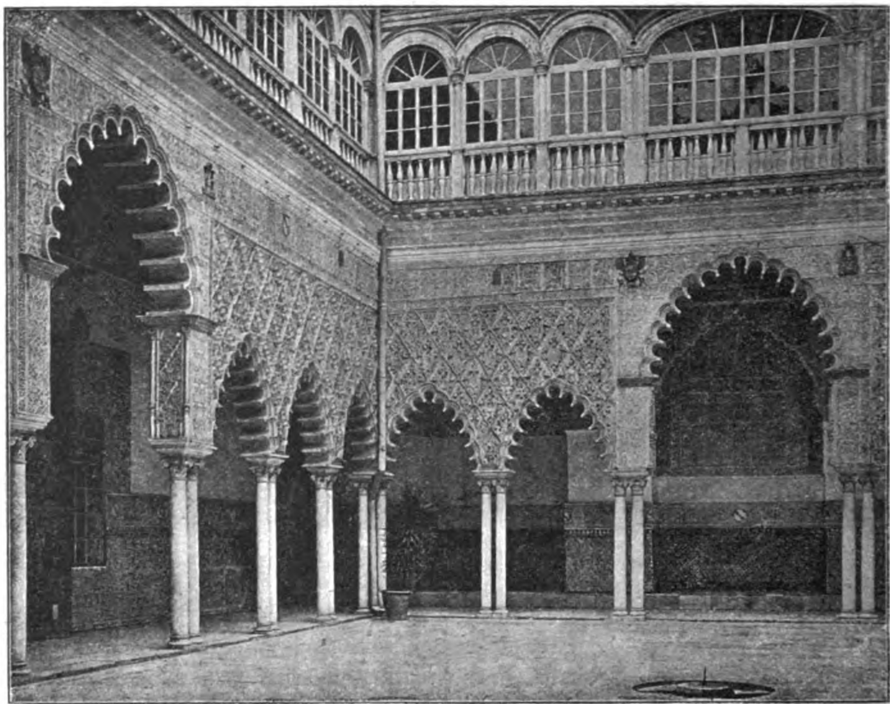
Den Freunden des maurischen Stiles kann man sagen, daß jede Kirche Sevillas ihre Aufmerksamkeit anziehen wird, denn es giebt darunter nicht eine, der nicht ein Turm, ein Portal, Säulen oder eine Decke aus jener Zeit geblieben wäre. Die von dieser Kunst geblendeten Eroberer benutzten für ihre kirchlichen Gebäude keinen anderen Stil. Omnium



Fassade des Alcazar.

Sanktorum ist das vollständigste Muster dieser Art; San Juan de la Palma, Santa Cantalina, San Marcos, San Salvator sind alte Moscheen, an denen der Architekt mit Muße die arabische Kunst auf ihrem Höhepunkt studieren kann. Das Innere dieser Kirchen bietet wenig Interessantes, abgesehen von den Skulpturen Montañes', denen man so ziemlich überall begegnet. Was die Gemälde betrifft, so habe ich nach den Murillos nur die Roelas bewundert; dieser Maler ist an anderen Orten wenig bekannt, aber sehr bemerkenswert, und verdiente, höher geschätzt zu werden. Ich machte seine Bekanntschaft in der Universitätskirche, in der man, nach dem Dom, die meisten hervorragenden Kunstwerke findet. Die prachtvollen Grabmäler der Familie Medina-Celi allein verdienten den aufmerksamen Besuch dieser Kirche. Es giebt noch andere, ebenso merkwürdige, und eine Statue des St. Ignaz de Loyola, die Montañés gearbeitet, Pacheco koloriert hat, ist, wie man sagt, ein durchaus authentisches Bildnis des Stifters der Jesuiten, unter deren Händen die Universität ihr Dasein als Lehranstalt dieses Ordens begann. Was aber die Aufmerksamkeit unmittelbar an sich zieht, ist der Anblick von drei das Altarblatt schmückenden großen Bildern. Ich kannte Roelas gar nicht, stand deshalb vor demselben in der größten Unsicherheit, welchem Meister diese Kompositionen zuzuschreiben seien, die wirklich ersten Ranges sind, und erstaunte tief, als der Kustos mir einen neuen Namen nannte, den ich fortan dem Größten, das die Kunst uns gab, ebenbürtig halten mußte. Im Mittelpunkte die Geburt Christi, zwischen einer Anbetung der drei Könige und einer der Hirten. Zeichnung, Entwurf und Kolorit sind vollkommen, und die Engelgruppe, welche den oberen Teil der Geburt Christi bildet, würde von keinem derer, auf die Spanien und Italien stolz sind, verleugnet werden. Das über dem

Altar befindliche Jesuskind des gleichen Meisters ist von unaussprechlicher Anmut. Der Kustos schien sich meiner Bewunderung dieser Meisterwerke, an denen die Mehrzahl ziemlich nachlässig vorübergeht, begreiflich, daß die Leute vor Campanna und Lucas de Vega in Entzücken geraten und einen Meister von so beschwingter Kraft wie Roelas kaum bemerken. Selbstverständlich herrscht Murillo bei den



Im Mädchenhofe des Alcazar; Fassade des Thronsaales.

sehr zu freuen, ließ mich auch eine volle Stunde lang in schweigender Einsamkeit diese Bilder genießen, welche alle, die mit den Meisterwerken spanischer Malerei bekannt werden wollen, sorgfältig studieren sollten. Meine erwachte Bewunderung dieses mir unbekannten unter den großen Meistern ließ mich in allen Kirchen nach dem spähen, was von demselben Pinsel zu entdecken war. Ich fand Wunderwerke.

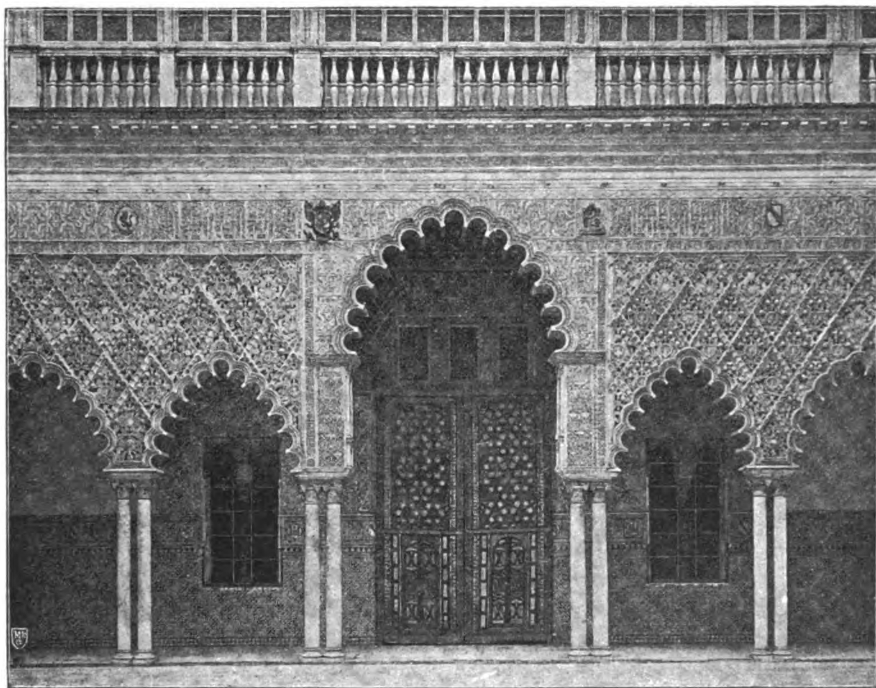
Das Martyrium des heiligen Andreas im Museum, die Kreuzabnahme, und Pfingsten im Hospiz der Cinco Clagas sind schöner als alles andere. Der Tod des heiligen Isidor in der diesem Heiligen geweihten Kirche ist ein Werk voll Empfindung und Kolorit. Es ist mir unEinheimischen wie bei den Fremden in Sevilla allem vor. Trotz der Vergeudungen, deren sich besonders Soult schuldig machte, trotz Feuersbrünsten und Verkäufen sind seine Werke als die eines Großmeisters vertreten. Ich sprach schon von denen, die man im Dome findet. Das Museum ist nur seinetwegen und durch ihn da. Etwa zehn unter den vierundzwanzig Gemälden dieses Künstlers, die sich dort finden, sind echte Meisterwerke, deren erschütterndstes der gekreuzigte Christus ist, der St. Franziskus küßt, voll Milde und Entzückung, ohne jede Flüchtigkeit und von unübertrefflichem Kolorit. Es ist mir wirklich schwer zu sagen, welchem der drei oder vier Bilder, die durch Stiche und Photographien all-

gemein bekannt sind, ich den Vorzug gebe — der Verkündigung, St. Antonio de Padua auf den Knien vor dem Jesuskinde, das auf einem Buche sitzt, St. Joseph mit dem Kinde, den Heiligen Justa und Rufina u. s. w.

Auch in Caridad, einem wundervollen Hospiz, das ein Freund Murillos erbaut hat und in das man durch einen herrlichen Patio eintritt, herrscht dieser Meister. Sechs prächtige Gemälde seines Pinsels schmücken noch die Kapelle, unter denen besonders die Panneaux des Jesuskindes und St. Johannes sehr zu beachten und die übrigen Tafeln durch Vervielfältigung sehr bekannt sind, wie „Moses, der an den Felsen schlägt“ und „San Juan de Dios“, welche den Blick dessen, der den großen Sevillaner studieren will, lange fesseln.

Murillos Haus ist, nach meiner Ansicht, eine Enttäuschung, obgleich die Absicht des Besitzers, es zu einem Sammelorte seines Ruhmes zu gestalten, als sehr ehrenvoll gelten muß — die Mehrzahl der in ungeheurer Menge in diesem Wohnhause angesammelten Bilder bietet aber ganz Mittelmäßiges und ihre Echtheit ist mehr als zweifelhaft. Das Bemerkenswerteste dort ist ein Schüler Murillos, Tobar, dessen Werke oft für solche des Meisters ausgegeben werden. Er hat dessen Manier und Kolorit erfaßt, wo ist aber das göttliche Feuer?

Die Nation, welche so glühend nach Autodafés verlangte, erwies sich nicht weniger glühend, wenn es galt, zum Beistande der Elenden, Kranken und Alten Niederlassungen zu errichten, deren Großartigkeit fast unglaublich ist. Nicht nur das oben genannte Caridad, auch das weit ausgedehnte Spital de la Misericordia und das enorm große Spital de los Cinco Clagas, welches ein Vorfahre der Medina-Celi, Catalina de Ribera, im sechzehnten Jahrhundert gründete, geben



Im Mädchenhofe des Alcazar; Fassade des Schlafgemaches der maurischen Könige.

Zeugnis davon. Man steht, sobald man durch dieses Marmorthor in den unglaublichen Patio getreten ist, ganz betroffen der Größe dieses Gebäudes gegenüber, dessen kolossale Verhältnisse die Größe der Frömmigkeit beweisen, welche es geschaffen hat. Nur ein Zweck bestimmte damals die Gründer solcher Spitäler und die Henker der heiligen Inquisition — das Heil ihrer eigenen Seelen! Mir ist die Frömmigkeit derer viel lieber, welche diese selbstsüchtige Frage vergessen, um ihrem Nächsten einfach beizustehen. Aber die Mildthätigkeit des Mittelalters war auch nur eine Furchtsamkeitspekulation, der jede echte Sympathie für das Leiden fehlte. Doch nahm sie die uns verständlichste Gestalt an, indem sie die so reichen Zufluchtstätten errichtete, wo Leiden und Armut ein Unterkommen fanden.

* *
*

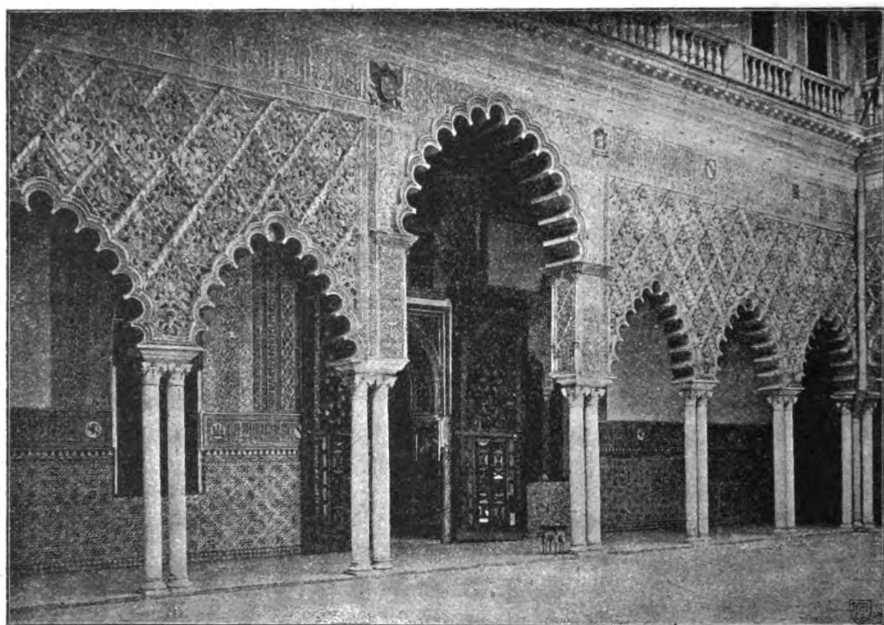
Endlich ist der Karmittwoch da! Vom Mittag dieses Tages an stellen alle Tramways und alle Droschken ihre Fahrten ein, und dabei bleibt es bis Sonnabend-Mittag, das Wetter mag nun gut oder schlecht sein. Jede Arbeit, jede Beschäftigung hört auf, sogar die Zeitungen bringen nur Artikel, die sich auf die Passion, auf den Schmerz der heiligen Jungfrau und auf die Prozessionen beziehen, durch welche, seit unvordenklichen Zeiten, die Gedächtnisfeier der Erlösung begangen wird. Uns anderen erscheint diese Art, die schmerzvollen Mysterien zu feiern, sehr frivol, besonders in sehr geringer Harmonie mit dem düsteren Eindruck, den diese Erinnerungen meist hervorrufen. Wie es scheint, vermag die Religion aber im Lande der Sonne nicht den Charakter der Strenge zu gewinnen, den ihr die Bewohner des Nordens verleihen, und die Verschwendung von Farben und Pomp scheint dort als besserer Ausdruck der Verehrung des Göttlichen betrachtet zu werden als die feierlichen Misereres, die sie für die Hingerichteten aufsparen. Während dieser drei Tage hört Sevilla vollständig auf, dem neunzehnten Jahrhundert anzugehören, um das Mittelalter wieder aufleben zu lassen, und man muß den phantastischen Schauspielen, welche diese Tage darbieten, in diesem Geiste beiwohnen. Suchen wir nichts Christliches, nichts Moralisches darin — einfach nur eine heidnische Feier, in der Art jener, womit die Götzen des äußersten Orientes gefeiert werden. Dann finden wir malerische und ungemein charakteristische Züge, die uns in ferne Zeiten zurücktragen, uns aber auch besser begreifen lassen, wie viel Wildes, Fanatisches in der Art liegt, womit dies Volk die Religion versteht.

Jede der zahlreichen Kirchen Sevillas besitzt ihre Bruderschaft, der alle Glieder der Pfarrei zugehören, wodurch jeder Sevillaner in der Lage ist, ganz wie im Mittelalter, einer der frommen Kongregationen einverleibt zu sein, deren Zweck stets war, Kranke zu pflegen, Mitbrüder zu begraben, sich gegenseitig zu stützen, vor allem, die Verurteilten zu geleiten, indem sie ihnen betend Trost zusprachen, wenn sie Katholiken waren, und bei Errichtung ihrer Scheiterhaufen halfen, falls es sich um Ketzer handelte. Jede dieser Bruderschaften besaß in ihrer Kirche, außer den Fahnen, noch Bildwerke in Holzschnitzerei von Lebensgröße, die, auf einem Gestell ruhend, jedesmal öffentlich umhergetragen wurden, wenn die Bruderschaft aus Anlaß irgend einer Ceremonie erschien. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wuchs der Wetteifer um den Besitz der schönsten Bildwerke bis zum Wahnsinn; was ein Kampf der Toiletten oder des Sports in unseren Tagen bedeutet, das ging damals auf dem Pasos de la Confreria vor sich, und nur dies erklärt nicht nur die Thatsache, daß die Holzstatuen von den besten Künstlern der Zeit gefertigt sind, sondern erklärt auch die Überfülle von Stoffen, Stickereien und Juwelen, welche den blutüberströmten oder gegeißelten Körper des Heilandes und die Muttergottes in ihrer Todesangst überdecken. Heilige Frauen, Apostel, Richter und Henker liefern nur

den Vorwand zu dieser Orgie von Pracht, die, wie ich mir vorstelle, ehemals die furchtbarsten Kämpfe des Wettstreites zwischen den verschiedenen Bruderschaften hervorgerufen haben muß. Heutzutage handelt es sich nur um eine Erinnerung an das Mittelalter, besonders um einen Vorwand, zahllose Fremde herbeizuziehen, der allgemeine Charakter der Prozessionen hat sich aber so durchaus erhalten, daß wir uns voll und ganz in diese Vergangenheit zurückversetzt sehen. Jede der Bruderschaften versammelt sich in ihrer Kirche, wo wir in diesen Tagen die in Bereitschaft gestellten Gruppen und Bilder sehen und viele Einzelheiten bewundern konnten. Von Karmittwoch bis zur Nacht von Freitag auf Samstag bewegt sich jede dieser Verbindungen in Prozession durch die Stadt. Da es deren vierzig giebt, kann man sich vorstellen, wie viel Zeit das kostet, und welches seltsame Aussehen die Straßen und Plätze Sevillas annehmen. Die Menge drängt sich besonders auf der Plaza de la Constitucion, der des l'Ajutamenta (Rathaus). Wir sind so glücklich, uns dort einen Balkon gesichert zu haben, welcher der Calle de las Sierpes gerade gegenüberliegt, der Hauptstraße, in der sich meistens das Volksleben konzentriert und aus der die Prozessionen sich dem Platze zu bewegen. Das prachtvolle Rathaus, das schönste Exemplar des Renaissancestiles in ganz Spanien, ein wahres Juwel aus Stein, der wie von Goldschmiedshänden ciseliert ist, dehnt sich nach der ganzen Länge des Platzes aus. In seiner Mitte, unter dem Portal, zu dem steinerne Stufen hinaufführen, sind die Notabilitäten der Stadt aufgestellt, der Präfekt an ihrer Spitze, und jede Bruderschaft sendet, ehe sie den Platz überschreitet, einen der Ihrigen an diese Persönlichkeiten, um deren Genehmigung zu erbitten. Dieses prachtvolle Rathaus, das dem ganzen Platze den ausgesprochensten Stempel der Renaissance aufdrückt, bildet den geeignetsten Rahmen für diese Ceremonien aus gewesener Zeit; auch ist die Illusion geradezu packend, wenn man von fern in der Calle de las Sierpes die Bildwerke und die Fahnen glänzen sieht und endlich die ganze Prozession den Platz einnimmt. Die flachen Gestelle, auf denen die Darstellungen des Leidens Christi getragen werden, sind mit einer Galerie aus vergoldetem Holz umgeben, von der eine reiche Draperie aus schwarzem oder, den Statuen entsprechend, farbigem Sammet bis zum Boden niederhängt; dieser Behang verbirgt zwölf oder sechzehn Träger der Figur, so, daß letztere sich ganz von selbst fortzubewegen scheint. In Betracht ihres ungemeinen Gewichtes müssen die Stationen einander so nahe als möglich gerückt werden. Sobald der Leiter der Ceremonien das Zeichen giebt, bleibt die ganze Prozession stehen, und nun sieht man unter den Figuren, die auf Stützen niedergestellt werden, die unglücklichen Träger hervorkommen, welche, nach spanischer Sitte, sofort ihre Cigarette in Brand setzen und, nachdem sie sich einen Augenblick verschnauft haben, ihr Geschäft wieder aufnehmen. Mir wird begreiflich, was die Droschken- und Tramwaykutscher und die Stallknechte der Reitschulen während dieser drei Tage treiben! Da sind sie ja, für den größeren Ruhm Gottes, zu Läufern umgewandelt!

Jede Prozession wird durch das Banner der Bruderschaft eröffnet, das deren Mitglieder umgeben und dem sie folgen, in seltsame Kutten eingehüllt, deren Kapuzen ihr Gesicht vollständig verbergen. Zwei in Nähe der Augen befindliche Löcher gestatten ihnen, zu sehen, ohne erkannt zu werden. Diese Kapuze ist von sehr hoher Form, genau wie ein Zuckerhut. Jede dieser Personen trägt eine Kerze in der Hand, während sie, vorwärtsschreitend, ihre geschnitzte Figur begleitet. Die meisten Bruderschaften besitzen zwei, manchmal sogar drei dieser Statuen mit Untersätzen. Die Kutten und Kapuzen zeigen die größte Abwechselung der Farben, und die Kreuze, Sinnbilder und Figuren der Heiligen sind von einer Mannigfaltigkeit und einer Pracht, die deutlich zeigen, mit welcher eifersüchtigen Sorgfalt jede dieser Ver-

brüderungen sich müht, vor den Augen ihrer Rivalen zu glänzen. Vor einigen Zügen schreiten Leute her, die als römische Soldaten gekleidet sind; die größten Theater der Welt könnten den Luxus ihrer Kostüme beneiden. Andere führen lebende Sinnbilder mit sich, zum Beispiel den Glauben, oder die heilige Veronika, welche vor der Figur einhergehen — bei einigen ist sogar der Kerzenhalter ein Kunstwerk. stickter Himmel aus Sammet die geheiligte Statue schützt. Mindestens dreißig solcher Madonnen sind vorhanden, und es ist unmöglich, sich den Reichtum und die Schönheit der Mäntel vorzustellen, die sie bekleiden. Besonders hierin kannte die Rivalität der Bruderschaften keine Grenzen. Diese Mäntel zeigen alle Farben, und ihre steifen Falten, welche durch die in tausend Farben darauf funkelnden

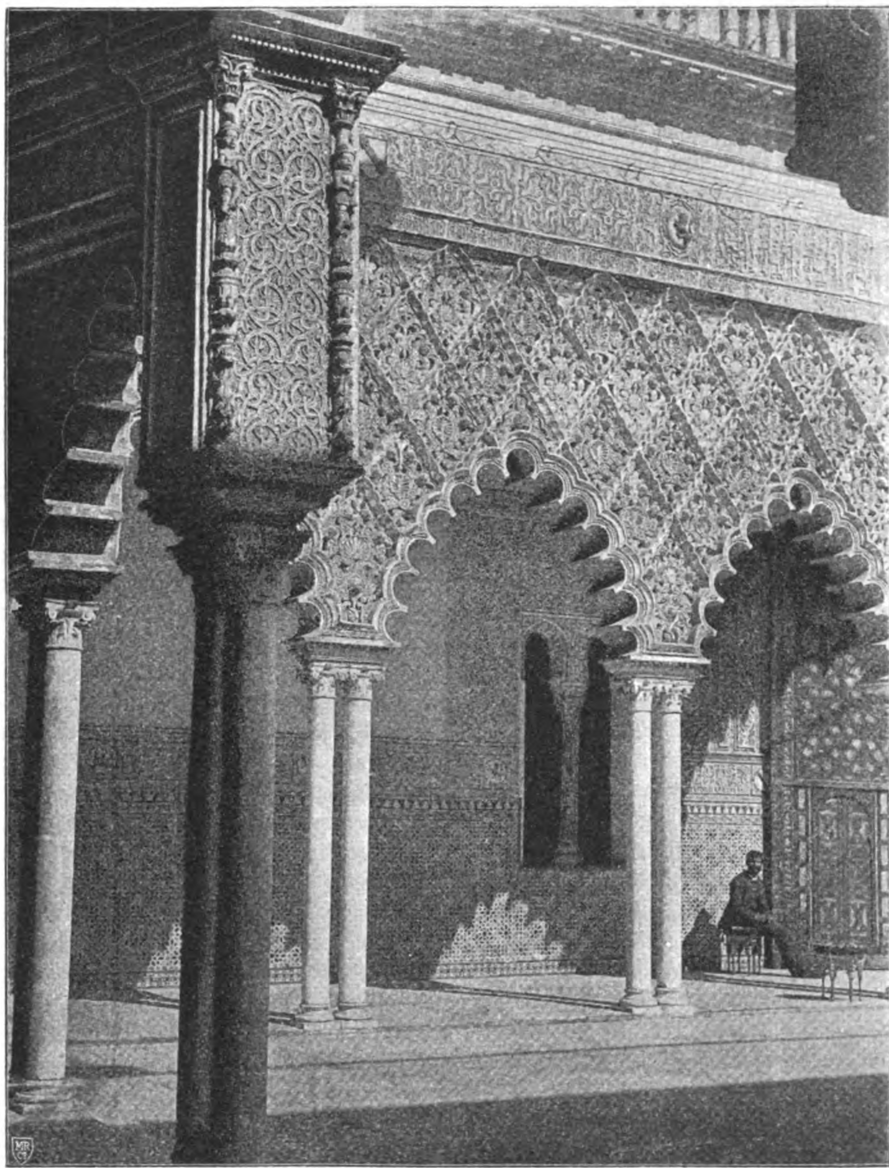


Im Mädchenhofe des Alcazar; Eingang in das Schlafgemach der maurischen Könige.

Gewöhnlich stellen die zwei ersten der getragenen Statuen irgend eine Scene aus der Passion vor und sind mit gläsernen Tulpen garniert, in welchen Kerzchen brennen; die letzte Figur ist jedoch stets ein Bildnis der Jungfrau, zuweilen mit St. Johannes, meistens aber allein und mit den prachtvollsten Gewändern bekleidet. Der Untersatz dieser Statue ist zu einem wirklichen Altar gestaltet. Tausende von Kerzen der verschiedensten Größe brennen rings herum, blumengefüllte Vasen zieren den wundervoll geschnitzten und vergoldeten Rand, während ein kostbarer über und über mit Gold ge- Stickerein aus dem Bruch kommen, schleppen bis zur Erde hinab. Einige dieser heiligen Jungfrauen sind von auffallender Schönheit, so sehr, daß man die Edelsteine und Reichtümer, mit denen sie überladen sind, wegwünscht, so viel Leben und großartige Trauer drückt sich in ihren Zügen, ihrer Haltung aus. Übrigens ist die Mehrzahl dieser Gruppen bewunderungswürdig entworfen und geschnitzt. Man verdankt dieselben Pedro Roldan und Montañes, Künstlern erster Kraft, und ihren Schülern.

In dem Augenblick, wo die Prozession das Centrum des Platzes erreicht, gerade

dem Rathause gegenüber, bleibt sie stehen. Sie füllt dann die ganze Länge dieses Platzes und dehnt sich noch weit in die Straße hinein, wo eine andere ihr folgende bereits harrend steht. Die Musik spielt dann irgend eine kirchliche Melodie — alle Häupter sind entblößt, und der Eindruck ist wahrlich äußerst imposant. Diese von Edelsteinen und Gold strahlende Jungfrau auf dem über und über flammenden Altar ist wirklich ein Idol. Man fühlt, daß sie diesem Volke weder als Bildnis, noch als Symbol, sondern als erhabene und zugleich geliebte Persönlich-



Im Mädchenhofe des Alcazar; Patio de las Doncellas.

keit gilt. Ihr Volk ist stolz darauf, sie so gekleidet zu haben, und die Bruderschaft ist insgeheim überzeugt, daß ihre Madonna mächtiger sei als die nebenan. Der spanische Katholicismus ist volles Heidentum, das sehen wir hier, ein Heidentum, das den Indiern, den Bewohnern des äußersten Orientes zusagen würde, weil es so voll Farben, Formen, voll Luxus ist; nichts vom reinen, geistigen Heidentum der Griechen liegt darin, es ist brutal und imposant, wie der Götzendienst eines fanatischen und wilden Volkes es sein muß. Mit welchem wunderbaren Geschick hat dieser Katholicismus doch verstanden, sich den Bedürfnissen seiner Getreuen, ja, ihrem Temperament und Geschmack anzubequemen! Nichts beweist mir das so sehr als dies uns heute gebotene Schauspiel.

Uns bedeutet die Passion des Heilandes das Bewegendste, was sich erdenken läßt; um uns in voller Rührung daran hinzugeben, stellen wir sie uns in all ihren erhabenen Schrecknissen vor, denken uns Christus, in Armut und Nacktheit einem Leiden überliefert, das durch den geistigen und moralischen Charakter des Verurteilten so unbeschreiblich pathetisch wird. Darum wird es uns schwer, uns Rechenschaft darüber abzulegen, durch welche Folge der Ideen man dahin gelangt sein kann, Christus im Ölberge, oder Christus, der sein Kreuz trägt, mit farbigen, juwelen- und goldgestickten Überwürfen bekleidet darzustellen? Uns erscheint das beinahe als Profanation, der Kontrast zwischen diesem Luxus und dem Leiden ist allzu burlesk; auf die Spanier übt es diese Wirkung aber keineswegs. Sie vergelten die Leiden ihres Gottes, indem sie ihm diese Reichtümer darbringen, und sind gerade darauf stolz, denn ihr Gott ist das Opfer der unreinen Juden. Sie würden Millionen hingegeben haben, um ihn zum heidnischen Götzenbilde herauszuputzen, und hätten ihn mit den Schauspielen des Autodafé und mit Stiergefechten geehrt. Dies ist der wahre Kultus, die wahre Religion des spanischen Volkes, das wir in diesem Augenblick vor uns sehen. Wollte die Geistlichkeit es wirklich davon abbringen, so würde sie kein Gehör finden. Das für seine Dome, für die kirchlichen Kunstschätze, von denen sein Land wimmelt, so gleichgültige Volk wendet seine flehenden, fanatischen Blicke auf diese Figuren, die sein Auge sättigen und seinen Stolz befriedigen. Sicher kann kein anderes Land sich rühmen, so reich gekleidete Götter und Göttinnen zu haben. Eine dieser Prozessionen zieht nach der anderen vorüber, ohne daß man müde wird, sie zu beschauen. Ihre Bildwerke sind wirklich schön; besonders einige, die Montanez' Meißel geschaffen, bewegen uns tief, wenn es uns glückt, die seltsamen Zieraten einen Augenblick zu vergessen. Mehrere Christusfiguren, in den verschiedenen Momenten der Passion (oft die gleichen, aber stets verschieden aufgefaßt), sind von großartigem Adel, der zu dem barbarischen Aufputz in grellem Kontraste steht. Einige Gruppen sind vollendet schön komponiert und beweisen durch die Anzahl der Personen, die auf demselben Untersatze vereint sind, ein großes Können ihrer Schöpfer. Die Krönung mit Dornen, die Verkündigung des Todesurteils, die große Kreuzigung, mit den Schächern und den Gruppen der Heiligen, die Kreuzabnahme und die Grablegung bieten sämtlich Bilder, deren Komposition eines Tizian würdig wäre. Einige allegorische Gruppen sind sehr charakteristisch; die Dreieinigkeit, von den Kirchenlehrern umgeben, die sie gepredigt haben, der heilige Name Jesus mit Engelsgruppen, der gute Schächer, der unter einer Palme im Paradiese ruht, setzen uns in Erstaunen, ohne uns anzuziehen. Der schlechte Geschmack und das Herumsuchen nach übertrieben Symbolischem sind hier dem Einfluß der Jesuiten entsprungen. Die seltsamste aller dieser Prozessionen ist aber deren letzte, welche am Karfreitag-Abend stattfindet. Sie ist so kompliziert, daß sie nur in weiten Zwischenräumen von Jahren vor sich geht. Wir hatten es glücklich

getroffen. Die betreffende Bruderschaft gehört der Kirche St. Michael zu und trägt den Namen Santo entierro oder heilige Grablegung unseres Heilandes. Die Prozession ist großartig und nimmt eine Menge Personen in Anspruch: sie wird durch römische Soldaten zu Fuß und zu Pferde eröffnet; ihnen folgen die Mitglieder der Bruderschaft, in blaue Kutten gekleidet, ein Kreuz auf der Brust; die Vordersten blasen auf ungeheuren Trompeten, die übrigen folgen dem Kreuze und Banner der Verbrüderung. Dann kommt das erste Traggestell mit der allegorischen Gruppe des Triumphes, des Kreuzes. Der durch ein Skelett dargestellte Tod weint am Fuße des Zeichens der Erlösung, und der niedergeworfene Drache liegt ausgestreckt neben ihm. Eine Unzahl von Geistlichen, welche die Kreuze aller Pfarreien Sevillas tragen, folgt dieser Bildgruppe. Dann kommen unzählige junge Mädchen, welche den Chor der Engel darstellen, nach ihnen die Truppe der Sybillen. Seminaristen und eine zahlreiche Geistlichkeit schreiten, jeder eine Kerze tragend, der heiligen Veronika voran, die sich vorwärts bewegt, indem sie ihr heiliges Schweißtuch zart ausgebreitet hält. Unmittelbar nach ihr folgt „das Grab", eine prachtvolle Lade von Krystall, die in vergoldete Holzzieraten von feinster gotischer Arbeit gefaßt ist und auf einem mit blausammetener Draperie bedeckten Untersatze ruht. Diese Lade enthält den von Montanez wundervoll gearbeiteten toten Christus, dessen Anblick überaus ergreifend wirkt, denn er ist einfach und zugleich großartig in seiner Ruhe. Das friedliche, doch vom Leiden berührte Antlitz ist wohl das eines Gerechten, den der Tod erlöst hat.

Nach dem „Grabe" erscheint eine Eskorte römischer Reiter mit Federbüschen an ihren Lanzen und Schildern, Chorknaben, welche die Weihrauchfässer schwingen, dann einige angesehene Personen, alle mit Kerzen in der Hand, und zuletzt die geschnitzte Gruppe, welche Paso del duelo genannt wird: die von heiligen Frauen und dem geliebten Apostel umgebene Jungfrau beweint ihren Sohn. Diese Gruppe ist eines der ältesten Exemplare derartiger Darstellungen und deshalb sehr interessant für den Beschauer. Sie ist naiver, aber auch wahrer als die andere. Der Stadtrat und die Musik des in Sevilla stehenden Regimentes beschließen die Prozession.

Schon ist der Abend hereingebrochen und giebt dem letzten Teil der Prozession eine geheimnisvolle Beleuchtung, welche sie um so poetischer erscheinen läßt. Die ganze Calle de las Sierpes funkelt von zahllosen Kerzen, und der Ausblick auf den Platz ist wirklich feenhaft. Die Menge läßt sich nicht zählen, und doch herrscht ehrfürchtiges Schweigen in dieser großen Menge, durch deren Mitte sich die Prozession langsam vorwärts bewegt und die größte Ordnung einhält. Tausende von Feuern beleuchten sie, und diese unter ihren spitzen Kapuzen verborgenen phantastischen Köpfe geben in der Fackelbeleuchtung dem ganzen Schauspiel ein höchst eigentümliches Gepräge, das die Autodafés und andere Ceremonien, woran diese Bruderschaften teilgenommen, in das Gedächtnis ruft. Diese Tracht, welche die Personen in keiner Weise unterscheiden läßt, machte mir verständlich, daß dieselben für den alten Geist dieser Vereinigungen in Wirklichkeit nichts bedeuteten. Sie lebten nur in Gemeinschaft, und wenn sie auch heutigestags nur Statisten sind, lassen sie doch ihre so thätige Vergangenheit für einen Augenblick wieder aufleben. Die alte Stadt Sevilla begeht beim Sinken des Karfreitags eine großartige Bestattung ihres Gottes, doch ist die religiöse innere Bewegung, wie wir sie verstehen, völlig daraus verbannt. Es ist und bleibt nicht nur für uns Fremde, sondern auch für die Eingeborenen selbst eine glanzvolle Theatervorstellung, die alles, was sie bei dem Mangel innerer Empfindung von der Religion begehren, auf das vollständigste befriedigt.

Auch nehmen die Sevillaner begierig an diesen Prozessionen teil, und man be-

wirbt sich eifrig um die Ehre, dazu zu gehören.

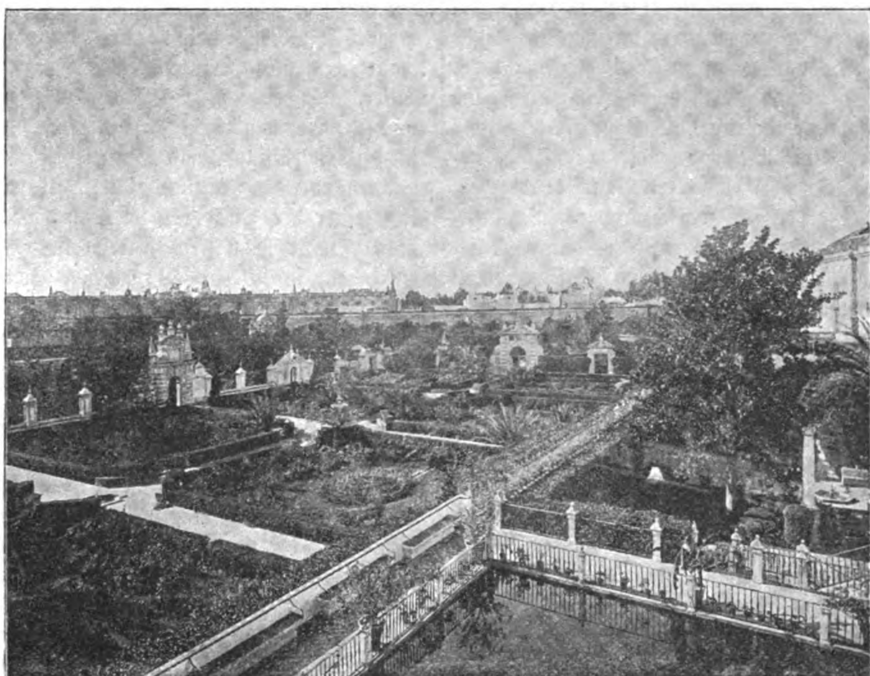
Wir sahen das vom Balkon unseres Hotels aus während der Nacht, und der Anblick ist so packend, daß man nicht bedauert, durch die einander folgenden Musikbanden am Schlafen verhindert zu werden, während der mit Kerzen übersäete, von Fackeln umgebene Altar mit seinem prachtvollen Idol, dessen funkelnder Mantel bis zur Erde niederwallt, geheimnisvoll vorüberzieht, inmitten dieser seltsamen Bruderschaften von unsichtbaren Händen getragen. Das ist vielleicht unkultiviert, aber es ist sehr schön.

Die Kirchen, welche ich zwischen dem Ausgehen der Prozessionen besuchte, schienen mir ziemlich verlassen und entbehrten den feierlichen Pomp, der in katholischen Ländern meistens während dieser Tage entfaltet wird. Das alles ist auf die Straße verlegt. Bei den Frauen, die vor den Ruhealtären knien, finde ich oft den Typus der Maler Sevillas wieder. Alle tragen den traditionellen Schleier, der so anmutig ist, und da die Kirchen weder Stühle noch Bänke enthalten, sind sie auf den Steinplatten rings umher in reizenden Stellungen verstreut. Ihr Typus ist meistens hübsch, die vollendetste Schönheit ist aber die Frau, welche die Eintrittskarten zur Giralda verkauft. Diese ist wirklich eine Murillosche Muttergottes, und das Kind, welches sie bei sich hat, könnte für den kleinen St. Johannes oder für einen der in der Münchener Galerie so bekannten Betteljungen als Modell gedient haben; man trifft übrigens in Spanien nirgend ein Exemplar der letzteren.

Am Karsamstag erklingen alle Glocken freudig bei dem Gloria, Petarden und Flintenschüsse werden in allen Kirchen abgefeuert, Tramways und Droschken nehmen ihre Fahrten wieder auf, das lustigste Spektakel überall, doch — um es zu wiederholen — nichts Imposantes, noch weniger Religiöses ist dabei zu finden. Der Himmel ist strahlend klar, wir nützen den Tag, um noch die Vorstadt Triana und die Ufer des Guadalquivir zu besuchen, wo sich der malerische Torra del Oro erhebt, ein alter, maurischer Turm, der unter Pedro dem Grausamen als Kerker diente und seinen Namen wahrscheinlich der Farbe seiner Steine verdankt. Von dort begeben wir uns in die zauberischen Gärten des Palastes San Telmo, der dem Herzog von Montpensier gehört. Da der Eigentümer diesen Winter starb, war es uns nicht möglich, in das Innere vorzudringen, wir konnten aber den herrlichen Park, der sich teilweise am Flusse hinzieht, mit voller Muße besichtigen und irrten stundenlang in diesem Wald tropischer Bäume umher, zwischen denen sich Wiesen, Pfade, Bäche und Grotten hinbreiten. Man könnte sich leicht auf eine jener Inseln des Stillen Oceans versetzt glauben, deren Schilderung wohl jeden von uns zu Träumereien verlockt haben. Aus dem Palmenwalde tritt man in den Orangenhain, dann folgen gigantische Kamelien, über und über mit Blüten bedeckt, Kokosbäume, Johannisbrotbäume und anderes. Nach Stunden reißt man sich los, um noch einmal von der Höhe der Giralda aus den Sonnenuntergang zu genießen und die unauslöschliche Erinnerung an das weiße Sevilla mit fortzunehmen. Wundervoller Mondschein vergönnt uns dann noch lange auf dem Domplatze und auf der Promenade am Ufer des Guadalquivir umherzuschweifen.

Düfte und Nachtigallensang strömen uns aus den Gärten zu, und wer die Nächte des Südens kennt, wird verstehen, welche unsagbaren Gefühle uns dort ergriffen. Die Helle kommt dem gemäßigten Tageslichte gleich. Jede Einzelheit der Architektur enthüllt sich bei dieser Lampe vergoldeten Silbers, die am tiefdunklen Himmel steht. Es ist ein magisches Bild.

Der Ostermorgen erhebt sich leuchtend und warm wie ein schöner Sommertag. Ich mache einen Versuch, dem Hochamte beizuwohnen, das der Erzbischof im Sagrario des Domes celebriert, in dieser Kapelle, welche allein schon die Ausdeh-



Die Gärten des Alcazar.

dehnung einer großen Kirche hat; bald trete ich aber mit dem Gefühl der Enttäuschung wieder hinaus. Der Kultus ist in diesem Lande allzu kläglich, ohne Würde noch Schönheit, und ich kann den Gesang des hochwürdigen Domkapitels wirklich nur ein Geheul nennen. Die Orgel läßt sich nicht vernehmen, denn nach dem Ritual des Ortes wird die Heiligkeit dieses Tages nur mit geradezu wildem Lärmen gefeiert, das mich in die Flucht jagt.

Trotz der unangenehmen Erinnerung an die Stiergefechte, denen ich in meiner frühesten Jugend beiwohnte, fühlte ich, daß es unmöglich sei, dem berühmten Wettrennen dieser Art fern zu bleiben, das in Sevilla am Ostertag stattfindet. Es steht im Rufe, eines der glänzendsten in Spanien zu sein, und trotz eines Druckes im Herzen gehe ich nachmittags wirklich nach der Plaza de Toros. Das Amphitheater ist in der That prachtvoll, man glaubt sich in die Zeit der Kolosäen zurückversetzt; und ohne Zweifel kommt dieses Schauspiel unter allen modernen Belustigungen den grausamen Spielen am nächsten, auf die das römische Volk so begierig war. Das Amphitheater, welches 12000 Personen fassen kann, ist mit Zuschauern überfüllt, und die Buntheit der Toiletten und der Fächer ist gleiche Lust für die Augen des Malers wie dieser saphirblaue Himmel, unter dem alles blendender erscheint als irgendwo. Der Augenblick, wo alle, die am Wettlaufe teilnehmen werden, Pikadores zu Pferde, Chutos (junge Leute, die das Pferd anreizen), Espadas in ihren reichen, glänzenden Trachten, endlich das Tier selbst vor dem Publikum erscheinen, ist prächtig. Mit diesem Moment hat aber auch für mich die Freude an dem Schauspiel ihr Ende erreicht. Ich wüßte es übrigens kaum zu schildern. Theophile Gautier that das ganz meisterlich, und keine Malerei könnte seiner Schilderung gleichkommen. Zudem empfand er für diese Art der Volksbelustigung die größte Sym-

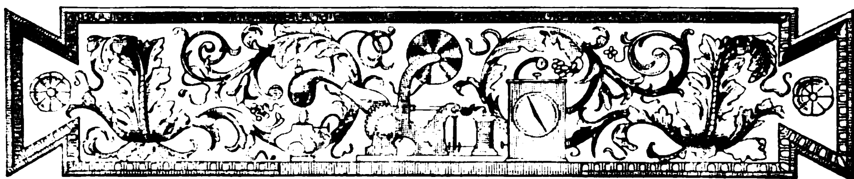
pathie, während ich einen so großen Abscheu davor hege, daß ich nicht im stande bin, etwas daran aufrichtig zu bewundern. Wenn man durch irgend einen Vorgang in solchem Grade abgestoßen wird, kann man ihn nur von einem der Sache ungünstigen Gesichtspunkte aus beschreiben. Bloße Neugier würde mich nie dazu bewogen haben, der Tortur, einem Autodafé, einer Hinrichtung beizuwohnen; ebenso wird mein Herz durch den Anblick von Pferden mit aufgeschlitztem Leibe, gereizten und gequälten Stieren, der Freude des Volkes an ihrem Verenden, nur gemartert. Man sagt mir von allen Seiten, daß weder die Kirche noch die Regierung den Spaniern diese Art von Ergötzung nehmen könnten. Ich will das gern glauben: der kalte, grausame Ausdruck aller dieser Leute, ihre Gleichgültigkeit nicht nur gegen das Pferd, sondern ebenso gegen den Pikadore, dem der Leib aufgeschlitzt wird, bringen sie denen sehr nahe, die, um einen Ablaß zu gewinnen, dem Scheiterhaufen Holz zutrugen — es sind die gleichen, unersättlich blutdürstigen Instinkte. Sagt man nicht den Fremden, die anfangs fast alle bei diesem Schauspiel leiden, daß sie daran Geschmack finden würden, sobald sie sich daran gewöhnt hätten? Dies trifft auch meistens zu. Könnte man sich aber nicht ebenso leicht an die Spiele der Gladiatoren gewöhnen und sich von neuem daran belustigen, seinesgleichen wilden Tieren zum Fraße vorgeworfen zu sehen? Alles das berührt sich sehr nahe, und was mich betrifft, wäre es mir nicht lieb, zu wissen, daß ich dahin gelangen könnte, es gleichgültig mit anzusehen, wie diesem armen, entsetzten Rosse, das bestimmt ist, den Stier zu reizen, die Eingeweide aus dem Leibe hervorhängen. Die Spanier zucken die Achseln: „na vale nà“ (es hat nichts zu sagen), und hegen auch nicht für einen Augenblick Erbarmen für dies unglückselige Tier, dessen zerrissener Leib oft wieder zugenäht wird, nachdem die Eingeweide hineingestopft wurden, damit es noch eine Reihe von Hornstößen aushalten und sein Todeskampf sich verlängern möge. Die Menge bricht in wahnsinnigen Jubel aus, wenn der gemarterte, gereizte Stier, auf den von allen Seiten losgestochen wird, endlich in Raserei gerät und in diesem Zustande ein Dutzend Pferde nacheinander zu Grunde richtet. Unterliegt einer der Pikadores im Sturz, oder hat er nicht mehr Zeit, den Hörnern zu entrinnen, so ist das sein eigener Schaden — niemand achtet darauf — ein anderer tritt schnell genug für ihn ein. Was den Stier betrifft, wird er gelobt und gefeiert wie ein Held, wenn er so viele tötet, als er vermag, deshalb ist er aber doch zum Tode verurteilt, und jeder weiß das, jeder freut sich dieser Aussicht. Weigert sich der Stier durchaus, zu kämpfen, was oft vorkommt, bleibt er trotz Schlägen und Stichen verblüfft stehen, und sieht aus, als fragte er: Aber was wollt ihr denn von mir? oder überspringt er manchmal sogar die Barriere, als hätte er vor, ruhig seiner Wege zu gehen, dann wird er mit Schimpfworten und Grobheiten überschüttet, die von bezeichnenden Gebärden und Zähneknirschen begleitet werden. Ich sage euch, es ist abscheulich, dies Volk in solchen Augenblicken zu sehen, es ist schrecklich, es ist widerwärtig. Frauen und Kinder beben vor Wut, vor blutdürstiger Ungeduld — nicht ein Zug des Mitleidens, des Gefühles, nur Grausamkeit und Barbarei malen sich auf diesen Gesichtern. Tötet der Espada in einem Moment äußerster Lebensgefahr anders als nach den Regeln der Kunst, so steht er in Gefahr, von dem Pöbel in Stücke gerissen zu werden, dem er nichts ist als ein seinem Vergnügen pflichtiger Sklave. Ist er aber geschickt, so wird er zum Gotte! Kein Künstler, kein Genie wird angebetet wie dieser. Die blutige Arena, in der die toten Körper der Pferde und der des armen Stieres umhergestreut liegen, wird in kurzer Zeit gereinigt und alles fängt von neuem an. Wir haben aber genug davon. Da es uns noch an der wünschenswerten Erziehung für diese Art der

Schaustellung fehlt, können wir es nach dem vierten Rennen nicht mehr aushalten und stehlen uns fort, da uns diese Schlächterei ganz krank macht. Wir beschließen den leuchtenden Nachmittag in der Passegiata di Cristina, einer herrlichen Promenade am Ufer des Guadalquivir, in deren el Salon genanntem Teile die ganze elegante Welt bald erscheinen wird. Dann fahren wir rings um die Stadtmauern, da wir nicht müde werden können, die durch die untergehende Sonne rosig angestrahlten Bauwerke Sevillas zu bewandern. Doch hat das Stierrennen uns diesen köstlichen Tag entschieden verdüstert. Wenn das Herz von den Herrlichkeiten der Natur und der Kunst ganz erfüllt ist, bleibt es etwas Schreckliches, sich urplötzlich von der unerbittlichen Wildheit umringt zu sehen, die aus dem schönsten Lande eine Hölle der Menschheit gemacht hat, und die ganze dunkle Geschichte Spaniens wird mir durch das Gebrülle und die brutalen Leidenschaftsausbrüche klar, die ich noch eben in der Arena gehört und gesehen habe.

Ehe ich Sevilla verlasse, muß ich noch sagen, wie groß die Enttäuschung aller ist, die, gleich mir, von den berühmten Nationaltänzen einen künstlerischen Genuß erwarteten. Sie finden abends in einem Kaffeehause statt, wo unglückliche Weiber, die meistens sehr häßlich, schlecht gewaschen und mit Fetzen bekleidet sind, diese Cachuchas und Boleros ausführen, welche wir im Ballett bewundert haben, die hier aber geradezu greulich sind. Das Stierrennen hat wenigstens für die, welche es ertragen können, seinen großartigen und malerischen Charakter bewahrt, mit den Tänzen ist es aber zu Ende, sie sind nichts mehr als eine sehr schlecht durchgeführte Ausbeutung, die jeder Anmut, jedes künstlerischen Gepräges bar ist.

Indem ich von Sevilla schied, konnten sich meine Augen nicht vom Dom und dieser Giralda trennen, die ich noch lange erblickte, nachdem die übrige Stadt mir entschwunden war. Mein Herz und meine Sehnsucht sind dort zurückgeblieben. Könnte ich doch diesen Bau einst in verständnisvoller Wiederherstellung noch einmal sehen, in meinen alten Tagen unter diesen schönen, feierlichen Gewölben umherschweifen und von denen träumen, die ihn inmitten aller grausamen Barbarei ihres Landes dem ewigen Ideal errichtet haben!





August Wilhelm von Hofmann.

Von

L. Goldberg.

Unser elektrisch erleuchtetes Zeitalter macht sich nur schwer eine Vorstellung davon, wie es vor Einführung der Gasbeleuchtung bei uns ausgesehen haben mag, wie das nächtliche Dunkel der Straßen selbst in den Großstädten nur mühsam von dem trübseligen Schimmer etlicher Öllampen durchbrochen wurde, wie unsere Großeltern die langen Winterabende bei dem flackernden Schein einer Talgkerze oder einer primitiven Hauslampe zugebracht haben. Und doch liegt diese Zeit noch gar nicht so lange hinter uns, noch leben viele, die sich jener „gemütlichen" Zustände sehr wohl erinnern können. Erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts begann die Gasbeleuchtung sich in Deutschland einzubürgern, und am Abend des 26. September 1826 erstrahlte die Straße Unter den Linden in Berlin zum erstenmal im Glanze des lang ersehnten Gaslichtes. Voll Erwartung strömten damals die Berliner nach den Linden, um das große Ereignis anzustaunen, mit Stolz wurden die Fremden dorthin geführt, um diesen glänzenden Fortschritt der Technik zu bewundern. Wohl die wenigsten ahnten damals, daß das Gaslicht nur der Beginn einer Ära neuer und sich stetig vervollkommnender Beleuchtungsmethoden war, daß sie eine Umwälzung unserer ganzen Lebensverhältnisse inaugurieren und der Ausgangspunkt einer Reihe völlig neuer und wichtiger Industrien werden würde.

Eine der blühendsten dieser Industrien und zugleich eine der ergiebigsten Domänen deutschen Gewerbfleißes ist die aus der Gasfabrikation hervorgegangene Industrie der künstlichen oder Anilinfarben. Seitdem in dem anfangs als nutzlos fortgegossenen Steinkohlenteer von Laurent das Karbol, von Runge das Anilin und Chinolin entdeckt worden, war man überhaupt erst auf die Verwertbarkeit des Steinkohlenteers aufmerksam geworden, und A. W. Hofmann, der sich zuerst mit der Untersuchung der Anilinbasen und der Erforschung ihrer chemischen Natur beschäftigte, lehrte aus dem widerlich riechenden, farblosen Öl, als welches Runge das Anilin dargestellt hatte, die prächtigsten Farbstoffe hervorzuzaubern. Unter seinen Händen sowie durch seine Schüler entstanden nach den von ihm angegebenen Methoden in rascher Folge auf künstlichem Wege das Rosanilin, die Muttersubstanz so vieler Anilinfarbstoffe, das Anilinrot oder Fuchsin, das seinen Namen tragende „Hofmann-Violett", der brennende Purpur, das leuchtende Anilingrün — kurz, alle Farben des Regenbogens, die wir an den Damentoiletten bewundern, die in unserer Häuslichkeit an den Tapeten, Teppichen, Möbelstoffen 2c. das farbenfrohe Auge entzücken.

Nicht durch einen glücklichen Zufall, nicht durch ein blind zugreifendes Un-

gefähr ist Hofmann zu diesen folgenwichtigen Entdeckungen gekommen, sondern auf Grund theoretischer Kombinationen, genialer Experimente und Laboratoriumsversuche. Von seiner Doktorarbeit an, die er im Jahre 1843 unter des berühmten Justus von Liebig Leitung in Gießen anfertigte, hat Hofmann ein ganzes Menschenalter dem Studium der Anilinfarben gewidmet, das seinen Namen in der Wissenschaft wie in der chemischen Industriewelt populär gemacht und ihm — zur Unterscheidung von seinen vielen Namensvettern, die sich auf dem Gebiete der Staatskunst, in Wissenschaft und Litteratur ausgezeichnet haben — den Beinamen „Anilin-Hofmann" eingetragen hat.

Von seinen Untersuchungen über den Steinkohlenteer ausgehend, hat Hofmann auch eine vollständige Naturgeschichte des Ammoniaks und seiner Abkömmlinge, der Äthylenbasen, geliefert und damit zur Entwickelung der modernen theoretischen Chemie wichtige Bausteine beigetragen, insbesondere aber die sogenannte Typentheorie zum Abschluß gebracht. Es verlohnt sich wohl, auf diese fundamentalen Spekulationen unserer modernen Alchemisten ein wenig einzugehen und sie bei ihren pfadfindenden Arbeiten zu belauschen.

In der bekannten Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff, dem Ammoniak, lassen sich die drei Wasserstoffatome nacheinander durch drei aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehende Atomgruppen ersetzen und man erhält, je nachdem man ein, zwei oder drei Wasserstoffatome „substituiert", die Amid-, Imid- und Nitrilbasen oder, wie diese Körper auch genannt werden, die primären, sekundären und tertiären Amine. Diese Thatsachen ergaben sich aus Untersuchungen, die Hofmann zuerst mit dem Anilin, später mit dem Ammoniak angestellt hatte. War es möglich, in einfach substituierten Ammoniaken die noch restierenden zwei Wasserstoffatome durch sogenannte zusammengesetzte Radikale, d. h. durch kohlenwasserstoffhaltige Atomgruppen zu substituieren, und war das Anilin als ein Ammoniak anzusehen, in dem ein Wasserstoffatom durch eine Atomgruppe Kohlenstoff ersetzt war, so mußte es gelingen, auch noch ein oder zwei weitere Radikale in das Molekül dieser Base einzuführen. Dies war der Gedankengang, welcher A. W. Hofmann dazu führte, die Einwirkung des dem Alkohol nahestehenden Äthylbromids auf das Anilin zu studieren. Seine Voraussetzungen bestätigten sich. Die Einwirkung des Äthylbromids auf Anilin ließ das bromwasserstoffsaure Salz einer Base entstehen, welche aus dem Anilin durch Eintritt einer (kohlenstoffhaltigen) Äthylgruppe sich gebildet hatte und daher Äthylanilin genannt wurde. Durch Wiederholung derselben Operation wurde das Äthylanilin nochmals äthyliert und so das Diäthylanilin gewonnen.

Wenn es aber, wie hieraus hervorgeht, gelang, primäre Amine, wie das Anilin, in sekundäre und tertiäre Basen überzuführen — so folgerte Hofmann weiter — dann kann man auch erwarten, daß die Einwirkung von Alkylhaloiden auf Ammoniak selbst zunächst die primären Amine und bei weitergehender Substitution auch Imid- und Nitrilbasen liefern werde. Der Versuch zeigte, daß in der That Bromäthyl mit bemerkenswerter Leichtigkeit auf eine alkoholische Ammoniaklösung einwirkt und daß man durch Erhitzen derselben in geschlossenen Röhren alle drei möglichen Substitutionsprodukte des Ammoniaks nebeneinander erhalten kann.

Wohl selten hat in der chemischen Welt eine neue Entdeckung so gewaltigen Eindruck hervorgerufen wie die Hofmannsche Darstellung der zusammengesetzten Ammoniake, und selten auch hat der Wert einer neuen Idee so schnell allgemeine Anerkennung und Würdigung gefunden wie in diesem Falle. Die sich daran knüpfenden großen Erwartungen haben sich freilich nur zum Teil erfüllt, und Hofmann selbst war es, der diese überschwenglichen Hoffnungen auf ihr richtiges Maß zurückführte. Um die ganze historische Bedeutung der Hofmannschen

Entdeckungen richtig zu würdigen, muß man sich einen Augenblick den damaligen Standpunkt der theoretischen Chemie vergegenwärtigen.

Die elektrolytischen Versuche von Davy, sowie die bei der Zerlegung von Salzlösungen durch den elektrischen Strom gewonnenen Ergebnisse hatten das Interesse der Chemiker den elektrischen Eigenschaften der Elemente zugewandt und zur Aufstellung der „elektrochemischen Theorie" geführt. Man nahm an, die chemischen Verbindungen entständen dadurch, daß ein Element von elektropositiven Eigenschaften sich mit einem solchen von elektronegativer Funktion unter teilweisem Ausgleich der entgegengesetzten Kräfte vereinige. Die so entstehenden binären Verbindungen sollten alsdann, da sie noch einen Teil aktiver elektrischer Energie enthielten, im stande sein, untereinander Verbindungen höherer Ordnung einzugehen. Der Hauptanhänger dieser Theorie war der berühmte schwedische Chemiker Berzelius, welcher die Durchführbarkeit dieser Anschauungen für die organische Chemie dargethan hat. Durch die Forschungen Liebigs zumal ist der Nachweis geführt worden, daß die Radikaltheorie sich auch auf die durch das Pflanzen- und Tierreich erzeugten Verbindungen ausdehnen lasse. Die Radikaltheorie hat bis in die dreißiger Jahre hinein die organische Chemie vollständig beherrscht. Dann aber wurden in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Thatsachen bekannt, welche diese Lehre anfangs umgestalteten, endlich jedoch zu ihrem vollständigen Sturze führten. Diese Wandlung bewirkten in erster Linie die Versuche von Laurent und Dumas über die Einwirkung des Chlors auf organische Körper. Die Verallgemeinerung dieser Versuche führte Dumas zur Aufstellung seiner Substitutionstheorie, die in direktem Widerspruch zu der Radikaltheorie stand. Berzelius hielt an derselben fest und ersann mit bewundernswertem Scharfsinn neue Radikale, um den andrängenden Thatsachen gerecht zu werden.

Inzwischen hatten Gerhardt und Laurent die Typentheorie aufgestellt, nach der die chemische Natur einer Verbindung weit mehr von der Art des Aufbaues derselben aus ihren Elementen bezw. der typischen Anordnung dieser Elemente in der chemischen Verbindung abhängig ist als von der elektrochemischen Natur der Elemente. Als die geistreichen Arbeiten Hofmanns bekannt wurden, die der Typentheorie eine willkommene Stütze brachten, endete der Kampf mit ihrem vollständigen Siege. Hofmann, der den Begriff der Typen weiter zu klären und zu vertiefen suchte, stellte den Satz auf, daß zu demselben chemischen Typus alle diejenigen Verbindungen gehören, deren Molekül eine gleiche Zahl in der gleichen Weise geordneter Gruppen enthält. Diese Gruppen können sowohl Atome als auch Atomkomplexe sein und können durch andere Atome und Atomkomplexe ausgetauscht werden, ohne daß der Typus, die chemische Eigenschaft der Verbindung geändert wird. Diese Auffassung Hofmanns von dem Typus einer chemischen Verbindung erklärte nicht nur die Ähnlichkeit von Körpern, welche nach demselben Typus zusammengesetzt sind, sondern machte es auch verständlich, wie durch Substitution die chemischen Eigenschaften einer Verbindung sich ändern müssen, wenn der Substituent andere Eigenschaften besitzt als das Atom oder die Atomgruppe, deren Stelle im Molekül es einnimmt. Diese Theorie im Verein mit der späteren Lehre von der verschiedenen Wertigkeit der Radikale und Atome bildet den Übergang zu der heute allgemein anerkannten Strukturchemie, deren Ausbildung durch Kolbe, Frankland und insbesondere Kékulé gefördert worden ist.

Hätte die Geschichte der Chemie von Hofmann keine anderen Leistungen zu verzeichnen als die bisher hier erwähnten Bereicherungen der Wissenschaft und Industrie, so würde das genügen, seinen Namen auf ihren Blättern mit goldenen Zügen zu verewigen. Aber in seinem langen arbeitsreichen und von glänzenden

Erfolgen gekrönten Leben ist es ihm vergönnt gewesen, auf den verschiedensten Gebieten der Chemie bahnbrechend zu wirken und dauernde Schöpfungen zu hinterlassen. Wir haben beim Anilin gesehen, wie Hofmann aus der schwarzen Steinkohle, den Trümmern einer längst versunkenen Welt, jene märchenhafte Farbenpracht hervorgezaubert hat, die das Auge entzückt und eine der lohnendsten Industrien in Deutschland geschaffen hat. In ganz analoger Weise führte Hofmann die Chemie des Phosphors aus, indem er die Ähnlichkeit des Phosphors mit dem Stickstoff in evidenter Weise darlegte und so eine Klasse von Phosphorbasen schuf, welche analog den Stickstoffbasen zu betrachten sind. Seine Untersuchungen über die Senföle, das sind schwefelhaltige Öle, führten zu der Entdeckung einer Reihe neuer, dem Senföl ähnlicher Körper und wiesen auf die vielfachen synthetischen Beziehungen der von ihm gefundenen Körper zu den in der Natur vorkommenden hin. An diese Untersuchungen knüpften sich zahlreiche andere Entdeckungen, welche, wenn sie auch nicht sofort zu Tage traten, in der wissenschaftlichen Welt doch die nachhaltigste Beachtung fanden. So hat Hofmanns Schüler und Schwager Tiemann, auf ihnen weiterbauend, aus einfachen chemischen Grundstoffen die gewürzreiche Substanz der Vanilleschote, das Vanillin, künstlich dargestellt und damit der Industrie der künstlichen Riechstoffe eine neue, ungeahnte Erweiterung gebracht. Auch die Kenntnis der in der Natur vorkommenden Alkaloide (Giftstoffe) ist durch Hofmann sehr gefördert worden, indem er das Schierlingsgift Coniin, jenen Trank, durch den einst Sokrates seinem Leben ein Ende machte, in den Bereich seiner Untersuchungen zog, dessen künstliche Darstellung später Ladenburg gelang.

Zu Hofmanns vorzüglichsten Arbeiten gehören ferner die Bestimmung der Dampfdichte, die Entdeckung der sogenannten Isonitrilreaktion, durch welche die Konstitution der Cyangruppe aufgeklärt wurde, die Untersuchungen über das Pyridin, das bekanntlich zur Denaturierung des Spiritus Verwendung findet, u. a. m. Sein Hauptverdienst bleibt aber immer die Erforschung der wunderbaren Eigenschaften des Anilins, die wie kaum eine andere Entdeckung chemischer Natur nach so vielen Richtungen, selbst auf dem Gebiete der Heilkunde, einen wohlthätigen und fruchtbringenden Einfluß ausgeübt hat. In dieser Beziehung sei daran erinnert, welch großen Nutzen die Bakteriologen aus der außerordentlichen Färbekraft der Anilinfarbstoffe gezogen haben, welche ihnen die Färbung und damit die Erkennung und Unterscheidung der krankheiterregenden Mikroben ermöglichte. Das von Hofmann entdeckte Acetanilid hat vor einigen Jahren seinen Platz als Fieberheilmittel in dem Arzneischatze der Ärzte gefunden.

Dieser Großmeister der Chemie, dessen Lebenswerk wir hier zu skizzieren versuchen, ist am 5. Mai vorigen Jahres nach vollendetem 74. Lebensjahre im Kreise seiner Familie, von einem jähen Lungenschlage ereilt, gestorben. Er hat in einer großen Zeit gelebt, in der Zeit des Aufschwunges aller Naturwissenschaften, an dem er einen so hervorragenden Anteil genommen. Wenn er auch in bescheidener Zurückhaltung von sich sagt, daß „das Leben des wissenschaftlichen Forschers nur selten dramatische Verwickelungen aufzuweisen hat, welche einen größeren Leserkreis zu interessieren im stande wären“, so muß es doch in hohem Maße anziehend erscheinen, den vielfach gestalteten, aber immer aufwärts zur Höhe gerichteten Lebenslauf dieses genialen Forschers an der Hand seiner eigenen, in seinen Publikationen stückweise eingestreuten Autobiographie zu verfolgen und manche fesselnde Episode aus vergangenen Zeiten einzuflechten.

August Wilhelm Hofmann war am 8. April 1818 in Gießen geboren als Sohn des Universitätsbaumeisters Johann Philipp Hofmann, dessen dem Künstlerischen zugewandte Lebensauffassung unver-

kennbar auch auf den Sohn überging. Nach Absolvierung des Gymnasiums widmete sich der junge Hofmann, der damals noch keinen ausgesprochenen Drang zu irgend einem Berufsstudium empfand, zunächst der Erlernung neuerer Sprachen, die er durch Reisen nach Italien und Frankreich vervollständigte, und dann dem Studium der Jurisprudenz. Da erhielt sein Vater von der hessischen Regierung den Auftrag, das chemische Laboratorium in Gießen für Liebig zu erbauen, und das wurde bestimmend für Hofmanns Berufswahl. Liebig stand mit seinem Baumeister in freundschaftlichem Verkehr, und dem begeisternden Einflusse des großen Chemikers folgend, widmete sich der junge Hofmann dem Studium der Chemie. Während bis dahin der Schwerpunkt des chemischen Unterrichts auf den Universitäten in den Vorlesungen lag und es nur ganz ausnahmsweise einem Studierenden vergönnt war, an den experimentellen Untersuchungen des Professors in dem meist dürftig hergerichteten Laboratorium desselben teilzunehmen, erfuhr dieser Unterricht durch Liebig eine bedeutungsvolle Umgestaltung. Sein Laboratorium war das erste chemische Universitätsinstitut in Deutschland, in welchem nicht nur chemische Analyse in geordneter Folge geübt, sondern auch die Kunst, wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen, systematisch gelehrt wurde. Diese neue Unterrichtsmethode war für die Entwickelung der chemischen Wissenschaft geradezu epochemachend. Während einer langen Reihe von Jahren war die kleine Universitätsstadt an der Lahn der chemische Anziehungspunkt für Deutschland, ja für ganz Europa, und aus allen civilisierten Ländern strömten die Chemiker dorthin zusammen. In diesem Kreise bedeutender Männer wirkte Hofmann acht Jahre lang, zuerst als Schüler, später als bevorzugter Assistent Liebigs. In der Biographie von Adolf Würtz schildert er das Leben und Schaffen in jenem Kreise, wie er sich vor mehr als hundert Semestern, im Sommersemester 1842, um Liebig geschart hatte.

Es gehörte zu Liebigs Gewohnheiten, den Verkehr mit seinen Schülern nicht auf das Laboratorium zu beschränken. Fast jeden Sonntag hatte er eine Anzahl derselben zu Tische, und wem es vergönnt war, bei solcher Gelegenheit dem gastlichen Lehrer näher zu treten, der hat sein Leben lang eine dankbare Erinnerung daran behalten. Dazumal herrschte im Liebigschen Hause noch die größte Einfachheit. Es waren begreiflich keine lukullischen Genüsse, zu denen die Schüler geladen wurden; waren lukullische Gastmähler doch auch den meisten in jenen glücklichen Tagen nur erst aus dem Plutarch bekannt! Wohl aber war es ein treffliches würziges Mahl, welches Frau Liebig den Schülern ihres Gatten vorsetzte, weit über das hinaus, was die große Mehrzahl der jungen Gäste gewohnt war. Was wahrhaft imponierte, war der Wein, den sie zu trinken bekamen. Allerdings beherbergte der Liebigsche Keller damals noch nicht das Edelste, was an Rhein und Mosel wächst oder was der glückliche Boden Frankreichs hervorbringt, Schätze, mit denen ihn die Dankbarkeit reicher Freunde und fürstliche Gunst in späteren Jahren ausstatten sollten; aber er enthielt große Vorräte eines trefflichen leichten Weißweines, für durstige Studentenkehlen wie geschaffen, von dem bei jenen Mittagsmahlen, wie überhaupt unter dem gastlichen Dache dieses Hauses, in besagten Kehlen unglaubliche Quantitäten zu verschwinden pflegten.

Liebig konnte damals dem Laboratorium nicht allzuviel Zeit widmen, wußte allerdings auch in kurzer Frist das Erstaunlichste zu leisten; immerhin konnte bei der großen Anzahl vorgeschrittener Laboranten auf jeden einzelnen nur der Bruchteil einer Stunde kommen. Unter diesen Umständen bildeten jene Sonntagszusammenkünfte eine höchst wichtige Ergänzung des praktischen Unterrichts im Laboratorium. Nach Tische unterhielt sich Liebig aufs freundschaftlichste mit jedem einzelnen über seine Arbeit. Es waren allerdings noch nicht volle drei Stunden, die

für diese Unterhaltung zur Verfügung standen; denn Schlag fünf Uhr hatte „Cerberus“ (das war Hofmann) Order, in demonstrativer Weise Abschied zu nehmen, um die Gesellschaft zum Aufbruche zu bringen. Ohne diese heilsame Anordnung war Gefahr vorhanden — zumal wenn schöne Schwestern oder Nichten zum Besuche waren —, daß einige bis zum Thee sitzen geblieben wären. Aber wie viel pflegte man aus diesen paar Stunden mitzunehmen! Liebig hatte die wunderbare Begabung, die Unterhaltung, ohne daß man sich dessen gleich versehen hätte, zu einer Quelle der Belehrung zu machen. Einige merkten gar nicht, was ihnen da für Lichter angesteckt wurden, und wenn ihnen dann in der nächsten Woche ihre Versuche unerwartet leicht gelangen, so waren sie naiv genug, dem eigenen Scharfsinn zuzuschreiben, was sie doch eigentlich nur der sonntäglichen Nachtisch-Unterhaltung bei Liebig verdankten.

Hofmann nennt es ein glückliches Semester, in dem fleißig im Laboratorium gearbeitet wurde und unter den Laboranten sich eine große Zahl sehr strebsamer junger Männer befand. Da standen nebeneinander F. von Feilitzsch (später Professor der Physik in Greifswald), und L. Posselt, Döpping und Schiel, die Schweizer Wydler und Gougginsperg, der Elsässer Würtz und der Schotte Dunloß, die beiden Engländer Radcliff und Ronalds, der Mexikaner Ortigosa und der gelbe Ostindier Pinto, und als der jüngste in der Gesellschaft Adolf Strecker, dem eine reiche, aber leider nur allzu kurz bemessene Zukunft bestimmt war. Und zwischen diesen und den vielen anderen Laboranten bewegten sich Liebigs bewährte aides de camp Heinrich Will (später der Nachfolger seines Lehrers in Gießen) und Remigius Fresenius (Professor und Geheimer Hofrat in Wiesbaden), überall erwünschten Rat erteilend und, wenn nötig, selber mit Hand anlegend. Oft genug erschienen auch im Laboratorium die jüngeren naturwissenschaftlichen Docenten der Universität, welchen viel daran lag, mit dem, was dort vorging, in Fühlung zu bleiben. Für diejenigen, welche technische Fragen bearbeiteten, war Professor Friedrich Knapp ein stets willkommener Helfer; am meisten umworben war, wenn er sich blicken ließ, Hermann Kopp, der damals schon an seiner Geschichte der Chemie arbeitete, ebenso der Mineraloge Ettling, die Physiker Joh. Müller und Fr. Zamminer, der Geologe E. Dieffenbach u. a.

Aus diesem Kreise, in dessen Mittelpunkt er als erster Assistent Liebigs stand, schied Hofmann im Jahre 1845, um sich als Privatdocent in Bonn zu habilitieren. Doch schon im Jahre darauf erhielt er auf Empfehlung Liebigs einen ehrenvollen Ruf nach London, und damit begann die zweite bedeutungsvolle Periode seines Lebens. In Würdigung der Erfolge der Liebigschen Schule war dort eine Gesellschaft hervorragender Männer zusammengetreten, um ihr Vaterland mit einer nach dem Muster des Liebigschen Institutes eingerichteten chemischen Anstalt zu beschenken. Um die Mittel für den Bau und die Ausstattung des Laboratoriums zu beschaffen, war ein in England bei ähnlichen Veranlassungen stets üblicher Weg eingeschlagen worden: man hatte ein Komitee von hochgestellten Männern gebildet, welche selbst mit erheblichen Summen einsprangen und zu freiwilligen Beiträgen aufforderten. In kurzer Frist waren die erforderlichen Mittel beisammen, das Royal College of Chemistry eingerichtet und Hofmann zu seinem Direktor berufen.

Anfangs ging alles auch ganz vortrefflich, allein bald zeigte es sich, daß doch nicht sämtliche Mitglieder des Komitees sich so ganz ohne alle Nebenabsichten an der Gründung des College beteiligt hatten. Einige meinten, es müsse doch auch etwas Substantielles bei der Sache herauskommen; ein Landwirt sendete Bodenarten, ein Bergwerksbesitzer Mineralien, ein Weinhändler Weinproben, ein Arzt menschliche Sekrete zur Untersuchung, und jeder hoffte, in der Form von Ana-

lysen den mehrfachen Betrag seines jährlichen Beitrags wieder herauszuschlagen. Hofmann war unter diesen Umständen nicht auf Rosen gebettet und hatte, wie er selbst gesteht, oft seine liebe Not, sein Schifflein über dem Wasser zu halten. Er mußte sich tüchtig mühen, um sich und die ihm anvertraute Anstalt vorwärts zu bringen, indessen seine glänzende Begabung als Forscher und als Lehrer, seine außerordentliche Befähigung zur Erfassung und Lösung praktischer Probleme, die ihm in dem industriereichen Albion häufig vorgelegt wurden, endlich seine gewinnende Persönlichkeit verschafften ihm bald die gebührende Anerkennung.

Das College entwickelte sich trotz aller Hemmnisse mit jedem Jahre in immer erfreulicherer Weise, so daß es 1853 von der englischen Regierung zu einer besonderen Abteilung der Royal School of Mines erhoben und Hofmann die Professur für Chemie an der Bergschule übertragen wurde. Damit vollzog sich in der Position Hofmanns und seiner Anstalt eine wesentliche Wandlung; sein College war nicht mehr eine private Lehranstalt, sondern ein Teil einer wohlorganisierten Staatsakademie geworden, an welcher er Anstellung erhielt. Drei Jahre darauf wurde Hofmann auch zum Münzwardein der englischen Münze, zum Mitglied der Royal Society und zum Präsidenten der Londoner chemischen Gesellschaft ernannt. Durch anregende populäre Vorträge, denen die Arbeiter Londons wie die Königin mit gleicher Aufmerksamkeit lauschten, verstand er es, das allgemeine Interesse weiter Kreise für seine Wissenschaft zu erwecken. Eine Schar ausgezeichneter Schüler, die heute hervorragende Stellungen in Wissenschaft und Technik einnehmen, vereinte sich damals um Hofmann. Da waren Volhard, heute Professor der Chemie in Halle, Peter Grieß, der Entdecker der Grießschen Reaktion und der Diazoverbindungen, Dr. Leibius, gegenwärtig Münzmeister in Sydney, Eugen Sell, Mitglied des Reichs-Gesundheitsamtes, Sir Frederic Abel, Warren de la Rue, M. Holtzmann, jetzt Privatsekretär des Prinzen von Wales, C. A. Martius, Heinrich Caro, Merck und P. W. Hofmann, zur Zeit hervorragende Vertreter der chemischen Industrie in Deutschland, August Bopp, Groves, Odling und Mac Leod, jetzt Universitätsprofessoren in England, Mansfield, Nicholson, Medlock, Perkin, der Entdecker des Mauveins, u. a.

Während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in London hat Hofmann die bedeutsamsten seiner grundlegenden Untersuchungen, die über das Fuchsin und Rosanilin, seine Forschungen über die Phosphor- und Äthylenbasen, über die Amine rc. ausgeführt. Er war damals der Mittelpunkt des chemischen Lebens in England und wurde daher auch von der industriellen Welt vielfach zur Abgabe von Gutachten in Anspruch genommen. So entstanden seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Verfälschungen des Bieres mit Strychnin auf Ersuchen der berühmten Brauerei von Allsopp und Sons in Burton. Ein Pariser Professor hatte nämlich seinen Zuhörern die einfältige Mitteilung gemacht, daß die englischen Bierbrauer dem Pale Ale durch Zusatz von Strychnin eine angenehme Bitterkeit zu verleihen pflegen. Schnell machte die Sensationsnachricht die Runde durch die ganze Presse, ein panischer Schrecken bemächtigte sich aller Aletrinker, und die Biermagnaten zitterten auf ihren Thronen, als ihnen von allen Seiten eine merkliche Abnahme des Aleverbrauchs gemeldet wurde. Da riefen Allsopp und Sons die Entscheidung der Chemiker an, und die hochgehenden Wogen nationaler Entrüstung glätteten sich erst, als Graham und Hofmann ihr Urteil für das Nichtvorhandensein von Strychnin im Biere abgaben. Seit langer Zeit haderten die englischen Spiritusbrenner mit der Steuerbehörde wegen der riesigen Besteuerung des Spiritus, bis endlich eine chemische Kommission mit Graham und Hofmann an der Spitze zusammentrat, aus deren Händen Industrie und Wissenschaft den Methylalkohol erhielt.

Noch seltsamer war die Veranlassung zu einer interessanten Weinuntersuchung durch Hofmann. Etwa im Jahre 1860 hatte die East London Railway Company ein Projekt ausgearbeitet, das den seit zwanzig Jahren vollendeten, aber unbenutzt gebliebenen Themsetunnel durch eine unter dem Flusse hingehende Eisenbahn endlich zur Verwertung bringen sollte. Die projektierte Linie zog sich auf der linken Seite direkt unter den gewaltigen Docks hin, und die Dockcompagnie protestierte lebhaft gegen den Plan mit dem Hinweise, ihre großen Weindocks würden durch die Linie völlig unbrauchbar, da die fortwährende Erschütterung des Bodens durch die Bahnzüge den Wein nie zur Klärung kommen lassen würde. Als die Angelegenheit vor das Parlament kam, wurden Hofmann und Warren de la Rue zur Entscheidung der Frage aufgefordert, ob der Einwand der Weinhändler berechtigt sei. Der Fall war schwierig, denn eine solche Frage war noch nie gestellt worden, und in den Archiven der Wissenschaft waren keine Erfahrungen darüber verzeichnet. Da konstruierte Hofmann ein kleines Rad mit Gummifingern, welches von der Wasserleitung in Bewegung gesetzt wurde. Nun wurden zwei gleiche Gefäße mit Wein gefüllt und das eine in den ruhigsten Winkel des Kellers, das andere dicht neben das rotierende Rädchen gestellt, dessen Gummifinger es in kurzen Zeiträumen berührten. Die Freude der Anhänger der Tunnelbahn war groß, als sich die Niederschläge in dem erschütterten Gefäß tagelang früher als in dem ruhigen absetzten. Heute gehen nicht nur die Züge der East London, sondern auch der Metropolitan Railway Company durch den Themsetunnel — eine beherzigenswerte Lehre zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche jetzt der Erbauung elektrischer Untergrundbahnen in Berlin entgegengestellt werden.

Aus jenen glänzenden Verhältnissen zögerte Hofmann keinen Augenblick zu scheiden, als der Ruf des Vaterlandes an ihn erging. Im Jahre 1862 wurde er als ordentlicher Professor der Chemie nach Bonn berufen, an dieselbe Stätte, an der er als akademischer Lehrer seine Laufbahn begonnen hatte. Noch war indessen der Bau des neuen chemischen Laboratoriums daselbst nicht beendet, noch hatte Hofmann sein Lehramt nicht angetreten, als Eilhard Mitscherlich in Berlin starb und Hofmann zu seinem Nachfolger berufen wurde. Auch in Berlin, wo er im Frühjahr 1865 eintraf, war seine erste Aufgabe, ein neues großes chemisches Institut zu erbauen, das, nach seinen Angaben und unter seiner Leitung ausgeführt, noch heute rühmliches Zeugnis für sein Organisationstalent ablegt. Wie arg es früher um die chemischen Forschungsstätten bestellt war, dafür ist folgender Ausspruch Hofmanns bezeichnend: „Die heutige Generation von Chemikern in ihren palatialen Wohnstätten, in ihren luftigen, lichtreichen, mit Wasser, Gas und allen Arbeitsrequisiten reichlich ausgestatteten Laboratorien hat kaum mehr eine Vorstellung von den Lokalitäten, um nicht zu sagen Spelunken, auf welche ihre Vorgänger angewiesen waren. Allein es kommt zuletzt auf den Käfig nicht an, wenn nur der Vogel, der darin sitzt, zu pfeifen versteht." Und Hofmann hat es wohl verstanden, so emsig und so eindringlich zu pfeifen, daß alle chemische Jünger seinem Zauberworte lauschend folgten. Fast drei Jahrzehnte hat er hier in vollster Manneskraft als erster Ordinarius der Chemie an der Friedrich-Wilhelms-Universität und als akademischer Chemiker der Königlichen Akademie der Wissenschaften gewirkt und als Lehrer wie als Forscher eine an großartigen Erfolgen reiche Thätigkeit entfaltet. Diese Zeit, die den Höhepunkt seines Schaffens und Wirkens bezeichnet, brachte die Mehrzahl seiner Untersuchungen zur Reife und zum Abschluß und machte ihn zum Mittelpunkt des chemischen Lebens in Deutschland. Als Preisrichter und amtlicher Berichterstatter auf den verschiedenen Weltausstellungen veröffentlichte er mei-

sterhafte Berichte über die Leistungen der chemischen Technik und Industrie; als Mitglied des Reichs-Gesundheitsamtes, der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen und des Patentamtes nahm er eifrigen Anteil an der Entwickelung der Hygiene und der öffentlichen Gesundheitspflege wie an der gesetzlichen Regelung des Patentwesens.

Neben dieser umfassenden Thätigkeit als wissenschaftlicher Forscher, als akademischer Lehrer und staatlicher Berater widmete Hofmann auch ein rühriges Interesse der Standesorganisation seiner Fachgenossen. Nach dem Vorbilde der Londoner chemischen Gesellschaft gründete er im Jahre 1867 die Deutsche chemische Gesellschaft, die unter seiner Leitung sich zu dem größten wissenschaftlichen Verein der Welt entwickelt hat und etwa viertausend Mitglieder in allen Ländern der Erde zählt. Die von ihr herausgegebenen Berichte sind die verbreitetste und umfangreichste wissenschaftliche Zeitschrift, und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum, das die Gesellschaft im November 1892 feierte, wäre ein Ehrentag für ihren Begründer geworden, den er, falls er ihn erlebt hätte, nicht minder hochschätzen würde als die zahlreichen anderen Ehrungen, die ihm schon zu teil geworden. Aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages, der vor fünf Jahren in großartigster Weise begangen wurde, erhielt Hofmann vom Kaiser den Adel; seine zahlreichen Schüler und Verehrer errichteten an jenem Tage eine „A. W. Hofmann-Stiftung“, und die Vereinigung der chemischen Industriellen in Deutschland zollte ihrem Altmeister Dank und Anerkennung, indem sie sein Bild von Heinrich von Angelis Meisterhand malen ließ und der Nationalgalerie für die Porträtsammlung berühmter Zeitgenossen überwies. Als die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 1886 in Berlin tagte, war Hofmann neben Virchow zweiter Geschäftsführer als Vertreter der naturwissenschaftlichen Richtung, und vor zwei Jahren, als die Naturforscher-Versammlung nach der Annahme der neuen Statuten zum erstenmal im neuen Gewande in Bremen tagte, ihr erster Vorsitzender.

Die Teilnehmer jener Versammlung werden sich noch mit Entzücken des einleitenden Vortrages erinnern, in welchem Hofmann in meisterhaftem Feuilletonstil die Leistungen sämtlicher naturwissenschaftlichen Disciplinen seit Begründung der Naturforscher-Versammlung Revue passieren ließ und mit köstlichem Humor die Tagfahrt eines vor sechzig Jahren von Bremen nach Leipzig zur Naturforscher-Versammlung reisenden Gelehrten schilderte, um den gewaltigen Unterschied von damals und jetzt zu veranschaulichen. Als Probe seiner Darstellungsart und zum Beweise, daß Hofmann kein trockener Gelehrter, sondern bei all seiner Wissenschaftlichkeit ein geistreicher, amüsanter Plauderer war, sei der Schlußpassus seiner Rede hier wiedergegeben:

„Lassen Sie Ihr Auge nochmals in die Tage der Gründung unserer Gesellschaft zurückschweifen. Es ist am Morgen des 18. Septembers des Jahres 1822. Wir begrüßen einen ankommenden Naturforscher auf dem Posthofe zu Leipzig. Unser Freund kommt von Bremen. Er hat vier Tage und vier Nächte in dem Eilwagen gesessen, um einen Weg zurückzulegen, der heute eine mäßige Tagereise in Anspruch nimmt. Er ist recht steif geworden von dem langen Sitzen, allein von edlen Gründergedanken ganz erfüllt, erscheint er gleichwohl schon nach kurzer Frist in der Sitzung, in welcher eben die im vorigen Jahre in Heidelberg zu Grabe getragenen Statuten beraten werden. Es ist nicht bekannt, wie lange diese Sitzung gedauert hat, allein was Statutenberatungen auf sich haben, das weiß man schon. Wir sind daher froh, daß unser Freund nach einem guten Mittagessen und einem Spaziergang durch den herrlichen Reichenbachschen Garten endlich einen Augenblick Ruhe findet. Für den Abend ist eine Zusammenkunft mit Freunden verabredet. Die Wahl des Lokals ist aber keine sonderlich glückliche gewesen. Münchener

Bier giebt es damals in Leipzig überhaupt noch nicht, indessen auch die Verpflegung ist eine sehr mäßige. Die magere Suppe hat jedenfalls kein Liebigsches Fleischextrakt zu sehen bekommen. Desto besser ist die Unterhaltung. Um was sich diese Unterhaltung gedreht hat, ist heute nicht mehr festzustellen, mit Sicherheit furcht. Ja, selbst die Möglichkeit von Eisenbahnen wird bereits diskutiert. Nach den letzten Zeitungsberichten aus England denkt man ernstlich daran, versuchsweise die erste Linie zwischen Stockton und Darlington in Angriff zu nehmen. Welche Aussicht für einen, der eben noch eine halbe Woche im Eilwagen gesessen hat!



August Wilhelm von Hofmann.

läßt sich nur angeben, um was sie sich nicht gedreht hat. Von der Durchstechung der Landenge von Suez, von der Durchbohrung des Mont Cenis und des Gotthard haben die Herren gewiß nicht gesprochen. Aber von dem Eintreten des Dampfes in den Verkehr ist denn doch wohl schon die Rede gewesen. Auf Rhein und Elbe sind bereits einige vereinzelte Dampfboote gesehen worden, aber mehr noch, der erste Dampfer, die Savannah, hat eben den Atlantischen Ocean durch-

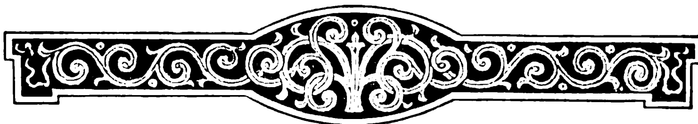
Diese Eilwagenfahrt hat unseren Freund doch recht müde gemacht, er verläßt das Wirtshaus etwas früher, als dies Naturforscher in der Regel zu thun pflegen. Wir begleiten ihn auf dem Heimwege, damit er sich nicht verirre. In den Straßen herrscht ägyptische Finsternis, nur hier und da von einer trübe brennenden Öllampe unterbrochen. Man will keine neuen mehr anschaffen, denn in einigen Jahren soll ja doch die Gasbeleuchtung eingeführt werden. Unser Freund erreicht

gleichwohl glücklich seine Wohnung. Auf der Treppe brennt allerdings kein Petroleumlämpchen — wo hätte man aber damals auch das Petroleum hernehmen sollen? Auch das Zimmer ist dunkel, und es gilt vor allem Licht zu schaffen. Streichhölzer giebt es damals noch nicht, auch Döbereiners Zündlampe ist noch nicht erfunden, aber unser Freund ist ein kluger Mann, der Stahl und Stein und Zunder jederzeit bei sich führt. Er klopft sich allerdings ein paarmal tüchtig auf die Finger, aber schon hat der Zunder Feuer gefangen. Schon brennt das Talglicht — Stearinkerzen kennt man damals noch nicht. Aber nun harrt unseres Freundes eine bittere Enttäuschung. Er hat mit Zuversicht einen wichtigen Brief erwartet, der ausgeblieben ist. Nun geht aber die Post zwischen Leipzig und Frankfurt nur zweimal in der Woche. Er kann also frühestens erst in acht Tagen Nachricht bekommen. Was würde unser Freund darum gegeben haben, wenn er am nächsten Morgen hätte telegraphieren können! Wir wundern uns nicht, daß ihm etwas trübselig zu Mute ist, und wir bedauern nur, daß ihm der Trost nicht zur Seite steht, der uns über eine solche leidmütige Stimmung hinweghelfen würde. Unser Freund kann nicht — was wir heute unfehlbar thun würden — er kann nicht mit der Hand in die Tasche fahren, um die Photographie seiner Frau herauszuholen, denn die Photographie ist ja auch noch nicht erfunden.

Aber ich will das Thema ‚Sonst und Jetzt' nicht weiter ausführen. Noch zwei Worte, und ich bin zu Ende. Die Gesellschaft sitzt heute unter neuen Statuten. Werden wir mit denselben so lange auskommen als mit den alten? Vielleicht — länger gewiß nicht. Schon im Jahre 1900 wird ein Antrag auf Statutenänderung gestellt, aber mit großer Majorität abgelehnt. Und nun folgt periodisch ein Ansturm nach dem anderen; sie werden aber alle abgeschlagen. Inzwischen ist die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts herangekommen. Die Zahl der Neuerung Anstrebenden ist bedenklich gewachsen, und dem Virchow und dem Helmholtz der Epoche — vorausgesetzt, daß das nächste Jahrhundert sich solcher Männer wird rühmen dürfen — ist es schließlich nicht allzu schwer geworden, ein neues Statut durchzubringen. Und nun fällt es dem neuen Herrn Vorsitzenden ein, bei seinem Vorgänger vor sechzig Jahren eine kleine Anleihe zu machen; er unternimmt es auch, wieder Rückschau über diese sechzig Jahre zu halten. Er erzählt der ersten Versammlung unter dem neuen Statut, welche wer weiß in welchem Teile des erweiterten Deutschlands — vielleicht in Kamerun, vielleicht in Bagamoyo — gehalten wird, was alles in der Zwischenzeit passiert ist. Sein Bericht schließt an die Versammlung von 1890 an. Er bespricht unsere heutige Organisation; er wundert sich zumal über die geringe Anzahl von Sektionen, mit denen wir auskommen, und über die Länge der Vorträge, welche den Mitgliedern zugemutet werden. Er findet unser Leben hausbacken, und von den Verkehrsbedingungen behauptet er, man könne sich keine Vorstellung mehr davon machen. Aber er zeigt auch, zu welcher Höhe, zu welcher Blüte sich der Baum der Wissenschaft entfaltet hat, er schildert — Aber ich darf den Mitteilungen meines Herrn Nachfolgers an dieser Stelle im Jahre 1950 nicht vorgreifen."

Noch ist hier einer Eigenschaft Hofmanns nicht gedacht worden, die er zu einer geradezu bewundernswerten Virtuosität entwickelt hatte: seine Kunst, Gedächtnisreden zu halten. Als Präsident der Deutschen chemischen Gesellschaft kam er oft in die Lage, zu Beginn der Sitzungen verstorbenen Fachgenossen einen Nachruf zu widmen, und da er das Glück hatte, mit vielen derselben in persönlich freundschaftlichem Verkehr zu stehen, so war dies der Anlaß zur Entfaltung seines glänzenden schriftstellerischen Talents. Mit großer Liebe pflegte er an diesen Lebensbildern zu arbeiten, die auch für immer ein Vorbild künstlerisch vollendeter Bio-

graphien bedeutender Männer bleiben werden. Eine der ersten großen Aufgaben, welche in dieser Hinsicht an ihn herantraten, war der Nachruf an Justus von Liebig, und er entledigte sich derselben, indem er den Briefwechsel Liebigs mit dessen Jugend- und Arbeitsgefährten, dem berühmten Göttinger Chemiker Friedrich Wöhler, herausgab und an der Hand dieser Korrespondenz, deren Bedeutung nicht zu Unrecht mit dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel in Parallele gestellt wurde, beider Leben und Thaten schilderte. Nicht minder liebevolle Nekrologe widmete Hofmann seinem verehrten Londoner Freunde Thomas Graham, dem italienischen Politiker, Finanzminister und Mineralogen Quintino Sella, dem er auch bei der Denkmalsenthüllung in Biella eine italienische Gedächtnisrede hielt, seinem Studienfreunde Adolf Würtz in Paris, dem französischen Minister und Chemiker Jean Baptiste Dumas, den Physikern Gustav Magnus, Gustav Kirchhoff, Heinrich Buff, dem Neffen Charlotte Buffs, u. a. m. Diese Lebensschilderungen, die gar manche fesselnde Episode aus vergangenen Zeiten enthalten, gab Hofmann vor einigen Jahren in drei Bänden gesammelt unter dem Titel „Zur Erinnerung an vorangegangene Freunde" heraus und widmete sie der Kaiserin Friedrich, der er einst Privatvorlesungen zur Einführung in die Chemie gehalten hat. Wer dieses Werk gelesen hat, dem wird es aufgefallen sein, daß in den verschiedenen Biographien ein Gedanke in mannigfachen Variationen wie ein Leitmotiv immer wiederkehrt, der Gedanke, daß ein rascher und sanfter Tod ohne voraufgegangenes Siechtum ein schöner und preisenswerter Lebensabschluß sei. War diese platonische Philosophie eine Vorahnung seiner Todesart oder ein Lieblingswunsch Hofmanns, der sich ihm buchstäblich erfüllt hat? Denn was er auf der letzten Seite seiner Biographiensammlung seinem Freunde Adolf Würtz nachrühmt, kann mit alleiniger Änderung des Namens auch auf ihn selbst angewendet werden: „Dem reichen Leben ist ein seines Inhaltes würdiger Schluß beschieden. Kein Siechtum irgend welcher Art, kein Erlahmen der schöpferischen Thätigkeit, keine Einbuße an Begeisterung für die Lehre, keine Minderung in der Hingabe an Schüler und Freunde! Im Vollbesitz aller Kräfte des Körpers und des Geistes, die Hand noch immer fest am Pfluge der Wissenschaft, das Auge unverwandt auf die höchsten Ziele der Menschheit gerichtet — so ist A. W. von Hofmann aus unserer Mitte geschieden, ein Glücklicher in des Wortes schönster und edelster Bedeutung!"





Zierblumen.

Novelle
von
Therese von Passow.

Die Passagiere saßen ermüdet, gereizt und frierend in der großen Wartehalle. Das Schiffchen, das sie an Bord des Passagierdampfers bringen sollte, war immer noch nicht da. Es nebelte stark, und dies war den Wartenden von den Bediensteten als Grund für die Verzögerung angegeben worden. Der Ausblick auf das Wasser wurde trüber und unbestimmter, bis derselbe schließlich ganz verschwand, und naßkalte Luft drang ungemütlich durch die Ritzen und Fugen des leichtgezimmerten Baues. In dem großen Eisenofen, dem einzigen Heizapparate in dem geräumigen Gelaß, fristete ein qualmendes Feuer sein trübseliges Leben. Eine große Anzahl von Frierenden drängte sich um dieses einzige warme Plätzchen; die übrigen saßen an den Holztischen verstreut. Es waren nur Kajütenpassagiere, etwa hundert den besseren Ständen angehörige Menschen, Herren und Damen und eine kleine Anzahl Kinder. Wem die Ungemütlichkeit der Atmosphäre und der beginnende Hunger Zeit und Lust dazu ließen, musterte verstohlen die verschiedenartigen Menschen, die ihm während der nächsten acht Tage zur Gesellschaft dienen sollten. Die Kinder hatten bereits Freundschaft geschlossen. Eine kleine Anzahl von Mädchen zwischen vier und acht Jahren tollte lachend, jubelnd und sich haschend um die Tische herum, glücklich, einen so geräumigen Tummelplatz gefunden zu haben. Sie sahen so warm und fröhlich aus, daß niemand den Lärm, den sie vollführten, verbieten mochte. Ein kleines blondlockiges Ding löste sich plötzlich aus dem Kreise los, und geschickt bei den sie haschen wollenden Händen vorbeigleitend, schlüpfte es zwischen einer Reihe von Stühlen hindurch zu einer einsam dasitzenden jungen Dame, in deren Arm es sich stürmisch und mit glühenden Wangen warf. Ein anderes Mädchen, unverkennbar sein jüngeres Schwesterchen, folgte unbeholfen und schmiegte sich mit schüchterner Liebkosung an die andere Seite der Dame, die ein paar freundliche Worte

sagte und liebkosend über die zerzausten Haare der Kleinen fuhr.

In demselben Augenblicke bog sich ein dunkelhaariger jugendlicher Frauenkopf von dem nächsten Tische herüber, und eine frische Stimme sagte: „Sind das Ihre Kinder, gnädige Frau?"

Die Angeredete fuhr zusammen, errötete heftig und sagte befangen: „Nein, ich bin nur die Gouvernante."

Mit einem kräftigen Ruck ergriff die erste Sprecherin ihren Stuhl, und ihn an die Seite der anderen schiebend, sagte sie fröhlich: „Da sind wir ja Leidensgefährten. Wir müssen Freundinnen werden. Wollen Sie? Sagen Sie mir, wie Sie heißen?"

„Beatrice Donlin," antwortete die Erstaunte halb zögernd und verwirrt von dem unerwarteten Überfall.

„Und ich Katharina Laritz. Aber alle Welt nennt mich Katha. Sie müssen mich auch Katha nennen, nicht wahr?"

„Gewiß, liebe Katha," antwortete Beatrice, die ihre Fassung zurückgewonnen hatte, und zwei kleine Hände schlossen sich zu kräftigem Druck zusammen.

Die Mädchen schauten einander in die lachenden Gesichter. Sie waren beide jung, in dem reizenden Alter, in dem nach dem Volksmund auch des Teufels Großmutter eine Augenweide gewesen. Sie waren beide groß und schlank, beide von bevorzugter Gesichtsbildung, nur daß sich Beatrice durch vornehmere Regelmäßigkeit der Züge, Katha durch Farbe und Ausdruck auszeichnete. Beide waren dunkelhaarig; Beatrice mit jenem Goldglanz auf dem Scheitel, den man nur bei einstmals blondem, nachgedunkeltem Haar findet, und mit einem grünlichen Schiller in den hellbraunen ausdrucksvollen Augen; Katha, eine echte Brünette mit schweren schwarzen Flechten, ganz dunklen temperamentvollen Augen und einem warmen Rot in den leicht gebräunten Wangen.

Sie hatte ihrer neuen Gefährtin zugewinkt, die neugierig aufhorchenden Kinder zu ihren Gespielinnen zurückzuschicken. Jetzt preßte sie aufs neue mit warmem Druck die Hand, die noch in der ihren lag, und sagte: „Wie bin ich froh, daß ich Sie gefunden und angesprochen habe! Ich habe eine ordentliche Sehnsucht, mein Herz vor Ihrem freundlichen Gesichtchen auszuschütten."

„Sie sind nicht glücklich in Ihrem Beruf?" fragte Beatrice.

„Das kann ich nicht sagen," antwortete Katha munter, „die Erfahrung soll erst gemacht werden; dazu gehe ich ja nach New-York."

„Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein," sagte Beatrice herzlich.

„Das hoffe ich auch!" rief die andere. „Aber ich bin nicht zur Gouvernante geboren. Ich bin mein lebelang so verwöhnt worden. Ich hatte alles, was ich wollte, so viel Geld, wie ich ausgeben mochte, meine reizenden Zimmer, so viel Vergnügungen, und wie war ich in den Gesellschaften gefeiert! Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie das ist, wenn man aus seiner Höhe herabgeschleudert wird. Ihnen, liebste Beatrice, sehe ich es an; Sie waren nie verwöhnt."

Ein Zug unendlicher Bitterkeit breitete sich plötzlich über das feine Gesicht Beatrices, das zu gleicher Zeit tief errötete. „Sie haben recht," sagte sie mit dunkler Stimme, „ich war nie verwöhnt."

Katha schien ein wenig erschrocken über die Wirkung ihrer Worte. „Aber Sie sind so hübsch," sagte sie schmeichelnd, „Sie müssen jedermann gefallen."

Beatrice wehrte lächelnd mit der Hand ab; ihr Gesicht war wieder ganz ruhig, und sie fragte ruhig und teilnahmsvoll: „Warum müssen Sie denn fortgehen?"

„O, ich sollte auch gar nicht!" beteuerte die andere eifrig. „Sie haben keinen Begriff davon, wie schwer es meinem Vater geworden, mich fortzulassen, wie böse er war! Zwischen mir und meinem Vater bestand ein solch reizendes Verhältnis! Er hat mich vergöttert, ich war sein ein und alles. Aber ich muß es Ihnen sagen: er hat sein ganzes Vermögen verloren. Nicht, daß wir arm wären; meine Mutter hat Geld, aber es ist doch

nicht mehr so wie früher, und deshalb gehe ich in die Welt."

„Ohne Einwilligung Ihrer Angehörigen?" fragte Beatrice.

„Ich bin ja mündig," lächelte Katha, „niemand kann mich halten; aber man wird mich natürlich nicht unterstützen, und darum bin ich auch hier ganz allein."

Um Beatrices Lippen spielte ein kleines verräterisches Lächeln, dessen sie sich aber schon im nächsten Moment schämte.

„Erzählen Sie mir von der Stellung, die Sie antreten werden," bat sie, und die kleine Spur von Reue, die sich in ihrem Herzen regte, machte ihre Stimme doppelt freundlich.

„Amerikaner," sagte Katha in dem Tonfall eines Kindes, das eine auswendig gelernte Lektion hersagt, „fünf Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, Klavierstunden für alle, Kinder zur Schule bringen, dem jüngsten Lesen und Schreiben eintrichtern, deutsch sprechen, mit allen spazieren gehen; ja, das ist wohl alles. Aber meinen Sie nicht, daß das sehr viel Arbeit ist?"

Beatrice kam nicht dazu, ihr eine Antwort zu geben. Eine plötzliche Bewegung in der Halle, die sich auch ihrer nächsten Umgebung mitteilte, ließ beide Mädchen aufschauen. In die gelangweilt dasitzenden Menschen war plötzlich Leben gekommen; sie schienen sich zum eiligen Aufbruch zu rüsten. Die Freundinnen, die über ihrer Unterhaltung ihre Umgebung vergessen hatten, bemerkten jetzt erst, daß vor den Fenstern eine dicke weiße Masse lagerte, und daß der Raum anfing, sich in Dämmerung zu hüllen. Die Kinder erschienen mit fragenden Gesichtern am Tische; in demselben Augenblick näherte sich von der anderen Seite her ein hochgewachsener Herr im Reiseanzug. „Haben Sie es gehört, Fräulein Donlin?" rief er schon von weitem, „der Dampfer kann wegen des Nebels heute nicht mehr expediert werden. Wir müssen alle versuchen, im Ort Unterkunft zu finden! Lassen Sie uns eilen, um Platz zu bekommen!"

Katha war bei dem Erscheinen des Herrn dicht neben Beatrice getreten und hielt sich an ihrer Seite. Das junge Mädchen fühlte, daß eine Vorstellung unerläßlich sei. Zögernd und stockend begann sie: „Fräulein Laritz, Herr Miesmer, ich habe soeben —"

Katha kam ihr gewandt und lächelnd zu Hilfe. Mit strahlender Liebenswürdigkeit sagte sie: „Man hat mir gesagt, daß einer Dame auf Reisen stets gestattet ist, die Hilfe irgend eines Herrn in Anspruch zu nehmen. Ich mag falsch berichtet sein, aber heute muß ich daran glauben. Ich bin ganz allein, auf eine solche Verzögerung natürlich nicht vorbereitet und schrecklich ungewandt. Es ist mir nicht klar, was ich beginnen soll, wenn Sie mir nicht helfen."

„Ich werde mit dem größten Vergnügen dazu bereit sein." Die verbindliche Antwort erfolgte so schnell, daß der Sprechende über sich selbst erstaunte. Er war von Natur kein Mann, der Redensarten liebte, und seit dem Tode seiner über alles geliebten Gattin nur wenig an den Verkehr mit Damen gewöhnt. Dieser Todesfall, der vor fünf Jahren erfolgt war, hatte weiße Fäden durch seinen Bart gezogen und in seine Stirn tiefe Falten gegraben, die dem sonst ruhigen, gleichmütigen Gesicht ein ernstes und energisches Gepräge gaben. Sein Haupthaar, von dem er den Hut abgenommen, war noch ganz dunkel, und die Haltung seines kraftvollen Körpers zeigte, daß er die Vierzig noch nicht überschritten hatte.

„Darf ich Sie bitten, mir zu folgen," fuhr er fort. „Wir müssen uns beeilen."

Mit einem dankbaren Lächeln schloß sich Katha ihrem neuen Beschützer an; Beatrice folgte langsam mit den Kindern. Die Kleinen hingen sich an ihren Arm, und die kleine Lilly, die als Älteste der verwöhnte Liebling des Vaters war, forschte eifrig, was denn die Dame, die doch gar nicht zu ihnen gehöre, bei dem Papa wolle. Beatrice antwortete zerstreut; das Herz war ihr plötzlich schwer geworden. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit beherrschte sie, während sie sich

bemühte, Kathas zierliches Köpfchen neben ihrem hochgewachsenen Begleiter in der Menge im Auge zu behalten.

* * *

Es war über die zehnte Stunde hinaus. Beatrice wandelte mit lautlosen Schritten in dem kleinen Zimmer, das ihr und den beiden Kindern für die Nacht angewiesen war, auf und ab. Die Lampe war sorglich in eine Ecke gerückt, damit das Licht die Kinder, die am anderen Ende des Zimmers in ihren Bettchen schlummerten, nicht störe. Beatrice hatte für die Kleinen gesorgt und dieselben zur Ruhe gebracht, darauf in Kathas Zimmer, das neben dem ihrigen lag, mit derselben den Thee getrunken. Herr Miesmer war einige Male hereingekommen, hatte sich erkundigt, ob für die Bequemlichkeit aller seiner Schutzbefohlenen genügend gesorgt sei, und sich dann für die Nacht verabschiedet. Katha war sehr guter Laune gewesen; sie hatte noch tausenderlei geschwatzt und die Überzeugung ausgesprochen, daß es ihr in dem neuen Leben auf irgend eine Weise doch noch brillant gehen müsse. Beatrice war müde, der Kopf schien ihr schwer und dumpf, und sie war froh gewesen, als Katha sie endlich unter vielen Liebkosungen hatte in ihr Zimmer schlüpfen lassen. Jetzt aber war alle Müdigkeit verflogen, und sie fürchtete sich beinah vor ihrem Bett.

Das Bild des schönen Mädchens in seiner freimütigen Grazie, seiner Frische und Fröhlichkeit, seinem naiven Selbstbewußtsein stand ihr quälend vor Augen. Sie kam sich selbst unbeholfen und schwerfällig vor neben dieser lächelnden Leichtlebigkeit. Der Frohsinn ihrer Gefährtin, statt sich ihr mitzuteilen, drückte sie nieder. Sie fühlte sich unendlich arm, während Katha über den großen Schatz von Liebe sprach, den sie zurückließ und den sie so gering zu achten schien. Lockende Träume von Glück und Zärtlichkeit erwachten in ihr, aber ohne die köstliche Hoffnungsfreudigkeit, die Katha eigen, nur mit einem schmerzlichen Gefühl ihrer Unerfüllbarkeit und mit bitterem Gedenken an die Vergangenheit.

Beatrice war ein trauriges, im Herzen einsames Kind gewesen. Ihr Vater, ein Engländer von Geburt, war erst in reiferen Jahren nach Deutschland übergesiedelt, um nie wieder nach seiner Heimat zurückzukehren. Was der Grund dieser Übersiedelung gewesen, hatte Beatrice nie erfahren. Aber schon in ganz jungen Jahren hatte sie mit der Frühreife eines glücklosen Kindes gefühlt, daß irgend eine unehrenhafte Handlung ihm die Rückkehr in sein Vaterland verschloß. Nie kam ein Brief oder irgend eine Nachricht von England in ihr Haus, nie wurde etwas Derartiges dorthin abgesandt. Die Brücken zwischen hüben und drüben schienen gänzlich abgebrochen. Solange sich Beatrice erinnern konnte, kannte sie ihren Vater als eleganten Müßiggänger. Er war ein schöner Mann gewesen und durch Heirat in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt. Seine Frau war die einzige Tochter eines zu Wohlhabenheit gelangten Kohlenhändlers, eine unschöne und ungebildete Person, die nicht einmal richtig sprechen oder gar schreiben konnte. Dieser ungleichen Ehe waren zwei Kinder entsprossen, Beatrice und ihr um einige Jahre jüngerer Bruder Herbert. Beide Kinder besaßen die feiner geartete Natur des Vaters und standen von vornherein instinktiv der volkstümlichen Derbheit ihrer Mutter fremd gegenüber. Dem Bilde, das Beatrice aus ihrer frühen Kinderzeit her von ihrer Mutter bewahrte, fehlte jeder verklärende Schimmer. Diese Frau aus dem Volke mochte ihre Kinder geliebt haben, aber sie verstand es nicht, diese Liebe in Zärtlichkeit kundzugeben; kosenden Annäherungen ihrer Kinder gegenüber verhielt sie sich passiv und abweisend, und sie hatte keine Ahnung, daß es seelische Anforderungen giebt, nach deren Befriedigung ein empfindsames Kindergemüt lechzt. Herbert, der immerhin ein wenig derber geartet war als sein Schwesterchen, war trotzdem ein übermütiger, glück-

licher Junge, dazu der erklärte Liebling seines Vaters, der ihn auf alle mögliche Weise verwöhnte; Beatrice aber fühlte schon als Kind eine traurige Leere in ihrem Herzen, die selbst der zärtlich geliebte Bruder nicht ausfüllen konnte.

Als Beatrice noch nicht neun Jahre alt war, starb ihre Mutter; sie stand dem Todesfall fast ebenso trauerlos gegenüber wie ihr kleiner Bruder. Aber bald vermißte sie das Walten der derben, praktischen Frau, die allezeit thätige Sorge um das körperliche Wohl der Familie. Beatrice war frühreif und gescheit; sie versuchte mit ihren kleinen Händen Hausfrauenpflichten zu üben, vor allem aber ihren Bruder mit mütterlicher Sorgfalt zu umgeben. Dabei sank sie allmählich zum Aschenputtel herab und ward für jede Ungemütlichkeit im Hauswesen verantwortlich gemacht. Vater und Sohn genossen während der Zeit ihr Leben jeder auf seine Art; der Knabe kostete alle Freuden der Kindheit in vollen Zügen, und der alte Donlin vergeudete das Geld, das ihm seine Frau, unerfahren und unberaten, wie sie war, bedingungslos hinterlassen, in lustigster Weise außerhalb des Hauses. Das Verhältnis zwischen ihm und seiner Tochter gestaltete sich zu dem denkbar unerquicklichsten. Beatrice war kein besonders schwermütig angelegtes Kind; in der Schule, unter ihren Gefährtinnen konnte sie fröhlich und kindlich wie diese sein; aber zu Hause ward sie täglich verstockter und einsilbiger. Ihrem Vater war sie sehr antipathisch; dieses blasse Gesicht mit den zusammengepreßten Lippen und den schillernden Augen verdarb ihm die Laune. Ungewohnt, sich zu beherrschen, und hartherzig und egoistisch zu gleicher Zeit, quälte er sein Kind auf alle mögliche Weise. Beatrice hielt sich viel in ihrem Zimmerchen allein auf; nach beendeter Schulzeit lernte sie eifrig weiter, um sich für den Beruf einer Lehrerin vorzubereiten. Es waren sonnenlose Tage. Herbert war in eine Kadettenanstalt geschickt worden; er war immer noch ein prachtvoller Knabe, die Freude seiner Lehrer, der Stolz seiner Angehörigen. Aber Beatrice konnte sich der Überzeugung nicht verschließen, daß er ihr gegenüber den krassesten Egoismus zeigte. Er liebte sie in seiner Weise, aber er verlangte jedes Opfer von ihr mit einer erstaunlichen Naivetät. Er war allezeit der Nehmende, sie die Gebende. So war auch diese größte Freude ihres Lebens nicht ohne bitteren Beigeschmack.

Da starb ihr Vater plötzlich. Er war, noch in kräftigen Jahren stehend, einem Schlagflusse erlegen, so schnell, daß der eiligst herbeigerufene Herbert, der jetzt bereits das Fähnrichsportepee trug, nur noch seine Leiche vorfand. Beatrice war auf das tiefste erschüttert. Die ganze Weichheit ihrer Natur kam zum Durchbruch. Jetzt, wo sich die kalten, spöttischen Augen ihres Vaters geschlossen hatten, empfand sie fast nichts mehr von Groll gegen ihn. Sie fühlte nur Reue, hatte nur Vorwürfe gegen sich, gegen ihr gedrücktes, unglückliches Temperament, ohne dem Rechnung zu tragen, was rauhe Behandlung an eben diesem Temperament verschuldet hatte. Herbert verstand sie nicht; er hatte, trotz seines Vaters Nachsicht für ihn, die Schattenseiten von diesem Charakter wohl erkannt und teilte nicht einmal Beatrices Trauer; ihre Selbstanklagen waren ihm ein Rätsel. Seine Hauptsorge galt dem Nachlasse, den er gefährdet glaubte, und es zeigte sich bald, wie recht er hatte. Die sauer erworbenen Sparpfennige des fleißigen Kohlenhändlers waren so ziemlich in alle Winde verstreut, nur ein kleiner Rest fand sich, unzureichend für das Auskommen der Geschwister. Beatrice zeigte sich den äußeren Verhältnissen gewachsen; sie hatte schnell einen mutigen Entschluß gefaßt und brach erst zusammen, als Herbert ihr unverfroren das Ansinnen stellte, die ganze Erbschaft des Vaters ihm zu überlassen, da er nur unter solchen Verhältnissen als Offizier weiter existieren könne. Es hatte schon vorher fest bei ihr gestanden, daß solches Abkommen getroffen werden solle, aber der unverhohlene

Egoismus ihres geliebten Bruders schmetterte sie danieder. Es schien ihr, als habe sie auch ihn verloren. Sie wünschte sich fort, weit fort aus allen alten Verhältnissen, und die Gelegenheit, die sich durch ihren Vormund bot, eine Gouvernantenstelle zu erhalten, die sie sogar über das Weltmeer entführte, erfüllte sie mit hoher Befriedigung. Sie befand sich jetzt seit einem Jahre in dem Hause des Herrn Miesmer, der in New-York ein großartiges Importgeschäft betrieb. Ihre Stellung war ihr im Anfang bei ihrer Ängstlichkeit und Unsicherheit sehr schwer geworden; sie gewann keinen Einfluß auf die Kinder, aber ihr Pflichtgefühl half ihr über vieles hinweg, und die Güte und Weichheit ihres Herzens erwarben ihr allmählich die Liebe der Kleinen. Sie war im großen und ganzen zufrieden, aber es bedurfte nur sehr geringer Anlässe, um sie traurig, ja verzweifelt zu machen.

Heute war nichts geschehen, als daß ihr der glückliche Gegensatz zu ihrer gedrückten Natur in seiner strahlendsten Verkörperung entgegengetreten war. Wie es auch früher gewesen sein mochte, zur Zeit waren Katha und sie in derselben Lage, nur daß Kathas Zukunft eben noch ungewisser und unsicherer war als die ihre. Aber Katha war selbstbewußt und hoffnungsfroh, während sie unsicher, ängstlich, mißtrauisch daneben stand. Heute wie schon manches Mal erkannte sie, daß es nicht die äußeren Verhältnisse, daß es nur die Spiegelungen derselben in ihrer trüben Auffassungsweise sind, die ihr Leben verbittern. Aber wie sich ändern? Kann sie die Schatten aus ihrer Vergangenheit wischen, kann ein verkrüppelter Lebensmut sich neu gestalten? Trotzdem faßt sie frische Vorsätze für die Zukunft, heute wie schon so manches Mal, und während sie sich seufzend zur Ruhe begiebt, schwebt ihr eine neue Beatrice vor, eine lächelnde, strahlende, die für sich das Glück erhofft und die Liebe.

* *
*

Auch Katha war nach Beatrices Entfernung nicht sofort zur Ruhe gegangen. Sie war heiter angeregt; jetzt, nachdem sie die heimliche Angst weggeplaudert, war sie nur noch erfüllt von neugieriger Erwartung der köstlichen Dinge, die ihr der morgende Tag und die ganze nächste Zeit bringen sollten. Der Reiz des Neuen weihte für sie selbst das unbehagliche kleine Zimmer, in dem sie die Nacht zubringen sollte. Es wandelte sie die Lust an, das Fenster zu öffnen, um wenigstens das leise Rauschen des nicht weit entfernten Wassers zu hören. Aber ehe sie ihren Entschluß ausführen konnte, ward an ihre Thür geklopft.

Der Kellner brachte eine Karte. Katha wechselte die Farbe, während sie sekundenlang die Augen auf das weiße Blättchen geheftet hatte. Ihre Stimme klang ein wenig unsicher, während sie die Weisung gab: „Ich bitte den Herrn, mich im Salon zu erwarten.“

Als der Kellner mit einer Verbeugung verschwunden, stand sie eine Weile regungslos, auf den kleinen Teppich zu ihren Füßen starrend und schwer atmend. Plötzlich aber warf sie den Kopf zurück und lächelte: „Also die Verfolgung beginnt, vogue la galère!“ Und mit leichtem elastischem Schritt verließ sie das Zimmer und schlüpfte die Treppe hinab.

Der sogenannte Salon, zu gewöhnlichen Zeiten einfach Wirtszimmer genannt, lag zu ebener Erde und war ein ziemlich geräumiger, aber unbehaglicher Raum, mit einfachen Lederbänken und weißen Holztischen möbliert und nur spärlich erleuchtet. In dem Riesenkamin brannte ein flackerndes Holzfeuer, und vor demselben saß ein Mann, welcher sich bei Kathas Eintritt eilends erhob und ihr mit ausgestreckter Hand entgegentrat. Katha reichte ihm beide Hände, die er preßte und dann schnell fallen ließ, augenscheinlich um eine Einleitung des Gesprächs befangen.

Katha ließ ihm zum Überlegen wenig Zeit. „Mein Herr,“ sagte sie übermütig, „was fällt Ihnen ein, mich bei nacht-

schlafender Zeit zu überfallen? es ist bald zehn Uhr, und ich bin müde."

„Ich hoffe, Sie werden es mir verzeihen, liebe Katha," sagte der so Angeredete. Er sprach leise und langsam, so daß es fast den Anschein hatte, als besänne er sich immer erst auf das folgende Wort. Überhaupt machte die ganze Erscheinung des vielleicht fünfunddreißigjährigen Mannes den Eindruck des Gemessenen, Bedächtigen, vielleicht auch des Kränklichen. Sein Gesicht war sehr blaß, die mittelgroße Gestalt hager, das blonde Haar an den Schläfen ein wenig gelichtet. Aber ein unendlich gütiger und sympathischer Zug lag in den graublauen Augen und um den von einem kleinen, blonden Schnurrbart nur leicht beschatteten Mund; in diesem Augenblick auch etwas Trauriges und Sorgenvolles.

„Ich stöbere heute abend die Passagierliste durch, finde Ihren lieben bekannten Namen und habe natürlich nichts Eiligeres zu thun, als auszufinden, wo Sie für die Nacht untergebracht sind. Es war großer Raummangel im Ort. Sind Sie denn wirklich gut versorgt?"

Katha hatte sich in einen Stuhl vor dem Kamin gesetzt und sich in ihrer bequemen, nachlässigen Art darin zurückgelehnt. Der Feuerschein bestrahlte ihr junges, schönes Gesicht, während sie mit großen, lächelnden Augen unverwandt zu ihm aufsah.

„Hören Sie auf, böser Diplomat," sagte sie fröhlich, „warum sagen Sie nicht gleich offen und ehrlich: Katha, Sie Ausreißer, ich bin gekommen, um Sie nach Hause zu holen."

Seine Augen leuchteten auf. „Wenn Sie das wollten," sagte er zögernd und ungewiß, indem er eine Bewegung machte, ihre Hand zu ergreifen.

Katha zog dieselbe zurück und schüttelte mit lächelnder Entschiedenheit den kleinen Kopf.

„Hätten Sie heute morgen Ihren Vater gesehen," sagte er traurig, „vielleicht würden Sie anders entscheiden. Dank Ihnen, daß Sie wenigstens eine Erklärung Ihres Verschwindens zurückließen. Dennoch konnten wir — Ihr Vater war so gütig, sich in dieser traurigen Lage meiner langjährigen Freundschaft zu erinnern — keinen besseren Entschluß fassen, als meine längst geplante amerikanische Reise um einige Zeit zu verfrühen. Erst nachmittags erfuhren wir an der Börse die Verzögerung der Abfahrt. Ihr Vater wollte sofort hierherreisen, aber in Anbetracht seines leidenden Zustandes bat ich ihn, mir die Mission zu überlassen, Sie zu bitten, liebe Katha, Ihren schnellen Schritt rückgängig zu machen. Lassen Sie mich nicht bereuen, daß ich mich an die Stelle des Mannes gedrängt habe, der gewiß noch einigen Einfluß auf Ihre Entschlüsse hat. Lassen Sie sich bewegen, mit mir zurückzukehren. Ihr Vater, Ihre Mutter bitten Sie darum; es wird Ihnen niemand einen Vorwurf machen."

Kathas Gesicht und Stimme waren so ruhig wie immer, während sie gleichmütig erwiderte: „In erster Linie bin ich Ihnen sehr dankbar, daß Sie meinen Vater von der Thorheit abgehalten haben, bei dem Wind und Nebel eine solche Reise zu unternehmen. Nur hätten Sie auch so vernünftig sein sollen, sich selbst dieselbe zu ersparen. Ich habe meinen ‚schnellen Schritt' sehr sorgfältig überlegt und gehe keineswegs wie ein aus der Schule gelaufenes Kind wieder mit Ihnen zurück. Meine Gründe kennt jedermann. Sind Sie aber dazu hergekommen, sie noch einmal zu hören, so will ich Ihnen den Gefallen thun. Mein Vater, den ich herzlich liebe, ist eine gefallene Größe. Das Leben zu Hause paßt mir nicht mehr. Mit meiner Mutter habe ich mich nie vertragen können; ich bin mehr eine Künstlernatur —"

Er lächelte, Katha sah es und lächelte ebenfalls. „Ich rede Dummheiten, nicht wahr?" sagte sie; „nun meinetwegen, denken Sie, was Sie wollen; aber seien Sie gut zu mir."

„Es würde mir unmöglich sein, irgend etwas anderes zu wollen," sagte er mit

seiner sanften Stimme. „Aber seien Sie auch gut zu mir und den Ihren, kommen Sie mit mir zurück.“

„Niemals,“ sagte Katha, „mein Entschluß ist gefaßt; ich habe Hamburg satt; ich möchte einmal etwas ganz Neues, Wunderschönes erleben. Es ist unrecht von Ihnen, mir Hindernisse in den Weg zu legen. Aber ich zürne Ihnen nicht, nein, gar nicht. Sie sind gut, und nicht wahr, Sie sind mein Freund?“

„Sie wissen es,“ sagte er traurig; „wenn Sie nur ein wenig mehr an andere denken wollten.“

„An andere denken,“ sagte Katha, „ich denke ein wenig an andere. Aber es ist unnatürlich, nicht immer in erster Linie an sich zu denken. Dazu muß man gedrillt, erzogen, vom Schicksal durchgerüttelt sein, und wer das ist, ist nicht mehr glücklich. Und nur weil ich glücklich bin, bin ich die fröhliche, übermütige Katha, die Sie doch alle, so wie sie ist, geliebt haben. Glauben Sie mir, ich werde auch drüben Freunde haben, ich finde überall meinen Weg.“

Er hatte ihr mit gesenktem Haupte zugehört. „Und das ist Ihr letztes Wort?“ fragte er traurig.

„Mein aller-, allerletztes!“ rief Katha fröhlich. „Nein, noch etwas: gehen Sie nicht im Zorn von mir.“

„Ich gehe überhaupt nicht von Ihnen, ich reise morgen mit der ‚Polaria‘.“

Das Rot der Freude schoß in ihre Wangen. „Wirklich? Sie wollten? Warum? um mich täglich zu schelten?“

„Um Sie zu trösten, wenn Sie unglücklich sind.“

„Das hat mir gerade noch gefehlt!“ rief Katha glückselig. „Nun ist meine Freude vollkommen. Meinem thörichten Väterchen will ich schon den Kopf zurechtsetzen; noch heute abend.“

„Wenn ich Ihnen raten darf, liebe Katha, so suchen Sie jetzt die Ruhe auf, die ich Ihnen unverzeihlicherweise geraubt. Der morgende Tag wird Aufregung und Müdigkeit genug bringen. Gehen Sie dann wenigstens frisch und gestärkt in Ihr neues Leben. Ihren Angehörigen sende ich sofort Nachricht über Sie zu.“

„Sie haben recht,“ sagte Katha, mit einem kleinen Gähnen; „es ist sehr spät, und ich bin müde.“ Sie hatte sich erhoben und reichte ihm wieder die beiden Hände. In ihren schönen Augen, welche die seinen suchten, lag ein warmes Gefühl. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie weich.

Ton und Blick rührten ihn tief. Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie. Dann geleitete er sie sorglich bis zur Thür und weilte lauschend in derselben, bis ihre leichten Schritte droben verhallt waren.

* *
*

Auf der „Polaria“ herrschte fröhliches Leben. Der ungünstige Stern, unter dem die Passagiere die Reise begonnen, hatte noch ein paar Tage lang nach Abfahrt des Dampfers seinen bösen Einfluß ausgeübt. Es waren stürmische, unfreundliche Tage gewesen; die Herren waren unzufrieden, die Damen meistens krank. Dann aber brachen wundervolle Tage an. Die See ward ruhig, der Himmel wolkenlos. Das Schiff, das anfangs nur mühsam und knirschend die gewaltigen Wogen' durchschnitten, glitt mit erstaunlicher Schnelligkeit dahin, und auf dem sonnenüberglänzten Verdeck wurde es den ganzen Tag nicht leer von lachenden und schwatzenden Menschen.

Die Gesellschaft war, wie fast immer, eine sehr fröhliche. Der Reisende, der sich einem Oceandampfer anvertraut, befindet sich während der Zeitdauer seines Aufenthalts auf demselben gleichsam in einer anderen Welt; er ist den Sorgen des täglichen Lebens entrückt, freilich auch der Langenweile preisgegeben, wenn er sich nicht dagegen wehrt. Daher entwickeln sich gesellige Talente in erstaunlicher Mannigfaltigkeit auf diesem schwankenden Boden; man bekrittelt sich, man bewundert sich, man lernt sich lieben, freilich oft nur, um sich nach der Landung im Geräusch des täglichen Lebens wieder zu vergessen.

Katha Laritz war bald der Gegenstand allgemeinen Interesses. Ihre Schutzlosigkeit, die durch ihre gesellschaftliche Sicherheit so wunderbar ergänzt wurde, ihre jugendfrische Schönheit und ihre übermütige, dabei stets unnahbare und selbstbewußte Weise übten eine starke Anziehungskraft auf die gesamte Herrenwelt aus. Sie hatte mit sorgfältiger Auswahl einige Bekanntschaften gemacht und einen kleinen Kreis um sich geschaffen, in dem sie als unumschränkte Königin herrschte, mit naiver Anmaßung alle ihr Mißliebigen ausschließend.

Benno Wallfried mischte sich wenig unter die fröhliche Gesellschaft. Er hatte sich bald überzeugt, daß Katha seiner nicht bedürfe, und seinem Naturell widerstrebte das übermütige Treiben. So hielt er sich mehr für sich und freute sich aus der Ferne der Lieblichkeit seiner jungen Schutzbefohlenen. Bennos warme Gefühle für Katha verknüpften sich mit seinen frühen Kindheitserinnerungen. Das Laritzsche Haus war ihm immer eine Art von Heimat gewesen. Es war dem Hause seines Vormundes, bei dem der elternlose Knabe erzogen ward, benachbart, und viele Stunden hatte er täglich in demselben zugebracht. Die Laritz hatten vor Jahren zwei prächtige Knaben verloren, und Benno, für den sie eine warme Zuneigung fühlten, ersetzte ihnen ein klein wenig den traurigen Verlust. Als Katha geboren wurde, war Benno fünfzehn Jahre alt. Die unbegrenzte Glückseligkeit der Eltern, die Sorgfalt, die dem Kinde gewidmet wurde, die Aufregung, mit der selbst Fernerstehende darüber sprachen, daß den reichen Laritz noch eine Erbin geschenkt sei, weckten in ihm von vornherein die Empfindung, daß mit der Geburt dieses Kindes sich ein unendlich wichtiges und wonniges Ereignis vollzogen habe. Diese Empfindung ward verschärft, als sich in den nächsten Jahren Kathas Persönlichkeit mehr individualisierte. Sie hatte immer die Allüren einer Königin. Ihre ganze Umgebung wurde von ihr tyrannisiert und ließ sich tyrannisieren, auch Benno. Er war damals noch nicht Philosoph genug, um sich zu sagen, daß Verehrung ansteckend wirkt. Auch später, als er nach einer langen Reihe von Jahren, während denen er kaufmännischen Studien obgelegen hatte, das eben erwachsene Mädchen wiedersah, wäre ihm eine solche Ketzerei nicht in den Sinn gekommen. Katha hatte für ihn immer den Nimbus aus ihrer Kinderzeit besessen, aber sie war auch reizend dabei, und alle Welt lag ihr nach wie vor zu Füßen. Benno sah sie jetzt viel, aber er trat ihr nicht näher. Die beiden hatten keine gemeinschaftlichen Interessen. Katha lächelte ihm zu, warf ihm ein Scherzwort hin und flüchtete zu der Schar ihrer Altersgenossen. Manchmal, wenn ihre Unbesonnenheit sie in irgend eine Klemme gebracht hatte, wußte sie ihn zu finden, und ihm war nie eine Mühe oder ein Opfer für sie zu groß. Der naive Egoismus, den sie in solchen Fällen bewies, schien in der That zu ihrem leichten, glückstrahlenden Wesen zu passen; er erstaunte nie darüber, und nie hatte sich auch nur die leiseste Empfindung eines Tadels in ihm geregt gegen dieses liebe Geschöpf, das mit allgemeinem Maß zu messen, ihm Profanation schien. Er hatte häufig Kathas Mutter gezürnt, die, kühler und verständiger angelegt als der allezeit enthusiastische Vater, zuweilen einen Vorwurf für Katha gehabt hatte. Der Zusammenbruch des Laritzschen Hauses hatte ihn hauptsächlich um Kathas willen erschüttert. Er war unterdessen der Mitbegründer einer größeren Firma geworden, und sein ererbtes Vermögen war unter seinen Händen mächtig angeschwollen. Wie gern hätte er den Laritz von seinen Reichtümern mitgeteilt! Wie unendlich weh that es ihm, als er dieselben sich von dem geringen Vermögen der Frau Laritz, das in dem Zusammenbruch gerettet war, in kleinlichen Umgebungen einrichten sah. Kathas Entschluß, den sie bald darauf heiter und unbekümmert allen, die es hören wollten, kundthat, in die Welt zu gehen, um auf eigenen Füßen zu

stehen, nahm er, nahm niemand für Ernst, bis sie ihn wirklich ausgeführt hatte. Er fing an, ihrer Auffassung der Sachlage beizustimmen; der Glorienschein, mit dem seine Phantasie sie stets umgeben hatte, war noch intensiver geworden.

Katha hatte ihren Beschützer Benno wirklich nicht entbehrt. Der ruhige Gleichmut, mit dem sie sich am ersten Tage unter den Schutz des Herrn Miesmer gestellt, hatte Früchte getragen; der Vater von Beatrices jungen Zöglingen mischte sich zum erstenmal seit dem Tode seiner Frau in eine fröhliche Gesellschaft, die nicht allein aus Herren bestand, und augenscheinlich um Kathas willen. Kathas Nähe hatte für ihn etwas Angenehmes; sie hatte, trotz aller weiblichen Reize, so etwas von einem guten Kameraden an sich. Gerade ihr großes Selbstbewußtsein machte sie gegen mancherlei duldsam; Adolf Miesmer, als verheirateter Mann, hatte daneben noch manche Privilegien; sie betrachtete ihn ein wenig als garde dame; er durfte sich ausschweigen, wenn er wollte, aber sie wünschte ihn stets in ihrer Nähe; und ihr Wesen gegen ihn war ein Gemisch von Rücksichtnahme und gutmütiger Nonchalence, die dem in Damengesellschaft so ungewandten Manne sehr wohlthuend war.

An manchen Abenden ließ sich auch Beatrice bewegen, sich zu den fröhlichen Menschen zu gesellen. Tags über war sie von ihren Pflichten in Anspruch genommen und vermißte in der That nichts dabei, da sie sich unter Kathas Vasallen fremd und vereinsamt fühlte.

Beatrice hatte das Versprechen, das sie sich selbst am Vorabend ihrer Abreise gegeben hatte, in dieser kurzen Zeit bereits einige Male gebrochen und einige Male wieder erneuert. Trotz dieser Schwankungen war ihre Grundstimmung heiterer als sonst, und sie war mehr denn je geneigt, anzuerkennen, daß die Menschen freundlich und rücksichtsvoll gegen sie waren.

Das junge Mädchen hatte bereits kurze Zeit nach Antritt der Reise die Bekanntschaft Wallfrieds gemacht. Sie hatte sich bei dem bewegten Seegang mit ihren Pflegebefohlenen etwas zu weit auf das schlüpferige Verdeck hinausgewagt, und Benno hatte ihr geholfen, ungefährdet in das Innere des Schiffes zurückzugelangen. Die flüchtige Begegnung hatte ihn ungemein interessiert. Er fühlte sich mächtig angezogen von der vornehmen Art ihrer Schönheit und der ruhigen Anmut ihres Wesens.

Beatrice, die die Reise nicht zum erstenmal machte, war nicht seekrank, und er fand fortwährend Gelegenheit, sich ihr zu nähern. Die beiden sahen sich in diesen ersten Tagen der Reise täglich, und er verstand es, das junge Mädchen mit tausend zartsinnigen Aufmerksamkeiten zu umgeben, die das vereinsamte Herz mit einem köstlichen Wohlgefühl erfüllten. Sie saßen zu Zeiten, wenn das Wetter etwas freundlicher schien, stundenlang auf dem Verdeck zusammen, natürlich immer in Begleitung der Kinder, mit denen er große Freundschaft geschlossen hatte. Während sich die Kleinen in ihrer Weise beschäftigten, vertieften sich die beiden ernsten Menschen in lange Gespräche. Benno veranlaßte Beatrice, viel von sich selbst zu erzählen, aber sie that es ohne Bitterkeit, die sie thatsächlich in diesen Tagen nicht fühlte; ein inneres Glücksgefühl verklärte ihr alles, die Erinnerung an ihren toten Vater, die Gestalt ihres schönen, herrlichen Bruders. Sie sprachen auch von Katha, und die warme Zärtlichkeit, mit der Benno des jungen Mädchens erwähnte, war der einzige Wermutstropfen in Beatrices Freudenbecher.

Mit dem Eintritt des schönen Wetters und der Rekonvalescenz der armen Seekranken trat naturgemäß eine Änderung ein. Benno und Beatrice waren beide mehr in Anspruch genommen und durch die Gegenwart der vielen neugierigen und unbeschäftigten Menschen in ihrem Verkehr gehemmt. Er hatte zwar noch immer die sorgfältige Aufmerksamkeit, die herzliche Freundlichkeit der ersten Zeit für sie, aber die vertraulichen Gespräche hat-

ten gänzlich ein Ende. Katha, die Beatrice wirklich liebgewonnen hatte, kam häufig auf längere Zeit zu ihr und plauderte in ihrer frischen, selbstbewußten Weise von ihrem köstlichen Amüsement, von ihren vielen Verehrern, zu denen auch Wallfried gehöre; sie rühmte die Güte seines Herzens, die Wärme seines Gefühls für sie, und schalt sich heiter wegen ihrer früheren Kälte, mit der sie ihn so manches Mal betrübt haben mochte. Diese Gespräche verstimmten Beatrice tief.

Beatrice liebte. Sie befand sich in jenem schmerzlich wonnigen Zustand des Hangens und Bangens, welchen vor ihr Milliarden von Geschöpfen durchgemacht haben. Aber bei dem allezeit zu stark gespannten Gefühlsleben des jungen Mädchens verschärften sich ihre Empfindungen zu einer krankhaften Intensivität, je mehr sie sich derselben bewußt wurde. Indes ahnte wohl niemand etwas von dem, was in ihr vorging, ebensowenig Bennos Gefühle; beide waren zu verschlossen und bewahrten das Geheimnis ihrer Herzen mit heiliger Scheu.

Es war an dem vorletzten Tage der Reise, als zwischen Beatrice und Miesmer die Rede auf Katha kam. Er hatte dieselbe gegen sein erbittertes, eifersüchtiges Töchterchen in Schutz genommen und erging sich jetzt in bewundernden Reden über ihre reizende Persönlichkeit und mitleidigen Bemerkungen wegen der Schwierigkeiten, mit denen sie im fremden Lande zu kämpfen haben würde. Beatrice hörte ihm interesselos zu, bis er zum Schluß lächelnd sagte: „Freilich, es ist kaum noch ein Geheimnis, daß sie über kurz oder lang den jungen Wallfried heiraten wird." Das Mädchen erblaßte. Unter irgend einem Vorwand beugte sie sich zu den Kindern nieder und brach das Gespräch ab.

Diesen Abend verbrachte sie allein in einem unbenutzten Kajütenraume, welcher der Schlafkabine der Kinder gegenüber lag. Eine leichte Erkältung Lillys lieferte ihr den Vorwand, sich auch in diesen letzten Stunden, in denen die Heiterkeit der Gesellschaft ihren Höhepunkt erreichte, von allem zurückzuhalten. Sie nahm ein Buch zur Hand, aber anstatt zu lesen, schaute sie über die Blätter desselben hinweg auf den abgetragenen Teppich des kleinen Raumes und versank in ihre schweren Gedanken.

Der alte Schatten lagerte wieder auf ihr, nur dunkler als sonst, ihr Begriffsvermögen verwirrend, ihre Urteilskraft lähmend. Sie schrumpfte in ihren eigenen Augen wieder zu einem erbärmlichen, mißhandelten Nichts zusammen. Alle Ungerechtigkeiten ihrer Jugend, alle Entbehrungen, alle Kränkungen und Demütigungen standen wieder vor ihr auf, vor allem aber diese letzte zertretene Hoffnung ihres Lebens, diese süße Hoffnung, deren Erfüllung sie zu einem anderen Geschöpfe hätte machen können. O Katha, Katha! Wie recht hatte sie gehabt mit ihren stolzen Reden, während Beatrices thörichtes Herz sie Lügen zu strafen bestrebt war. Mit einer Beatrice spielt man, für eine Katha lebt man und opfert man sich.

Sie stöhnte laut und verschloß die Augen. Die Qual und der heiße Zorn ihres leidenschaftlichen Herzens verursachten ihr eine körperliche Schwäche. Sie sehnte sich nach Ruhe. Ach, ruhen, immer schlafen, nichts mehr denken!

In sich versunken hatte Beatrice den leichten Schall nahender Schritte überhört. Aber sie fuhr empor, als sie durch die geschlossenen Augenlider den Blick des Eindringlings auf sich gerichtet fühlte. Es war der noch sehr jugendliche Arzt des Schiffes, der ihr die ganze Reise hindurch viele kleine Aufmerksamkeiten erwiesen hatte; sie glaubte, er wolle sich nach Lilly erkundigen, und zwang sich mit Anstrengung zu dem Schatten eines Lächelns, während sie ihm über das Befinden des Kindes Bericht erstattete.

Er hatte sich in anscheinender Zerstreutheit neben sie gesetzt. „Warum sind Sie nicht drüben?" fragte er statt der Antwort.

Beatrice schaute mißtrauisch zu ihm auf: „Sind Sie nach mir geschickt?"

„Niemand hat mich geschickt," entgeg-

nete er. „Ich selbst habe Sie unendlich vermißt."

Der süßliche Ton und der vertrauliche Blick, mit dem er seine Worte begleitete, ärgerten Beatrice unbeschreiblich. Die harmlose Aufdringlichkeit des jungen Mannes erschien ihr als eine starke Beleidigung.

„Bitte, lassen Sie mich allein; ich will lesen," sagte sie fast unfreundlich; dabei vertiefte sie sich scheinbar in ihr Buch.

„Verderben Sie sich Ihre schönen Augen nicht," sagte er, ihr ein wenig näher rückend.

Am ganzen Körper zitternd sprang Beatrice empor. Ein Strom der Erbitterung quoll erstickend in ihr auf. Jetzt war es nicht mehr die naive jungfräuliche Sprödigkeit, die in jeder Annäherung eines Mannes so leicht eine Beleidigung sucht; es war ihr ganzes, von Mißtrauen und Verzweiflung durchwühltes Innere, das sich in furchtbarem Zorn Luft machte. Sie stampfte mit dem Fuße, ihre grünlichen Augen funkelten. „Lassen Sie mich," schrie sie, „gehen Sie sofort, oder ich rufe um Hilfe!"

„Um Gottes willen," stammelte der erschrockene junge Mann. Er war ganz blaß geworden und bemühte sich vergeblich, Entschuldigungen hervorzubringen. Es hätte ihm auch an Zeit dazu gefehlt, denn jetzt legte sich eine Hand auf seine Schulter, und sich umsehend, blickte er in Benno Wallfrieds blasses Gesicht.

„Was bedeutet das, Herr Doktor?" sagte Benno; er sprach auch jetzt langsam und leise. „Beleidigen Sie eine junge Dame?"

„Lieber Herr Wallfried," sagte der verzweifelte Doktor, dem Benno eher ein Erlöser als ein Rächer schien, „helfen Sie mir, das gnädige Fräulein zu beruhigen. Ich weiß bei Gott nicht, was so Fürchterliches geschehen. Was ich verbrochen, ist eine harmlose, thörichte Schmeichelei, die mir das gnädige Fräulein verzeihen möge. Herr des Himmels, welch eine Situation!"

Benno sah auf Beatrice, in deren Wangen Röte und Blässe wechselten; die Hände, die sie auf das Sammetkissen des Sofas stützte, zitterten. „Auf später, Herr Doktor," sagte er ruhig, „Ihre Gegenwart regt die junge Dame auf." Er gab mit einer leichten Verneigung den Weg zur Thür frei, und der bestürzte junge Mann, der noch ein paar unverständliche Worte gemurmelt hatte, drückte sich eiligst hinaus und verschwand.

Die beiden waren allein; Beatrice setzte sich auf das Sofa und verschlang die zitternden Hände in ihrem Schoß. Sie warf keinen Blick auf Benno, der sich neben ihr niederließ und in sanftem, ruhigem Tone anfing, ihr zuzusprechen.

„Und nun, liebes Fräulein, erzählen Sie mir, was Sie so aufregt. Wenn das, was der thörichte junge Mensch sagt, wahr ist — Sie antworten nicht, Sie strafen ihn also nicht Lügen —, so bin ich überrascht, Sie in diesem Zustand zu sehen. Sie zittern, Sie werden sich krank machen. Beruhigen Sie sich Ihren vielen Freunden zuliebe. Was ist es, das die harmonische Ruhe Ihres Wesens so in Aufruhr bringt? Eine vielleicht etwas aufdringliche, aber verzeihliche Schmeichelei, eine Kleinigkeit, wie Sie selbst zugeben werden, wenn Sie sich beruhigt haben."

„Sie haben recht," sagte Beatrice mit harter Stimme. „Ich bin thöricht. Ich mache manchmal Fehler. Ich glaube zuweilen, daß ich dieselben Gefühle haben darf wie andere Menschen. Eine Kleinigkeit? Freilich ist es eine Kleinigkeit, ob jemand eine schutzlose Gouvernante beleidigt —"

„Beatrice," rief er aufspringend, „das mir?"

„Das Ihnen," sagte sie mit fliegendem Atem, „Ihnen speciell." Sie stockte und preßte die Hand aufs Herz. Nur nicht sich verraten, nur nicht das Eine offenkundig werden lassen, die heiße, leidenschaftliche, tief verwundete Liebe, die sie so entsetzlich schmerzte. Sie bemühte sich, ruhiger zu sprechen. „Warum sind Sie gekommen? warum? Ich habe Sie nicht gerufen. Beatrice Donlin ist gewohnt,

für sich selbst einzustehen und wird weiter für sich selbst einstehen. Und keine Erklärungen, keine Rechtfertigungen mehr, hören Sie, mein Herr? Es hat Sie niemand zum Richter eingesetzt über das, was mich beleidigt oder nicht beleidigt. Nur noch eine Gefälligkeit: lassen Sie mich allein, ich will allein sein!"

„Wenn Sie es befehlen," sagte er totenbleich. „Der Himmel weiß, wodurch ich mir Ihr Mißfallen in so hohem Grade zugezogen habe. Ich bitte Sie jetzt nicht um Aufklärung. Sie sind nicht in der Verfassung dazu. Vielleicht morgen!"

Sie erschraken beide vor dem Worte: morgen! Morgen war der Abschiedstag.

Benno heftete einen langen, traurigen Blick auf das schöne, leidenschaftliche Geschöpf. Aber vor Beatrices Augen schwamm ein weißer Nebel, in dem sie nichts Genaues mehr unterschied. Sie sah ihn nur noch einige Sekunden regungslos dastehen, dann war er verschwunden. Mit einem tiefen Aufstöhnen brach das junge Mädchen zusammen und vergrub sein heißes, thränenloses Gesicht in die Polster des Diwans.

* *
*

Katha war seit beinahe einer Woche in ihrer neuen Stellung. Es war ihr in dieser kurzen Zeit bereits klar geworden, daß sie in der Wahl ihres ersten Mittels, auf eigenen Füßen zu stehen, ein wenig unvorsichtig gewesen war. Die Leute, die sich ihrer Dienste versichert hatten, waren ihrer socialen Stellung nach scheinbar durchaus nicht geeignet, mit einer Katha Laritz in näheren Verkehr zu treten. Katha hielt sie einfach für Plebejer. Sie gründete diese Annahme allerdings nur auf eine gewisse, vermutlich durch pekuniäre Verhältnisse bedingte Einfachheit und Sparsamkeit der Familie, vor allem aber auf einen Mangel an Würdigung ihrer eigenen aristokratischen Persönlichkeit. Man stellte von vornherein ganz haarsträubende Zumutungen an sie. Nicht allein, daß sie mit dreien ihrer Zöglinge gemeinschaftlich ein Zimmer bewohnte, man verlangte auch von ihr, daß sie ihr Bett mit einem der kleinen Mädchen teile, einem blassen, kränklichen Geschöpf, das ihr besonders unsympathisch war. Man sparte an Handtüchern und Servietten, vor allem aber an Bedienung. Es fehlte bei den Mahlzeiten an Eleganz, und die Speisen selbst waren von spartanischer Einfachheit. Niemandem fiel es ein, die Kinder bei Regenwetter im Wagen in die Schule zu schicken, sondern man ließ sie mit ihrer Gouvernante ruhig zu Fuß gehen, was Katha sehr unvernünftig und zugleich sehr unangenehm für sich selbst fand. Man beauftragte sie, größere Pakete heimzubringen. Alle diese Unzulässigkeiten krönte man damit, daß man sie mit gänzlicher Außerachtlassung ihres Namens mit „Fräulein" titulierte, sie bei Tischgesprächen nicht hineinzuziehen versuchte und die Räumlichkeiten der Kinder als ihren ständigen Aufenthaltsort ansah.

Katha hatte sich auf manche Unannehmlichkeiten gefaßt gemacht und ihre Stellung angetreten mit den besten Vorsätzen, allem einen stoischen Gleichmut entgegenzusetzen. An dem Morgen ihrer Ankunft in New-York war ihr das Herz doch ein wenig schwer geworden. Als sie alle ihre Vasallen die Schiffstreppe hinabsteigen und von der dunklen Zollhalle gleichsam verschlungen werden sah, hatte sie sich fest an Wallfried geklammert, und ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Aber nur einen Augenblick sah sie zaghaft in die Zukunft. Wallfrieds freundlicher Zuspruch beruhigte sie schnell; er sorgte für ihre Gepäckstücke und half ihr Mr. King aufsuchen, den sie bald in der Person eines kurzhalsigen, rotwangigen Herrn entdeckten, dessen Anblick Katha unendliches Vergnügen gewährte. Sie war bereits wieder seelenvergnügt, als sie mit ihrem zukünftigen Prinzipal, der das schöne Mädchen freundlich und zuvorkommend behandelte, in einen bereitstehenden Wagen stieg und in die neue, in blendendem Sonnenglanze daliegende Welt hineinfuhr. Benno hatte ihr beim letzten Händedruck versprochen, sie in den nächsten Tagen zu besuchen.

Er fand bei diesem Besuch eine sehr zornige Katha vor, die all ihre Kümmernisse schnell hervorsprudelte, aber sehr bald in eine fröhlichere Stimmung geriet und die ganze Sachlage von der komischen Seite beleuchtete. Wallfried freute sich im stillen, während sie sich in die kleinsten Details der vorhergehenden Tage vertieften, über die ruhige Sicherheit, mit der sie bereits die Grenzen ihrer Stellung ein wenig verrückt, ihre Pflichten beschnitten, ihre Rechte erweitert hatte, wenn er sich auch mit Besorgnis sagen mußte, daß die zu solchen Änderungen notwendigen Auseinandersetzungen mit der Zeit einen schärferen Charakter annehmen oder gar zu völligem Bruche führen könnten. Es diente ihm nur zu geringer Beruhigung, daß Katha die feste Überzeugung hegte, der Herr des Hauses habe ein Faible für sie. Aber sie lachte und war fröhlich und ungebeugt, und ihre alte zuversichtliche Art steckte ihn an wie in früherer Zeit.

Das sonnige Temperament dieses lieben Mädchens schien ihn noch zu umschmeicheln, während er sich bereits auf dem Heimwege nach seinem Hotel befand. Seine Augen blickten weniger trübe, sein Gesicht war weniger blaß als seit einiger Zeit. Benno hatte schwer gelitten. Er war an jenem denkwürdigen Abend, als Beatrice ihm in so veränderter Gestalt entgegengetreten war, wie betäubt aus ihrer Gegenwart entwichen. Es gelang ihm, nach und nach seine Gedanken zu sammeln, aber nur, um mit desto größerer Klarheit zu erkennen, daß Beatrices Benehmen ihm ein Rätsel war. Dasselbe zu lösen, schien ihm unmöglich. Hatte er sie wirklich durch seinen Eingriff beleidigt, durch irgend eine Bemerkung gekränkt, oder war er bei ihr verleumdet worden? War es momentane schlechte Laune oder die thatsächliche Absicht, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen? Es schien nutzlos, darüber nachzusinnen.

Denn das Schlimmste war, daß Beatrice durch ihre Handlungsweise auf ihr eigenes liebreizendes Bild einen Schatten geworfen hatte, der dasselbe bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Dem weichen, fast frauenhaften Charakter Bennos war Heftigkeit, Ungerechtigkeit und Maßlosigkeit im höchsten Grade antipathisch. Was er an Beatrice geliebt hatte, war ihre frische, unberührte Mädchenhaftigkeit, so eigenartig mit stimmungsvollem Ernste gepaart, und ihre unendliche Gefühlswärme, die in jedem Wort, in jeder Handlung zu Tage trat. Aber die Tiefen ihrer Seele hatte er nie kennen gelernt. Hätte sie ihm Zeit und Gelegenheit gegeben, dieselben zu sondieren, vielleicht wäre in innigem Mitleiden sein Gefühl für sie nur erstarkt und vertieft. Aber sie hatte ihm nur in blitzähnlicher Schnelle einen dunklen Abgrund gezeigt da, wo er krystallhelle Klarheit vermutete, und seine sensitive Natur war davor zurückgeschreckt.

Es war nicht, daß sie ihm zürnte, es war der Verlust seiner Beatrice, der Beatrice, wie sie ihm vorgeschwebt hatte, was ihn so tief schmerzte. Sie war so lieb gewesen, so lieb. Jedes ihrer Worte hatte in seinem Herzen einen so köstlichen Wiederhall gefunden. In ihrer Nähe war ein Friede über ihn gekommen, wie er ihn nie zuvor empfunden hatte. Diese Beatrice war eine Verstorbene, und er betrauerte sie wie eine Verstorbene mit heißen Thränen, deren er sich schämte, aber deren er sich nicht erwehren konnte.

In der Nacht, die jenem Abend gefolgt war, lag er lange schlaflos auf seinem Lager und starrte durch das kleine runde Fenster in die Nacht hinaus; erst gegen Morgen verfiel er in einen dumpfen Schlaf.

Wie erschien das Schiff so verändert am Tage der Ankunft! Da war nichts mehr von der ruhigen Beschaulichkeit der letzten Tage, nur Lärm, Aufregung, Geschäftigkeit. Es schien, als ob sich die festen Freundschaftsbande, die die Gesellschaft untereinander verknüpft, schon in der Nacht gelockert hatten. Jeder dachte nur an sich und seine Angehörigen, an Gepäck und Zollrevision. Benno hatte treu zu Katha gestanden; von Beatrice sah und

hörte er nichts. Erst als die Passagiere bereits anfingen, das Schiff zu verlassen, erschien sie am Kajüteneingang. Sie hatte wie gewöhnlich die beiden Kinder bei sich. Benno hatte Katha einen Sitzplatz verschafft und stand schweigend neben ihr. Er schrak zusammen und erblaßte, als er Beatrice erblickte, und sie griff schwindelnd nach einer Stütze. Einen Moment lang standen sich diese beiden überempfindlichen Menschen mit stockendem Herzschlag unbeweglich gegenüber. Dann zog Benno seinen Hut, und Beatrice legte ihre kleine Hand ohne Druck in Kathas ausgestreckte Rechte.

Es wurden nur wenige gleichgültige Reden gewechselt, zwischen Benno und Beatrice fiel kein Wort. Selbst wenn sie gewollt und ihrem Naturell nach gekonnt hätten, wäre ihnen die Gelegenheit zu einer Aussprache nicht gegeben worden. Und dann faßte der Menschenstrom den einen wie den anderen und riß sie auseinander. Beatrice reichte auch Benno die Hand zum Abschied und sah ihn dabei mit ausdruckslosen Augen an.

Diese ausdruckslosen Augen verfolgten ihn fast noch mehr wie die zornigen des vorhergehenden Abends in dem halben Traumleben seiner nächsten Tage. Er hatte mit sich gekämpft, ob er ihr schreiben, ob er sie aufsuchen solle; es war ein Mißverständnis und mußte sich aufklären. Aber dann griff es ihm wiederum eisig ans Herz: Liebte er sie denn noch? Fern lag es ihm, ihr zu zürnen; aber liebte er sie noch? Und sie? War es möglich, daß sie ihn liebte?

Benno war sein lebelang ruhig und bedacht in Wort und That gewesen. Er hatte außer einigen knabenhaften Schwärmereien keine Herzenskämpfe durchgemacht, und dieser Zustand der Ungewißheit war seinem nervösen Temperament unerträglich.

Er handelte als sein eigener Seelenarzt, indem er mit Aufbietung all seiner Kräfte versuchte, seine Gedanken von Beatrice fernzuhalten, bis sich der Aufruhr in seinem Innern gelegt haben würde. Ihr jetzt so undeutliches Bild würde sich klären. Die Liebe und der Zweifel, die in ihrem Kampfe miteinander so unendlich groß erschienen, daß sie das arme Menschenherz fast erdrückten, mußten zu ihrer natürlichen Gestalt zusammenschrumpfen.

Es giebt einen Zustand des Seelenleidens, und einige Menschen geraten sehr schnell in denselben, in dem die Anforderungen des in Mitleidenschaft gezogenen Körpers alle anderen Empfindungen übertäuben. Es gehört eine besondere Spannkraft des Nervensystems dazu, um diesen Zustand zu vermeiden. Benno besaß dieselbe nicht. Er konnte nicht mehr ertragen und war in eine Art Apathie geraten, in der er nur den einen Wunsch hatte, nichts mehr zu sehen und zu hören, was mit schmerzhafter Berührung an sein Herz greifen konnte.

Er war Katha unendlich dankbar, daß sie Beatrices nicht ein einziges Mal erwähnt hatte. Dies war indessen weniger ein Vergessen der neuen Freundin gewesen als rücksichtsloses Aufgehen in ihren eigenen Angelegenheiten. Katha hatte wirklich eine Art von Sehnsucht nach der Leidensgefährtin, und den ersten Abend, den sie sich aus ihrer Knechtschaft frei machen konnte, benutzte sie dazu, um dieselbe aufzusuchen.

Beatrice empfing Katha in einem kleinen, zierlich ausgestatteten Wohnzimmer, das aber nicht allein zu ihrem Privatgebrauch dienen mochte, denn Herr Miesmer befand sich darin und begrüßte seine gute Kameradin vom Schiff mit dem herzlichsten Händeschütteln, dessen er fähig war. Er war augenscheinlich im Begriff gewesen, auszugehen, machte aber jetzt Miene, seinen Entschluß zu ändern.

„Sie dürfen noch eine halbe Stunde bleiben,“ sagte Katha, die frisch und ungebeugt wie immer aussah, „wir haben zwar viele Geheimnisse zusammen, Beatrice und ich, allerlei, wobei wir Sie nicht brauchen können; aber erst müssen Sie doch hören, wie es mir so gräßlich ergangen ist.“

Und Katha begann die Erzählung ihrer

Leiden, dieser Leiden, die ihr in der Erinnerung immer so amüsant vorkamen, daß das Zimmer bald von ihrem fröhlichen Lachen und dem ihres aufmerksamen Zuhörers wiederhallte. Beatrice hatte nur hin und wieder ein wenig gelächelt. Sie hatte sich im Hintergrunde des Zimmers auf einen kleinen Stuhl niedergelassen und saß mit verschlungenen Händen schweigend da. Ihr Gesicht war erschreckend bleich und schmal geworden, und ihre Augen erschienen unnatürlich groß und glanzlos. Wenn sie lächelte, schienen sich nur die Lippen zu verziehen, aber kein Schimmer von Heiterkeit in die freudlosen Züge zu treten.

„Nächstens wird man mich wohl hinauswerfen," endete Katha ihre Erzählung; „ich hoffe, mich findet dann ein Prinz auf der Straße oder eine Fee, aber ich fürchte, so etwas giebt es in dem prosaischen Amerika nicht." Sie lachte fröhlich; als sie aber bemerkte, daß Beatrice, von einem Geräusch in dem nebenan belegenen Schlafgemach der Kinder beunruhigt, das Zimmer verlassen hatte, brach sie plötzlich ab und sagte in halbem Flüsterton: „Was haben Sie mit Beatrice gemacht? sie sieht zum Erschrecken aus."

„Das Fräulein hat Kummer," sagte Miesmer ernst werdend. „Wie gern wollte ich ihr helfen, aber wie ist es möglich, da sie so verschlossen ist."

Das junge Mädchen nickte verständnisinnig mit dem Kopfe.

„Einen Teil ihres Kummers hat sie mir anvertrauen müssen," fuhr er flüsternd fort, „es wird aber wohl nicht alles sein. Sie wissen wohl, sie hat einen Bruder, einen Taugenichts, wie mir scheint, der sich nicht scheut, seine Schwester für sich arbeiten zu lassen, für sie natürlich der Stolz ihres Lebens. Er hat Schulden gemacht, so scheint mir, und ihre Ersparnisse reichten nicht aus. So kam sie zu mir, natürlich überaus ungern und nur mit halben Erklärungen. Sie will das Geld wieder abverdienen, armes Kind! Ich habe ihr genug abgeraten, aber so ein kleines opferfreudiges Herz will seinen Weg gehen."

Katha öffnete ihre schönen Augen weit, nicht aus Anlaß der Handlungsweise ihrer Freundin, die eigentlich gänzlich außerhalb ihres Verständnisses lag — sie war eben gewöhnt, sich und andere mit ganz verschiedenem Maßstabe zu messen —, sondern wegen des ungewöhnlich warmen Tones Miesmers, der ihr an ihrem gleichmütigen alten Kameraden neu war. Durch ihren Kopf schossen allerlei Gedanken, während sie der wieder eingetretenen Beatrice zulächelte. Als aber Herr Miesmer sich zum Weggehen rüstete und mit derselben Herzlichkeit von ihr Abschied nahm, mit der er sie begrüßt hatte, auch dringlichst sie aufforderte, ihren Besuch zu wiederholen, da lenkten Kathas Ideen schnell wieder in die Bahnen, die sie von jeher zu gehen gewöhnt waren.

Das verwöhnte junge Geschöpf kam aber im Laufe des Abends, den sie traulich mit Beatrice verplauderte, noch einmal auf das eben erwähnte Gespräch zurück.

„Nun habe ich Ihnen alles erzählt, alles, bis zu den Unarten der gräßlichen kleinen Kinder hinab; und nun reden Sie einmal von sich, Beatrice. Sie sehen nicht gut aus; was fehlt Ihnen? bedrückt Sie etwas?"

Die so Angeredete fuhr zusammen, und ein leichtes Rot färbte ihre Wangen. „Ich bin manchmal niedergeschlagen," sagte sie mit einem ausweichenden kleinen Lächeln, „obgleich sonst ganz zufrieden. Ich fühle mich dann einsam und allein, und sehne mich nach Vater, Mutter, Bruder oder irgend jemandem, dem ich meine kleinen Sorgen anvertrauen, dem ich mein Herz ausschütten könnte. Das ist alles. Ich wußte nicht, daß ich bekümmert aussehe."

„Sie haben recht," sagte Katha wirklich ein wenig bewegt. „Ich würde mich auch vereinsamt fühlen, würde manchmal entsetzlich unglücklich sein, wenn ich Wallfried nicht hätte, dem ich alles sagen kann, der immer etwas zu sagen weiß, der

mich tröstet und der mich nie verlassen wird. Der Himmel segne ihn, meinen guten treuen Wallfried."

An diesem Abend hatte Beatrice zum erstenmal in ihrem Leben Selbstmordgedanken. Sie saß mit versagendem Herzschlag auf ihrem Bettrande, ein kleines scharfes Taschenmesser in der Hand, und starrte auf das blaue Geäder an ihrem weißen Handgelenk. Aber ihr fehlte der Mut, und tödlich erschöpft, verfiel sie endlich in einen ohnmachtähnlichen Schlaf.

* * *

Katha stieg fröhlich vor sich hinträllernd die Treppe hinab, die aus den Kinderzimmern in die Gesellschafts- und Empfangsräume der Kingschen Familie führte. Sonnenschein war draußen, Sonnenschein drinnen in ihrem Herzen. Wallfried war ihr gemeldet worden, und sie war glückselig, ihn wiederzusehen.

Richtig, da saß er in dem halbdunklen Hintergrunde des Empfangzimmers, zusammengesunken in einem Fauteuil, wie es seine Art war, das bleiche freundliche Gesicht mit dem Ausdruck der Erwartung auf die Thür geheftet, das gute Auge aufleuchtend, als seine junge Freundin eintrat.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen mit einer impulsiven Wärme, die ihr ganzes Wesen verklärte.

„Sie guter, lieber Freund," sagte sie, „da sind Sie schon wieder, gerade, als ob Sie wüßten, wie sehr ich Sie herbeigesehnt, wie mein Herz schon wieder so voll ist, daß ich es meinem treuen Beichtvater ausschütten muß."

„Ich hoffe, ich komme nicht zu oft," sagte er nervös.

„Für mich? nie; für die Familie? Ich will Ihnen verraten, guter Benno: in den Augen der Familie bin ich schon so sehr ‚schwarzes Schaf', daß mich nichts mehr kompromittieren kann."

Er sah sie erschrocken an.

„Erschrecken Sie nicht," sagte sie gleichmütig. Sie hatte sich in einem Sessel zurückgeworfen, die Arme über dem Kopfe verschlungen, und sah unter den langen Wimpern schelmisch zu ihm hinüber. „Ich bin ein Glückskind, eine Zierblume. Sehen Sie, es giebt Menschen, die sind dazu geschaffen, ihr lebelang zu arbeiten, ihre Pflicht zu thun, keine Dummheiten zu machen, sich tugendhaft zu benehmen. Dafür bekommen sie ihren nötigen Anteil an Luft, Licht und Raum auf dieser Welt. Und wiederum giebt es Menschen, die sind wie die Blumen auf dem Felde; sie arbeiten nicht, aber sie freuen sich ihres Lebens; sie haben keine Pflicht, als glücklich zu sein. Sie sind der Stolz und die Freude ihrer Umgebung, die Zierde, die lichte Seite dieses Lebens. Ihre Thorheiten entzücken; ihre Fehler sind Tugenden, warum? sie sind eben Zierblumen."

„Ach, Katha," sagte er, „so vergänglich ist die Schönheit."

„Schönheit? Wer spricht von Schönheit? Oder von irgend welchen körperlichen oder geistigen Vorzügen? Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Es ist nur das Selbstvertrauen, was so große Unterschiede macht. Solange man an seinen Stern glaubt, geht er nicht unter. Es giebt aber Menschen, die haben den Glauben an ihren Stern schon verloren, noch ehe er ihnen aufgegangen."

„Kind, Kind," sagte er lächelnd, „woher kommt Ihnen diese Philosophie?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich an mich glaube." Und von ihrem Stuhl auf den Teppich niedergleitend, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sah mit strahlenden Augen zu ihm auf. „Glauben Sie an mich? glauben Sie an meinen Stern? Glauben Sie, daß ich recht habe mit meiner Lebensweisheit, daß ich recht habe in allem, was ich thue, weil ich Ich bin?"

„Ach," murmelte er, eigentümlich ergriffen und bemüht, sie aufzurichten, „Sie machen mich alles glauben, was Sie wollen."

In demselben Augenblick erscholl ganz in ihrer Nähe ein helles, fröhliches Lachen.

Beide fuhren erschrocken empor und starrten nach dem Eingange. Dort stand, noch halb von den schweren Falten der Portieren verhüllt, ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren, ein schlankes, hübsches Kind, aber mit einem Ausdruck von Anregung und Frühreife, der selbst den eben aus seinen Augen hervorbrechenden Übermut unkindlich erscheinen ließ. „Hallo,“ sagte er, „spoons!“ Es lag eine unbeschreibliche Frechheit in seinem Ton und in dem Blick seiner dreisten, pfiffigen Augen.

Katha hob die feine Hand und deutete mit dem Zeigefinger gebieterisch nach der Thür. Es kochte in ihr vor Zorn, aber in dieser Gebärde lag nur Hochmut, Würde und Vornehmheit. Der Knabe schien ein wenig in sich zusammenzusinken, wandte sich dann schleunigst um und verschwand zwischen den Vorhängen.

Draußen aber hörte man seine Stimme gellend durchs Haus schallen, während er die Treppe hinaufstürmte: „Bessie, Dick, here's splendid news for you!“

Katha stampfte zornig mit dem Fuße auf; sie sah röter aus als gewöhnlich und ihre Augen hafteten am Boden. Benno stand einige Zeit lang wie versteinert. Dann schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und stöhnte laut auf.

„Was habe ich gethan?“ rief er. „In welche Lage habe ich Sie gebracht? Was soll ich thun?“ Zum erstenmal in ihrem Leben hörte Katha die Stimme ihres Freundes in so aufgeregten Tönen.

„Nichts,“ sagte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Bleiben Sie ganz ruhig; ich will Ihnen etwas sagen.“ Ihre feuchtschimmernden Augen tauchten mit einem rätselhaften, verklärten Ausdruck in die seinen. „Sehen Sie mich nicht an, während ich spreche. Ich will meinen Kopf auf Ihre Schultern legen. So. Solch ein treuer Freund sind Sie mir allezeit gewesen, so lieb haben Sie mich gehabt, ich wußte es immer, noch ehe Sie das für mich thaten, daß Sie hierherkamen, meinetwegen, mit mir in das fremde Land, und mein Schutzengel wurden. Ich hätte es ja nie ertragen ohne Sie. Es war leichtsinnig von mir, fortzugehen; ich war immer sehr leichtsinnig. Ich habe Sie so oft gekränkt, Sie nicht beachtet und Ihrem treuen Herzen wehgethan, ich weiß es. Das war, weil ich blind war, weil ich von mir selbst nichts wußte. Aber plötzlich ist's mir klar geworden, ich weiß nicht wann, ich weiß auch nicht wie, daß ich Sie liebe.“ Und als ob der Zauber dieser uralten Worte sie über sich selbst erhöbe, warf sie ihre Arme um seinen Nacken und flüsterte mit halb von Thränen erstickter Stimme: „Ich liebe dich; meine Liebe, die ganze Katha ist dein. Du sollst nicht zögern, mich hinzunehmen, es ist kein Opfer, keine Dankbarkeit; meine Glückseligkeit, meine Wonne ist's, dir anzugehören. Denn ich liebe dich glühend, und ich will dich glücklich machen, so glücklich, wie noch kein Mensch gewesen. Dem Himmel sei Dank, der mir rechtzeitig die Augen geöffnet hat!“

Sie brach ab wie erschöpft von dem Übermaß ihrer Gefühle.

In Bennos Hirn hatten während ihrer Rede die Gedanken gekreist wie tolle Spukgestalten. Träumte er? — Nein, er wachte, er hielt Fleisch und Blut in seinen Armen, eine herrliche, wunderholde Gestalt, Katha, die Blume seiner Jugend. Und sie sagte ihm, daß sie ihn liebte, daß sie sein werden wollte. Er mußte gewaltsam die Lippen zusammenpressen, um nicht ein Wort hinauszuschreien, einen Namen: Beatrice, Beatrice! Fort mit euch, ihr schillernden, unergründlichen Augen! Hier ist ein Lippenpaar, ein rotes, frisches, köstliches, unentweihtes, und es naht sich ihm lockend mehr und mehr.

Benno beugte sich nieder und küßte Katha auf den Mund. Es durchrieselte ihn; sein Herz schlug so heftig, daß Katha es fühlen konnte. Sie lag still an seiner Brust; keines von beiden sprach ein Wort.

Es war Katha, die sich zuerst los machte. Sie trat einen Schritt zurück, preßte die Hände gegen ihre heißen

Schläfen und fragte tief aufatmend: „Bist du nun glücklich?“

„Laß mir Zeit,“ sagte er leise, „ich kann mich noch nicht fassen.“

„Kann ich es denn?“ rief sie stürmisch. „Daß ich mein Glück hier finden mußte, in der Fremde, wie ich es geahnt! Freilich bin ich ihm davongelaufen, es ist mir aber nachgekommen.“

Ihre Stimme war zu einem zärtlichen Flüstern geworden; er nahm ihre kleine schlanke Hand und führte sie an seine Lippen. „Katha,“ sagte er verwirrt, „deine Eltern —“

„Sie werden glückselig über den Schwiegersohn sein, das weißt du doch. Sie lieben dich so sehr. Wir wollen ihnen gleich heute schreiben, nicht wahr?“

„Das wollen wir,“ sagte Benno.

Er hatte den Arm um ihre Taille geschlungen, und sie wandelten langsam in dem Gemache auf und ab. Das Schlagen seines Herzens ward ruhiger. Während der ganzen Zeit hatte sich keine einzige seiner verworrenen Empfindungen zu völliger Gedankenklarheit entwickelt. Er wandelte neben ihr wie im Traum, ohne Widerstand. Es war über ihn gekommen wie ein Fatum, aber wie ein schönes lichtes, das die Schatten verdrängte.

„Und wie soll alles weiter gehen? Sprich du, wie du es beschlossen hast, meine kluge Liebste,“ sagte er lächelnd.

„Ich ginge am liebsten sofort aus diesem Hause,“ erklärte Katha.

„Und wohin?“

„Zu Beatrice!“

Er fuhr zusammen, als ob er einen Keulenschlag erhalten habe, und erblaßte tief.

Katha lächelte ihm unbefangen und stolz zu. „Du mußt nicht fürchten, du lieber Pedant, daß ich dem Herrn Miessmer lästig falle; er wird nur zu froh sein, mir einen Dienst erweisen zu können.“ Und Katha fing an, von ihrem neulichen Besuche zu erzählen in ihrer frischen, sonnigen, selbstbewußten Weise, in der es ihr nicht einfiel, Beatrices mehr als flüchtig zu erwähnen. Und während sie plauderte, lächelnd, strahlend, nur zuweilen sich mit einer köstlichen kleinen Zärtlichkeit unterbrechend, ahnte sie nicht, daß sie an einem Abgrund tändelte, und daß, wenn es ihr eingefallen wäre, den blassen Schatten ihrer Nebenbuhlerin deutlicher heraufzubeschwören, ihr eben errungenes Glück vor einer solchen Mahnung keinen Bestand hätte haben können.

Aber Katha, in ihrem naiven Egoismus, that nichts dergleichen, und der schweigsame Mann an ihrer Seite betäubte sich von neuem an ihrer Nähe. Es war schon ganz spät geworden, als er endlich zusammenfahrend sagte: „Ich muß jetzt gehen, Katha.“

„Geh,“ sagte sie liebenswürdig. „Und da ich sehe, daß du es wünschest, so will ich noch ein paar Tage hier bleiben, solange es eben geht. Du kommst morgen wieder?“

„Morgen komme ich wieder,“ sagte er.

Und so schieden sie mit einem brennenden, leidenschaftdurchbebten Kuß, in dem beide ihre ganze Seele hingaben, sie ihre glückgetragene, er seine wunde, zerrissene. Beiden ward sie schwer, diese erste Trennung, ihm vielleicht noch mehr als ihr. Sie würde glückselig sein in ihrer süßen Erinnerung, Benno aber fürchtete sich vor der Einsamkeit.

Sie sah ihm vom Fenster aus nach, bis seine geliebte Gestalt um die Straßenecke verschwunden war. Ihre Hände falteten sich, ihre Lippen murmelten ein Gebet: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich so lieben, so glücklich sein kann.“

Im Begriff, in die Kinderräume zurückzukehren, kam Katha eine andere Idee. Sie suchte das Schlafzimmer der Missis King auf, das dieselbe Raummangels halber zu gleicher Zeit als Boudoir benutzte, und trat unbefangen über die Schwelle. Die Dame des Hauses ging in anscheinend hochgradiger Erregung im Zimmer auf und ab; auf ihren Wangen brannten zwei rote Flecke.

Missis King war eine stattliche, wohlkonservierte Frau, eine echte Amerikane-

rin, durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer Würde und Bedeutung, voll Sicherheit und Vornehmheit in ihrem Auftreten, im großen und ganzen eine würdige Gegnerin von Katha Laritz.

„Ich war im Begriff, Sie rufen zu lassen," sagte die Dame hochmütig, als Katha eintrat. „Es paßt mir nicht, daß die Gouvernante meiner Kinder Herrenbesuche empfängt, vor allen Dingen natürlich nicht, wenn sie in eigentümlichen Situationen betroffen wird. Richten Sie sich gefälligst danach."

„Das wird mir kaum möglich sein," erwiderte Katha gleichmütig. „Der Herr, der mich soeben besuchte, ist mein Verlobter. Im übrigen wollte ich Ihnen mitteilen, daß ich den Platz in Ihrem Hause aufzugeben beabsichtige."

„Das ist mir außerordentlich lieb zu hören," sagte die Amerikanerin zornglühend.

„Sie sind sehr gütig, solchen Anteil an meinem Geschick zu nehmen," entgegnete Katha, absichtlich falsch verstehend und ihrer Gegnerin ins Gesicht lachend. Aber im nächsten Moment besann sie sich; das Glück wandelte die vornehme Patriciertochter in einen übermütigen Backfisch; das durfte nicht sein. Sie wurde wieder ganz ernst.

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie morgen — heute gehen würden," rief die empörte Herrin des Hauses, die anfing, außer sich zu geraten.

„Ich danke Ihnen für die Erlaubnis," sagte Katha höflich. „Also morgen, wenn es Ihnen so beliebt." Und sie verschwand mit einem kleinen, stolzen Kopfnicken durch die Thür.

Diesmal ging sie sofort hinauf ins Kinderzimmer, wo die Schar ihrer Zöglinge erwartungsvoll versammelt war. Ihr Eintritt wurde von den größeren mit einem Jubelgeschrei, von den kleineren mit Gekicher begrüßt. Katha ignorierte alles, auch die erst geflüsterten, dann lauten Bemerkungen der Kinder. Sie setzte sich unbekümmert an ihren Schreibtisch und schrieb einen langen, zärtlichen Brief an Benno, in dem sie ihm alles mitteilte und ihn bat, sie morgen abzuholen; dann ein Billet an Beatrice. Erst als beide Briefe fertig waren, wandte sie sich an die mittlerweile verdutzt gewordene Kinderschar und sagte: „Kinder, ich werde morgen fortgehen, ein Haus bekommen, zehnmal so groß wie das eure, Kleider, wie eure Mutter sie noch nie besessen hat, einen Mann, der im Vergleich zu eurem Papa ein Prinz ist, und Kinder — na, der Himmel möge mich bewahren, daß ich jemals so gräßliche Kinder habe, wie ihr seid!"

* *
*

Benno kam am nächsten Morgen, um seine Braut abzuholen. Sie hatte Missis King nicht mehr gesehen, aber Mister King hatte eine freundschaftliche Unterredung mit ihr gehabt und sich mit höflicher Bewunderung von ihr verabschiedet, während ihre kleinen Feinde, die Kinder, scheu und ehrfurchtsvoll an der Hausthür standen und zusahen, wie ihre junge Gouvernante, einer verzauberten Prinzessin gleich, von ihrem Begleiter sorgsam geleitet, den ihrer harrenden Wagen bestieg und davonrollte.

Katha war voll übermütiger Lustigkeit, Benno zärtlich und schweigsam. Er hatte sich in den schweren Kämpfen der letzten Nacht gelobt, das junge, reizende Wesen, das sich so liebebedürftig an ihn schmiegte und das er seit lange mit brüderlicher Zärtlichkeit umfangen hatte, ganz und voll an sein Herz zu nehmen. Aber wie einem zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung bangte ihm vor dem Moment, in dem er Beatrice gegenübertreten würde; nicht vor ihrem Zorn oder ihrem Kummer — er hatte sich geschult, ihre Gefühle für ihn zu verneinen — nur vor den unkontrollierbaren Regungen seines eigenen Herzens zitternd.

Er fühlte sich erleichtert, als zum Empfange nur ein Dienstmädchen erschien. Fräulein Donlin sei im Schulzimmer bei den Kindern und bitte Fräulein Laritz, sich hinaufzubemühen. Herr Miesmer war

auf Kathas speciellen Wunsch noch gänzlich ahnungslos; sie wollte ihn überraschen.

Katha verabschiedete sich von Benno zärtlich und glücklich. Sie würde ihn, so war es verabredet, jetzt täglich sehen, bis zu ihrer Abreise, die mit einem der nächsten Steamer erfolgen sollte. Auch dann würde die Trennung nicht lange dauern; er würde ihr, sobald seine Geschäfte es erlaubten, folgen.

Als Katha mit heißen Wangen und strahlenden Augen bei Beatrice eintrat, fand sie dieselbe am Fenster sitzen, die Kinder mit ihren Büchern beschäftigt an einem Tisch in der Mitte des Zimmers. Beatrice stand auf und kam ihr entgegen, fiel ihr um den Hals und küßte sie. Katha war heftig ergriffen, aber die Kinder ließen ihr keine Zeit, ihrer Rührung nachzugehen. Lilly, die eine unbegrenzte Abneigung gegen die schöne Freundin ihrer Gouvernante gefaßt hatte, klappte energisch ihr Buch zu und sagte in feindseligem Tone: „Was willst du denn schon wieder? Du störst uns."

Katha setzte sich sehr belustigt zu dem Kinde und sagte: „Ich konnte nicht länger ohne dich leben, du süßes Kind."

„Das ist nicht wahr," sagte das kleine Mädchen empört. „Sie wollten dich wohl nicht mehr haben da, wo du warst, und haben dich hinausgeworfen."

„O, du ahnungsvoller Engel du," sagte Katha nnd versuchte das Kind zu küssen, das heftig widerstrebte.

Beatrice stand dabei und lächelte. Sie lächelte ein wenig matt und sah so blaß und angegriffen aus wie vordem; aber Katha hatte nichts anderes erwartet und war nur bitter enttäuscht, daß sie ihre Freundin nicht allein sprechen konnte.

In der That war dies etwas, was Beatrice zu vermeiden strebte. Sie hatte den Schlag ertragen, ruhig, weil sie nichts anderes erwartet hatte. Ihrem gelähmten Geiste lag nichts ferner als Hoffnungsfreudigkeit. Sie hatte bereits gelitten, als ihr Leiden in Wirklichkeit noch nicht begonnen. Dies letzte hatte sie nicht mehr tiefer treffen können.

Aber Katha hören, wie sie ihr Liebesglück schilderte und das seine, das ertrug sie nicht.

Sie wollte auch ihn nicht sehen. Sie zürnte ihm nicht, sie haßte ihn nicht, es war ja alles so natürlich. Aber das arme Herz, das nicht kämpfen, das nicht hoffen konnte, es konnte doch schmerzen, und bei aller Selbstquälerei schreckte sie doch in unbewußtem Selbsterhaltungstriebe davor zurück, sich an der Gegenwart des Verlorenen noch tiefer zu verwunden.

Katha fand nur einmal Zeit, ihr zuzuflüstern: „Wie glücklich bin ich," und Beatrice nickte freundlich mit dem Kopfe.

Einen späteren, unbeachteten Augenblick benutzte die junge Braut, um zu sagen: „Sie haben doch Herrn Miesmer nichts verraten? wird ihm diese Nachricht auch betrüblich sein?"

„Wer weiß," erwiderte Beatrice mechanisch auf ihr Stichwort.

Katha zuckte lächelnd die Schultern und sagte naiv: „Ich kann doch nicht jedermann heiraten."

Die Dinerstunde, zu der sich Herr Miesmer immer einfand, war im Hause auf fünf Uhr angesetzt, da die Kinder an der Mahlzeit teilnahmen. Als Beatrice, immer begleitet von ihren Zöglingen, ins Speisezimmer trat, fand sie Katha und den Herrn des Hauses bereits in demselben. Sie standen in einer Fensternische, im eifrigen Gespräch begriffen. Der Mann sah ernst aus, Katha hatte anscheinend geweint, aber durch den feuchten Schimmer ihrer Augen brach bereits wieder ein sonniges Leuchten.

Man setzte sich zu Tische; die große Neuigkeit wurde vor den Kindern proklamiert, und in einer Flasche Champagner das Wohl des Brautpaares getrunken. Beatrice leerte lächelnd ihr ganzes Glas auf diesen Glückwunsch, während sich ihr Herz vor Verzweiflung zusammenkrampfte. Dabei sah sie mit leiser Bitterkeit die Bewegung in den ernsten Augen des Mannes, bemerkte sie die plötzliche Höflichkeit der Kinder gegen den so zur Auszeichnung gelangten Besuch. Lilly proklamierte völ-

ligen Frieden. Vielleicht war es auch nur das Vergnügen an dem ungewohnten Champagner, das die käuflichen kleinen Kinderseelen Katha unterwarf.

Und auch diese Stunde ging vorüber wie eine jede unseres Lebens. Es wurde Zeit für die Kinder, sich zurückzuziehen, und Beatrice zögerte länger als gewöhnlich bei der Ausübung ihrer damit verknüpften kleinen Pflichten. Als sie in das Wohnzimmer zurückkehrte, fand sie nur noch Herrn Miesmer vor. Die junge Braut habe sich ermüdet zurückgezogen, erklärte er ihr.

Beatrice ließ sich schweigend auf einen Sessel in der Nähe des Kamins nieder und faltete die kleinen Hände unthätig im Schoße. Sie war körperlich und geistig zu Tode erschöpft. Es verlangte sie allein zu sein, die Augen zu schließen und nichts mehr zu sehen und zu hören. Aber Herr Miesmer ging nicht. Er durchmaß mit unruhigen Schritten wieder und wieder das Zimmer und warf verstohlene Blicke auf die zusammengesunkene Mädchengestalt am Feuer. Beatrice ward es unbehaglich.

Endlich blieb er neben dem Kamin stehen, und von ihr abgewendet in die Flammen starrend, sagte er plötzlich: „Sie lieben meine Kinder?"

Beatrice schaute mit verwunderten Augen zu ihm auf: „Ich liebe sie sehr," sagte sie einfach.

„Ich weiß es," sagte der Mann mit gepreßter Stimme, „Sie haben so unendlich viel für sie gethan. Und die Kleinen hängen so an Ihnen. Niemand hätte den Kindern die Mutter ersetzt wie Sie; ich wüßte nicht, was wir ohne Sie beginnen sollten. Kinder haben eine Mutter so nötig. Sie dürfen uns nicht mehr verlassen. Wenn Sie sich entschließen könnten, Beatrice, den Kindern eine wirkliche Mutter zu werden —"

„Halten Sie ein," rief Beatrice, „Sie martern mich!" Sie war totenbleich, ihre Augen flammten.

„Das habe ich nicht gewollt, bei Gott nicht," sagte er erblassend.

Aber in Beatrice stürmten tausend Dämonen. Wieder bot man ihr Steine statt Brot. Die so lange zurückgedämmte Verzweiflung wallte über.

„Ich bin ein Mensch," sagte sie mit fliegendem Atem, „ein Mensch, der atmet und fühlt und denkt und hofft, nicht nur eine Maschine, die ihre Pflicht abhaspelt und deshalb begehrenswert ist, die man nicht gern verlieren möchte. Ich habe ein Herz wie andere. Ich habe Gefühle und Hoffnungen wie andere. Ich leide, leide wie andere."

„Und ich bin ein ungeschickter Kerl, wie Sie mich lange kennen," sagte er. „Ich wollte etwas ganz anderes sagen: Ich liebe Sie, Beatrice, seit lange schon, unendlich, über alle Maßen. Ich kann nicht leben ohne Sie, Beatrice."

Sie fuhr zusammen; ihr Haupt neigte sich, als ob der Sturm über eine Blume dahingeht. Was war das? Da war einer, der sie liebte, unendlich, der nicht ohne sie leben konnte, der, o Wunder! eine Katha kannte und eine Beatrice wählte. Sie hatte sich also geirrt; diesmal war sie nicht die arme Verschmähte. Und neben ihr tönte die Stimme des Mannes, ruhig, ohne Erregung, aber mit einem innigen Klang, der sich süß in ihr Herz schmeichelte. „Ganz allein an mich habe ich gedacht, an mich. Nur gefreut hat es mich wegen der Kleinen, daß mein Wunsch zu gleicher Zeit ihr Wohl sei. Und ich habe sie vorgeschoben wie kleine Bittsteller. Ich weiß es, Sie sind viel zu jung, viel zu schön, viel zu gut für mich. Aber ich will versuchen, Sie glücklich zu machen, vielleicht gelingt es mir. Meine arme Francis ist sehr glücklich bei mir gewesen."

Aus Beatrices Augen stürzten die Thränen, unaufhaltsam; sie wehrte ihnen nicht; es war ihr, als ob die ganze Bitterkeit ihrer Seele in diesen warmen Tropfen dahinfließe. Er saß still neben ihr; nur seine Hand schob sich in scheuer Zärtlichkeit über die Lehne des Sessels hin, gegen die das goldbraune Köpfchen gedrückt war. Sie lehnte ihre nasse

Wange gegen diese warme, kräftige Hand und weinte still weiter.

„Geben Sie mir eine Antwort, Beatrice,“ bat er nach einer Weile.

Da sprang sie empor, schüttelte das Haar aus der Stirn und sah ihn an.

„Ich muß Ihnen etwas sagen,“ sagte sie. Die Augen der beiden begegneten sich mit stummem Verständnis.

„Ich ahnte es,“ sagte er, erblassend.

„Ich habe ihn sehr lieb gehabt,“ flüsterte sie, „es war meine erste, meine einzige Liebe. Das ist jetzt vorbei.“

„Leiden Sie noch sehr darunter?“ sagte er zagend.

„Nicht in diesem Augenblick,“ antwortete sie, „aber ich weiß, es werden noch Stunden kommen, wo der Schmerz wieder da ist —“

„Und wenn einmal eine Zeit käme, wo Sie sicher sind, daß solcher Schmerz nicht wiederkehrt, was dann, Beatrice, darf ich dann noch einmal um Sie werben?“

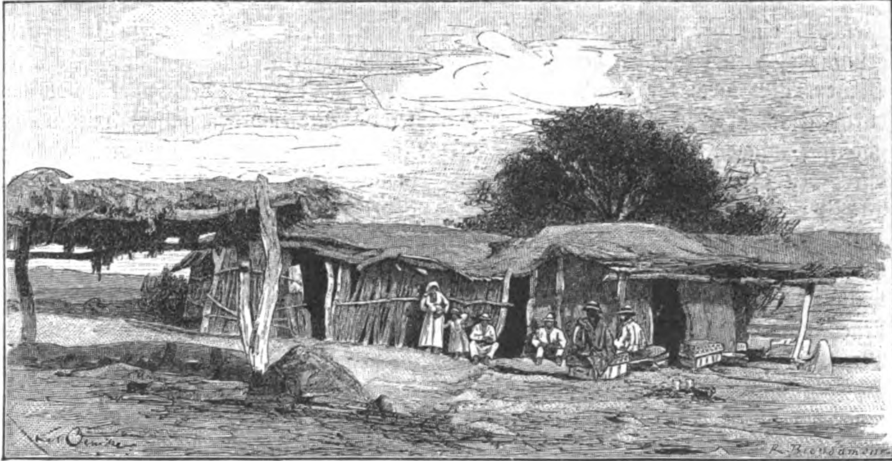
„O, Sie, der Sie die Güte selber sind,“ schluchzte sie; „wenn die Zeit da ist, und Sie halten mich dann noch Ihrer würdig, so will ich selbst kommen und es Ihnen sagen.“

* *
*

Kathas und Bennos Hochzeit fand in kurzer Zeit in ihrer Heimat statt. Beatrice ward einige Monate später Adolf Miesmers zweite Gattin. Die beiden Frauen, die der Zufall zu kurzer Freundschaft zusammengeführt hatte, sahen sich im späteren Leben nur selten wieder. Katha lebt in Hamburg; sie hat mit der ersten Jugendblüte den größten Teil ihrer Schönheit eingebüßt, aber sie ist viel bewundert, wie vordem. Sie glaubt an ihren Stern, und er geht ihr nicht unter. Ihrem Benno ist sie eine zärtliche, verwöhnte Frau, eine sorglose, heitere Mutter ihren beiden Knaben, die in der sonnigen Atmosphäre ihres Hauses geistig und körperlich gedeihen. Benno ist glücklich; er hat Beatrice vergessen, wie man die Menschen vergißt, die man nicht mehr sieht und für die man Ersatz hat. Beatrice selbst waltet mit Pflichttreue und Aufopferung in ihrer kleinen Familie. Sie ist noch schöner geworden, aber auf ihrem feinen Gesicht liegt ein Schatten. Sie bangt um die Liebe ihrer Stieftöchter, die mit aufrichtiger Zärtlichkeit an ihr hängen, sie zählt mit der Angst einer an sich selbst Verzweifelnden die Liebkosungen ihres Gatten. Lieb und gut ist sie, wie wenige Menschen, aber die Schatten, die sie stets um sich heraufbeschwört, fallen verdunkelnd auch auf den Lebenspfad ihrer Lieben.

Wir tragen unser Glück eben in uns.





In Cosco.

Ein Ausflug in die Cordilleren
unter Leitung von Prof. Dr. Brackebusch.

Reiseerinnerungen

von

Karl Oenike.

In fast gerader Linie durchschneidet die Pacificbahn von Buenos-Ayres aus die Ebenen Argentiniens von Osten nach Westen in einer Länge von 1018 Kilometern. Immer dichter wird der Staub in den Waggons, immer drückender die Hitze, und endlos scheinen sich zu beiden Seiten die Pampas auszudehnen. Trocken und dürr liegen weite Strecken, von der Sonne verbrannt, vor uns; nirgends ein Baum, ein Strauch, der dem durstenden Vieh Schatten gewährt. Die Wassertümpel sind eingetrocknet, und selten hebt hier und da ein Tier den Kopf, um dem vorübereilenden Zug nachzusehen. Weiter saust die Maschine, an weißgebleichten Knochen und Überresten von verendetem Vieh vorüber. Ein langgezogener Pfiff — vor uns auf den Schienen steht eine Anzahl verirrtes Rindvieh, stumpfsinnig die herankommende Lokomotive anstarrend; der Kuhfänger oder Räumer, ein spitzer, keilförmiger Vorbau an der Lokomotive, schiebt sich zwischen sie hindurch — und weiter poltert der Zug an den zermalmten und verendenden Tieren vorüber. An kleinen öden Kamportschaften vorbeikommend, sehen wir endlich bei dem Städtchen San Luis in der Ferne die ersten Bergkegel aus der Ebene hervorragen; bald liegen sie weit hinter uns, und noch einmal zeigt sich ringsum nur der Himmel und weite Pampa. Endlich taucht am Horizont ein bläulicher Schimmer wie eine schmale Wolkenwand auf — es sind die Cordilleren. Fester und klarer hebt sich nach und nach die Silhouette vom Himmel ab, bis wir am Fuße der Berge nach fast vierzigstündiger Fahrt in Mendoza eintreffen.

Unmittelbar am Gebirge gelegen, ist

Mendoza eine der schönsten Städte Argentiniens, weniger durch hervorragende Bauten, als durch die prachtvolle Lage, durch seine großen, mit Bäumen und schönen Anlagen versehenen Plätze und durch den Alleenschmuck seiner Straßen. Von der ursprünglichen alten Stadt, die 1861 durch ein fürchterliches Erdbeben, bei dem ungefähr zehntausend Menschen umkamen, vollkommen zerstört wurde, stehen nur noch wenige Trümmer. Von Mendoza aus zweigt sich die Bahn nördlich ab, am Fuße der Cordilleren entlang, bis zu ihrem Endpunkt San Juan, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Beide Provinzen, Mendoza sowohl wie San Juan, betreiben einen ausgedehnten Viehhandel über die Cordillerenpässe nach Chile hinüber und sind berühmt durch ihre vorzüglichen schweren Weine.

Hier in San Juan erwartete mich Professor Dr. Brackebusch, Geologe an der Universität in Cordoba, dessen liebenswürdige Aufforderung ich mit größter Freude angenommen hatte, mich einer Cordillerenexpedition anzuschließen, welche er im Begriff war auszurüsten, um geologische und topographische Studien zu machen. Dr. Brackebusch, als erfahrener, langjähriger Cordillerenreisender, sorgte dafür, daß wir bald unsere Ausrüstung auf das praktischste vervollständigt hatten. Bunt genug sah es in unserem Quartier aus; da lagen die verschiedenartigsten Dinge nebeneinander; Stiefel, Hacke und Schaufel zum Wegbahnen, Konserven, Hufeisen, Stricke, Flinten, Sattelzeug und so manches andere; ein kleines Faß für den Wasservorrat, bei dessen Anblick schon unangenehme Vorstellungen von Einöden und Durst im voraus sich einstellten. Die Mulas oder Maultiere, auf welchen wir unsere Reise durch die Cordilleren machen wollten, waren Eigentum von Prof. Brackebusch; sie hatten in San Juan längere Zeit in Futter gestanden und waren so wohl vorbereitet zu der langen Reise.

Vor Sonnenaufgang wurden sie eingefangen, unsere Petacas, aus roher ungegerbter Ochsenhaut hergestellte Koffer, wurden aufgeladen und auf dem Packsattel zu beiden Seiten fest verschnürt. Doch wo bleibt heute morgen unsere militärische Macht? Es war uns nämlich in San Juan ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat, ein wahres Prachtexemplar, zur Verfügung gestellt worden; aber nirgends war er zu finden, bis uns endlich einige unheimliche, sägende Laute zu einem seitwärts gelegenen Stall führten, wo er noch gestiefelt und gespornt friedlich unter seinem Maultier lag und, voll des süßen Weines, schnarchend schlief. Nach einigen kräftigen Ermunterungsversuchen kam er, noch stark schwankend, glücklich auf seine inzwischen gesattelte Mula.

Die Sonne stand ziemlich hoch, und die Hitze — wir waren noch in der heißen Zeit, im Monat Februar — machte sich schon stark fühlbar, als sich unser Zug in Bewegung setzte; voranreitend Ramon, die Madrina an der Leine führend, eine ohne Gepäck laufende Stute, welche eine hellklingende Glocke um den Hals trägt, der die Maultiere bei Tag und Nacht folgen. Außer sechs Reittieren bestand die Tropa (Tropa = Karawane, Trupp) aus fünf Gepäckmulas und aus sechs freilaufenden Maultieren zum Wechseln. Dahinter folgte der Soldat und ein älterer Arriero, welcher in San Juan angeworben war; daneben der langjährige treue Diener des Prof. Brackebusch, Romulo. Wir ließen die Tiere an uns vorbeipassieren, nahmen noch einen Abschiedstrunk, schüttelten noch einmal die Hände unserer Gastfreunde, und unter ihren Abschiedsrufen „feliz viaje! adios señor!“ galoppierten wir unserer Tropa nach.

Der Anfang war vielversprechend: bald rutschte ein Gepäcksattel, so daß umgesattelt werden mußte; bald wurde eine Mula scheu, ging durch und jagte in großem Bogen so lange umher, bis das letzte Stück Gepäck abgeschüttelt war. Dann wieder machte plötzlich eine Kehrt und eilte im Galopp den heimatlichen Gefilden zu. Zwischenfälle, die sich in den

ersten Tagen, bis sich die Tiere eingewöhnt hatten, öfter wiederholten und unseren Marsch sehr verlangsamten. Bei



Kakteen-Landschaft.

herrlichem Wetter kamen wir von San Juan durch ein breites, steiniges Thal, durchschritten den Rio de San Juan (Rio = Fluß) und schlugen zum erstenmal unser Nachtlager unter freiem Himmel auf.

Eine weite Ebene, in der wir nur wenige kleine Lachen mit Wasser fanden, dehnt sich bis an die Vorberge der Cordilleren aus, durch welche wir bis zur Hochebene von Gualilan aufwärts stiegen, auf der sich hin und wieder einige Sandhosen wirbelnd in die Luft erhoben. Oft ist der Erdboden in diesen Ebenen der-

maßen unterwühlt von Vizcachas (Hasenmäusen, die in ihrem Benehmen viel Ähnlichkeit mit den Kaninchen haben), daß wir von Glück sagen konnten, ohne Unfall vorwärts zu kommen, da die Maultiere fortwährend in die nicht sichtbaren, dicht unter der Oberfläche liegenden Gänge mit den Beinen hineinstürzten. Scharenweis sieht man in der Dämmerung und nachts bei vorsichtiger Beobachtung diese kleinen Höhlenbewohner vor ihren Löchern sich ausgelassen umhertummeln; ein zufälliges Geräusch — und im Augenblick purzelt die ganze Schar, erschreckt grunzend, kopfüber in ihre dunklen Gänge.

Von hier aus werden die Gebirge schroffer und steiler, der Pflanzenwuchs nimmt einen anderen Charakter an, er wird andiner, und große, gigantische Kakteen erheben sich wie eine Unzahl Armleuchter auf den Felsen. Durch weite Hochebenen, auf denen große Rudel von Guanacos standen, kamen wir, oft kaum nur eine kleine trübe Wasserlache findend, um unseren Durst zu löschen, in einer Höhe von 3300 Metern über die Sierra del Tigre. Aus der weiten Entfernung von 180 Kilometern (Luftlinie) leuchtete uns der höchste Berg Amerikas, der Aconcagua, entgegen und bot einen prachtvollen Anblick dar. Der Abstieg zum Rio de Castaño war endlos; in wunderbarer Klarheit beleuchtete der Mond die öde Landschaft, mit einer Helle, wie ich sie nie früher beobachtet hatte. Mitternacht war längst vorüber, als wir in Sümpfe gerieten, aus denen wir nur mit vieler Mühe unsere Gepäckmulas herausschafften; doch fanden wir unweit der Goldminen von Castaño eine Ansiedelung, die uns Unterkommen und Futter für das Vieh verschaffte. Vorläufig sollte dies der letzte Punkt der Civilisation für uns sein; wir schickten deshalb von hier aus unseren durstigen Soldaten, der uns wenig oder gar nichts nutzte, wieder nach San Juan zurück und bekamen dafür einen echten Cordillerenbewohner mit einer ausgeprägten Banditenphysiognomie, einen ehemaligen Schmuggler, als Führer; zur Freude des Dr. Brackebusch, dessen Plan, die schwer zugänglichen Quellgebiete des Rio Castaño, welche nur Schmugglern und Banditen bekannt waren, aufzusuchen, dadurch ausgeführt werden konnte. So setzte sich denn Don Romualdo mit seinen drei Hunden an die Spitze des Zuges und führte uns in die eigentliche, höchste Kette der Cordilleren.

Auf kaum passierbaren Pässen, über die Schneegrenze von 3500 Metern hinaus, über den Ollita-Paß in einer Höhe von 3800 Metern, überschritten wir eine Cordillerenkette, passierten den Rio Atutia und kamen in eine wildromantische Schlucht hinein, in den Cajon de la Punta Negra. Leise rauschen die Halme der Cortadera (Gynerium argenteum) beim Hindurchreiten auseinander, und über unseren Köpfen und um uns herum schlagen die Halme und Blüten wieder zusammen. Durch ihre langen, graziös sich umbiegenden Grashalme und durch ihre großen weißen Blütenbüschel giebt sie der Gegend einen eigenartigen Charakter. Darüber stuft sich das Gebirge in prächtigen Farbenschattierungen ab; hohe, schroffe, blauschwarze Felsmassen wechseln mit hellem gelblich rotem Gestein, übergehend in ein tiefes sattes Rot; ein Spiel von Glitzern und farbigen Reflexen läuft im Sonnenschein darüber hin. Weiterhin stießen wir auf eine Ochsenherde von mehr als achthundert Stück, die, mit Hufeisen versehen, über die Cordilleren nach Chile getrieben werden. Verwetterte Gauchos, wie verwachsen mit ihren Pferden, trieben die Herde mit wildem Geschrei durch die Schluchten an uns vorüber. Durch vulkanische Gebirge kamen wir weiter zu einem der hochliegenden Cordillerenseen, zur Laguna del Rio Blanco, bevölkert mit zahlreichen Gänsen und Enten, die dem wundervollen und interessanten Hochthal, welches wir am folgenden Tage erreichten, den Namen Los Patos (die Enten) gegeben haben. Wie ein Gruß aus der Heimat schwirrten Schwalben darüber hin.

Bei leichtem Schneefall überschritten

wir die Cuesta Blanca, den Cerro (= Berg) Blanco (4200 Meter) und trafen auf einer sumpfigen Hochebene mit einem Trupp chilenischer Huasos zusammen. Wilde Gestalten, deren Äußeres gerade keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machte. (S. nebenstehende Abbild.) Ein breitkrempiger Strohhut beschattet das dunkle verwegene Gesicht; der Kopf ist außerdem noch umwunden mit einem roten seidenen Tuche, die Gestalt eingehüllt in farbige Ponchos. Von dem am Sattel hängenden Lazo und den Bolas halb verdeckt, sehen die mit herabhängenden Streifen verzierten Lederhosen erdig und blutbefleckt hervor, und an den Füßen, die in mächtigen geschnitzten Holzsteigbügeln stecken, blinken ein Paar riesenhafte zakkige Sporen. Nach dem landesüblichen Austausch von höflichen Begrüßungen begleiteten uns drei von ihnen durch die Hochebene hindurch. Da wurden in der Ferne einige Guanacos sichtbar, und wie ein Sturmwind sausten die Huasos dahin, mit ihren Hunden hinter den Felsvorsprüngen verschwindend. In tollstem Lauf lösen sie die Bolas, drei an Riemen befestigte Steinkugeln, vom Sattel, schwingen dieselben in weitem Bogen um den Kopf herum — ein sicherer Wurf, und die Bolas schlingen sich fest um den Hals oder um die Beine des gejagten Tieres, es zu Fall bringend. Wir befanden uns auf der Hochebene der Patos, von wo Professor Brackebusch mehrere Abstecher nach den chilenischen Grenzpässen des Valle Hermoso, Portillo und Viento machte, während ich mich der Skizzierung der großartigen Landschaftsbilder widmete. Mehrere Tage hielten wir so auf der Hochebene aus, dann wurde die Weiterreise angetreten.

Über Bäche, durch Sümpfe, bei einer Temperatur von fünf Grad Kälte des Morgens, drangen wir von neuem vor und steil bergan über vereinzelte mit Schnee bedeckte Stellen; vor uns, scharf vom dunkelblauen Himmel sich abhebend, die riesigen, mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Cordilleren. Hier passierten wir interessante Schneebildungen, den Penitenteschnee, welcher durch seine originellen Formen einen eigenartigen überraschenden Anblick gewährt und auch nach diesen genannt wird. Wenn nachts der Mond flimmernd sein Licht über die weißen, aufrecht stehenden, spitzzackigen Formen gießt, so scheinen in der stillen weiten, von Frost starrenden Einöde geisterhafte Gestalten niederzuknien. Es sind die Büßerinnen, las Penitentas. Stumm, erstarrt, neigen sie die schleierumwallten Häupter vor der Majestät der Einöde.



Chilenischer Huaso in den Cordilleren.

Langsam kletterten nun unsere Maultiere weiter; fünfmal ging es bergauf bis zu Höhen von 4500 Metern und wieder hinab zu tiefen Thalschluchten, in welchen sich die Quellwasser des Rio Castaño hinabwälzten; im Anblick eines großartigen Gletschers passierten wir bei schneidend kaltem Wind noch einen Paß, um

in das Quellgebiet des Agua Negra zu kommen. Auf einem äußerst gefahrvollen Weg bestiegen wir in den folgenden Tagen den Grenzpaß nach Chile zu, welcher den Namen der Agua Negra oder der Laguna führt. Ungeheuer steil bergan, durch Schnee und Eis mühsam vorwärts kommend, sahen wir unter uns an den steilen Felsabhängen die Überreste einer vom Sturm überraschten, umgekommenen Tropa. Weit umher zerstreut liegen von der Sonne weißgebleichte Knochen, zerfetzte Stücke vom Sattelzeug. Dazwischen auf einem aufgeworfenen Steinhaufen ein kleines, halb zerfallenes, aus einem zertrümmerten Kistendeckel zusammengeschlagenes Kreuz. Unwillkürlich hielten wir lautlos an — memento mori —.

Unser Führer richtete das Kreuz wieder auf, und weiter ging es, höher hinauf bis zur chilenischen Grenze, zur Höhe von 4500 Metern. Wir kehrten denselben Weg zurück und verfolgten nun die Agua Negra abwärts. Das anfangs reichliche Wasser hörte schließlich auf, indem es im Geröll verläuft, um einer trostlosen Öde Platz zu machen. Nirgends eine Spur von Pflanzenwuchs, und doch mußten wir möglichst einen Futterplatz für unsere abgematteten Tiere ausfindig machen. Nachdem wir in scharfem Trab diese Einöde durchritten hatten, kamen wir am Abend in eine engere Schlucht hinein. Große Felsblöcke schimmerten matt weiß aus der Dunkelheit hervor, und brausend zwängte sich ein Bach durch die Felsen hindurch. Die Mulas kamen plötzlich auf sumpfigen Boden; eine tiefe Stille nahm uns auf, und vorsichtig und unhörbar schritten die Maultiere auf dem weichen Untergrund in der Nacht vorwärts. Endlich hatten wir einen Grasplatz gefunden, auf dem wir beim Schein einiger trockenen Grasbüschel absattelten. Doch wo nun Holz für ein Lagerfeuer hernehmen? Nirgends ein Strauch oder gar ein Baum in diesen Höhen; nicht einmal das fast nur aus holzigen Wurzeln bestehende Cuerno de Cabra (Adesmia horrida) gab es hier, welches sonst unser gewöhnliches Brennmaterial bildete, aber freilich auch erst mühsam ausgegraben werden mußte. Zum Glück findet man dann wenigstens noch auf den meisten Pässen trockenen Kuhmist,



Einfangen der Mulas.

den einzigen Brennstoff auf der Höhe. Auch hier sammelten wir eifrig diesen „Cordillerentorf“ und kamen nun endlich in später Nacht dazu, uns noch eine Tasse Bouillon zu bereiten. Unsere Leute hatten inzwischen unser gewohntes Lager hergestellt, ein paar dicke wollene Decken auf dem Erdboden ausgebreitet, den Sattel als Kopfkissen und einige Ponchos als Zudecke, und bald hatten wir uns fest eingewickelt. Das Feuer glimmte langsam weiter, über uns leuchteten hell die Sterne aus dem mondlosen dunklen Äther, der Bach murmelte an unserer Seite, und leise klang hin und wieder die Glocke der noch weidenden Madrina zu uns herüber.

Am Morgen wurden die Mulas eingefangen (Abbild. S. 680), und bei herrlichem Wetter ritten wir im jetzt wieder wasserreichen Flußthal bis zu dem kleinen Ort Iglesia und Rodeo, wo wir gastfreundliche Aufnahme fanden; wie überdem in den kleinen Ortschaften die Gastfreundschaft in liebenswürdigster Weise ausgeübt wird, da es meistens nur in den Städten eigentliche Gasthäuser giebt.

Von Rodeo aus überschritten wir den 4700 Meter hohen Paß von Colanguil und kamen in ein großes weites Thal, das Valle del Cura, in welchem wir eine Schar Kondors auf einem Aas erblickten, die, vollgefressen, sich bei unserer Annäherung nur schwerfällig hüpfend fortbewegen konnten. Während Professor Brackebusch einen Abstecher nach dem Passe der Deidad machte, konnte ich mich wieder der Aufnahme von Skizzen mit Muße widmen. Das Valle del Cura in den nächsten Tagen weiter verfolgend, in einer Höhe von ungefähr 3200 Metern, hatten wir Gelegenheit, Wildgänse zu beobachten; interessant war es, wie eine von ihnen, als wir uns näherten, mit ungefähr zwölf jungen Gänsen den Berg steil hinauf kletterte und ängstlich flatternd ihre Kleinen zur Eile antrieb, um sie zu schützen. Mit großer Schnelligkeit war sie auch bald mit ihnen hinter den Felsblöcken verschwunden. Kurz darauf stießen wir noch einmal auf einige andere, wobei ich es mir dieses Mal aber doch nicht versagen konnte, einen Braten her-



Im roten Sandstein von Talampaya.

auszuschießen. Ebenso wie Wildgänse, bildeten auch alle möglichen Arten Wildenten, Rebhühner, wilde Tauben eine Abwechselung in unseren oft mehr als einfachen Mahlzeiten, wozu hin und wieder noch ein Stück Guanacofleisch einen Spießbraten lieferte.

Die nächsten Tage sollten sehr beschwerlich für unsere Karawane werden, denn vor uns lagen die Höhen des Cerro del Fierro, die wir besteigen wollten. Am Abend vorher machten wir in einer Pirca Halt, einem in den Höhen häufig vorkommenden höchst primitiven Bau. Es sind von Gauchos oder auch von Indianern errichtete niedrige Mauern, aus aufeinandergelegten Felsblöcken und Steinen zusammengesetzt, die sich quadratisch oder halbrund meistens an einen größeren Felsblock anlehnen. Wenn dieselben auch kein Dach besitzen, so ist man doch gegen die äußerst stürmischen und kalten Winde etwas geschützt und vor allem im stande, ein Feuer darin zu unterhalten. Auch hier loderte bald ein Feuer auf. Frierend hockten wir dabei, fest in unsere Ponchos gewickelt. Nachts, wie schon einigemal vorher, war vor Frost an Schlaf kaum zu denken. Durch und durch frierend, uns schüttelnd vor Kälte, standen wir auf, um uns unseren am Abend vorher gebrauten Kaffee aufzuwärmen; doch mußten wir ihn zuvörderst auftauen lassen — er war in unserem Blechtopf fest eingefroren. Unser Gespräch war längst verstummt, halb vor Müdigkeit schlafend, vor Frost halb wachend, brachten wir endlich die Nacht zu Ende. Mit einem freudigen „hallo, die Sonne geht auf“ wurde am frühen Morgen zusammengepackt und gesattelt.

In Zickzacklinien, auf Wildpfaden kletterten wir steil bergan; große Felsblöcke wurden mühselig überstiegen. Dann wieder mußte Hacke und Spaten gebraucht und das Geröll fortgeräumt oder festgetreten werden, um den Maultieren einen einigermaßen festen Grund zu verschaffen, da sie sonst bei der Steilheit des Aufstiegs unfehlbar in den Abgrund gerutscht wären. Fast senkrecht sahen wir hinunter in die Schluchten, vorbei an den Zacken und Spitzen, und tief, tief unten schlängelte sich wie ein silberglänzender Faden ein Fluß. Weiter hinaus sahen wir in Flußthäler und in die unermeßlichen Ketten der Cordilleren. Immer höher hinauf und höher drangen wir in einer wildromantischen Schlucht vorwärts. Vereinzelte Schneeflecken zeigten sich; ein kleiner Bach neben uns war teilweis gefroren und jede Vegetation war längst erstorben. Noch immer höher hinauf, bis sich vor uns ungeheure Schneeflächen ausdehnen, durch welche wir uns bis zur Höhe hindurcharbeiten; und endlich sind wir auf der höchsten Stelle des Passes angelangt, 4700 Meter hoch. Hier wurde Halt gemacht; während Dr. Brackebusch die Höhenaufnahme machte und sich in Beobachtungen vertiefte, stellte ich meinen photographischen Apparat auf. Ein Ausblick von erhabener Schönheit und Großartigkeit. Hier standen wir auf dem zerklüfteten, mächtigen Krater des Cerro del Fierro; dicht um uns die in ungeheuren Dimensionen sich ausdehnenden Schneefelder, aus denen die senkrechten Flächen der zackigen Felsmassen tief schwarz emporsteigen. Darüber reihen sich Felsmassen an Felsmassen, und immer wieder taucht dahinter Spitze an Spitze hervor; ein unendliches Meer von Felsen ringsum. Tief unter uns fließen weiße Wolkenmassen dahin.

Mit großer Anstrengung, da das Laufen und Atemholen in der dünnen und kalten Luft äußerst beschwerlich ist, erstiegen wir noch eine vor uns liegende Spitze und befanden uns nun ungefähr 5000 Meter hoch, umgeben von ewigem Schnee.

Durch tiefen, frisch gefallenen Schnee, in den die Maultiere oft bis zum Sattel einsanken, begannen wir den äußerst gefahrvollen Abstieg zur anderen Seite, um die Silberminen des Fierro zu besuchen. Bei diesem schauerlichen Vorwärtskommen, alle Augenblick im Schnee stecken bleibend, war es zu verwundern, daß wir,

ohne Unfall erlitten zu haben, glücklich die Schneeregion passierten. Wir erreichten die schon von der Höhe gesehenen Wolkenmassen, die sich hier in den von Felsen eingeschlossenen Hochmooren bildeten. Um uns herum entstanden fortwährend neue Wolken, die auf und nieder wallten in den Schluchten, sich spiegelten in den Pfützen und Lachen des Hochmoors, und an den zerrissenen Felsenzacken sich zerteilten. Hinab durch herrliche Schluchten mit hohem hellem fahlem Gras und dem niedrigen tief dunkelgrünen Cuerno de Cabra dazwischen, konnten wir nun wieder unsere Tiere ausgreifen lassen. In scharfem Trab ritten wir unserer Tropa voraus und erreichten nach einem flotten Ritt bei Dunkelheit die Bergwerke des Fierro.

Ungeheure Felsblöcke lagern an den Abhängen und liegen weit umher im Thal (3500 Meter), und kaum sichtbar, an ihnen und unter ihnen, in Höhlen die einfachen Hütten und Wohnungen. Auch wir schlugen unser Lager in einer rauchgeschwärzten, ziemlich geräumigen Höhle auf, und ermüdet von den vorhergegangenen Strapazen, rollten wir uns in unsere Decken.

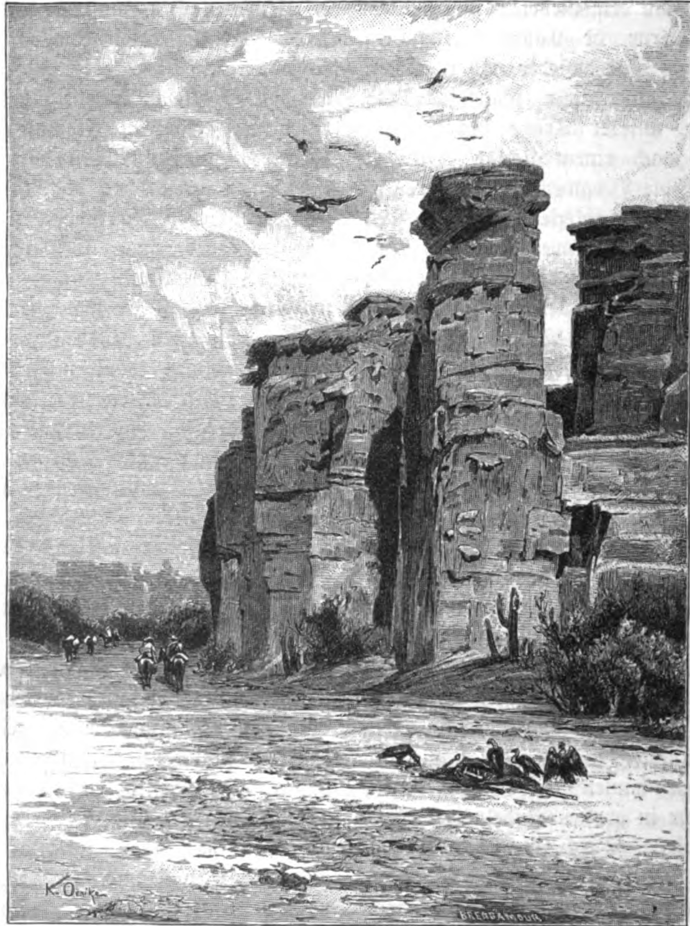
Am nächsten Morgen stiegen wir zu den noch höher in der Schneeregion liegenden interessanten Minen der Lagunita empor, von denen wir in der Nacht bei prachtvollem Mondschein zu unseren tief unter uns liegenden Höhlenwohnungen auf unseren Maultieren zurückkletterten. Tagelang ritten wir von hier aus durch wilde Schluchten, in denen der Puma und der Kondor hausen; durch Hochebenen, über welche in großen Rudeln das Guanaco wechselt. Durch Cuerno de Cabra, Cortadera und Kakteen hindurch entwickelt sich weiter bergab die Vegetation mehr und mehr; Sträucher und Bäume nehmen ihren Anfang. Bei der zunehmend wärmeren und gleichmäßigeren Temperatur heilten auch endlich unser Gesicht und Hände, die vorher schauerlich ausgesehen hatten, vollkommen. Von der stark abwechselnden Temperatur und der glühenden Sonne, in der Nacht grimmige Kälte und bei Tage oft große Hitze, hatten sich zuerst auf der Haut Brandblasen gebildet, die dann in einen äußerst schmerzhaften Schorf übergingen. Hierzu kam noch öfter der Wassermangel, so daß wir uns tagelang nicht einmal waschen konnten.

So gelangten wir schließlich zum Rio Jachal, den wir wegen seiner vielen Krümmungen etwa zwölfmal durchreiten mußten. Vor uns breitete sich ein weites Thal aus, und in der Ferne sahen wir die kleinen flachen Häuser des Städtchens Jachal liegen, hell beleuchtet von der Abendsonne. Flott zureitend, erreichten wir mit Sonnenuntergang die Stadt und ritten zum erstenmal seit San Juan wieder über Pflaster. Man darf sich freilich keinen zu großen Begriff von diesen Cordillerenstädtchen machen; niedrige flache Häuser ohne viel überflüssigen Komfort. Die Stadt Jachal selbst besitzt nur ungefähr 1600 Einwohner. Die kleineren Ortschaften bestehen oft nur aus einigen wenigen Häusern und Ranchos (Hütten). Wir erneuerten hier teilweis unsere Vorräte, erholten uns einen Tag und saßen am nächsten Morgen schon wieder im Sattel und ritten dem Gebirge von Guachi zu.

Durch verschiedene kleine Dörfer hindurchkommend, wendeten wir uns wieder bergan durch breite Schluchten, welche mit großen schönen Bäumen bewachsen waren, mit Algarrobos (Prosopis, Leguminosæ). Weiter ging es bergan durch Sandsteinformationen, auf denen hohe Kakteen sich ihren Standplatz gewählt haben. Die Schluchten verengerten sich und wurden durch große Felsblöcke versperrt, so daß wir die Mulas absatteln und das Gepäck und die Tiere einzeln hinüber befördern mußten. Wir erreichten den Gipfel des Cerro Guachi und hatten in einer Höhe von 3700 Metern bei herrlichem Wetter eine prachtvolle Aussicht. Der nächste Morgen fand uns schon früh wieder auf. Der Mond stand noch hell und klar über uns. Leuchtend kam die Venus über die Berge, und tief

unten im Thal und in den Abgründen der Schluchten lag noch dunkle Nacht; nur die vorspringenden Zacken und Spitzen waren vom Mondlicht überflutet. Doch weiter hinauf an den Höhen verschwindet die Dunkelheit — ein mattes Grau breitet sich darüber aus und die Gipfel erstrahlen in rötlichem Schimmer. Über die nahen Felswände hinweg wird der Ausblick klarer, die Dämmerung verliert sich, und in zartem Blau stehen die bare des Anblicks aufgefaßt hat, da ist es schon heller Tag, und der klare blaue Äther spannt sich wieder über uns aus — ein schnell wechselndes Bild von der Nacht zum hellen Tag, fast ohne jede Dämmerung.

Einige Tage später hatten wir den Cerro Peñon (2800 Meter) überschritten — die Grenze zwischen den Provinzen San Juan und La Rioja — und erreichten den kleinen Flecken Guandacol.



In den Colorados.

fernen Ketten vor uns; ein lichtes Rot zittert darüber hin, und die Schneehäupter grüßen rosig in der Morgensonne zu uns herüber. Kaum daß man das Wunder-

Auf eine sehr primitive Manier wurde hier Wein gekeltert. In einer beutelförmig zwischen vier Pfählen breit ausgespannten Ochsenhaut wurden die Trau-

den einfach ausgequetscht — ein Mann stampfte mit seinen nackten Beinen lustig darin umher. Der ausgetretene Saft lief durch ein kleines Loch in ein darunter stehendes Gefäß, über welches als Sieb dicht Reiser, Blätter und Gras gelegt waren. Auf eine ebenso primitive Art wird das Getreide auf einem eingezäunten, geebneten Platz durch zusammengetriebene Pferde und Mulas ausgetreten. Nicht weit von Guandacol liegt die kleine Ortschaft Cosco mit ihren einfachen Ranchos, umgeben von Algarrobobäumen. (Abbildung S. 675.) Dr. Brackebusch machte von hier aus eine kleine Exkursion, während ich es vorzog, diesen halben Tag in dem kleinen malerischen Nest zu verbleiben. In den prächtigen Algarrobengruppen flogen kreischend Papageien von Ast zu Ast, ein klarer Bach floß darunter hin, und um das Bild zu vervollständigen, kamen barfuß leicht gekleidete, durch ihre Üppigkeit auffallende Frauen, ihre großen Thonkrüge auf dem Kopf tragend, um Wasser zu holen. Freilich war ihre selbst gewebte Tracht schon arg von Wind und Wetter mitgenommen. Nachdem ich ein Frühstück in einem gastfreundlichen Rancho eingenommen hatte — eine halbe Wassermelone und ein paar geröstete frische Maiskolben (chocolos) —, kam auch Dr. Brackebusch zurück. Ein Hammel wurde gekauft, geschlachtet, und wieder ging es vorwärts, das Thal von Guandacol entlang, bis wir auf eine Hochebene kamen, mit großen ausgetrockneten Seen, den Barreales, deren Boden auf weit und breit das Material zu den Töpferwaren der Eingeborenen liefert. Wie auf einem ungeheuren großen Tanzplatz ritten wir über die grauen, trockenen und festen Flächen hin.

Bis hierher waren wir mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen vom prachtvollsten Wetter begünstigt worden; auch jetzt noch strahlte die Sonne und das tiefe Blau des Himmels über uns — nur vereinzelte Windstöße jagten über die Cordilleren hin, die Vorboten des Sturmes. Unser Weg führte uns an den alten Goldgruben von Umango vorüber; die Windstöße wurden nach und nach heftiger, so daß die Mulas, von den vom Wind entgegengeschleuderten Sandkörnern und kleinen Steinchen scheu gemacht, ausschlugen und kaum weiter zu bringen waren. Langsam drangen wir vorwärts, durch eine steile, romantische, mit Kakteen bewachsene Schlucht, in eine meilenweite Hochebene hinein, und wieder einmal war nirgends Wasser zu finden. Wir durchkreuzten die Ebene, es wurde Nacht, und über hügelige, sich weithin erstreckende Wüsten, Hochgebirgsdünen, die sogenannten Médanos, die wir später noch großartiger antrafen, fanden wir nach



Quelle mit Cortaderabüscheln.

ununterbrochenem elfstündigem Ritt in der Nähe des kleinen Ortes Jaguel endlich Wasser und einen Futterplatz. An einem Rancho, dessen Bewohner munter geworden waren, schlugen wir unser Lager auf. Am nächsten Morgen passierten wir Jaguel und ritten bei heftigem Wind durch die Hochebene weiter, in interessante Sandsteinformationen hinein, mit wunderbar schönen, wilden Schluchten, schroffen Abhängen und kleinen Thälern dazwischen. Der Wind wehte immer stärker und entwickelte sich zu einem regelrechten Cordillerensturm. Wir ritten an einem Bach entlang, die tief eingeschnittene Troya von Jaguel hinab, oft im Wasser watend oder an den Flanken auf schmalen Pfaden hinabkletternd. Sand, Geröll mit Steinen dazwischen flogen in der Luft umher. Ein Wirbelwind erfaßte uns, und unsere fest durch ein Tuch um den Kopf gebundenen Hüte wurden in die Luft gerissen und verschwanden hoch oben hinter Felszacken; unsere Mulas machten Kehrt und schlugen nach allen Seiten aus. Nur mit Mühe vermochten wir abzusteigen; wir konnten uns nicht mehr aufrecht halten und mußten hinter einem großen Felsblock Schutz suchen. Es war ein großartiger Anblick. Hochsprühend wurde das Wasser im Bach in die Luft gepeitscht, in der Sonne Regenbogenfarben bildend. Goldig schimmernd vermischten sich damit Sand und Staub, hoch emporgewirbelt, dazwischen von oben hindurchblickend der blaue Himmel und um uns das Toben und Brausen des Sturmes. Nach einem kurzen Aufenthalt und nachdem wir frisch gesattelt hatten, ritten wir weiter durch Schluchten bergab bis zu dem Thal und bis zu dem Ort Vinchina, wo wir, vom Sturm greulich mitgenommen, am Abend ankamen.

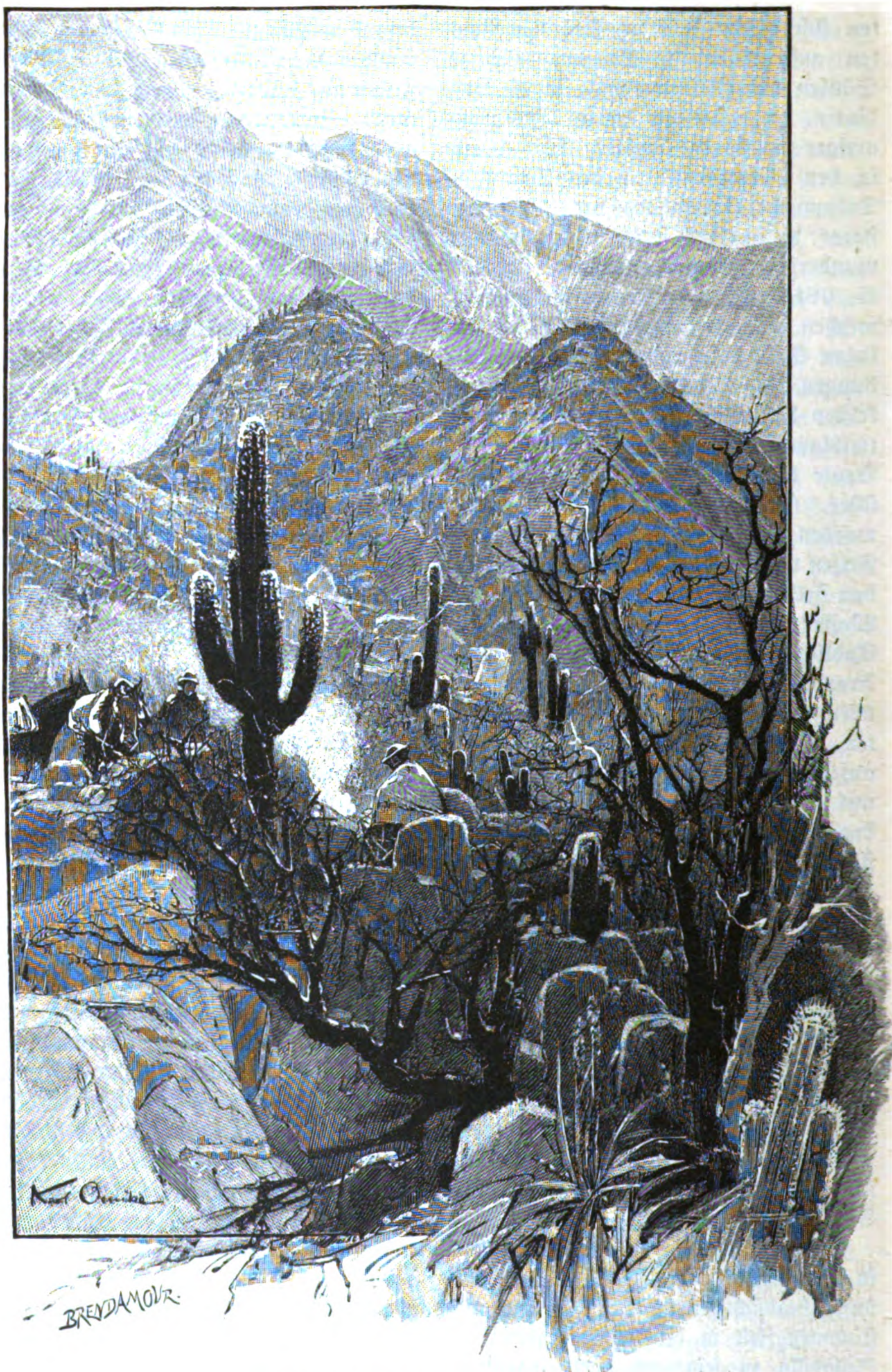
Hier besuchten wir einen Deutschen, einen ehemaligen Klausthaler Berg- und Hütteningenieur, unter dem Namen Capacho (Ledersack) bekannt, der hier als Schulmeister auf eine merkwürdige Art sein Leben fristete. Er empfing uns mit einigen deutschen nicht wiederzugebenden Ausdrücken, dazwischen zur Abwechselung die kräftigsten argentinischen Redensarten gebrauchend, halb deutsch, halb spanisch sprechend. Meine Erwartungen waren noch übertroffen, trotzdem mich Dr. Brackebusch, der ihn von seinen früheren Reisen her kannte, schon auf dieses Original vorbereitet hatte. Wir sattelten ab, und heimlich unser Gepäck revidierend, hatte der Capacho eine Flasche Genever entdeckt. Erst später bekamen wir ihn, mit der geleerten Flasche herumtanzend, wieder zu Gesicht. Da er in der Schule wohnte, einem früheren primitiven Gefängnis, so führte er uns am nächsten Morgen, noch nicht wieder ganz feststehend, seine barfüßige zerlumpte Schülerschar vor, die er dann einfach hinausprügelte, mit dem Bemerken, daß heute dia de fiesta (Festtag) sei. Da wir ihn an diesem Tag unter fortwährender Aufsicht seiner Frau, einer Eingeborenen, nur „ungebranntes“ Wasser trinken ließen, so hatten wir endlich am Abend das Vergnügen, uns gemeinschaftlich unterhalten zu können; ein wirkliches Vergnügen, da er, mit einem vorzüglichen Gedächtnis begabt, sich wieder als der längst vergessene Corpsstudent und Hütteningenieur zeigte. Nach diesem Ruhetag nahmen wir vom Capacho Abschied, der uns weinend nachsah — er ahnte wohl, daß es vielleicht das letzte Mal war, daß er Erinnerungen in seiner Muttersprache hatte auffrischen können; bald darauf hatte er dem Erdenleben Valet gesagt.

Am Höhenzug des Famatina vorüber, der mit seinen über 6000 Meter hohen gewaltigen Schneespitzen klar vor uns stand, betraten wir das früher durch die Bandenführer Quiroga und Peñaloza (genannt der Chacho) sehr berüchtigte Gebiet von Pagancillo. Wieder lag nachdem eine weite, öde Hochebene vor uns — eine Wüste, nur hin und wieder mit kleinen verkrüppelten Büschen bedeckt. Der letzte Rest unseres Wasserfäßchens war von der brennenden Sonne warm und kaum genießbar. Da schien es, als türm-

ten sich in der Ferne merkwürdige Bauten auf; riesenhafte Burgen, mächtige Säulen und Ruinen ragten in die Luft hinein. Je näher wir kamen, desto großartiger wurde der Anblick. Wir waren in den „Colorados", in der Puerta de Talampaya, Formationen des roten Sandsteins, die in ihrem Formenreichtum einen wunderbaren Anblick gewähren. (Abbild. S. 681.) Einen märchenhaften Eindruck machen diese, wie verzaubert in unheimlicher Stille daliegenden gigantischen Bildungen, die sich, vom hellsten bis zum dunkelsten Rot übergehend, scharf von dem tiefblauen Äther abgrenzen. Kondore, auf Beute lauernd, ziehen ihre Kreise darüber. (Abbild. S. 684.) Die Schatten wurden länger, das glühende Rot der Felsen verschwand, Dunkelheit lagerte auf den Felsen, und immer noch kein Tropfen Wasser in diesen wunderbaren Einöden. Endlich sahen wir eine kleine Lache. Voll Freude schöpften wir einen Becher — brrr — Salzwasser, und zudem kein Futter für die Tiere. Früh vor Sonnenaufgang, nachdem wir wohl oder übel mit Salzwasser Kaffee gekocht hatten, brachen wir wieder auf, durch weite Sandflächen, durch Médanos, und wieder hinein in eine mit Algarrobos bewachsene Schlucht der Colorados. Nirgends Wasser. Zum Glück fanden wenigstens unsere Tiere abgefallene Algarrobenfrüchte, mit denen sie ihren Hunger stillen konnten. Die Schluchten wurden enger, die Formation änderte sich, und hohe Cortaderabüschel nahmen ihren Anfang. Gegen Abend hatten wir endlich eine kleine Quelle erreicht, und in langen Zügen erlabten wir uns an dem ersehnten Naß. (Abbild. S. 685.)

Anstrengende Märsche standen uns nun in den nächsten Tagen bevor. Dr. Brackebusch beabsichtigte nämlich, zu einer bestimmten Zeit in den Kohlengruben von Saladillo zu sein, um dort eingehende Studien zu machen und verschiedene Anordnungen zu treffen; wir mußten uns deshalb beeilen, dort hinzukommen. Durch die Schluchten von Catinsaco, bergauf, bergab mußten wir über Geröll und Felsblöcke unseren Weg suchen, uns durch Gestrüpp und Kakteen hindurchwinden, deren lange feste Stacheln, weiß und goldig in der Sonne schimmernd, uns entgegenstarrten. (Abbild. S. 688.) Kakteenwälder in einer ungeheuren Ausdehnung, soweit das Auge reichte, bedeckten bis hoch hinauf das Gebirge. Nach einer kleinen Rast wendeten wir uns bergab, wieder in eine wasserlose Hochebene hinein, bis wir am Abend einen Futterplatz, leider ohne Wasser, fanden, wo wir unsere Tiere eine Stunde ruhen ließen. Um ein Uhr nachts erreichten wir — nach einem anstrengenden sechzehnstündigen Marsch, von dem wir dreizehn Stunden im Sattel waren — eine Wasserstelle, die sogenannte Ramada, die aber nur ein ausgegrabenes Loch war, welches eine trübe Flüssigkeit enthielt, die wir trotz alledem mit Freuden begrüßten.

Mit solchen Eilmärschen hatten wir bald Saladillo erreicht, wo wir uns ziemlich acht Tage aufhalten mußten und unseren Tieren und uns eine kleine Ruhezeit vergönnen konnten. Ich hatte dadurch Gelegenheit, in den nicht weit entfernt liegenden Colorados kleine Streifzüge zu Fuß zu machen, um zu skizzieren und zu jagen. Bei einer solchen Tour hatte ich ein eigenartiges Zusammentreffen mit Kondoren. Ich hatte längere Zeit still auf einem Felsblock gesessen und skizziert. Da sah ich, zufällig in der Schlucht emporblickend, hoch oben im blauen Äther, gerade über mir einige Kondore schweben, kaum sichtbar, wie kleine schwarze Pünktchen. In kurzer Zeit kamen einige dazu, und deutlich sah ich jetzt eine ganze Anzahl von ihnen ihre Kreise näher und näher ziehen. Ich vermutete, daß sie irgend eine Beute in meiner Nachbarschaft erblickt hatten, bis ich bemerkte, daß sie in meiner Regungslosigkeit mich selbst dafür zu halten schienen. Ich hatte mich in eine möglichst bequeme Lage hingehockt, meine schußfertig gemachte Büchse im Arm, und wartete neugierig auf die weitere Entwickelung der Sache. Die

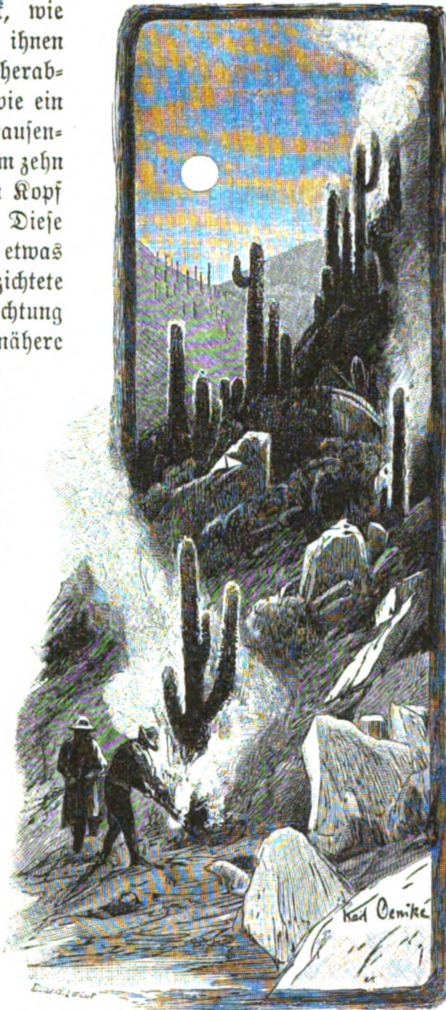


Rast in den Schluchten von Catinsaco.

Schar war inzwischen auf ungefähr sechzehn Kondore und einige andere Raubvögel angewachsen, die mich mit Aufmerksamkeit beobachteten und sich in wunder-

vollen Bogenlinien, ohne einen Flügelschlag, sich kreuzend, über- und untereinander schwebend, schnell herniedersenkten. Schon hatte sich das kleinere Raubgesindel und auch einige Kondore ringsum auf den nächsten Felszacken niedergelassen. Es war ein interessanter und schöner Anblick, wie die mächtigsten von ihnen gleich einem Pfeil herabgesaust kamen und wie ein Sturmwind, mit brausendem Geräusch — kaum zehn Meter über meinem Kopf — hinweg sausten. Diese Nähe wurde mir doch etwas unheimlich; ich verzichtete auf weitere Beobachtung und auf eine noch nähere Bekanntschaft ihrerseits, zog meine Büchse zur Backe hinauf und rollend hallte das Krachen des Schusses in den Felsen empor. In sausendem Fall, schwer aufschlagend, stürzte der nächste hernieder. Ein wirres Durcheinander, ein rasches Flügelschlagen — und erschreckt suchten alle schnell flüchtend das Weite. Ich hatte gerade eben Zeit, noch zwei andere, schon wieder in ziemlicher Höhe fliegend, mit der Kugel herunter zu holen, da waren sie hinter Felsen aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Der größte der erlegten hatte eine Länge von 1,40 Metern und eine Breite von 2,60 Metern.

Hatten wir schon bis Saladillo lang anhaltende Ritte machen müssen, so lag von hier aus ein noch größerer Dauerritt vor uns, um zur Hauptstadt Rioja zu gelangen. Da wir gutes Wetter und Vollmond hatten, so brachen wir abends um acht von Saladillo auf, um bei Nacht die wüsten Strecken, die vor uns lagen, zu durchreiten. Es wehte eine frischere, angenehmere Luft als wie am heißen Tage. Die volle Mondscheibe stand blendend am Himmel und eine klare Helligkeit breitete sich aus über Bäume, Sträucher und über die fernen Colorados. Im Gespräch und mit Erzählungen ging es flott vorwärts; doch immer mehr verlangsamte sich der Schritt der Mulas, und stundenlang wateten sie tief im Sand. Hell beleuchtete der Mond unsere Karawane, deren schwarze Schatten scharf über den hellen Sand huschten. Längst war unser Gespräch verstummt, und in Totenstille wie eine Geisterkarawane stapfte eine Mula langsam hinter der anderen her, unhörbar folgten sie der Spur der Madrina (Leitstute) — langsam, Schritt für Schritt — Sand und Sand — Wüste ringsum. Die Augen fielen mir schließlich zu, und traumhaft ging es durch die hügeligen Médanos weiter. Endlich eine Ebene mit Büschen, wir erreichten einen Rancho und machten



Verirrt. Abbrennen von Kakteen.

hier um zwei Uhr nachts Halt. Kaum anderthalb Stunden hatten wir geruht, da wurde gesattelt und gegen vier Uhr der Ritt wieder fortgesetzt. Fahl leuchtende Streifen zeigten sich bald im Osten, der Horizont erglühte in tiefem Rot, und strahlend kam die Sonne am Firmament hervor, während der Westen noch im reinsten Mondlicht erstrahlte. Wir erreichten eine Fahrstraße, und lustig ritten wir wieder in den herrlichen Morgen hinein — gen Rioja. Mittags kurz vor ein Uhr, nachdem wir siebzehn Stunden unterwegs waren, wovon wir fünfzehn Stunden im Sattel gesessen hatten, ritten wir in La Rioja ein.

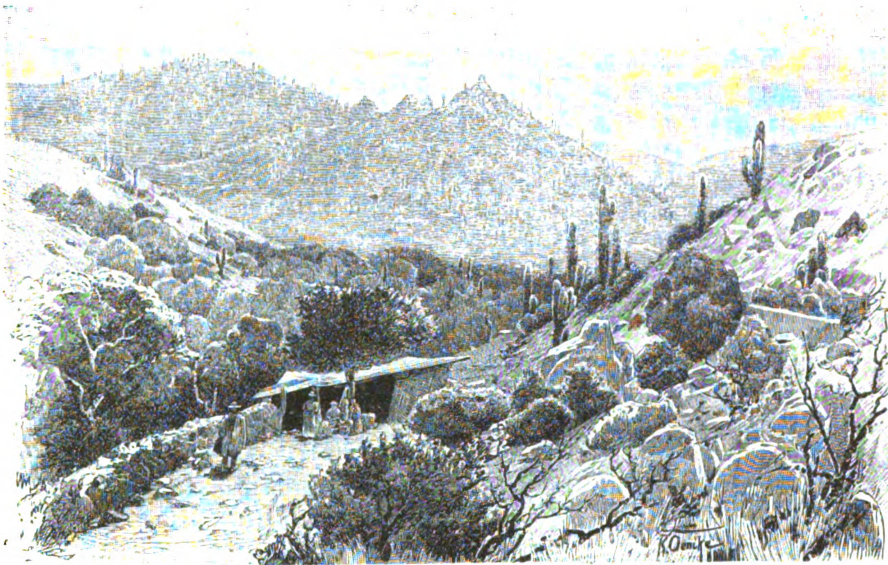
La Rioja, deren schönster Schmuck prachtvolle Apfelsinenbäume sind, ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und Sitz der Provinzialregierung, mit ungefähr 6000 Einwohnern. Wir mußten wohl einen etwas merkwürdigen Eindruck auf die Bewohner von La Rioja machen, denn verwundert standen sie still, um uns nachzusehen. Wir suchten schleunigst ein Hotel auf, um uns wenigstens einen einigermaßen civilisierteren Anstrich zu geben. Und welche Genüsse warteten da auf uns; einige Flaschen Bier, ein regelrechtes Mittagessen und ein Bett, ein veritables Bett — wir schliefen einmal, ohne den Sattel unter dem Kopf zu haben.

Der eine Ruhetag war schnell vergangen, und mit erneuten Vorräten ging es wieder in die Wildnis hinein. Hinein in die Cordilleren, über die Sierra de Velasco. Ohne besondere Erlebnisse setzten wir unseren Ritt fort, über Hochebenen, durch ausgedehnte Kakteenwaldungen, hin und wieder eine kleine Ortschaft und Indianer-Niederlassungen kreuzend. Wir gelangten nach dem Städtchen Chilecito, mit seinen 4000 Einwohnern die zweitgrößte und bedeutendste Handelsstadt der Provinz La Rioja. Hier überraschte uns ein Gewitter, das eine starke Überschwemmung, die im Gebirge so gefürchtete „Cresciente", im Gefolge hatte. Ein kleines Flüßchen, vorher fast trocken, schwoll in unglaublich kurzer Zeit dermaßen an, daß Felsblöcke, Baumstämme und Büsche mit fortgerissen wurden und reißend an uns vorübertrieben.

Vom Glück begünstigt, hatten wir bis jetzt ohne ernstlichen Unfall unsere Reise fortgesetzt und alle möglichen Strapazen mit Leichtigkeit ausgehalten. Nun sollte der schwierigere Teil kommen. Wir bekamen sämtlich furchtbare Kopfschmerzen und ein eigentümliches Ziehen in den Gliedern, die Vorläufer des Fiebers. Schließlich waren wir gezwungen, an einer schmutzigen Wasserpfütze bei Paiman Halt zu machen. Wir, und ebenso später alle unsere Leute, waren am Chuchu oder der Malaria erkrankt und mußten schließlich Chinin in immer größeren Dosen einnehmen. Bis zum Schluß der Reise und später, nach unserer Rückkehr, mußten wir noch lange an dieser tückischen Krankheit leiden. Morgens waren unsere Decken mit Reif bedeckt — und trotz unserer Mattigkeit mußten wir uns doch aufraffen und wieder in den Sattel; ich mußte mich hineinheben lassen, und jeder Schritt der Mula dröhnte zuerst fürchterlich im Kopf, der Körper war wie zerschlagen, und abgemattet, unter fortwährenden Fieberanfällen beschritten wir die Provinz Catamarca. Freundliche Aufnahme in den Orten Copocabana und Tinogasta ließ uns unseren traurigen Zustand verschmerzen.

Zunächst stiegen wir nach einem anstrengenden Marsche über die Cuesta de Zapata (1660 Meter) von Tinogasta aus nach Londres hinab, passierten das Städtchen Belen und folgten dem Rio de Belen einige Tage lang stromauf bei trübem und unfreundlichem Wetter, um einen Hochgebirgssee, die Laguna Blanca, aufzusuchen. Wir hatten eine Höhe von ungefähr 2000 Metern erreicht, als sich das Wetter zum Glück wieder änderte. Wir hatten am Morgen starken Nebel und Niederschläge gehabt, die Luft war frisch und kühl, ein leichter Wind erhob sich, der Nebel zerteilte sich, und vor uns lag ein wunderschönes Thal. Silberglän-

zend schlängelte sich der Fluß durch hohe, von der Sonne gelblich weiß und bräunlich gebrannte Cortaderabüschel; dazwischen standen weißlich umsäumte Kakteen und dunkelgrüne Algarroben, aus denen welche das Hochplateau auf weite Strecken hin bedecken. Zwei Tage lang durchkreuzten wir diese furchtbare Sandwüste, deren Flächen sich bis weit hinauf in die Höhen ziehen, vollkommen einem Glet-



Ansiedelung von Quichua-Indianern in den Quebrada de Gualfin.

wilde Tauben und Papageien in Scharen aufflogen. Inzwischen hatte es sich vollkommen aufgeklärt, und bei prächtigem Sonnenschein erreichten wir einen See, die Laguna Cotado, dessen glitzernder Wasserspiegel von allem möglichen Wassergeflügel, Flamingos, Gänsen, Enten, Tauchern und Sumpfvögeln aller Art belebt war. Verschiedene kleinere Lagunen lagen zerstreut auf der Ebene, und an alten zerfallenen Indianerniederlassungen vorüber erreichten wir mittags einen Rancho derselben.

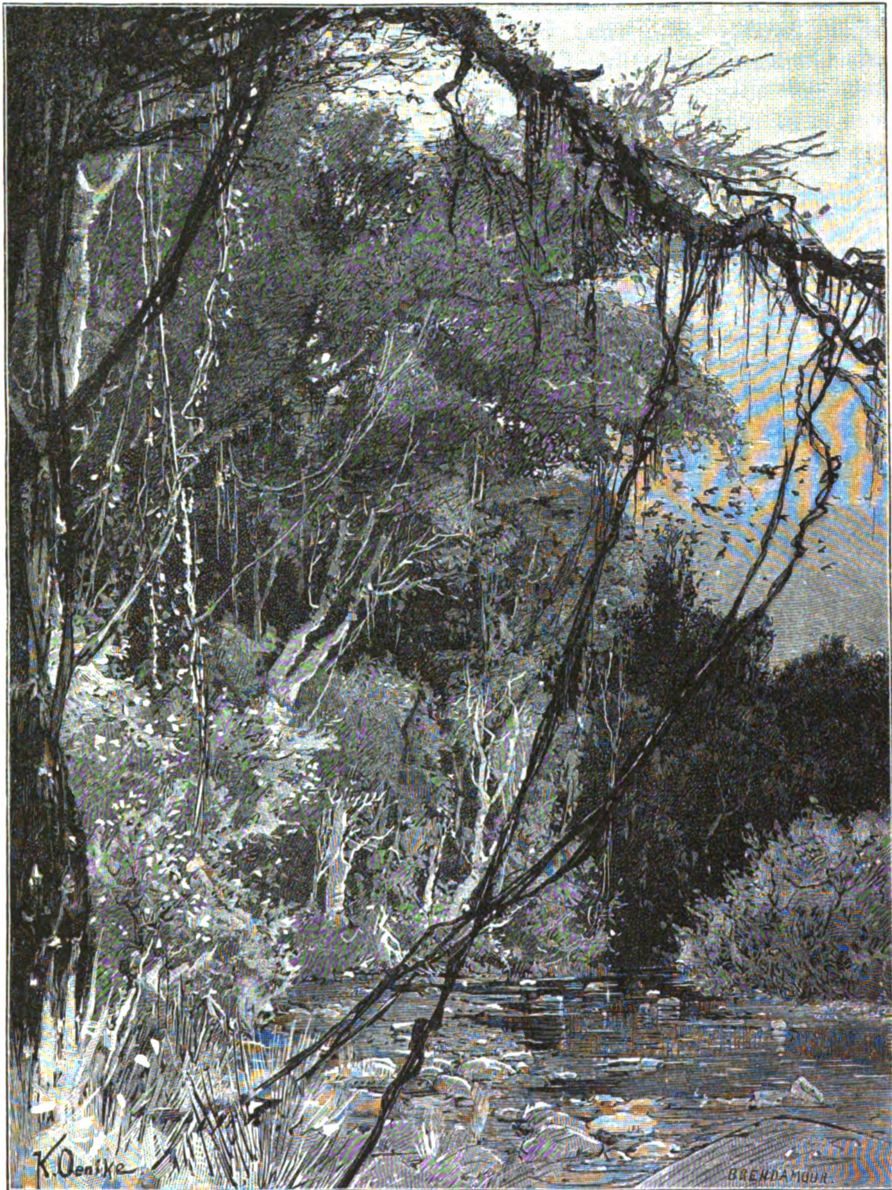
Von hier aus führte uns der Weg von neuem in die hochinteressanten Médanos, die Hochgebirgsdünen, und zwar in einer Ausdehnung, wie wir sie bis jetzt noch nicht gehabt hatten. Von Dr. Brackebusch wurde nachgewiesen, daß dieselben nicht vom Campo del Arenal, von unten nach oben hinaufgeweht wurden, sondern in den ausgedehnten Dünen entstanden sind, scher im Aussehen gleichend. Tief im Sand, über eine Höhe von 3100 Metern schreitend, sahen wir unter uns in einem Thalkessel, wie eine mit Schnee bedeckte Fläche, eine Saline liegen, die wir in Kürze erreicht hatten. Ein Mann war beschäftigt, aus dem Salz, welches hier wie eine Eisschicht teilweise im Wasser lag, quadratische Stücke herauszuhauen, die dann durch eine Karawane von Eseln, die auf jeder Seite mit einem Stücke beladen sind, fortgeschafft werden. Schnell zureitend, hatten wir gegen Abend die Hochebenen der Laguna Blanca vor uns; ein Rudel Vicuñas stand äsend in der Ferne, die Sonne verschwand hinter mächtigen, schneebedeckten Bergen, und darunter lag ein schmaler glitzernder Streifen — die Laguna Blanca (3000 Meter).

Wir zogen nun, nachdem wir die Ebene weiter durchkreuzt hatten, wieder bergan, einem kleinen mit Schnee und Eis bedeck-

ten Flüßchen folgend. Unser Führer war hier, da seine Ortskenntnis aufhörte, wieder umgekehrt, und so ging es denn auf gut Glück vorwärts. Vor allem war aber ein Führer auch für Dr. Brackebusch notwendig, um die Ortsnamen zu sammeln. Glücklicherweise stießen wir bald auf einen Eingeborenen, einen Coya, welchen wir nach vieler Mühe und Verhandlungen dahin brachten, uns wenigstens einige Tage als Führer zu dienen. Um seine beiden mitgeführten Esel fortzubringen, war er bald spurlos in den Schluchten verschwunden. Die Eingeborenen — Quichua-Indianer —, welche auch noch ihre eigene Sprache, das Quichua, sprechen, sich aber auch meistens in der spanischen Sprache verständigen können, wohnen zerstreut in diesen Schluchten, und ist es nur durch Zufall möglich, ihre Ranchos dort aufzufinden. Wir waren inzwischen vorausgeritten und hatten uns an einer Pirca gelagert, als unser Coya zu Fuß — die Quichua-Indianer sind ausgezeichnete und ausdauernde Fußgänger — in Sandalen ankam. Es war ein kleiner, mißtrauischer, schweigsamer Mensch, der uns aber ausgezeichnet führte. Bergauf über die Puerta de Aparoma (3900 Meter), wo wir in einigen Pircas übernachteten, erreichten wir am folgenden Tage den letzten Futterplatz vor Überschreitung der Höhen und eine Pirca, schon mitten im Schnee, in der wir bei grimmiger Kälte und bei eisigem Wind keine sehr angenehme Nacht zubrachten. Durch Schnee und Eis weiter hinan überschritten wir die Pässe von Pedernales (4400 Meter) und von Atacamara (4350 Meter) und befanden uns nun in der Provinz Salta, an der Grenze von Chile. In der Nacht verloren wir leider eine Mula, die wir des Morgens tot auffanden, wahrscheinlich durch giftige Kräuter getötet. Trotz allem Zureden konnten wir unseren Coya nicht bewegen, uns noch weiter zu führen, und so zahlten wir ihm seinen Lohn in Kupfergeld aus, von dem Dr. Brackebusch vorsorglich einen Beutel voll mitgenommen hatte. Das landesübliche Papiergeld kannte er nicht, und das Kupfer taxierte er anscheinend auch nur nach dem Gewicht.

Wohl oder übel mußten wir nun wieder allein weiter wandern. Nach der Angabe des Coya sollten wir am Abend eine ebenfalls von Quichua-Indianern bewohnte Schlucht erreichen. Also frisch drauf los in eine vor uns liegende Schlucht hinein — und auf schauerlichen Pfaden stiegen wir bergab. Es wurde Abend, und weder Weg und Steg; nicht einmal ein Futterplatz fand sich. Dr. Brackebusch und ich beschlossen unserer ermatteten Tropa voranzureiten, um möglichst einen Weg oder einen Lagerplatz zu entdecken. Bei der schnell eintretenden Dunkelheit sahen wir uns von Felsblöcken und Kakteen umgeben — kein Weg und kein Lagerplatz — und von unserer Tropa war nichts mehr zu sehen und zu hören — wir waren verirrt! (Abbild. S. 689.) Um uns herum ein Labyrinth von Steinen und Kakteen. Wir versuchten, uns nun unserer Tropa bemerkbar zu machen, indem wir einige große Kakteen anzündeten, deren Stacheln, wie Harz brennend, zischend aufflammten und ein prachtvolles Feuerwerk abgaben. Der grüne Kaktusstamm bleibt, da er sehr schwer brennt, aufrecht stehen, und ein feurig glimmender Strahlenkranz leuchtet, von den brennenden Stacheln herrührend, um ihn herum. Lange dauerte dieser prächtige Anblick, und oft hatten wir uns abends zum Vergnügen dies Cordillerenfeuerwerk bereitet. Da hörten wir aus der Ferne das Glöckchen der Madrina klingen, die Zurufe unserer Leute erschallen, und bald hatten dieselben uns erreicht. Wir mußten aber weiter, denn kein Futter und kein Wasser war vorhanden, und somit fehlten die Hauptbedingungen, um unser Lager aufschlagen zu können. Der Mond stieg am Himmel empor und beleuchtete eine Landschaft von märchenhafter Pracht; so entzückend und so gewaltig in den Dimensionen, daß ein Schauer der Andacht vor der Göttlichkeit der Natur durch meinen Körper rieselte.

Da sahen wir bei einer Biegung tief unten, fast gerade unter uns in der Schlucht einen Lichtschein — dorthin also! — ein toller Ritt. In Zickzacklinien die fast senkrecht abfallende Felswand hinunter, über Geröll und Felsblöcke wanden wir uns zwischen Kakteen mit ihren gefährlichen Stacheln hindurch, so steil, daß ich oft den kurz vor mir an der Spitze reitenden Dr. Brackebusch senkrecht unter mir sah und die nachfolgenden Mulas gerade über mir hatte. Der Mond ver-



Urwald.

breitete eine blendende Helligkeit, und so kamen wir wunderbarerweise ohne Unfall unten an. Nachdem wir über verschiedene Zäune und Hecken gesetzt, die uns den Weg versperrten, hielten wir vor einem Rancho. Eine Frau war nur allein dort anwesend, welche selbst kaum das Notdürftigste hatte. Wir bekamen wenigstens einen Trunk Wasser und hörten dann zu unserer unangenehmen Überraschung, daß wir in eine falsche Schlucht geraten waren. Wieder mußten wir bergan und auf der anderen Seite von neuem in eine Schlucht hinein, um dann endlich die Ansiedelung aufzufinden. An einem von innen verrammelten Rancho machten wir Halt und legten uns, ohne vor Müdigkeit essen zu können, auf unseren Sattel. Am Morgen kam der Bewohner unseres Ranchos zum Vorschein und ebenso seine Familie, die sich bei unserer Annäherung aus Furcht im Rancho versteckt gehalten hatten. Wir hörten nun auch, daß wir uns richtig in der gesuchten Quebrada de Gualfin befanden Vor allem wurde nun zuerst eine Lamakeule, die wir hier bekamen, an den Spieß gesteckt, denn Tags zuvor hatten wir bei dem langen und halsbrechenden Ritt von morgens bis in die Nacht keine Gelegenheit gehabt, abzusatteln und etwas zu genießen. Dann ritten wir die Quebrada weiter hinunter, und hochinteressant war es, dabei diese Ansiedelungen der Quichua-Indianer in Augenschein zu nehmen, die sich im Hochgebirge weiter bis nach Bolivien hinaufziehen. (Abbild. S. 691.) Die Männer und Frauen in ihrer selbstgewebten Bekleidung, meistens mit dunkelroten oder rotstreifigen Ponchos, selbstgefertigten Filzhüten und Sandalen boten zwischen den mächtigen Kakteen ein eigenartiges Bild. Die Wasserläufe waren reguliert, Wege angelegt, Apfelbaum- und Maispflanzungen standen bei ihren Ranchos; ein Zeichen ihres Fleißes und ihrer Intelligenz.

Bei herrlichem Wetter stiegen wir bergab und berührten auf unserem Marsch die Ortschaften Molinos und Churcal, um uns dann wieder bergan durch Kakteenwälder über die Apacheta (3450 Meter) zur Hochebene von Cachipampa zu wenden. Von Churcal aus hatte uns ein neuer Führer bis zum Gipfel der Apacheta gebracht, der auf dem ganzen Wege Kokablätter kaute, eine Leidenschaft, welcher die meisten Bergbewohner dieser Gegend unterlegen sind. Die getrockneten grünen Blätter des Kokastrauches werden mit der Llizta, einer aus Asche von Salzpflanzen oder gebranntem Kalk hergestellten Masse, zusammen gekaut. Viele Leute, die wir sahen, hatten von dem unaufhörlichen Gebrauch der Koka vollkommen grün gefärbte Lippen.

Wir nahten uns jetzt schnell dem Schluß unserer Reise. Von der Hochebene von Cachipampa bestiegen wir die Cuesta von Chilo auf schauerlichem Wege, hart an den Abgründen entlang, und genossen von oben eine herrliche Aussicht. Auf der einen Seite schroffe eigenartige Gebirge, auf der anderen ein tief unten sich weit hinschlängelndes Flußthal, und dahinter bis in blauer Ferne die sich hintereinander auftürmenden Cordillerenketten. Bergab zum Flußthal ritten wir dieses entlang, das sich bald zu einer Schlucht verengte, und kamen plötzlich an quer darübergelagerte Felsmassen, die nach der anderen Seite zu steil abfielen und in der Regenzeit wohl einen prächtigen Wasserfall bilden mochten. Um diese zu umgehen, mußten wir eine grausige Felswand mit dem ominösen Namen „Malpaso“ übersteigen, um das auf der anderen Seite weitergehende Flüßchen wieder zu erreichen. Ein kaum sichtbarer, schmaler Pfad führte hinan. Auf der einen Seite streiften die Koffer der Mulas oft die steil aufsteigenden Felsmassen, auf der anderen hingen sie frei über dem Abgrund. Ein Fehltritt der Mula und wir wären im Abgrund zerschmettert worden. Kaum hatte ich das ausgedacht, da stieß eine von den Gepäckmulas mit den Koffern an eine vorspringende Felswand, stolperte, konnte sich nicht mehr halten und stürzte, sich überschlagend, von Fels-

block zu Felsblock rollend und polternd in den Abgrund. Zerschmettert sahen wir sie unten an dem Flüßchen aufschlagen, das Gepäck weit umhergestreut. Zu unserem größten Schrecken befand sich eine



Absatteln im letzten Lager.

Kiste mit schon exponierten photographischen Platten in diesen Koffern. Nach vielen Schwierigkeiten langten wir unten an und fanden unsere Sachen, welche teilweise in den vorüberfließenden Bach gefallen waren, durchnäßt und zerbrochen wieder, die Plattenkiste, da sie fest verpackt in einer Petaca gelegen hatte, zum Glück fast unversehrt. Nach langem dadurch verursachtem Aufenthalt konnten wir nun das Flüßchen weiter abwärts verfolgen. Langsam hatte sich der Charakter der Landschaft geändert, und unter großen mit Schlingpflanzen bedeckten Bäumen konnten wir unser Lager aufschlagen. Je weiter wir bergab stiegen, desto üppiger wurde die Vegetation, und einige Tage durchschritten wir einen fast undurchdringlichen Urwald, der schließlich so dicht und verwachsen wurde, daß wir umkehren und über die nächsten Hügel uns einen Weg suchen mußten.

Wir erreichten den kleinen Flecken Bodeguita und sahen vor uns den zerklüfteten Gebirgszug des Creston liegen, die letzte Cordillerenkette, welche wir noch zu überschreiten hatten. Der ursprüngliche Plan, die Spitze des Creston zu besteigen, mußte aber aufgegeben werden. Unsere Mulas waren von den fortgesetzten Anstrengungen so ermattet, daß sie sich kaum noch fortschleppen konnten; unsere Leute ließen, vom Chuchu geplagt, den Kopf hängen, und wir selbst konnten auch kaum die Mattigkeit und Schwäche von den fortdauernden Chuchuanfällen unterdrücken. Dennoch wollten wir noch allein den Creston besteigen und unsere Tropa auf anderen Wegen vorausschicken. Es war aber, trotzdem wir uns einen Tag in Bodeguita deshalb aufhielten, nicht möglich, einen Führer zu bekommen, und so mußten wir auf einem anderen Wege den Gebirgszug überschreiten.

Am nächsten Tage hatten wir die letzte Höhe, den Alto de Muñoz (2400 Meter) erreicht — den letzten Ausblick. Uns zur Seite lagen die Spitzen des wild zerrissenen Creston. Zu unseren Füßen sahen wir wie in einem scharf gezeichneten Plan die Städtchen und Ortschaften — Rosario de la Frontera mit seinen warmen Quellen, und weiter die letzten Bahnstationen Metan und Chilcas, dahinter Conchas, unseren Endpunkt. Weiter hinaus schweifte der Blick über die Ebene, hinweg über die unerforschten Gebiete des mit Indianern bevölkerten Gran Chaco. Noch einmal konnten wir, rückwärts schauend, die ungeheuren Höhen der Cordilleren über-

blicken — und nun hinunter zur Ebene. Immer reicher und mannigfaltiger wurde der Pflanzenwuchs, bis uns der Urwald mit seinem geheimnisvollen Inneren aufnahm. (Abbild. S. 693.) Kompositenpflanzen und Gräser wuchsen mit ihren Blüten bis zu einer erstaunlichen Höhe und überragten uns hoch beim Hindurchreiten. Orchideen und Lianen wucherten auf den mächtigen Bäumen, die oft von den Schlingpflanzen wie in einen Mantel gehüllt waren. Dazwischen hindurch rieselte ein Bach, und buntschillernde Papageien und der farbenprächtige Tukan flogen kreischend von Ast zu Ast.

In der Nähe eines Baches schlugen wir auf einer kleinen Waldlichtung unser Lager auf. Das letzte Kampament. (Abbild. S. 695.) Schnell waren die Mulas abgesattelt, ein Feuer flackerte auf, und leicht zog zwischen den Bäumen der Rauch in die Höhe. Zum letztenmal hatten wir unsere Decken ausgebreitet und hielten wie immer am Feuer unser gewohntes Plauderstündchen, das sich so oft bis tief in die Nacht hinein ausgedehnt hatte. Leicht stieg der Nebel auf über der Waldlichtung, am Himmel erglänzten die Sterne, und an unseren Augen zogen noch einmal die Erlebnisse und die Romantik der Cordilleren vorüber. In treuer Gemeinschaft hatten wir zusammengehalten, und ein Gefühl der Wehmut beschlich mich, daß dies unser letztes Kampament sein sollte. Drei und einen halben Monat hatten wir, nur mit vereinzelten Ausnahmen, unter freiem Himmel unser Lager aufgeschlagen und Leid und Freud miteinander geteilt. Abgemagert und fieberkrank hatten wir unser Ziel erreicht, aber wir waren belohnt durch eine reiche Ausbeute und durch Erinnerungen, die alle Strapazen aufwogen.

Am nächsten Tage hatten wir unseren Endpunkt, den kleinen Ort Conchas bei Metan, erreicht, von dort fuhren wir nach einigen Tagen mit der Bahn über Tucuman nach Cordoba, von wo ich selbst weiter nach Buenos Ayres zurückkehrte.





Über die Ästhetik unserer Klassiker.

Von
Max Dessoir.

II.

Goethes Ästhetik läßt sich nicht in einer einzigen Form darstellen. Wandelbar wie der Dichter selbst hat sie von einer Entwickelungsstufe zur anderen stets neue Formen sich geschaffen und zugleich mit einziger Freiheit dem Lebensbewußtsein Goethes zu einem, den verschiedenen Epochen seines Daseins folgenden Ausdruck verholfen. Unsere erste Aufgabe ist es daher, diese Stufen festzustellen, ehe wir das Gemeinsame an ihnen zu einer Gesamtanschauung zu vereinigen versuchen können. Wir folgen hierbei zum Teil Harnacks* Darlegung.

Kein Ereignis hat so sehr in dem Leben Goethes Epoche gemacht wie der Straßburger Aufenthalt. Auf der einen Seite tritt ihm eine empfindsame Geistesrichtung entgegen, deren Einflüsse auf ihn dem Pietismus Eingang in sein Herz verschaffen; damals definiert er Schönheit als Unschuld, Dämmerung, Mond, Nebelschleier, sanftes Licht und zarte Verhüllung. Auf der anderen Seite begegnet er in Herder dem Apostel der Kraftgeisterei. Von Herder, der mit Hamanns Kalbe pflügt, übernimmt er den Begriff des Genialen und den Haß gegen alle Theorie. Auch Holbachs Système de la nature wirkt in der gleichen antiphilosophischen Richtung, und so hat denn Goethe eigentlich erst wieder in Wetzlar ästhetisch theoretisiert.* Die Straßburger Zeit ist ganz von den Ideen des Sturms und Drangs erfüllt. Goethe preist den Dichter, der mit voller Selbstgewißheit, mit dem Bewußtsein, nichts anderes sein zu können, als er ist, „uns alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete!“ (II, 441). Aber das Naturevangelium der Genieperiode

* O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung.

* Dichtung und Wahrheit II, 86 bis 88 und Loepers Anmerkungen dazu.

erhält bereits jetzt für Goethe eine etwas andere Lesart. Die Natur ist zwar die Grundlage, indessen ihre Macht ist so gewaltig, daß sie den Menschen zerstören würde, wenn er nicht in der Kunst zugleich eine Schutzwehr fände. „Die Kunst entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten“ (II, 473). „Die Welt liegt vor dem Künstler wie vor ihrem Schöpfer, der, in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht“ (III, 690).

Dieses den Genieleuten fremde Bewußtsein des Maßes in der Kunst und der dadurch bedingten Notwendigkeit der Kunst für das Leben macht sich überall in der Weiterentwickelung geltend. Die eifrigen Bemühungen in den bildenden Künsten, die Goethe im Winter 1772/73 zum Teil in Mercks Hause anstellt, sind als Folgen der neugewonnenen Einsicht zu betrachten. Aus dieser Zeit taucht denn auch in einem Briefe Karolines an Herder zum erstenmal die Nachricht auf, daß Goethe ein Maler werden wolle, und für seine Dichtung werden nun die neuen Grundsätze von bestimmendem Einfluß.* Freilich, der unerschütterliche Glaube an seine Künstlergewalt geht ihm nicht verloren, nur daß die Natur jetzt ganz mit Gott zusammenfließt. — Den Monolog des Prometheus ergänzt Goethe durch einen Monolog des Ganymed: „Liebe der Natur wird Liebe Gottes“; mit tausendfacher Liebeswonne umdrängt der Frühling ihm das Herz; er fühlt sich gerufen und weiß erst nicht wohin; aber hinauf strebt's, hinauf! Die Wolken neigen sich der sehnenden Liebe, sie tragen ihn aufwärts! „Umfangend umfangen! Aufwärts an deinen Busen, alliebender Vater!“

Der erste Weimarer Aufenthalt macht den Schwankungen dieser reizbaren Seele ein Ende. In der Berufsthätigkeit tritt das Individuelle vor dem überpersönlichen Amt zurück, und nur ergänzend wirkt die innere künstlerische Thätigkeit, gleichwie der öffentliche Verkehr in der stillen Gemeinschaft mit Frau von Stein seine Ergänzung findet. Dann aber lehrt den Dichter die italienische Reise eine neue Welt kennen. Hier vor den Meisterwerken der Antike reift jene große Lebensanschauung, die wissenschaftliche Naturkenntnis und künstlerische Schöpfungsthat zu einer wundersamen Ganzheit vereinigt. Die italienischen Kunstwerke erscheinen ihm als der unmittelbare Abdruck des Notwendigen, das der Mensch in der Natur gewahr wird, als sinnlicher Abglanz der Idee, als ein Unendliches in dem Endlichen. In der Stille Weimars arbeiten diese Anschauungen sich zur Klarheit durch. Immer mehr verschwindet das Einzelne vor dem Allgemeinen. An die Stelle der einst gepflegten physiognomischen Deutungen von Einzelgesichtern tritt jetzt die Beschäftigung mit dem anatomischen Bau des Menschen überhaupt, statt der porträtartigen Schilderung eines „Werther“, dem gerade individuellste Züge sein eigenes Gepräge verleihen, soll jetzt versucht werden, an dem besonderen Dasein die großen Züge der Menschlichkeit überhaupt zu verkörpern. Nur durch seine Teilhaberschaft an dem Allgemeinen erhält das Besondere den Wert, aber gerade deshalb bedarf das Besondere verständnisvoller Hingebung zu seiner gerechten Beurteilung. Jetzt spricht Goethe die Überzeugung aus: „daß man gar nicht genug Ehrfurcht für das, was uns von alter und neuer Zeit übrig ist, empfinden kann, daß aber ein ganzes Leben dazu gehört, diese Ehrfurcht recht zu bedingen, den Wert eines jeden Kunstwerks in seiner Art zu erkennen“.* Immer ruhiger und nüchterner werden nun die ästhetischen Anschauungen; ohne Kampf mit Andersgesinnten, denen jetzt noch jede

* Nachweis bei Minor-Sauer, Goethe-Studien Seite 84 ff.

* An Heyne 24. Juli 1788. Goethe-Jahrbuch II, 242.

Spur eines Verständnisses fehlt, bloß im Meinungsaustausch mit Heinrich Meyer vervollkommnen sie sich. Die klare Formenschönheit der Plastik gilt als die höchste, ihre Abhängigkeit vom stofflichen Material wird betont und hervorgehoben, daß sie nur das sinnlich Bedeutende und Schöne darstelle, das Sittliche aber nur so weit, als es durch das Sinnliche auszudrücken sei (An Meyer, 7. April 1789). Unter solcher steigenden Nüchternheit leidet jedoch nicht nur die Produktion — wir befinden uns in der Periode des „Groß-Kophtha" —, sondern auch die Theorie, und wer weiß, wohin es mit Goethes Ästhetik gekommen wäre, wenn nicht zwei Ereignisse den Dichter auf neue Bahnen gelenkt hätten: die Bekanntschaft mit Kant und mit Schiller.

So wenig Sicheres wir bisher trotz Loeper, Danzel, Harnack von dem Verhältnis Goethes zu Kant wissen, so unzweifelhaft ist es doch, daß er seit dem Erscheinen der Vernunftkritik in ihm eine neue geistige Macht verehrte. In das „Labyrinth" der Vernunftkritik hat er sich freilich nie hineingewagt, aber mit desto größerer Freude die „Kritik der Urteilskraft" anerkannt. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt, Kunst und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urteilskraft erleuchteten sich wechselweise. ... Das innere Leben der Kunst, sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen" (Zur Naturwissenschaft S. 96). Und ähnlich an Zelter (29. Januar 1830): „Es ist ein grenzenloses Verdienst unseres alten Kant um die alte Welt, und ich darf sagen, auch um mich, daß er in seiner Kritik der Urteilskraft Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht, aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen geglaubigt. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig, denn Bezüge giebt's überall und Bezüge sind das Leben." Auf Eckermanns Frage endlich, welchen der neueren Philosophen er für den vorzüglichsten halte, antwortete Goethe unumwunden: „Kant ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel.* Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist" (Eckermann I, 242).

Im Juli 1794, zu Jena, fand jene zweite denkwürdige Begegnung zwischen Goethe und Schiller statt. „Wir fanden, daß unsere Richtungen auf eins gingen"; so Goethe. „Zwischen unseren Ideen über Kunst und Kunsttheorie fand sich eine unerwartete Übereinstimmung," schrieb Schiller. Von diesem Augenblick an war der Bund geschlossen, der zu so eingehenden Erörterungen principieller Natur, ja, zu einer gemeinsamen Weltanschauung führen sollte. Aber dabei darf nicht übersehen werden, daß die in Italien gewonnenen Einsichten für Goethe fortlaufend von Bedeutung geblieben sind. Es ist kein Zufall, daß Goethe mit Vorliebe die Diskussion auf das Gebiet der bildenden Kunst lenkt und 1798 mit den „Propyläen" als einer Zeitschrift für bildende Kunst an die Öffentlichkeit tritt. Auch „der Sammler und die Seinigen" bringt gerade solche Probleme in Novellenform zur Verhandlung. Der „Philosoph", mit welchem Schiller gemeint ist, trägt darin Ansichten über die Nachahmung der Natur vor und meint, an dem Schoßhündchen der Julie exemplifizierend, allenfalls hätten wir bei völlig geglückter Nachahmung zwei Bellos für einen. Auch die Rede, der Künstler solle über den einzelnen Gegenstand hinaus die Gattung verkörpern, genüge nicht, denn würde er wohl einem zoologischen Musteradler die Blitze Jupiters in die Krallen geben können? Nein, sondern die bildende Kunst müsse stets einen bedeutsamen Augenblick

* In den allerletzten Lebensjahren scheint übrigens eine Annäherung Goethes an Hegel erfolgt zu sein.

erfassen, z. B. hier einen Augenblick zur Darstellung wählen, wo das Hündchen durch irgend etwas eine Stimmung zum Ausdruck bringt.

Während in Goethe so die Ideale seiner früheren Lebensepochen fortwirken, anerkennt er doch mit aufrichtiger Billigung die in Schillers ästhetischem Hauptwerke niedergelegten Ansichten. Aber allmählich versiegt seine Teilnahme für die begrifflichen Erörterungen des Freundes, und mit Unmut weist er alle Theorie von sich. An Schiller schreibt er (6. April 1801): „Ich bin nicht allein Ihrer Meinung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geschehe. ... Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unseren Tagen leider gewahr werden; und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja der Kunst im weitesten Sinne." Nur die Absicht seiner eigenen Forschungen, nicht die Resultate will er anerkannt wissen; er bezeichnet die letzteren als Steine, mit denen er sich auf dem Brett vielleicht zu weit vorgewagt, aus denen man aber den Plan des Spielers erkennen soll. Verzichten wir nunmehr, da wir an der Wende der Jahrhunderte stehen, darauf, dem Spieler Zug um Zug weiter zu folgen, und versuchen wir, uns eine Gesamtübersicht zu verschaffen.

„Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und verschiedenartig ist als die Natur selber" (Eckermann III, 100). In diesem Satz ist das Grundthema der ganzen Goetheschen Ästhetik enthalten. „Die Schönheit ist ein Urphänomen" — sie bethätigt sich in einer Erscheinung, die uns auf einen Blick eine große Geschichte mitzuteilen vermag. Aus der lebendigsten Erfahrung heraus entstand dieser Begriff. Goethes Entdeckung, daß die Schädelknochen umgestaltete Wirbel sind, war gegeben, als er die Ähnlichkeit der Bildung an dem zufällig ihm vor Augen liegenden Schädel eines Tieres sah. Schädelhülle und Wirbelsäule sind in diesem Betracht Urphänomene, in der Optik gelten Ätherblau und Sonnengelb als solche. Ebenso also enthüllt auch die Schönheit ein Wesen der Dinge in sichtbarer Gestalt, und das Kunstwerk soll demgemäß den Urphänomenen gleichen. „Ich glaubte," sagt Goethe, „der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muster alles Künstlichen hervorzubringen." Folgt das Kunstwerk diesem Muster, ist es mit Gehalt gesättigt, so besitzt es Stil. „Der Stil in der Kunst," lautet ein anderer Satz, „ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen."

Das Schöne fällt nun mit dem Gesetzlichen in der Natur zusammen. „Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben" (Sprüche Nr. 197). Das Naturschöne giebt uns deutlichste Beispiele. „In den Blüten tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nur wieder der Gipfel dieser Erscheinung. Die Frucht kann nie schön sein, denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich, ins bloße Gesetz zurück" (Sprüche Nr. 978). Wo also wie in der Frucht die äußere Erscheinung formlos und plump erscheint, weil sie von dem der Pflanzenbildung zu Grunde liegenden Gesetz nichts verrät, da hört das Naturding auf, schön zu sein.* Deshalb heißt es in demselben Spruch weiter: „Das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das objektiv Schöne hervor, welches freilich würdige Subjekte finden muß, von

* Harnack a. a. O. S. 158. Vgl. Danzel, Goethes Spinozismus, S. 98 ff.

denen es aufgefaßt wird." Das Gesetz erscheint Goethe halb in platonischer Wendung als Urtypus, halb in moderner Fassung als Gleichförmigkeit der Entwickelung: eine doppeltverschränkte Auffassung, die an Francis Bacons — also vielleicht Shakespeares? — Formenlehre erinnert. Doch wiegt die antike Anschauung vor. Deutliche Begriffsbestimmungen nun jener „Typen, Urbilder", auf die er „rastlos gedrungen", aus deren „einzigem Punkt vieles sich entwickeln läßt", werden wir nicht erwarten dürfen. Unsere Erfahrungen dessen, was schön sei, kann wohl der Verstand zu einer „Summa", einem „Begriff" zusammenstellen, nicht aber kann die Vernunft in ihnen ein gemeinsames „Resultat", die „Idee" erfassen (Sprüche Nr. 336). „Es scheint eine Thorheit," sagt Goethe, „die Kunst, eine Vermittlerin des Unaussprechlichen, wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen wieder zu gute kommt" (Sprüche Nr. 703).

Wir stoßen hier wieder auf jene innige Durchdringung der Theorie mit der Praxis, auf die wir bereits mehrfach aufmerksam geworden sind. Das Kunstwerk sagt uns viel besser, was das Schöne ist, als die ganze Legion der Ästhetiken. Eine Begriffsbestimmung ließe sich nur liefern in der Form einer Anforderung an das Kunstwerk und müßte etwa lauten: Des Künstlers Schöpfung sei so weit real, daß sie stets wahr sei, so weit ideal, daß sie niemals wirklich sei. Herrlich die Werke, in denen der Künstler „nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht, sondern den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt habe" (Zur Kunst, S. 465), Werke, welche „die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit hätten" (Eckermann III, 86). Ähnliches rühmt Goethe an vielen Stellen. Mit solchen Äußerungen ist zugleich die Frage nach dem Zweck der Kunst und die Vermengung der ästhetischen Gefühle mit den moralischen ein für allemal zurückgewiesen. Die Kunst bedarf keiner sie veredelnden Tendenz; denn „die Kunst ruht auf einer Art von religiösem Sinn, einem tiefen unerschütterlichen Ernst" (Sprüche Nr. 690). Sie entspringt jenem Drang nach praktischer Bethätigung, der dem Menschen als vornehmster Zug eignet. Das Wesen des Menschen — und hier glauben wir Lessing zu hören — ist Handlung und zwar eine Handlung, die nach Goethes Ansicht allein im stande ist, die wirren Disharmonien und Diskrepanzen des Lebens auszugleichen und zu jenem erhabensten Geiste hinzuführen, den die Weisheit des Nikolaus Cusanus als ein „Zusammenfallen von Gegensätzen" bezeichnet hat.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art.
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt,
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.
(Gedichte II, 201.)

So schließt sich allmählich der Kreis der Zusammenhänge von dem Wesen der Kunst. Wir verstehen jetzt, daß sie die „würdigste Auslegerin" der Natur genannt werden kann. Aber Goethes Kunstinteresse hängt nicht nur mit seiner Naturverehrung zusammen, sondern auch mit seiner ethisch-religiösen Gesinnung. „Denn nicht weniger wie die Naturgesetze treten durch die Eigenschaft der Kunst, den Einzelfall mit dem Allgemeinen zu versöhnen, auch die dauernden sittlichen Gesetze in dem Kunstwerk ungewollt an das Licht" (Harnack). Kunstwerke sind also im eigentlichsten Sinne Schöpfungen der Natur. Aber auch ihr unmittelbarer Erzeuger, der Künstler, ist eine der höchsten Leistungen der Natur, die zum Zwecke des Selbstgenusses ihn letzlich in der Stufenfolge des Lebendigen produziert. Goethe meint, an Ideen der Jugendzeit anknüpfend: was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur, und unter allen Völkern, früheren und späteren, sei doch immer nur der Dichter Dichter ge-

wesen (Dichtung und Wahrheit II, 183). Nun erfahren wir auch einiges über die psychische Konstitution des Genies — leider weit weniger, als man erwarten sollte. Die Thatsache, daß auch „der anerkannte Dichter nur in Momenten fähig ist, sein Talent im höchsten Grade zu zeigen", hält Goethe für leicht erklärbar, „ohne daß man nötig hätte, zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntnis uns die Wissenschaft anbietet" (Zur Litteratur S. 489). „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen" (Eckermann II, 107). Aber damit ist die Seele des Künstlers nicht ausgeschöpft. „In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt ... desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade" (Eckermann II, 204).

Das Dämonische erscheint dem greisen Meister als ein Zusammenhang der persönlichen Eigenart eines Menschen mit seinem Geschick. Diese persönliche Eigenart aber hängt von einer, von allem Äußeren unterschiedenen Kraft im Herzen ab: „Der Kern der Natur ist Menschen im Herzen." Daher „wer keinen Namen sich erwarb, noch edles will, gehört den Elementen an", denn er besitzt nichts kraftvoll Persönliches. Diese letzte Kraft des Menschen kann demnach auch nicht in allen Individuen gleich sein, und entsprechend gelten für Goethe nicht alle Menschen als gleich unsterblich. Die unterschiedlichen Lebenskräfte, welche durch die denkende, auftraggebende Weltseele ins All gesendet werden, um den Weltkörper zu gestalten, diese Lebenskräfte bezeichnet Goethe bei Falk als Monaden: „Das Werden der Schöpfung ist den Monaden anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen." Je mehr nun solche Anlagen sich in Thätigkeit verwandeln, desto unentbehrlicher werden sie dem Weltzusammenhang und desto sicherer ist ihre Unsterblichkeit beglaubigt. Ein vollendeter Mensch wäre ein ewiges Urphänomen, ebenso wie andere Wesenskräfte der Natur. Hier kann die Vermutung gewagt werden, daß Goethe aus dem Kennzeichen der Selbstgewißheit, das alle innere Erfahrung gegenüber der Beobachtung fremder Dinge besitzt, einen Schluß auf den realen und unzerstörbaren Charakter der Seele gezogen hat. Was ich in meinem Denken, Fühlen und Wollen erfahre, ist keine Erscheinung, sondern das Ding an sich, etwas absolut Sicheres und Letztes. Wenn so die Seele selbst zum Urphänomen wird, dann erkennen wir einen — freilich schwer formulierbaren — Zusammenhang zwischen Goethes Ästhetik und seiner Psychologie. Damit hängt eine andere, künstlerische Begründung der Unsterblichkeit zusammen. Der Dichter sagte einmal im Jahre 1818 in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller (S. 23): „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend und forschend zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen." In diesem Sehnen lag für ihn „das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele, es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit."

Es dürfte schwer halten, diesem letzten großen Zusammenhange näher nachzugehen, weil wir hier vor den tiefsten Geheimnissen stehen, die nach Goethes Überzeugung aller begrifflichen Darstellung spotten. Welt und Kunst sind kein System,

sondern ein Ereignis. „Die Welträtsel sind theoretisch nicht zu lösen", denn sie können bloß durchlebt werden:

Dich prüfe nur zu allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Ebenso wie der Künstler sich dabei beruhigen soll, die Schönheit als ein Geheimnis zu fassen (Eckermann III, 100), ebenso darf der Philosoph nicht das Unmögliche zu erreichen streben: „Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht." Überall treffen wir auf ein Unerforschliches, das wir selbst nicht mehr erreichen können, sondern mit dessen Manifestationen wir uns begnügen müssen. Das Gute, Schöne, Wahre sind je „eine Manifestation des Urwesens", der Leibnizschen monas primitiva, und deshalb darf man sagen: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion." Aber nicht mit dieser Erkenntnis als einem „Gewahrwerden" dürfen wir uns zufrieden geben, sondern überall müssen wir zur That vorwärtsschreiten, das Erkannte in uns selbst zur Darstellung bringen. Das giebt unserem Leben die entscheidende Richtung; und inwiefern diese Richtung bei Goethe selbst eine einheitliche war, so prägte sie sich auch dem ganzen Denken und Streben des einzigen Mannes durch alle Entwickelungsstufen als bleibendes Kennzeichen auf.

* *
*

Schillers Werdegang bietet dem Geschichtschreiber der Ästhetik nicht so viel Schwierigkeiten als der Goethesche. Schiller hat nicht so viel Wandlungen durchgemacht und nicht so sehr die Summe seines Lebens ziehen können wie Goethe, er hat sich auch mehrfach auf eine Ergänzung und Erweiterung anderer Anschauungen beschränkt. Überhaupt aber ist das uns vorliegende Material im Verhältnis zum Goetheschen ein recht beschränktes.

Die ersten Anregungen zu ästhetischen Betrachtungen gehen für Schiller in die Zeit der Militärakademie zurück. Im Jahre 1773 hatte ein alter Schulmann Jahn an der Solitude die Schillersche Abteilung in der Philosophie zu unterrichten, die des Herzogs Karl Eugen Lieblingswissenschaft war; es waren sechs Stunden bestimmt, „worinnen die philosophische Historie absolviert, die Logik, Ontologie und theologia naturalis repetiert, die Kosmologie hingegen und Psychologie angefangen und absolviert werden sollten." Fünf Jahre später kam Ploucquet nach Stuttgart, der in seinem höchst merkwürdigen philosophischen System an der hohen Würde der Seele und ihrer schönsten Thätigkeit, der Kunstproduktion, festhielt; auch ein dritter Lehrer Schillers, Abel, war in der Epoche seiner Reife von dem Grundsatz einer einfachen und unsterblichen Seele fest überzeugt. Von ihm hat Schiller — wie der vortreffliche Biograph Minor ausführt — seinen unerschütterlichen Glauben daran übernommen. Der Hymnus „An die Künstler", das Epigramm „Kolumbus" und der spätere Versuch:

Denn was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht

sind zu vergleichen; ebenso Karl Moors Monolog, welcher den heißen Hunger nach Glückseligkeit als Beweis eines jenseitigen Lebens betrachtet und mit den Worten endet: „Nein, nein! es ist etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich gewesen!" Auch das Streben nach immer höherer Vollkommenheit, das selbst dem Sterbenden auf dem Totenbette nicht erlischt, betrachtet Schiller in einem Aufsatz der Rheinischen Thalia und noch später gern als Gewähr der Unsterblichkeit. Aber zwischen dieser unsterblichen Seele und dem hemmenden stofflichen Leibe besteht eine Wechselwirkung, und zu ihrer Erklärung stellt eine Jugendarbeit des Dichters, die „Philosophie der Physiologie" eine „Mittelkraft" auf. In diesen Erstlingsversuchen tritt zum erstenmal Schillers Bemühen hervor, zwischen dem Reich der Sinne und dem Reich des Geistes zu vermitteln. Auch der „Versuch über

den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" sucht ein Einverständnis herzustellen zwischen den entgegengesetzten Meinungen der Philosophen, von denen die einen den Körper bloß als den Kerker des Geistes betrachten, während die anderen wiederum alles Geistige, selbst Wissenschaft und Kunst, als bloßes Mittel zur Glückseligkeit ansehen und die Vollkommenheit selbst wieder in der Verbesserung des Körpers suchen.* Ebenso will er auf dem Gebiete der Litteratur die rein sinnliche Richtung Wielands mit der rein geistigen Klopstocks versöhnen, und besonders gegen das letzte Extrem eifert er, „welches uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschheit zu entladen."

Ein eigentliches Nachdenken über ästhetische Probleme begann für Schiller erst, nachdem er die „Räuber" durchlebt und der kühleren Denkart des „Carlos" sich genähert hatte. Anfangs glaubte er, wie er „seinem Posa" schreibt (An Körner II, 355), einen objektiven Begriff des Schönen und damit einen objektiven Grundsatz des Geschmackes gefunden zu haben; später zweifelte er daran, ohne das Zeugnis der Erfahrung auszukommen (An Körner III, 6). Während der Zeit des schwäbischen Aufenthaltes unternahm er es sogar, den reinen Begriff der Schönheit aus der Beobachtung abzuleiten und mit den Erscheinungen der einzelnen Künste zu vergleichen (An Körner III, 162).** Aber über dürftige Ansätze kam die Darstellung nicht hinaus. Erst durch die genauere Bekanntschaft mit Kant und durch den Verkehr mit Goethe wurde der Entschluß in Schiller zur That: die Ästhetischen Briefe stellen einen objektiven Begriff der Schönheit auf und zwar den aus der Jugend her beliebten der Vereinigung sinnlicher und sittlicher Triebe zur wahren Menschlichkeit.

Das Allgemein-Menschliche hat jetzt im Gegensatz zu der Jugendauffassung einen Anflug der Abgezogenheit, der überirdischen Reinheit. Und das erklärt sich sehr leicht aus den weiteren Lebensschicksalen des Denkers. Während er selbst mit Not und Krankheit zu kämpfen hat, sich in der Arbeit aufreibt,* erblickt er neben sich die olympische, glückfrohe Erscheinung Goethes wie einen Boten aus himmlischen Welten. Die elende Wirklichkeit versinkt vor dem Reich des Idealen, und die weltentrückende Kunst erscheint als das schlechthin Göttliche. Lehrt doch auch Kant, daß alles Gute und Große außerweltlich sei! Mit Freuden greift Schiller nach diesem Idealismus, nur in der Ethik will er nicht die Unterordnung der Neigungen unter den kategorischen Imperativ zugeben, sondern rühmt die Harmonie des Übersinnlichen und Sinnlichen. Dann wieder kommen Zeiten des Mißmutes, in denen er alle theoretische Forschung geringschätzig, weil empirisch-künstlerisch ansieht. Humboldt gegenüber äußert er (Briefwechsel S. 299), daß er zu Zeiten unphilosophisch genug gestimmt sei, alles, was er selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vorteil, für einen Kunstgriff des Handwerkes hinzugeben. Selbst auf das Beurteilen dehnt er die Unzulänglichkeit der Theorie aus und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst. Und an Goethe (Briefwechsel II, 185) schreibt er einmal, ganz in dem Sinne der Genieleute: „Die Empfindung der meisten Menschen ist richtiger als ihr Raisonnement. Erst mit der Reflexion fängt der Irrtum an." Aber gerade ein anderer Brief Schillers über

* Siehe: Minor, Schiller I, 376.

** Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik, S. 5.

* August von Goethe schreibt einmal, er hätte Angst, wenn der Vater eine große Arbeit unternehme, denn gewöhnlich pflege darauf eine lebensgefährliche Krankheit zu folgen. Nun bedenke man Goethes Riesennatur und innere Ruhe im späteren Alter. Wie mußte da der arme Schiller sich aufreiben, er, der stets unzählige Eisen im Feuer hatte und erst die eine Tragödie recht vorwärts brachte, wenn — wie er selber sagt — schon eine andere im Hintergrund stand.

den „Wallenstein" an Wilhelm von Humboldt zeigt sehr deutlich den Zusammenhang seiner ästhetischen Studien mit der praktischen Thätigkeit. Am 21. März 1796 (Briefwechsel S. 431) schreibt er: „Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realismus und Idealismus bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Komposition glücklich leiten werden." Das Gebiet der politisch-militärischen Geschehnisse nämlich gehört ganz dem Realismus, aber über der diplomatischen Verkettung und Intrigue thront die idealistische Welt, scheinbar frei von dem Gesetz der Kausalität. Wallenstein und seine Mannen auf der einen, Max und Thekla auf der anderen Seite verkörpern den sittlichen Gegensatz der Weltanschauungen. Beide Seiten greifen ineinander, denn sollen sich schöne Charaktere zu wahrhaft moralischen entwickeln, dann müssen sie mit der realen Welt kämpfen. Für diese Entwickelung gelten die Gesetze der kritischen Philosophie; die so viel gedeutete und mißdeutete Kantsche Idee der Freiheit liegt hier gliedernd zu Grunde.*

In den Tagen der Wallenstein-Arbeit sind des Dichters Anschauungen über das Schöne zu einem gewissen Abschluß gelangt. Welches ist nun aber die Summe dieser specifisch Schillerschen Ästhetik, d. h. derjenigen, die nicht unbedingt mit der Goetheschen in einen großen Gesichtskreis zusammenfällt?

Wenn Goethe meint, die Natur würde uns vernichten, sobald wir ihr nicht in der Kunst ein Maß anlegen, so warnt Schiller vor der Gewalt der Schönheit. Das Unbekannte, das aus den Meisterwerken der Kunst zu uns spricht, macht den Menschen anfangs erbeben; dann aber ergreift er es als das seinem Wesen Verwandte, denn es gewährt ihm eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, es wird ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung (XV, 386). Und wenn Goethe das Urphänomen des Menschen, soweit es im Stil zum künstlerischen Ausdruck gelangen kann, nur unbestimmt als eine „Kraft" beschreibt, so hilft hier Schiller ergänzend nach. Der menschlichste, innerlichste Urzustand ist „die Selbständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens", wo wir von der unbezwinglichen Burg unserer moralischen Freiheit herab jedem Ansturm aus der Sinnenwelt erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Da nun eine Darstellung dieser übersinnlichen Kraft der Erhebung „edel" heißt, so ruft Schiller den Dichtern zu: „Gebt uns das Edle, seid nicht rührend, sondern pathetisch!" Zwar nicht ohne Leiden, aber doch nur durch positive oder negative Überwindung des Leidens offenbart sich das Urphänomen des Menschen oder, wie Schiller sagt, „das Ideale im Menschen", und ebenso wie ein Doppeltes in der Erzeugung zusammenstimmen muß, ebenso ist die Empfindung beim Genuß des Kunstwerkes eine gemischte. Ganz nach Mendelsohns Art, mit stärkster Betonung der Vermögenslehre, definiert unser Philosoph: „Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt."

Derselbe Dualismus findet sich in den Hilfsmitteln, mit denen der Künstler arbeitet: auf der einen Seite der Stoff, auf der anderen der Gehalt, beide wiederum vereinbar und zwar in der Form. Es handelt sich stets um den gleichen Gegensatz, von wievielen Standpunkten aus er auch betrachtet werden mag. Nun entspricht „Stoff" nicht genau dem, was man wohl als Gegenstand bezeichnet. Goethe deutet die Verschiedenheit an mit den Worten: „wenn die Geschichte nur das simple Faktum, den nackten Gegenstand hergiebt, und der Dichter Stoff und Behandlung, so ist man besser und

* Vgl.: Die Komposition des „Wallenstein" in ihrem Zusammenhang mit den Kantschen Studien Schillers. Inauguraldissertation von Eugen Kühnemann. 1889.

bequemer daran ..." Stoff ist das, was der Künstler aus einem Gegenstand brauchen kann; das Stoffliche, wie Schiller gern sagt, ist alles Einzelne des Gegenstandes, dessen Übernahme in das Kunstwerk zum Zweck der Darstellung eben dieses Gegenstandes in Frage kommen kann. Erst das bereits zugerichtete Faktum kann für die Umwandlung, die „Aufhebung durch die Form" in Betracht kommen. Jetzt nämlich muß er ganz mit Gehalt angefüllt werden, es muß der Dichter „in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit aufsuchen", die „empirischen Formen auf ästhetische reduzieren".

Schiller spricht eine Lebenserfahrung oder besser Ahnung aus, wenn er den Tod als Folge der Überanstrengung des körperlichen Mechanismus von seiten des freien Geistes erklärt (XIV, 144). Dasselbe Verhältnis einer Hemmung seelischer Thätigkeit durch den Stoff zeigt sich in der Welt darin, daß die Absichten des göttlichen Geistes in den Dingen keine ungetrübte Verkörperung erfahren. „Gott erblickt sich, sein großes unendliches Selbst in der unendlichen Natur umhergestreut, und in jedem einzelnen Geschöpf mehr oder weniger Trümmer seines Wesens" (Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, S. 47). Aber seinen Geist vermögen wir herauszulesen, wie wir in dem Apollo die Seele des Künstlers erkennen (XIV, 361). Daß wir letzteres vermögen, dazu verhilft nicht bloß die verschwenderisch in alle Menschen gelegte Empfindungsfähigkeit für das Erhabene und Schöne (XV, 283), sondern auch auf der anderen Seite die Gabe des Genies, alles Vergängliche aus seiner gehaltvollen Schöpfung auszuscheiden (XIV, 156). Denn die Kunst ist nur dadurch wahr, daß sie das Wirkliche ganz verläßt, realer wird als alle Erfahrung (XIV, 550; XV, 272). Die höchste Schönheit liegt niemals unmittelbar in der Natur vor,* auch nicht im Menschen. Wir müssen sie erst in der Anmut produzieren.

Hier schlägt nun ein Kapitel aus Schillers halb ethischer, halb ästhetischer Psychologie ein. „Anmut und Würde" nimmt einen schon früh (I, 531) ausgesprochenen Gedanken wieder auf, indem es der Sinnlichkeit, Sittlichkeit und Seelenschönheit eine ähnliche Freiheit körperlicher Art gegenüberstellt. Es vereinigen sich nämlich im Menschen architektonische Schönheit und freie Kunstschönheit mit einer in der Natur nicht gegebenen, sondern erst zu produzierenden Schönheit: mit der Anmut. So wird für Schiller die Anmut zum Ausdruck der schönen Seele in der Erscheinung. Es beruht nun auf einer ganz richtigen psychologischen Folgerung, daß Schiller zunächst eine Bewegung als sinnliche Darstellung der erworbenen Gemütsschönheit verlangt. Aber er fügt gemäß den Grundsätzen der Physiognomik und im Anschluß an die Leibnizsche Philosophie hinzu (XV, 181), daß diese Bewegungen durch oftmalige Erneuerung zu bleibenden Zügen werden können. Für die weitere Einteilung der Bewegungen hat Schiller, soweit man sehen kann, kein unmittelbares Vorbild, indessen finden sich in Abels „Einleitung in die Seelenlehre" einige hergehörige Andeutungen. Schiller zufolge müssen wir unterscheiden zwischen unwillkürlichen, der Natur angehörigen Bewegungen und solchen, die von der Person als freier Intelligenz hervorgerufen werden. Hieraus folgen die bekannten Definitionen: Anmut liegt in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen, Würde in der Beherrschung der unwillkürlichen (XV, 213). Das Ideal aber ist die Vereinigung von Anmut und Würde, die ungetrübte Übereinstimmung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit als Eigenschaft der schönen Seele.

Dieses Ideal hat nun Schiller mit durchaus ungeschichtlicher Vorstellung in den Griechen exemplarisch verkörpert zu sehen geglaubt. Aber trotz seiner Verehrung für die Antike übersieht er ihre Schwächen nicht. Er tadelt die Sklave-

* Über Schillers Verhältnis zum Naturschönen, vgl. Zimmermann S. 22 ff., und Stein, Bayreuther Blätter X, 141 ff.

rei, den Mangel an Humanität gegen die Frauen (XIV, 624; XV, 107) und lernt aus den Funden Ossians und anderer Volkspoesien, daß zu allen Zeiten große Dichter existiert haben; auch gesteht er (XV, 346): „Ich möchte nicht in einem anderen Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben.“ Was er den Griechen neidlos zuerkannte, ist bloß die Freiheit und Geschlossenheit des damaligen Menschen.

Hieraus leitet sich ein großer Gedankenkomplex der Ästhetischen Briefe ab. Um das rein Menschliche zu charakterisieren, verwendet Schiller den am Athener exemplifizierten Begriff der Totalität. Dazu tritt dann die Forderung des Spiels: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Und hierfür wird nun eine halb psychologische Erwägung ins Treffen geführt Das Spiel des Kindes wandelt Dinge der Wirklichkeit, nicht nach den Gesetzen der logischen Notwendigkeit, sondern einzig einem subjektiven Bedürfnis gemäß. Der Spielende prägt der Außenwelt seine zwangfreie Subjektivität ein und verleiht dieser dadurch objektive Geltung, er verbindet Stofftrieb und Formtrieb. Der so entstandene Spieltrieb aber ist es, der aller Kunst zu Grunde liegt, denn der Mensch „spielt nur da, wo er in der vollsten Bedeutung des Wortes Mensch ist“.* So unvollkommen diese Trieblehre uns erscheint, so bedeutet sie doch der vorkantschen Psychologie gegenüber einen Fortschritt; die Periode von 1750 bis 1781 kennt solche scharfen Unterscheidungen nicht, während sie sich in der Kantschen Schule, bei Reinhold und Fichte, allerdings finden.

Nunmehr sind wir an dem Punkt angelangt, wo wir Schillers Formeln für das Schöne verstehen können. Ein „System des Schönen“ nennt der Dichter, in der Arbeit an den Ästhetischen Briefen begriffen, diese, obwohl er noch eine weit umfassendere „Analytik des Schönen“ plante. Das System enthält in der That einige Hauptsätze. Von der Spiel- und Trieblehre aus und nicht ohne Zusammenhang mit der Erkenntnistheorie von Ploucquet und Abel entwickelt sich die These: das Schöne sei Schein, nicht Wirklichkeit. Es ist unnötig, daß der Schein ein realitätsloser sei, um schön gefunden werden zu können, aber nötig, daß wir bei seiner Beurteilung von der Realität, an welcher er haftet, abstrahieren, denn es giebt auch einen unreinen und falschen Schein. „Nur soweit er aufrichtig ist und nur soweit er selbständig ist, ist der Schein ästhetisch.“ Die Kunst als Nachahmerin der Natur ist „völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufälligen Schranken absondert, und läßt auch das Gemüt des Beobachters frei, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vorteile der Natur, ohne ihre Fesseln zu teilen.“ Kunstwerke sind also gegenüber der Natur bloßer Schein, aber sie *müssen* Schein sein, weil sie sonst nicht wahrhafte Kunstwerke wären; sie besitzen, wie bereits 1762 der Schiller gleichfalls bekannte Schotte Home lehrte, eine nur ideale Gegenwart. Ein tiefer Gedanke, den die spätere Ästhetik leider umgedeutet hat. Auch Hegel behauptet: „Das Schöne ist das sinnliche Scheinen der Idee“, aber er legt den Hauptton auf Idee: „die harte Rinde der Natur und der gewöhnlichen Welt machen es dem Geiste saurer, zur Idee durchzudringen, als dem Werke der Kunst.“

Eine zweite Formel knüpft an Theorien der Aufklärungsästhetik und an Kant an. Die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zum Einen — „unbestimmt, was es sein solle“ — gilt als Merkmal des Schönen. Der eingeschobene Satz ist das Neue und Wichtige: Zweckmäßigigkeit

* „Die Poesie soll immer Spiel sein, aber Ernst soll allem poetischen Spiel zu Grunde liegen,“ sagt Schiller an anderer Stelle (XV, 503), und Goethe übernimmt diesen Satz in den Worten: „Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen“ (XXVIII, 157).

ohne Zweck, wie wenn ich mitten im Walde einen von gleichmäßigen Baumkolonnen umrahmten Rasenplatz bewundere, ohne zu wissen, daß er zum Tanzen bestimmt ist. Hier folgt Schiller den Spuren Kants. Die „Kritik der Urteilskraft“ betrachtet die ästhetischen Probleme unter dem Gesichtswinkel der Zweckmäßigkeit: objektiv faßt die Urteilskraft die immanente Zweckmäßigkeit der Organismen auf, subjektiv urteilt sie, einem allgemein mitteilbaren Gefühl folgend, über Schönheit und Erhabenheit.

Ein dritter Ausdruck Schillers bezeichnet das Schöne als Existenz aus bloßer Form. Form aber enthüllt uns einen Gehalt, und Gehalt entsteht, wenn ein Gemüt instinktiv sich gedrängt fühlt, einen bestimmten Eindruck künstlerisch darzustellen; „das, was ich Gehalt nenne, kann allein der Form fähig werden.“ Die Form ist nichts Äußerliches — Goethe verspottet die Deutschen, weil sich ihr Begriff von Form nicht über das Silbenmaß hinaus erstrecke —, sondern sie ist notwendige Bestimmtheit: „Form, selbst äußere Form bestimmt sich.“ Eine Erscheinung aber, welche wir schön nennen, spricht für sich, sie nötigt uns nicht, an äußere sie bedingende Kräfte und Umstände zu denken, sie erklärt sich, wie Schiller sagt, ohne **Begriff**. Die Amphora „existiert aus bloßer Form“, der plumpe Trinkkrug existiert offenkundig nach Gesetzen der Schwere, und seine Anschauung giebt uns den Begriff der Last (H. von Stein). Diese „bloße Form“ ist also nicht eine leere Wirkung vorgestellter Verhältnisse, sondern mit inhaltlicher Bestimmtheit gefüllt, sie heißt (An Körner III, 117) ein Inhalt, der frei ist von allen subjektiven und allen objektiv zufälligen Bestimmungen. Stoff ohne Form, sagt Schiller (XV, 459), ist nur ein halber Besitz; denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie tote Schätze begraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur ein Schatten eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat; wahre, reine, volle Form entsteht, wenn der Gott in uns mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt (XV, 218). Unter Form versteht demnach unser Dichter etwas ganz anderes als die moderne Sprache, und der endlose Streit der Ästhetiker darüber, ob Schiller zu den Formalisten zu rechnen sei, ist wohl ziemlich überflüssig.

Die letzte und wichtigste Fassung des Schillerschen Princips ist in dem fünfzehnten Ästhetischen Brief enthalten. Dort heißt es vom Menschen: „Nur indem seine Form in unserer Empfindung lebt und sein Leben in unserem Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dies wird überall der Fall sein, wo wir ihn als schön beurteilen.“ Dies Gesetz von der lebendigen Gestalt ist aus zwei Gründen sehr wichtig: einmal weil es eine psychologische Begründung durch Mittel der modernen Wissenschaft zuläßt, alsdann weil es die ästhetische Weltanschauung späterer Geschlechter bestimmt hat. Es fordert Lebendigkeit der Anschauung, eine Wechselwirkung im Schönen, welche von der Verschiedenheit der Gegenstände (Leben) zu einem sie durchdringenden Princip (Gestalt) hinüberleiten soll. Danach ist die Aufgabe der Kunst,

> Daß sie von geheimem Leben
> Offenbaren Sinn erregt (Goethe II, 201),

daß sie im lebendigen Wechselspiel das wahrhaft und eigentlich Menschliche offenbare. Und wo Leben ist, da ist Freude; „alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken“ (Vorrede zur Braut von Messina V, 258).

Schillers Ansicht von dem Beruf des Künstlers und vom Wesen des Genies enthält bloß die Nutzanwendung der dargelegten Grundanschauungen. Indem der Künstler die innere Natur oder mit anderen Worten das rein Menschliche wiedergiebt, idealisiert er. Er hebt in eine reinere Potenz, was bislang an die irdischen Unvollkommenheiten gebunden war.

Diese Idealisierung seines Gegenstandes ist eine notwendige Operation des Dichters, und ohne diese Veredelung hört er auf, seinen Namen zu verdienen (XIV, 528). Denn nur die Empfindungen, die frei sind von jedem zufälligen Zusatz und gleichsam aus dem Schoße veredelter Menschheit hervorströmen (XIV, 541), sind einer allgemeinen Mitteilung fähig. Will daher der Künstler, wie die Genieperiode es verlangt hatte, seine eigene Persönlichkeit im Werke kundgeben, so muß er sie vorher zu reinster Menschlichkeit hinaufläutern (XIV, 522). Dann und dann erst vermag er das Wesenhafte, Allgemeinmenschliche in Gestalten zu verkörpern und voll hellsten Bewußtseins im „Stil" zu schaffen (An Goethe II, 279). Dann erst ist er „genial" (An Goethe I, 252):

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen.
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach;
Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.
(I, 197.)

„Die Dichter sind die Bewahrer der Natur. Entweder ist nun der Dichter Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter." Inwieweit aber mit dem naiven Schaffen des Künstlers sich klares Bewußtsein verbinden kann, hat Schiller selbst bestimmt (Briefwechsel mit Goethe II, 278), indem er sagt: „In der Erfahrung fängt der Dichter nur mit dem Bewußtsein an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, welche allem Technischen vorangeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, deucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mitteilen zu können." Wenn nun auch die Gabe des Aussprechens nur wenigen Auserwählten verliehen ist, so ist doch die Gabe des Verstehens allen Menschen eigen. Die Natur hat uns allen die Genußfähigkeit des Schönen und damit die herrlichste Schenkung übermacht: das Vermögen zur Menschheit. Durch die Kunst ist uns die Möglichkeit gegeben, von Natur wegen aus uns selbst zu machen, was wir wollen; uns ist die Freiheit, zu sein, was wir sollen, vollkommen zurückgegeben. Hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk verlassen soll (XV, 410).

Aus dieser Stimmung heraus sollen wir mit gehobenen Kräften an die Arbeit unseres Lebens treten. An sich ist „Kunst nicht die Bestimmung des Menschen" (An Körner II, 14), unsere Bestimmung ist vielmehr, „uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln" (XV, 445). Mit solcher Betonung des handelnden Menschen ist ein durchaus moderner Gedanke ausgesprochen, wie denn überhaupt die Ästhetik unserer Klassiker unserem gegenwärtigen Empfinden näher steht als die zeitlich spätere Schönheitslehre der spekulativen Philosophen. Wenn diese Verbindung aus dem im Vorangehenden zusammengestellten Material deutlich geworden ist, dann hat die Mitteilung ihren Zweck erfüllt.





Ein Stück Badeleben.

Von

Heinrich Noë.

Man hat sich in der Welt allerlei Gegensätze ausgedacht, um die verschiedenartigen Verhältnisse, in denen das Menschengeschlecht nebeneinander wohnt, in möglichst packender Färbung und Gestaltung vor die Augen zu rücken. Man hat sich den Bettler vorgestellt, der im eisigen Schneesturm an die Thür eines wohldurchwärmten und behaglichen Hauses klopft; das arme hungrige Kind, welches im Sonnenbrand vom heißen Pflaster aus durch vergoldete Gitterstäbe in einen kühlen Park schaut, in welchem fröhliche Altersgenossen ihr Spiel treiben; den von Arbeitslast erdrückten Menschen, der an einem Sommermorgen eine lachende Gesellschaft hinaus aufs Land ziehen sieht; die mit ihren Kindern hungernde und frierende Mutter, welche aus erleuchteten Prachtsälen den Lärm bacchantischen Treibens vernimmt, und so vieles andere, wodurch dem vielfachen Bedürfnis nach Erregung gedient wird, bis zur einfachen und kunstlosen Malerei auf einer Holztafel des Hochgebirges, auf welcher die Verdammten in den Flammen des Fegefeuers zu den Engeln emporblicken, die im hellen Himmel singen.

Ich will diesen Antithesen des Lebens eine neue beifügen, deren Schilderung noch niemand unternommen hat. Vor manchen anderen hat sie das voraus, daß ich sie als vollständig wahr und nach keiner Richtung hin übertrieben bezeichnen kann. Auch ist die Frage nicht, wie bei den übrigen, auf Schwarz oder Weiß gestellt.

Die von mir vorgeführten Lebensbilder sind nicht so, daß jeder vernünftige Mensch im Falle einer Wahl ohne weiteres nur nach der einen Seite greifen wird. Es sind vielmehr Licht und Schatten in versöhnlicher Weise, jedoch allerdings mehr, als es auf den ersten Blick scheint, ausgeglichen, und ich kann mir vorstellen, daß mancher, welcher es gelernt hat, hinter die bemalten Versatzstücke der Menschenbühne zu schauen, recht wohl darüber im Zweifel sein kann, welcher der hier in Frage kommenden Lebenskreise seine Angehörigen mit mehr Zufriedenheit und Behagen ausstattet.

In Abbazia, am Quarnero bei Fiume gelegen, spielt sich ein Badeleben ab unter Umgebungen, wie man sie im Norden der Alpen nicht kennt. Auf dem Lande genießen die Gäste alle Hilfsmittel des Wiener Gasthauslebens, von hochschäftigem Lorbeer oder dichtem Gehölze des Erdbeerbaumes überschattet. Aus dem Walde, der bis an den Strand heranreicht, ertönen die Stimmen des Kuckucks und zahlloser Nachtigallen. Auf dem Meere gleißen die weißen Segel der einheimischen, die orangefarbenen der venetianischen Fischer. In leiser Bewegung rollen die Wellen an den Felsenstrand, allenthalben zittert es auf von den Lichtdreiecken, welche die Spur der silberfüßigen Aphrodite bezeichnen, der Königin des Meeres,

die langsam über die sanft bewegte blaue Fläche hinwandelt. Nicht bloß eine Menge grellfarbiger Blumen, sondern auch geschmückte Frauen geben diesem Bilde einen heiteren Vordergrund voll von Lebensfreude und südlicher Heiterkeit.

Jenseit des Meeresarmes über Cirkvenica und Novi, dort, wo die blendenden Sommerwolken regungslos an den grauen Höhen des Kapella- und Velebitgebirges hängen, stehen Felswälle, von denen schon das freie Auge wahrnimmt, daß sie vollständig kahl in diesen hellen Himmel hineinragen. Verstärkt man die Kraft des Auges durch ein Fernrohr, so erkennt man wohl die wilde Zerklüftung und den einen oder anderen Schneefleck, der noch immer hoch oben in den Runsen der Sommersonne trotzt. Würde man in diesen Augenblicken, in welchen hier die Männer ihre hauptstädtische Zeitung mit noch feuchter Druckerschwärze entfalten oder bei kühlem Pilsener Bier ihren Kaïf pflegen, die Damen an ihrem Gefrorenen nippen, dort oben herumgehen, so würde man Gesellen begegnen, welche alle diese Dinge nicht einmal vom Hörensagen kennen.

Dort oben giebt es keinen Lorbeer, auch keine Pinien oder Cypressen. Fast der einzige Strauch, welcher an seltenen Stellen das Felsengerölle unterbricht, ist der Sadewacholder, und wo sonst etwa noch niedriges borniges Gestrüpp mit hartem Stengel und lederglänzenden Blättern hervorragt, zeigt es sich von den Zähnen der Waldtiere angebissen. Dort sieht man nicht glatte Schoßhündchen zierlicher Damen, sondern große, zottige Hunde, aus deren Halsbändern zur Abwehr gegen Wölfe lange Nägel hervorragen. Dort sind auch keine schön lackierten Bänke von einer löblichen Kurkommission auf sorgsam gepflegtem Strandweg aufgestellt, sondern die Gesellen sitzen auf ausgewetterten Steinen, oder, wenn sie es besonders gut getroffen haben, auf dem morschen Stumpf eines Baumes, der noch Kunde vom verschwundenen Hochwald giebt. Sie trinken auch nicht aus Krystallgläsern, sondern mit der hohlen Hand aus winzigen Tümpeln, welche der letzte Gewitterregen in den Ritzen solcher Steine oder in den Höhlungen solcher Baumstämme zurückgelassen hat. Es prangen dort nicht die Blüten von Mimosen-, Judas- oder syrischen Hibiscusbäumen, doch fehlt es auch nicht gänzlich an Zierde, weil hier und dort, wo der Sonnenbrand durch Felsen ein wenig abgewehrt wird, die wilde Rose einen weißen Block zudeckt. Auch die Männer unterscheiden sich im Aussehen — es giebt dort keine bleichen Kurgestalten oder blutleeren Vergnüglinge, und daß derjenige, welcher soeben, von der Jagd nach einem verirrten Schaf über lotrechte Felsentreppen springend, zurückkehrt, nicht mit einem Emphysem ausgestattet ist, dafür bürgt uns sein ruhiger Atemzug, mit welchem er das unterbrochene Gespräch alsbald wieder fortsetzt. Dort ist keine Kurmusik, welche Weisen aus der Cavalleria rusticana spielt, dagegen hört man Holzpfeifen, welche alla rusticana mit irgend einer eintönigen Tonweise das Echo der Wände herausfordern.

Die marmornen Bildwerke, welche hier den Kurpark zieren, sind dort durch vereinzelte Felssäulen ersetzt, die von den Wettern der Jahrtausende allmählich aus ihrer Unterlage herausmodelliert worden sind. Nicht der Meißel, sondern die Bora und die Wassertropfen haben an ihnen gearbeitet. Keine dieser etwas rauhflächigen Statuen sieht der anderen gleich. Jede hat ihre besonderen Umrisse, ihren besonderen Ausdruck.

An Aussicht fehlt es auf diesen Höhen nicht. Ja, dieselbe ist schöner als die vom Kurort aus. Die Männer dort oben schauen in das vielklippige Inselmeer hinab, welches sich nach Dalmatien hinunterzieht, auf die zerrissenen „Skjären" dieser See, über welche mit dem Sonnenduft die Erinnerungen an die Fahrten flüchtiger Trojaner und anderer Gestalten griechischer Heldensage heranzufluten scheinen. Himmel und Meer verschwimmen in gleichmäßiger Bläue, sie sondern sich dem Blicke nicht, und der Hirt sieht manch-

mal ein Dampfschiff durch den hellen Raum, durch den Zwischenraum zweier ihm vorstehenden Felsen schweben. Viele Erscheinungen der wildesten Sättel des Hochgebirges sind hier bis auf die geringe Höhe von tausend Metern über dem Meere herabgerückt und die Straße durch kunstvoll aufgeführte Mauern gegen die nämliche Bora geschützt, welche die armselige Hirtenhütte zerstört hat, mit deren Aufbau sich dort die Männer beschäftigen.

Zu dem blauen Meer, welches die Badegäste zu Abbazia genießen, kommt dort noch ein steinernes. Wie hier die Möwen über den Wellen kreisen, so dort der Flühevogel mit seinen grellroten Flügelbinden. Wie hier urplötzlich ein Delphin in die Höhe schnellt, so dort aus irgend einer Klüftung des graublauen Gesteines, von der es versteckt seine Flügel sonnte, ein Steinhuhn, an Färbung nicht vom Felsboden zu unterscheiden.

Aus diesem Felsenmeer erheben sich, wie gesagt, einzelne auffallende Bildungen, mit Säulen oder auch mit Menschen- oder Tiergestalten vergleichbar. Unter diesen Hervorragungen giebt es aber auch unförmliche Brocken oder Klumpen. Dieselben hängen mitunter über, und es gehört beim Anblick der Furchen, Rinnen und vom Regen ausgebohrten Rohrlöcher alle Zuversicht und Gewöhnung des Hirten dazu, dieselben als Schutzmauer gegen die Sonne zu benützen. Aber ohne eine solche Schutzmauer wird kein Weideplatz ausgesucht. Wenn es nicht des Menschen wegen geschieht, so geschieht es für die Tiere. Dort in diese Schattenkegel drängen sie sich zusammen. In einiger Entfernung davon hat sich der Hund einen bescheideneren Schattenplatz ausgewählt, von welchem aus er seine Schutzbefohlenen im Auge behält.

Dies ist die Stunde, in welcher gleichmäßig oben auf dem Gebirge, wie unten in den deutschen Hotels und Pensionen an das Mittagsmahl gedacht wird. In Bezug auf dieses ist die Antithese, wie man sich leicht vorstellen kann, durchaus keine geringere als hinsichtlich der Landschaft. Den vielen Schüsseln, welche dort, durch allerlei phantasievolle, im deutsch-französischen Kauderwelsch vorgetragene Namen ausgezeichnet werden, entspricht hier ein sehr einfacher Speisezettel. Was hier verzehrt wird, ist auch nicht über Nacht mit dem Eilzug aus den Wiener Markthallen hierhergebracht, sondern trotz des unheimlichen Aussehens, welches der unbarmherzige Felsengrund zu bieten scheint, an Ort und Stelle erzeugt worden. Den sauren Quark und den Käse haben die Wollenträger gespendet, welche dort kauern, die Kartoffeln sind auf dem mit roter Erde bedeckten Boden eines kleinen Felsentrichters, dessen schiefe Hänge das Kraut vor der Bora schützten und das Hinabfließen der Feuchtigkeit förderten, gewachsen, und das Meer, welches durch die Klippen heraufschaut, hat das Salz geliefert. Wie mit den Speisen, so ist es auch mit dem Küchenraum selbst bestellt. Dort unten in den Hotels ein Wunderwerk von Feuermechanik, durch Patente ausgezeichnet, in Ankündigungen abgebildet, umgeben von weißgekleideten Künstlern, Brandopferpriestern und jungen Leviten, hier ein Zwischenraum zwischen zwei Felsblöcken, zwischen welchen einer der ältesten Hirten an der Flamme hantiert. Sollte es hier einmal zur Üppigkeit eines Stückes Fleisch kommen, so spielen eiserne Bratenwender mit Gewichtsuhren gar keine Rolle dabei, vielmehr bratet der Leckerbissen am krummen Ast einer verkrüppelten Weißbuche oder eines Mehlbeerstrauches, den einer der Hirten noch irgendwo aufgetrieben hat.

Im Schlafen ist der Unterschied nicht geringer als im Wachen. Dort unten schläft man auf Federmatratzen auf den weichsten Kissen, umhüllt von schneeweißer Wäsche. Die Fenster sind selbstverständlich so eingerichtet, daß sie, wie man sich gern ausdrückt, hermetisch schließen, und vom Dogma des Übels der frischen Luft aus, welches von der gebildeten Welt längst anerkannt ist, als vollständig kanonisch gelten können. Die Männer auf dem Berge aber schlafen, wo es ihnen

beliebt, auf dem Felsboden. Der Mond und die Sterne schauen zu ihnen herab, und auf ihre Gesichter fällt der nämliche Tau wie auf die Sträucher und Felsplatten, die am Morgen von den Schafen abgeleckt werden.

Auch die geistige Arbeit, die dort oben geleistet wird, ist viel roher als die entsprechenden Thätigkeiten in den noblen Gaststätten am Blütenstrand. Während im Hotel der Rechnungsbeamte über Ausgaben und Einkünfte und über die Wochenrechnungen der Gäste zu wachen hat, merkt sich dort der Oberhirt auf seinem Kerbholz nur an, ob alle Schafe richtig gemolken worden sind und wie viel Käse aus ihnen gewonnen werden wird.

Auch mit der kurärztlichen Behandlung ist es dort oben eigens beschaffen. Während unten der Index der leiblichen Übel, mit denen sich die zugereisten Kulturmenschen herumschlagen, schier dem Inhaltsverzeichnis eines Lehrbuches der allgemeinen Pathologie gleicht, ist hier kaum etwas anderes zu sehen als Blitzschlag oder Schlangenbiß. Ein Kraut ist wohl nicht für den ersteren, aber für den letzteren gewachsen. Und dies ist Inula spiræifolia L., welche die Hirten fleißig einsammeln. Die Leute nennen sie auch Astromontana, ein Name, dessen Herkunft wohl niemals ergründet werden wird.

Daß es, wie in Porto Ré und Verbonico, auch Zauberkünstler giebt, welche den Schlangenbiß auf eine ebensowenig ergründete Art (wie sie behaupten, durch einfaches „Besprechen", das heißt Vorsagen gewisser Worte) zu heilen verstehen, paßt eben auch besser in eine solche Steinwüste als die modernste hypnotische Behandlung, welche die Wissenschaft über ein zarteres Publikum verhängt.

So ist alles nach seiner Art — räumlich nah, daß einer zugleich den Schauplatz der einen wie der anderen Vorgänge mit freiem Auge sehen kann, in allen anderen Dingen aber so weit auseinander, als ob ein Ocean dazwischen läge. Vielleicht aber wandelt immerhin den Gast dieses Strandes die Lust an, trotz aller Pracht und Herrlichkeit jener Ziergärten sich auch einmal auf eine flüchtige Stunde bei den rauhen Söhnen eines noch rauheren Bodens aufzuhalten.

Diese Art von Hirtenleben verhält sich zu jenem im Hochgebirge, wie sich eben der Karst zu den Alpen verhält. In genauester Übereinstimmung zeigt sich hier wie dort das Wesen der Natur mit den in ihr schaffenden Menschen. Daß auf derartig gestalteten Triften kaum eine Weide für Hornvieh zu finden ist, läßt sich leicht begreifen. Die Grasplätze sind zu vereinzelt, zu mager, die Zugänge zu ihnen allzu steil, der Boden für die Füße solcher schweren Tiere meist allzu gefährlich. Verhältnismäßig gute Weiden, auf welchen man auch Kühe und Ochsen wahrnimmt, sieht man bei Kamenjak an der Luisenstraße, zwei bis drei Meilen von Fiume, etwa siebenhundert Meter über dem Meere. Die Strecke längs dieser Straße zwischen dem genannten Orte und Jelenje hat überhaupt sehr viele Ähnlichkeit mit echten und wahren Almenböden. Nur das Meer, welches noch allenthalben sichtbar ist, bringt einen fremdartigen Hintergrund hervor.

Dieser Eigenschaften der Weidegründe wegen und auch um bei dem spärlichen Ertrag der um die Ansiedelungen herum gelegenen Wiesen für den Futterbedarf der Tiere während des Winters zu sorgen, zieht man es vor, die kleinen Rasenflächen, die man hier und dort findet, mit der Sense und die noch kleineren Grasinseln, welche im Wald oder unter Gestrüpp ihr Dasein fristen, mit der Sichel abzumähen. Diese Thätigkeit entspricht jener der Wildheuer in den Alpen.

Mit dem Herunterbringen des Heues aber müssen sich die Bewohner dieser Berge mehr plagen als die Älpler. Denn diese letzteren tragen dasselbe in die aus festen Balken zusammengefügten braunen Heuhütten, die jeder kennt, welcher einmal seinen Fuß in ein Hochalpenthal gesetzt hat. Dort lassen sie es ruhig liegen, bis der Schnee des Winters die Unebenheiten der Hänge ausgleicht und

den Ziehschlitten eine bequeme Bahn bietet.

Derlei ist hier aus mancherlei Gründen nicht thunlich. Der Schnee fällt nur spärlich und Schlitten sind hier unbekannt. Es gebricht an Holz, um ein solches Balkenwerk, wie eine Heuhütte, aufzurichten. Bauten leichterer Art würden ohne weiteres von der Bora zerstört werden. Auch müßte man mit dem Wild rechnen, welches selbst aus den entlegenen, großen Herrschaften gehörigen Forsten wie Schneeberg oder Lokve herüberkäme und hier willkommene Futterplätze fände.

So bleibt denn nichts anderes übrig, als das Gras sofort zu Thal zu tragen. Und wieder sind es die südslavischen Lasttiere, die Weiber, welche dieses mühevolle Geschäft besorgen. Mit Überraschung bemerkt der Wanderer, welcher im Hochsommer über diese von der Sonne angeglühten Halden hingeht, hier und da einen grünen Hügel, welcher sich langsam über die Steinplatten hin bewegt. Es ist ein unförmlicher, rundlicher Heuhaufen, unter welchem man mit Mühe zwei menschliche Füße bemerkt; diese gehören einem armen, mit Schweiß bedeckten, keuchenden Weibe an, dessen Gestalt unter der Last völlig verschwindet. Es ist unmöglich, daß sich dieses Geschöpf selbst mit solcher Bürde beladet. Es muß vielmehr, gleich einem Kamele, niederknien und abwarten, bis seine Gefährten die Tracht zusammengehäuft haben.

Die schrecklichste Quälerei dieser Art ist es, wenn ein solcher Heuhaufen aus der Tiefe einer Doline, wo das Gras oft am besten wächst, über die steilgeneigten Trichterabsätze herauf geschleppt werden muß. Mitleid, vielleicht Entrüstung, bemächtigen sich desjenigen, welcher eine derartige Menschenqual zu sehen bekommt. Mehr als einmal hat es sich zugetragen, daß an solchen jähen Abhängen die Last das Übergewicht bekam und mit ihrer Trägerin in die Tiefe rollte. Wenn man sich von der Hitze, die auf das Gestein niederbrennt, einen Begriff machen will, so muß man dasselbe einige Stunden nach Sonnenuntergang betasten. Es fühlt sich alsdann noch immer durchwärmt an.

In diesen Höhen weht nicht jene erfrischende Luft wie auf Alpen. Je weiter landeinwärts, desto heißer ist es, jedenfalls wird der Mensch unten am Strand des Meeres von den Lüften, die mit der Verdunstung der großen Wasserfläche in Wechselwirkung stehen, mehr abgekühlt als in diesen trockenen Steinflächen. In Abbazia, wo der Hauch des Meeres und der mächtige Schatten der Lorbeerwölbungen jede Tagesstunde durchkühlen und verschönern, ist es beispielsweise keineswegs heißer als am Wörther See oder den Sommerfrischen der Alpenländer.

Obwohl nun hier oben viele Mühsal den Menschen erwartet, so freut er sich doch der Zeit, die er außerhalb des Hauses auf der Höhe zubringt. Wie der Bewohner der Alpenländer munter mit Kind und Kegel auf die Alm zieht, so giebt es auch hier für den ganzen Hausstand kein größeres Vergnügen, als wenn der Vater sagt: „Djeco, sutra cemo na planinu!“ (Kinder, morgen gehen wir auf das Gebirge!) Das freie und ungebundene Leben, das Feueraufmachen im Freien, das Schlafen im Heu, der Aufenthalt in dem rasch gezimmerten Obdach, welches man nicht einmal eine Hütte nennen kann, alles das zusammen siegt mit seinem Reiz der Abwechselung und Neuheit über alle Gedanken an Unbequemlichkeit. Sowie die Morgenröte am Himmel erscheint, werden die Sensen und Sicheln in Bewegung gesetzt, die heißesten Stunden werden im Angesicht des Meeres in der Tiefe, aus welchem so viele Felseninseln in die vor Hitze zitternde und dämmerige Sommerluft emporstarren, verträumt, und der dunkle Abend findet den ganzen Haushalt bei der vor den Schlafstätten lodernden Flamme, an welcher noch manche Stunde verplaudert wird.





Litterarische Notizen.

as **Stromgebiet der Sprache.** Von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, W. Friedrich.) — Das Januarheft 1891 brachte einen Bericht über die „Rätsel der Sprache". Jetzt hat nun derselbe Verfasser ein Werk folgen lassen, das den Abschluß seiner Ansicht über das Leben der Sprache bildet. Voraus ging „Sprache ohne Worte". Diese Ausführungen waren mehr vorbereitender Art. Es sollte gezeigt werden, daß Sprache im eigentlichen Sinne Sache des Ohres ist. Diesen Nachweis giebt das neueste Buch, und in ihm liegt das Hauptwerk des Verfassers vor, eine wirklich bedeutende Leistung. Er überzeugt hoffentlich endgültig und unwiderleglich, daß die Welt der Töne, die den Menschen allenthalben umgiebt, zur Schaffung und Ausbildung der menschlichen Sprache Anlaß gegeben hat und immer von neuem giebt. Der Sprache liegt Nachahmung der mannigfaltigsten Naturlaute zu Grunde, aber sie beruht nicht darauf, sondern auf dem schöpferischen Denken, das aus den Naturlauten erst wirkliche Sprache hervorgehen läßt. Für diese aus den Naturlauten hervorgegangene Sprache im eigentlichen Sinne hat er den bezeichnenden Namen „Sanskrit der Natur", der wirklich etwas mehr besagt, als daß die Sprache aus Wau-Wau oder aus Ah-Ah entstanden sei. Solche und ähnliche Herleitungen der Sprache, wie sie früher üblich waren und in anderer Form immer wieder aufgetaucht sind, werden mit der Zeit wohl in Nichts verschwinden. In der Darstellung liebt Kleinpaul wie bisher Witz und gute Laune, und es laufen auch manche Derbheiten mit unter. Dieselben sind keineswegs gesucht, sie sind sachgemäß, man sieht aber, daß er ihnen durchaus nicht aus dem Wege gegangen ist. Als Beispiel führe ich das Wort „Pumpernickel" an. Die Ausführungen darüber wird man ja gerade nicht Damen zu lesen geben, wenn man auch schließlich den Grundsatz anerkennen muß, daß dem Reinen alles rein ist. Bewunderungswürdig ist, wie Kleinpaul nicht bloß in den Naturlauten selbst Bescheid weiß, sondern wie er auch die ausgebreitetste Kenntnis der musikalischen Werke besitzt, in denen Naturlaute nachgeahmt sind. Höchst bedeutungsvoll und folgereich ist der Satz, daß die Naturlaute als solche nur aus Vokalen bestehen, und daß Konsonanten erst in der Sprache hinzugefügt sind. So giebt es kein Tier, das sich selbst als „Kuckuck" bezeichnet. Ein solches kommt nur in der Sprache vor. Der Naturlaut dafür lautet U-U. Natürlich haben die Konsonanten keine geringe Rolle gespielt, um die Begriffe zu bezeichnen, die mit dem Ohre nichts zu thun haben, sondern sich auf das Sehen und die übrigen Sinne beziehen. Das Gehör ist der herrschende Sinn. „Die Menschen lebten zu allererst in Lauten, viel mehr als in Farben oder Düften und anderen Erscheinungen; eine Welt, die sie nicht kannten, offenbarte sich ihrem suchenden Gemüt in Klängen; Töne waren die Form, in welcher sich ihnen das Rätsel des Daseins löste" (S. 216). Dieser Gedanke liegt auch dem Titel der früheren Schrift „Sprache ohne Worte" zu Grunde. Denn wenn es auch „eine nicht lautende Wirklichkeit" giebt, so hat diese doch die Bestimmung, schließlich sprachlich ausgedrückt zu werden. Diesen menschlichen sprachlichen Ausdruck, den Kleinpaul ein „Echo der um uns webenden Naturlaute" nennt, vergleicht er daneben auch mit den Typen einer Druckerei und bahnt dadurch den Weg zu dem sehr wichtigen Gesichtspunkte, daß man die menschliche Sprache eine Gedankenschrift nennen kann. S.

* * *

Ägypten und Assyrien. Geschichtliche Darstellungen für Schule und Haus von Gaston Maspero. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Nachdem Georg Ebers' phantasiereiche Gebilde — wie immer die Fachgelehrten sie auch beurteilen mögen — sich vor Jahrzehnten bereits das große Verdienst erworben haben,

weite Kreise gebildeter Laien zuerst auf das private Leben der alten Ägypter aufmerksam zu machen, werden neuerdings, wenn auch in anderer Art, diese lobenswerten Bestrebungen von G. Maspero, dem rühmlichst bekannten Ägyptologen, ehemals Direktor des Kairiner Museums und Chef des ägyptischen Ausgrabungsgebietes, erfolgreich fortgesetzt. Im vorliegenden Werkchen — es kommt zunächst der erste Teil, „Ägypten", in Betracht — entwirft er auf streng wissenschaftlichem Grunde mit vollendeter Darstellungskunst ein populär gehaltenes Bild des ägyptischen (speciell thebaischen) Volkslebens zur Zeit Ramses' II., wie es anschaulicher schwerlich gegeben werden könnte. Der Stoff ist sorgsam gesichtet und zu einheitlichem Ganzen kunstvoll verarbeitet worden, und der vom Übersetzer trefflich wiedergegebene schlichte, aber lebendige Ton des Erzählers weiß den Leser stets in der nötigen Spannung zu halten, so daß sich derselbe gern entschließt, an der Seite des Meisters die Tempel und Paläste der weltgebietenden Metropole zu durchschreiten, in die Märkte und Werkstätten, Häuser und Hütten der Bevölkerung einzutreten oder die üppigen Gärten, die Felder und Jagdgründe mit ihm zu durchstreifen. Aber auch in den Kriegsrat Pharaos und ins wilde Schlachtgetümmel werden wir geführt; und wiederum auch in die weiten Gefilde der Totenstadt, um einem hohen Würdenträger das letzte Geleite zu geben zur prunkvoll ausgestatteten Gruft. Das große alte Kulturvolk wird für Augenblicke wieder lebendig vor unseren Augen, frisches Leben pulsiert in seinen Adern, und aus den Trümmern der Vorzeit baut sich in alter Pracht und Macht die hundertthorige Riesenstadt empor. Auch der zweite Teil, „Assyrien", obwohl naturgemäß dem Verfasser weniger nahestehend, ist in ansprechendster Weise ausgeführt, und der Leser wird das vortreffliche Buch mit der Überzeugung aus der Hand legen, daß der Autor der sich gestellten Aufgabe aufs vollkommenste gerecht geworden ist.

Hn.

* * *

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß, wo ein Kunstgenre die ausschließliche Herrschaft an sich zu reißen pflegt, sogleich die Opposition wach wird. Wer hätte z. B. nach den Dramen von Sudermann, Hauptmann und Wildenbruch erwartet, daß letzterer einen phantastischen Stoff auf die Bühne bringen würde wie sein „Heiliges Lachen"? Ähnlicher Art ist **Der verschleierte König**, ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Das Werk, abwechselnd zumeist in gereimten Trochäen und Jamben geschrieben, liegt bereits in zweiter Auflage vor. Die Idee, denn die ist in diesem Werke das Wichtigste, um nicht von Tendenz zu reden, ist eine sinnige. Der eigentliche König lernt Sehnen und Elend seines Volkes inkognito aus erster Hand kennen und wird dann, nachdem die Maske gefallen, ein echter Herrscher für moderne Menschen werden. Interessant ist das Intermezzo, nur zu tendenziös und nicht ganz wahr, zwischen König Assad und dem reichen, nicht autochthonen Kaufmann Mirdech.

Neue Dramen bietet uns Wilhelm Walloth. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Sehr seltsam berührt das „Opfer", ein symbolisches, dramatisches Gedicht aus der Astartekultuszeit Babylons, dessen Hauptrollen ein tückischer Oberpriester, ein Mädchen Myrrah und ein Jüngling Manassar bilden; die psychologische Charakterentwickelung des letzteren ist höchst eigentümlich. „Alboin" behandelt die bekannte Rosamundengeschichte und „Semiramis" in einer kraftvollen Prosa das Leben der sagenhaften Königin. Ob bei solchem mythischen Stoff, welchen die Opernlibrettisten vergangener Jahrhunderte übergenugsam ausgenutzt haben, eine derartige Sprachbehandlung stets die beabsichtigten Wirkungen haben wird, kann nur die Erfahrung lehren. Walloths Eigenart tritt auch in diesem Werke stark zu Tage; doch zeigt sie sich bedeutender in seinen Romanen und Gedichten.

Zum Schlusse sei noch genannt: **Absalon**, Trauerspiel in fünf Akten von Fritz Trotzendorff. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.) Die Lösung der Frage, wie kann ein geliebter Sohn zum Empörer gegen den Vater werden, ist ein dankbares tragisches Motiv. Nicht Rachsucht und Ehrgeiz bewegen Absalon, so wird er erst infolge seiner idealen Auffassung ein tragisch bühnenmöglicher Held. Die Charakteristik der Gegenspieler und Nebenpersonen ist wohl gelungen, die Sprache, trotz der gefährlichen Jamben, bleibt stets natürlich und vermeidet selbst an pathetischen Stellen jeden hohlen Bombast. Die Verwandlungen bieten für die moderne Bühne einige scenische Schwierigkeiten. Jedenfalls zeugt die Arbeit von nicht geringer dramatischer Begabung. L.

* * *

Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie von Emil Krause. Mit Verzeichnissen sämtlicher Instrumental- und Vokal-Kompositionen des Meisters. (Hamburg, Gräfe und Sillem.) — Krause ist nicht der erste, welcher die Thätigkeit des ersten unter allen jetzt lebenden deutschen Komponisten einer ausführlicheren Analyse unterzogen hat; da er als letzter kommt, so hat seine Studie vor denen seiner Vorgänger den Vorzug, voll-

ständiger zu sein: hat doch Brahms' Schöpferkraft im Laufe der Jahre nicht nachgelassen, sondern zugenommen. Wenn auch Krause über Brahms' Lebensgang und -Führung nur mit dürftigen Notizen aufzuwarten weiß, so sei ihm daraus kein Vorwurf gemacht, und noch weniger dem Komponisten selber; sind es doch schließlich und immer die Werke allein, welche für ihren Verfasser sprechen sollen. Brahms' Bedeutung auf dem Gebiete der absoluten Musik steht unzweifelhaft fest; Freunde unserer Tonkunst werden das objektiv gehaltene Werkchen mit Genuß lesen; der Verfasser, abhold allen gerade auf diesem Gebiete besonders lockenden Redensarten, begründet sein Urteil in sachgemäßer Weise und zeigt dem Laien, worauf es in der reinen Musik in erster Linie ankommt, und wie von den modernen gerade Brahms diesen ewigen Forderungen gerecht geworden ist, ohne darum ein Nachahmer oder Epigone zu sein.

Otto Klauwell, **Musikalische Bekenntnisse.** Zweite, durchgesehene Auflage. (Leipzig, Wolfgang Gerhard.) — Der Verfasser, als tüchtiger Musikpädagoge in weitesten Kreisen bekannt, zeigt in diesen lose aneinander gereihten Aphorismen, daß er ein feinsinniger und vielseitiger Theoretiker ist, dessen Urteile meist den Nagel auf den Kopf treffen. Auch ihm geht es wie so vielen: aus dem Stürmer und Dränger der neudeutschen Richtung wird mit den Jahren der Reife ein Anhänger des ewig Klassischen; obwohl Wagners Genie nicht verkennend, wirft er doch einige Streiflichter auf das zwitterhafte Wesen der Operngattung, die Beachtung verdienen.

Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern (Dresden, Oskar Damm) nennt C. Gerhard eine kleine Schrift, die zwar wenig Neues bietet, aber den vorhandenen Stoff in angenehm übersichtlicher Weise vor Augen führt. In weiteren Kreisen wenig bekannt dürfte Beethovens Äußerung über Webers Euryanthepartitur sein: „ein Accumulat von lauter verminderten Septimenaccorden, lauter Hinterthürchen.“ Verminderte Septimenaccorde, die bekanntlich „von allen Accorden die größte modulatorische Kraft“ besitzen, sind für Beethoven „lauter Hinterthürchen“: welch eine Perspektive für die Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der modernen Musik! L.

* * *

Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch von Emil Breuning. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger.) — Die kleine, sehr gediegene Arbeit kann als die beste Einführung zum Genusse der großen Werke des Schweizer Poeten angesehen werden. Beim Mangel und bei der Dürftigkeit vorhandener Quellen über Kellers intimeres Leben beschränkt sich Breuning auf wenige, doch genugsam orientierende Bemerkungen; um so ausführlicher geht er auf die einzelnen Werke ein, wobei ihn ein feiner Sinn für das echt Poetische aufs trefflichste unterstützt. Gegenüber gewissen allerneuesten Behauptungen, daß der Dichter der „Leute von Seldwyla“ schon zum alten Eisen gehöre, daß seine freilich meist männliche Kunst nur ein Gericht für sogenannte litterarische Feinschmecker bleiben werde, sprechen die gesammelten Werke Kellers für sich selbst, der als Mensch freilich auf keiner Zinne der Partei stand, aber, durchaus modern, vom Wesen des ewig Schönen mehr verstand als seine Gegner, und der vor allem besaß, worauf es in der Erzählungskunst ankommt: eine wunderbare Gestaltungskraft.

Einen modernen Dichter hat sich Otto Julius Bierbaum zum Vorwurf einer gleichsam auf Goldgrund hingeworfenen Arbeit vorgenommen: **Freiherr Detlev von Liliencron.** (Die moderne Litteratur in Einzeldarstellungen V [Leipzig, Wilhelm Friedrich].) Auch hier sind die biographischen Notizen nur nebensächlich behandelt. Wenn auch die Art der Analyse keine wissenschaftliche genannt werden kann, so ist dieser Ton von dithyrambischer Darstellung doch sehr wohl geeignet, um auch den Leser mit sich zu reißen und ihm zumal für den Lyriker wie Dramatiker Liliencron begeisterungsvolle Teilnahme einzuflößen: denn das eine steht fest, trotz aller genialen Auswüchse ist Liliencron auf lyrischem Gebiete der Chorführer der jungen litterarischen Generation, mit welcher er — er ist 1844 geboren — auf socialpolitischem Gebiete wenig Gemeinsamkeit hat; man muß Herrn Bierbaum recht geben, wenn er gerade auf Liliencrons Lyrik den Nachdruck legt. L.

* * *

Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze von Feodor Wehl. Aus dem Nachlasse Wehls herausgegeben von Eugen Kilian. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Das Werk ist als eine Fortsetzung der von Wehl noch selber 1867 veröffentlichen „Didaskalien“ anzusehen. Regisseure und Darsteller werden darin viele Winke finden, die Beachtung verdienen; ist doch Wehl auf diesem Gebiete als hervorragender Fachmann anerkannt gewesen. Doch für weitere Kreise, welche dem Theater ihr Interesse zuwenden, bietet das Büchlein eine angenehme Belehrung und Einführung in einige unserer klassischen Dramen. Was der ehemalige Leiter des Stuttgarter Hoftheaters in dem Aufsatze „Einige Bemerkungen über Kainz als Don Carlos“ über die Grenzen der augenblicklich beliebten

naturalistischen Darstellungsart anführt, verdient wohl Beherzigung. Vom Wallenstein unserer Schauspielepoche sagt er: „Man deklamiert oder man salbadert ihn. Entweder auf Stelzen oder in Pantoffeln und Schlafrock sieht man gegenwärtig den Generalissimus vor sich treten.“ Dann heißt es über Schiller im allgemeinen: „Schillers Bild ist auf eine Wand berechnet, und unsere realistischen Schauspieler malen Miniatur. Miniatur, wo sie hingehört, in das feine Lustspiel, in das Stück, das uns gesellschaftliche Krisen und Vorgänge malt, aber für die große Tragödie strebe man, den entsprechenden Stil nicht ganz zu verlernen. Unsere weltbedeutenden Bretter haben kaum noch eine Ahnung davon. ... Schillers Text verlangt weihevolle Hingebung, im Vortrag so zu sagen eine symphonische Musik der Herzen.“ Derartige, auch aus tiefster Erfahrung geschöpfte Goldkörner dramaturgischer Weisheit enthält das empfehlenswerte Büchlein noch viele, das zugleich in seiner krystallklar rauschenden Schreibweise sich vorteilhaft auszeichnet vor Erzeugnissen auf gleichem Gebiete aus neuester Zeit, in denen mit unverstandenen Schlagworten fremdländischen Klanges meist nur ein leichtfertiges Spiel getrieben wird. L.

* *
*

Drei Jahre in Frankreich. Von Friedrich Koch-Breuberg. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) — Ein neues Buch über Kriegserlebnisse in Frankreich? — Bei so vielen trotz alledem kein überflüssiges, was auch schon der gute Ruf der Verlagsfirma verbürgt. Der Verfasser seinerseits verspricht in wenigen vorangestellten Worten, Neues zu bieten, in em er sich bei der Darstellung des Selbsterlebten streng an die Wahrheit halte. In der That, das frisch und flott geschriebene Büchelchen mutet realistisch an in gutem Sinne. Es ist kein mühsam am Schreibtische aus dem Generalstabswerk herauskomponiertes Stück Scheinleben, phrasenhaft aufgeputzt, sondern es giebt die Dinge, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen — richtige Erlebnisse. Da kommt manche auf den ersten Blick frappierende Enthüllung über Führer und Soldaten, manches überraschende Raisonnement über Disciplin zum neuen wiederholten Beweis, daß es eben ja nicht durchweg Halbgötter sind, die in einem großen Völkerkriege auf den Schauplatz geworfen werden; auch dem besten Helden haftet Menschliches an. So dürfte das Buch in erster Linie den Veteranen des gewaltigen Krieges, namentlich den bayerischen, hochwillkommen sein — für diesen oder jenen ein schalkhaftes Spiegelbild des eigenen Charakters. Aber auch dem jüngeren Offizier, welchem ein Feldzug bisher nur ein Objekt für die stille Studierstube gewesen, wird neben vielem Unterhaltenden manch schätzbarer, ernster Wink aus dieser ungeschminkten Darstellung erwachsen, die selbst auch für den gewiegten, ernsten Militär Interesse haben dürfte. Etliche Flüchtigkeiten der augenscheinlich aus einem Guß entflossenen Arbeit, namentlich süddeutsche Sprachwendungen, wird der Verfasser gelegentlich, bei zweifellos nötig werdenden weiteren Auflagen, leicht auszumerzen vermögen. H.

* *
*

Von Moritz von Reichenbach, dessen bewährtes Erzählertalent der deutschen Lesewelt schon manche erfreuliche Gabe geboten, ist neuerdings ein zweibändiger Roman: **Die Kinder Klingströms** bei Carl Reißner in Leipzig erschienen. Die Grundidee, daß begabte oder geniale Menschen, wenn ihre ungewöhnlichen Anlagen nicht durch Selbstzucht gezügelt und in richtige Bahnen gelenkt werden, zuweilen auf Irrwege bis zum Verbrechen geraten, ist zwar nicht besonders vertieft, aber mit großem Geschick zur Geltung gebracht. Es ist ein Gesellschaftsroman, und vielleicht wäre es besser gewesen, jenen psychologischen Hintergrund ganz fortzulassen, da das Werk ohne denselben spannend und unterhaltend genug ist und überall die feinfühligen Ansichten des Verfassers erkennen läßt. Ein rätselhafter Mord ist der rote Faden, der die Handlung durchzieht. Die Figuren sind sämtlich von individuellem Leben erfüllt und in ihrer Sphäre richtig geschildert; auch ist der rasche Fortgang der Handlung rühmend hervorzuheben. G.

* *
*

Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern. Von A. Freund. (München, C. H. Beck.) — Das überaus fesselnd und angenehm geschriebene Buch, dem ein Porträt der preußischen Königin Luise nach dem Bilde von Nik. Lauer beigegeben ist, enthält die Biographien folgender Frauen: Die Mutter des unglücklichen Konradin; Isabeau, eine bekannte Königin, die freilich aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ nicht zu erkennen ist; Jakobäa von Bayern; Elisabeth von Landshut; Sabina von Württemberg; Elisabeth von Sachsen; die Mutter des Großen Kurfürsten; Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans; die erste Königin von Preußen; Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, die durch ihre Memoiren bekannte Schwester Friedrichs des Großen; Marie Antoinette und Königin Luise. Der Verfasser hat jede tendenziöse Darstellung, wie sie etwa Marie Antoinettes tragisches Lebensschicksal hätte bieten können, sorgfältig vermieden. Sein Buch em-

pfiehlt sich, zugleich in vornehm anmutender Ausstattung, besonders als Geschenk für festliche Gelegenheiten, und sollte in den Bibliotheken unserer höheren Töchterschulen nicht fehlen. L.

* * *

Der moderne Mensch. Versuche einer modernen Lebensführung von B. Carneri. Zweite Auflage. (Bonn, Emil Strauß.) — Der Verfasser steht auf durchaus modern naturwissenschaftlichem Boden. Seiner Anschauung nach gehört er zu den sogenannten Freisinnigen und befindet sich eigentlich im Gegensatz zu den augenblicklichen Strömungen. Alles Heil erwartet er von einer den Individualismus berücksichtigenden Erziehung. Seinen Standpunkt zeichnet der Verfasser, wenn er behauptet, „daß eine Zeit, die an Zola Gefallen findet, kein Ideal haben kann". Im übrigen ist sein Werk keine systematisch durchgeführte Pädagogik, sondern enthält aneinandergereihte Abhandlungen über alle Fragen des Lebens. Hervorgehoben seien die Kapitel Nervosität, Sittlichkeit, Familie, Gottesidee, Duldsamkeit, Gott überall und Tod. Ob die Behandlung letzterer Frage, so geistvoll sie ist, alle Gemüter auch befriedigen kann, ist eine andere, wohl kaum zu bejahende Frage. L.

* * *

Theater-Reformen? Kritische Studien von G. A. Erdmann. (Berlin, Eduard Renzel.) Man kann dem Verfasser im allgemeinen beipflichten, wenn er gegen jene Bestrebungen zu Felde zieht, die mit Namen wie Herrig, Bungert, Devrient verbunden sind. Die Entwickelung der Wormser Volksbühne hat ja auch das Unnatürliche dieser Neuerungen bewiesen. Aber der volksschulmeisterliche Ton der Überhebung verdient eine Rüge! Männer wie die oben genannten, auch wenn sie einmal irren oder irren sollten, dürfen von einem Kollegen, welcher Herr Erdmann mit seiner „Holda", einem „Elfentraum" in elf Gesängen, doch auch sein will, eine etwas weniger rücksichtslose Behandlung verlangen. L.

* * *

Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwickelungen von August Demmin (dritte Auflage; Gera, Verlag von Fr. Eugen Köhler) sind ein dem Maler, dem Bildhauer, dem Architekten, dem Dekorateur, wie jedem Sammler unentbehrliches Handbuch. In übersichtlicher und klarer Weise, erläutert durch vortreffliche Zeichnungen, werden die Waffen aller Zeiten und aller Völker dargestellt und hierbei die für den Sammler wertvollen charakteristischen Unterschiede betont. Dies Werk erspart es, sich für den einzelnen Fall mühsam die Einzelheiten der Bewaffnung und Ausrüstung aus vielleicht vielen Werken zusammenzusuchen, und gewährt in der Zuverlässigkeit der Bearbeitung jede gewünschte Sicherheit. Es kann jedermann warm empfohlen werden. K.

* * *

Die Seele und ihre Thätigkeiten. Von F. Körner. (Leipzig, H. Hartung u. Sohn.) — Schon in zweiter Auflage begrüßt uns diese knappe Psychologie auf Grund physiologischer Gesetze. Der Verfasser sucht den persönlichen Geist als das belebende, anregende, ordnende und bewegende Ich nachzuweisen, welches die von seiten der Physiologie aus zunächst zu erfassenden Eindrücke der Außenwelt zuläßt, verstärkt oder abschwächt, um sie in Gedanken zu verwandeln. W.

* * *

Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von G. Lammert. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — In diesem Werke liegt uns ein äußerst wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Volkes vor. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat der Verfasser die entlegensten Quellen gesammelt und gewissenhaft benutzt, um ein Gesamtbild des Elendes jener schweren Zeit herzustellen. In einer neuen Auflage wünschten wir die Quellenverzeichnisse und Ortsregister noch ausführlicher behandelt zu sehen, selbst auf die Gefahr hin, dem Buche dadurch eine erheblich größere Ausdehnung zu geben. Bei solchen Arbeiten ist der Verfasser die möglichst eingehende Vermittelung des Materials im Interesse seiner Nachfolger und Fortsetzer sicher schuldig. W.

* * *

Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung. Von C. N. Starcke. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Der Verfasser, welcher an der Universität Kopenhagen lehrt, legt uns hier in deutscher Sprache seine Untersuchungen über die Anfänge der Familienbildung vor, welche er zum großen Teil gegen die Arbeiten anderer verteidigen muß, weil die von ihm scharf gezogene Grenzlinie zwischen der engeren Gemeinschaft der Familie und der weiteren Gemeinschaft des Clan von anderer Seite nicht genügend beachtet worden ist. Wir können die scharfsinnigen Untersuchungen, an denen die Kritik natürlich manches auszusetzen haben wird, dem Studium weiter Kreise empfehlen; sind doch die behandelten Fragen in einer Zeit, wo eine Umbil-

dung der Gesellschaft mächtig angestrebt wird, von vornherein der Teilnahme aller derer sicher, welche keinen anderen Fortschritt kennen als den echt konservativen Fortschritt innerhalb der historischen Entwickelung. W.

* *
*

Jahrbuch der Astronomie und Geophysik. Von H. J. Klein. (Leipzig, Ed. Heinrich Mayer.) — Wir begrüßen das gut geleitete Unternehmen, dessen erster Jahrgang 1890 vor uns liegt, mit großer Freude. Das Werk bietet eine vollständige und klar geschriebene Übersicht der einschlägigen Forschungen, deren Bedeutung die Einleitung trefflich zu charakterisieren versteht. W.

* *
*

Die Wettervorhersage. Von W. J. van Bebber. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Der bekannte Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte giebt uns hier eine praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte. Das Buch wendet sich mit Recht an die weitesten Kreise. Es ist eine ausgezeichnete und vollständige Arbeit von großem Geschick. W.

* *
*

Das goldene ABC der Philosophie. Von A. Steudel. (Berlin, Friedrich Stahn.) — Max Schneidewin reicht uns hier unter einem neuen, frei gewählten Titel die Einleitung zu Steudels großem Werke „Philosophie im Umriß" in einem neuen selbständigen Abdrucke, um für das Studium der Werke des verewigten Philosophen allgemeines Interesse zu erwecken. Die ewigen Bedingungen echten Philosophierens sollen in dieser Einleitung aufgezeigt werden: daher der Titel. Wir würden es mit Freude begrüßen, wenn es dem vorliegenden Werkchen gelänge, seinen Zweck zu erreichen. Steudel verdient es in hohem Maße, daß er gekannt wird. W.

* *
*

Lehrbuch der Mineralogie. Von F. Klockmann. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Die erste Hälfte des angezeigten Werkes, welches ein Glied in einer größeren Sammlung naturwissenschaftlicher Lehrbücher bilden soll, enthält den allgemeinen Teil, insbesondere die Krystallographie und Krystallophysik. Die Darstellung ist knapp gehalten, giebt aber alles Wesentliche; die Definitionen sind klar und sicher umgrenzt, die Ausführungen, gestützt durch gute Abbildungen, durchaus zweckentsprechend. Besonders hervorheben möchten wir den zweiten Teil dieses Bandes, die Physik der Mineralien, welche dem Studierenden in jeder Beziehung ein treuer Führer ist. Dasselbe gilt zwar auch von dem ersten, krystallographischen Teile, doch ist dabei im Hinblick auf die Menge von Arbeiten der Vorgänger das eigentliche Verdienst des Verfassers jedenfalls geringer. W.

* *
*

Über Francis Bacons Formenlehre. Von Hans Natge. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Eine gründliche Studie über die Baconsche Erkenntnistheorie, deren zweifelhafter Wert übrigens auch schon aus Bacons Stellung zu seinen großen, wahrhaft induktiv forschenden Zeitgenossen zu ersehen ist. W.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Toter Frühling.

Erzählung
von
Ossip Schubin.

VI.



Nach der Table d'hote ist's, die sie natürlich von der langen Tafel abseits, an einem kleinen, mit nur zwei Gedecken versehenen Tischchen eingenommen haben — einem Tischchen, das der aufmerksame Wirt ihrer ihm von der Kammerjungfer, vielleicht auch durch die Neuheit des Gepäcks verratenen Neuvermähltheit zu Ehren mit einem Rosenstrauß hat zieren lassen. Jetzt sitzen sie unter den Kolonnaden neben dem Einfahrtsthor im Hof des alten Palazzo Malvasi, aus dem das Hotel Brun entstanden ist. Die blasse Maidämmerung, nur eine Spur weißlichen Graus schwebt durch die Luft, dämpft die Farbe der beiden Fahnen über dem Einfahrtsportal, und wirft einen leichten Schleier über die Anmut der kleinen japanischen Kletterrosen, der dunkelroten und grellweißen zwischen leichtem, beständig zitterndem Laubwerk, die sich an die Säulen anklammern.

Mary hat sich mit einer blaßblauen Bluse, die sie zu einem gewöhnlichen drabfarbenen Wollrock trägt, für die Mahlzeit geschmückt — eine seidene Bluse zu einem lebensmüden, reisemüden Wollrock! es ist der Table-d'hote-Chic aller Engländerinnen. Jack sagt sich's, während er jetzt den Blick auf Mary heftet. Sie ist eben wie alle Engländerinnen einer gewissen Kategorie, wie alle Engländerinnen aus der englischen Welt, in der man sich langweilt — der Welt der gebildeten Mittelklasse. Reinlich, gut gepflegt, gebürstet, gebildet, wohlerzogen, belesen, beschränkt, physisch und geistig ein wenig verkümmert, prüde, kühl, gegen den Bräutigam musterhaft zurückhaltend, dem Mann gegenüber zärtlich bis zur Aufdringlichkeit — ja, und bis zu welchem Grad von Aufdringlichkeit!

Jack fragt sich, ob alle Frauen so zudringlich sind, ob nicht wenigstens einige unter ihnen die Leidenschaft des Mannes lieblich schüchtern an sich herankommen lassen, dem Geliebten selbst noch in der

Ehe eine gewisse Zurückhaltung beweisen, teilweise aus züchtiger Bescheidenheit, teilweise — ja, meinetwegen teilweise aus Koketterie?

Mary weiß nichts von Koketterie Jack gegenüber, aber auch nichts von Bescheidenheit.

Er ist ihr Mann, ihre Sache, sie hat ein Recht auf ihn, auf seine Liebkosungen.

Schweigend in diese Betrachtungen versunken, trinkt Jack seinen Kaffee — Mary trinkt keinen. Sie blickt ihn nur verliebt an und lächelt, was sich, dank ihrer hervorstehenden Zahnbildung, nicht sehr gut ausnimmt.

Früher hatte er diese Zahnbildung nie störend gefunden — jetzt ... Er kann Marys Mund nicht sehen, ohne sich vor einem Kuß zu fürchten. Wie oft hat er diese Zähne auf seinen Lippen gefühlt!

„Wie stumpf du bist, mein Bester," bemerkt sie nach einem Weilchen scherzend und klopft ihm auf die Hand, „seit einer Viertelstunde sitzen wir hier und du hast noch nicht ein Wort gesagt."

„Es ist mir nichts besonders Gescheites eingefallen, und mit etwas Dummem hab ich dich nicht ärgern wollen," erwidert Jack.

„O du Thor!" ruft Mary aus, und dann nach einer kleinen Pause setzt sie hinzu: „Hast du schon an unseren weiteren Reiseplan gedacht? wohin sollen wir von hier?"

„Nach Florenz, natürlich! Von Bologna reist man nach Florenz," erwidert Jack.

„Ja, aber wir wollen uns nicht in Florenz aufhalten," entgegnet ihm Mary.

„Warum denn nicht?" fragt Jack gleichgültig.

„Erstens kennen wir ja Florenz bereits beide gründlich," erklärt Mary mit Überzeugung.

„Sprich für dich, Mary," entgegnet phlegmatisch Jack, „ich könnte von mir dasselbe nicht behaupten. Ich war sechs Wochen lang in Florenz, aber ich kenne es nur gerade genug, um mich zu sehnen, es wiederzusehen."

„Sechs Wochen," wiederholt Mary erstaunt, „da mußt du wohl sehr schlechtes Wetter gehabt, oder — oder — bist du viel in Gesellschaft gegangen. Wir haben uns nur sechs Tage in Florenz aufgehalten, und ich glaube, wir haben wirlich alles gesehen."

„Was im Murray* verzeichnet steht," murmelte Jack halblaut.

„O du böser, spöttischer Schelm!" verwies ihm Mary, indem sie ihm erst schalkhaft mit dem Finger drohte, dann ihn zärtlich am Arm packte und schüttelte. „Aber abgesehen davon, ob ich Florenz gründlich kenne oder nicht, wäre es jetzt wohl auf keinen Fall zweckmäßig, sich länger da aufzuhalten. Du weißt, eine schreckliche Typhusepidemie herrscht dort, alle Fremden meiden es."

„Um so besser, da wird man wenigstens sich nicht mit einem Zimmer begnügen müssen, wenn man zwei bestellt hat," entfährt es Jack. Dann vor seiner Bemerkung erschreckend, setzt er hinzu: „Fürchtest du dich denn vor der Epidemie, Mary?"

„Für mich nicht," erwidert die junge Frau, „aber ich würde mich für dich fürchten und du für mich, das weiß ich ja, du böser Mann, trotz deiner schlechten Witze."

„Ja, freilich, freilich!" Jack plappert das vor sich hin wie auswendig gelernt. Dann merkt er's Marys Blicken an, daß sie etwas von ihm erwartet. Er küßt ihr die Hand. „Du hast ganz recht, ganz recht," versichert er ihr hastig, „ich würde es mir nie verzeihen — wenn du — wenn — das heißt — ich meine, ich käme nicht mehr darüber hinaus — nein, nein, man soll die Gefahr nicht herausfordern — wir halten uns nicht auf in Florenz, gewiß halten wir uns nicht auf in Florenz. Willst du direkt nach Rom? Ich denke, es wäre das Beste."

„Ja, aber — momentan — nun, aufrichtig gesagt, momentan — möchte ich mich lieber nicht nach Rom begeben."

„Warum, die Fieberzeit fängt erst im Juni an," sagte Jack.

* Murray, englischer Bädeker.

„Nun ja — aber — die Brays sind dort.“ Mary lacht verlegen.

„Die Brays? — wer sind die?“ Jack schiebt die Brauen in die Stirn.

„Sarah und ihr Mann. Hast du vergessen, daß der ehemalige Zimmerdekorateur“ — Mary wirft das Wort recht hochmütig hin — „Bray heißt?“

„Ach so, richtig! Ist er jetzt nicht mehr Zimmerdekorateur?“ fragt Jack.

„Nein.“

„Nur mehr der Mann seiner Frau?“

„Ich bitte dich, das macht ihm genug zu schaffen, er ist mit Leib und Seele bei der Sache,“ versichert Mary.

„Bei was?“ fragt Jack, die Lippen verkrümmend, „bei Sarah?“

„Nein, bei der Sache, bei Sarahs Mission. Sie fliegen beide zusammen von einem Mäßigkeitskongreß zum anderen, er schreibt ihre Reden ins Reine, besorgt ihre Korrespondenz, pflegt ihre Gesundheit und so weiter.“

„Mit einem Wort, er ist der Impresario der Mäßigkeitsmuse,“ sagt Jack, „und die gastiert momentan in Rom! So, so!“

„Ja, sie hält drei Vorlesungen dort.“

„Aber liebe Mary,“ versichert Jack, „ich sehe wahrhaftig nicht ein, warum uns das hindern sollte, nach Rom zu gehen. Ich möchte mit großem Vergnügen einer dieser Mäßigkeitsvorlesungen beiwohnen. Impresario Bray reicht natürlich der Muse ein Glas Cognak, ehe sie aufs Podium tritt, um sie zu stärken.“

„Jack, du bist unmöglich!“ rief Mary ganz beglückt von der Scherzhaftigkeit des Gatten, „aber siehst du — ich begreife, daß es kurzweilig wäre, diesen Vorlesungen beizuwohnen, wenn man nicht gerade zur nächsten Verwandtschaft der Vorleserin gehören würde.“

„Mich geniert die Verwandtschaft nicht,“ behauptet Jack kalt, durch die vornehmen Velleitäten seiner Frau gereizt.

„Mich auch nicht,“ beeilt sich Mary ihm zu versichern, „aber — aber Sarah hat leider so gar keinen Takt. Sie würde sich uns anschließen — sie würde gewiß verlangen, wir sollten sie bei der Botschaft einführen. In Rom wäre ich ja recht gern ein wenig ausgegangen — nun, da begreifst du ...“

„Ja, ich fange an sehr vieles zu begreifen,“ murmelt Jack, und etwas herb setzt er hinzu: „Also wohin willst du?“

„Nach Perugia, Bester,“ girrt Mary.

„Nach Perugia! Was lockt dich denn nach diesem malerischen Nest — die Peruginos — oder das Hotel Bruffani?“

„Perugia bietet eine merkwürdige Vereinigung von künstlerischer und landschaftlicher Schönheit,“ erwidert Mary.

Und wieder murmelt Jack halblaut: „Murray!“

Es ist das erste Mal, daß er seine ungeduldigen Regungen Mary gegenüber nicht zu bemeistern weiß. Aber Mary hat nichts übel genommen — mit der merkwürdigen Geschicklichkeit blind verliebter Frauen weiß sie sich sein Benehmen immer wieder zurechtzulegen. Sie wiederholt nur ihren Ausspruch von vordem: „O du böser, spöttischer Schelm! Neck mich doch nicht beständig mit Murray — Murray ist sehr gut. Er enthält eine Menge nützlicher Kenntnisse. Aber, um ganz aufrichtig zu sein, es ist weder wegen des Perugino, noch wegen der schönen Landschaft, daß ich wünsche, wir möchten uns in Perugia aufhalten — nein, aber wie du weißt, ist dein Bruder dort mit seiner Frau.“

„Das ist für mich ein Grund mehr, Perugia zu meiden. Bryan verscheucht mich von dort wie dich Sarah von Rom,“ brummt Jack.

„Ach, Jack, sei nicht so häßlich,“ flüstert Mary und faltet die Hände um seinen Arm. „Laß mich Frieden stiften zwischen euch. Daß dein Bruder nicht ganz zufrieden mit dir war, ist ja teilweise begreiflich. Aber seit unserer Verheiratung hat er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne uns einen Beweis seiner Teilnahme zu geben. Lady Klara hat mir heute einen so liebenswürdigen Brief geschrieben, sie wünscht sehr, in Perugia mit uns zusammenzutreffen.“

„Ah, von daher bläst der Wind!“ knirscht Jack zwischen den Zähnen. Er kann den Namen seines Bruders nicht mehr hören. „Also daher bläst der Wind! Nein, Mary, daraus wird nichts. Ich thue dir zulieb, was ich kann, aber mich nach Perugia begeben zu einem zärtlichen Familienrendezvous, das thu ich nicht. Ich bin nicht zum Heucheln gemacht.“

„Aber Jack!“ murmelt Mary kleinlaut, „du — du begreifst doch, daß es mir angenehm wäre, gut mit deinen nächsten Angehörigen zu stehen. Du sagst immer, Lady Klara sei so nett.“

„Klara ist reizend, aber ich glaube nicht, daß ihr einander viel zu sagen haben werdet,“ erwidert Jack.

Eine Pause — dann fragt Mary: „Bist du fertig mit deinem Kaffee?“

„Längst,“ erwidert er.

„Nun, dann könnten wir ja hinaufgehen, ich möchte noch ein paar Briefe schreiben.“

Jack seufzt. Sich wieder mit Mary in dasselbe Zimmer einsperren, das bringt er momentan nicht über sich. Ein wenig muß er allein sein — und sei's auch nur eine Viertelstunde lang. „Geh nur hinauf — ich ...“

„Und was thust du?“ fragt Mary.

„Ich ... ich will einen kleinen Spaziergang machen.“

„Da geh ich mit!“ ruft Mary bereitwillig.

Jack ist zu Mute, als streue man ihm eine Handvoll Hagelkörner über den Rücken. „Wenn du willst,“ murmelt er gedehnt.

Diesmal kann sich selbst Mary über seine Unlust, ihre Begleitung anzunehmen, keiner Täuschung ergeben.

„Nun, zur Last fallen mag ich dir nicht,“ sagt sie gekränkt, indem sie an ihm vorbei auf die Treppe zugeht.

Von Gewissensbissen gefoltert, eilt Jack ihr nach. „Aber Mary!“ ruft er, sie an der Hand festhaltend, und weiß erst nicht, wie er sich entschuldigen soll. Dann kommt ihm ein glänzender Einfall. „Mary, hast du's denn nicht erraten, weshalb ich einmal allein ausgehen möchte? nur einmal. Nächste Woche ist dein Geburtstag — und ich habe da — etwas gesehen — das ...“

„Ach, du guter, lieber Jack!“ ruft Mary entzückt.

„Nun, ein andermal verdirb mir nicht den Spaß,“ entgegnet Jack fast strafend, „ich freute mich bereits so sehr auf die kleine Überraschung.“

„Lebe wohl, Teurer, lebe wohl!“ ruft Mary ihm zu. Sie küßt seinen Ärmel heimlich im Vorübergehen, dann fliegt sie an ihm vorbei die Treppe hinauf. Er ist allein.

* *
*

Einen Augenblick steht er verdutzt da, steht wie angewurzelt, den kleinen braunen Filzhut in der Hand. Er fängt an, an diesem Filzhut herumzustreichen. „Was hab ich da alles zusammengelogen,“ fragt er sich, und zu gleicher Zeit klingt ihm durchs Ohr seine eigene Stimme, wie er Mary versicherte: ich bin nicht zum Heucheln gemacht!

Nun freilich ist er nicht zum Heucheln gemacht — wenn einer nicht dazu geboren war, so ist er's, wenn einer bis dahin selbst die kleinste konventionelle Lüge schwer über die Lippen gebracht hat, so ist er's. Aber — mein Gott — zum erstenmal wird er sich dessen vollständig klar — durch seine Heirat mit Mary hat er sein Recht auf Wahrheit, das heiligste Recht, das Recht, welches die Freiheit der Seele bedingt, eingebüßt. Wie könnte er Mary die Wahrheit bekennen — ihr bekennen, daß jede seiner Liebkosungen die Frucht einer rasenden, ihm täglich schwerer fallenden Überwindung ist. Hat er das Recht, Mary einen Einblick in sein Inneres thun zu lassen? hat er das Recht, Mary zu sagen, ich kann dich nicht lieben? Nein, er muß sie schonen, so wie die Sachen stehen, muß er sie schonen. Es bleibt ihm nichts übrig, als Mary durch alle Mittel, die ihm zu Gebote stehen, in ihrer Täuschung zu unterstützen.

Er wird sich durchs Leben durchheucheln

müssen. Ob er dann die Heuchelei so oder so übertreibt, um sich einen Augenblick des Ausruhens damit zu erkaufen, kommt schließlich nicht darauf an, sagt er sich, und dann erschrickt er vor seinen Sophismen! Nein, es ist falsch, die Selbstbeherrschung, welche er sich Mary gegenüber auferlegen muß, mit Heuchelei zu verwechseln. Diese Selbstbeherrschung, welche ihm sein Pflichtgefühl abgewinnt, ist etwas anderes als die Heuchelei, mit welcher er seinem unbefugten Freiheitsdrang Vorschub leistet. Er will seine Pflicht thun. Erst stampft er energisch mit dem Fuß, dann seufzt er und zuckt die Achseln. Was nützt der gute Wille in solch einem Fall! Kein Mann in seinem Alter kann sich mit dem Leben, wie er selber es sich vorgezeichnet hat, abfinden, den Druck, den er auf sich genommen hat, aushalten, ohne mit der Zeit moralisch krumm zu werden. Die Nervenüberreizung, welche daraus erwächst, vierundzwanzig Stunden täglich neben einem Wesen hinzubringen, das uns geistig nichts bietet und physisch unsympathisch ist, ist zu groß, als daß wir nicht trachten würden, den Druck momentan von uns abzuwälzen. Und da das nicht möglich ist, ohne zu lügen, ohne zu heucheln, so wird er eben lügen und heucheln, alle Tage ein wenig mehr. Er wird seine Frau mit Aufmerksamkeiten überschütten, um sie in dem Glauben an seine Liebe zu bestärken, und den Glauben wird er benutzen, um ... um ...

* * *

Indessen ist er aus dem Hotel herausgetreten in die laue Frühlingsdämmerung. Rings um ihn Duft — Blumenduft mit etwas fauler Ausdünstung gemischt, wie in allen Städten, wenn der Tag geht und ehe er kommt; und rings um ihn Musik. Ganz Bologna vibriert von Musik. Es könnte einen entsetzlichen Mißklang geben, wenn das alles durcheinander tönte, aber nein! Während Jack so dahinschreitet und sich gegen die Wand drückt, um nicht von dem Tramway gestreift zu werden, der mit modernster Indiskretion eilig selbst durch die engsten Gassen fährt, hört er nur immer irgend eine vereinzelte Melodie, die, sich süß an seinem Ohr vorüberschmeichelnd, die chaotischen Dissonanzen des fernen Klangdurcheinanders beherrscht, bald die liebeskranke Schwermut eines neapolitanischen Volksliedes von einer klagenden Frauenstimme zur Guitarrebegleitung gesungen, bald die verwegene Sinnlichkeit eines Straußschen Walzers, von einem reisenden österreichischen Streichquartett gespielt. Und dazwischen das Rauschen des großen Neptunbrunnens, das monotone Geräusch der menschlichen Tritte, die an Jack vorübergehen.

Ganz Bologna ist auf der Straße. Wunderschöne Italienerinnen, etwas zu kurz, etwas zu üppig, mit leise wiegendem Gang, mit Kleidern, deren Geschmacklosigkeit die Dämmerung verwischt, und mit phantastischen, um die Köpfe geschlungenen schwarzen Schleiern, die ihrer blassen, leidenschaftlichen Schönheit etwas Magisches verleihen. Arm in Arm, meist zu zweien wandern sie einher, von einem Cigaretten rauchenden männlichen Anhang umschwärmt, der an Gewöhnlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der tiefe, wollüstige Klang ihrer Contrealtstimmen beunruhigt Jack eigentümlich, mehr als eine schlägt die schweren Augenlider auf und streift ihn mit einem Blick, mit einem Blick, der schwül und langsam an seinem Gesicht vorübergleitet wie der Hauch des Scirocco.

Er zuckt zusammen unter diesen Blicken, die ihn an Dinge erinnern, welche er vergessen haben will. Und mitten zwischen den üppigen Italienerinnen trifft sein Auge auf seine Landsmänninnen. Wie vielen von ihnen begegnet er heute! Lauter Engländerinnen aus der halb verkümmerten, verbildeten Lebenskategorie wie Mary, Marys Abbild in Gang und Haltung und Kleidung, schmal und flach, mit endlosen Taillen ohne Hüften, ohne eine einzige Kurve in der Figur. Wie

gut kennt er diesen weiblichen Typus, den unelastischen, vorwärtsschiebenden Gang, die langen, platten, schlecht beschuhten Füße, die zurückgeworfenen Ellenbogen, alles kennt er, auch die dünnen, wohlerzogenen Stimmen. Ihre Sprache klingt wie lauter Zischlaute auf einen Hauch eingefädelt. Ihm schaudert!

Von den Kolonnaden mit ihren Café chantants, ihren diamantblitzenden Juwelierauslagen hinweg, wo er in aller Eile ein Geschenk für Mary gekauft hat, biegt er ab in den menschenleeren großen Platz, auf den Dom geht er zu, der mit seinem hohen Mittelschiff und seinen mächtig ausgebreiteten, sich der Erde zuneigenden Seitenflügeln aussieht wie ein ungeheurer Vogel, der, momentan auf der Erde ausrastend, sich vorbereitet, von neuem zum Himmel emporzuschweben.

In die mystische Großartigkeit des Anblicks vertieft, steht Jack schweigend vor dem Gotteshaus, als ihm jemand zuruft: „Siehe da! Sie sind es, Ferrars, ich habe mir wohl gesagt, daß ich diese Schultern kenne.“

Jack sieht sich um, erblickt einen guten alten Bekannten, den kleinen Journalisten Rambert, hat ein Gefühl aufrichtiger Freude, in das sich die Empfindung eines Mißklangs mischt. An was erinnert ihn Rambert nicht alles! Die beiden Männer schütteln sich die Hände. „Sie hier, ein Franzose in Italien, und nicht prix de Rome!“ ruft Jack.

„Ja, die Welt hat sich geändert in den letzten Jahren, und der Franzose auch,“ ruft Rambert, „wir pilgern jetzt nach Bayreuth und Neapel, lernen Deutsch und radebrechen Italienisch — hm — ich komme von einer Tour durch die kleinen italienischen Städte zurück, und Sie, mein Lieber, sind, wenn ich nicht irre, auf Ihrer Hochzeitsreise. Die Vermählungsanzeige habe ich noch in Paris richtig erhalten. Sie haben doch Ihre Cousine Miß Winter, glaube ich, geheiratet?“

„Ja,“ murmelt Jack.

„Ein reizendes junges Mädchen, allerliebst, mein Kompliment, Ferrars,“ versichert Rambert. „Die Zeit der tollen Streiche ist vorüber.“

„Ja, offenbar,“ murmelt Jack.

Im Laufe dieses Gespräches hat der Franzose Jack aus den dämpfenden Schatten des Domes von neuem in den Bereich des Lichtglanzes unter die Kolonnaden gezogen, in den Bereich der Café-chantant-Musik, in den Bereich der langsam einherwandelnden ausländischen und inländischen Frauen.

Vor dem Café X. steht ein Leierkasten in Form eines Pianinos, eines jener mechanischen Pianinos, wie sie ganz Bologna unsicher machen.

Im gleichmäßigen Tempo einer Nähmaschine sprudelt dieses unheimliche Instrument die halsbrecherischsten Virtuosenstückchen hervor, ohne je einen Augenblick Atem zu holen, hart, grell, mit schwindelerregender Geläufigkeit. Es klingt wie das Spiel eines wahnsinnig gewordenen Virtuosen, der das Gefühl für Nüancen mit seiner Seele verloren, während Kraft und Geläufigkeit sich bei ihm verdreifacht hätten. Jack möchte sich die Ohren zuhalten, aber da der Franzose ihn, unermüdlich von Paris und alten Bekannten plaudernd, auffordert, sich niederzusetzen und ein Gefrorenes mit ihm zu verzehren, so setzt er sich nieder und bestellt ein Gefrorenes.

„Unter anderem raten Sie, wem ich im Laufe meiner italienischen Studienreise begegnet bin,“ bemerkt Rambert.

„Wie sollt ich,“ erwidert Jack zerstreut.

„Einer Ihrer alten Flammen.“

„Einer meiner alten Flammen?“ murmelt Jack langsam.

„Haben Sie dieselben etwa alle vergessen, wie es die Pflicht eines braven Ehemannes ist?“ neckt ihn der Franzose.

Jack zuckt die Achseln, das ist die einzige Antwort, deren er momentan fähig ist.

„Einen Augenblick müssen Sie doch trachten, sich dieser speciellen Flamme zu erinnern. Sie war es wert, nicht vergessen zu werden,“ versichert Rambert.

„Von wem reden Sie eigentlich?“ fragt Jack langsam. Er scheint ganz damit be-

schäftigt, die Flamme des Streichholzes, welches er soeben angezündet hat, um sich seine Cigarre damit anzustecken, in seiner hohlen Hand zu bergen.

„Von wem? Meiner Treue! von der Angiolina. Arme Angiolina!“ murmelt der Franzose.

„Von der Angiolina?“ Jack zieht die Brauen in die Stirn. Welche Fortschritte er im Heucheln gemacht binnen der letzten zwei Stunden! „Ach richtig, Sie meinen die Italienerin, wegen deren ich mich — wann war es nur? — so gründlich lächerlich gemacht habe,“ sagt er immer mit derselben schläfrigen Artikulation und dem unbeweglichen Gesicht.

„Ach, reden Sie nicht so wegwerfend von ihr,“ entgegnet ihm Rambert, „wenn Sie sie wiedergesehen hätten wie ich, würde Ihnen der Spott auf den Lippen sterben.“

Jack streicht sich ein neues Zündholz an und bückt sich darüber. „Geht's ihr schlecht?“ fragt er.

„Sie ist so ziemlich eines der unglücklichsten Geschöpfe, die es momentan auf der Welt giebt,“ erklärt Rambert.

„Wieso?“

„Sie haben ja das Vergnügen gehabt, ihren liebenswürdigen Gatten kennen zu lernen.“

Jack streift mit dem Nagel seines kleinen Fingers die Asche von seiner Cigarre herunter. „Ja, in der That,“ gesteht er, „ich habe mich bei dieser Gelegenheit ein wenig über den guten Geschmack gewundert, mit welchem die poetische Angiolina sich ihren Lebensgefährten ausgesucht hat.“

„Sie waren entsetzlich hart gegen die Arme,“ sagt Rambert, der offenbar seine eigenen cynischen Beleuchtungen der Situation längst vergessen hat; „ich glaube, wenn Sie ihre Lebensgeschichte kennten, würden Sie Ihre Grausamkeit bereuen.“

„Ihre Geschichte — ich kenne sie ja, ihre Geschichte!“ ruft Jack. „Sylvains hat sie mir erzählt.“

„Was hat er Ihnen erzählt?“

„Ach, so was Romantisches, Unsauberes. Nach dem, was er sagte, stammt die Angiolina aus sehr gutem Hause, ist die Tochter eines Marchese X, Y, und an Minelli verheiratet worden, nachdem sie mit diesem verliebten Genie durchgegangen war.“

„Aber das ist ja alles nicht so, das hatte ich ihm selbst gesagt, der Minelli hatte mir's weis gemacht; aber es ist wirklich nicht so!“ entrüstet sich Rambert.

„Also wie ist es?“ fragt Jack schroff.

„Die Angiolina ist die Tochter des Principe Gandini — aber die illegitime Tochter notabene. Ihre Mutter war eine russische Sängerin, die übrigens seit der Geburt des Mädchens sich vollkommen brav gehalten und beinahe die Achtung einer Frau genossen haben soll neben ihrem Geliebten, mit dem sie den Palazzo Gandini bewohnte. Sie erinnern sich doch des großen Palazzo im Trastevere? Der Hof war nach dem Tiber hinaus offen, in der rechten Ecke befand sich eine junge Bacchantin, die vor zwei Jahren an den Louvre verkauft worden ist. Eine Bacchantin mit einem zerrissenen …“

„Ach ja, ich erinnere mich der Bacchantin,“ unterbricht Jack unwirsch den weitschweifigen Franzosen; „erzählen Sie doch weiter von dieser merkwürdigen russischen Maitresse, welche fast die Achtung einer Frau genoß!“

„Die Achtung einer Frau! Sie wissen ja, was darunter gemeint ist. Daß die Dienerschaft ihren Befehlen gehorcht, ohne ihr ins Gesicht zu grinsen, und daß die paar jungen oder alten Männer, welche in solchem Falle den Besuch des Hauses bilden — auf weiblichen Umgang muß eine anständige Frau in unanständigen Verhältnissen bekanntlich gänzlich verzichten —, höflich gegen sie sind, ohne zu versuchen, ihr die Cour zu machen.“

„Das ist für die Maitresse eines italienischen Principe schon sehr viel,“ murmelt Jack.

„Nun, das geb ich zu,“ gestand der Franzose; „doch, wie gesagt, soll sie eine exceptionelle Person gewesen sein, und der alte Gandini — er war nämlich alt — scheint viel von ihr gehalten zu haben.

Die Kleine ließ er erziehen, wie es seiner legitimen Tochter gebührt hätte. Besonders mit ihrer musikalischen Ausbildung bemühte er sich sehr. Ihr Klavier- und Gesangslehrer war ein junger Komponist Namens Philippo Minelli. Sie fahren zusammen, Ferrars. Sie haben erraten, ja, es ist derselbe. Hat sie sich als halbes Kind für ihn interessiert, hat sie sich nicht interessiert — was weiß ich! Jetzt weiß sie es wohl selber nicht mehr. Was nicht mehr existiert an Herzensempfindungen, ist bekanntlich nie gewesen bei den Frauen; jedenfalls hätte er sie nie zum Weibe bekommen, wenn nicht ganz unvorhergesehene Umstände eingetroffen wären! — Sapristi, Ferrars, da — sehen Sie einmal hin — dort, die Frau in dem grauen Kleide, das sie ein wenig hoch schürzt, haben Sie je ein Paar so kleine Füße gesehen? Es muß eine Russin sein oder eine Österreicherin — für eine Spanierin ist sie zu groß! Sehen Sie nur, ein wahres Wunder von einem Fuß, und wie gut chaussiert ..."

„Es ist eine Engländerin," sagt Jack ruhig, „eine alte, gute Bekannte von mir," und dann trommelte er ungeduldig auf der mit klebrigen Ringen und Klecksen von Limonadegläsern und Eisschalen reichlich gezierten Platte des kleinen Tisches, welcher zwischen ihm und dem Franzosen steht.

„Eine Engländerin — nicht möglich!" ruft Rambert, „eine Engländerin mit solchen Füßen!"

„Es geschehen Zeichen und Wunder!" spöttelt Jack, indem er fortfährt, in gesteigertem Tempo auf die Marmorplatte des Tischchens zu trommeln. Wird denn Rambert nie aufhören, der schönen Mrs. Delany nachzustarren? fragt er sich.

Etwas, was er noch mit Gewalt niedergehalten hat, ist auferstanden in seiner Brust. Was früher in ihm nur vages, beunruhigendes Empfinden gewesen, hat sich zu einer geradeaus auf ihr Ziel losstürzenden Sehnsucht gestaltet.

Rambert klimpert indessen gleichmütig mit dem Messer auf seinem Eisschälchen, um die Aufmerksamkeit eines Kellners auf sich zu lenken; dann vertieft er sich in die Bestellung eines Masagran — er hat große Mühe, dem Kellner begreiflich zu machen, was ein Masagran ist.

Jack verzehrt sich vor Ungeduld. „Sie scheinen ganz zu vergessen, daß Sie in dem spannendsten Kapitel Ihres Sensationsromans stecken geblieben sind," sagt er endlich.

„Meines Sensationsromans?" Rambert denkt nach. „Ja richtig, die Antecedentien der armen Angiolina war ich im Begriff Ihnen zu berichten, aber Sie zeigten so wenig Interesse an meiner Erzählung."

„Sensationsromane haben es für sich, daß man sie zu Ende liest, wenn man sie einmal angefangen hat, mag man sie auch noch so abgeschmackt finden," erwidert Jack.

„Sie sind sehr gütig!" Rambert verbeugt sich. „Wo waren wir stehen geblieben?" sinnt er vor sich hin. „Ja, richtig, bei der Erziehung der Angiolina; aber gehen wir darüber hinweg! Der alte Gandini war so vernarrt in seine Tochter, daß er beschloß, die Russin zu heiraten und die Kleine legitimieren zu lassen. Da stirbt er plötzlich an der Cholera, zwei Tage nachher stirbt ihm seine Geliebte nach. Die legitimen Erben stürzen sich auf die Hinterlassenschaft und werfen die Angiolina auf die Straße hinaus, das heißt, sie bringen sie bei einer Wäscherin in Trastevere unter für eine Pension von dreißig Lire monatlich, und kommen sich großmütig vor. Die Angiolina war damals noch nicht sechzehn Jahre alt, Sie können sich den Jammer vorstellen! Beständig entwischte die Arme ihrer Kerkermeisterin, und dann umschlich sie den Palazzo Gandini, und schließlich setzte sie sich auf die Thürschwelle und schluchzte. Die Geschichte machte Aufsehen, man fing an, sich für die illegitime Tochter Gandinis zu interessieren, von ihrer Schönheit zu reden, von ihrer Verlassenheit und von der Grausamkeit der gesetzlichen Nachfolger ihres Vaters. Das sittliche Anstandsgefühl regte sich in dem neuen Prin-

cipe, er schwang sich zu einem Akt unerhörter Großmut empor. Er ließ sich vernehmen, daß, wenn sich ein anständiger Mann fände, die Angiolina zu heiraten, er bereit wäre, ihr eine Aussteuer von 50000 Lire zu verabfolgen. Minelli meldete sich. Wundern Sie sich, daß die arme Angiolina ihn annahm?"

Rambert schöpft Atem. Der Kellner hat ihm sein Masagran gebracht; er kostet es mißtrauisch und trinkt es mit Resignation.

„Hm! ist die Geschichte zu Ende?" fragt Jack.

„Zu Ende!" wiederholt Rambert achselzuckend, „zu Ende! Minelli war der Sohn eines kleinen Grundbesitzers aus Umbrien, nebenbei Komponist. Man hielt viel von ihm, er war Hofnarr bei so und so viel Principi und Schoßkind bei so und so viel Principessen. Er stand immer im Begriff, etwas Großes zu leisten. Als er die Angiolina heiratete, ging es bereits mit ihm bergab. Was ist da viel zu erzählen — ein verbummeltes Genie, das sich dem Trunk ergiebt — ein armes junges Ding, das sich erst bemüht, ihr Nest rein zu halten, das dem Mann in Kneipen nachläuft, um ihn aus dem Sumpf zu ziehen. Schließlich — von der einen Seite cynische Gleichgültigkeit, von der anderen unüberwindlicher Ekel! — Aus diesem Sumpf entfloh die Angiolina nach dem plötzlichen Tode ihres einzigen Kindes nach Paris. Sie versuchte es erst, sich durch italienische Stunden zu ernähren. Aber ich bitte Sie, eine bildschöne Person, wie die — Die Not drängte, ein Zufall brachte sie dazu, es als Modell zu versuchen. Wie tadellos sie sich gehalten, das wissen wir alle. Wir alle haben es umsonst versucht, Eindruck auf sie zu machen, denn, daß sie nicht zu bestechen war, merkte man gleich. Sie waren glücklicher als wir. Seitdem ich die Geschichte der Angiolina kenne, begreife ich, daß ein Poet, ein Idealist, ein Kind wie Sie dazu gehörte, dieses arme, in den Sumpf getretene Frauenherz von neuem zu beleben. Zwischen Ihnen und der Vergangenheit war die Kluft groß genug ..."

„Ach weiter, weiter!" rief aufgeregt Jack.

„Minelli hatte nicht allzu lange nach ihrer Flucht den Aufenthaltsort seiner Frau ausgekundschaftet. Da er sich aus ihr nichts mehr machte, so ließ er sie gewähren unter der Bedingung, daß sie ihm jährlich einen Tribut von so und so viel hundert Franken auszahlen müsse. Sie war nicht im stande, die ganze Summe aufzutreiben. Er Schuft, der er ist, bildete sich ein, sie lebe in Saus und Braus mit vornehmen Liebhabern und geize ihm gegenüber mit ihren Reichtümern. Er kam nach Paris, um nach dem Rechten zu sehen. Das übrige — wissen Sie besser als ich."

Jack hält den Kopf gesenkt. Er denkt nicht mehr daran, seine Gemütsstimmung vor dem Franzosen zu verbergen.

„Und wo haben Sie sie wiedergesehen, in Rom?" fragt er.

„Nein, in einem kleinen Nest zwischen Perugia und Assisi. Minelli, der seit Jahren jeden Versuch aufgegeben hat, etwas zu leisten, lebt jetzt auf der Vigna, die ihm sein Vater hinterlassen hat, in einem zerfallenden Haus ohne Glasscheiben in den Fensterlöchern und mit einer malerischen Steinbogen-Loggia, um die sich irgend etwas herumschlingt. Auf dieser Loggia habe ich sie sitzen sehen, die Hände im Schoß, den Blick auf die Straße geheftet. Sie hat mich erkannt und angerufen. Der Mann war im Wirtshaus. Er ist immer im Wirtshaus und treibt sich mit anderen Weibern herum. Ihr ist das lieber so. Er prügelt sie, aber er läßt sie in Ruh, teilweise, weil er sich nichts aus ihr macht, und teilweise, weil er sich vor ihr fürchtet."

Rambert verstummt. Er hat nichts mehr zu sagen. Das neapolitanische Liebeslied ist verklungen, das mechanische Pianino spielt jetzt einen Walzer von Chopin mit schwindelnder Hast und lebloser Regelmäßigkeit.

„Sie sehen nun vielleicht ein, daß Sie zu grausam gegen die arme Angiolina waren!" bemerkt Rambert.

Jack hebt seinen gesenkten Kopf. Sein Gesicht ist weiß.

„Die — die Angiolina" — wie schwer es ihm fällt, ihren Namen auszusprechen! — „hat Ihnen diese Geschichte erzählt?" fragt er.

„Ja, aber sie ist mir von vielen Seiten bestätigt worden," versichert Rambert.

„Ich zweifle nicht an der Wahrheit," entgegnet Jack ungeduldig; „die Geschichte trägt den Stempel der Wahrheit so auffallend an sich, daß es dumm wäre, sie anzuzweifeln. Ich wollte nur wissen, ob Sie lange Zeit mit der Armen gesprochen haben?" — er hält inne — „ob sie — Mensch, muß ich Ihnen das erst aus dem Hals herauszerren? — ob sie nach mir gefragt hat."

„Nach Ihnen gefragt? Natürlich hat sie nach Ihnen gefragt," erwidert Rambert. „Die Angiolina interessiert nichts anderes auf der Welt als Sie. Ich teilte ihr mit, daß Sie sich verheiratet hätten."

„Und wie nahm sie das auf?"

„Sehr ruhig, wie ein durch und durch müder, zerschlagener, wund geschundener, dazu noch kranker Mensch alles hinnimmt."

„Ist sie krank?" fragte Jack hastig.

„Ja, ein wenig Malaria und sehr viel Lebensmüdigkeit. Aber schön ist sie noch immer. Weiß Gott! — noch blässer als früher und die Lippen dunkelrot und in ihren Augen eine Schwermut, eine Sehnsucht! Soll ich Ihnen ein Geständnis machen? Ich trachtete sie nach Paris zurückzulocken. Es war nichts anzufangen. Seit Sie, Ferrars, die Arme verstoßen, ist ihr alles gleichgültig. Weit sei es von mir, sie Ihnen anzupreisen — Sie sind verheiratet, Sie sind auf der Hochzeitsreise — es kann ja gar nicht die Rede sein mehr von irgend etwas zwischen ihr und Ihnen, wenigstens — für den Augenblick. Ha ha ha! Verzeihen Sie einem alten Pariser den schlechten Witz. Aber rührend ist das arme Ding doch. Ich habe versprochen, ihr zu schreiben, falls ich Sie wiedersehe. Was soll ich ihr von Ihnen ausrichten? Nur einen Gruß, ein freundliches Wort. Ich bitte Sie, Ferrars, autorisieren Sie mich, stellen Sie mir einen Blankowechsel aus auf Liebenswürdigkeiten."

Dumpfes Schweigen herrscht zwischen den beiden Männern. Endlich sagt Jack: „Lassen Sie's gut sein, mischen Sie sich nicht in die Geschichte hinein!"

„Vielleicht schreiben Sie ihr selbst — nur ein paar Worte! Sie wissen, nach Ponte San Giovanni — es liegt auf dem Wege zwischen Perugia und Assisi," ruft Rambert.

„Das hieße Brücken schlagen über den Ocean!" erwidert ihm Jack. „Lassen wir die Sache ruhen!"

* *
*

„Ponte San Giovanni — Ponte San Giovanni!" Immer wieder murmelt Jack den Namen vor sich hin, während er von dem Café X. nach Hause zurückwandert, nach Hause in das Hotel Brun — nach Hause auf einer Welt, in der sich sein Herz überall fremd fühlt.

Er nimmt den Weg übrigens nicht direkt dahin, nein, er nimmt einen großen Umweg, den größten Umweg, den er in Bologna nehmen kann.

Zum erstenmal seit seiner Hochzeit war er ein paar Stunden frei — ihm ist es, als habe er eine Last abgestreift, und wie er sich dem Hotel nähert, fühlt er die Last von neuem — fühlt sie auf seinen Schultern, auf seiner Brust — atemraubend, in die Erde drückend!

Mein Gott! —

Es ist beinah Mitternacht, als er über die breite Treppe des ehemaligen Palazzo Malvasi hinaufschleicht, dann über den langen, mit Statuen und Büsten und allerhand Topfpflanzen besetzten Marmorgang bis an Nummer 25 hinan. Er legt die Hand auf die Klinke. „Jack, bist du das?" Marys Stimme säuselt's ihm zu. Er tritt ein. Mary ist noch auf, hat, mit ihrer Korrespondenz beschäftigt, der Rückkehr des Gatten entgegengeharrt.

„Wie spät du kommst, Liebster," sagt sie leise vorwurfsvoll.

„Ich — ich habe einen Bekannten getroffen — wir haben ein wenig geplaudert,“ murmelt Jack, sich entschuldigend. „Warst du besorgt, mein Engel?“ Ist das wirklich seine Stimme, die da so geläufig diese zärtlichen Heucheleien vorbringt?

„Ach nein, es ist mir nicht eingefallen, besorgt zu sein,“ erwidert Mary. Frauen von ihrem dürren Typ haben gewöhnlich sehr ruhige Nerven. „Was sollte dir denn geschehen in Bologna, wo noch alle Straßen beleuchtet sind und von Menschen wimmeln. Aber gesehnt habe ich mich nach dir, Jackie — sehr. Ich hab dich entbehrt, ich war noch nie so lange ohne dich, seit wir verheiratet sind — die erste Trennung! Du weißt, das ist immer ein Ereignis in einer Ehe. Ach, wie lang mir die Zeit wurde!“

Sie schmiegt sich an ihn, und er legt den Arm um sie und küßt sie auf die Stirn.

Er hat Übung im Sekundieren dieses Zärtlichkeitsduetts. Aber du lieber Himmel, wie abgeschmackt ihm das alles erscheint! wie abgeschmackt!

Es dauert eine ganze Weile, ehe Mary ihren Empfindungen gehörig Luft gemacht hat. Endlich giebt sie Jack frei.

„Ich wartete auch deine Rückkehr ab, um meinen Brief an Klara“ — zum erstenmal spricht sie von ihrer Schwägerin einfach als Klara und nicht mehr als Lady Klara — „um meinen Brief an Klara zu beendigen. Sie und Bryan bleiben noch die nächste Woche in Perugia. Jack, sei lieb, thu mir's zu Gefallen, fahr mit mir nach Perugia!“

Alles dreht sich mit Jack — er weiß nicht mehr, wie ihm geschieht! Er schwankt, er will ein anständiger Mensch bleiben, um jeden Preis will er's! Da stützt sie ihm die gefalteten Hände auf seine Schulter: „Jack! sei lieb — ich freute mich schon so auf Perugia!“

„Nun, wie du willst, liebes Kind! — wenn du dir's so sehr wünschest, fahren wir nach Perugia!“

Seine Zunge ist trocken — er kommt sich falsch wie Judas Ischariot vor. Und Mary wirft sich ihm an den Hals und ruft: „O du Lieber, du Bester!“

* * *

„Ja, sie ist sehr nett, ich habe kein Bedenken, sie in der nächsten Saison vorzustellen.“

Es ist Lady Klara Ferrars, die spricht. Sie trägt ein helles Flanellkleid mit einer Bluse, die wie ein Marineurhemd gemacht ist, und lehnt träge in einem Schaukelstuhl zurück.

In Perugia ist es, im Hotel Bruffani, in einem sehr großen hellen Salon, aus dessen Fenstern man über die von dem Bahnhof heraufführende Straße auf die umbrische Landschaft herabsehen kann, auf eine große graue Kirche in gotischem Stil, die mitten aus einem Meer von verschiedenartig geformten Dächern hervorragt, auf die weite grüne Ebene, die von mit Weißdornhecken umsäumten Straßen und Maulbeeranpflanzungen unterbrochen ist.

Sir Bryan sitzt nicht sehr nah von seiner Frau in einem bequemen Lehnsessel und liest eine Zeitung — eine jener sehr klein gedruckten und unheimlich umfangreichen englischen Zeitungen, von denen man sich fragt, ob es einen Menschen giebt, der ihren Inhalt je gründlich erschöpft.

„Ja, Mary ist eine sehr nette kleine Person,“ bestätigt er die gute Meinung, welche seine Frau über ihre Schwägerin geäußert hat. „Unter diesen Umständen hätte Jack keine passendere Verbindung schließen können.“

Die Sache ist für ihn erledigt, er versenkt sich von neuem in die Lektüre seiner Zeitung.

„Nun, er hätte allenfalls in eine bessere Familie hinein heiraten können,“ bemerkt Lady Klara, und da Sir Bryan sie auf diese Bemerkung hin etwas übellaunig aus seinen grünen, undurchsichtigen Augen heraus anstarrt, setzt sie lachend hinzu: „Verzeihe, ich hatte ganz vergessen, daß Mary eine Verwandte von dir ist.“

„Jacks Verwandte ebenfalls," bemerkt nicht ohne Gereiztheit Sir Bryan.

„Ja, richtig, Jacks Verwandte ebenfalls," wiederholt Lady Klara.

„Das scheint dich in Erstaunen zu setzen," brummt Sir Bryan, „ist dir die Thatsache etwa besonders neu?"

„Nein, aber seltsam bleibt sie mir immer," sagt Lady Klara trocken. Ihren Mann zu ärgern ist außer Parforcejagden das größte Vergnügen, über das ihre Existenz verfügt. „Daß Mary mit dir verwandt ist, kommt mir nicht weiter befremdlich vor, daß sie aber mit Jack verwandt sein soll, ist geradezu komisch."

„Warum komisch?" grunzt Sir Bryan.

„Jack ist ein so furchtbar netter Junge," versichert Lady Klara gleichgültig, und dabei schielt sie unter ihren gesenkten Augenlidern nach ihrem Mann hinüber und lächelt besonders liebenswürdig.

„Danke bestens," versichert Sir Bryan, die Times knistert unzufrieden zwischen seinen Händen. „Willst du mir übrigens nicht mitteilen, warum du nicht lieber Jack geheiratet hast, anstatt mich?"

Lady Klara stützt ihre weißen Flanellellenbogen fester auf die Seitenlehnen ihres Stuhles, und ihre Fingerspitzen aneinanderschließend, meint sie mit dem ihr eigenen, langsamen, provozierenden Lächeln: „Wahrscheinlich, weil er nie in mich verliebt war."

„Oder vielleicht, weil seine Vermögensverhältnisse deinen Ansprüchen nicht ganz entsprachen," äußert plump Sir Bryan.

Lady Klara mustert ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wie ordinär du bist, Bryan," sagt sie scharf.

In dem ganzen Umfang des umfangreichsten Wörterbuchs giebt es kein Adjektiv, was Sir Bryan ärger verdrießen könnte als das Wörtchen „ordinär".

Die Adern an seiner Stirn schwellen dick wie Wäschleinen an, er ballt die kurze Faust, er sieht aus, als ob er seiner Frau etwas an den Kopf schleudern wollte.

Sie kreuzt die Arme über der Brust und lächelt herausfordernd. Ein leises Klopfen an der Thür unterbricht diese überaus erquickliche Familienscene.

„Herein!" ruft Lady Klara.

Sir Bryan hat das Klopfen überhört. Herein tritt Jack, sehr blaß und mit schwarzen Ringen um die Augen.

„Wie schlecht du aussiehst," sagt Lady Klara.

„Ich habe Kopfschmerzen," erwidert Jack.

„Was du jetzt nicht alles hast," meint Lady Klara mitleidig spöttelnd.

„Die Hitze greift mich an."

„Die Hitze; es ist ja verhältnismäßig kühl, die Steine sind noch naß vom letzten Gewitterregen," bemerkt Lady Klara.

„Nun, um dir die Wahrheit zu sagen," ruft Jack in dem gereizten Ton, den letzterer Zeit seine Stimme bei den unwesentlichsten Anlässen annimmt, „ich vertrage die Stubenluft nicht, ich habe seit drei Tagen, seitdem meine Frau sich den Knöchel verstaucht hat, die Nase nicht vor die Thür gesteckt. Wenn das so fortgeht, so werde ich verrückt, ich halt's einfach nicht mehr aus." Und dann, als schäme er sich dieses Ausbruches unverhohlener Aufrichtigkeit, setzt er hinzu: „Es ist ja lieb und nett von Mary, daß es ihr so schwer fällt, mich zu entbehren, aber — aber endlich — hm! Ich wollte dich nur bitten, Klara, ob du ihr nicht ein wenig Gesellschaft leisten möchtest, während ich ein Stündchen, nur ein kleines Stündchen spazieren gehe."

„Das versteht sich ja von selbst, Jack," ruft die Schwägerin; „du weißt, wenn ich dir eine kleine Gefälligkeit erweisen kann, bin ich immer bereit."

„Was du für eine famose Frau bist!" ruft Jack mit Begeisterung.

„Mitunter bewundere ich mich selbst," erwidert sie, indem sie über ihre Schulter hinüber einen Blick auf ihren Gatten wirft.

Lady Klara verläßt mit Jack den Salon, durch den freundlichen, mit Palmen, sowie bequemen Rohr- und Korbgeflechtmöbeln besetzten Lichthof geht sie mit ihm, dann über eine reinlich gehaltene helle

Treppe. Inmitten der Treppe bleibt Jack stehen, und seine Schwägerin plötzlich ansehend, fragt er sie: „Klara, warum hast du eigentlich Bryan geheiratet?"

„Weil er dreimal um mich anhielt, und mein Vater, welcher nahe am Bankerott war, mir beibrachte, die Zukunft meiner jüngeren Geschwister hänge von meiner glänzenden Versorgung ab. Ich hatte nur die Wahl zwischen deinem liebenswerten Bruder, welcher mich einfach wegen meiner blaublütigen Herkunft heiraten wollte, und einem anderen reichen Mann, der rasend in mich verliebt war. Unter den Umständen ..." Sie stockt.

„Unter den Umständen ..." wiederholt Jack.

Lady Klara fängt an zu lachen, ein helles, ausgelassenes, nichts weniger als heiteres Lachen: „Unter den Umständen ..." sagt sie, „wählte ich deinen Bruder."

„Wähltest du meinen Bruder," wiederholt Jack wie geistesabwesend.

„Natürlich." Lady Klara, welche um zwei Stufen höher steht als ihr Schwager, wendet sich nach diesem um und legt ihm die Hand auf die Schulter. „Siehst du, mein Alter, mit einem Mann, dem man beinahe so gleichgültig ist, als er's einem ist, mit dem kann man's aushalten, da bleibt uns wenigstens ein Teil unserer Existenz zur freilich bedingten eigenen Disposition. Man kann aufatmen, kann sich erholen. Mit einem Mann, der einen liebt, ohne daß man im stande ist, seine Leidenschaft zu erwidern, mit dem hält man's nicht aus. Das ist die Hölle, das führt geradeswegs ins Irrenhaus, oder zum Selbstmord, oder zu einer anderen Schlechtigkeit. Diese vehementen und skandalösen Kulminationspunkte der Situation sind mir neben deinem Bruder erspart geblieben. Dafür schulde ich ihm Dankbarkeit und halte mich danach. Ich sage ihm Impertinenzen, aber ich bin ihm treu. Was hast du, Jack, du bist ja grün wie Salat?"

„Nichts, nichts." Jack schüttelt sich ein wenig. „Ein Schwindel, es ist schon vorbei."

Ein Minute später hat Jack das Zimmer seiner Frau erreicht. Er schiebt seine Schwägerin vor.

„O Klara! wie süß!" ruft Mary der jungen Frau zu. Die verwandtschaftliche Intimität mit der Tochter eines Earls hat noch nicht aufgehört ihren Reiz auf sie auszuüben.

„Ich komme dir Gesellschaft leisten, während dein langer Mann ein wenig Luft schnappt," sagt Lady Klara, „er sieht ja schon ganz elend aus von dieser dreitägigen Krankenpflegerei."

„Wirklich, Jack, mein Bester?" ruft Mary und streckt die Arme nach ihm aus. Er fügt sich mit Resignation ihrer Umarmung, erwidert ihren Kuß. Zum erstenmal beobachtet ihn seine Schwägerin während dieser Procedur. Sie beißt sich die Lippen.

„Nun fort mit dir, mein Junge," ruft sie ihm zu, „wir können dich nicht brauchen, wir wollen uns ein wenig allein unterhalten! Adieu."

„Bleib nicht zu lange weg, Liebling, Herzchen," girrt Mary.

Er sieht sich noch einmal um und geht.

* * *

Beinahe eine Woche ist es jetzt her, daß Jack mit seiner Frau Bologna verlassen hat. Von Bologna sind sie nach Florenz gereist, wo sie sich auf Marys speciellen Wunsch hin kaum vierundzwanzig Stunden aufgehalten haben. Mit dem Mittagszug sind sie fort — fort an Cypressenwäldern vorbei, zu deren Füßen die üppigsten Centifolien blühen, über breite Ströme hinüber, welche die Sonne ausgetrunken hat, so daß von ihnen momentan nichts übrig geblieben ist als ein dünner, trüber Wasserfaden, der sich träge und mühsam am tiefsten Grund des breiten, felsigen Flußbettes hinschlängelt, vorbei an den Silhouetten alter Festen, die, einen Hügel krönend, sich grau und ernst mit schroffen, finsteren Linien gegen den Himmel abzeichnen, ein Gewirr von Festungswällen, Kirchtürmen, verfallen-

den Palästen und einfachen Häusern aus grauem Stein, an großen stillen Seen, die regungslos in der grellen Sonne hinbrütend sich ausnehmen wie eine einzige große Scheibe matt glänzenden Bleies, von einem dichten Kranz mannshoher Binsen umstarrt, vorbei an Dörfern, in denen die braunen, fensterlosen Häuser alle ausschauen, als seien sie kürzlich von Flammen verheert worden, und zwischen denen die Menschen gelb und mager umherschleichen, als seien sie von einer fürchterlichen Müdigkeit in die Erde gedrückt. Dann wieder grüne Felder, Maulbeerbäume, überall Mohnblumen, immer wieder Mohnblumen.

Gegen Abend sind sie in Perugia angekommen und mit klirrenden Glocken in einem verhältnismäßig anständigen Zweispänner die steile Serpentine hinaufgefahren vom Bahnhof bis zum Hotel Brufani, das auf dem Hauptplatz von Perugia steht.

Das ist vier Tage her.

Lady Klara und Sir Bryan sind ihnen an der Thür des Hotels entgegengekommen. Einen ganzen Tag hat's nichts gegeben als verwandtschaftliche Herzlichkeit, Gelächter, Neckerei, Galeriebesuche, dann ist Mary über die Treppe des Rathauses gefallen und hat sich den Fuß verstaucht. Mit tyrannischer Zärtlichkeit hat sie Jack neben ihrer Chaiselongue festgehalten von da ab. Armer Jack!

Er atmet auf, als er, das Hotel hinter sich lassend, auf den großen Platz hinaustritt. Aber das Gefühl der Erleichterung ist nicht von langer Dauer. Eine rasende Unruhe tobt in ihm, eine Unruhe, die kein Ziel vor sich hat, keins haben will.

Anfangs geht er nur, um zu gehen, treppauf, treppab, die unregelmäßigen, hügeligen, schmalen, von Mauerbogen überwölbten Gassen Perugias entlang, blind gegen den wundervollen malerischen Reiz des Städtleins, blind gegen den dunkelblauen Himmel, der zwischen und über dem eigentümlich schwarzgrauen Gewinkel des Mauerwerkes schwebt. Ihm ist's, als habe er eben eine drückende Last abgestreift, und als liefe ein Feind ihm nach, ihm dieselbe von neuem aufzubürden. Er weiß genau, daß kein Davonlaufen hilft, daß der Feind ihn einholen wird, aber er läuft doch, läuft unwillkürlich, und der Schweiß tritt ihm auf die Stirn, sein Atem ist gehemmt, und die Leute sehen ihm nach und sagen, er ist verrückt.

Nachdem er in einem Augenblick hochgradiger Erregung seiner Schwäche nachgegeben und auf die Bitte seiner Frau hin sich mit dieser nach Perugia begeben hat, ist das Pflichtgefühl von neuem in ihm erwacht. Er hat es sich vorgenommen, Perugia zu verlassen, ohne die Angiolina aufgesucht zu haben.

Er thut, was er kann, um sich zu überwinden. Aber ...

Die Worte seiner Schwägerin fallen ihm ein: Neben einem Menschen hinleben, dem man ebenso gleichgültig ist, als er uns ist, das hält man allenfalls aus. Aber mit einem Menschen leben, der einen leidenschaftlich liebt, und dessen Leidenschaft man nicht erwidert, das hält man nicht aus, das führt ins Irrenhaus oder zum Selbstmord oder zu irgend einer anderen Schlechtigkeit.

Fort, fort!

Am liebsten möchte er noch heute zusammenpacken und von Perugia fliehen.

Mit einemmal bemerkt er, daß ihm jemand nachschleicht, ein brauner, zerlumpter Bursche mit eingeschlagenen Vorderzähnen.

Jack stiert ihn an. Will der Bursche ihn anbetteln? — Nein.

Er legt die Hand an seinen spitzigen Filzhut und sagt: „Seine Excellenz Herr Ferrars?“

„Ja — was soll es!“ giebt Jack ihm ungeduldig zurück.

„Ich habe einen Brief an Excellenz zu bestellen.“

„Einen Brief — von wem?“

„Von der Signora Angiolina Minelli.“

Jack streckt die Hand hin nach dem Brief.

„Ich habe der Signora versprochen,

den Brief nur an den Signor zu geben, wenn wir unbeobachtet sind. Ich warte bereits seit Stunden vor der Thür des Hotels Bruffani, ich hatte den Herrn aus den Augen verloren," sagt der Bursche.

„Gieb den Brief," herrscht Jack ihn an.

„Hier ist er."

Jack faßt ihn an, wie man eine glühende Kohle anfassen könnte, und versenkt ihn in seine Tasche. Dann reicht er dem Burschen ein Trinkgeld.

Der Bursche besieht sich das Geldstück auf der flachen Hand, dann wackelt er mit dem Kopf.

„Was willst du noch?" fragt Jack schroff.

„Eine Bestätigung, daß ich den Brief abgegeben habe."

Jack besinnt sich einen Augenblick, dann sucht er nach einer Visitenkarte und reicht sie dem Burschen.

„Und Antwort giebt es keine?" fragt der Italiener.

„Ich weiß nicht, es geht dich nichts an, pack dich."

Der Bursche läßt sich's nicht zweimal sagen.

Nun steht Jack allein in einer schmalen Sackgasse, deren aus großen, unregelmäßigen Steinen bestehendes Pflaster sich nach der Mitte vertieft.

Die Fenster glänzen hinter tiefen scharfkantigen Fensternischen. Die meisten stehen offen. In allen Fenstern stehen Blumentöpfe mit rotblühenden Nelken oder Geranien, und fast in jedem Fenster liegt eine Katze. Eine davon springt herunter auf Jacks Schulter — er schrickt zusammen. Ein hübsches, schwarzlockiges Mädchen mit großen goldenen Ringen in den Ohren und bloßen, statuesken Armen lacht ihm lustig zu — mehr Gesichter zeigen sich an den Fenstern — man beobachtet ihn. Was will er hier? was sucht er? Ja, was sucht er? — einen Ort, um ungestört den Brief zu lesen, den Brief, den ihm die Angiolina geschrieben. Unwillig verläßt er das Gäßchen und richtet seine Schritte dem Dom zu.

An den blinden oder verkrüppelten Bettlern vorüber, die vor der Thür Spalier bilden, tritt er in die Kirche, eine Kirche voll Weihrauch und Wachskerzenduft und mystischer Dämmerung. Er setzt sich in einen der scharfkantigen, braunen Kirchenstühle links vom Eingang, den Brief uneröffnet in der Hand, und blickt vor sich hin in das rote Geflacker des Hochaltars, an welchem der Vespergottesdienst gehalten wird. Von der Orgel herunter tönt träumerisch und weich eine Liebesarie aus einer Verdischen Oper.

Jack legt die Hand an die Stirn, versucht nachzudenken. Was kann der Brief enthalten, der Brief der Angiolina, der Brief eines Weibes, das ihn anbetet und das er — ja, das er ebenfalls anbetet? Sie ruft ihn zu sich. Das weiß er, ehe er den Brief geöffnet hat, ruft ihn von der Seite seiner Frau zu seiner Geliebten — nach kaum sechswöchentlicher Ehe von der Hochzeitsreise hinweg. Er sagt sich, daß es besser wäre, den Brief ungelesen zu zerreißen. Schon steht er im Begriff, es zu thun, da kommt die einschmeichelnde Stimme des Mitleids, die bei allen großen Versuchungen das Wort führt und der Sünde zuruft: versteck dich hinter mich, mach dich recht klein, ich bringe dich durch. Er hat nicht das Recht, den Brief einer Sterbenden ungelesen zu vernichten, sagt das Mitleid.

Das Mitleid entscheidet! Er hat den Brief geöffnet, er liest:

Ponte San Giovanni.

Die Tage sind vergangen, einer hinter dem anderen, seit du mich zum erstenmal geküßt und gleich darauf verstoßen hast damals in Paris. Jetzt werden es bald dreihundertfünfundsechzig Tage sein, ein Jahr, ein volles Jahr seit meinem Glück, seit meinem Elend.

Mein Leben war indessen, was es sein mußte fern von dir — und an seiner Seite — Ekel und Qual.

Ich hätte es längst von mir geworfen, wenn mich nicht die Sehnsucht, dich vor dem Sterben noch einmal wiederzusehen, daran gehindert hätte, die Augen zu

schließen. Aber ich kann nicht sterben — hörst du, ich kann nicht, ehe ich dich wiedergesehen habe, nur ein einzig Mal, nur eine Stunde, nur eine Viertelstunde, nur einen Augenblick — einen Kuß, einen einzigen — dann will ich sterben — gern.

Was hast du mir denn so übel genommen? — daß ich nicht war, für was du mich hieltest? Dafür konnte ich nichts. Oder daß ich dich belogen habe? — dafür konnte ich ... aber — mein Gott! In meinem Kämmerlein war's damals, weißt du noch? Die Blumen, die wir zusammen gepflückt, standen um uns herum, du hattest mir den ersten Kuß gegeben. Wie lange ich auf diesen Kuß gewartet hatte, du lieber, thörichter Mensch, halb totgehungert habe ich mich danach — und kaum, daß du mir ihn gegeben — mitten in meinen Himmel hinein stelltest du mir eine Frage, die mich aus meiner Seligkeit herausriß in das sumpfige Elend meiner Vergangenheit. Und da log ich, ich log, obgleich das, was ich dir zu gestehen hatte, keine Schlechtigkeit war, nur ein Unglück — ich log, weil ich wußte, daß, was ich dir hätte gestehen sollen, mich verändert hätte in deinen Augen und erniedrigt, obgleich es keine Schlechtigkeit war, nur ein Unglück. Ich log ... ich log, obgleich ich wußte, daß ich dir früher oder später doch die Wahrheit würde eingestehen müssen, ich log, um mir die eine selige Stunde rein zu halten von Erinnerungen und Erörterungen, die sie beschmutzt hätten. Vielleicht log ich einfach, weil ich in dem Augenblick alles vergessen hatte, was vorüber war.

Wenn ich geahnt, was du mir sagen wolltest, nachdem ich dich belogen, hätte ich's vielleicht nicht gethan. Weißt du's noch, mein Liebling? Du sagtest, daß du mich zu deinem Weibe machen wolltest, ja wirklich, das sagtest du.

Mir wurde dabei zu Mut — zu Mut! — dein Weib! — Mir schwindelt, wenn ich daran denke, daß so etwas möglich gewesen wäre. Es war nicht möglich, so etwas ist nicht möglich, ein Glück, wie ich's empfunden hätte an deiner Seite, als dein Weib, das kommt nicht zu stande auf dieser Welt.

Ich habe dich auch nur daran erinnert, daß du mir einmal hast dein ganzes Leben weihen wollen, damit du jetzt nicht zu karg bist, mir eine Stunde zu gönnen, eine Stunde, einen Augenblick.

Ich weiß, daß du verheiratet bist, Rambert hat mir's gesagt. Seit vorgestern weiß ich, daß du dich in Perugia aufhältst. Ich bin krank. Ich hoffe, es geht zu Ende, aber ich kann nicht sterben, bevor ich dich noch ein letztes Mal gesehen.

Nur eine Stunde sollst du mir gönnen von deinem Leben, das du mir ganz hast zu eigen geben wollen, nur eine Stunde. Dann kehrst du ruhig zu deiner Frau zurück und ich zum lieben Gott.

Ich will dich erwarten, wie ich dich stündlich erwartet habe seit dem Tag, wo du mich verstoßen hast damals in Paris. Ich werde nach dir ausspähen auf die Straße hinaus, über die du kommen mußt. Ich bin fast immer allein, jeden Nachmittag bis in die Nacht. Übrigens kannst du dich bei der Korbflechterei an unserer Straßenecke (unsere Straße heißt Via dei Frati) erkundigen.

Gott segne dich! Angiolina.

Das ist der Brief der Angiolina. Jack hat ihn erst mühsam durchbuchstabiert, sein Italienisch reicht nicht weit genug, ihn geläufig zu lesen — es reicht weit genug, ihn zu verstehen.

Jetzt hat er ihn dreimal gelesen. Jede süße, zärtliche Silbe hat sich seinem Herzen eingeprägt. Sein Kopf ist heiß. Was soll er thun, was soll er thun?

Er sieht sich um, wie um sich Rat zu holen. Die Kirche ist fast leer. Ein paar alte Weiber beten in einer Ecke den Rosenkranz, in einer anderen Ecke schäkert ein bildschönes Mädchen, dem ein Sonnenstrahl vergoldend über den braunen Scheitel fährt, mit einem Soldaten, Touristen kommen und gehen.

An dem Hochaltar hat der Priester sein Gemurmel eingestellt. Ein etwas verwachsener Kirchendiener löscht die Ker-

zen aus. Von der Orgel herunter tönt noch immer weich und klagend die träumerische Liebesmusik durch die mystische Dämmerung der weihrauchgeschwängerten Kirchenluft.

Jack liest den Brief der Angiolina ein viertes Mal, er kann ihn bereits auswendig.

Ein Abgrund hat sich aufgethan vor ihm.

Aber sein Zartgefühl ... sein Mitleid — das, was am edelsten und am wärmsten ist in ihm, verbindet sich dazu, sein letztes Restchen Pflichtgefühl zu untergraben.

Die Angiolina ist krank, sterbend. Soll er sie sterben lassen, ohne ein einziges Mal versucht zu haben, ihren Schmerz zu lindern?

Durch das offene Kirchenportal, mitten zwischen die kühle, modrige Kirchenluft, schleicht sich ein weicher, warmer Hauch und fährt über Jacks vom Angstschweiß feuchte Wangen. Jack küßt den Brief der Angiolina, dann zerreißt er ihn langsam in ganz kleine Stücke, so klein, so klein, daß der ganze Brief bald nichts mehr ist als weißlich grauer Staub. Dann steht er auf, verläßt die Kirche und wirft den Staub hinaus auf den großen Platz. Der Maiwind treibt damit sein Spiel.

Eine halbe Stunde später tritt er zu Mary, einen großen Strauß roter Rosen in der Hand.

Mary, auf der Chaiselongue ausgestreckt, mit ihrem bandagierten Knöchel und losem Morgenrock — dem korrekten Morgenrock einer jung verheirateten Frau, spielt soeben Schach mit ihrer hochgeborenen Schwägerin.

„Wie lang du fortgeblieben bist,“ seufzt sie, dann mit einem Blick auf die Rosen: „O Jack, wie wunderschön! Sind die für mich?“

„Für wen sonst?“ fragt Jack, indem er sich neben dem Ruhebett, auf welchem sie ausgestreckt liegt, auf einen Stuhl setzt.

Lady Klara steckt einen Daumen hinter ihren Gürtel aus gelbem Naturleder, und den Blick mit einem eigentümlichen Ausdruck auf die Rosen heftend, lächelt sie vor sich hin.

* * *

Über dem Städtlein mit seinem unregelmäßigen Häusergewirr, das sich rechts und links an dem Fluß hinzieht, brütet stumpfe, bleierne Sciroccoschwüle. Graue Dünste decken den Himmel zu. Ein schwerer Druck lastet auf den Menschen, zugleich mit einer heiß vibrierenden Unruhe. Sie sind müde und können's doch nirgend aushalten, nicht auf dem Platz und nicht auf jenem.

Unter den mächtigen grauen Steinbogen, die sich über das Flußbett spannen, zieht sich tief unten träg und gelb ein undurchsichtiger Wasserfaden. Die Fensterladen an den Häusern des Hauptplatzes, eines ungepflasterten Hauptplatzes, schlecht geschottert, mit Heu und Haferspreu bedeckt, sind alle geschlossen.

Inmitten des Platzes steht der Podesta, eine Zeitung in der Hand, neben ihm, sich auf seinen dickleibigen, grünen Regenschirm stützend, in einer sehr abgeschabten Soutane und mit einem fettig glänzenden dreieckigen Filzhut, steht der Pfarrer, ein schöner, schwarzäugiger Greis, und fragt, was es Neues giebt in der Welt.

Aus dem Inneren eines Weinschankes hervor tönt Gläsergeklirr und wüster Lärm, Gelächter und Gesang. Der Pfarrer legt die Hand ans Ohr: „Da ist der Minelli dabei,“ sagt er, „Gott sei seiner Seele gnädig — oder auch nicht — mir gilt's gleich. Schuft!“

Etwas abseits von dem großen Platz, am äußersten Rand des Städtchens in einer bergansteigenden Gasse, befindet sich ein braunes Haus, scharfkantig ohne Mörtelanwurf, schmal, fast wie ein Turm mit finsteren, tief in den Wänden sitzenden Fensterlöchern.

Eine primitive Loggia zieht sich an der Front des Hauses entlang, und ein dunkelroter Rosenstrauch schlingt seine Blü-

tenäste um das häßliche Mauerwerk. Neben dem Hause, fast bis zu seinem Dache emporragend, steht ein großer Akazienbaum in voller Blüte. Gespenstisch weiß hebt er sich ab gegen das bleierne Grau des Sciroccohimmels.

In der Loggia steht die Angiolina. Sie trägt ein weißes Kleid und einen Strauß roter Rosen im Gürtel. Die beiden Hände auf die steinerne Brustwehr der Loggia gestützt, blickt sie die Straße entlang.

Wie oft sie da gestanden hat im brennenden, sengenden, verdorrenden Hochsommer, im müdesterbenden Herbst, im erstarrenden Winter, und jetzt im sturmdurchsausten Frühling, immer den Blick auf die Straße geheftet, sehnsuchtsvoll, erwartungsvoll.

* *
*

Alle Tage hat sie ihn erwartet — vergeblich.

Wird er endlich kommen? Auf den Brief hin, den sie ihm geschrieben, muß er kommen, wenn er ein Herz im Leibe hat und in dem Herzen nur ein Funken — nicht Liebe, nein darauf verzichtet sie — Erbarmen für sie lebt. Sie ist müde, sie hält sich kaum auf den Füßen, aber Stunde um Stunde steht sie da und späht auf die Straße hinaus. Der Akazienduft wird drückend, betäubend, der Sciroccodunst wird dichter.

Keine Hoffnung mehr — nein, er kommt nicht. Sie wird ihn nicht fortgelassen haben, sie, seine Cousine, die jetzt seine Frau geworden ist. Ist es möglich, daß er diese Cousine liebt? Die Angiolina zuckt die Achseln. Sie hat ihn einmal mit ihr beisammen gesehen; sie glaubt es nicht, daß er die lieben kann. Als sie erfahren, daß er sich verheiratet hat, war's ihr ein Trost, zugleich zu erfahren, daß es die Cousine war, die er zum Weibe genommen. Er kann sie nicht lieben, die nicht! Eine Art grausamer Triumph belebt sie bei dem Gedanken, daß er sie nicht lieben kann.

Aber warum kommt er nicht — ein Stündlein hätte er ihr doch gönnen können, ein einziges Stündlein, er, der ihr wollte sein ganzes Leben weihen.

Sie gräbt sich die langen, blaßgelben Hände in ihr schwarzes Haar und beißt sich die roten Lippen wund. Sie hält sich kaum auf den Füßen vor Müdigkeit und wendet den Kopf von der Straße ab.

Da von fern hört sie leises Schellengeklingel — der Wagen eines Fremden, der auf dem Marktplatz hält. Wie scharf ihr Gehör geworden in den langen Stunden spähenden Horchens! Ein Schritt kommt die Straße entlang, ein junger, elastischer Schritt, den sie kennt. Dann fragt eine Stimme: „Wo ist das Haus der Minelli?"

Sie streckt den Hals vor. Ein Mann in verstaubtem weißem Flanellkostüm kommt die Straße entlang. Sie steht wie angewurzelt. Er blickt auf. Seine Augen begegnen den ihren — sie wendet sich der Treppe zu, atemlos, fassungslos, mit ausgestreckten Armen.

Er ist gekommen, einer Sterbenden einen letzten Trost zu bringen, weiter nichts, einer Sterbenden zu verzeihen, weiter nichts, seine an einer schwachen, hilflosen Frau verübten Roheiten abzubüßen, weiter nichts.

Und wie er sie sieht! ...

Die Dämmerung wird dichter, sie haben Gott vergessen, die Welt und die Zeit!

Gott erbarme sich ihrer!

* *
*

In der niedrigen Weinstube des Kaffeehauses und hauptsächlichen Unterhaltungslokales des Ortes wird der Lärm immer größer.

Es ist eine Stube, die zugleich als Laden dient für Specereien. Über der gegen den Marktplatz geöffneten Thür hängen Guirlanden von Würsten, Gemüse und weißen Fettblasen. Ein paar herumstehende Fässer beengen den Raum. Hinter einem mit Zink bedeckten Pudel steht eine dicke Italienerin mit einem fahl-

gelben Tuch lose um den statuesken Hals geschlungen und mit dicken goldenen Nadeln in dem zerzausten Haar. Zwischen einer Batterie von Wein- und Branntweinflaschen steht sie da, die vollen Arme bis an die Ellenbogen entblößt, mit aus dem niedrigen Mieder hervorquellendem Leinenhemd.

An einem Tisch sitzt Minelli halb betrunken, einen Krug Landwein neben sich, und spielt Karten mit zwei ebenso verliederten Kumpanen, als er selber einer ist. Wenn er gewonnen hat, wirft er den Kopf zurück und singt eine herausfordernde Melodie, eine Strophe aus einem Trinklied seiner Oper, die vor zehn Jahren Furore gemacht hat und deren sich jetzt niemand mehr erinnert außer ihm selbst.

Ein rothaariges Frauenzimmer mit Korallenschnüren um den Hals steht hinter ihm, von Zeit zu Zeit rät sie ihm, welche Karte er ausspielen soll. Er gewinnt. Er reicht ihr den Krug Landwein, der vor ihm steht, und läßt sie daraus trinken.

In einem Ausbruch wilder Laune zieht er sie zu sich herunter auf seine Knie.

Da tritt ein schmaler, glattrasierter, gelbsüchtig aussehender Mann in die Schenke — der Kirchendiener von Ponte San Giovanni, der sich nebenbei seinen Lebensunterhalt dadurch verdient, daß er die Liebeskorrespondenz der ganzen schreibunkundigen Jugend des Ortes verfaßt, eine Beschäftigung, die ihn um so wunderbarer kleidet, als er, wie von allen Seiten fest und steif behauptet wird, noch niemals Veranlassung gehabt hat, in eigener Person einen Liebesbrief zu dichten.

Dieser Widerspruch zwischen seiner Beschäftigung und seinen persönlichen Erfahrungen hat ihn einigermaßen verbittert. Wie es heißt, verbringt er die Zeit, welche er nicht vor seinem Tintenfaß versitzt oder in der Kirche verwenden muß, damit, einem Glück aufzulauern, das er stören kann.

Mit teuflischem Grinsen tritt er jetzt an Minelli heran, und sich mit der Hand über die glattrasierte Oberlippe fahrend, ruft er: „Scheint Euch ja recht gut zu amüsieren für einen Ehemann, Signor Minelli!"

So verliebert der ehemalige Komponist auch sein mag, hält er dennoch bis zu einem gewissen Punkt auf seine Würde, läßt sich von seiner Umgebung noch immer als Herr behandeln.

„Geht's Euch was an, Neidhammel, der Ihr seid?" wirft ihm Minelli zu.

„Hm! Mit dem Neid ist's so eine eigene Sache," erwidert die Achseln zuckend der Kirchendiener; „wenn ich Euch um ein Frauenzimmer beneidete, so wär's um Euer schönes Weib und nicht um die rothaarige Dirne da. Aber" — der Kirchendiener reibt sich bedächtig die Hände ineinander — „die Signora Angiolina will, wie es scheint, nichts wissen von Euch, und darum behelft Ihr Euch, wie Ihr könnt."

Die blutrünstigen Augen Minellis flammen. Er haut mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Krüge klirren.

„Ich will nichts wissen von ihr, hört Ihr's, ein für allemal!"

„So, nun dann —" Der Kirchendiener unterbricht sich plötzlich und grinst nur vielsagend vor sich hin.

„Dann — nun, was dann?" schreit Minelli.

„Nun, dann kann es Euch wohl gleichgültig sein, daß Eure Frau Besuch empfängt in Eurer Abwesenheit."

„Besuch?" Minelli schiebt die rothaarige Dirne von seinen Knien herunter und wiederholt: „Besuch? ... es ist nicht wahr!"

„So geht und überzeugt Euch. Vor zwei Stunden etwa habe ich einen fremden Mann in die Casa Minelli eintreten sehen. Ein schöner großer Mensch war's, ein Engländer, wenn ich nicht irre, blauäugig und hochmütig, einer von denen, zu denen man Eccellenza sagt."

„Vor zwei Stunden?" ruft lachend einer der Umstehenden, „und da habt Ihr nicht Zeit gehabt, Minelli früher zu warnen?"

Der Kirchendiener schiebt die Schul-

tern in die Höhe: „Ich sah die Notwendigkeit nicht ein, wollte den jungen Leuten die Zeit gönnen, sich ein wenig zu unterhalten. Es heißt ja immer, daß ich ein Freudenstörer bin, ich denke, für einmal hab ich's bewiesen, daß man mir unrecht thut. Ein schöner Herr war's — zerquetscht so einen wie Euch, Signor Minelli, zwischen Daumen und Zeigefinger."

Alle Anwesenden lachen, nur Minelli lacht nicht. Grünlichweiß, wie von einem plötzlichen Malariaanfall übermannt, richtet er sich empor und verläßt die Schenke.

„Ihr habt Minelli zum besten gehabt, alter Spötter!" ruft jemand aus der Menge, die sich indes in der übelriechenden Weinstube versammelt hat.

„Ich?" Mit Entrüstung wehrt der Kirchendiener den Verdacht von sich ab. „Nein, in der That hat die stolze Signora Minelli heute Herrenbesuch empfangen."

„Aber er ist doch fort?" fragt eine Stimme.

„Ich glaube es kaum, sein Wagen zum wenigsten steht noch immer vor der Osteria dort in Erwartung seiner Herrlichkeit," erwidert der Kirchendiener und tritt an den Verkaufstisch, um sich ein Glas Wermut geben zu lassen.

„Dann verzeih Euch Gott das Unheil, das Ihr angerichtet habt," tönt es aus der Menge zu ihm zurück.

„Bah!" der Kirchendiener macht mit seiner ausgespreizten Hand eine wegwerfende Geste, „es ist nichts zu fürchten, es ist ein Mann wie ein Turm, ich sage euch, zwischen Zeigefinger und Daumen zerquetscht er euren Minelli. Wenn er ihn nur ansieht, so von oben herab, so fällt der Minelli um."

Aber die Menge hört nicht. Alle sind sie hinausgelaufen, um den halb betrunkenen Minelli einzuholen, um ein Unglück zu verhüten. Der Kirchendiener bleibt als einziger Gast zurück in der kleinen verräucherten Weinstube.

Er setzt sich an den Tisch, welchen Minelli und seine Kumpane soeben verlassen haben und auf dem die Karten noch zwischen verschiedentlichen klebrigen Ringen liegen, welche die Weinkrüge und Branntweingläser darauf zurückgelassen. Bedächtig fängt er an, Türme aus den Karten zu bauen — alles schweigt um ihn herum. Nur die Fliegen surren an der niedrigen Zimmerdecke entlang.

* *
*

Sie hatten alles vergessen, Gott, die Welt und die Zeit!

Als er endlich aus dem Traum erwachte, erschrak er darüber, wie spät es geworden war. Er sagte ihr, daß er jetzt gehen müsse. Sie hielt ihn nicht. „Geh," sagte sie einfach, „ich weiß, daß es sein muß."

Ihre Stimme klang so traurig, daß er froh war, ihr Gesicht nicht zu sehen, und doch, im nächsten Moment sagte er sich, daß er es doch nicht über sich gewinnen könne, von ihr zu gehen, ohne sich noch einmal satt geschaut zu haben an ihrer blassen, schwermütigen Schönheit.

Sie mußte Licht anzünden, damit er sie ein letztes Mal betrachten könne.

Er sah sie an, lang, innig. Sie selber war's, die ihn mahnte, daß es Zeit sei für ihn, zu gehen.

„Du weißt, es war ausgemacht," sagte sie mit eigentümlich feierlicher Stimme, „nur eine Stunde, dann kehrst du zu deiner Frau zurück und ich — zum lieben Gott. Leb wohl, es war schön, und wenn's eine Sünde war, so nehm ich sie auf mich für uns beide. Leb wohl."

Noch ein Kuß, dann war er gegangen. Aber kaum, daß er einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Ihm war's, als höre er hinter sich ein Papier knistern, leise, wie wenn man ein Pulver aus der Apotheke aufmacht. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung an ihre Abschiedsworte, für die er plötzlich ein ganz neues Verständnis gewann.

Hätte sie Gift genommen?

Er wandte sich um — dort stand sie, die Hand auf die Brüstung der Loggia gestützt, um ihm nachzusehen, wenn er die Straße entlang gehen würde.

Der Mond rang sich durch den grauvioletten Sciroccodunst, rotgolden, verschwommen schwebte seine Scheibe über den weißblühenden Akazienbaum, der betäubend duftete, sein unklares Licht schimmerte über das Gesicht der Angiolina hin.

„Angiolina, um Gottes willen!“ rief Jack und nahm sie in seine Arme.

Da leise, katzenpfötig kommt's die Treppe hinauf. Sie hören's beide nicht.

Ein Messer blitzt — zwischen die beiden Schulterblätter, tief in den Rücken hinein senkt sich der Stahl des Meuchelmörders.

Um eine Minute später füllt sich die Straße mit Aufregung und Geschrei, die Menschen eilen die Treppe hinauf — es ist zu spät, Minelli ist entflohen; auf einer Bank gegen die steinerne Wand gelehnt, sitzt die Angiolina, und zu ihren Füßen, halb kniend, den Kopf auf ihrem Schoß ein Sterbender. Ehe der herbeigerufene Arzt eintrifft, sind beide tot.

Bis tief in die Nacht hinein umwogt der Aufruhr das einsam öde Haus, neben dem der Akazienbaum blüht.

Der Podesta kommt mit seinem Schreiber, um den Thatbestand zu Protokoll zu nehmen. Sie sitzen auf der Loggia, er und der Schreiber, an einem wurmstichigen viereckigen Tisch um ein flackerndes, übel riechendes Talglicht herum. Die Leute drücken sich gegen die Wand, erzählen einander halblaut Geschichten, die an Schaurigkeit überbieten sollen, was sie soeben erlebt. Das Licht flackert im Wind, wirft seinen unruhigen gelben Schein über den Podesta mit seinem Schreiber, dann undeutlich über die flüsternde Menge und über eine große Lache Blut neben der Bank an der Wand; in den Duft des Akazienbaumes mischt sich ein häßlich salziger Geruch.

Die gerichtliche Procedur ist beinahe beendet, da kommt eine hohe, schwarze Gestalt die Treppe hinauf — der Pfarrer mit seinen langen weißen Haaren und seinem würdigen alten Gesicht. „Der Heilige“ nennt man ihn in dem Örtchen.

„Es ist nichts für Euch zu thun hier, mein ehrwürdiger Vater,“ ruft ihm der Podesta entgegen, „er war ein Protestant, sie eine Selbstmörderin.“

Aber der Pfarrer ließ die Einwendung nicht gelten, er verlangte, daß man ihn zu den Leichen führen sollte.

Da willfahrte man ihm.

Auf dem harten Steinfußboden hatte man sie niedergelegt, in das große, kahle Zimmer neben der Loggia.

Nebeneinander lagen sie da, alle beide mit Blut übergossen, nur die bleichen Gesichter waren völlig von Blut frei. Ein Weib war mitgekommen, dem Geistlichen zu leuchten, sie senkte das Licht über die Toten.

Der Pfarrer fuhr zusammen, ihm war's, als habe er nie etwas Schöneres gesehen als diese beiden Menschen, die selbst dem Tode heilig gewesen waren, so daß er sie mit Gewalt aus dem vollen Leben herausgerissen, ohne an ihrer herrlichen Blüte zu rühren. Er erschrak über den glücklichen Ausdruck auf dem Gesicht der beiden toten Sünder, die beide aussahen, als hätten sie mit dem letzten Blick in den Himmel hineingeschaut.

„Opfer der Leidenschaft!“ murmelt das Weib, welches das Licht hielt. „Muorti di passione.“

Passione! Das Wort klang eigentümlich lockend und klagend durch den kahlen Raum, an dessen Wänden es wie schaudernd zurücktönte.

„Di passione!“

Dem alten Pfarrer trat der Schweiß auf die Stirn, er kniete nieder neben den beiden Leichen, neben dem Protestanten und der Selbstmörderin, und betete.

Als er um einige Zeit später die Casa Minelli verließ, hielt er die Hände krampfhaft gefaltet und den Kopf tief gesenkt.

Er irrte durch die Felder in dem matt schimmernden Mondlicht bis zum Morgengrauen. Eine Unruhe, die er in seinem langen, heiligen Leben niemals empfunden, rüttelte ihn an jedem Nerv und erhitzte sein Blut.

* *
*

Die Kunde von Jacks Ermordung und den Umständen, unter welchen sie erfolgt war, verbreitete sich über ganz England.

Es gab lange Erörterungen in den Zeitungen, die Sache wurde als ein entsetzlicher Skandal beurteilt, verurteilt, durchgehechelt und — zu den Akten gelegt.

Auf die Gemüter seiner nächsten Anverwandten wirkte die Todesnachricht natürlich erschütternd. Aber seltsam, das Philistertum Sir Bryans beugte in diesem Fall das Knie vor der Stimme des Blutes. Er, der nüchterne Geschäftsmann, magerte ab, schlich ein halbes Jahr mit gesenktem Blick zwischen den Menschen herum, wortkarg, als ob er sich eines Verbrechens schuldig fühle. War's einfach der Makel, welcher der Ferrarsschen Respektabilität versetzt wurde durch die Katastrophe, welcher Jacks Leben zum Opfer fiel? Es hatte nicht den Anschein.

Er vermied es, wo er konnte, von Jack zu reden; vermochte er es aber nicht, dem Gespräch über ihn auszuweichen, so gedachte er des jüngeren Bruders nie, ohne seinem Namen ein mitleidiges Beiwort hinzuzufügen.

Lady Klara verteidigte ihren Schwager durch dick und dünn dem englischen Cant kühn ins Gesicht hinein.

Mrs. Winter weinte, alterte und behielt ihre Gedanken über den Fall für sich.

Selbst Sarah war nachsichtig, sie begnügte sich, philosophische Betrachtungen anzuknüpfen an den Vorfall, führte im übrigen das ganze Unglück auf den Alkoholismus zurück.

Nur eine von den Jack nahestehenden Personen blieb gänzlich unversöhnlich gegen ihn gestimmt, das war die verwitwete Mrs. Jack Ferrars.

Nachdem der erste Augenblick des Schmerzes um seinen Tod, des Schreckens über die Plötzlichkeit desselben vorüber war, empfand sie von dem Unglück nichts mehr als den Schimpf, die Demütigungen, welche ihr aus den Umständen erwuchsen, die Jacks Tod herbeigeführt hatten. Sie erwähnte seiner nie ohne eiskalte Härte, ja, hob alle Steine auf in seiner Vergangenheit, um ihn zu erniedrigen.

— — — — — — — — — — — —

Für all diese Persönlichkeiten ist der Strom des Lebens weiter gezogen über Jacks Leiche hinüber. Sein Tod ist halb vergessen wie sein Leben. Selbst Mrs. Winter hat ihre Existenz von neuem aufgenommen.

— — — — — — — — — — — —

Ein einziger ist's, der sein Gleichgewicht nicht mehr zu finden vermocht seit der Katastrophe in der Casa Minelli, das ist ein Fremder, der alte Pfarrer von Ponte San Giovanni.

Wenn die Leute jetzt von ihm reden, so deuten sie sich auf die Stirn. Er ist nicht mehr derselbe Mensch.

Besonders im Mai, wenn der Scirocco über der Erde brütet, der Dämon des Frühlings, da streicht er zwischen den Feldern herum, wie vom Bösen verfolgt, um dann schließlich niederzuknien neben dem Eisengitter, welches das kleine Fleckchen Erde umstarrt, in dem man die beiden Sünder verscharrt hat, den Protestanten und die Selbstmörderin. Nebeneinander haben sie sie begraben — die Leichen der beiden Ausgestoßenen.

Da verweilt der arme Pfarrer oft bis in die Nacht hinein, bis die Dunkelheit die Welt umfängt, bis die roten Mohnblumen, die auf den Gräbern blühen, schwarz werden und die Kelche schließen, oder bis der Mond, den Sciroccodunst teilend, ein fahles Licht ausgießt über die weite, flache Landschaft, wo die Blüten welken. Die Hände gefaltet, den Blick auf die Mohnblumen geheftet, denkt er immer dasselbe: daß es schön gewesen sein muß, jung zu sterben an einer letzten großen Freude! Und dann fragt er sich, ob die Liebe ein Werk des Teufels oder ein Werk Gottes ist.



Emin Paschas letzte Tagebücher
in Briefen an seine Schwester.

VI.

4. 9. 91. Lager Wakangu.



All mein Sorgen hat nur dazu geführt, daß durch die grenzenlose Sorglosigkeit unserer Leute die Wambuba-Führer entliefen und wir mitten im Walde ohne Träger sitzen, bei Tritt und Schritt von den im Gebüsch versteckten Eingeborenen und Zwergen mit Pfeilschüssen begrüßt. Eine Frau wurde beim Wasserholen durch einen vergifteten Pfeil in die Ferse getroffen, ein Mann durch einen Eisenpfeil in die Wange, und kaum tritt man ins Gebüsch, so hört man schon Pfeile summen. Dabei ist kein Mensch zu sehen, und Schießen ist reine Pulververgeudung. So habe ich heute früh eine Streifpartie von dreißig Mann auf sechs Stunden vorausgesandt und hoffe, sie werden das Grasland erreichen und morgen wieder hier sein. Dann bin ich selbst am Wasser gewesen, wo die meisten Verwundungen vorkommen. Ich konnte jedoch keinen Eingeborenen auffinden und mußte unverrichteter Dinge zurückkehren. Jetzt eben habe ich eine neue Streifpatrouille ausgesandt, um einen Eingeborenen zu suchen, hoffentlich haben sie besseres Glück als ich. Meinen Verwundeten geht es gut, und ich denke, bei einiger Ruhe werden sie bald wieder auf dem Damme sein. Mehr Sorge macht mir ein Junge, der sich mit einer Glasscherbe den Handteller arg verletzt und dabei die Arterie angeschnitten hat; heute ist er besser als gestern, aber ich fürchte, daß er sich nicht ruhig genug hält. Zu essen haben wir für den Moment genug, allerdings nur Bananen; das genügt also vollkommen, und wir hoffen doch, bald fortzukommen.

7. 9. 91. Lager am Ituri.

Drei Tage voller Sorgen haben zu keinem anderen Resultat geführt, als daß wir, da vor uns keine Möglichkeit eines Durchkommens war — es gab nichts zu essen —, heute früh auf unserem früheren Wege zurückgingen, dann um die Hügel abschwenkten und kurz nach Mittag den Ituri erreichten, wo wir in zehn

Minuten Distanz von den hier sumpfigen Ufern unter Bananen lagerten. Ich habe sofort an meine alten Wambuba-Freunde gesandt und erwarte stündlich deren Antwort oder Ankunft — wenn sie nicht geflüchtet sind, was wohl möglich ist. Soweit ich von hier aus sehen kann, liegen gerade im Norden, etwa fünfzehn geographische Meilen fern, mit Gras bewachsene Berge, die wohl außerhalb des Waldes sich befinden dürften. Dorthin will ich zunächst, und dann nochmals versuchen, gerade nach Westen zu gehen. Meinen Pfeilkranken geht es allen gut, ein Erfolg, der mir Freude macht. Morgen will ich versuchen, ob wir nicht einen Büffel für die Leute schießen können, obgleich hier Schießen sehr mißlich ist, weil die Eingeborenen sich davor entsetzlich fürchten. Die Manyuema haben ihre Raub- und Sklavenzüge auch hierher ausgedehnt und alles verheert, und wir haben die Folgen davon zu tragen, d. h. werden überall nur mit Mißtrauen aufgenommen und oft sogar ganz gemieden. Soeben sind unsere Leute mit drei Eingeborenen zurückgekehrt, und ich habe sofort dieselben mit einigen meiner Leute Blut wechseln lassen, damit sie nicht für ihr Leben fürchten. Jetzt geht einer von ihnen zurück, um den Wambuba-Chef, der am anderen Ufer des Ituri gewesen, für morgen hierher zu bringen — wenn er kommt! — die anderen beiden bleiben als Geiseln bei mir. Jedenfalls müssen sie mir als Führer dienen oder mir andere Führer von den Eingeborenen verschaffen.

8. 9. 91. Lager am Ituri.

Statt des Wambuba-Chefs ist der uns befreundete Wandebodo-Chef gekommen, mit welchem wir leider nur gestikulieren können. Er ist sofort wieder abgegangen, um die Wambuba zu uns zu führen, und da zwei seiner Leute als Geiseln hier sind, denke ich, daß er uns nicht beschwindeln kann. Käme er, so will ich sofort aufbrechen, denn sogar meine feuerfeste Geduld sträubt sich gegen dieses ewige Verzögertwerden.

10. 9. 91. Lager am Ituri.

Ich schäme mich beinahe, es zu schreiben, aber wir sind noch immer hier. Alle unsere Bemühungen haben zu nicht viel geführt, denn die Wambuba fürchten sich, zu kommen. Inzwischen hat mir der Wandebodo-Chef seinen Sohn, gleichsam als Geisel für seine Aufrichtigkeit, zugesandt und mir sagen lassen, er würde heute die Wambuba bringen. Wir selbst haben einen Mann von den Apassinda (Wambuba) aufgegriffen, der im Augenblick mit meinen Leuten vorausgegangen ist, um ihnen unser nächstes Nachtquartier zu zeigen. Auch zwei Boote haben wir gefunden, so daß im Notfall der Rückzug über den Fluß gesichert ist. Die Wambuba sind eine kuriose Art von Menschenkindern, von 1,45 bis 1,50 Meter hoch, also beinahe zwergenhaft, und stellen jedenfalls entweder eine Mischlings- oder eine Übergangsform zwischen Zwergen und anderen Negern dar. Den Zwergen ähneln sie im Bau, zeigen aber weniger vorspringende Augenbrauenknochen und nicht so behaarte Haut; scheu sind sie gerade wie jene. Die Leute sind eben erfolglos zurückgekehrt: alle Ansiedelungen liegen auf dem Ostufer des Flusses, und sollten die Wambuba nicht kommen, so setzen wir morgen früh einfach über und gehen dann vorwärts.

11. 9. 91. Lager in Apassinda, Wambuba.

Seit früh sieben Uhr über den Fluß gesetzt, lagern wir in einem elenden, kleinen Dorfe, mit wenig grünem Mais und vielen Bananen, und ich hoffe, sobald das landesübliche Gewitter vorüber ist — eben rauscht der Regen —, vorzugehen, um die Straße zu erkunden. Es soll vor uns ein von Osten kommender Zufluß des Ituri, der Kakuli, liegen, der jedoch durchwatet werden kann, während der Ituri heute an der Überfahrtstelle etwa fünfzig bis sechzig Meter breit und anderthalb bis zwei Meter tief war. Er ist an beiden Seiten von Hügelreihen flankiert, die mit dichtem Urwalde bedeckt sind. Wo ein Sonnenstrahl einfällt, da fliegen viele

hübsche Schmetterlinge, die so wenig scheu sind, daß sie zu zwei bis drei sich uns auf die Hände setzten. Das letzte Boot, das mich trug, hatte kaum das nächste Ufer erreicht, als an dem eben verlassenen eine ganze Anzahl von Eingeborenen zwischen den Büschen erschien, die also fortwährend in unserer unmittelbaren Nähe gewesen sein müssen, was im Hinblick auf die kleinen, geräuschlosen Pfeile, mit denen sie schießen, ein unerbaulicher Gedanke ist. Jedenfalls ist nichts geschehen, und es scheint, daß ich auch hier sicher ruhen darf. Ich habe nun Leute gesandt, um mit ihnen zu parlamentieren, glaube aber, sie werden sich einfach verstecken und nicht antworten. — Meine Vermutung bestätigt: Eingeborene verschwunden und wir wieder auf uns angewiesen. Was ich nicht begreifen kann, ist, daß der Sohn des Wandebodo-Chefs, obgleich völlig frei, noch immer bei uns ist und nicht fortläuft.

12. 9. 91. Lager in Apotschokua, Dorf der Wadsoka, eines Wabumba-Stammes

Noch gestern abend habe ich den Sohn des Wandebodo-Chefs zu seinem Vater zurückgesandt und mich begnügt, den alten Wambuba-Mann, den wir vorgestern einbrachten, als Führer zurückzubehalten. Und so verging der Abend, nur gestört von einer Ameisenkolonne, die mir ins Zelt wanderte und mit Feuer vertrieben werden mußte. Auch einen Fluchtversuch des Führers hatten wir zu vereiteln, was glücklich gelang. Die hiesigen Eingeborenen, Zwerge und Wambuba, stehen jedenfalls den Affen näher als den Menschen und würden ein prächtiges Beobachtungsmaterial für die Naturforscher daheim geben. Wir marschierten früh ab und hatten einen recht beschwerlichen Marsch durch den Urwald, hoch hinauf und tief hinunter; auf Pfaden, welche die dauernden Regen bodenlos schlammig gemacht haben. Um 9 Uhr 45 Min. morgens nach Ersteigung eines Hügels kamen wir aus dem Walde heraus in hohes Schilfrohr, wie man es hier über tausend Meter Erhebung immer findet, unterbrochen von alten Bananen- und süßen Batatenpflanzungen, bald auch einigen großen, aber verlassenen Hütten, deren einige Brand-, andere Kriegsspuren zeigten. Noch eine Viertelstunde weiter, und wir fanden die ganze Karawane wartend, denn Dr. Stuhlmann hatte in der Nähe Eingeborene getroffen und wünschte sie an uns zu locken. Das geschah denn auch nach einiger Geduldsübung, und wir sind jetzt in gutem Einvernehmen, haben auch die Zusage von Führern bis Ikiro, zwei bis drei Märsche von hier. Es sind Leute vom Wadsako-Stamme der Wabumba, die wohl eine Abteilung der Wawira oder Wakoko sind, aber eine eigene Sprache sprechen. Eine weite Aussicht eröffnet sich von hier — wir sind auf den Hügeln — zu den Bergen des A-Lendu-Landes, und die Wa-Lendu sind hier dem Namen nach bekannt. Unser affenartiger Führer hat sich sehr gut benommen, will aber erst von Ikiro in sein Heim zurückkehren, und bettelt jetzt immer um Tabak. Zu essen giebt es hier eigentlich nichts, denn die Wambutti, d. h. die Zwerge, haben vor nicht langer Zeit das Land völlig ausgeplündert, und die Leute haben eine heillose Furcht vor ihnen. Auch die verlassenen Hütten im nahen Dorfe legen Zeugnis für ihre Angriffe ab. Wir sollen nun morgen gerade nördlich ziehen und keine große Waldstrecken mehr vor uns haben. Zwei Vorgänge haben mich einigermaßen berührt. Ein Träger von der Küste, welcher eine Patronenlast trug, hat diese am Wege niedergelegt, wo wir sie fanden, und ist verschwunden mit Gewehr und Munition. Ebenso ist ein Suaheli-Soldat, nachdem er einen Führer bestohlen, aus Furcht vor Strafe desertiert und hat sein Gewehr und Patronen mitgenommen. Er war ein professioneller Dieb.

13. 9. 91. Lager in Bakameli.

Etwa vier Stunden sehr beschwerlicher Waldmarsch auf kaum zu begehenden Pfaden über die Höhe der Berge, die hier ungefähr 1300 Meter hoch sind, bis zum

Wadsoko-Dorfe, bei welchem wir lagern. Wir sind übrigens hier im Hungerlande, denn die Manyuema haben alles ausgeraubt, und die Eingeborenen essen Wurzeln von Bananen und Kürbisblätter in Ermangelung anderer Nahrung. Vor uns soll noch ein Marsch durch verwüstete Orte führen und dann ein wenig Mais zu finden sein. Unser kleiner Führer ist noch hier, wird wohl aber, da wir selber nichts zu essen haben, uns heute verlassen müssen; ich habe ihn seinen Wünschen entsprechend belohnt, und wir scheiden im besten Einvernehmen, obgleich, als wir ihn einfingen, er sich gebärdete wie eine wilde Katze. Die Waldbewohner geben einem viel zu denken, und obgleich es recht sehr peinlich ist, von höheren und niederen menschlichen Rassen zu sprechen, kommt man hier doch stark in Versuchung dazu.

14. 9. 91. Lager Baguna, Wassongora.

Der heutige Tag war einer der unangenehmsten, welche ich noch in Afrika verlebt, und das will jedenfalls viel sagen. Gleich früh wurde gemeldet, daß zwei sudanesische Offiziere, die sich uns bei Kavali angeschlossen hatten, mit ihren Angehörigen des Nachts desertiert seien, und nicht allein einen unserer Sudanesensoldaten mit seinem Gewehr, sondern auch einige ihnen anvertraute Sachen mit sich genommen hatten. Auch eine Last Patronen ist verschwunden und jedenfalls durch ihre Leute in ihrem Auftrage gestohlen worden. Und das sind die Leute, um die ich sorgte! Auch mehrere Bari-Soldaten haben jene begleitet. Die Flucht erklärt sich dadurch, daß es bei uns weder Schnaps noch Ziegen giebt und die Leute eben total verlottert sind. Auch würde ich kein Wort um sie verlieren, wenn nicht eben der Diebstahl mich kränkte. Es ist nicht jedermanns Sache, hungrig — und wir sind es alle seit drei Tagen schon — durch Gestrüpp zu ziehen, bedroht von Negerpfeilen, statt behaglich in einer Station zu sitzen, aber sie hätten uns nicht bestehlen sollen. Um neun Uhr morgens ging ich endlich mit dem Nachtrab ab und hatte bald alle Hände voll zu thun. Der Weg war nämlich außergewöhnlich schwierig dadurch, daß Berg um Berg erstiegen und ebenso die dazwischen liegenden tiefen Abstiege passiert werden mußten, an denen der Boden in roten tiefen Schlamm verwandelt war und wo man oft tief hinunterrutschte, ohne Halt zu finden. Dazu ziemlich dichter Urwald voll Gestrüpp und stacheligem Rotang, unterbrochen von Höhen voll dick verholztem Rohr und Gras. So ging es stundenlang vorwärts über kleine Wasserrinnen und schließlich einen sehr bedeutenden östlichen Zufluß des Ituri, den Abumbi, den wir bei zehn bis zwölf Metern Breite und fünfundvierzig bis fünfzig Centimetern Tiefe einmal auf einem Baumstamm und das andere Mal watend passierten. Dann begann die Qual mit zurückgebliebenen Kranken oder hungrigen Trägern, die sich nur mühsam fortschleppten, und dazu kam, um das Ganze würdig zu schließen, von 2 Uhr 45 Min. nachmittags an ein starkes Gewitter mit noch stärkerem Regen, der uns im Augenblicke bis auf die Haut durchnäßte und bis ins Lager geleitete, das wir um 3 Uhr 44 Min. erreichten. Hier hieß es sofort verbinden. Die Eingeborenen hatten, um ihre Pflanzungen vor den diebischen Zwergen zu schützen, rings herum in den Boden scharf zugespitzte Rohrstücke gesteckt, die den unversehens Darauftretenden den Fuß von einer Seite zur anderen durchbohrten. Sechs unserer Leute waren so verletzt worden. Die hiesigen Eingeborenen, die sich Wassongora nennen, benahmen sich übrigens sehr freundlich, haben aber auch nichts zu essen und wir müssen deshalb weiter.

15. 9. 91. Lager Baguna.

Da eine Anzahl unserer Leute heute nicht tragen konnte, habe ich mich entschlossen, Dr. Stuhlmann mit dem Gros der Karawane vorauf nach Ikiro zu senden, wo es zu essen geben soll; ich selbst bin mit sechzehn Mann hier geblieben, bis Leute zum Abholen der Sachen kommen. Es soll nicht weit sein, und so hoffe

ich, bald fortzukommen, denn angenehm ist es hier nicht, und auch ich habe Lust, mich wieder einmal satt zu essen — das wird wohl aber noch lange dauern! Soeben schreibt mir Dr. Stuhlmann, er habe auch in Wangaia, drei Stunden von hier, nichts zu essen gefunden und gehe deshalb nach Ikiro, das „eine Handlänge weit" entfernt sei. Der Ausdruck ist ein bei den Waldvölkern üblicher; um zu zeigen, wie weit ein Ort entfernt sei, legen sie die rechte Hand quer über den linken Arm in verschiedenen Abständen: eine Handlänge sind etwa zwei Marschstunden, bis zur Hälfte des Unterarmes bedeutet drei, zum Ellenbogen vier Stunden u. s. w. In Ikiro sollen zehn Gewehre existieren, welche von den Manyuema dem dortigen Ortschef gegeben worden sind. Es scheint demnach dort der Endpunkt der Manyuemazüge gewesen zu sein, und wir können hoffen, von dort an vorwärts wieder zu essen zu finden. Hier haben die Einwohner die irgend genießbaren Bananentrauben abgeschnitten und versteckt, und bringen uns selten und völlig ungenießbare dafür. Für zwei Maiskolben fordern sie zwei Perlenketten. Alle meine Leute hungern, und ich habe schon zweimal zum Fouragieren geschickt, stets ohne jedes Resultat. Dazu regnet es seit elf Uhr morgens unaufhörlich, und trübes Wetter macht den Hunger noch empfindlicher. Nach vielen Mühen habe ich einige frische Maiskolben und einige wenige Bananen von den Eingeborenen bekommen, allerdings zu horrenden Preisen; es genügt aber für die Kranken. Fortwährend kommen und gehen die Eingeborenen herum, aber sie bringen absolut nichts und verlangen nur Glasperlen zum Geschenk. Stoffe mag hier niemand, und Kupfer und Messing ist auch nicht beliebt.

16. 9. 91. Lager Baguna.

Ich erwarte heute die Ankunft unserer Leute, die uns führen sollen, und hoffe nur auf ein wenig Sonnenschein für den Weg, denn es ist gräßlich kalt und naß. Je weiter wir vorwärts gehen, um so mehr kommen wir in die Regen hinein, die ja noch bis Ende Oktober dauern werden. Um zehneinhalb Uhr morgens erhielt ich Brief von Dr. Stuhlmann, der in Isanga angekommen ist und dort zu seiner Überraschung A-Lur-Bevölkerung und viel zu essen fand. Acht Tage östlich sollen die Soldaten sitzen. Ich wäre sofort abmarschiert, aber es regnet seit früh ununterbrochen, und die Leute müssen auch ein wenig ausruhen. Es bleibt also für morgen früh. Dr. Stuhlmann hat mir frisches Fleisch — wir haben es seit einiger Zeit nicht mehr gehabt — und etwas Mais gesandt: wir haben somit heute Festtag trotz Regen und Donnerwetter.

17. 9. 91. Lager Isanga, A-Lendu.

Um fünfeinhalb Uhr morgens bin ich abmarschiert. Kleine Urwaldstrecken abgerechnet, führte der Weg bergauf und ab, meist durch dichte Rohrbestände oder über frühere Kulturstätten, die jetzt so voll geworden sind — des lockeren Bodens halber —, daß man mit Mühe und Not sich durchdrängt. Infolge des dauernden Regens und schweren Taufalles waren wir natürlich in wenigen Minuten bis auf die Haut naß und zogen fröstelnd und schauernd weiter, immer hoch auf und ebenso tief nieder. Auf den Feldern von Wangaia wurde einen Moment gehalten und dann durch das Dorf weitergegangen, über zwei kleine Bäche gesetzt, die jedenfalls zum Ituri ziehen, und schließlich ein anderer Berg erstiegen, auf dem ein für jetzt verlassenes Dorf lag, mitten in weiten Maisfeldern, die leider noch nicht zum Gebrauche reif sind. Die Bauart der Hütten ist hier eine andere und erinnert mich an die Wadelai-Leute. Ein letzter Aufstieg von einer halben Stunde steil hinauf brachte uns um 9 Uhr 22 Min. zum Lager, das auf der Bergeshöhe, von allen Winden umblasen, sich präsentiert. Die Einwohner, Lur mit Lendu gemischt, waren sehr freundlich gewesen, hatten den Leuten ihre Hütten eingeräumt, wollten aber ohne Erlaubnis ihres Chefs nichts verkaufen, und der

Chef Kiro, der geflüchtet ist, muß erst aus weiter Ferne geholt werden. Eins aber ist für uns enormer Gewinn: wir können nun wieder mit den Leuten reden — Lur verstehe ich sogar selbst ein wenig. Bei der Unterhaltung mit dem erwachsenen Sohne des Chefs ergab sich nun, daß dieser mit seinem Vater eines von ihm wegen Ziegendiebstahls getöteten Negers halber im Streite liege und daß der Vater deshalb geflüchtet sei und sich versteckt halte, also nicht kommen werde. Man versprach uns aber Führer für zwei Tagemärsche bis zum Distrikt Nra, wo Leute wohnen, die Momfu sprechen, mit denen wir uns also verständigen können. Links von uns in den Wäldern hausen die Zwerge, vor denen, als Waldkobolden, die Leute auch hier Furcht haben. Die Einwohner des hiesigen Distriktes, welche sich Ti nennen, sind aus A-Lur und A-Lendu gemischt, jene daran zu erkennen, daß sie die vier unteren Schneidezähne ausziehen, während diese sie stehen lassen. Beide Sprachen werden gesprochen, und wir sind so glücklich, für beide Dragomane zu besitzen.

18. 9. 91. Lager Jionga.

Aufenthalt, um die völlig durchweichten Sachen zu trocknen und den Leuten Zeit zu geben, Essen zu kaufen. Ich will auch endlich meine Wäsche waschen lassen, wenn es Sonne giebt, um sie zu trocknen, was jetzt selten genug vorkommt. Unsere Gastfreunde hier haben außer zwei Ziegen bis jetzt keinerlei Gaben gebracht, und es fehlt uns doch besonders an Mehl; sie versprechen stets, bringen aber nichts. Gestern hatte ich um Führer zur Büffeljagd ersucht, da sie mir erzählten, Büffel seien nahe — heute heißt es, die Büffel seien fern. Jetzt eben sind alle gegangen, um den entflohenen Vater zu holen. Ob wahr, bleibt dahingestellt. Es ist ein interessantes Faktum, daß in der A-Lendu- sowohl als in der Madi-Sprache eine Menge Worte vorkommen, die altägyptischen Worten analog sind. So sehr ich mich bemüht habe etwas Näheres über die eigentliche Sprache der Zwerge zu erfahren, so wenig ist es mir bisher gelungen, denn die Zwerge als richtige Waldmenschen besuchen ihre Nachbarn nur, um sie zu berauben, und treten sonst in keinerlei Verhältnisse zu ihnen. Das enorme Waldgebiet zwischen Kongo und Uelle östlich bis zum und über den Ituri bietet ihnen Obdach und Unterhalt, und bei ihren exquisit nomadischen Gewohnheiten haben sie feste Wohnsitze und Anbau eben nicht nötig. Richtige Kobolde, aber böse. Der Ortschef ist doch gekommen und hat Leute und Führer für morgen zugesagt, auch mir eine Ziege gebracht.

19. 9. 91. Lager Msabana, A-Lendu.

Nach vielem Hin- und Herreden um 8 Uhr 5 Min. morgens abmarschiert, diesmal bei Sonnenschein. Sehr unangenehmer Weg, nicht sowohl des hohen Rohres und der geradezu beängstigend dichten Vegetation wegen, als wegen des Hinauf- und Hinunterkletterns von und zu den Bergen und des Durchquerens sehr böser Waldränder. Drei starke Bäche wurden durchgangen und eine ganze Anzahl von kleinen Ansiedelungen passiert, alle auf den Hügelhöhen gelegen. Wir sind hier nicht mehr im eigentlichen Waldgebiet, sondern an seiner östlichen Grenze, doch ragt der Wald überall zungenförmig in die Steppe hinein, bald engere, bald breitere Strecken bildend, besonders an den Wasserläufen hin. Gegen ein Uhr mittags, gerade im Begriff, den letzten Hügel zu ersteigen, auf welchem das Lager liegt, fanden wir unsere seit früh bei uns befindlichen Eingeborenen in voller Flucht. Man hätte im Lager gedroht, sie festzuhalten. Wir lagern zwischen den Maisfeldern des kleinen Dorfes, und eben hat mich der Chef verlassen, den ich glücklich aufgegabelt hatte. Er will morgen früh Führer nach Badjua oder Bagbala stellen; in letzterem Orte soll es viel Lebensmittel geben, was im Interesse unserer Leute recht willkommen wäre. Hier giebt es außer einigen Kürbissen ziemlich nichts, denn der Mais ist noch ganz jung und die Eleusine kaum aus

dem Boden. Bananen giebt es gar nicht: wir haben sie mit dem Walde zunächst hinter uns gelassen und werden sie kaum wiederfinden, bevor wir nach Westen umbiegen. Die hiesigen Einwohner sind richtige A-Lendu und sprechen auch diese Sprache. Beim oberflächlichen Betrachten könnte man sie jedoch für Wassongora halten, weil sie die von diesen getragenen Eisen- und Zahn-Ornamente, sowie die Perückenfrisur adoptiert haben.

20. 9. 91. Lager Badjua, Distrikt Vanjali, A-Lendu.

Kleines Dorf mit wenigen Hütten, wenigen jungen Bananen und ebenso Maisfeldern. Die mir gestern versprochenen Leute waren natürlich nicht gekommen, dagegen ein Führer in der Person des gestern freiwillig zu uns gekommenen Eingeborenen vorhanden, und so sandte ich Dr. Stuhlmann vorauf und folgte um 6 Uhr 55 Min. morgens mit dem Nachtrabe. Ich habe das so eingerichtet, weil er die Wegeaufnahme macht, zu der meine Augen kaum genügen würden. Wald haben wir nun hinter, d. h. links von uns gelassen, dafür aber bewegte sich die erste Hälfte des Marsches in einem Walde von Rohr; verschiedene über zwei Meter hohe Gräser mit holzigen Stengeln von drei bis fünf Centimetern Dicke, durchrankt und durchwoben von Hunderten von Schling- und Kletterpflanzen, welche mit niedrigen Stauden zusammen ganze Wände bilden. Obgleich man sich weidlich durchdrängen mußte, ging doch der Marsch durch diesen eigenartigen Wald gut: schlimmer war der eigentliche Galerien- und stellenweise richtige Urwald, welcher die Mulden zwischen den Bergen und ganz besonders den breiten Rand der Flüsse und Sumpfgewässer bildet, deren mehrere passiert wurden. Auch die vielen Kranken geben uns genug zu schaffen; ich hoffe jedoch, daß einige Tage gute Ernährung, d. h. Fülle von Sorghum oder Eleusine sie alle bald herstellen werden. Nach steilem Aufstiege von einem häßlichen Schlammgerinne erreichte ich um elf Uhr morgens das Lager neben einem kleinen Dorfe, dessen Eingeborene natürlich alle verschwunden sind. Ich will versuchen, sie zu beruhigen und zu uns zu bringen. Unser Führer ist ein prächtiger Kerl, der uns noch drei bis vier Tage weit begleiten will und vorhat, seine in Baghala wohnende Mutter unter unserem Schutze zu besuchen; es ist eine Freude, wieder einmal mit einem anständigen Neger zu thun zu haben, wo man so viel belogen und betrogen wird. Hier im Hochgrase habe ich seit langer Zeit wieder einmal gelbe Webervögel wiedergesehen, welche nur den Busch- und Steppenwald bewohnen, im Urwalde aber ganz fehlten und dort durch die rot und schwarzen Prachtweber ersetzt werden. Papageien giebt es auch hier in Menge, und eine Drossel singt ganz prachtvoll. Wir haben jetzt jeden Tag um Mittag ein Gewitter, das oft bis drei oder vier Uhr nachmittags dauert und dazu dient, die an und für sich steilen Gehänge schlüpfrig und glatt zu machen, sowie den Schlamm der Niederungen zu vermehren. Gerade heute hatten wir am Fuße des hiesigen Hügels ein solches Schlammgerinne, mit Felsblöcken durchsetzt, zu durchqueren, und ich habe mit Not meine Stiefel herausgezogen. Ganz solche Partien, auch mitten im Walde, sind mir von Monbuttu her bekannt, und je mehr wir uns diesem Lande nähern, um so größer wird die Ähnlichkeit in Fauna und Flora, sowie in der Bodengestaltung. Ich habe heute zum erstenmal im Walde die mir ebenfalls von dorther bekannte große Anonaform gefunden, und die Vogelwelt ist in ihren hervorstechenden Formen jedenfalls dieselbe. Die Eingeborenen von hier sind trotz aller Bemühungen nicht gekommen.

21. 9. 91. Lager Njau, Bagbala, A-Lendu.

Wäre nicht der böse Regen uns über den Hals gekommen, so wäre der heutige Marsch, obgleich von 7 Uhr 11 Min. dauernd, mehr ein Spaziergang gewesen. Vom Hügel absteigend, betraten wir sofort den Wald, in dem die prachtvollen

Spathodeen in voller Blüte prangten, passierten ein sehr unangenehmes, aber mit Baumfarnen und Raphiapalmen umstandenes böses Schlammgerinne, und marschierten dann auf ziemlich passabler Straße vorwärts bis zum Bombi-Flüßchen, das wir früher weiter südlich als Abumbi gekreuzt hatten. Der Übergang geschah auf zwei langen hineingeworfenen Baumstämmen, über die wir seiltänzerten. Nach Durchquerung des jenseitigen Waldrandes ein hoher, grasbestandener Hügel, dann wieder Wald und wieder Gras, und nun strömender Regen, in dem wir nun uns durch die triefenden Gräser und Stauden durchdrängten, denn die Üppigkeit der Vegetation ist hier unbeschreiblich. Mein Lager liegt am Fuße der Hügel, die nach Osten und Norden die Aussicht sperren, ist nicht gerade hübsch, bietet aber den Leuten in der Umgegend reichlich Eleusine, so daß sie sich satt essen können. Wir haben eine Menge Kranke, und denen kommt ein wenig Mehl zu statten. Der hiesige Ortschef ist zu mir gekommen, und ich hoffe, daß er morgen uns weiterführen wird. Ich habe es eilig, um diese Ecke herum und ins Momfugebiet zu kommen, wo ich bekannt bin.

22. 9. 91. Lager Masiba, A-Lendu.

Da heute früh der Führer sich sehr unschlüssig zeigte, nahm ich die Spitze und erzwang mir den Weg insofern, als jedesmal, wenn die Leute nach Osten abbiegen wollten, ich den Weg nach Norden nahm, und so kamen wir unter allerlei Nergeleien doch bis hierher. Der Weg war furchtbar beschwerlich, einer der unangenehmsten, die ich je gemacht: hundertfünfzig Meter steil hinunter und ebensoviel gleich steil hinauf, durch Urwald und dichtes Geröhricht. Ich bedaure die Leute, die mit Lasten auf dem Kopfe solche Wege zu machen haben. Hier angelangt, kamen hiesige Leute zu mir, die ich ersuchte, mich zu führen; sie meinten aber, daß auf der Route nach Norden keine Dörfer mehr lägen und wir gezwungen sein würden, im Walde zu bleiben, was ihnen ungeheuerlich erschien. Ich solle also nach Osten gehen, wo in Nsi (auch ein altklingender Name) sich reichlich zu essen finde. Das lehnte ich ab und blieb lieber hier, weil die Leute kaum mehr fortkönnen. Morgen früh will ich dann wieder führen und doch wohl Ndra erreichen, wo ich hoffentlich Nahrung für die Leute finde. Wir müssen uns hier auf der Wasserscheide des Ituri befinden, und ich denke, wir werden ihn morgen oder übermorgen kreuzen. Das Land scheint überall bergig zu sein, und vor uns liegen noch hohe Berge, getrennt durch breite Waldstreifen, in denen vermutlich Gewässer verlaufen.

23. 9. 91. Lager Masiba.

Die Äquinoktialzeit hat auch diesmal uns ein Geschenk gebracht und zwar ein recht erbauliches. Um zwölf Uhr gestern bewölkte sich der Himmel dunkel, die Wolken schienen auf die Erde herabzuhängen, und eine halbe Stunde später ging der Tanz los. Der Orkan fegte von Osten her über das Land, der Regen kam in Fluten und wich dann plötzlich einem starken Hagelwetter mit Schloßen von zwei bis fünf Centimetern Größe, welche ein Geräusch machten wie knatterndes Gewehrfeuer. Mein Zelt wurde mir über dem Kopfe zusammengeblasen, und kaum konnte ich Uhr und Notizbuch vor der Zerstörung schützen. Alle Sachen natürlich: Bettwäsche, Kleider u. s. w., völlig durchweicht. Und dazu dauerte der Gewitterregen bis fünf Uhr nachmittags. Wie mir, so ging es natürlich den Leuten, nur Dr. Stuhlmanns Zelt blieb stehen. Welche Misere es ist, in völlig nassen Decken zu schlafen, begreifen nur Afrikareisende, besonders bei einer Temperatur von 15 Grad. Nun, die Nacht ist glücklich vorüber, und jetzt scheint die Sonne, obgleich wieder drohende Wolken sich sammeln. Wir haben den Leuten heute Rasttag gegeben, um sich zu trocknen und sich Essen zu kaufen, denn es giebt in der Umgegend viel gerade reife Eleusine. Sie ist zwar unter allen hiesigen

Kornarten (Sorghum oder Durra, Penicillaria) die schlechteste, aber man kann immerhin davon Brot machen, natürlich Sudanesenbrot, und es bleibt ja doch die Hauptsache, daß man ein Stück Brot bekommt; ob kleisterig oder sandig, das kommt wenig in Betracht. Auch heute von dreiviertel zwölf bis ein Uhr Gewittersturm mit tollem Regen, doch ist mein Zelt stehen geblieben, und es hat auch nicht gehagelt.

24. 9. 91. Ebenda.

Eine Anzahl unserer Leute, die gestern aufs Fouragieren gegangen sind, vermutlich vom Regen aufgehalten, bis heute um zehn Uhr noch nicht zurück, und ich habe nun das Vergnügen, hier zu sitzen und zu warten, bis sie kommen — natürlich ein völlig nutzlos verschleuderter Tag, der mich anderenfalls ein Stück weiter gebracht hätte. Um elf Uhr morgens sind die Leute gekommen, aber es war zu spät zum Marsche, und um halb eins ging das gewöhnliche Gewitter los mit Hagel und Fluten von Regen, die bis zum Abend dauerten. Notabene: wir haben heute ein wenig Mais zum Mehlmachen bekommen.

25. 9. 91. Lager Djoba, A-Lendu.

Endlich heute früh um sieben Uhr abmarschiert. Nach Übersteigung des Hügelkammes, auf dem man im zähen Schlamm beinahe stecken blieb, hatten wir einen tiefen Abstieg durch hohes Röhricht, das wir durchbrechen mußten, und betraten den Urwald, der von zwei Bächen durchschnitten wird, die wir einfach durchwateten. Die meisten solcher Waldbäche haben prachtvoll kaltes, klares Wasser. Wir betraten dann hügelige Savanne, teilweise mit hohem Grase bestanden, teilweise zu Ackerland verwendet, und zwar so, daß alle Hügelhänge junge Maisfelder tragen. Zwei kleine Hüttenkomplexe wurden gekreuzt, dann kamen wir hierher, inmitten weiter Maisfelder, alle jung. Eine weite Aussicht nach Norden zeigt eine Reihe hoher Berge, wahrscheinlich im östlichsten Momfu gelegen und etwa in fünf bis sechs Märschen zu erreichen. Leider ist auch das nun vor uns liegende Andra von den hier Tali oder Wodo genannten Manyuema heimgesucht und die Neger sind aufsässig gemacht worden, so daß man mit vieler Vorsicht vorgehen muß. Man erzählt mir, daß die Manyuema, nachdem sie eine große Razzia gemacht und viel Vieh von den Moba weggetrieben hatten, am Ufer des Tsili lagerten, der vor uns fließt. Während eines Hagelsturmes wurden sie von den Moba überfallen und mehrere von ihnen getötet, auch das Vieh ihnen wieder abgenommen. Man soll sich also in acht nehmen. Einer von den hiesigen Leuten spricht sehr gut Momfu, obgleich hier noch A-Lendu wohnen: wir kommen aber nun endlich auf Terrain, in dem mir die Sudanesen nützen, von denen ich eine Musterkarte mit mir führe. Auch hier giebt es kaum etwas zu essen: Mais noch klein, Kürbisse kaum reif, Eleusine noch auf den Feldern, von Vieh ist hier überhaupt nichts zu sehen, und man wundert sich, wovon die Leute eigentlich leben. Nicht einmal jagdbare Tiere, wie Antilopen oder Wildschweine, scheinen in größerer Zahl da zu sein. Seit Mittag weht es nun wieder und ist so kalt, daß man einen Ofen im Zelt gebrauchen könnte; Sonne giebt es seit Tagen nur zwischen neun und elf, für den Rest des Tages geht sie vermutlich zu Bett. Dafür sind die Wolken so dick und so schwarz, daß man glauben könnte, es müßte Tinte regnen. Ein allerliebstes Wetter für hungerige Leute!

26. 9. 91. Lager Andebali, Bajuko-Momfu.

Wir waren gewarnt worden, daß die hiesigen Eingeborenen sehr erregbar seien, und deshalb führte ich heute selbst, als wir um 6 Uhr 50 Min. morgens abgingen. Es war ein recht anstrengender Marsch, bald in den triefenden Gräsern, die uns bald bis zur Haut durchnäßten, bald im dunklen Urwalde, bald durch beängstigend dichtes Gestrüpp und Ranken mit häßlichen Haken. Dazu die Zaghaftigkeit des Führers, der aus Furcht

vor den Eingeborenen kaum laut zu sprechen wagte und verschiedene Male gern entschlüpft wäre. Um zehn Uhr kamen wir endlich zu wenigen Hütten, konnten aber die Eingeborenen nicht zur Annäherung bringen. Ich ging deshalb allein zu ihnen, gab ihnen einige Perlen und erlangte, daß einer wenigstens meine Hand berührte: zum Führerdienst wollten sie aber nicht heran. Um 10 Uhr 55 Min. morgens gelangten wir endlich müde genug hierher: ein kleines, miserables Dorf im Urwalde bildet unser Lager, und wir sollen von hier über Andibbo, Andemoka und Andemorre zum Flusse Märe gelangen, den wir auf Booten kreuzen sollen. Nun ist aber Märe oder Märi der Momfu-Name für den Bomokandi, und wir wären somit an einem bedeutungsvollen Punkte angelangt, denn nördlich von Bomokandi muß unser Marsch rein westlich gehen, damit wir nicht durch zu weites Vordringen nach Norden mit den Außenposten der Mahdisten (von Makraka her) in Kollision gelangen. Leider giebt es auch hier nichts zu essen, und ich muß möglichst schnell vorwärtsgehen, um meinem Heuschreckenschwarm etwas Eßbares zu finden; hungerige Leute sind nicht zum Tragen tauglich, und ich habe schon jetzt mehr Invaliden und Nachzügler, als ich mir wünsche. Giebt es erst wieder reichlich Bananen, so werden die Kranken schnell genug gesunden.

27. 9. 91. Lager Andebali.

Unser Führer war gestern abend durchgebrannt, und so führte Dr. Stuhlmann die Tête gerade nach Norden in den Wald. Wir hofften so am Waldrande hin das Freie und damit Dörfer zu erreichen. Es war aber nichts, und nachdem wir bis um zwölf Uhr mittags nach einem gangbaren Pfade gesucht, aber nur alte, verlassene Zwergenhütten und verlassene Zwergenpfade gefunden, mußten wir hierher zurückgehen und wollen hier versuchen, einen Eingeborenen zu bekommen, der uns führen könne. Es wird aber kaum möglich sein.

29. 9. 91. Lager Djoba.

Wir sind gestern hierher zurückgekehrt, weil es unmöglich war, einen Führer zu bekommen. Ich führte deshalb die Leute hierher zurück, und ein böser Weg war es der häßlichen Aufstiege wegen, welche durch den Regen teilweise in tiefen Schlamm verwandelt, teilweise so glatt geworden waren, daß der Fuß kaum Halt fand. Die Höhendifferenz zwischen hier und Andebali beträgt dreihundert Meter und mehr, welche in zwei Stufen gemacht werden: hat man von Andebali kommend diese dreihundert Meter in die Höhe zu kriechen, und besonders so durchweichte Pfade wie wir, so wird einem der Weg ziemlich sauer.

Bei der Ankunft fanden wir natürlich niemanden vor, es blieb also durchaus nichts übrig, als Leute auszuschicken, um einige Eingeborene aufzugreifen, und das besorgten die Sudanesen so, daß sie uns um vier Uhr nachmittags zwei Männer und zwei Frauen brachten. Jene weigerten sich, uns irgend welche Aufschlüsse zu geben, werden aber wohl zahmer werden; die Frauen meinten ganz richtig, es wäre Sache der Männer, uns zu belehren, da sie, die Frauen, nicht reisten. Ich werde sie heute wieder in Freiheit setzen. Das böseste aber war das Wetter. Von halb drei bis halb acht hatten wir einen Gewittersturm mit argem Hagel, die ganze Gegend schwamm, und im Inneren der Zelte selbst war es so naß, daß man kein Plätzchen fand, wo man hinflüchten konnte. Natürlich konnten die Leute, welche gestern ausgingen, um zu fouragieren, nicht zurückkehren, und das ist der Grund, weshalb ich heute noch hier bin. Die Leute sollen für zwei bis drei Tage Lebensmittel haben, und dann wollen wir vorwärts. Es kann bis zu den Bergen für uns nur fünf bis sechs Märsche sein, und sind wir dort, so können wir uns orientieren.

30. 9. 91. Lager Abjo, A-Lendu.

Was ich längst gefürchtet, ist eingetroffen: die Träger, von ihren Aufsehern

geführt, haben den weiteren Vormarsch verweigert, und wir sind nun auf dem Rückmarsche. Hunger ist das dafür gegebene Motiv, und gewiß ist, daß die Leute einige Tage wenig zu essen hatten. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich die Rädelsführer einfach fortgejagt, einige Lasten geopfert und wäre weiter gegangen; da aber das Expeditionseigentum nicht mir gehört, so muß ich weichen. Wie ich an die Küste soll, nach solchem Vorfall, ist mir völlig unklar, wird wohl auch nie dazu kommen. Morgen, wenn meine Gedanken klarer sein werden, mehr darüber. Nimm dich des Kindes an!

21. 10. 91. Lager Kilidji, A-Lendu.

Nahezu ein Monat ist vergangen, ein Monat voll Elend und Misere für mich. Und noch kein Ende! Wäre ich doch dazumal in Bagamoio auf den Steinen geblieben. Wir sind langsam zu Chef Kiro Isanga zurückmarschiert und daselbst vom 4. Oktober bis heute früh liegen geblieben, um den „hungrigen" Leuten Zeit zum Essen zu geben. Ein Versuch, meine früheren Leute an uns zu ziehen, mißglückte, da sie schon wieder an den See zurückmarschiert sind. Heute sind wir um 9 Uhr 20 Min. morgens endlich abmarschiert und um 1 Uhr 6 Min. mittags durch hügeliges, mit Rohr bestandenes Land, über einige kleine Bäche hierhergekommen und lagern nun über einem größeren Bache Muvanga. Schon seit Beginn des Monats haben wir keine Sonne mehr gesehen: Gewitter über Gewitter und sündflutliche Regen täglich und stündlich. Während unseres Verweilens in Isanga schlug der Blitz in eine dicht neben meiner Hütte stehende, von den Manyuema errichtete Flaggenstange, die er zerschmetterte, ohne zu zünden. Etwa drei Meter davon saß ich an meinem Tische, kam aber mit der bloßen Erschütterung davon. Ich komme mir vor wie der ewige Jude — ich kann nicht sterben, obgleich ich es, Gott weiß, gern wollte!

22. 10. 91. Lager Pangotju, A-Lendu.

Ein kurzer, aber durch Schlamm, Hochgras und sehr böse Auf- und Abstiege zu den Hügeln sehr beschwerlicher Marsch, der den Isau-Fluß kreuzte und uns kaum zwei geographische Meilen förderte. Hier giebt es viel Mais, zu dem die grauen Papageien aus dem Walde kommen. Beim Fouragieren ist einer unserer Träger, ein Manyuema-Mann, durch einen Pfeil in wunderbarer Weise verwundet worden; der Pfeil drang in die rechte obere Brust unter der zweiten Rippe ein, durchbohrte die Lungenspitze und kam krumm gedrückt neben der Wirbelsäule wieder heraus. Einen halben Zoll weiter nach links hätte er die Subclavia durchschnitten und den Mann getötet, etwas höher wäre dasselbe mit der Carotis geschehen. Dabei kam der Mann anderthalb Stunden weit zu Fuß, sich verbinden zu lassen.

23. 10. 91. Lager Batjoguä, A-Lendu.

Wieder ein kurzer Marsch, der uns hierher in große Maisfelder gebracht hat, gerade wo gestern der Unglücksfall vorgekommen. Auch wir haben einige Pfeile zugesandt bekommen, sind aber doch jetzt hier etabliert und werden vermutlich morgen liegen bleiben, da die Leute erst vorausgehen sollen, um die Straße zu rekognoszieren. Die A-Lendu-Leute wollen uns nämlich den Weg sperren, und es wird wohl einiges Schießen nötig sein, um sie von Angriffen auf uns abzubringen; es ist aber nicht weit von hier zu den Walumba, wo wir auf befreundete Leute stoßen, etwa acht Marschstunden, und so werden wir wohl ohne viele Verwundungen durchkommen. Meinem Patienten von gestern geht es recht gut; er hat den Marsch zu Fuß gemacht und, unter antiseptischer Behandlung, kein erhebliches Fieber. Ich würde mich freuen, ihn durchzubringen, ebenso wie einen Suaheli-Soldaten, welchen ein vergifteter Pfeil durch den Unterarm böse mitgenommen hat — die erste furchtbare Schwellung und Eiterung nehmen jetzt wieder ab.

26. 10. 91. Lager Tschulinga, A-Lendu.

Im vorigen Lager wegen sehr ungünstigen Wetters und Fehlens von Führern zwei Tage Aufenthalt. Gestern vier Verwundungen durch Pfeilschüsse, eine sehr schwere, bei welcher der rechte Leberlappen durchbohrt wurde. Natürlich Abgang im Tragen und dadurch bedingte Verzögerung. Endlich gestern gegen Abend kamen einige Eingeborene, die ich sofort als Führer für heute engagierte, und so kam es denn um halb sieben Uhr zum Abmarsch. Während unseres Aufenthaltes von drei Tagen von früh bis spät nur Gewitterregen, oft auch mehrmals in der Nacht; wir waren also froh, wegzukommen. Ein äußerst beschwerlicher Waldweg längs der Berge hin brachte uns um acht Uhr in Grasland; hier wurden wir von allen Seiten von Eingeborenen angebrüllt und mit Vernichtung bedroht, wenn wir noch einen Schritt ins Land thäten; ich ging also weiter und lagerte — der Verwundeten halber — schon um zehn Uhr morgens hier in einem großen Dorfe, gerade wo gestern die Verwundungen vorfielen. Es hat sich aber bis jetzt kein Eingeborener sehen lassen, und der Führer sagt, daß wir morgen zu den Wawira-Walumba gelangen, wo es allerdings auch noch Feindseligkeiten geben wird. Doch sind wir dann näher an Freundesland und kommen für eine Weile aus dem Walde heraus, wo der Örtlichkeit halber immer mehr Verwundungen vorkommen als im offenen Lande. Zu essen giebt es überall nur Mais, und auch wir Weißen leben beinahe ausschließlich davon. Zweimal haben die Eingeborenen uns beschossen, und zweimal haben wir sie mit Gewalt verjagt. Gegen Abend gingen Mädchen zum Wasser, und zwei von ihnen wurden verwundet, eine von drei Pfeilen, deren einer in den Leib drang; ich hoffe jedoch, sie zu erhalten.

27. 10. 91. Lager Bataui, Wassongora.

In der Nacht ist der Mann mit dem Schuß in die Leber gestorben, und wir waren dabei, ihn zu begraben, als wir neuerdings beschossen wurden und Massen von Negern uns bedrohten. Trotzdem wurden die Lasten verteilt; als aber die Neger mitten hineinschossen und einen der Leute mit vergiftetem Pfeile am Fuß verwundeten, da ließ ich endlich angreifen, und vor dem Feuer entfloh die Bande. Dr. Stuhlmann ging nun mit der Expedition vorwärts, und ich nahm den Schluß, wobei die Eingeborenen in großen Zahlen uns wieder auf den Hals kamen und endlich nur durch Anzünden der Hütten ferngehalten wurden. Wir gingen dann unbelästigt durch einen vom Gala- und Isau-Bache durchschnittenen Wald hügelauf und nieder und kamen um halb elf Uhr morgens zu einem Dorfe auf der Hügelhöhe, wo das Lager errichtet war. Auch hier hatten wir Negertrupps auseinander zu treiben und sind nun endlich ruhig gelassen. Das Dorf heißt Lasi (Bataui-Name des Chefs); es ist von dem Banguma-Stamme der Wassongora bewohnt. Wiederum ist eine Waniamuesi-Frau, welche, allen Verboten zum Trotz, allein zum Wasser ging, durch einen Pfeil in den Leib sehr schwer verwundet worden und wird wohl bald sterben. Ich bewundere diese Leute, die Schmerz mit einem Stoicismus ertragen, der über alles Lob erhaben ist — nach ihrer Verwundung ist die Frau noch zwanzig Stunden weit zu Fuß zu mir gekommen, ein aus der Wunde vorgefallenes Netzstück in der Hand haltend. Ein Träger wurde in die Schulter verwundet, während er vor einer Hütte saß. Die Neger waren bis dicht ans Lager gekommen, und es bedurfte einer Anzahl Schüsse, um sie zu vertreiben.

28. 10. 91. Lager in den Hügeln, Walumba.

Die Nacht ist ruhig verlaufen, und um halb sieben Uhr morgens führte ich die Spitze des Marsches vorwärts, zunächst hügelab über einen Schlammbach, dann steil auf in weite Sorghumfelder. Ich gewahrte jedoch bald, daß wir falsch gingen, obgleich der Führer behauptete,

wir seien auf der guten Straße, und so leitete denn ich selbst nach dem Kompaß. Der Marsch war durch von engen Schluchten getrennte Hochhügel, schlüpferigen Boden und Regen sehr unangenehm; auch fand sich keine gute Lagerstelle, und ich mußte schließlich in einem Walumba-Dorfe noch im Walde liegen bleiben, wo wir bis jetzt keinen Tropfen Wasser gefunden haben. Es regnet aber stark, und so lasse ich Wasser in den Waschbecken auffangen. Ein Marsch wie der heutige hat seine eigenen Beziehungen, von allen Seiten hört man das Geheul der Neger, jeden Moment muß man einen Pfeil befürchten, dabei des schlechten Weges halber die Augen nicht vom Boden erheben, denkt euch also den Rest. — Soeben ist auch Dr. Stuhlmann eingetroffen, ohne belästigt worden zu sein, und läßt der Regen ein wenig nach, so gehe ich mit einigen Leuten den Weg rekognoszieren. Wenn wir nur schon einmal einen trockenen Platz fänden, um uns ein wenig zu sonnen! Seit wir von Bukoba abgereist sind, hat es noch nicht aufgehört zu regnen, und ich wäre gespannt zu wissen, ob auch der Albert-See gestiegen ist oder ob nur der westliche Abhang des Plateaus, also die Zuflüsse des Kongo, von diesem unaufhörlichen Regen profitieren. Das heutige Lager heißt Dinsele.

29. 10. 91. Lager in den Bangoro-Hügeln, Walumba.

Schon um sechs Uhr morgens war ich an der Spitze der Leute unterwegs. Und ein furchtbar anstrengender Marsch war es durch die tiefen Einsenkungen, zwischen den Hügeln, in dichtem Walde, hohem Rohre, auf Wegen, in denen man knöcheltief einsank. Es half aber nichts, und unbeirrt vom Lärmen der Eingeborenen ging es weiter, bis endlich um elf Uhr morgens wir ein Dorf erreichten, das, steil am Berge gelegen, unser Lager bildete. Die Leute erbeuteten hier eine Anzahl Hühner, wurden aber einige Male mit Pfeilen beschossen, und es kamen natürlich auch einige Verwundungen vor. Auf den Höhen über uns wird schon seit einer Viertelstunde die Kriegstrommel der Neger geschlagen: es könnte also heute zu etwas kommen. Um halb fünf Uhr nachmittags ist Dr. Stuhlmann eingetroffen, ein Teil der Leute aber ging fehl, und ich mußte erst eine Abteilung aussenden, um sie zurückzubringen, was denn gegen Abend erfolgte. Hier ging es indessen kriegerisch zu, und wir hatten drei Verwundete, einer davon, ein Uganda-Mann, schwer. Erst am Abend wurde es ruhig, und wir waren alle froh, uns einmal ausruhen zu können. Naß bis auf die Haut — denn wir hatten zwei Gewitter gehabt —, hatten wir nicht einen Moment der Ruhe gefunden.

30. 10. 91.

Auf Wunsch der Leute sind wir hier geblieben; ich habe deshalb eine Abteilung ausgesandt, uns den Weg zu Bilippi — es kann nur vier Stunden weit sein — zu erkunden. Dabei gab es ein Intermezzo, insofern die Leute sich einfach versteckten, und erst nachdem ich etwa zehn davon hatte greifen und prügeln lassen, ging alles in Ordnung und der Abmarsch erfolgte ohne weiteres. Inzwischen knallte es schon wieder vom Wasser her, und die Neger haben noch immer nicht die Absicht, uns in Ruhe zu lassen. Vor meinem Zelte sieht es aus wie auf dem Trödelmarkte, denn all meine Lasten sind zum Trocknen gelegt, und die Sonnenblicke sind hier zu Lande so selten, daß man sie benutzen muß. Es hat wiederum die Nacht durch geregnet, und wir können mit Zuversicht auf ein Gewitter um Mittag rechnen. Die Leute schlagen eben das hohe Rohr um die Hütten nieder, und so hat jeder seine Beschäftigung. Um zwei Uhr nachmittags nach tollem Regen ein recht heftiges und lange dauerndes Erdbeben, das uns förmlich schüttelte, dabei ein Geräusch, als stände man unter einem fahrenden Eisenbahnzuge. Abends Rückkehr der Leute, die meiner Ansicht nach nicht den rechten Weg gewonnen hatten. Vor uns soll guter Weg liegen. (?)

31. 10. 91. Lager Banguema, Wawira.

Von drei bis sechseinhalb Uhr morgens toller Regen, dann die Lasten verteilt, und am Schluß aller Leute ich fort um achteinhalb Uhr morgens. Weg zunächst sehr schlecht, grundloser Schlamm, dichtes Gestrüpp, gefallenes Holz, heulende Eingeborene, kranke und verwundete Träger — kurz, die ganze Misere des afrikanischen Reiselebens, die ein Uneingeweihter eben nicht ermessen kann. Es ging aber gut ab, und schon zeitig, also bevor der Regen losbrach, waren wir unter Dach in einem hübsch sauberen Dorfe, den Walumba gehörig, die uns nun mieden, aber nicht belästigten.

1. 11. 91. Lager Bamangunbi, Wabumbu.

Noch ein Marsch durch Hügel und Wald hinter uns! Dreimal ging es hoch auf und nieder durch breite, schlammige Waldstrecken, in denen graue Papageien trotz strömendem Regen konzertierten. Dann hügelauf zum Dorfe, wo wir liegen, und das, hübsch an die Kegelberge Mavoko und Limba gelehnt, den Wabumbu, einem Wahoko-Stamm gehört, der sich hier unter die Wawira geschoben hat. Es ist unglaublich, welch ein Völkergewirre und -Gemisch gerade auf der kleinen, von uns bereisten Strecke obwaltet: ursprünglich jedenfalls von Zwergvölkern bewohnt, haben sich besonders von Südwesten, aber auch stellenweise von Osten und selbst Norden her eine ganze Anzahl von Stämmen eingedrängt, die jedenfalls aus ihrer Heimat durch Drängen anderer Stämme vertrieben wurden. Im allgemeinen scheint für Afrika das sonst ersichtliche Bewegen der Völker von Ost nach West umgekehrt, also von West nach Ost stattzufinden.

2. 11. 91. Lager Wabotsi, Wabumbu.

Heute ist Allerseelentag! Unser Marsch war über fünf Stunden lang, wenigstens für uns, die den Nachtrab führten; er war aber nicht sehr beschwerlich, denn der Waldpartien waren nur wenige, und außer einem häßlichen Ab- und Aufstiege ging es meist über ziemlich welliges Land, das mit Rohr bestanden und von vielen Pflanzungen besetzt ist. Die Gehöfte sind meist verlassen, weil die Eingeborenen uns nicht trauen; alle Habseligkeiten haben die Leute mitgenommen oder versteckt, ihre Felder aber und Bananenhaine uns preisgegeben. Ein wenig Donner erschreckte uns, zum Regnen kam es aber nicht — eine Seltenheit für uns an tägliche Regen gewöhnte Reisende. Dafür brachte aber der Tag insofern eine Überraschung, als zum erstenmal die Eingeborenen uns freundlich entgegenkamen und noch jetzt im Lager den Leuten beim Hüttenbau, Wasserholen u. s. w. helfen und nebenbei einen regen Handel treiben mit Mais, Bananen, Hühnern und Tabak. Unsere Leute, die seit langem nur Pfeilschüsse und Geheul gewohnt sind, erfreuen sich natürlich dieser Ruhe und besonders der Lebensmittel, die übrigens recht teuer sind. Leider habe ich wieder einen Verlust zu beklagen: die vor Tagen durch den Leib geschossene Waniamuesi-Frau ist heute — nicht an den Wunden, an Kräfteverfall — gestorben. Um drei Uhr nachmittags kam ein Eingeborener direkt zu mir. Chef Bilippi, der von unserer Annäherung durch Gerüchte gehört, hatte seinen Unterchef Bayango mir entgegengesandt, um mir als Führer zu ihm zu dienen, eine große Aufmerksamkeit, die mich allerdings ein Geschenk kosten wird. Der Weg vor uns soll gut sein.

3. 11. 91. Lager Opehsse, Wawira.

Unter Führung Bayangos gingen wir, ich voran, 6 Uhr 15 Min. morgens ab und hatten einen kurzen und angenehmen Marsch durch niedrig welltes, mit Gras bestandenes Land mit sehr vielen Dörfern und ausgedehnten, schönen Kulturen von eben reifem Mais, Eleusine, Bananen von der großen Sorte (Musa paradisiaca), Zuckerrohr. Überall freundliche Leute, die gern ihre Hühner an uns verkaufen wollten. Schon die Namen der Dörfer, alle mit „Ande“ oder „Bande“ beginnend, also den Clan bezeichnend,

charakterisieren dieselben als Wawira-Orte. Unser Lager ist ein großer, sauberer Ort mit vielen Hütten, welche für uns geräumt worden sind. Die Männer sind wohlgebildet; die Frauen verschönern die Oberlippe durch Einlage einer nahezu handtellergroßen Holzscheibe. Unter plätscherndem Regen sind wir eingetroffen, jetzt aber ist es klarer und regnet nicht. Hunderte von Eingeborenen gehen hier umher, vor meinem Zelte drängen sich zwanzig bis dreißig, um meinem Schreiben zuzusehen. Weiße Leute sind hierher nie gekommen.

4. 11. 91. Lager Wawahssi, Wandelu, Wawira.

Sobald wir das Lager verlassen — ich in der Hinterhut —, kamen wir in den Wald und hatten einige Stunden einen recht beschwerlichen Weg durch tiefen Schlamm und Schmutzwasser, an einzelnen Dörfern vorüber, deren Bewohner sich viele Mühe gaben, uns zum Lagern bei ihnen zu bestimmen, da sie gern Glasperlen, um welche sie auch bettelten, eintauschen wollten. Unsere Führer waren gleich im Beginne des Marsches verschwunden, und wir hatten unseren Weg selbst zu suchen; es ging aber leidlich, und nach sechsstündigem Marsche kam ich um ein Uhr mittags über einen tiefen Abstieg in das recht große Dorf, wo wir lagern und dessen Einwohner nicht vor uns geflohen sind. Ein sehr lebhafter, sehr lärmender Handel war schon im Gange, und die Leute bekommen vollauf Hühner, Mais, Zuckerrohr, Bananen und Bohnen. Glücklicherweise konnten wir uns hier endlich gut orientieren, und es gelang, einen des Kinyoro ziemlich mächtigen Mann zu finden, der auch morgen als Führer dienen soll.

5. 11. 91. Lager Battaibo am Duki-Fluß.

Drei Stunden Marsch durch Hochgras und über Felsen haben uns hierher in unser altes Lager gebracht und somit die Schleife unserer Reise geschlossen. Chef Bilippi kam mir entgegen, und seine Leute bauen jetzt eine Hütte für mich, denn ich will einige Tage rasten. Drei Monate bin ich nun stets zu Fuß gegangen, und ich bin doch wohl zu alt, um nicht müde zu sein. Hoffentlich komme ich nun bald zur Ruhe.

6. 11. 91. Ebenda.

Wir bauen wieder einmal Hütten, da der Fluß sehr hoch ist und wir erst eine Brücke nötig haben. Inzwischen kommen die Eingeborenen mit Hühnern und Bananen, wollen aber nur eiserne Schaufeln dafür, die wir nicht besitzen. Es regnet hier gerade so unverdrossen wie bisher, und es scheint, als ob wir von Ort zu Ort die Regenzeit mit uns trügen. Neben allen Bitternissen der letzten Zeit ist mir heute eine Freude geworden: ich habe eine für die Wissenschaft neue größere Katze aufgefunden, die in Europa Aufsehen machen wird. Sie lebt im Urwalde und wird von den Wawira Muaga genannt. Heute sind Leute zu Madsamboni voraufgegangen, um ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Er soll unsere Hütten in stand setzen.

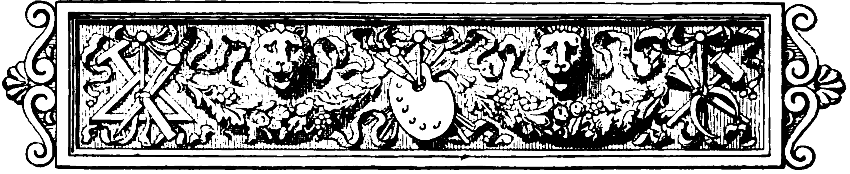
6. 12. 91. Madsambonis Ort Njangabo in Ndussuma.

Meine Leute haben die Blattern. — Dr. Stuhlmann geht mit den Gesunden und nimmt diesen Brief mit. Gott segne euch alle. Halb blind, wie ich bin, wäre es unnütz, mir sofort zu schreiben; warte also, bis ein anderer Brief von mir kommt.

Dein Bruder

E.





Aus der Bildhauerwerkstatt.

Ateliergeheimnisse

von

Philipp Stein.

Thon ist Leben, Gips ist Tod und Marmor die Auferstehung. Thorwaldsen.

Wir standen in der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung im „Internationalen Saal", dessen bedeutendsten plastischen Schmuck zwei vollendete Büsten von Max Klein bildeten. Die eine, die Porträtbüste einer älteren Dame, konnte als vorbildlich gelten für die Verbindung von Marmor und Bronze zu einem Ganzen, die andere ist jene klassisch durchgeführte Frauenbüste, deren gelungene Reproduktion dieses Heft zeigt (Abbild. S. 759).

„. . . Und ist das nun so alles aus dem Marmor herausgehauen?" fragte in aufrichtigem Staunen meine Begleiterin. „Das muß doch große Geschicklichkeit erfordern."

Ich hatte sie gerade auf die künstlerischen Schönheiten dieser Büste aufmerksam machen wollen, auf die Genialität, mit der hier das Ingenium der interessanten, anmutigen Persönlichkeit in erschöpfend psychologischer Feinheit wiedergegeben ist, auf diese seltene Durchdringung und Vergeistigung und Verlebendigung des Materials, auf diese das Höchste vollbringende Technik, auf den geradezu persönlichen Zauber, der von dieser Büste ausgeht, auf die Art, wie hier durch die farbige Behandlung des Marmors eine noch stärker wirkende Lebenswahrheit erreicht ist. Das naive Staunen meiner Begleiterin über das rein Manuelle, Nebensächliche brachte mich völlig außer Fassung.

Und doch ist diese naive Unkenntnis der Eigenart des plastischen Schaffens eine recht verbreitete. Daran liegt es zum größten Teil, daß das Publikum für die Plastik, die eigentlich doch die populärste Kunst sein sollte, so wenig Interesse und Verständnis hat. Die Vorstellung, der Bildhauer sei ein Mann, der mit Aufwand großer physischer Kraft in den Marmorblock haut, herrscht in weiteren Kreisen, als man glauben sollte. Über das Gefühl des Staunens und kühlen Respektierens kommt deshalb das große Publikum der Plastik gegenüber oft selten hinaus. Und darum ist's vielleicht lohnend, einmal die Leser bekannt zu machen mit der Technik, mit all dem Drum und Dran der Bildhauerkunst, ihnen zu zeigen, wie ein plastisches Kunstwerk entsteht, was alles hierbei zu berücksichtigen ist, wie vielgestaltig die Arbeit ist, bevor sie dem Publikum als bis zu einem gewissen Grade vollendet vorgeführt werden kann — kurz, wir wollen alle Ateliergeheimnisse des Bildhauers ausplaudern, wollen sie außerdem durch die Wiedergabe einiger bedeutender Bildhauerarbei-

ten illustrieren in der Hoffnung, daß dann durch die Kenntnis des Details auch das Verständnis für die großen Aufgaben und Wirkungen der Bildhauerkunst ein vertiefteres und so die Betrachtung guter Plastik zu einem wirklichen Genuß werden wird.

* * *

So recht eigentlich Ateliergeheimnisse sind es nun nicht, die ich hier berichten will, sondern vielmehr Dinge, die eben keine Geheimnisse sein sollten. Man kann also unbesorgt weiter lesen — es wird nichts ausgeplaudert werden von pikanten Atelierhistörchen oder von Liebesidyllen zwischen Bildhauer und Modell. Derartige Vorkommnisse sind übrigens auch weit weniger häufig, als man in Laienkreisen und vollends gar in Romanen annimmt. Daß ein Künstler sein Modell heiratet, gehört zu den Seltenheiten — gar häufig aber ist das weibliche Modell im besten Sinne des Wortes der gute Kamerad des jungen Künstlers; sie bringt Ordnung in sein Atelier und in seinen kleinen Etat. Das brave wirtschaftliche Modell findet sich zwar keineswegs durchweg, aber immerhin ist es doch für den ganzen Stand typischer als jenes vielbesprochene schöne Modell des „Märchen"-Bildes.

Im allgemeinen aber sind die persönlichen Beziehungen der Künstler zu ihren Modellen ganz minimale. Der Künstler kann die lebenden Modelle nicht entbehren, er braucht sie beständig und braucht Modelle der verschiedensten Art: Greise und Kinder, Männer, Frauen, Mädchen. Naturgemäß besteht daher zwischen Künstler und Modell nur ein rein geschäftsmäßiger Verkehr — wir betonen diese selbstverständliche Thatsache nur, weil hierüber vielfach noch falsche Auffassungen bestehen. Der Durchschnittspreis für das Modellstehen beträgt in Berlin für die Stunde eine bis anderthalbe Mark. Um zu zeigen, wieviel Modell oft für eine



Marmorbüste von Max Klein.
(Original im Besitz der Kaiserin von Österreich.)

Arbeit nötig ist, sei erwähnt, daß die „Bildhauerin“ von Toberentz (Abbild. S. 776) ungefähr zweihundertundfünfzig Mark Modellspesen erfordert hat. Hervorragende Modelle werden natürlich über den genannten Durchschnittspreis bezahlt, denn ein passendes Modell finden, ist sehr schwer und auch Modellstehen will erlernt sein. Gar mancher hat nach den ersten harten Versuchen das Modellstehen wieder aufgegeben. Reinhold Begas suchte einst für eine Arbeit lange Zeit vergeblich ein geeignetes Modell. Endlich glaubte er in einem Cirkusclown den rechten Mann gefunden zu haben. Er bot dem Clown fünfundsiebzig Mark für einen Arbeitstag, aber als der kraftvolle, abgehärtete Cirkuskünstler nun wirklich einen Tag Modell gestanden hatte, erklärte er, auch nicht für die höchste Summe würde er noch einmal eine solche Tortur ertragen. Neulinge im Modellstehen befällt oft schon nach wenigen Minuten eine Art hypnotischer Starrkrampf, sie fallen um. Oft treten, wenn der Künstler, in die Arbeit vertieft, nicht rechtzeitig eingreift, recht böse Unfälle ein. Das still sitzende oder stehende Modell vermag sich eben nicht mit sich selbst zu beschäftigen und verliert die Gewalt über sich. Von Menzel erzählt man sich ein charakteristisches Geschichtchen. Ein Mädchen, das bei ihm Modell saß, verlor plötzlich die Besinnung und schlug rücklings um. Der kleine große Meister wollte eben die Dienerin rufen, damit sie für das Mädchen sorge, da fiel ihm auf, daß die Ohnmächtige in einer lange von ihm gesuchten Haltung dalag, wie er sie für eine Arbeit brauchte. So gut hätte er die Stellung niemals arrangieren können — er skizzierte daher schnell die Situation und dann erst rief er die Dienerin.



Ernst von Braunschweig. Relief von Robert Toberentz.
(Aus dem Reformatorencyklus in der Schloßkirche zu Wittenberg.)

Auch bei den bewährtesten Modellen können derartige Störungen eintreten; der erfahrene Künstler vermeidet sie, indem er das Modell beständig ins Gespräch zieht und eine Erstarrung der Geistes- und Willenskräfte somit unmöglich macht. Es giebt übrigens auch willensstarke Modelle, die ganz Erstaunliches leisten. So vermag ein in Berlin sehr geschätztes männliches Modell in derselben Stellung, mit derselben Gewandhaltung fünf bis sechs Stunden zu verharren.

Des lebenden Modells nun bedarf der Bildhauer weit mehr als der Maler. Denn jede plastische Figur muß zunächst völlig nackt dargestellt werden, also nach dem lebenden Modell; erst über die so gewonnene nackte Gestalt wird dann die Gewandung hinübergearbeitet. Das gilt natürlich ebenso von Phantasiegestalten wie von historischen oder zeitgenössischen. Als Rudolf Siemering seinen Luther für Eisleben zu bilden hatte, war er sehr froh, in einem seinem Atelier benachbarten, nur von Schustern bewohnten Gäßchen einen ehrsamen Meister zu entdecken, dessen Körperverhältnisse so ungefähr denen entsprachen, die Siemering für

Dr. Martin vorschwebten. Die berühmten Heerführer und Generale, die in den Sockel- oder Reliefsfiguren der großen Siegesdenkmäler verewigt werden, schicken zunächst nur ihr Pferd und ihre Uniform ins Atelier — den Körper des großen Mannes zu vertreten, dazu findet sich irgend ein berufsmäßiges oder ein für diesen Fall besonders gewonnenes Modell. Erst wenn so der Körper vollendet ist und die Uniform gut sitzt, dann kommt der große Mann selbst und gewährt dem Künstler ein paar Sitzungen für den Kopf.

All das gilt natürlich nicht nur für Einzelfiguren, sondern auch für Gruppen, sobald die Arbeit eben über den ersten Entwurf hinausgeführt werden soll. Was allmählich in Geist und Auge des Bildhauers gekeimt, was dann immer mehr die künstlerische Phantasie in Gedankenskizzen erschaut, in einer rasch hingeworfenen Umrißzeichnung zu Papier gebracht, oder in einer schnell aufgebauten kleinen Thonkomposition in den äußeren Linien festgestellt hat, das soll nun ausgeführt werden mit vollster Berücksichtigung aller Anforderungen der Natur.

Die Aufgabe des Bildhauers ist eine wesentlich andere als die des Malers. Er stellt wie der Baukünstler seine Werke körperlich dar, also in den drei Raumdimensionen. So schafft er entweder Statuen oder Reliefs. Er vereinigt mehrere Statuen zu einer Gruppe, oder er stellt einzelne Statuenteile dar, vor allem Büsten — immer Arbeiten, welche von allen Seiten betrachtet werden können. Oder er legt seine Komposition ähnlich an wie der Maler, so daß ihre Rückseite nicht betrachtet werden kann. Dann haben wir das Relief: von der mehr oder minder ebenen Fläche heben sich die einzelnen Figuren ab. Je nachdem die Figuren runder oder flacher hervortreten, haben wir Hoch- oder Flachreliefs. Aber auch im Relief, das der Malerei so verwandt ist und deshalb auch am meisten die farbige (polychrome) Behandlung verträgt, wird die Darstellung immer noch eine weit strengere und begrenztere sein müssen als in der Malerei. Auch in das Relief darf der Bildhauer nicht zu viel Handlung hineinbringen, sonst wirkt die Darstellung unruhig und verworren, wie es z. B. bei dem Relief Benvenuto Cellinis „Perseus und Andromeda" der Fall ist. Wie Bedeutendes aber im Relief trotz aller Beschränkung geboten werden kann und wie weit ein origineller Künstler hier gehen darf, zeigen am besten wohl des großen Florentiners Lorenzo Ghiberti zwanzig Relief-Darstellungen auf den Bronzethüren des Baptisteriums in Florenz. Dargestellt sind Scenen aus dem Alten Testament in kleinen Hochrelieffiguren, die sich perspektivisch in Flachreliefs verwandeln und im äußersten Hintergrund fast nur in Linien wie auf einem Gemälde sich verlieren — die „Pforten des Paradieses" hat diese Ghibertischen



Philipp von Hessen. Relief von Robert Toberentz.
(Aus dem Reformatorencyklus in der Schloßkirche zu Wittenberg.)

Thüren der gewaltige Michelangelo genannt. Auf einem dieser Reliefs nun, auf dem ersten Felde der größeren Thür, hat Ghiberti auch ein Stückchen Landschaft vorgeführt, einige Bäume aus dem Paradiese, darunter den Baum der Erkenntnis, von dem aus die um den Stamm sich ringelnde Schlange lockend zu dem ersten Menschenpaare spricht.



Kampf zwischen Mensch und Wasserelement. Von Max Klein.
(Aus dem Reliefcyklus an der Kronprinzenbrücke in Berlin.)

Doch von der modernen Kunst will ich erzählen, und dabei vor allem diejenigen Künstler berücksichtigen, die nicht nur hervorragend sind in ihrer eigentlichen Kunst, sondern auch die Technik derselben voll beherrschen und diese Technik auch wesentlich gefördert haben, die auch zu den technischen Wurzeln ihrer Kunst hinabsteigen, deren Können ein so vielseitiges, deren Streben ein so großes und ernstes ist, daß sie universell alle Zweige ihrer Kunstübung umfassen und gleich den großen Meistern der italienischen Renaissance nicht nur Künstler sind, sondern gewissermaßen als „Künstlerhandwerker“ das nicht hoch genug zu schätzende technische Können, wie es in der Reproduktion des plastischen Kunstwerkes zum Ausdruck kommt, zu größerer Vollendung erhoben haben — Künstler, denen die hergebrachte Schablone nicht genügt, welche sich frei machen von der so oft die besten künstlerischen Absichten verkümmernden Tyrannei des Kunsthandwerkes, der Geschäftspraxis der Gießereien ꝛc. Die bedeutendste Förderung der Bildhauertechnik ist im letzten Jahrzehnt von Robert Toberentz ausgegangen; er hat, wie wir später sehen werden, das bis Ende der siebziger Jahre übliche Sandgußverfahren ersetzt durch die Wiederaufnahme der älteren, längst verschwundenen Gußweise. Als Leiter eines Bildhauermeisterateliers in Breslau hat er den Guß der für seinen Görlitzer Brunnen bestimmten Bronzefiguren selbst ausgeführt. Er hat später für die Übertragung in Marmor eine wichtige Erfindung gemacht und ist gegenwärtig von der preußischen Regierung beauftragt, nach einem von ihm erfundenen Verfahren staatliche Denkmäler

zu restaurieren, um ihnen die Möglichkeit des Patinierens zu verleihen. An ihn und seine Arbeiten werden unsere Betrachtungen daher vielfach anzuknüpfen haben, daneben sollen Arbeiten anderer Künstler erwähnt werden, soweit sie eben uns für die Erkenntnis und Weiterführung der Technik eigenartige Aufschlüsse geben. Wenn dabei vielfach auf Berliner Künstler hingewiesen werden sollte, so ist das nicht als Vernachlässigung der außerberliner deutschen Plastik anzusehen, es erklärt sich die häufigere Erwähnung derselben nur aus dem Umstande, daß dem Verfasser dieser Zeilen die Berliner Kunstverhältnisse eben vorzugsweise bekannt sind.

* * *

Als moderne Reliefporträts führen wir die beiden Reliefs von Toberentz vor, die Porträts Ernsts von Braunschweig und Philipps von Hessen. Sie gehören jenem größeren Reliefcyklus von Reformatoren an, mit dem die am 2. November 1892 neu geweihte Schloßkirche zu Wittenberg bei ihrer Restaurierung geschmückt worden ist. Ihre sorgsame Durchbildung lassen unsere Abbildungen auf Seite 760 u. 761 gut erkennen. Wie aber in der modernen Reliefplastik selbst dramatische Bewegung dargestellt werden kann, beweisen die hier wiedergegebenen Scenen aus dem an der Kronprinzenbrücke in Berlin angebrachten Reliefcyklus. Sie sind ein Werk von Max Klein und leider fast ganz unbekannt, auch niemals bisher reproduziert. Man sieht das Original nur, wenn man auf der Spree durch die Brücke durchfährt, und so kennt sie dank der so oft den Bildhauer schädigenden Architektenweisheit eigentlich nur der Schiffer, der mit seinen Apfelkähnen oder Torfzillen die Spree befährt. Wir geben hier (Abbildung S. 762 und 763) das erste und das letzte Relief des Cyklus wieder, der die Unterwerfung des Wasserelementes darstellt. Ersteres zeigt die Grundsteinlegung



Der erste Brückenbogenbau. Von Max Klein.
(Aus dem Reliefcyklus an der Kronprinzenbrücke in Berlin.)

beim Bau einer Brücke, den Beginn des Kampfes zwischen den Wassergottheiten und dem Menschen. Das Schlußrelief zeigt dann den Sieg des Menschen über das Wasserelement: die Einfügung des Schlußsteines in den Brückenbogen. Das grandios gedachte und durchgeführte Werk, erfüllt von Bewegung und doch in plastischer Geschlossenheit, ist gleichzeitig auch eine sehr geistvolle Arbeit, die im letzten Relief die Entstehung des Bogenbaues versinnbildlicht: die Oberkörper der beiden ringenden Kämpfer, des Wassergottes und des Menschen, bilden eine Wölbung, die dem ersten Brückenbauer den Anlaß und die Möglichkeit gewährt zum ersten Brückenbogenbau. Die Abbildungen auf Seite 764 und 765 zeigen die den Grünkramhandel und den Fischhandel an der Spree darstellenden Schmalreliefs. Wie der Künstler diese reizenden Details so bis ins kleinste anschaulich durchgeführt auch in Metall hat wiedergeben können, werden wir bei Erörterung des Metallgusses kennen lernen.



Grünkramhandel. Relief von Max Klein.
(Aus dem Cyklus an der Kronprinzenbrücke in Berlin.)

* * *

Hauptgegenstand der plastischen Darstellung ist natürlich die menschliche Gestalt, in zweiter Linie, dank den zahllosen Reiterdenkmälern, auch das edle Pferd. Ist es doch Brauch, alle Monarchen, auch wenn sie so stille, friedliche Gelehrte gewesen sind wie König Johann von Sachsen, als Reiterfigur der Nachwelt zu überliefern — den königlichen Danteforscher Philalethes zeigt Johannes Schillings Denkmal auf dem Theaterplatz in Dresden hoch zu Roß, unbedeckten Hauptes, im Königsmantel, mit dem Scepter. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß das Denkmal, das unsere Abbildung auf Seite 767 vorführt, gleichzeitig den Zweck hat, dem Theaterplatz einen monumentalen Abschluß und einen plastischen Höhepunkt zu geben, und daß danach der Aufbau erfolgen mußte. In technischer Hinsicht ist für uns an diesem Denkmal besonders interessant, daß die Haare des Pferdes durch Tausende von Hammerschlägen einzeln dargestellt sind, wodurch die sonst vielfach übliche unnatürliche Glätte der Mähne vermieden werden sollte.

Die lebendige Gestalt also ist das Hauptstudium des Bildhauers — danach muß sein ganzer Bildungsgang sich einrichten. Er muß daher wacker Anatomie treiben und erfassen lernen, was er sehen muß und wie er unter Umständen sein lebendes Modell, wie er die Zufälligkeiten des Modellkörpers zu korrigieren hat. Weit mehr als beim Maler, der durch

Farbenbehandlung ꝛc. mancherlei Versehen und Ungenauigkeiten ausgleichen oder doch verdecken kann, kommt es beim Bildhauer auf vollendetste Exaktheit der Formgebung an, so sehr, daß, wie bereits erwähnt, auch eine bekleidete Figur erst völlig nackt durchgeführt werden muß. Dann aber muß ein plastisches Werk neben vollster Naturwahrheit auch schöne Linienführung auf allen Seiten zeigen. Das wird dem nur konventionell arbeitenden Bildhauer nicht schwer, wohl aber dem echten, originell schöpferischen Künstler, der etwas zu sagen hat und nicht nur leere Formeln wiederholen will. Zu dieser oft sehr großen Schwierigkeit kommt dann noch hinzu, daß der Plastiker stets nur mit wenigen Figuren arbeiten kann — was der Maler in breit ausgeführtem Gemälde zeigt, z. B. den Raub der Sabinerinnen, das hat Begas in seinem wundervollen vielbekannten Meisterwerke in zwei Gestalten darstellen müssen: in dem kraftvollen römischen Jüngling und der Sabinerin, die, von den Armen des Jünglings bereits umfaßt, sich verzweifelt sträubt.



Fischhandel. Relief von Max Klein.
(Aus dem Cyklus an der Kronprinzenbrücke in Berlin.)

* *
*

All dieser mannigfachen Schwierigkeiten muß der Bildhauer sich bewußt sein, wenn er an eine Arbeit geht. In einer oder mehreren Skizzen hat er seine Komposition bereits entworfen. Nun gilt es die eigentliche Arbeit herzustellen, das sogenannte Hilfsmodell. Das gewöhnliche Material hierfür ist Thon. Damit dieser während der Arbeit nicht zusammenbricht, wird er durch innen angebrachte Eisenschienen, die je nach der Gestalt der zu schaffenden Figur geformt sind, durch Holzkreuze mit Drähten ꝛc. gestützt — bei kleinen Hilfsmodellen genügen Drähte und dergleichen. Nun wird der Thon mit der Hand angetragen und dann mit den verschiedenartig gestalteten Modellierhölzern bis ins einzelne durchgearbeitet, der „Akt wird angelegt“. Damit der Thon weich bleibt und damit er keine Sprünge erhält, muß er häufig mit Wasser bespritzt werden; wenn die Arbeit ruht, wird die ganze Thonfigur sorgsam mit nassen Tüchern bedeckt. In diesem weichen Material nun gestaltet der Künstler seine Arbeit, setzt er seine Idee in Gestalten um, dabei sorgsam das lebende Modell, die menschliche Gestalt vergleichend oder an dem Gliedermann, der bekannten lebensgroßen Holzpuppe (mannequin) mit beweglichen Armen und Füßen, Gewandstudien machend. Die Komposition hat dem Künstler, bevor er Hand ans Werk

legte, ganz klar und in voller Schönheit der Linien vor Augen gestanden — nun, da das alles plastisches Leben gewinnen soll und neben all dem Großen auch jede Einzelheit zu ihrem Recht kommen muß, da erscheint manches unschön, anderes allzu konventionell, anderes wieder zu gewaltsam, den Fluß der Linien hemmend, anderes wieder sagt nicht vollkommen das, was der Bildhauer gewollt hat. Da ist dann das Modellierstäbchen unausgesetzt thätig, hier abzutragen, dort aufzusetzen — da läßt der Künstler durch einen leichten Thonauftrag eine männliche Gestalt kräftiger und imposanter erscheinen, hier wird an Hüfte und Schenkel einer Meeresgöttin mit wenigen Strichen etwas Thon abgenommen, um eine mädchenhaftere Gestalt zu gewinnen. Das weiche, bildsame Material erleichtert all diese Veränderungen, ja es verführt sogar oft zu Änderungsexperimenten. Endlich aber kommt der Tag, wo dem Künstler jede weitere Veränderung vom Übel scheint. Er sieht zwar jedesmal ein, daß er „das nächste Mal die Sache ganz anders auffassen“ würde, daß im übrigen aber die Figur oder Büste vollendet und er mit seiner Arbeit zufrieden ist.

In der letzten Berliner Akademischen Kunstausstellung befand sich ein vielbewundertes „Schlafendes Mädchen“, eine farbig behandelte Gipsfigur von Toberentz. An dieser Arbeit wollen wir einmal die Genesis einer plastischen Figur betrachten. Da sehen wir im ersten Bilde (S. 768) auf dem für das schlafende Mädchen bestimmten Stuhl bereits jene Schienen und Stützen liegen, welche dem Thon inneren Halt geben sollen. Allerlei Handwerkszeug und dergleichen liegt bereit: die Arbeit kann beginnen. In groben Zügen wird nun erst die Figur in Thon entworfen, wie die Abbildung S. 769 zeigt. Der Kopf ist noch ein nur ungefähr die Form angebender Klumpen, Arm und Fuß erscheinen noch wie mißgebildete Stumpfe, aber die Idee und die Linien der Komposition sind doch bereits klar ersichtlich. Auf dem dritten Bilde (S. 770) ist die Arbeit nun schon wesentlich vorgeschritten: die Züge des lieblichen Gesichtes sind bereits erkennbar, ein Teil des Körpers zeigt schon völlige Durcharbeitung, vielfach aber sehen wir noch Härten und Unschönheiten, die herausgebracht werden müssen. Da wird noch gar viel geändert und probiert und wieder geändert werden müssen, bis jene liebliche Gestalt fertig gestellt ist, die wir auf dem vierten Bilde (S. 771) bewundern können.

Der Anblick des „Hilfsmodells“, dieser eigensten Schöpfung des Bildhauers, wird der großen Menge nicht zu teil. Das große, kunstliebende Publikum lernt die weitaus größte Zahl moderner plastischer Werke nur in dem kalten stimmungslosen Gips kennen. Erst in den letzten Jahren hat man angefangen, dem Gips durch „Tönen“, durch einen rötlich braunen Ton etwas Leben und Blutwärme zu geben. Aber was ist das gegen den Lebendigkeitseindruck einer Arbeit in Thon! Wie da alles warmen Lebensodem zu haben scheint und blühendes Fleisch, wie weich jedes Fältchen, wie von frischem Leben durchpulsiert die ganze Gestalt! Diese Blutwärme, diese — man meint sie ordentlich zu fühlen — Weichheit und Geschmeidigkeit der Glieder, diesen Lebensschimmer des Wangenrundes, diese sprechende Lebendigkeit des Lippenpaares kann außer im Thon nur noch im Marmor wiedergegeben werden. Der Thon hält sich nur kurze Zeit und auch nur bei sorgsamster, vorsichtigster Behandlung — im frischen weichen Thon können Arbeiten nicht ausgestellt werden; um sie — die eigentlich künstlerische Arbeit — festzuhalten für spätere Zeit, muß sie in anderes Material übertragen werden. Die Zahl der Arbeiten aber, die in Marmor ausgeführt werden oder in Bronze, ist sehr gering gegenüber dem, was die Bildhauer überhaupt schaffen; die Zahl der öffentlichen Marmordenkmäler ist nicht eben groß. Mit den zahlreichen Krieger- und sonstigen Lokalpatriotismus-Denkmälern kleiner Städte, selbst wenn es sich um

Arbeiten für Marmor handeln sollte, kann man große, eigenartig schaffende Künstler nicht betrauen. Die reichen Leute, die einen großen Künstler nicht nur als Dekorationsstück für ihre Diners und Jours-nen. Das giebt aber doch nur einen ungefähren Eindruck von dem eigentlichen Können des Bildhauers, besonders für diejenigen Beschauer, welche nicht wissen und nicht empfinden können, wie viel von

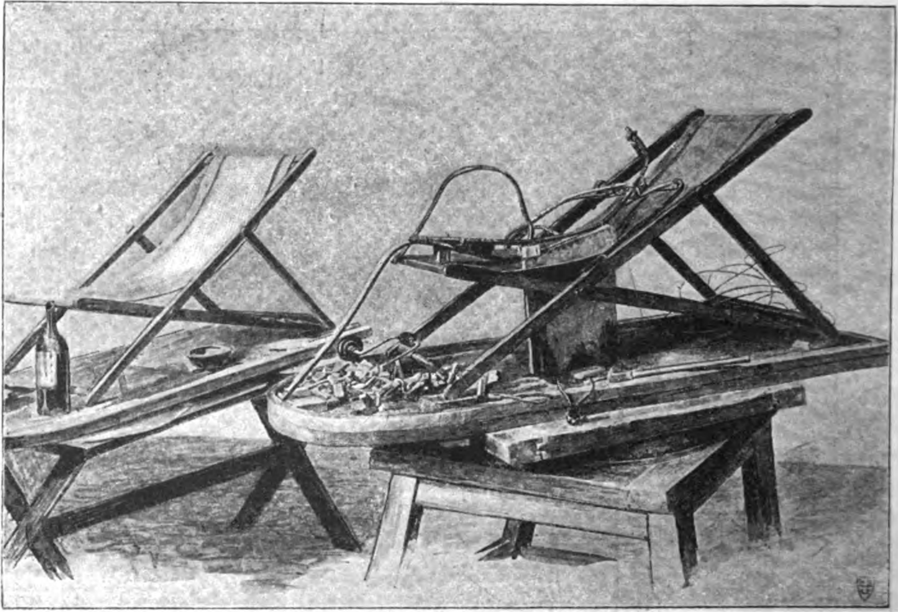


Denkmal König Johanns von Sachsen in Dresden. Von Johannes Schilling.

fixes verwenden, sondern ihm auch einen Auftrag für eine Marmorarbeit geben, ist gar sehr gering. Und so kommt es denn, daß selbst die für die Kunst sich interessierenden Leute unsere zeitgenössische Plastik fast nur aus den kalten Gipsarbeiten in den Kunstausstellungen ken-der Stimmung des Kunstwerkes im Gips verloren gegangen ist. Der „Gips ist der Tod“, sagte Thorwaldsen.

Kleinere Arbeiten, besonders Reliefs, kann man wohl brennen, aber durch das Austrocknen des Thons „schwindet“ er und die Arbeit verändert sich. Deshalb

nimmt man auch bei kleineren Arbeiten lieber das Abformen in Gips vor, wie stets bei größeren Arbeiten. Unterschieden wird zwischen der „verlorenen“ und „verloren“, während bei der „echten“ Gipsform die Prozedur eine derartige ist, daß die Form, der „Mantel“, in einzelnen Stücken abgenommen werden kann



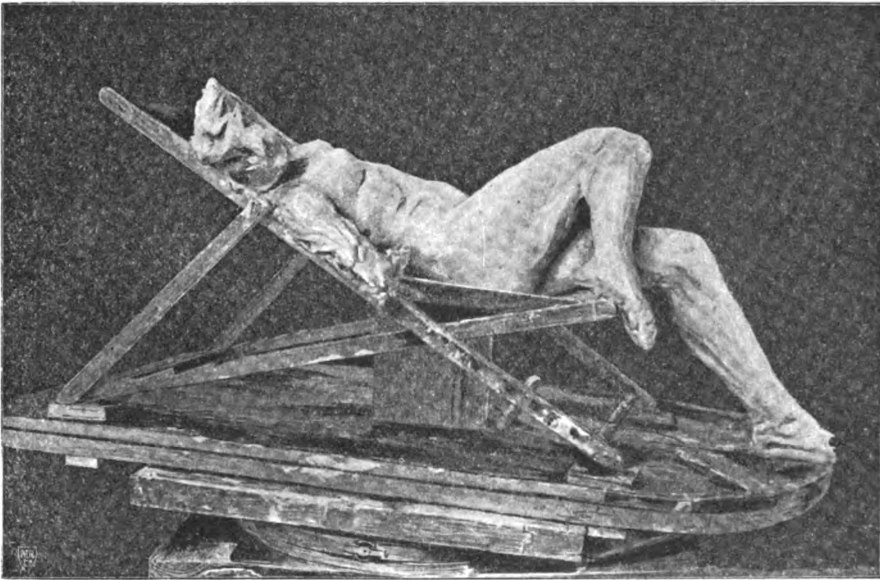
Schlafendes Mädchen. Von Robert Toberentz.
1. Stützen und Rüstzeug zur Thonarbeit.

„echten“ Gipsform; letztere wählt man, wenn das Modell nur in Gips vervielfältigt werden soll, also z. B. für die Gipsabgüsse von Antiken, oder wenn es sich um eine in Wachsguß für Bronze auszuführende Arbeit handelt. In der Mehrzahl der Fälle wird also vom „Hilfsmodell“, von der in Thon ausgeführten Künstlerarbeit, nur eine „verlorene Gipsform“ hergestellt. Es wird aus wenigen, leicht voneinander zu trennenden Stücken über die ganze Arbeit eine Gipsschicht gegossen; sobald diese genügend erhärtet ist, wird sie losgelöst. Die einzelnen Gipsstücke werden dann von den etwa in ihnen zurückgebliebenen Thonstücken gereinigt, ausgewaschen und zusammengesetzt und dann erfolgt der Gipsausguß in die so gewonnene Form, in das Negativ. Diese Form nun muß von dem Ausguß stückweise losgeschlagen werden und geht und so erhalten bleibt. Mit dieser echten Form kann man dann immer wieder Abgüsse herstellen, die allmählich freilich an Schärfe verlieren. An den Stellen, wo die einzelnen Mantelstücke zusammentreffen, entstehen dann die sogenannten „Nähte“, die unseren Lesern häufig auf den Gipsabgüssen der Museen aufgefallen sein werden. Das Zerschlagen, das Abnehmen der verlorenen Form erfordert ungemeine Sorgfalt, weil gar leicht der Ausguß, der innerhalb der Form gewonnene neue Guß, beschädigt wird. Aber auch bei größter Sorgfalt können allerlei kleine Schäden und Fehler niemals vermieden werden — sind die Gipsgießer fertig, so muß der Bildhauer selbst den Gipsabguß nochmals sorgsam durchnehmen und durchkorrigieren. Das ist oft eine langwierige Arbeit — so spricht Rauch einmal in einem Briefe an Rietschel (16. April 1844)

von „dem den besten Humor zerstörenden vier Monat langen Gipskratzen“.

Sehen wir nun einmal zu, was aus dem Hilfsmodell des „Schlafenden Mädchens“ geworden. Auf der Abbildung S. 772 sehen wir die so zierlich erschienene Thongestalt versteckt in einem unförmlichen Gipsmantel, dessen Linien denen der Thonfigur folgen. Auf der Abbildung S. 773 sehen wir nun diesen Gipsmantel geöffnet, es zeigt sich uns die eine Hälfte. Wir erblicken nun wieder das Rüstzeug, die Schienen vom ersten Bilde (S. 768) und sehen den Gipsarbeiter eifrig am Werke, aus dem Gipsmantel den Thon herauszukratzen, um völlig freie Bahn dem Gipse zu schaffen, der nun in diesen, an den einzelnen Lochstellen zusammengesetzten Mantel hineinfließen soll.

Gar manche Feinheit des Originals geht naturgemäß bei der Übertragung in Berliner Schloßplatz, diese Übertragung vermieden, indem er direkt in Gips modelliert hat. Das Resultat war ein glänzendes, all die viele Detailarbeit in den Netzen ꝛc. ist zu vollster Geltung gekommen, ganz abgesehen von den großen Zügen in der Arbeit, die nun völlig aus der Hand des Meisters hervorgegangen ist. Aber freilich — nachahmen werden eine solche Praxis nur sehr, sehr wenige dürfen, es gehört dazu die vollendetste Meisterschaft, Sicherheit und ausdauerndste Arbeitskraft. Begas hat den Gips mit Schlemmkreide und Leim versetzt und ihn dadurch drei Stunden lang weich erhalten, während derselbe sonst in etwa fünf Minuten erhärtet. Es handelte sich also nun darum, jede Partie, die der Künstler in Angriff nahm, innerhalb dreier Stunden zu vollenden. Begas modellierte nun mit dem Gips, wie man



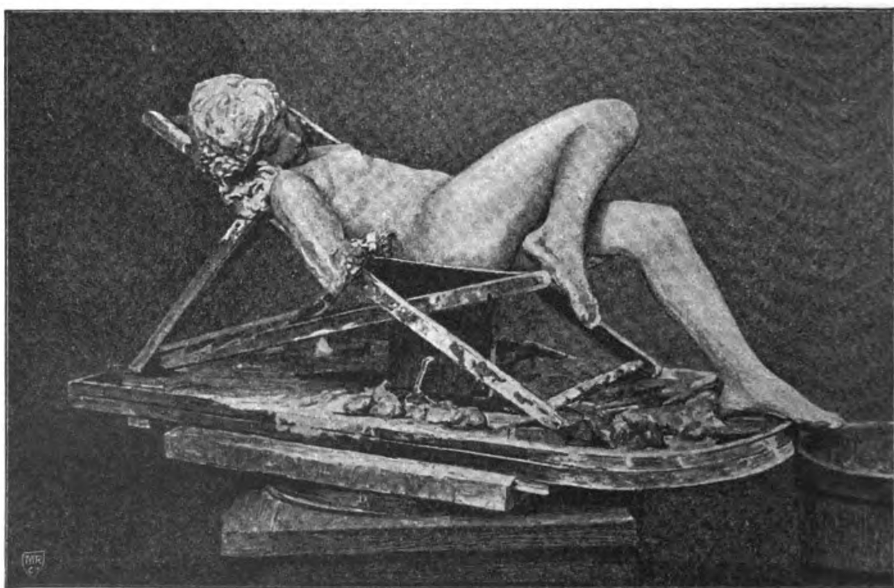
Schlafendes Mädchen. Von Robert Toberentz.
2. Die Arbeit der ersten Tage.

Gips verloren und kann oft durch noch so fleißiges „Gipskratzen“ nicht wieder hineingebracht werden. Reinhold Begas nun hat bei seinem gewaltigen Meisterwerk, dem „Neptunsbrunnen“ auf dem sonst mit Thon modelliert, jeder Strich, jede Linie mußte sitzen, wie sie der Künstler gedacht hatte — seiner Meisterschaft gelang es so, das gewaltige Werk in einem Zeitraum von nur drei Jahren zu

vollenden. Das Original konnte also direkt in das edle Metall übertragen werden, das Gipsabformen fiel fort, und darum wirkt an diesem Monumentalbrunnen, dem größten Kunstwerk der neuen Zeit, alles so frisch und unmittelbar.

* * *

In dem vorhin citierten Briefe Rauchs berichtet der große Meister seinem Schüler und Freunde Rietschel, daß die „Retouche der lebensgroßen sitzenden Viktoriastatue im allerschönsten Marmor" auf ihn „balsamisch" wirke. Jeder Bildhauer und jeder, der mit ernsten Bildhauern intimer verkehrt hat, wird dem alten Rauch diesen balsamischen Eindruck nachfühlen. Der echte, wirklich bedeutende Künstler begnügt sich nicht mit der Marmorform seiner Arbeit, wie sie aus der noch vielfach recht mangelhaft; daher kommt es denn, daß manche Künstler an der technischen Ausführung ihrer Arbeit durch die Punkteure ꝛc. wenig Interesse haben. Daß ein Berliner Bildhauer seine Arbeit dem Punkteur zum Übertragen in Marmor mit den Worten übergab: „Behandeln Sie das Ding so ein bißchen à la Begas!" — das ist vielleicht nur ein in Berliner Bildhauerkreisen entstandener guter Witz, aber es ist doch jedenfalls sehr charakteristisch. Bei jeder Arbeit muß der Bildhauer von Anfang an darauf Rücksicht nehmen, in welchem Material sie einst ausgeführt werden soll; er muß sie sich von vornherein für ein bestimmtes Material denken. Und in dieser Hinsicht wird infolge oft nicht genügender Vorbildung des jungen Bildhauers gar vielfach gefehlt — ich habe auch hier wieder die Berliner Verhältnisse im Auge.

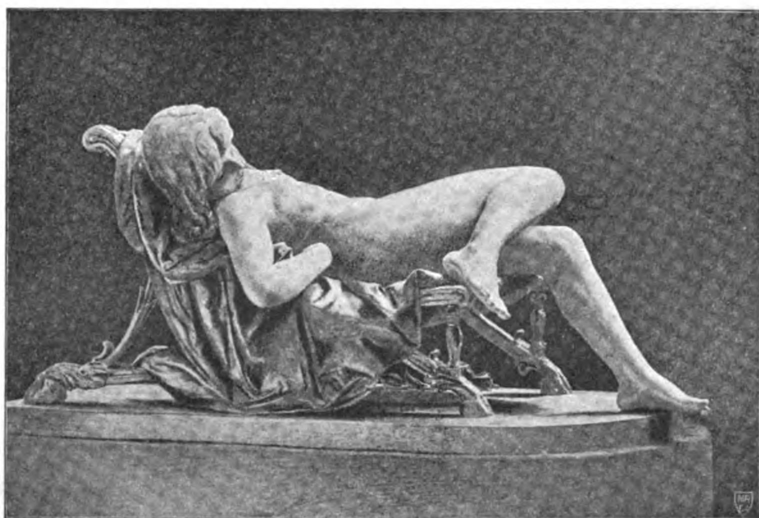


Schlafendes Mädchen. Von Robert Toberentz.
3. Vorgeschrittenes Stadium.

Hand des Marmorhandwerkers hervorgeht. Er nimmt sie nochmals in Behandlung und verleiht ihr den Stempel seiner Individualität. Freilich ist die technische Vorbereitung auf den Kunstakademien

Bekanntlich ist die eigentliche Übertragung des plastischen Kunstwerkes in Marmor eine rein handwerksmäßige Arbeit. Sie wird auch in Deutschland von einigen Punkteuren geübt, meist aber wandert sie

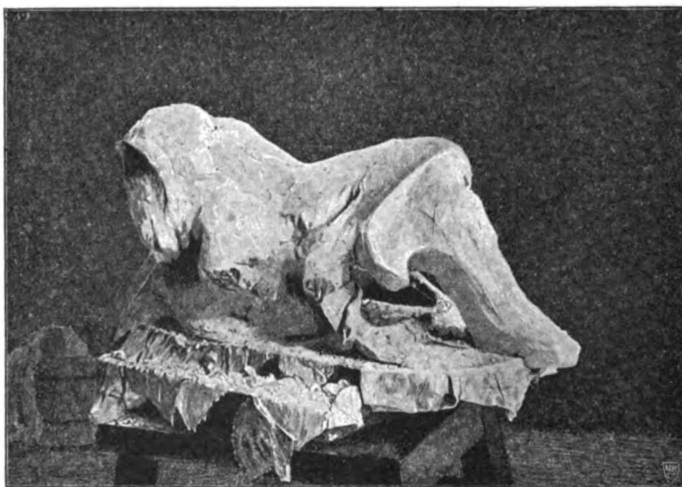
zur Marmorausführung nach Italien. Die deutschen Punkteure sind weniger geschickt als die italienischen, aber sie arbeiten gewissenhafter, da sie ja immer unter der Kontrolle des Künstlers stehen. In ausführende Modelleurbildhauer an die Arbeit. Da giebt es nun in Italien unter diesen Modelleurbildhauern Specialisten für Hände, Haare, Beine, Felsen 2c. — das wird technisch ganz vorzüglich



Schlafendes Mädchen. Von Robert Toberentz.
4. Die fertige Thonarbeit.

Italien hat sich für die Marmorübertragung eine vollständige Arbeitsteilung für die einzelnen Stadien der Übertragung herausgebildet. Zuerst treten die Punktierer an — es werden nämlich nach gewisser Methode bestimmte, zahlreiche charakteristische Punkte von der als Modell dienenden Gipsfigur, die kleiner sein darf als die zu schaffende Marmorfigur, auf den Marmor übertragen: der einigermaßen aus dem rohen Block in die ungefähre Gestalt der Gipsfigur hineingehauene Marmor wird punktiert. So wie das Firmament, sagt einmal der alte Schadow, mit Sternen, ist der Marmorblock mit kleinen Bleistiftpunkten übersäet, wovon kein einziger weder mehr rechts noch links, noch höher noch tiefer stehen darf, als er steht. Auf diesen Punkten werden Höhlungen in den Marmor gemacht und die zwischen den einzelnen Höhlungen stehen gebliebenen Marmorstücke herausgeschlagen. Nun tritt der ausgeführt, aber jeder schafft nach seiner eigenen Technik, nach eigener freier Auffassung — die Individualität des ursprünglichen Kunstwerkes geht verloren. Eine sehr große Anzahl von Punkteurbildhauern Italiens, speciell Carraras, lebt von den Arbeiten, die dorthin zur Ausführung kommen. Herrscht doch dort ein Überfluß an Marmorblöcken, während bei uns die Beschaffung eines passenden Marmorblockes mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist. (Abbild. S. 774.) In Carrara, das ungefähr sechshundert Marmorbrüche besitzt, ist es eine Kleinigkeit, einen Block zu finden, der allen Wünschen entspricht und ohne Sprünge, ohne Adern und Flecken ist — die Adern und Flecke und Streifen können die Schönheit einer Marmorfigur empfindlich stören, die Sprünge, anfangs oft unscheinbar, können sich während der Arbeit so vergrößern, daß das Ganze auseinanderfällt. Deshalb ist die Zahl der in Car-

rara gefertigten Arbeiten so groß — das Gewicht des alljährlich aus diesem größten Marmormarkte der Welt bearbeitet und unbearbeitet ausgeführten Marmors beträgt gegen 90000 Centner im Werte von sechs Millionen Lire. Es gehen aus Deutschland jährlich große Summen Geldes für Marmorausführungen nach Italien — ich darf verraten, daß gegenwärtig, voraussichtlich mit gutem Erfolg, die einleitenden Schritte gethan werden, um in Preußen ein Institut zu schaffen, welches es für die Bildhauer überflüssig macht, ihre Arbeiten in Italien in Marmor übertragen zu lassen.



Schlafendes Mädchen. Von Robert Toberentz.
5. Im Gipsmantel.

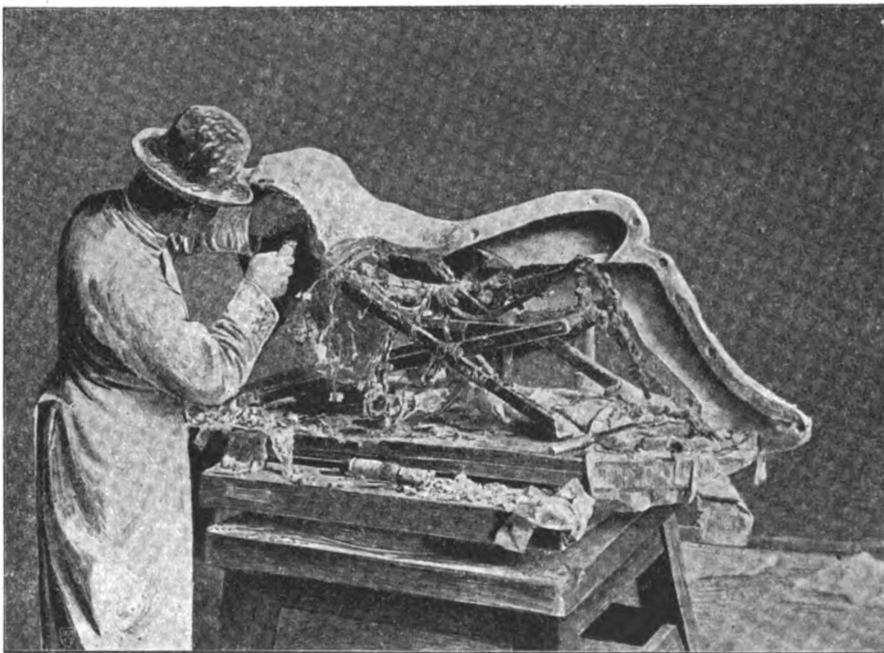
Die Übertragung der Arbeit in den Marmor geschieht also durch Punktieren, wobei nach dem stereometrischen Satze verfahren wird, daß durch die Entfernung von drei Punkten, die nicht in einer Ebene liegen, die Lage eines Punktes im Raume bestimmt ist. Man stellt im Marmor oder im Sandstein oder wie das Steinmaterial nun heißt, drei Punkte fest, die den gleichen Punkten der Modellarbeit entsprechen, und ermittelt nun den vierten Punkt und so immer fort. Es ist eine mühsame, zeitraubende Arbeit, die in Italien viel billiger ausgeführt werden kann als in Deutschland, solange man auf Handwerker angewiesen ist.

Nun hat aber Robert Toberentz vor einigen Jahren eine Marmorpunktiermaschine (Abbild. S. 775) erfunden, die, nachdem sie allen an sie gestellten Anforderungen sich gewachsen gezeigt hat, vom preußischen Staate, unter dem Kultusminister von Goßler, dem warmherzigen und verständnisvollen Förderer der Kunst, für dreißigtausend Mark angekauft worden ist und sich seitdem durchaus gut bewährt hat. Unsere Abbildung zeigt die Maschine in Thätigkeit, wie sie im Begriff ist, die Gipsfigur der „Bildhauerin“ („Römisches Mädchen mit dem Amor“) in Marmor zu übertragen. Auf der rechten Drehscheibe steht das Modell, auf der linken der aus dem Rohen herausgehauene Marmorblock. Die von einem Gasmotor betriebene Maschine setzt die beiden „Arme“ in Thätigkeit, welche sich absolut parallel bewegen. Der rechte Arm hat vorn eine Spitze, der linke einen Bohrer; berührt die Spitze des linken Armes einen Punkt des Gipsmodells, so ist sofort auf dem Marmor durch den Bohrer der Punkt eingebohrt und eine jener Höhlungen da, von denen der Marmorblock unserer Abbildung bereits mehrere zeigt. Es können in einer Minute bis achtzig solcher Punkte gemacht werden; die Maschine arbeitet mit einer Genauigkeit von ein bis zwei Zehntel Millimeter und zwar ebenso sicher in die Tiefe (Gewandfalten, Ohren ꝛc.) wie in die Höhe — eine Genauigkeit, wie sie in diesem Maße der Handarbeiter niemals

erreichen kann. Es hat bereits früher Übertragungsmaschinen französischen Ursprungs gegeben, deren bekannteste die Reduktionsmaschine von Achille Colas ist; diese Maschinen punktieren jedoch nicht, sondern liefern nur fertige Arbeiten, mechanische Kopien, bei denen das Individuelle völlig verloren geht. Sie haben daher für die eigentliche Plastik keine Bedeutung, sondern werden nur im Kunsthandwerk verwandt.

Die Toberentzsche Maschine ermöglicht es den Bildhauern, ihre Arbeiten billiger punktieren zu lassen, als es sonst hier von Modelleuren möglich wäre, und gestattet ihnen so, auf die billigen Italiener zu verzichten. So kann der Künstler dann die weitere Ausarbeitung selbst in die Hand nehmen. Sehr viele freilich überlassen, wie bereits bemerkt, dies lieber den geschickten italienischen Marmortechnikern, denn da leider an viele unserer Bildhauer so selten die Aufgabe herantritt, in Marmor zu arbeiten, so fehlt ihnen dazu Übung und Vertrautheit. Sorgsame Künstler begleiten oft ihre Arbeit nach Italien und überwachen dort die Marmorausführung. In der Marmortechnik sind deshalb die Italiener den Künstlern der anderen Länder im allgemeinen überlegen, aber diese Fertigkeit hat die italienischen Bildhauer vielfach zu Äußerlichkeiten, zu Spielereien verführt — in der Komposition, in der Idee sind ihre plastischen Arbeiten nur selten wertvoll.

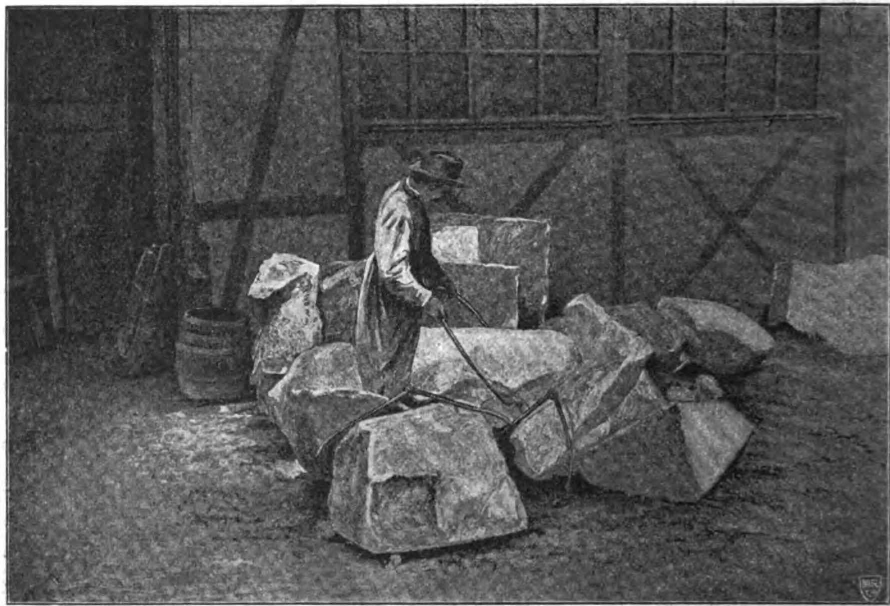
Unsere bedeutenden Bildhauer aber unterziehen sich natürlich selbst der Aufgabe, dem Marmorwerk nun die letzte Weihe zu verleihen. Der Punkteur hat die zwischen den einzelnen Höhlungen noch befindlichen Marmorstückchen herausgeschlagen, nun wird weitergearbeitet mit dem Meißel, mit Feile, Raspel 2c. Der Marmor gestattet die zarteste, feinste, lebensvollste Ausführung — indem der Bildhauer an das mechanisch übertragene Werk die letzte Hand anlegt und seine



Schlafendes Mädchen. Von Robert Toberentz.
6. Der geöffnete Gipsmantel.

Individualität hineinträgt, macht er die Arbeit wieder zu seiner eigenen, gewinnt er sie sich zurück.

Seit einem Jahrzehnt etwa beschäftigt



Das Ausmessen der Marmorblöcke.

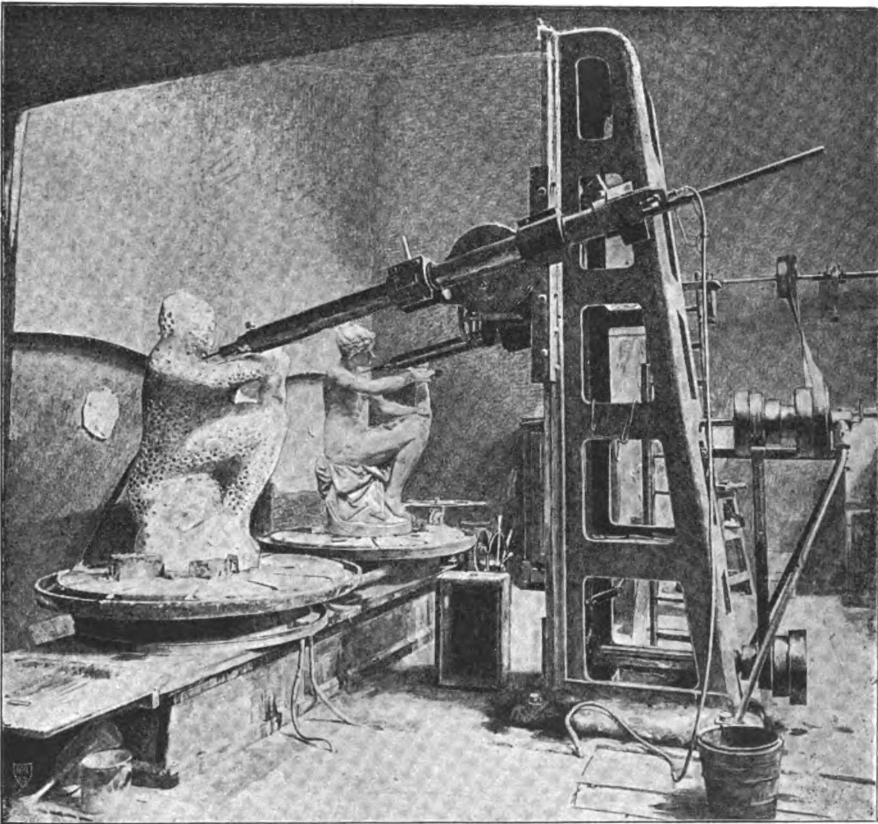
unsere moderne Plastik vielfach die Frage der Polychromie. Ob die Alten ihre Statuen bemalt haben oder nicht, kann für uns Moderne, meine ich, nicht mehr ausschlaggebend sein — hier hat allein unser moderner Geschmack und die Rücksicht auf die Witterungseinflüsse zu entscheiden. Ich will von allen theoretischen Erörterungen hier absehen: für das Relief, das mit der Malerei doch so viel Berührungspunkte hat, ist die farbige Behandlung zweifellos ebenso zulässig wie erwünscht. Auch in Deutschland hat die Polychromie bis ins 16. Jahrhundert bei dem plastischen Kunstwerk eine große Rolle gespielt, besonders bei Sandsteinarbeiten — da gab es gerötete Wangen und Lippen, gefärbte Augen, vergoldete blonde Haare. Dem modernen Geschmack jedoch entspricht bei Statuen und Büsten nur die monochrome Behandlung. Arbeiten aus Gips erhalten durch sie eine sonst nur im Marmor mögliche Lebenswahrheit und Wärme — der ursprünglichen Gipsfigur der „Bildhauerin" hat Toberentz durch Verwendung von Wachsfarbe einen satten, rötlich braunen Ton verliehen. Vielfach erhält eine Gipsarbeit auch einen Bronzeton; eine sehr gute Wirkung hat Klein erzielt, als er seiner zuerst in Gips ausgestellten Gruppe „Hagar und Ismael" einen grünlichen Ton gab.

Das Tönen einer Marmorarbeit — fast stets wird es sich um eine Büste dabei handeln — erfordert ein großes Können. Es ist nur möglich bei wirklich vollendeten Arbeiten, denn das Tönen vermag nicht, kleine Fehler zu vertuschen, sondern läßt sie vielmehr stärker hervortreten. Ein Meisterwerk unter den modernen Büsten ist die Frauenbüste des genialen Max Klein (Abbild. S. 759). Hier ist wirklich der volle Lebensgehalt wiedergegeben. Der interessant schöne Kopf der liebenswürdigen, sympathischen Gattin des Künstlers erscheint hier in getreuester Verlebendigung, jeder Zug ist echt, das Persönliche ist völlig erschöpft — und doch,

bei der entschiedenen Betonung alles Charakteristischen ist hier nicht nur eine vorzügliche, lebensvolle Porträtbüste entstanden, sondern ein in sich geschlossenes, selbständiges Kunstwerk geschaffen, wie es eine Idealbüste nicht vollendeter geben könnte.

Von den Schwierigkeiten weiblicher Büsten spricht der alte Gottfried Schadow einmal in einem Aufsatze vom September 1802 — er nennt sie eine der schwersten Aufgaben in der Kunst: „diese zu lösen, habe ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben. Ähnlichkeit mit Anmut zu vereinigen, in einen Moment den Reiz zusammenzufassen, der im Leben durch das beseelte Bewegte, Mannigfaltige unendlich vieler Momente liegt, erfordert ein zartes Kunstgefühl und einen, möchte ich fast sagen, an List grenzenden Beobachtungsgeist."

Nur eine außerordentliche Technik — ganz abgesehen natürlich von der hohen Künstlerschaft, die in der Kleinschen Arbeit sich ausspricht — vermag eine Marmorarbeit so bis ins Feinste durchzuarbeiten, ohne dabei, wie es bei italienischen Marmorwerken oft der Fall ist, in Manier und Spielerei zu verfallen. Wir sahen vor kurzem, wie der Künstler ein zweites Exemplar dieser Büste in Marmor für sich selbst vollendete — das erste hat die kunstsinnige Kaiserin Elisabeth von Österreich für ihren Privatbesitz erworben. Klein tönt zunächst die Haare, das Brusttuch, den Augapfel mit Ölfarbe; eine ganz leise



Marmorpunktier-Maschine von Robert Toberentz.
(Die in Marmor ausgeführte Figur s. S. 776.)

Tönung erhalten die Lippen, doch kommt es hier ihm besonders darauf an, daß die Lippenhaut nun wirklich dünner und durchsichtiger erscheint als die sonstige Haut — diese Feinheit vermag die Abbildung natürlich nicht erkennen zu lassen. Die eingetretene Tönung macht nun wieder Partie um die Augenbrauen erscheint, das muß aufs neue genau studiert werden. Die Augäpfel, die in der weißen Büste nur angedeutet sind, müssen nun herausgearbeitet werden. Wenn all diese Schwierigkeiten überwunden sind, dann handelt es sich für den Künstler darum, dem Marmortone jene letzte Vollendung zu geben, die seine Marmorbüsten auszeichnet, jenen eigentümlichen Lebensglanz, jene Verlebendigung des Marmors, daß man unter ihm das Leben pulsieren zu sehen vermeint, bis dann endlich völlig der naturwahre Eindruck der Lebenserscheinung erreicht ist. Wie sehr dieser Künstler auch die männliche Persönlichkeit wiederzugeben und eine Individualität ganz in sich aufzunehmen und erschöpfend darzustellen weiß, zeigt dann unter anderen seine Bronzebüste Manteuffels, des im Jahre 1885 verstorbenen Statthalters von Elsaß-Lothringen (Abbild. S. 777).



Bildhauerin (Römisches Mädchen mit Amor). Marmorfigur von Robert Toberentz.

* * *

Wir wenden uns nun zu einem besonders wichtigen Teile der Reproduktion plastischer Kunstwerke — zu der Übertragung in Metall. Das allermeist für den Abguß plastischer Kunstwerke verwandte Metall ist die Bronze, eine aus Kupfer, Zinn und Zink bestehende Mischung. Bei zu großer Hitze kann beim Schmelzen das Zinn sich verflüchtigen, wodurch dann das Kupfer zäh bleibt. Benvenuto Cellini berichtet im zweiten Bande

vielfache Änderungen nötig. Unter dem getönten Haar wirkt oft der darunter zum Vorschein kommende Teil des Ohres zu schwer, das Haar im Hinterkopf am Halsansatz vielleicht zu hart, auf der Stirn erscheinen die Haarlinien nicht leicht genug — wie das Haar sich zum Fleisch absetzt, wie nun infolge der Tönung die

seiner Lebensbeschreibung von dem Guß seines „Perseus“ und der drohenden Gefahr, in der sein Werk sich dabei befand. Wir geben aus der dramatisch bewegten Schilderung hier ein paar interessante Sätze in der Goetheschen Übersetzung wieder: „Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr 60 Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihilfe, durch frisches Feuer und Anstoßen mit eisernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüssig ward. ... Auf einmal hörte ich ein Getöse, mit einem gewaltsamen Leuchten des Feuers, so daß es schien, als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. ... Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und sich in die Höhe hob, dergestalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zusatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden sein, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen und brachte eine nach der anderen vor die Kanäle, zum Teil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz auf das beste geschmolzen sah und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte.“



General-Feldmarschall von Manteuffel. Bronzebüste von Max Klein in der Ruhmeshalle zu Berlin.

Seit Cellini 1553 diesen Guß vollendete, hat die Metallgußtechnik zwar große Fortschritte gemacht. Der Hauptfortschritt vor einigen Jahren aber hat darin bestanden, daß man nach Vorgang von Toberentz vornehmlich wieder zu der Methode Cellinis zurückgekehrt ist, zu dem Guß durch Ausschmelzen eines Wachsmodells, wie es — im wesentlichen — mit der neuesten Praxis übereinstimmend Cellini im neunten Stück des Anhangs zu seiner Lebensbeschreibung darstellt.

Die in Frankreich erfundene, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland eingeführte Methode des Bronzegusses in Sandstückformen wird noch viel ausgeübt. Das Modell wird auf eine Eisendrehplatte gesetzt und mit Formsandstücken so abgeformt, wie wir es bei der echten Gipsform gesehen haben. Das Modell hat man, um später den Guß zu erleichtern, vor dem Abformen zerlegt, man hat einen ausgestreckten Arm, ein vorspringendes Knie 2c. abgeschnitten, um es allein zu formen und zu gießen und so die Abformung und den Guß der Figur zu erleichtern. Später werden dann die einzelnen Gußstücke zusammengefügt.

Der Formsand kann von dem Modell in einzelnen Stücken abgenommen werden. Über eine geeignete Anzahl von Formstücken wird eine drei bis vier Zoll dicke Gipsschicht gegossen. Die so gewonnenen Mantelteile werden mit den dazu gehörigen Formsandstücken von unten nach oben aufgebaut. Man gewinnt so all-

mählich die Hohlform der Figur. Würde man diese Hohlform nun für den Guß benutzen, so würde man eine massive Bronzefigur erhalten. Das würde erstlich viel zu teuer, dann aber auch viel zu schwerwiegend werden. Man stellt deshalb einen Kern der Gußform her. Man befestigt nämlich an der eisernen Drehplatte das Kerneisen, eine über den Kopf der Figur hinausragende Eisenstange. Kerneisen und Eisenplatte werden nun in die Dammgrube hinabgelassen, in einen natürlich ganz massiv angelegten Raum unter dem eigentlichen Gießraum. Nun setzt man hier um das Kerneisen die Formstücke auf und preßt Formsand in den Hohlraum der Form. Nimmt man hierauf die äußere Sandform stückweise ab, so hat man eine Darstellung der Figur in Formsand. Von derselben wird nun mit dem Messer eine Schicht heruntergeschnitten, von solcher Stärke, wie sie der Bronzeguß haben soll, also etwa einen halben Zoll, und dann wird aufs neue die äußere Form in der früheren Weise aufgebaut: so hat man einen Hohlraum von einem halben Zoll gewonnen, in welchen später das glühend flüssige Metall hineingegossen werden kann.

Durch geeignet angebrachte Gußkanäle, Luftschächte ꝛc. ist natürlich dafür gesorgt, daß die in der Form befindliche Luft hinausströmen kann, anderenfalls würde ja die von dem glühenden Metall zusammengepreßte Luft die Form sprengen. Bevor der Guß beginnt, bedarf es jedoch noch tagelanger Vorbereitungen. Die Form wird sorgsam gestützt und mit festgestampfter Erde und Sand eingedämmt. Darüber wird ein Backsteinbecken angebracht, in dessen Boden die Gußrinnen auslaufen.

Unsere Abbildung S. 780 giebt den Moment wieder, da das feurige, flüssige Metall in die Gußrinnen gegossen wird. Dargestellt ist der im November 1891 in der Gießerei von Schäffer u. Walcker in Berlin vorgenommene Guß einer Sockelfigur für Brunows Denkmal des Großherzogs Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin, dessen Reiterstandbild im Hintergrunde bereits fertig steht. Gegossen wurde eine 1,95 Meter hohe, 1,30 Meter breite und 80 Centimeter tiefe Figur, und zwar der Körper ohne Arme und Beine, die besonders gegossen werden sollten. Für den Guß der Figur wurden zwanzig Centner Metall verwendet im Werte von 1800 Mark. In acht Tiegeln wurde das glühende Metall herbeigeschafft; ein imposanter Anblick war mir's, als die rotglühenden, durchsichtig scheinenden Tiegel von allen Seiten an Ketten und Gewinden von den modernen Vulkanen herbeigeschleppt wurden. Noch stecken die eisernen Stöpsel in den Gußkanälen, das Metall wird in das Becken gegossen — da, auf das Kommando: „Drehen los!“ werden die Stöpsel herausgezogen, das Metall stürzt in die Gußkanäle hinab und steigt dann von unten in die vorbereitete Form hinauf, aus den Windpfeifen steigt es auf wie blaue Feuersäulen — der Guß war vollendet!

In die Erd ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Wenn die Form nicht fest genug eingedämmt ist, so kann es vorkommen, daß das einfließende Metall sie sprengt, wie es in Rostock bei dem Guß eines Reliefs zu Schadows Blücherstatue geschah; aus der Dammgrube ertönte es wie Donner herauf, und in glühendem Strahl schoß das flüssige Metall empor. Dergleichen Vorfälle sind jetzt bei der vorgeschrittenen Technik selten, aber doch nicht unmöglich. Die bekanntesten und gesuchtesten Gießereien sind gegenwärtig in Deutschland die Gladenbecksche in Berlin, die gräflich Einsiedelsche Gießerei in Lauchhammer, die Millersche Erzgießerei in München, aus der die „Bavaria“ und der größte Teil des Niederwald-Denkmals hervorgegangen, und dann als jüngste die Gießerei von Schäffer u. Walcker in Berlin.

In diese führt uns noch einmal die Abbildung S. 781. Die Aufregung des

Gießmoments ist vorüber, nun wird die Dammgrube geschlossen, und dann muß man einige Tage abwarten, bis der Guß erkaltet ist. Nun wird die Grube ausgeräumt und mit einem Krane die ganze Masse an der bekanntlich hervorragenden Spitze des Kerneisens emporgehoben. Die Form wird abgeschlagen, und nun steht die Bronzefigur vor uns da. Freilich ist dann sehr viel noch zu bessern und zu reparieren. Kleine Löcher sind auszufüllen, die Nähte sind abzufeilen und abzumeißeln, die getrennt gegossenen Stücke müssen zusammengesetzt, die Schnittflächen mit dem Hammer überarbeitet werden, bevor das Ganze dann ciseliert, mit Feilen und Bunzen zu einer gleichartigen Oberfläche gestaltet werden kann. Diese hier unvermeidliche Nacharbeit erfordert sehr viel Mühe und legt die definitive Vollendung wieder in die Hand des Kunsthandwerkers, wodurch die Selbständigkeit des Künstlers aufs neue beeinträchtigt wird. In dem Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel finden wir wiederholte Klagen über die Tyrannei der Gießereien und die Abhängigkeit des Bildhauers von ihnen.

Von dieser Abhängigkeit wollte Toberentz sich freimachen, als ihm Ende der siebziger Jahre der Auftrag wurde, einen monumentalen Brunnen in Marmor und Bronze für Görlitz zu schaffen. Er wollte in dieser Arbeit zu dem alten System des Bronzegusses zurückkehren, und da die Gießereien, von denen er die Verwendung des alten Systems verlangte, sich dessen weigerten, so hat er mit seinen Schülern den Guß der Figuren selbst hergestellt, alle Arbeiten, selbst der Bau der Öfen war sein Werk. Die so gewonnenen Güsse gefielen in Berlin ungemein, eine Reihe von Musterabgüssen wurde für die Staatssammlungen erworben, und die Gießereien mußten allmählich sich entschließen, dem neuen alten System zu folgen, dem System des Wachsgusses. Die Berliner Gießereien, Gladenbeck und Schäffer u. Walcker, befolgen das Wachsguß-System natürlich auch bereits, arbeiten daneben aber auch nach dem anderen System, wie bei dem vorhin besprochenen Gusse des Brunowschen Denkmals.

Das von Toberentz wieder eingeführte System besteht darin, daß in einer über dem Gipsmodell angefertigten echten Gipsform ein Ausguß von Wachs hergestellt wird und zwar so stark, wie eben der Bronzeguß werden soll. Nachdem die Gipsform abgenommen, überläßt man das gewonnene Wachsmodell dem Bildhauer zur fertigen Durcharbeitung. Der Künstler kann also hier selbst und vor dem Guß das Modell völlig verarbeiten, die Nähte fortnehmen ꝛc. Ferner ist es so möglich, die verschiedenen Stücke zusammenzubringen — kurz, der Bildhauer ist hier weit mehr Herr seiner Arbeit als bei dem anderen Verfahren.

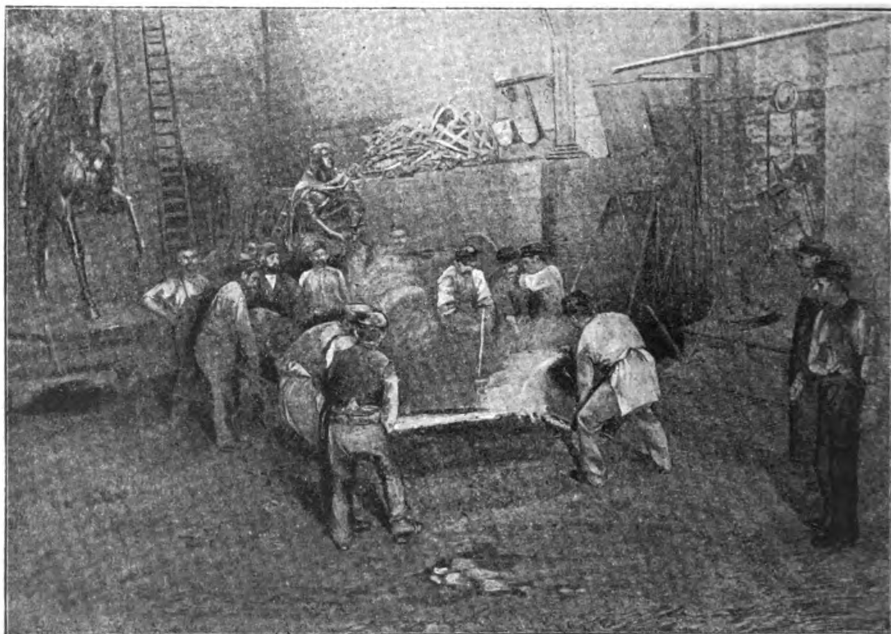
Das von ihm fertig gestellte Wachsmodell wird innen mit Formerde ausgefüllt, von außen mit Formerde umkleidet und die Form dann in die Grube gestellt. Die Form wird erwärmt, und dabei fließt dann das durch die Wärme flüssig gewordene Wachs durch besondere Kanäle aus und hinterläßt den für die Aufnahme des Metalls erforderlichen Hohlraum in der gewünschten Stärke. Es wird so lange die Form erhitzt und geglüht, bis die letzte Spur von Wachsdunst heraus ist; die ausgekühlte Form verpackt man dann fest in Erde und Sand, wie bei dem anderen Verfahren, und der Metallguß erfolgt wie früher geschildert, nur mit dem Unterschied, daß hier das Metall ohne Geräusch und ohne die aus den Luftpfeifen herausschlagenden Flammen einfließt. Ist dann die Form heruntergeschlagen, so bedarf es keiner Nacharbeitung mehr, und die Figur hat eine so feine Gußhaut, wie sie bei dem anderen Verfahren nicht erreicht werden kann.

* *
*

Von der Erörterung der weiteren Reproduktionsarten für plastische Kunstwerke wollen wir absehen und nicht eingehen auf die Holzbildhauerei, Elfenbeinplastik,

auf die Terracotta-Arbeiten, auf den Siegelschnitt ꝛc. — all das würde uns wesentlich nicht mehr viel sonderlich Neues berichten können. Kurz erwähnt sei jedoch noch die Verwendung der Galvanoplastik, des Kupferniederschlages, für die Reproduktion plastischer Kunstwerke. Galvanoplastik ist bekanntlich das Verfahren, Metalle, besonders Kupfer, durch den galvanischen Strom in fester Form zu technischen oder — was uns hier interessiert — künstlerischen Zwecken aus ihren Lösungen auszuscheiden. Dieses Verfahren nun ist angewandt bei den auf S. 764 u. 765 besprochenen Kleinschen Reliefs an der Kronprinzenbrücke. Hierbei hat der Künstler nun, um in der Übertragung nichts von seiner bis ins Detail durchgeführten Arbeit verloren gehen zu lassen, es gewagt, dem Galvanoplastiker die verlorene Form zu übergeben. Dieser Versuch war bis dahin noch nicht gemacht worden; er ist sehr kühn, denn wenn er mißlang, wäre eben kein Hilfsmodell mehr vorhanden gewesen und der Künstler hätte dann die Arbeit noch einmal machen müssen. Der Versuch gelang aber glänzend: durch das von Klein angeregte Verfahren ist jeder Modellstrich, jede einzelne Feinheit, die Größe der Komposition, wie die sorgsame Detailarbeit auch im Kupfer wieder erschienen; wir haben so recht eigentlich das in Kupfer erstarrte ursprüngliche Thonmodell wieder vor uns.

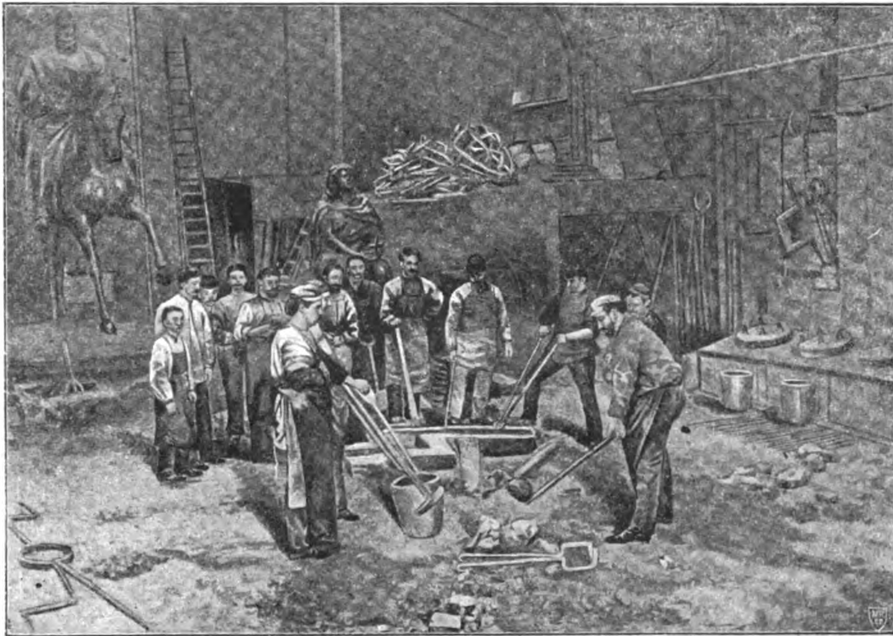
Nicht unerwähnt bleiben darf die Technik der Toreutik, des Treibens in Metall, denn mehrere weltbekannte Kunstwerke sind in dieser Technik ausgeführt, so Rietschels Brunonia mit dem Viergespann auf dem Schlosse zu Braunschweig, von Howaldt getrieben; Schadows Viktoria mit der Quadriga auf dem Brandenburger Thor in Berlin und andere. Die größte getriebene Statue in Europa ist die des Arminius im Teutoburger Walde von Ernst von Bandel; größer noch, von der Sohle bis zu der fackeltragenden Hand fünfundvierzig Meter hoch, ist die Statue der Freiheit, die, ein Geschenk Frankreichs an die Vereinigten Staaten,



Das Ausgießen des flüssigen Metalls.

als Leuchtturm am Hafeneingang von New-York steht.

Diese Technik besteht in Kürze darin, daß nach dem vom Bildhauer geschaffenen Modell von der Rückseite des Metallbleches Beulen herausgehämmert werden, bis sie die Höhe des Modells erreichen; zur feineren Ausführung werden die Details dann wieder mit Bunzen zurückgehämmert. Während der Arbeit muß das Kupferblech wiederholt durch Glühen erweicht werden. Die einzelnen, nach den Modellstücken ausgestalteten Kupferbleche werden dann an dem das Innere ausfüllenden Eisengerüst aufgenietet.



Das Schließen der Dammgrube.

In dieser, schon von Benvenuto Cellini empfohlenen Technik werden zur Zeit die für die Kaiserpfalz in Goslar bestimmten Reiterstatuen der Kaiser Barbarossa und Wilhelm I. hergestellt.

* * *

Was kostet nun — große Marmorausführungen sind ja sehr selten — ein Standbild in Bronze? Wir sahen vorhin schon in der Gießerei von Schäffer u. Walcker, daß eine 1,95 Meter hohe, ohne Arme und Beine gewonnene, daher nur 80 Centimeter tiefe Figur für 1800 Mark Metall erfordert. Diese Figur ist nur eine der vielen Sockelfiguren des Denkmals. Es wird daher nicht überraschen, wenn schon 1862 die Kosten für eine neun Fuß hohe Bronzestatue auf 30000 Mark geschätzt werden, wobei ungefähr 12000 Mark für den Bildhauer, 12000 Mark für Guß und Ciselierung und 6000 Mark für das Piedestal angenommen werden. Inzwischen sind entsprechend der Veränderung des Geldwertes die Kosten bedeutend gestiegen. Dies muß man berücksichtigen, wenn man erfährt, daß Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen einen Aufwand von 240000 Thalern erfordert hat. Rauch hat von 1839 bis 1851 an dem Werke gearbeitet für ein Gehalt von jährlich 3000, zusammen also 36000 Thaler. Außerdem erhielt er an Remunerationen 20000 Tha-

ler, für das Modell des Reiterstandbildes 17000 Thaler, für die Modelle des Piedestales 20000 Thaler. Die Figuren des Piedestals und die Reiterstatue erforderten für Guß und Ciselierung 60000 Thaler, die Fundamente und der Granitbau 24000 Thaler, Gitter und Kandelaber 5000 Thaler. Von den Kosten des Niederwald-Denkmals wird man sich nach dieser Rechnung einen Begriff machen können, wenn man erwägt, daß allein für die Germania 700 Centner Erz notwendig waren!

Ein Bronzedenkmal ist also eine überaus teure Sache. Deshalb ist es sehr bedauerlich, daß gegenwärtig unsere Bronzestatuen und großen Bronzedenkmäler eigentlich doch so wenig zur Verbreitung und Vertiefung des Kunstsinnes beitragen. Im Anfang wirken sie durch ihren blinkenden Glanz unruhig, und wenn sie ein paar Jahre gestanden haben, so hat unter den Einflüssen unserer Witterungsverhältnisse und des Kohlenstaubes sie eine so dichte Schmutzfarbe überzogen, daß nur Beschauer mit außerordentlich entwickeltem Formsinn die charakteristischen Formen überhaupt noch unterscheiden können. Vor diesen schwarzen Gesellen bleibt eigentlich nur noch der Fremde stehen, der Einheimische hastet gleichgültig vorüber, und auch den Fremden interessiert meist nur der Name des im Denkmal Verewigten, nicht aber der kaum noch zu erkennende Kunstwert.

Nun soll doch aber die öffentliche Kunstpflege, das öffentliche Kunstwerk ein wesentlicher Faktor sein in der Volkserziehung, der Formensinn soll geweckt und gefördert werden. Das ist jetzt unmöglich, das ist nur denkbar, wenn die Farbe die Formen genau erkennen läßt. Darin liegt der Wert des Edelrostes, der Patina, jener grünen oder bräunlichen Schicht, wie man sie bei den Statuen Marc Aurels in Rom, beim Sebaldusgrab Peter Vischers, bei den Figuren des Augsburger Augustusbrunnens ꝛc. bewundert. Die alten Meister müssen eben ein Mittel gehabt haben, wodurch sie beim Guß schon für das künftige Eintreten der Patina gesorgt haben. Worin bestand dieses Mittel?

Seit etwa zwanzig Jahren besteht in Preußen eine Staatskommission zur Untersuchung der Frage der Patinierung. Seit einer Reihe von Jahren hat Robert Toberentz dem Kultusministerium das Resultat seiner Studien über diese Frage vorgelegt. Nach eingehender Prüfung hat man sich jetzt für Versuche nach dem Toberentzschen Verfahren entschieden — zunächst werden die Reliefs am Berliner Thaer-Denkmal danach behandelt werden. Wenn dann wieder allmählich die Bronzedenkmäler ihre künstlerischen Linien wiedergewinnen, dann wird auch das Bronzekunstwerk auf Markt und Straße wieder kunsterziehlich wirken und langsam wecken und erstarken lassen den Kunstsinn im deutschen Volke.





Ein Besuch von Palos, Huelva und La Rabida.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Im Lauf der vierhundert Jahre, welche seit der ersten Entdeckungsfahrt von Christoph Columbus verstrichen sind, hat sich in den durch seinen Aufenthalt historisch gewordenen Orten Spaniens nur wenig geändert. Noch steht der alte ehrwürdige Konvent de la Rabida, wo Columbus als müder Wanderer, von Portugal kommend, zuerst Unterkunft gefunden hat; noch steht die alte Brücke bei Piños Puente, wo Columbus von den Abgesandten der Königin Isabella erreicht und zu der letzteren berufen wurde; die zauberhafte Alhambra, wo Columbus nach dem Abzuge des letzten Maurenkönigs Boabdil von den Reyes Catolicos empfangen wurde, endlich Palos, wo Columbus seine Schiffe ausrüsten ließ, den Rio Tinto zu Füßen, auf dessen roten schlammigen Gewässern die drei kleinen Carawelen hinab dem Ocean zu segelten, um nach langer ungewisser Fahrt die Neue Welt zu erreichen.

Alle diese Punkte waren für die Entdeckungsfahrt von weittragender Bedeutung; auf allen spielten sich zufällige Ereignisse ab, die, an und für sich gering, durch ihre Verkettung zu der Entdeckung der Neuen Welt führten. Das Fehlen eines einzigen wäre möglicherweise dafür verhängnisvoll geworden.

Auch sonst fehlt es in Spanien nicht an Erinnerungen an den großen Seefahrer: in der Biblioteca Colombina und in den Archivos de las Indias zu Sevilla befinden sich wertvolle Porträts, Handschriften und Dokumente von Columbus. In dem Arsenal zu Madrid steht die authentische Rüstung des „Admirals von Indien“, im dortigen Marine-Arsenal werden Modelle der kleinen Columbischen Carawelen gezeigt; die Sammlungen des Herzogs von Veragua, eines Nachkommen des Weltentdeckers, enthalten zahlreiche Reliquien, und im stolzen Valladolid befindet sich in der Calle ancha de la Magdalena Nr. 2 das bescheidene, ärmliche Haus, in welchem Columbus am 20. Mai 1506 sein Leben aushauchte.

Wenig hat sich, wie gesagt, seit der Zeit, als Ferdinand und Isabella den letzten Maurenkönig aus Spanien vertrieben und dieses Land der Christenheit wiedergaben, geändert, nur ist Spanien, die damalige erste Großmacht, welche der Alten Welt eine neue schenkte, von seiner alten weltbeherrschenden Stellung herabgesunken zu einer Macht zweiten Ranges, und die Neue Welt, die ihm Columbus erobert hat, diese ungeheuren Kontinente, mit Reichen dreimal so groß wie ganz Europa, hat Spanien wieder verloren. Über dreihundert Jahre hat die Herrschaft über diese Neue Welt gedauert — dreihundert Jahre lang wurden Columbus' Entdeckungen von Spanien ausgebeutet, und Hunderte über Hunderte von Schiffen,

mit Gold und Silber beladen, waren die Frucht jener armseligen Unterstützung, welche Isabella die Katholische Columbus einstens gewährt hat. Was ist von dieser Ausbeutung zweier Kontinente in Spanien zurückgeblieben? Armut, Verfall, Elend!

Unter solchen Betrachtungen, die sich mir beim Anblick mancher ruinenhaften verfallenen Stadt des schönen Andalusien unwillkürlich aufdrängten, fuhr ich vor einigen Monaten von Sevilla aus gegen den äußersten Südwesten Spaniens auf meiner Wallfahrt nach Palos, durch dieselben Gefilde, an denselben alten, noch mit maurischen Türmen und Ringmauern umgebenen Orten vorbei, durch die einst Columbus, auf seinem Eselchen einherreitend, an das königliche Hoflager vor Granada zog. Nach fünfstündiger Eisenbahnfahrt erreichte ich Huelva, das auch schon zu Columbus' Zeiten ein kleiner Hafenort war, heute aber, dank englischem Kapital und englischem Unternehmungsgeist, zu einem blühenden Städtchen von 16000 Einwohnern herangewachsen ist. Etwa sechzig Kilometer weiter nördlich im Inlande befinden sich nämlich die schon von den Phöniziern ausgebeuteten ungemein ergiebigen Kupfer- und Schwefelminen des Rio Tinto. Unter der spanischen Herrschaft wurden sie wenig beachtet, bis vor cirka zwanzig Jahren eine englische Gesellschaft sie der Regierung um den enormen Preis von etwa achtzig Millionen Mark abkaufte. Seit jener Zeit ist auch Huelva aus dem Schlaf der Jahrhunderte wieder erwacht, es entstanden Eisenbahnen nach den Minen, nach Sevilla und nach Merida, und die blauen klaren Fluten des Rio Odiel, an dessen Ufern Huelva liegt, tragen jetzt mehr und größere Schiffe in einem Jahre, als jemals zuvor in einem halben Hundert Jahren. Aber es wehen von ihren Masten die Flaggen aller möglichen Nationen, vornehmlich deutsche, englische und französische, nur nicht die spanische, die einst die Weltmeere beherrschte.

Und das in der Nähe des Hafens, von wo aus die Neue Welt entdeckt wurde! Wo Jahrhunderte lang die mit reichen Schätzen beladenen spanischen Caravelen aus Westindien, Mexiko und Neu-Granada heimkehrten! Palos selbst, dessen Namen in diesem Jahre in aller Munde ist, und wo gerade vor vierhundert Jahren die drei kleinen Segelschiffe unter den Befehlen Columbus' gegen Westen ausfuhren, ist ganz dem Verfall geweiht. Schon in Sevilla hatte ich erfahren, daß dort, ebensowenig wie in dem benachbarten Moguer, an eine Unterkunft zu denken sei, und daß ich in Huelva mein Quartier aufschlagen müsse. Allein ein so großartiges und prächtiges Hotel, wie ich es hier vorfand, hätte ich niemals vermutet, selbst nicht in Sevilla oder Madrid. Die reichen englischen und deutschen Minenbesitzer, an Luxus und Wohlleben gewöhnt, waren begreiflicherweise mit den Posadas, die sie in Huelva vorfanden, nicht zufrieden, und so entstand hauptsächlich mit ihrem Gelde südlich der Stadt inmitten eines großen schattigen, mit tropischem Pflanzenwuchs reichgeschmückten Parkes das Hotel Colon. Kaum haben Nizza oder San Remo eine in jeder Hinsicht so vorzügliche Hotelanlage aufzuweisen, mit vortrefflicher Küche, luxuriösen Salons und reich ausgestattetem Lesezimmer, wo ich zu meiner Verwunderung unsere großen deutschen Zeitungen vorfand! Aber leider ist die Zahl der Hotelgäste nicht hinreichend, um die Betriebskosten zu bestreiten. Die großen Herren der Rio-Tinto-Minen sind zu wenig zahlreich, und die Reisenden, welche hierherkommen, um Palos und den Konvent de la Rabida zu besuchen, kann man an den Fingern abzählen. So wurde denn auch das Hotel, wie mir dessen Leiter mitteilten, nur noch für die Jubiläumsfeierlichkeiten offen erhalten und soll nachher leider geschlossen werden.

Huelva selbst bietet keinerlei Sehenswürdigkeiten für den Reisenden. Es ist eines der spanischen Dutzendstädtchen mit engen Straßen und kleinen blendend weiß getünchten Häusern, deren Einwoh-

ner hauptsächlich durch den lebhaften Hafenverkehr ihr Auskommen finden. So benutzte ich denn schon die ersten Stunden meines Aufenthaltes, um ein Segelboot für den Besuch von Palos zu mieten. Es führt kein anderer Weg dahin, als den Rio Odiel hinab zu seiner Mündung in den Rio Tinto, und dann diesen wieder einige Kilometer stromaufwärts. Die beiden Flußläufe bilden ein V, an dessen linkem Schenkel Huelva, an dessen rechtem aber Palos liegt. Einige Kilometer unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse ist ihre Mündung in den Ocean. Die Meeresfluten drängen zwischen den sandigen Ufern der Arenas Gordas weit aufwärts und vereinigen sich mit dem klaren Wasser des Rio Odiel sowie mit dem erdigen hochrot gefärbten Wasser des Rio Tinto, das dem letztgenannten auch zu seinem Namen (Roter Fluß) verholfen hat.

Am nächsten Morgen glitt ich auf meiner von zwei munteren, strammen Boteros gelenkten Lancha den Rio Odiel hinab, an großen deutschen und englischen Dampfern vorbei, die nach Huelva fuhren, um dort die Mineralschätze der Rio-Tinto-Minen aufzunehmen; die Ufer zu beiden Seiten sind niedrig, und auf der Bank neben dem kleinen Mast meiner Lancha stehend, konnte ich die öden sumpfigen Ebenen, Marismas genannt, wahrnehmen, die sich gegen Ost und West ausdehnen. An einer Stelle westlich erblickte ich die undeutlichen Umrisse der Sierras von Algarve, des südlichsten Teils von Portugal. Das Ostufer des Rio Tinto, dem wir uns näherten, wird von einer Hügelkette gebildet, die, mit Fichtenwäldern und Weingärten bedeckt, gegen Süden zieht und nahe der Seeküste steil gegen diese abfällt. Plötzlich gewahrte ich an der Südspitze dieses Höhenzuges und diese krönend ein weißes schloßartiges Gebäude mit festen Mauern umgeben und überhöht von einem Kirchendache mit zwei kleinen aufgesetzten Türmchen.

„Esto es el Convento de la Rabida, Señor,“ meinte einer der Boteros, auf das Gebäude weisend. „Wollen Sie dort anlegen oder zuerst nach Palos fahren?“ Ich hieß ihn quer über den etwa einen Kilometer breiten Fluß nach La Rabida zusteuern, denn meine Begierde, den ersten Zufluchtsort Columbus' auf spanischem Boden kennen zu lernen, war zu groß, als daß ich hätte daran vorbeifahren können. Eine Landungsbrücke war in letzter Zeit vom Fuße des wüsten Bergabhanges in den Fluß hinaus angelegt worden, da seine Ufer mit Schilf bewachsen und zu seicht sind, um das direkte Landen zu gestatten. Mit Mühe arbeiteten wir uns rudernd durch das Schilf, und erst als ich glücklich auf der Brücke stand, gewahrte ich einen neuen Flußlauf, der, von Osten kommend, gerade unterhalb des Klosters La Rabida in den Rio Tinto mündet: der kleine Rio Domingo Rubio. In der heute noch blühenden Familie des alten Seefahrers und Helfers von Columbus, Pinzon, besteht die Tradition, daß die drei kleinen Carawelen Santa Maria, Pinta und Niña de la Navidad auf diesem mehr geschützten Flusse, und nicht in Palos, für ihre große Seereise ausgerüstet worden wären.

Noch im vergangenen Jahre führte nur ein elender Fußpfad den steilen vollständig kahlen Abhang empor zu dem einsamen, entlegenen, selten besuchten Kloster. Aber mit Rücksicht auf die Festlichkeiten, deren Mittelpunkt dasselbe im vergangenen Herbst werden sollte, hatte die spanische Regierung einen Kredit zur Herstellung ordentlicher Wege und zur Renovierung des Klosters selbst bewilligt, und eben war man im Begriffe, diese Arbeiten auszuführen, sowie einige Gartenpflanzungen anzulegen. Vorderhand zeigte sich nur, gerade unterhalb des Klosters, etwas Gestrüpp, die Reste des einstigen Gemüsegartens. Eine einsame hohe Palme stieg daraus empor. Ebenso kahl und öde war das flache Plateau auf der Höhe. Auf Meilen in der Runde konnte ich kein anderes Gebäude entdecken als das Kloster, dessen Pforte offen stand und und vor der sich auf einem alten zer-

bröckelnden Piedestal ein steinernes Kreuz erhob. Bewegt schritt ich auf diese Pforte zu, denn an ihr stand gerade vor vierhundert Jahren Columbus mit seinem Sohne, auf seinem Wege von Portugal her hier Unterkunft und Wegzehrung erflehend. An dieser Stelle führte der Zufall, die seltsame Verkettung glücklicher an sich unbedeutender Umstände zu der Entdeckung der Neuen Welt. Wäre der arme erschöpfte Wanderer damals abgewiesen worden, wer weiß, ob sein Name jemals über unsere Lippen gekommen wäre, wer weiß, wie lange sich die Entdeckung Amerikas verzögert hätte und wem sie schließlich beschieden gewesen wäre? Es würde heute kein Amerika unter diesem Namen, und ebensowenig ein Columbien gegeben haben, möglicherweise wären Central- und Süd-Amerika statt spanisch englisch, gewiß zu ihrem eigenen Vorteil und zum Vorteil der Alten Welt. Der Zufall wollte es, daß der damalige gelehrte Prior des Klosters, Juan Perez de Marchena, gerade hinzukam, als man den armen Pilgern Labung gab. Auf seine Weisung wurde ihnen im Kloster Unterkunft für die Nacht gewährt. Marchena lernte im Gespräch die kühnen Pläne des Columbus kennen, und seinem Einfluß am Hofe der katholischen Könige war es zu danken, daß der große Genuese endlich doch die Mittel zu seiner abenteuerlichen Expedition bekam. Während dieser Zeit und auch später weilte Columbus in La Rabida, im eifrigen Verkehr mit den Pinzon, den größten Schiffern und Reedern von Palos in jener Zeit. Hier in diesem Kloster wurden die Pläne ausgearbeitet, hier erhielt des Columbus Sohn Diego seine Erziehung, hier befand sich auch das kleine hölzerne Standbild der Madonna, dessen Wunderwirkung für Kranke, besonders solche, die an Tollwut (Rabia) litten, weit und breit bekannt war, und die deshalb auch den Namen de la Rabida erhielt. Dieses Kloster war also der eigentliche geistige Ausgangspunkt der kühnen Entdeckungsfahrten, und deshalb bildete es auch im vergangenen Herbst den Mittelpunkt der glänzenden Jubiläumsfeierlichkeiten.

Andächtig durchschritt ich den kleinen Vorhof nnd betrat durch eine zweite Thür die einfache, weiß übertünchte Kirche, die noch ganz in demselben Zustande erhalten ist, wie sie damals war. Hier auf diesen Steinstufen vor dem Hauptaltar kniete der große Weltentdecker; dort in jenem Beichtstuhle erteilte ihm Padre Marchena die Absolution; vor dem Standbild der Madonna betete er inbrünstig am Abend vor seiner Abfahrt und that das Gelübde, ihr bei glücklicher Rückkehr einige Kerzen zu weihen. Aber kein Denkstein, keine Inschrift, nichts erinnert an Columbus, ebensowenig wie sonst etwas in dem ganzen Kloster. Die Madonna aber war nach Palos überführt worden. Durch eine Thür in der gegenüberliegenden Wand der Kirche betrat ich einen kleinen Hof mit Bogengängen ringsum, auf welche sich die Zellen der Mönche öffneten. Alles war hier von unterst zu oberst gekehrt, denn man war eben im Begriff, das Kloster zu renovieren. Jenseit dieses Hofes befindet sich ein zweiter ähnlicher Hof mit dem Refektorium und anderen Räumen. In einer großen Halle im oberen Stockwerk mit schwerer Balkendecke mochten die gelehrten Padres und die Reeder von Palos den Plänen des Genuesen gelauscht haben, aber alles ist leer, öde, verlassen, ohne das geringste Möbel, ohne Priester.

Bewegten Herzen durchwanderte ich das Kloster, stieg die steilen Treppen empor ins erste Stockwerk, aber auch dort war alles drunter und drüber. Noch Washington Irving fand zu Beginn dieses Jahrhunderts zwei Mönche vor, die ihm jedoch auch nichts Bestimmtes über Columbus' Aufenthalt mitteilen konnten; die noch im vorigen Jahrhundert vorhandenen Archive waren während der Napoleonischen Feldzüge von den wie Vandalen in Spanien hausenden Franzosen verbrannt worden! In den dreißiger Jahren ließ der Herzog von Mont-

pensier in übel angewandter Pietät die alten Mauern mit ihren schadhaften Wandmalereien übertünchen und die große Priorszelle im ersten Stock mit Porträts von Columbus und einem Fremdenbuch versehen, wo sich die Besucher einzeichneten. Eben während meines Besuches war man daran, das ganze Kloster wieder auf den ursprünglichen Zustand umzuändern. Glücklicherweise hat die spanische Regierung mit dieser Arbeit einen geschickten, pietätvollen Architekten betraut, den ich auch in einer ruinenhaften Zelle, ein paar Pläne studierend, antraf. Er erzählte mir, die weiße Kalktünche an den Wänden und Pfeilern des Kreuzganges wäre einen Centimeter dick; sie ließe sich leicht ablösen und er wollte sehen, ob die Wandgemälde darunter nicht bloßzulegen wären. Jedenfalls würde der Konvent möglichst mit Benutzung der alten Mauern wiederhergestellt und für die Herbstfeierlichkeiten vollendet werden. In Zukunft soll er ein vollständiges Columbus-Museum aufnehmen. Bei den Ausgrabungen und Aufheben der Fußböden wäre nichts von irgend welchem Interesse gefunden worden.

Meine Frage, ob die Franziskanermönche das Kloster abermals beziehen würden, verneinte der Architekt. Die in ihren Ordensregeln vorgeschriebene strenge Klausur ist mit den Zwecken des Museums nicht vereinbar. Vom Dache des Konventes zeigte er mir später einen Platz jenseit der Straße, nahe dem Konvent, wo man eben ein neues Franziskanerkloster für die Mönche baute, in deren Obhut das Columbus-Museum stehen wird. Merkwürdig! Spanien baut heute noch Klöster und, noch merkwürdiger, es besitzt die Mittel dazu!

Auf dem weiten Platz vor dem alten Konvent war man an der Arbeit, ein großes Columbus-Denkmal auf Regierungskosten zu errichten. Im Hotel Colon zu Huelva hatte ich schon am Abend vorher den Architekten desselben, Don Ricardo Velasquez Bosco aus Madrid, getroffen, der mir dort den Entwurf für das Denkmal gezeigt hatte — eine 70 Meter hohe Marmorsäule, auf deren Sockel die Namen der Bemannung der drei Carawelen eingegraben werden sollten; zwischen Sockel und Säule ragen die Bugs dieser drei Schiffe, in Bronze gearbeitet, hervor. Das Kapital der Säule trägt seinerseits eine gewaltige, den Erdball darstellende und das ganze Denkmal krönende Bronzekugel; auf einem breiten Äquatorbande um dieselbe werden sich die beiden Namen „Colon, Isabella la Catolica" befinden. Der ganze Entwurf ist von großer Schönheit. Das Baumaterial und die einzelnen Bestandteile des Denkmals waren während meines Aufenthaltes in Huelva schon vorhanden, so daß kaum an der rechtzeitigen Herstellung für die Columbusfeier zu zweifeln war.

Die Entfernung zwischen dem alten Kloster und dem Hafen von Palos beträgt etwa eine starke Wegstunde. Eben als ich mich anschickte, fürbaß durch die Fichtenwälder dorthin zu gehen, kam ein Müllerbursche auf einem kräftigen jungen Pferde des Weges. Für einen blanken Peso war er sofort bereit, mir das Pferd zu leihen und beim Kloster meine Rückkunft zu erwarten. Ich schwang mich auf den nur mit einer Decke versehenen, sattellosen Pferderücken, und fort ging's auf dem einsamen, menschenleeren Wege gegen Palos. Es war derselbe Weg, auf welchem Padre Juan Perez nach dem Hoflager der Isabella nach Granada ritt, und den Columbus selbst, nachdem er von der Königin Reisegeld empfangen hatte, einschlug, um den Reyes Catolicos seine Pläne vorzutragen. Kaum hat sich hier in den vierhundert Jahren, die seither verstrichen sind, etwas geändert. Die Fichtenwälder und spärlichen Weingärten sind dieselben, und der Weg ist womöglich noch einsamer. Ich begegnete nur einigen Patrouillen von Carabineros, die nach Schmugglern fahndeten.

Kurz vor den ersten elenden Häusern von Palos wurde der holperige, mit Steinblöcken und Löchern übersäete, an manchen Stellen von Regenbächen aus-

gewaschene Weg von einigen Arbeitern ausgebessert, und hoffentlich geschah dies auf der ganzen Strecke rechtzeitig für die Festlichkeiten. Vorderhand war freilich in ganz Palos und Moguer kein Wagen zu finden, und der Verkehr geht wie zu Zeiten des Columbus zu Pferd oder Esel.

Die Ankunft eines Fremden schien in dem kleinen Orte ein außergewöhnliches Ereignis zu sein, denn die ganze Bevölkerung trat vor die Häuser, als der Huf meines Pferdes auf dem elenden holperigen Pflaster der engen Straße wiederhallte. Verwundert staunten die Einwohner den Estranjero an, und alle Hunde des gottverlassenen Nestes hefteten sich keifend und bellend an die Hufe meiner Rosinante. Als ich eine Gruppe gaffender Bauern nach der Wohnung des Cura (Pfarrers) fragte, machten sich gleich ein halbes Dutzend junger Burschen auf den Weg, um sie mir zu zeigen. Auf einem kleinen, elend gepflasterten, von ebenerdigen, ärmlichen Häuschen umgebenen Platze machten sie Halt und riefen aus einem der letzteren den Señor Cura. Freundlich lud mich Padre Marchano Marsal ein, näher zu treten, während ein paar Jungen das Pferd hüteten. Die gutmütige, kugelrunde Haushälterin setzte mir sofort ein Täßchen Kaffee und ein paar Dulces vor, der Pfarrer nahm meine Cigarre dankend entgegen, und so plauderten wir denn über Palos und die Festlichkeiten. Ich hatte das Richtige getroffen, als ich mich gleich nach dem Pfarrer und nicht nach dem Ortsvorsteher erkundigte, wie meine Unterhaltung mit ihm sofort bewies.

Er schien mir aufgeregt zu sein: mit zitternder Hand hob er einen offenen Brief vom Tisch und reichte mir ihn dar. „Sehen Sie nur, Señor Caballero, was das für Leute hier im Dorfe sind. Dieser Brief ist vom Herrn Erzbischof von Sevilla, Don Benito Sanz. Mire Usted, vor kurzem kam der Herr Unterrichtsminister aus Madrid nach La Rabida, um den Fortgang der Restaurationsarbeiten zu inspizieren. Er wollte auch die Madonna sehen, die während dieser Arbeiten in meiner Kirche untergebracht wurde, und als ich sie durch meine Leute nach Rabida senden wollte, fiel die pobra Madonna von ihren Schultern und brach in Stücke. O, Señor, Sie machen sich keine Vorstellung von der Wut der Bauern! Sie liefen mit Stöcken und Knütteln hinter mir her, drohten mich zu erschlagen, warfen mit Steinen meine Fenster ein und klagten, ich hätte mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, es würde noch ein großes Unglück über Palos hereinbrechen! Ich konnte eine Zeit lang gar nicht vor mein Haus treten. Ich meldete den Vorfall dem Herrn Erzbischof, und Sie sehen aus seinem Briefe, daß er mir recht giebt und mich aufmuntert, auf meinem Posten auszuharren."

Die dicke Haushälterin, welche bisher schweigend neben uns gestanden, begann nun auch zu weinen und zu jammern — „Herr, wir sind ja unseres Lebens gar nicht sicher, sie werden uns noch ermorden, diese dummen, störrigen, abergläubischen Bauern!"

Ich tröstete sie. Die Leute in Palos könnten doch nicht so schlimm sein, wären sie doch selbst Seeleute und Nachkommen so großer Navigatoren, und wer weit in der Welt herumkommt, könne nicht so absurde Ideen mehr haben.

Aber die Dicke schüttelte verneinend den Kopf, während der Pfarrer laut auflachte. „Was Seeleute! Was Nachkommen von Navigatoren! Dumme, bornierte, böswillige Bauern sind sie, und wissen weder etwas von Columbus, noch von Amerika, noch von ihren Vorfahren! Wissen Sie denn nicht, Señor, daß Palos längst keinen Hafen mehr hat, und daß wir hier ein halbes Stündchen vom Rio Tinto entfernt sind? Das alte Palos aus Columbus' Zeiten lag dort unten am Flusse, aber davon ist heute kein Stein mehr übrig, mit Ausnahme der Columbus-Kirche. Wenn Sie wünschen, führe ich Sie dahin."

Dankend nahm ich die Einladung an, erkundigte mich aber zuvor nach den Be-

wohnern des Ortes. Da erfuhr ich denn, daß die Schiffahrt im Laufe der Jahrhunderte immer mehr in Verfall geriet und heute dank der Versandung des Hafens gänzlich aufgehört hat — früher war Palos am Fuße des Berges, und die dem heiligen Georg geweihte Columbus-Kirche war das höchst gelegene Gebäude; jetzt ist von der Stadt nur mehr die auf dem Bergplateau auf der entgegengesetzten Seite der Kirche gelegene Vorstadt übrig. Zur Zeit der amerikanischen Entdeckungsreisen besaß Palos, wie der Pfarrer mir aus den Kirchenbüchern bewies, fünfzehnhundert Häuser und zehn Kirchen, heute nur mehr zweihundertundvierzig Häuser und eine Kirche, allerdings die historisch wichtigste. Die Einwohnerschaft beträgt heute nur noch dreihundert Familien mit etwas mehr als zweitausend Seelen. Die wohlhabenderen Familien, zumeist Reeder, waren mit der Versandung des Hafens fortgezogen, nach Huelva und Moguer, und nur die ganz Armen blieben zurück, in großem Elend von der Hand zum Mund lebend. Sie sind zumeist Ackerbauer und Weinpflanzer, aber der Boden ist schlecht und der Ertrag sehr gering.

In den Kirchenbüchern verfolgten wir nun die Familien jener Seeleute, welche Columbus auf der großen Entdeckungsfahrt nach der Neuen Welt begleitet hatten. Zunächst die Pinzon, die sich von Vater auf Sohn in mehreren Linien nachweisen ließen, heute aber in dem benachbarten Hafenorte Moguer wohnen und sich großen Ansehens erfreuen. Sonst waren nur mehr die Prieto und die Quintero vorhanden, aber sie wissen nichts von den Großthaten ihrer Vorfahren und ringen ihren kleinen Feldern mühselig ihren Lebensunterhalt ab.

Inzwischen war der Kirchendiener mit dem großen eisernen Kirchenschlüssel gekommen und wir machten uns auf den Weg. Padre Marcheno Marsal führte mich quer über den Platz durch ein sonniges Gäßchen, vor dessen ärmlichen weißgetünchten Häusern ein paar alte runzelige Weiber brüteten, zu dem Platz am Abhang des Plateaus, auf welchem sich die einfache alte Kirche des heiligen Georg erhob. Hier auf diesem Platze war es, wo den versammelten Einwohnern von Palos der Befehl der Königin von Kastilien und Aragon verlesen wurde, die Schiffe für seine Entdeckungsreise beizustellen und auszurüsten — Columbus selbst, begleitet von seinem treuen Freunde und Beschützer, Padre Juan Perez de Marchena, stand unter dem hohen Kirchenthore, und in seiner Nähe lauschten die Alcaldes, Regidores und Alguaziles mit Staunen dem sonderbaren königlichen Befehl, dem sie durchaus nicht willfährig Folge leisteten. Es bedurfte mehrfacher Mahnungen und Drohungen, bevor sie sich entschlossen, die Schiffe auszurüsten.

In dem kahlen, weißgetünchten, schmucklosen Inneren der Kirche ist nichts von Interesse vorhanden, ausgenommen das Bildnis des heiligen Georg mit dem Drachen, vor welchem Columbus betend auf den Knien lag, und endlich auf dem Hochaltar die weitberühmte Statue der Madonna de la Rabida. Sie ist nichts weiter als ein schlecht geschnitztes hölzernes Figürchen von etwa einem halben Meter Höhe, mit bemaltem Gesicht, eine Krone auf dem Kopf und in seidene, goldgestickte Puppenkleider gehüllt. Padre Marsal zeigte mir die Bruchstellen des wieder notdürftig zusammengeleimten Wunderbildes. Die Madonna wird in ganz Andalusien vergöttert, und alljährlich werden zweimal große Pilgerfahrten zu ihr unternommen. Der Sage nach wurde sie im achten Jahrhundert von den über Spanien hereinbrechenden Sarazenenhorden aus dem alten Kloster geraubt und an der Mündung des Rio Tinto in den Fluß geworfen. Ein paar Jahrhunderte später zogen sie Seeleute beim Aufwinden des Ankers zufällig mit diesem wieder vom Flußgrunde empor, und seit jener Zeit wird sie auch als Schutzpatron der Seeleute verehrt. Columbus küßte sie vor seiner Abfahrt, und bei seiner glücklichen Rückkehr galt sein erster Gang der Madonna de la Rabida.

Wir durchschritten die Kirche und traten jenseit derselben knapp an den Rand des Abhangs. Die Pforte, durch die wir getreten waren, ist maurischen Ursprungs und heißt „Puerta de los Novios", die „Brautpforte", weil durch sie in früheren Jahren die Hochzeitspaare zur Vermählung in die Kirche traten. Westlich derselben erhebt sich, unmittelbar von ihren Mauern steil emporsteigend, ein Berghügel, gekrönt von gewaltigen Trümmern eines festen Schlosses. Harisse, Winsor, Irving und andere Autoritäten behaupten, es wäre eine Zwingburg der Mauren gewesen, allein Padre Marsal wies mir dokumentarisch nach, daß es ein Schloß der Herzöge von Alba gewesen sei und den Namen Montijo führte, also den Familiennamen der Kaiserin Eugenie von Frankreich. Es ist indessen keineswegs das Stammschloß ihrer Familie, denn dieses sah ich in der Nähe von Bajadoz im Thale des Guadjanaflusses. Thatsächlich gehören die Schloßruinen von Palos mit dem ganzen Lande auf Kilometer in der Runde und auch viele Häuser des Ortes jetzt noch dem Herzog von Alba, dessen herrlicher Maurenpalast in Sevilla die Bewunderung aller Besucher erregt.

Zu unseren Füßen sah ich ein tiefes weites Thal ausgebreitet, mit Getreidefeldern und Wiesen bedeckt. „Dort unten," meinte Padre Marsal zu mir, „wo Sie die Felder sehen, war einst die Hafenstadt Palos, dort war der vom Rio Tinto aus weit ins Land dringende Hafenkanal mit seinen Schiffen." Vergeblich suchte ich mit meinem Glase auch nur Spuren des Hafens oder der Stadt zu finden. Nur an dem entfernten Ufer des roten, trägen, breiten Rio Tinto gewahrte ich ein paar elende Fischerboote, die ganze Flotte des heutigen Palos.

Aber der Boden selbst ist historisch geblieben, und gewiß konnte Europa keinen besseren Schauplatz für die Jubiläumsfeierlichkeiten wählen, als Palos und das ehrwürdige Kloster de la Rabida, dessen neues Columbus-Denkmal noch späteren Geschlechtern Zeugnis geben wird, wie festlich man im vergangenen Herbst den Entdeckungszug des kühnen Genuesen nach der Neuen Welt gefeiert hat.





Die Totenmaske.

Novelle
von
Adolf Stern.

In stürmischem Takte bewegten sich am frühen Oktoberabend die Wellen der großen Lagune zwischen der Hauptinsel der Stadt Venedig und dem Innenrand des langgestreckten Lido. Ein rasch aufgesprungner scharfer Oststurm hatte Eingang durch die Meerpforte bei San Niccolo Tolentino gewonnen und die sonst so stille Flut in rollende, rauschende Bewegung gebracht. Von dem der Piazzetta gegenüber gelegenen Eiland aus, auf dem sich die große Kirche von San Giorgio Maggiore eben anfing zu erheben und an deren Westufer zahlreiche Hütten der Bauleute um die Grundmauern des Tempels und des bereits halb emporgestiegenen Glockenturms standen, sah man im letzten Dämmer des Tages die hochgehenden schaumgekrönten Wogen immer wilder in den großen Kanal hineinschwellen. Die Gondeln schossen überall wie Tauben, die vom Habicht gejagt werden, dem bergenden Lande zu. Das Wasser schwärzte sich, und um die Häuserreihen drüben begann es zu dunkeln, nur über die Kuppeln von San Marco fiel noch ein Strahl aus der roten Wolkenwand im Westen. Am Ufer, just da, wo sich die Marmorschwellen vor dem neuen Portal seines Bauwerks in die Flut hinabstrecken sollten, zur Zeit aber nur eine Kiesaufschüttung vorhanden war, von der die erregten Wogen heute Stück um Stück hinwegspülten, stand Signor Andrea Palladio, der Baumeister, und blickte mit wachsendem Unmut nach dem Slavonierufer hinüber, von dem keine Gondel mehr abstieß. Er war vor etwa drei Stunden nach San Giorgio herübergekommen, hatte, als der Sturm immer stärker wurde, die Festigkeit der Gerüste an seinem Bau prüfen lassen und danach seine Arbeiter heimgeschickt. Sie waren in ihre Hütten dicht beim Bau gekrochen, hatten sich über das Eiland zerstreut und auf dem Fährschiff auch die Giudecca erreicht, wo ein Teil von ihnen wohnte. Palladio war schließlich allein geblieben und begann, während der heraufspritzende Wellenschaum

seine Schuhe näßte und der Sturm ihm das Haar und den dunklen Mantel zerwühlte, allmählich zu merken, daß Cristoforo, sein Gondolier, nur zu gut wisse, daß er der erlauchten Republik ihren Baumeister nicht gefährden dürfe und die Überfahrt für allzu bedenklich halte. Da nun der letzte Tagesschein zu erlöschen drohte, der Stand am Wasser mit jeder Minute unerfreulicher ward, so besann sich Meister Palladio, wo er einstweilen eine Zuflucht finden könnte. Zu den Hütten der friaulischen Steinmetzen war es nur wenige Schritte, er konnte vom Ufer aus das Herdfeuer leuchten sehen, bei dem sie ihren zähen Maisbrei kochten, und wußte wohl, daß sie ihm mit gastlicher Ehrfurcht den besten Sitz bei diesem Feuer und einen Trunk herben Weines gönnen würden. Auch am benachbarten Kloster hätte er anläuten können und wäre eines stattlichen Vespermahles und eines gelehrten Gesprächs mit Fra Silvestro, dem Prior, sicher genug gewesen. Während er noch unschlüssig dastand, hörte er sich plötzlich von einer wohlbekannten jugendfrischen Stimme verwundert angerufen, und hinter der rechten Seitenmauer des Baues trat ein schlank gewachsener junger Mann hervor, der mit beiden Händen den spitzen dunklen Hut festhielt, den er vor Meister Palladio abgenommen hatte. In eine lange Jacke aus zottigem Stoff bis an den Hals eingeknöpft, vermochte er dem Wetter besser zu trotzen als der Baumeister, dessen Mantelfalten von Zeit zu Zeit wie ein Segel aufgebauscht wurden. Andrea Palladio entgegnete auf die Frage, was ihn bei solchem Sturm hier festhalte, sofort:

„Zuerst erzeigt mir die Liebe, Carlo Rocca, wenigstens Euer Haupt wieder zu bedecken! Ich bin hier wie ein Gestrandeter und will eben als solcher bei den frommen Brüdern anklopfen. Mein Gondolier traut sich nicht herüber, und auch wenn er da wäre, hieße es vielleicht Gott versuchen, so ich hinüber wollte. Aber was habt Ihr noch im Bau zu suchen?"

„Ich habe rasch noch ein paar Bretter vor meinen Marmor genagelt, der Wind peitscht schmutzigen Flugsand vom Lido herein. Ihr wißt, die Pieta in der Nische der Sakristei —"

Der Baumeister machte ein Zeichen, daß er wohl verstanden habe, und wollte eben noch ein Wort hinzufügen, als der junge Mann rasch weiter sprach:

„Aber Eure Herrlichkeit kann nicht hier stehen bleiben, Meister Andrea! Wollt Ihr nicht mit mir kommen und meinen alten Marcantonio mit Eurem Besuch erfreuen? Ihr findet ein sicheres Dach und einen Krug Wein aus seinen eigenen Gärten in Primolano."

„Eure Einladung klingt gar verlockend, Signor Carlo," versetzte der Baumeister. „Auch beglückwünsche ich Euch, daß Ihr zum Haus Meister Marcantonios auch noch einen Weingarten in Primolano zu hoffen habt. Denn die Welt sagt doch, daß Ihr Eures Meisters einziger Erbe seid, und je reicher die Hinterlassenschaft, um so mehr freut mich's für Euch."

Der junge, Carlo angesprochene Mann hatte sich weggekehrt, und der Ausdruck seines jugendlich offenen wohlgebildeten Gesichts war merklich finsterer geworden; er schlug vor dem Baumeister, der ihn mit überlegenem Lächeln anblickte, die Augen nieder und sagte in einem Tone, durch den hörbar ein Vorwurf hindurchklang:

„Eure Herrlichkeit weiß am besten, daß ich mehr um Meister Marcantonios Leben und Gesundheit besorgt bin als um das Erbe, das seine väterliche Güte mir verheißt. Und Ihr wißt ebensowohl, edler Herr, warum mir die einzige Freude genommen ist, die ich aus den guten Hoffnungen, die Ihr preist, für mich hätte schöpfen können. Doch verzeiht — Meister Marcantonio wird auf mich warten, und es steht bei Euch, ob Ihr mich zu ihm begleiten wollt oder es vorzieht, hier dem Sturm zu trotzen!"

„Gewiß will ich mit Euch gehen, Carlo Rocca!" rief Palladio und folgte, den Mantel fest an sich ziehend, dem jungen Mann. „Ich wollte Euch wahrlich nicht kränken und hielt Euch, nachdem Ihr so

viele Monate zur Überlegung gehabt, für klüger geworden. Mit Eurem Groll wider mich seid Ihr im Unrecht. Das Fürwort für Euch, damit Euch mein Bruder seine Tochter Chiara gebe, kann ich nicht sprechen. Was ich Euch zuerst gesagt habe, gilt noch heute: die Eltern haben einen anderen Plan mit dem Mädchen, und ich halte es für Sünde, solchem Plan zu widersprechen. Ich kann nichts Gutes von Euch sagen, Signor Carlo, was von dem jungen Lorenzo Stechetti nicht auch gilt. Und Lorenzo ist ein Bürger von Vicenza, ein naher Nachbar dazu, Ihr aber lebt hier in Venedig und könnt nicht wissen, wohin Euch Eure Kunst noch führt. Das alles solltet Ihr freundlich erwägen und mir nichts ansinnen, was wider Pflicht und Gewissen streitet."

Carlo Rocca, der den Führer auf dem Pfade quer durch die Insel abgab, war dem Baumeister immer um einige Schritt voraus und suchte ihn mit seinem Leibe gegen den Anprall des Sturms zu decken. Der Ost trieb beiden Männern große Flocken Flugschaums ins Gesicht, und das Brausen der erregten Flut drohte jedes weitere Gespräch zu verschlingen. Doch vernahm Andrea Palladio noch ganz deutlich, wie sein junger Begleiter vor sich hinsagte: „Daß ein armes junges Herz in Leid und Entsagung hinsiecht, läßt ihr Gewissen ruhig" — und sich dicht ans Ohr des jungen Mannes drängend, rief der Baumeister mit starker Stimme:

„Merkt Euch, Carlo, und glaubt mir: eine brave Tochter aus gutem Hause siecht niemals dahin, wie Ihr wähnt, sondern nimmt jedes Schicksal aus Elternhand als Willen des Himmels, wird glücklich in dem Mann, dem ihr Vater sie giebt, und den Kindern, die der Himmel ihr schenkt!"

Was Carlo Rocca etwa darauf entgegnete, konnte der große Baumeister nun in der That nicht mehr vernehmen, denn sie gingen jetzt ein hundert Schritte ganz nahe dem Ostufer des Eilandes hin, wo die erregten Wellen, jeden Laut übertönend, gegen den steinernen Uferrand herandonnerten. Vor den beiden erhob sich, auch im Dunkel noch erkennbar, ein stattliches, mehr langgezogenes als hohes Haus, an dessen Mittelthür der junge Mann, der wieder vorangeschritten war, dreimal in kurzen Abständen mit dem bronzenen Thürringe pochte, darauf sich die Thür ohne weiteres aufthat. Dem grauköpfigen Diener, der mit einer dreistrahligen Lampe die Schwelle und den dahinter gelegenen Gang erhellte, sagte der junge Mann rasch: „Guten Abend, Gregorio! Meister Marcantonio erhält ehrenden Besuch, der erlauchte Baumeister von San Giorgio! Melde es dem Meister und rüste unser Gastgemach für die Nacht. Erlaubt, Signor Andrea, daß ich Euch den nassen Mantel und Hut abnehme."

Während Carlo Rocca sich so um Palladio bemühte und Gregorio dazu leuchtete, öffnete sich schon auf der rechten Seite des Flurs und über vier breiten Treppenstufen die Thür, die zur Werkstatt des Hausherrn führte, und Marcantonio da Primolano trat hervor, eine mächtige Gestalt, die selbst den hochgewachsenen Schüler überragte und, obwohl der Bildhauer den siebzig näher als den sechzig war, von gesunder Kraft zeugte. Nacken und Haupt des alten Künstlers hoben sich noch fest und ungebeugt aus den Schultern, der breite graue Bart um Kinn und Mund, das kurze aber dichte Haar um Stirn und Schläfen, die weißen wohlerhaltenen Zähne und die ungeschwächten dunklen Augen, die sich fest auf Palladios Gesicht richteten, ließen heute noch etwas von Meister Marcantonios vor Zeiten gepriesener Schönheit wahrnehmen. Carlo Rocca hatte seinen Lehrer rasch verständigt, und der Bildhauer streckte dem unerwarteten Gast die Hand entgegen: „Seid willkommen unter meinem Dach, laßt es Euch gefallen, wie Ihr es findet."

Marcantonio ließ seinen Gast in die geräumige Werkstatt eintreten, führte ihn aber rasch zwischen angefangenen Arbeiten und verstaubten Blöcken und Abgüssen hindurch nach einem kleinen Gemach, in dem außer dem Eßtisch, der für den Mei-

ster und seinen Schüler bereits gedeckt stand, ein paar bequeme Sitze vorhanden waren. Mit venetianischer Höflichkeit nötigte der Alte Palladio auf einen dieser Sitze, während er selbst vor ihm stehen blieb und noch einmal das Unwetter pries, das ihm so unverhoffte Freude und Ehre gebracht habe. Der Vicentiner drückte lebhaft seinen Dank für die Gastfreundschaft aus, mit der ihn sein greiser Kunstgenosse aufnahm, und verhielt sich dann bei den schnellen Zurüstungen zum Mahl schweigsam, bis er wahrnahm, daß Carlo Rocca zögerte, seinen gewohnten Platz am Tische des Meisters einzunehmen. In Erinnerung an das auf dem Wege geführte Gespräch rief er lebhaft: „Ich will nicht fürchten, daß ein Gast, der beinahe ein Eindringling ist, den Sohn des Hauses verdrängen soll?" worauf der Hausherr seinen Schüler herzuwinkte und mit ruhiger Würde entgegnete:

„Ziemt es Euch, Meister Palladio, Euch Carlo Rocca freundlich zu zeigen, so ziemt es ihm, Eure Freundlichkeit zu erwarten."

Der junge Bildhauer ließ sich mit bescheidenem Anstand bei den Meistern nieder und lauschte dem Gespräch der beiden, das sich noch während des Essens entspann und, nachdem Gast und Wirt ihren Hunger gestillt hatten, immer rascher, bewegter wurde. An ein aufrichtiges Lob, das der berühmte Baumeister den Bildwerken Carlos für San Giorgio gespendet hatte, war doch die Bemerkung angeknüpft worden, daß sich der junge Künstler ein wenig mehr und strenger an das Studium der Antike hingeben müsse. Marcantonio Primolano wie sein Schüler lauschten gleich aufmerksam den Worten des Gastes, der beredt die Herrlichkeit und Kunstvollendung der Alten pries und im Eifer nicht bemerkte, wo sein Gastfreund mit Carlo Rocca beistimmende Blicke tauschte und wo er den Kopf schüttelte oder die prachtvolle Stirn krauste. Als Palladio jedoch seine Auseinandersetzung geendet hatte, sagte Marcantonio nur:

„Ihr könnt die Alten kaum hoch genug rühmen, Meister Andrea! Und doch, der Urquell auch ihrer Schönheit und Kraft war Leben, lebendiges, warmes, zwingendes Leben, und ich preise den Künstler glücklich, der mit eigener Hand aus diesem Urquell schöpft. Ich schelte die hohen Muster nicht, aber höher als sie steht das Leben! Alles Beste, was mir gelungen, alles, was ich erstrebt, kam nur durch das Leben — jeder ist der Mutter, die ihn genährt hat, am anhänglichsten, und so mögt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch sage, daß ich dem Leben viel, den Alten kaum mehr danke, als ihnen jeder danken muß, der sich mit Recht einen Bildhauer nennt."

Der Gast sah überrascht auf seinen Wirt und dessen ernsten Gesichtsausdruck. Er zögerte offenbar mit seiner Antwort und schwieg, während ihm Carlo Rocca den Becher aufs neue füllte; dann aber entgegnete er mit gewinnendem Freimut:

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Meister Marcantonio: eben von Euch habe ich geglaubt, daß Euch die stille Hoheit und Einfalt der Antike zum Segen geworden sei. Ihr wißt doch selbst, daß Eure Jugendwerke etwas gewaltsam, schier zügellos in die Welt hineinsprangen, daß sie von Leben strotzten — aber vieles missen ließen, was Ihr später selbst gefordert und gegeben habt. Darf ich nicht meinen, daß Ihr die reine Größe, die Würde und selige Innigkeit, die Eure späteren Werke beseelt und so wunderbar von Euren Erstlingen unterscheidet, nur von meinen geliebten Alten empfangen habt?"

„Ihr rühmt, was ich geschaffen habe, über Gebühr, Meister Palladio!" sprach der Hausherr plötzlich abbrechend und mit einem Blick auf den jungen Carlo Rocca. „Hört Ihr, wie der Sturm noch zunimmt und an den Wänden rüttelt? Laßt uns in meine Werkstatt treten, wo Gregorio ein Feuer auf dem Herde entzündet hat, das erste in diesem Jahre. Das Sprichwort ‚Erste Flamme bringt Freude ins Haus‘ ist schon wahr geworden, ich durfte Euch begrüßen und unter

meinem Dach beherbergen. Kommt, kommt, der Sitz da drinnen wird um vieles besser sein als dieser hier."

Er stieß die Thür zu seiner Werkstatt auf, an deren Südwand ein mächtiger Herd stand, von dem die Flammen eines kleinen Stoßes knorriger Holzstücke leuchteten. Vor den Herd hatte Gregorio drei Sessel geschoben, von denen der eine jedoch leer blieb, da der junge Mann, der das Mahl geteilt hatte, sich vom Gast wie von seinem Meister mit ehrerbietigem Gutenachtgruß verabschiedete. Andrea Palladio blickte ein wenig befangen hinter Carlo drein, er verstand, daß der wackere Künstler nicht länger mit ihm beisammen sein wollte, als es eben unumgänglich nötig sei. Es war ihm aus gleichem Grunde nicht unlieb, daß der junge Bildhauer sich verabschiedet hatte und daß er jetzt mit dem Alten allein am Feuer saß, daß Gregorio einen frischen Krug alten Weines herzubrachte und alles ihn auf eine gute Stunde vertrauten Gespräches mit seinem Gastfreund hoffen ließ. Seine Augen blickten in die Tiefe der geräumigen Werkstatt, wo dunkle breite Schatten die Figuren und Gegenstände phantastisch einhüllten. Rechts und links des Herdes hatte Gregorio die beiden römischen Lampen, die den Eßtisch erhellt hatten, auf hohen Simsen aufgestellt, ihr Strahl beleuchtete eine beinahe vollendete Gruppe: ein engverschlungenes jugendliches Menschenpaar, das auf einer Wolke zu schweben schien, während vom unteren Sockel her Teufelsfratzen und Schlangenhäupter vergebens nach ihm schnappten und züngelten; Palladio erkannte augenblicklich, daß hier Paolo und Francesca von Rimini, die der Hölle trotzenden Liebenden, dargestellt seien. An der erhellten Rückwand rechts vom Feuer, wo sich der Hausherr gesetzt hatte, waren einige Abgüsse nach der Antike und nach dem Leben befestigt; einer davon, der durch einen Glasdeckel sorgfältig gegen Staub geschützt war, die Totenmaske eines jungen Weibes, dem der Tod nichts von seiner Schönheit genommen hatte, zog alsbald die Aufmerksamkeit des Baumeisters auf sich. Während Palladio fortfuhr, mit seinem Wirt über den Bau von San Giorgio zu sprechen, nach dem dieser gefragt hatte, richteten sich seine Blicke in immer kürzeren Zwischenräumen wieder und wieder auf das Bildwerk, und die Spannung und Teilnahme in seinen Zügen mußte zuletzt auch für Marcantonio sichtbar werden. Seine Augen folgten den Augen des Gastes, und auf die Frage: „Wer war das — wessen ist dies wunderbare Gesicht?" versetzte er mit sichtlicher Selbstüberwindung und gewichtigem Ernst: „Ein glückloses, reines Weib, deren Name Euch fremd und gleichgültig klingen würde, Meister Andrea. Eine der Edelsten ihres Geschlechts, die mit scheuen flüchtigen Tritten unsere Erde nur berührt hat und deren Gedächtnis wohl nur noch in mir und meiner armen Kunst lebt."

Andrea Palladio machte eine zustimmende Gebärde und sagte leise: „Es war mir, als ob ich in dieser Totenmaske den Typus mehr als eines edlen Frauenkopfes erkenne, der aus Eurer Hand hervorgegangen ist, Marcanton!" Dann aber, als er die heftige Bewegung und den düsteren Ausdruck im Gesicht seines Gastfreundes wahrnahm, schwieg er und wollte es offenbar dem Bildhauer überlassen, ein anderes Gespräch einzuleiten, wandte auch seine Blicke von dem Abguß hinweg und bannte sie geflissentlich auf den Sims, der den Herd umrahmte und den Carlo Rocca mit kleinen Bildern geziert hatte. Der greise Marcantonio saß indessen lange peinliche Minuten wortlos, er hatte noch einmal nach der Totenmaske emporgesehen, danach war sein Haupt auf die Brust gesunken, und jetzt verbarg er sein Gesicht in die erhobenen Hände. Die Atemzüge beider Männer und das Knistern der flammenden Holzscheite waren allein hörbar, bis auf einmal der Hausherr sich wieder zu Palladio wandte und mit gedämpfter, aber fester Stimme sagte:

„Verzeiht mir, lieber Herr und Meister. Ich habe es bedacht, daß es mir

und Euch besser sein wird, ich beichte Euch und lasse Euch einen Blick in eine Vergangenheit thun, die in jenem Bild und meiner Seele lebendig ist, als daß Ihr Falsches, Halbwahres, schnöd Ersonnenes aus dem Munde anderer vernehmt. Ich habe nicht so dürftig gelebt und so Armseliges geleistet, daß ich ohne Feinde wäre und Lob aus jedem Munde erwarten könnte. Ich will's als Fügung ansehen, daß mein Carlo sich um Euretwillen zurückgezogen hat. Und ich bin's Euch vielleicht schuldig, Euch wissen zu lassen, warum ich das Leben, das will sagen des Lebens Schmerzen, über alles preise. Wenn es mir schwer fällt, den eigenen alten Schmerz zu erneuern, so muß mich trösten, daß Ihr Andrea Palladio seid und daß Euch die traurig süßen Züge des Bildes dort, sobald ich sie Euch gedeutet habe, in alle Zukunft kein Bild mehr bleiben werden.

Achtunddreißig Jahre sind verstrichen, Signor Palladio, seit ich auf der Stelle, an der Ihr sitzt, meine erste eigene Künstlerwerkstatt aufthat. Das Kloster vor uns stand damals schon — nicht halb so stattlich wie heute, aber das Refektorium ward unter Prior Baldassare gebaut — und mir war der Auftrag geworden, die große Speisehalle auszuschmücken. Prior und Brüder meinten, daß sechs Reliefs an der Langwand den Fenstern gegenüber dem Raume besser zum Schmuck gereichen würden als ein paar Wandbilder, und sie sannen mir an, etwa die Hochzeit zu Kana und das Mahl des Herrn in Bethanien in der Weise darzustellen, wie es Luca Robbia der Florentiner gethan haben würde. Nun wißt Ihr selbst, daß das noch heute keine Aufgabe für mich sein würde, doch damals hatte ich Mühe, meinen frommen Gönnern nicht ins Gesicht zu lachen. Ich war in jener Zeit ein wilder, trotziger Bursche, so ungezähmt, aber längst nicht mehr so unschuldig, wie ich aus den Bergen von Primolano gekommen war. Was ich in der Schule des Begarelli zu Modena gelernt hatte, dünkte mich genug, es mit jedem Bildner der Welt aufzunehmen, das Leben aber wähnte ich zu verstehen und zu meistern wie keiner! Ihr werdet genug gehört haben, wie durstig wir jungen Gesellen von damals aus jedem Lustbecher schlürften, wie wohl uns im Taumel dieser üppigen Stadt war, wie gern wir sahen und glaubten, daß die Welt ringsum voller Frevel, ja, zur Hölle reif wäre. Je ruchloser, um so besser für uns! — gediehen auf Erden keine Heiligen, brauchten wir nicht erst Mühe anzuwenden, um heilig zu werden. So dachten und lebten die meisten meiner Genossen, und wie ich trachtete, hinter keinem zurückzubleiben, wo es Kunst und Können galt, so wollte ich auch nicht der Thor sein, der sich irgendwo um das Beste des Lebens betrügen ließe. Ich schwelgte im ersten Glück einer großen Arbeit und im Genuß ungezügelter Jugend, und mir schien es ein Vorrecht von uns Künstlern, daß unsere Arbeit immer frische Gier nach Genuß weckte und unser Genuß der Arbeit wieder zu gute kam. So versteht Ihr wohl, daß ich meinen Freunden im Kloster andere Zier für ihr Refektorium vorschlug und ihnen die Geschichte Simsons aufredete. Da fand ich Gelegenheit, Leben darzustellen, das mir als Leben galt, Manneskraft und weiblichen Reiz; Ihr kennt ja die Bildwerke und wißt, wie sich mein junger Überschwang in ihnen genug gethan hat. Simson, wie er den Löwen zerreißt, wie er die Thore von Gaza davonträgt, wie er, dreimal im Schoß der Delila gefesselt, sich befreit und endlich überwunden wird, und wie er die Säulen im Festsaal der Philister niederstürzt, um seine Feinde und sich selbst zu begraben — mich deuchte die Geschichte für mich und meine Kunst wie geschaffen. Ich wähnte damals es mit Simson an Kraft und Trotz aufnehmen zu können und kannte auch der Delilen mehr als eine. Dann fühlte ich mich um ein gut Teil klüger als der starke Richter in Israel; mich sollten die Weiber weder mit Bastseilen binden, noch mir die Locken scheren, ich spottete jedes Gedankens, daß

mir eine das Leben verderben, mich meiner Kunst abtrünnig machen oder es sonst über mich gewinnen könne. Fra Baldassare, der Prior, der bald merkte, wie es um mich stand, ließ es an mahnenden und strafenden Worten nicht fehlen; ich lachte ihrer, sagte mir, wenn er in mich drang, daß er sein Handwerk übe gleich mir, wenn ich an meinem Marmor stand, und freute mich, daß ich härter und spröder sei als der Stein, den ich zu bändigen wußte. Wenn er mich in meiner Werkstatt heimsuchte, ließ ich ihn sprechen, denn immer war er ein kluger und beredter Mann, und an seinem schönen Florentinisch schulte ich meine Zunge, die oft noch bäuerisch rauh war, aber im stillen pries ich meine Kunst, die mich nicht zum Heucheln zwang. Was des Lebens Ziel und letzter Zweck sei, wußte er so wenig als ich, und ich meinte zu sehen, daß alle, die dachten wie er, das Leben selbst verlören. Wie oft, wenn er wieder hinausgetreten war, habe ich hinter ihm drein gejauchzt, nicht nur, um wieviel glücklicher, auch um wieviel klüger ich sei, obschon ich wenig Bücher las und kein ehrfurchtgebietendes Aussehen hatte.

Zwei Jahre hatte meine Arbeit für das Refektorium gewährt, und als sie vollendet war, hätte ich die Bretter- und Backsteinhütte, die ich hier aufgerichtet, nun wieder abbrechen dürfen — doch daran dachte ich so wenig als die Brüder. Ich hatte, noch ehe meine Simsonbilder fertig in der Mauer drüben prangten, einen anderen Auftrag übernommen, ein Grabmal für einen der Crispi, den Seehelden, der in San Zaccaria seine Ruhestätte gefunden hat. Ich geriet zum erstenmal ins Gedränge — die Familie ließ sich nur schwer die Najaden und Tritonen aufreden, die den Sarkophag tragen und zieren sollten, und forderte unerbittlich, daß der alte Admiral selbst still und das Kreuz zwischen den gefalteten Händen auf dem Grabmal liegen sollte, während ich ihn gern dargestellt hätte, wie er am Bord seiner Galeere im Türkenkampf gefallen war, totwund und doch noch halben Leibes emporbäumend und zum letzten Schwertschlag ausholend. Da ich aber die Zechinen der Erlauchten brauchte, so mußte ich wohl schließlich nachgeben und fluchte Tag für Tag in mich hinein, oder auch gegen die Wände, daß die Leute die Augen nicht besser offen hätten. Ich that die meinen dafür um so weiter auf und schaute umher, ob sich mir nicht ein Bild zeigen wollte, an dem sich mein Sinn mehr erlaben könnte als an dem toten Herrn Niccolo Crispo. Ich weiß nicht, an wieviel Gestalten und Zügen, die mich späterhin berührt, ergriffen und belebt hätten, ich damals kalt und stumpf und blind vorbeigegangen bin, denn Ihr wißt, Meister Palladio, unsere Augen sehen nur, was wir sehen wollen, was uns aus Blut und Hirn heraus zum Sehen zwingt. Aber was in mir lebte, erfaßte ich auch außer mir gut: und so haschte ich, eines schönen Tages über die Riva bei Schiavoni schlendernd, ein so köstliches Stück Leben, als es nach meinem Sinn für einen Bildhauer nur geben konnte. Im Sonnenschein flogen dort die grauen Tauben vom Markusplatz ab und zu, und dreist, wie sie noch heute sind, setzten sie sich auf Arme und Schultern jedes Menschenkindes, das ihnen ein paar Brocken Brot hinwarf. Und auf den runden, heißen Steinen, von dem Taubenvolke umflattert, lag halb und saß halb eine schlanke Fischerdirne von Chioggia — dreizehnjährig, halbwüchsig, die mit großen schwarzen Augen unter der Kopfhülle hervorblickte und halb erschrocken, halb neugierig das verliebte Taubenpaar anstarrte, das sich auf ihrem braunen nackten Arm flügelschlagend ergötzte. Der Tauber fragte nichts nach der ganzen Welt, liebkoste sein Täubchen, wo er ihrer habhaft ward; die Kleine aber, der in diesem Augenblick ein Geheimnis erschlossen wurde, saß mit schambrennenden Wangen und scheute sich doch, die Tiere zu scheuchen, bis ich hell auflachte, sie mich wahrnahm und aufsprang, das zärtliche Taubenpaar und den ganzen Schwarm, ihr Brot und selbst ihr

rotes Kopftuch hinter sich ließ, in die Fischerbarke am Ufer hinabsprang und sich hinter dem rot und gelben Segel niederduckte. Ich aber sah ihr, so hübsch sie mir schien, wahrlich nicht nach, ich war ganz voll von dem Motiv, das ich eben erhascht hatte, warf mich noch lachend in eine Gondel und ließ mich nach der Klosterinsel herüberfahren. Ich hatte einen Klumpen Wachs in meiner Werkstatt liegen und machte mir im ersten Feuer eine Skizze der Gruppe. Wie ich damals beschaffen war, konnte ich das Stück Leben nicht einmal schlicht wiedergeben, wie ich's geschaut hatte, unter der Hand ward mir das neugierig verschämte Mädchen zur kecken Bacchantin, deren Brust und jugendliche Glieder aus den Hüllen hervor wildem Liebesleben entgegenblühten und der das Taubenpaar wahrlich nichts Neues mehr sagte. Ich war sicher genug, daß mein Werk Liebhaber finden würde, und im Eifer, es bald zu stande zu bringen, ließ ich den erlauchten Signor Crispo auf der Marmordecke seines Sarges, kaum halben Leibes vollendet, liegen und bosselte an meinem Fischermädchen, die ich in Marmor ausführen wollte, sobald ich die verhaßte Arbeit an dem Grabdenkmal hinter mir hätte. Nie zuvor war ich so eifrig bei der Arbeit gewesen, nie meinte ich so sicher gewußt zu haben, was die Kunst allein kann und soll, und nie hatte ich Fra Baldassare so fröhlich verlacht als am Tage, wo der wackere Herr kam und zu meinem frechen, wild begehrlichen Bild den Kopf schüttelte und mir erzählte, daß ich Besseres vermöchte!

Und wie ich da stand, selbst ein kalter, halb kindischer, halb frevelnder Thor, der sein ungestümes Blut und seine ungezügelte Genußgier für Offenbarungen der großen Mutter Natur hielt, sollte mir meine Stunde schlagen! Am Nachmittag eines Tages, an dem ich in der Frühe den letzten Fingerdruck an meiner wächsernen Skizze gethan und danach zum Glück den dicken Staub vom Sarkophag des Niccolo Crispo geblasen hatte, stürmte der Bruder Pförtner aus dem Kloster vornen zu mir herein und meldete mir vornehmen Besuch an. Der Senator Enrico Crispo, mein Auftraggeber, sein hoher Verwandter, der erlauchte Herzog von Naxos, der gerade in Venedig weilte, und die Tochter des Herzogs seien ans Kloster gekommen, hätten nach meiner Werkstatt geforscht und folgten ihm auf dem Fuße. Ihr wißt, Meister Palladio, zu jener Zeit regierten noch ein paar große Geschlechter Venedigs über die Inseln des Ägäischen Meeres, und die Crispi auf Naxos waren die vornehmsten von ihnen. Sie waren damals schon samt all ihrer Fürstenherrlichkeit arme Knechte des Türkensultans, die Republik konnte sie nicht, konnte kaum sich selbst schützen, und sie mußten zusehen, wie sie mit unterwürfigen Diensten und Geschenken ihre heidnischen Gebieter bei Laune hielten. Aber die Herzogskrone schimmerte doch der Welt in die Augen — und sie klammerten sich an den elenden Rest ihrer Macht, wie es Fürsten thun, und die Crispi hier in Venedig und die drüben in Citadella an der Brenta waren auf die erlauchte Verwandtschaft stolz. Von alledem wußte ich freilich an jenem Nachmittag wenig, so gut wie nichts, der Herzogsname schlug mir, so hochfahrend und keck ich war, in die Glieder, und ehe ich noch Zeit gehabt hatte, mich ein wenig zu sammeln, waren sie durch den Klostergarten herangekommen, standen auf der Schwelle meiner Werkstatt, und sie, die Tochter des Herzogs von Naxos Tommaso Crispo, stand just dort, wo Ihr heute ihre Totenmaske seht! Durch die offen gebliebene Thür flutete ein Strom hellen Sonnenlichtes herein, und ich verneigte mich tief, doppelt geblendet vom Licht und von der Erscheinung, nicht der beiden Crispi, aber der jungen Herrin an ihrer Seite. Meine Augen waren damals nicht geschult, das Beste in dem edlen süßen Gesicht der schönen Madalena wahrzunehmen — doch den königlichen Wuchs ihrer Gestalt und die Schönheit ihrer Züge sah ich mit einem, mit dem ersten Blick, und ein innerer

Jubel, daß diese Holdseligkeit für eine Viertelstunde im Bereich meiner Augen sei, erfüllte mich. Der Senator nannte dem Herzog und seiner Tochter meinen Namen, der Inselfürst gönnte mir kaum einen Blick der harten, dunklen, stechenden Augen. Madonna Maddalena sah mich aus ihren lichtbraunen gütiger an, wandte sich aber zu dem Sarkophag und den Bildwerken an dessen beiden Langseiten. Sie wie ihr Vater und ihr Verwandter verrieten, daß sie gewohnt waren, viel und gut zu sehen, die junge Dame machte nur eine Bemerkung über eine meiner Najaden, bei der ich beschämt stand, daß sie augenblicklich das Rechte getroffen hatte. Und die Beschämung wirkte auf mich wie immer, sie weckte den Trotz in meiner Seele, ich hörte kaum darauf hin, was sie an mildem verständigem Lob meiner Erfindung und Kunst hinzufügte. Ich hatte eben eine Anwandlung verspürt, die Skizze zur Figur des Mädchens mit den Tauben, die vor mir auf der Drehscheibe stand, mit einem Tuche zu überdecken, ich wußte selbst nicht, woher mir die plötzliche Scheu kam, der Fürstentochter mein Stück Leben vor Augen zu stellen. Jetzt aber faßte mich der Trotz — und ich dachte grollend, wer seinen Fuß in eines Künstlers Werkstatt setze, müsse sich gefallen lassen, was ihm dieser Künstler aus der Wahrheit seiner Natur heraus darbiete. Und zugleich senkte ich meine heißen Blicke auf die schöne Gestalt, die dort zu meinem Marmor gebeugt stand. Ich suchte, wie ich gewohnt war, in den Falten ihres Sammetgewandes die Pracht ihrer jungen Glieder zu erhaschen, und fühlte selbst, daß in meinen Augen ein dunkles Feuer brannte. Plötzlich richtete sich die Prinzessin empor, sah flüchtig nach mir, und in ihrer Gebärde, ihrer leisen Bewegung war ein Etwas, als ob sie dichte schwere Hüllen um sich ziehe und mich zwinge, meinen Blick auf ihre reine Stirn zu heften und in die unergründlichen schönen Augen zu versenken. Zugleich trat sie an mein Wachsmodell heran, und statt sich, wie ich gemeint hatte, entrüstet oder verächtlich abzuwenden, betrachtete sie die Skizze mit der gleichen ruhigen Aufmerksamkeit wie vorhin die Basreliefs am Sarkophag ihres Verwandten. Eine leichte Wolke des Unmutes stieg von den schön geschwungenen Augenbrauen nach der Stirn herauf, um die Lippen zuckte es wie ein leises Bedauern, und schließlich sagte sie mehr zu ihrem Vater, dem die dreiste Fischerdirne nicht zu mißfallen schien, als zu mir: ‚Schade um das schöne Motiv, so wie es ist, wirkt es arm und flach!‘

Ich aber fand im ersten Aufwallen ob dieses Wortes die Sprache wieder und rief aus: ‚Eure Herrlichkeit mag mir vergeben, aber Ihr scheltet den Anfänger um eine Armut seiner Kunst, die auch der Meister nicht besiegt. Wir sind, wo wir wahr bleiben wollen, an das Leben des Leibes gebannt, und mich deucht, daß ich hier in einer Erscheinung und Bewegung ein Stück warmes Leben festgehalten und ausgedrückt habe.‘

‚Gewiß — gewiß — Marcantonio, und darum nannte ich das Motiv schön!‘ entgegnete Signora Maddalena ruhig und mit einer Stimme, die mich so seltsam berührte, daß ich meinte, einen Ton wie diesen noch nie gehört zu haben. ‚Wenn Ihr schon darstellen wollt, was wir hier sehen, warum muß es eine wilde, zuchtlose Dirne sein? Euer Bild würde anmutig und gewinnend wirken, wenn hier ein sittiges Mädchen stünde, deren Haltung und Gesicht süße Scham und einen leisen Schauer vor den Rätseln der Natur verkörperten!‘

Sie wandte sich hinweg — und kümmerte sich weder um den Widerspruch des Herzogs, der mir zunickte, als ob er sagen wollte, daß sich meine wackere Arbeit dem Verständnis einer Dame entziehe, noch um mich, der ohne einen Laut zur Seite seines Machwerkes stand. Das Lächeln der väterlichen Hoheit that mir nicht wohl und ich fühlte mich in meinem Sinne wie zu Boden geworfen. Hätte ich mich nicht vor den beiden Alten geschämt — ich hätte meine Figur wieder zum Wachs-

klumpen zusammengedrückt, denn ich sah mit einem Schlag die Gestalt vor meinen Augen, wie sie vor den ihren stand, und verächtlicher als das Fürstenkind maß ich meine derb lüsterne Dirne. Gleich einem Blitz war es in mich geschlagen, daß die lebendige Wirklichkeit ihrer Forderung viel mehr geglichen habe als meine Skizze, und ich stand beschämt wie ein Bettelbube, den man auf einem kleinen Betrug ertappt hat. Ob sie es merken mochte, daß ihr flüchtiges Wort stark auf mich gewirkt hatte, oder ob sie nur der Güte ihrer Natur folgte: sie trat auf meine Seite und redete für mich, als Herr Enrico Crispo mein Grabbild seines Großohms unverständig zu tadeln anhub. Und als der Herzog endlich ungeduldig wurde und gelangweilt gähnte — sprach sie mich vor dem Aufbruch noch einmal an und sagte: ‚Lebet wohl, Marcantonio! Ich danke Euch für das Schöne, was Ihr uns schauen ließet — ich hoffe mehr von Euch zu sehen, falls uns das Schicksal wieder einmal nach Venedig führt.‘

‚Ich hoffe, Ihr sollt Besseres von mir sehen und zum mindesten hören, Madonna!‘ erwiderte ich verwirrt, meiner Sinne kaum mehr mächtig. Und wie sie grüßend davonschritt, auf den Arm des Senators gestützt, wallte doch mein Künstlerblut, dessen ich mich eben geschämt hatte, wieder hoch auf, ich verschlang die stolze hohe Mädchengestalt im Hinweggehen mit trunkenen, entzückten Blicken und stand noch ihr sehnsuchtsvoll nachstarrend auf der Schwelle meiner Werkstatt, als meine Besucher schon längst hinter den Cypressen des Klostergartens verschwunden waren. Mein Hirn glühte wie im Fieber, und eine wilde Jagd von scham- und reuevollen, von verbitterten und höhnischen, von dunklen und verworrenen Gedanken tobte hindurch. Das Nächste war, daß ich das Wachsmodell mit ein paar Faustschlägen zusammenhieb und dann einen Versuch machte, die Figur nach ihren Gedanken neu aufzubauen. Ich hätte wahrlich eher mit meinen Füßen als mit den zitternden Händen zu schaffen vermögen, und als ich spürte, wie es um mich stand, rannte ich hinaus, den Sturm in mir ausrasen zu lassen. Das Eiland hier war mir zu eng, und ich hatte, als ich in eine Gondel sprang, einen Augenblick den wahnsinnigen Gedanken, die Prachtbarke des Hauses Crispi zu erreichen. Doch besann ich mich zu rechter Zeit, wer ich und wer die sei, der ich meinen Anblick aufdrängen wollte. Nachdem ich mich ratlos eine Stunde den Großen Kanal hatte auf und ab treiben lassen, befahl ich, zu Herrn Pietro Aretino zu fahren. Ihr könnt denken, Meister Andrea, daß ich, wie ich damals beschaffen war, mich im Hause des Aretiners heimisch gemacht hatte. Hätte ich Stärkung für meine freyle Weise bedurft, das Leben anzusehen, so würde ich sie bei Herrn Pietro gefunden haben — doch ich sagte Euch schon, daß ich keine bedurfte. Auch wußte ich wohl, als ich auf dem Wege zum Aretino war, daß ich ihm von allem, was ich heute erlebt und was mich jetzt in grimmigen Zwiespalt mit mir selbst brachte, nichts verraten dürfe, wenn ich nicht sein hellstes Hohngelächter wecken wollte. Aber ich hoffte, daß er, der in der ganzen Welt zu Hause war und jedes Bildes Kehrseite kannte, mich über den Herzog von Naxos und seine Prinzessin, über das wundersame Frauenbild belehren könnte, das mich so jäh in so dumpfes thörichtes Leid hineingestoßen hatte. Vielleicht meinte ich sogar an seiner Bosheit zu genesen — ich war so manches Mal, wo ich mit dem Leben nicht fertig zu werden wußte, wo mich eine dumme Ehrfurcht überkommen wollte, verzagt zu ihm gekommen und getröstet hinweggegangen. Was ich mir an diesem Abend auf seiner Terrasse unter den Granatbäumen holte, war freilich kein Trost. Er kannte die Crispi alle und den Inselfürsten Tommaso, den Jammerherzog, wie er ihn nannte, besser als die anderen. Das Blut des Hauses sei schon in Venedig nicht mehr rein und der Zweig auf den griechischen Inseln

vollends entartet. Die ganze Herzogsherrlichkeit hänge an der Laune eines türkischen Paschas, von der Höhe der Bestechungen ab, die der Bailo Venedigs und der Gesandte des Herzogs in Konstantinopel aufzuwenden vermöchten — und offenbar habe sich der Herzog von Naxos der Heimatstadt seines Geschlechtes und seiner Verwandten nur erinnert, weil es wieder einmal gelte, Opfer für den Fortbestand seiner Herrschaft zu beanspruchen. Herr Pietro fuhr noch in diesem Tone fort, als ich längst seine Erzählung nicht mehr hörte, sondern ihn ungeduldig wieder und wieder nach des Herzogs Tochter frug. ‚Ja so,‘ lachte er. ‚Hat Euch Madonna Maddalena in die Augen gestochen? Nun, sie ist eine Schönheit — obschon für meinen Geschmack um ein gut Teil zu klostermäßig. Mit all ihrer Heiligkeit ist sie für keinen Christenmenschen gewachsen, es fragt sich nur, welchem Türkenherrn sie zu teil wird — mit ihrem schönen Leib erkauft der Herzog von Naxos wohl noch einmal die Fortdauer seiner Fürstenherrschaft! Was schneidet Ihr für Gesichter, Marcantonio? Habt Ihr wirklich Feuer gefangen, so tretet so hoffnungslose Glut aus und stürzt Euch in die Arme einer anderen. Die rote Nettuna von der Fondamenta Nuova hat mich schon zwei- oder dreimal nach Euch gefragt!‘ Ich rannte schier ohne Abschied wieder aus dem Hause, und was hätte ich dem üppigen Spötter auch sagen sollen? Ich hatte an tausend Tagen seiner Art, das Leben anzusehen und in schlammiger Flut zu baden, kräftig zugestimmt — und ich wußte selbst nicht, was über mich gekommen war! Was konnte die gewaltsame Erschütterung und der plötzliche tiefe Ekel an mir selbst anderes sein als ein Fieber, ein Anfall von Wahnsinn, ein toller Traum, der vor dem nächsten Tagesgrau zerstiebte? Seit ich im kalten Herbstregen, ein altes Schaffell um die Schultern und mit einem Stück grober Polenta im Sack, an den Berghalden von Primolano die Ziegen gehütet hatte, war mir niemals so elend und trostlos zu Mute gewesen wie am Abend jenes Tages. Ich weiß nicht, wie ich nach der Rialtobrücke gekommen war. Ich weiß nur, daß ich mich todmüde auf eine der Stufen gerade über einen dalmatinischen Messerhändler niedersetzte, der am Tage hier seine Ware feilgeboten hatte und die milde Nacht im Freien verbrachte. Er merkte, so fest er schlief, daß er einen Genossen erhalten habe, fuhr einmal empor und klirrte wild mit den Griffen seiner Messer und Dolche, die ihm am Gürtel hingen, aber beruhigte sich alsbald wieder, nachdem er mich, was beim Mondlicht leicht genug war, scharf ins Auge gefaßt und als völlig ungefährlich befunden hatte. Was er sich auch denken mochte, er störte mich nicht wieder und sein Atemholen und gelegentliches Schnarchen gab einen wunderbaren Takt zu den wilden und trostlosen Gedanken ab, in denen ich schlaflos auf der Brückenstufe saß. Ich zersann mir das Hirn und sah nur immer wieder das eine Bild, daß eine weiße Hand das Thor zu einem Wundergarten, dessen Dasein ich nicht gekannt noch geahnt hatte, aufriß und nachdem sie meine Augen geblendet hatte, wieder jäh zuschlug. Meinte ich doch selbst ein höhnisches Lachen dabei zu hören, so wenig solch Lachen zu dem lichten Gesicht passen wollte, das ich in der Mondnacht fort und fort vor mir sah. Und erst nach bangen Stunden rang sich aus dem wirren Gewühl meiner schmerzlich ingrimmigen Gedanken der Vorsatz heraus, daß ich die Gruppe treu nach der Forderung von Maddalena Crispo ausführen und der Inselprinzessin zeigen wollte, daß ein Künstler, wenn er ein rechter ist, sich auch in ein Leben hinüberschwingen könnte, das ihm das Schicksal versagt hat.

Ich will Euch nicht erzählen, Meister Andrea, wie mir die nächsten Wochen und Monde verliefen. Ich würde lügen, wollte ich sagen, daß die Erschütterung der einen Stunde mein ganzes Leben umgewandelt hätte — erfuhr ich doch eben damals erst, wie tief mir meine Art, die Welt zu schauen und zu genießen, im Blute saß.

Es brauchte nur weniger Tage, und ich schwamm wieder auf den gewohnten Wegen, nur das freche Selbstgenügen wollte nicht wiederkehren. Ich nahm eine Bestellung auf eine dem Bade entsteigende Nymphe für den Dogen Grimani an und war fleißig beim Werke, sobald ich das Grabmal des Admirals vollendet hatte. Aber ich erwarb mit dem Marmor für diese zugleich ein prächtiges Stück für die Figur der jungen Fischerin, die ich wieder zu bilden begann. Und freilich war mir's, als hätte ich, seit ich in Maddalena Crispos Gesicht geblickt, neue Augen erhalten. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte jetzt Tag für Tag erkennen, daß ich an gar vielen Zügen und Formen blind vorübergegangen war, die ich nun mit einemmal sah. Wie einer von Dantes heidnischen Schatten, die unverwandt nach dem Paradies hinüberschauen, das ihnen nicht vergönnt ist, suchte ich mein Werk mit einem Hauch aus jener Welt zu beleben, der die Tochter des Herzogs von Naxos entstammte und angehörte. Und fest hatte ich mir vorgesetzt, daß, wenn meine Gruppe nur irgend geriet, wie sie es fordern durfte, daß sie das Werk besitzen sollte. Dabei gab ich nicht auf, Madonna Maddalena wiederzusehen; die ungezählten Stunden, in denen ich den Palast der Crispi umkreiste, brach ich, ohne es zu merken, den Freuden ab, die mich sonst nach der Arbeit in meiner Werkstatt gelabt hatten. Auch vermißte ich nichts dabei, ich fühlte Genügen, ja Glück, wenn es mir nach Tagen und Wochen gelang, sie im Thorbogen und auf den Stufen zum Kanal zu erblicken, wenn sie die Prachtgondel bestieg und sich zu den Festen begab, mit denen die meisten edlen Häuser den Fürsten von Naxos ehrten. Am Ende faßte ich mir hinter dem Rücken des Aretiners das Herz, in den Palazzo einzutreten, allerhand Bekanntschaft unter dem Dienerschwarm zu suchen und nun beinahe Tag für Tag zu wissen, wohin sich die erlauchte Familie begab. So gelang mir's, die schlanke Gestalt, das edle Gesicht der jungen Fürstin, das so tief ernst, fast trauervoll und dabei doch so leuchtend schön war, ein und das andere Mal wiederzusehen, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Sie dankte mir mit vornehmer Freundlichkeit, und es schien ihr nicht aufzufallen, daß ich öfter vor ihre Augen trat. Mir aber hinterließ jede solche Begegnung ein wunderbar dumpfes Gefühl — das Glück, ihre Holdseligkeit und Jugendblüte zu schauen, ging in Ingrimm unter, daß ich nach solcher Blüte meine begehrliche Hand nicht ausstrecken durfte; und daneben sah ich doch im Schimmer ihres Blickes ein Etwas, von dem ich nicht wußte, war's ein feiner Spott über meine innere Armut und meinen Bettlerdünkel, war's eine Lockung, eine Verheißung! Sicher ein Rätsel, dessen Lösung mich reizte und mich bei meinem hoffnungslosen Treiben festhielt. Ich glich einer Motte, Signor Andrea, aber einer Motte, welche die verzehrende Flamme umflattert und dennoch weiß, daß sie weder dem Lichtkreis entrinnen, noch sich hineinstürzen kann. Und bis heute weiß ich nicht, wie dies Treiben hätte enden sollen, wenn nicht sie, die die Ursache von alledem war, ihm selbst ein Ende bereitet hätte.

Denn wie ich eines Tages wieder in den Palast am Rio Margherita eingetreten war und mit einer Schnur guter Korallen in der Tasche ganz kecklich nach dem Gemach von Signora Irene Demetros, der griechischen Kammerfrau der Prinzessin, emporstieg, von der ich erfahren wollte, wohin heute die Gondel des Herzogs und ihrer Herrin fahre, that sich, ehe ich das Gemach der Griechin erreicht hatte, auf dem großen säulengetragenen Vorflur des Obergeschosses eine der Prachtthüren auf, und Madonna Maddalena trat mir, im Begriff, quer über den Flur zu gehen, unverhofft gegenüber. Es war ein Zufall, daß in dem ganzen großen Raum keine Diener zugegen waren, die Fürstentochter schien darüber wie über meine Gegenwart befrembet, ich hatte gerade noch Geistesgegenwart genug, mein Knie vor ihr zu

beugen und ein paar verworrene Worte zu stammeln, daß ich zur Frau Irene wollte, durch die ich eine Bitte an die Herrlichkeiten zu richten hätte. Sie winkte mir, mich zu erheben, und sagte dann mit ruhiger Würde:

‚Wozu bedarf es der Kammerfrau, wenn Ihr eine Bitte an meinen Vater oder mich habt, Marcantonio? Ihr seid ein freier Künstler, sobald Ihr Euch geziemend melden laßt, wird man Euch Gehör nicht versagen. Der Herzog ist im Dogenpalast, vielleicht kann ich Euch Antwort geben.‘

Sie entglitt durch die Thür, aus der sie herausgetreten war, ich starrte ihr bestürzt nach, aber noch ehe ich mich gesammelt hatte, trat eine ältere Dame heraus, ihre venetianische Aja, wie ich viel später erfuhr, die mit vollkommener Ruhe zuerst eine Glocke läutete, worauf drei, vier Diener die Treppe emporkamen. Sie wandte sich zuerst zu den Dienern: ‚Thut eure Pflicht, die Hoheit will Meister Marcantonio Primolano empfangen, öffnet die Thüren zum Audienzsaal,‘ und dann zu mir: ‚Wenn es Euch gefällig ist, Signor Marcantonio?‘ Sie schritt mir voran, die gescholtenen Thürhüter standen schon auf ihrem Platz und verneigten sich vor ihr wie vor mir bis zum Marmorpflaster des Flurs, ich trat in ein prächtiges Gemach, in dem ich Madonna Maddalena erblickte, die zwei junge Damen in ihrem eigenen Alter neben sich hatte. Jetzt erst verstand ich, daß ich die Fürstentochter nicht allein sprechen dürfe, obschon ich bis heute nicht weiß, ob die plötzliche Begegnung auf dem Flur des Palazzo Crispi nur der Gunst des Glückes oder einer ersten Regung geheimen Anteils an mir entstammte. Ich trug ehrerbietig die Bitte vor, daß der erlauchte Herzog und seine Tochter nochmals meine Werkstatt auf San Giorgio besuchen möchten. Wie ich hinzufügen wollte, daß ich die Gruppe der jungen Fischerin mit den Tauben nach dem Rate der Hoheit umgebildet habe, versagte mir die Zunge, denn bei den ersten Worten sah ich auf den Wangen der Herzogstochter Glut und Blässe im Kampf, und ihre Augen schienen mir plötzlich Schweigen zu gebieten. So schlang ich halb wieder hinab, was ich der schönen Herrin gern gesagt hätte. Die Prinzessin aber antwortete mit anmutiger Bewegung: ‚Ich danke Euch im Namen des Herzogs, meines Vaters, daß Ihr uns zu Eurer Werkstatt geladen habt. Ich weiß nicht, ob wir noch eine Stunde finden werden, unsere Galeere liegt zur Abfahrt nach den Ägäischen Inseln schon seit Tagen bereit. Seid jedoch gewiß, daß wir, wenn es irgend möglich ist, uns gern noch einmal an Eurer Kunst erquicken, und es bedauern werden, wenn andere Pflichten uns dieses Genusses berauben sollten.‘ Sie machte ein Zeichen, daß ich verabschiedet sei; die Aja geleitete mich zur Thür, deren Flügel sich wie von selbst öffneten. Ich taumelte über den Flur hinweg, die große Treppe hinab und aus dem Palast Crispi hinaus und sah nichts, nichts als den Blick, den mir Madonna Maddalena zuletzt gegönnt hatte. Ein Blick voll tiefer Güte, voll reiner tröstlicher Teilnahme, wie ihn der Erlöser der Ehebrecherin gegönnt haben muß, ein Blick, der mir verriet, wie gut sie wußte, daß all meine guten und schlimmen Gedanken bei ihr verweilt hatten. Als ich mich selbst wieder zurechtfand, war ich gewiß, daß sie meine Bitte erfüllen würde, und mit Fieberhast räumte ich, nach San Giorgio zurückgekommen, meine Werkstatt auf und ließ des Tags wohl hundertmal einen prüfenden Blick über die Figur meiner Fischerin gleiten, ob sie nun magdlich und süß bewußtlos genug erscheine.

Ich hatte mir den milden Strahl aus den Augensternen Maddalena Crispos recht gedeutet: am zweiten Tage nach meinem Besuch kam in aller Frühe ein Hausbeamter des Herzogs von Naxos, ein gelblicher, hagerer, langnasiger Grieche, dessen spitzbübisches Antlitz ich zu meinem Leid nicht nur diesmal schauen sollte, und kündigte mir den Besuch der Herrlichkeiten für den Nachmittag an. Ich konnte

nichts thun, als meinen demütigen Dank vermelden zu lassen, und nachher die Minuten zählen, in deren jeder das Bild der Fürstentochter vor mir stand und ich mich zum tausendstenmal frug, warum wohl dies fremde Licht in mein Leben gefallen sei.

Sie kamen wie verheißen und sahen das fertige Grabmal ihres Verwandten, meine begonnene Nymphe und die Figur der Fischerin im Modell und soweit sie im Marmor fertig stand; sie lobten die Vollendung, die ich dem Grabmal inzwischen gegeben hatte. Als aber Vater und Tochter vor der Gruppe standen, blitzte ein häßliches Lachen um den Mund des Herzogs, er maß langsam meine Arbeit, warf einen schnellen, halbscheuen Blick auf Madonna Maddalena und einen höhnischen auf mich und rief dann wegwerfend: ‚Schade, Marcantonio, Ihr habt das hübsche Bild durch Eure Änderung verdorben!‘ Es überlief mich heiß, daß ich ehrerbietig schweigen mußte, die Prinzessin jedoch, welche fortfuhr die Gruppe zu betrachten, ließ sich durch den Ton Seiner Herrlichkeit nicht beirren und sagte: ‚Ich fasse es anders auf, mir ist Euer Werk erst erquicklich geworden, wie es jetzt steht. Ich sollte meinen, Ihr hättet bei diesem Anlaß erfahren, daß die reinsten und zartesten Motive in der Kunst eine geheime Gewalt haben, die alle falsche Stärke und alles Scheinfeuer überwindet."

Sie sprach es mit einem Ton in der Stimme, der mich seltsam ergriff, der kalt und fast hochmütig klang und in dem sie doch einen inneren Anteil barg. Solange es ihr Vater noch zuließ, verweilte sie vor meinem Bildwerke, und ihre Augen senkten sich immer aufs neue auf die Stirn und die Züge des süß verschämten Mädchens herab, dessen kindliches Antlitz ein Spiegel ihres eigenen edlen Gesichtes war. Als Tommaso Crispo dann plötzlich aufbrach und eine kostbare Gemme zum Siegelring in meine Hand legte, blieb sie hinter ihm zurück, und über die Schulter des Herzogs hinweg gönnte sie mir wiederum einen Blick, der Ermutigung und Trost, ja, eine Verheißung in meine Seele goß, während sie selbst sich von mir in einer Weise verabschiedete, als geschehe es auf Nimmerwiedersehen.

‚Habt Dank, Meister Marcantonio,‘ hörte ich sie sagen. ‚Nein, nein, wehrt den Meisternamen nicht ab. Bis ich Euch wiedersehe, wenn es je geschieht, werden Jahre und Jahrzehnte vergehen, und bis dahin wird Euch längst die ganze Welt Meister nennen. Ihr seid auf dem besten Wege, wenn Ihr festhalten könnt, was Ihr in den letzten Wochen gefühlt und erkannt habt.‘ Ihr Vater fügte noch ein paar Worte hinzu, die huldvoll klingen sollten und aus denen ich doch erriet, daß nur sie es gewesen, die ihn zu diesem zweiten Besuch in meiner Werkstatt bestimmt hatte. Wiederum sah ich sie durch die Thür meiner Bretterhütte, durch den Klostergarten entschweben, das dunkelgrüne Sammetgewand und der Schleier von dunklen Spitzen blieben noch vor meinen Augen, als ich ihr Gesicht schon längst nicht mehr erblickte. Ich mußte im Wahn gestanden haben, sie werde sich noch einmal nach mir umwenden, denn als dies nicht geschah und endlich auch die Gestalt entschwand, warf ich mich wie ein Unsinniger auf den Boden meiner Werkstatt nieder, verbarg mein Gesicht in den Händen und fühlte, wie mir heiße, schwere Thränen zwischen den Fingern herabquollen. Als ich wieder zu mir selbst kam, erschrak ich über die Heftigkeit meiner dunklen Leidenschaft; was wollte, was träumte, was begehrte ich? wohin trieb mich die Empfindung, die Herr über mich geworden war? Es war im Grunde lächerlich genug, daß ein schönes Weib, die zu hoch, zu fern für mein Verlangen stand, mich zwang, zu ihr wie zu einer Heiligen aufzuschauen, es war noch lächerlicher, daß ich der nachschluchzte, die ich nicht das Herz hatte zu umfangen, an mich zu reißen, und doch konnte ich nicht lachen! Ich blieb im Bann einer unerklärlichen Macht und mußte mich treiben lassen wie einer, der wider Wissen

und Willen auf die Wogen geraten ist. Meine alten Genossen, die mich blasser, unlustiger und täglich verschlossener fanden, zeigten mir mit Blick und Gebärde, wie thöricht es ihnen erschien, aber sie blieben stumm, nachdem sie ein- oder zweimal gemerkt hatten, daß ich weder Scherz noch Hohn über mein geheimes Leid ertrug. Zum sicheren Zeichen, daß mir die Schönheit und Reinheit der Prinzessin von Naxos nicht nur die Sinne, sondern auch die Seele gerührt hatten, konnte ich wenigstens schaffen, arbeiten wie in meinen mutigeren Tagen, und vor allem trieb mich's, die Fischerin mit den Tauben zu vollenden. Ich hatte mir geschworen, daß dies Bildwerk, das durch den Hauch ihres Wesens sein Leben erhalten hatte, ihr auch gehören sollte. Obschon ich mir nicht verhehlte, daß das Geschenk eines armen Künstlers an die Fürstentochter leicht schroff und herrisch zurückgewiesen werden konnte, lebte doch eine geheime Zuversicht in mir, daß dies nicht geschehen, ja, daß meine Schenkung eine Brücke zur Wiederbegegnung mit der Holdseligen werden könnte, deren Züge ich zu jeder Stunde vor mir sah und deren Stimme ich wievielmal im Traum hörte, um dann in heftiger Sehnsucht nach dem verhallten Laute zu erwachen.

So gingen Monate, ging ein Jahr hin, Meister Palladio, und ich war nicht mehr der Alte und doch der alte Marcantonio! Ihr werdet nicht meinen, daß ich mich besser zum Heiligen geschickt haben würde als bis dahin, wahrlich nicht, aber das Licht, das plötzlich auf meinen Weg und mein Bild von der Welt gefallen war, verlosch so wenig mehr als die geheime Hoffnung, Madonna Maddalena wiederzusehen. Bei männiglich zog ich Kunde über den Stand der Dinge im Osten ein und wußte bald für gewiß, daß die Regierung der Republik nicht daran denke, den Herrengeschlechtern auf den griechischen Inseln ihre morschen Kronen zu erhalten, sobald eine ernste Gefahr eintrete. Die Signori im Dogenpalast zögerten, selbst für den eigenen Besitz das Schwert zu ziehen, und die Gebieter auf den Inseln, die schon lange Vasallen der Türken waren, konnten sich jeden Tag in armselige Flüchtlinge verwandeln. Der Himmel weiß, was ich mir dabei dachte, wenn ich solchen Ausgang für mich wünschenswert hielt! So sehr war ich auf ihn gefaßt, daß ich, als eines Morgens die Botschaft kam, ich sollte im Palast der Crispi vor dem Senator erscheinen, ich mich des Wahns nicht erwehren konnte, dort dem gestürzten Herzog und seiner Tochter gegenüberzutreten. Als ich aber dem Herrn des Palastes meine Verbeugung gemacht hatte, erfuhr ich alsbald, daß der Fürstenthron von Naxos noch stehe, und vernahm eine Botschaft von dem Eiland, die mir das Blut dreifach schneller durch die Adern trieb. Im Auftrag seines erlauchten Vetters meldete mir der Senator, daß die Marmorgruppe, die ich mit einer Galeere von Venedig an Ihre Herrlichkeit die Prinzessin gesendet hatte, glücklich angelangt sei, daß der Herzog ihr gestattet habe, das unverlangte Kunstwerk anzunehmen, mich zu gelegener Zeit dafür zu belohnen hoffe und mir einstweilen eine goldene Kette überreichen lasse, ein Geschenk, das alsbald in meine Hand gegeben wurde. Meine Sendung habe dem Herzog den Gedanken nahegelegt, ob ich mich wohl entschließen möchte, ein oder zwei Jahre nach dem Archipel zu kommen, um in der Erlöserkirche seiner Hauptstadt auf Naxos ein Denkmal für die früheren Fürsten seines Geschlechts zu schaffen, auch seine Gärten mit einigen Bildwerken zu schmükken. Ich sei jung, ohne Haus und Familie, soviel er wisse ohne große Aufträge, mir werde vielleicht gut thun, ein Stück Welt zu sehen, und er verheiße mir, daß ich nicht ohne Ruhm und Gold nach Italien zurückkehren solle. Der Senator fügte von sich aus hinzu, daß er zwar kaum begreife, woher sein fürstlicher Vetter der Herzog in der schweren Bedrängnis dieser Zeiten die Lust und den Mut nehme, sich mit Kunstwerken und Künstlern zu umgeben, daß er aber eben dar-

aus schließen müsse, daß der Herzog, entgegen der allgemeinen Annahme, keinen Krieg und keinen Umsturz seiner Herrschaft besorge. Ob ich Lust habe, nach Naxos und den griechischen Inseln zu gehen, müsse er völlig mir überlassen, er glaube, wenn er an meiner Stelle stehe, daß ihn das Abenteuer locken werde. Er gab mir für meine Antwort zehn Tage Zeit, da es so lange daure, bis das nächste Staatsschiff nach Kandia, dem Archipel und Cypern auslaufe. Für den Fall ich mich entschlösse, dem Rufe des Herzogs zu folgen, riet er mir, mich rechtzeitig bei ihm zu melden, damit er mir einen Platz auf einer dieser Galeeren zu sichern vermöge. Und damit entließ er mich, ohne mir den Brief des Herzogs vorzuweisen, und ein Lächeln, das mir nicht gefiel, stahl sich in Herrn Enricos Bart hinein; kurz, ich ging mit dem Gefühl davon, daß ich nicht alles wisse und daß der Senator etwas verberge oder mutmaße, das die kälteste Überlegung fordere. Doch wann hat Überlegung in einem fiebernden Hirn Raum, wann hält sie einer Einbildung stand, die sich aus einem Nichts hundert und aber hundert glückliche Bilder schafft! Ich meinte hinter dem Antrag des Herzogs die lockende Hand der schönen Herrin zu sehen, die mich zu sich winkte. Wohl hätte ich die Frage thun sollen, ob ich nicht ein eitler Thor sei, ob die Huld der Prinzessin für mich irgend etwas mit meinen heißen wilden Wünschen gemein habe, doch wer thut solche Frage, wenn er das erste Drittel des Lebens kaum hinter sich hat, wenn ihn eine dunkle Hoffnung treibt? Ich schwieg gegen jedermann und täuschte mich selbst, indem ich den Antrag des Herzogs von Naxos tagelang nach allen Seiten erwog. Im Grunde wußte ich, daß die Entscheidung schon in der Stunde gefallen sei, in der ich aus dem Palazzo Crispi herauseilte und vor meinen Blicken ein Wundereiland mit Gärten und Lauben und Grotten aufstieg, in denen manche Träume Leben werden mochten. Zur festgesetzten Stunde trat ich vor Herrn Enrico und überreichte ihm meinen Brief an den Herzog von Naxos, in dem ich seinem Rufe zu folgen verhieß, und einen Monat später hatte ich das Wenige, das ich besaß, der frommen Obhut meiner Nachbarn, der Klosterbrüder, vertraut und sah im Morgengrauen eines Sommertages von der großen Galeere, die drüben am Lido hinfuhr, für lange Zeit, wer konnte es wissen vielleicht zum letztenmal, zurück auf Venedig. Erst wie Giovanni Morosini, der das Schiff befehligte, bei Malomocco hinaus nach Ost steuern ließ, ward mir zu Mut wie einem Spieler, dem die Hand zu zittern beginnt, wenn die Würfel im Becher schon geschüttelt sind! Er schließt die Augen, um ihren Fall nicht zu sehen, just wie ich mich jetzt gegen die leidenschaftlichen Wallungen zu wehren versuchte, die mich an Bord der Galeere und aufs Meer getrieben hatten.

Ihr müßtet den Tag heranwachen, so ich Euch erzählen wollte, was alles auf der langen Meerfahrt und bis zur Landung auf Naxos in mir wühlte. Die gepreßte Enge des Schiffsraumes und die endlose Weite der blauen See waren das rechte Bild meines Zustandes, ich fühlte mich beklommen und gefesselt und schwelgte zugleich in ungemessenen Hoffnungen und farbigen Träumen. Und je näher wir dem Ziel kamen, um so wilder und ungeduldiger wurde mein Erwarten, ich schritt ruhelos über die Planken des Decks und sah die ersten Inseln, die zum Herzogtum des Crispo gehörten, heraufdämmern und vorübergleiten. Wir ließen Santorin, Polykandro hinter uns, durchfuhren die Meerenge zwischen Paros und Naxos und warfen im Hafen der Hauptstadt dem Kastell gegenüber Anker. Morosini hatte nur mich, die Briefe an den Herzog, mancherlei Stoffe und Geräte, die in Venedig bestellt waren, auszuschiffen; er schickte ein Boot und seinen Schiffsmeister ans Land, um sein Kommen anzumelden und nach den Befehlen Seiner Herrlichkeit fragen zu lassen. Bis die Antwort des Inselherrn zurückkam, durfte ich nicht ans Land und rüttelte

nacheinander an allen Seilen des Tauwerks, als ob ich mit ihnen an Bord gebunden wäre. Die fremde neue Welt lag vor mir, und statt mich blindlings auf Glück und Verderben in sie hineinstürzen zu können, mußte ich gepeinigt an ihrer Schwelle harren. Abergläubisch wie ich war, schien mir dies ein schlimmes Vorzeichen. Und als nach Stunden der kurze Bescheid kam, daß sich Marcantonio Primolano im Palast des Herzogs vorstellen solle, wußte ich nicht, war es die Gluthitze des inzwischen heraufgestiegenen Mittags, war es die Wirkung des müßigen Wartens, daß ich einen dumpfen Druck über mir fühlte. Wie durch einen Nebel sah ich, ans Ufer gelangt, die fremdartige Stadt, das Gewühl am Hafen, die schönen blitzenden Augen und hageren Gestalten der Inselgriechen, die schwarzbraunen Gesichter der Levantiner und Türken, die Frauen mit den lang über den Rücken herabfallenden Zöpfen, die halbnackten Leiber der Mohren; deutlich erkannte ich nur eines, das Raubvogelgesicht des Haushofmeisters des Herzogs Tommaso, das ich schon in Venedig erblickt hatte. Herr Gemisthos wies mir die blanken Zähne und sagte, daß er Auftrag habe, mich vor seinen Gebieter zu geleiten; dabei prüften seine kalten unergründlich schwarzen Augen meine Züge, die mehr von meiner Erregung verrieten, als ich kundgeben wollte. Da wir über den Platz gingen, der das Kastell von Naxos vom Sommerschloß des Fürsten trennte, nahm mein halbgeblendetes Auge ein Schreckensschauspiel wahr. Nicht hundert Schritte von der Prachttreppe, die zum Wohnsitz des Herzogs hinaufführte, sah ich einen Pfahl eingerammt und an diesem einen Unglücklichen, in dessen Körper eben die letzten Zuckungen des Lebens erloschen. Ich konnte einen Laut des Entsetzens nicht unterdrücken — der Haushofmeister aber lächelte freundlich und erläuterte mir, daß der am Pfahle ein Schelm gewesen sei, der den Herzog an den Pascha von Smyrna verraten und für böses Gewerbe bösen Lohn geerntet habe. Mir aber rann mitten in der Sommerhitze ein eisiger Frost durch die Adern, und ich folgte meinem Führer gesenkteren Hauptes, als ich gewohnt war. So trat ich vor den fürstlichen Kunstfreund, der mich gerufen hatte, ungewiß über den Empfang, den ich finden würde. Und obschon mir der Herzog einen lautschallenden Gruß entgegenrief, gnädig seine Hand zum Kuß reichte, mir eine gute Werkstatt verhieß und lächelnd hinzufügte, die Hauptsachen meiner Kunst, schönen Marmor und schlanke Mädchen zum Modell, würde ich auf seiner Insel nicht vermissen, obschon er hundert heitere Fragen nach Venedig that, so spürte ich doch augenblicks, daß der erlauchte Herr in all seiner scheinbaren Offenheit irgend einen schlimmen Rückhalt berge, daß ihm mein Kommen eher ein Verdruß als erfreulich sei, und die schwüle Stickluft in seinem Prachtzimmer, in dem er mich empfangen hatte, umfing mich mehr und mehr. Erst als er mir schließlich befahl, auch der Prinzessin Maddalena, seiner Tochter, meine Aufwartung zu machen, die mir noch den Dank für mein prächtiges Geschenk schulde, und wiederum Herrn Gemisthos herzurief, der mich zu Ihrer Herrlichkeit geleiten sollte, stand wieder eines der Bilder vor mir, mit denen ich Sinne und Seele während der Meerfahrt gewiegt hatte. ‚Ihr werdet Madonna Maddalena in den Gärten finden, ich habe ihr soeben Eure Ankunft melden lassen, und Ihr mögt ihr sagen, daß ich Euch schon morgen in Thätigkeit setzen will. Eure Wohnung und Eure Werkstatt sollen Euch noch heut angewiesen werden; du wirst selbst für Meister Marcantonio Sorge tragen, Gemisthos! Und wir heißen Euch in unserem kleinen Reich nochmals willkommen!‘ So verheißungsvoll das alles klang, so war ich doch gewohnt, meinem Auge mehr als meinem Ohr zu trauen, und selbst dies Ohr hörte aus den gnädigen Worten Seiner Herrlichkeit heraus, daß irgend etwas den hohen Herrn störe und bedrücke. Doch war ich entlassen, ich verbeugte mich

und folgte zum anderenmal Herrn Gemisthos Kanakaris, der halb unterwürfig, halb frech an meiner Seite ging und mir die Herrlichkeiten des Palastes und die Gärten seines Gebieters pries. Aber mein Auge lechzte nur einem Bild entgegen, und die Gärten des Herzogs mit der Sicht auf das blaue Ägäische Meer galten in dieser Stunde mir nichts.

Unerwartet plötzlich stand sie, um derentwillen ich gekommen war, vor mir, doch war es kein Licht, das mir mit ihrem Erscheinen aufging, sondern ein Wetterstrahl, der mich beinahe zu Boden warf. Der Wonneschauer, der mich beim Wiedersehen ihrer Schönheit ergriff, verflog, als ich die Wolke auf ihrer Stirn, den schmerzlich zürnenden Mund fast im gleichen Augenblick wahrnahm, als sie, ihre Frauen hinter sich, vor mir auftauchte. Die Stimme, nach deren Ton ich so sehnsüchtig verlangt hatte, klang nicht klar und mild, wie meine Seele sie noch hörte, sondern gepreßt und verhalten grollend, als sie mir entgegenrief: ‚Man meldet mir Eure Ankunft, Marcantonio, und weil es mein Vater befiehlt, heiße ich Euch willkommen. Ich wüßte Euch jedoch lieber in Venedig als hier — ja, ich müßte Euch für einen frevelnden Thoren halten, wenn Ihr meinen Brief nur halb verstanden und dennoch die Fahrt gewagt hättet. Ich freilich hätte bedenken sollen, daß Ihr besser lebendige Züge als tote Buchstaben zu lesen versteht.‘ Ich unterbrach sie und stammelte bestürzt: ‚Euer Schreiben, Madonna? Nie ist mir die Ehre geworden, einen Zug Eurer Hand zu erblicken!‘ Ich war erblaßt und sah die fürstliche Jungfrau erblassen. Sie las es in meinem Gesicht und aus meiner Haltung, daß ich Wahrheit sprach, und an die Stelle der zürnenden Mienen trat ein Ausdruck tiefen Mitleides und einer Erregung, die ich nicht verstand. Sie schien etwas sagen zu wollen, was sie nach einem Blick auf den Haushofmeister zurückhielt. Und nach einigem Besinnen brachte sie mühsam hervor: ‚Vielleicht wäre es noch immer das Beste, Ihr schifftet Euch auf der ersten Galeere wieder ein, die über unsere Insel nach Italien oder auch nur nach Kandia zurückgeht. Der Herzog wird Euch Urlaub geben — wenn Ihr ihn begehrt. Hier ist ein Boden, auf dem eher alles gedeiht als gute Kunst und eines Menschen Glück. Da Ihr im guten Glauben gekommen seid — so muß man für Euch Sorge tragen, aber geht — geht wieder, sobald Ihr es vermögt, Marcantonio!‘ Und die Prinzessin eilte durch den gleichen Säulengang hinweg, durch den ich eben dahergekommen war, und ich stand im heißen Sonnenschein neben dem Griechen, der vor dem zürnenden Gesicht der königlichen Maddalena dei Crispi seine schwarzen Augen gesenkt hatte und jetzt wieder mit höhnischem Lächeln zu mir aufschaute: ‚So es Euch beliebt, Meister Primolano, wollen wir Euch Wohnung und Werkstatt anweisen.‘

Ihr werdet leicht ermessen, Meister Andrea, daß mich so rätselvoll-unerwarteter Empfang unter allen Umständen erschüttern mußte, aber unter den obwaltenden ward er für mich zu viel. Die Anstrengung der Seereise, die Sommerglut, die wilde Erwartung, mit der ich das Land begrüßt und betreten hatte, die ersten jäh wechselnden Eindrücke und nun die dunkle drohende Ungewißheit, vor die ich mich gestellt sah, eine dumpfe Furcht — dies alles brach meine Kraft und ich glühte schon im Fieber, als ich mich noch trotzig aufrecht hielt, mir von Herrn Kanakaris die für mich bestimmten Gemächer und einen kühlen Saal zeigen ließ, der mir zur Werkstatt dienen sollte. Ich forderte Eiswasser und Früchte, vermochte von dem Mahl, das man mir auftrug, keinen Bissen über meine Lippen zu bringen — und als ich mich nach ein paar schlimmen Stunden mit unerträglichem Kopfweh auf ein Ruhebett warf, stand ich nicht so bald wieder auf, als ich gemeint hatte. Ein Nervenfieber der heftigsten Art durchraste mein Blut, beraubte mich jedes Willens und Bewußtseins. Es erhielt mir das Leben, daß die Prinzessin vor Einbruch der Nacht noch eine ihrer

Kammerfrauen zu mir sandte, um zu sehen, ob ich wohl untergebracht sei. Die beiden Diener, die mir Herr Gemisthos zugewiesen hatte, waren davongegangen, als sie mich krank und hilflos zusammenbrechen sahen, ich merkte erst nach Wochen, daß sie mir eine kleine Summe und ein paar Kostbarkeiten aus meinem Mantelsack entwendet hatten.

Drei Wochen verstrichen, bevor ich wieder zu mir selbst kam und mich zu besinnen anfing, daß ich nicht in Venedig, nicht auf den Bergen meiner Heimat, sondern auf Naxos sei, daß mein Lager in dem umschatteten Gemach neben meiner noch leeren Werkstatt stehe und daß fremde Gesichter, die ich nie zuvor gesehen hatte, auf mich herabsahen. Es währte dann noch Wochen, bevor ich länger als Viertelstunden Herr meiner Sinne war und zwischen Träumen und Erlebnissen klar unterschied. Im Traum hatte ich in den ersten Tagen meiner Genesung den Herzog und seine Tochter an meinem Lager stehen zu sehen gewähnt und Tommaso Crispo sprechen hören: ‚Ihr habt Unglück, Maddalena. Um Euretwillen habe ich diesen Mann kommen lassen und hoffte Euch damit den Gehorsam, den ich von Euch begehren muß, zu erleichtern, und jetzt möchte ich um Euretwillen wünschen, daß er nicht wieder aufstünde.‘ Und dann war mir's gewesen, als hätte das bleiche Gesicht des Mädchens sich vorwurfsvoll, beinahe drohend gegen das ihres Vaters gewandt und voll bekümmerter Besorgnis auf mich geblickt. Das aber war kein Traum, daß ich wachend die junge italienische Zofe Isotta auf einem Schemel neben meinem Bett fand, daß sie mir auf meine Bitte einen labenden Trunk reichte und dann zu mir sagte: ‚Ich bin Eure Landsmännin, Meister Marcantonio — Isotta Longhi aus Castelfranco. Ich soll Euch pflegen, bis Ihr für Euch selbst stehen mögt — und ich muß Euch bitten, daß Ihr Euch bezwingt, so oft ich nicht neben Euch sein kann — und aus niemandes Hand Speise und Trank nehmt als aus meiner oder aus der unserer Herrin selbst! Hört es wohl, aus niemandes Hand, selbst kein Wasser.‘ Und wie sie gesprochen, kam mir wieder zum Bewußtsein, was ich in den ersten Stunden auf dem fremden Eiland erlebt hatte. Aber ich spürte auch, daß ich genesen sei, spürte es an dem Zorn, der in mir aufwallte, an der Kraft, mit der ich mich aufrichtete und der kleinen Landsmännin in ihr klares Auge schaute. Ich dankte ihr für die Warnung, aber sagte ihr auch, daß ich mehr wissen müsse, wenn ihr Wort mir fruchten sollte. Sie schüttelte den Kopf und gab zögernd zurück, daß sie nichts wisse, als was ihr Prinzessin Maddalena befohlen und vertraut habe. Sie wiederholte den Zuruf der Herzogstochter: ‚Ihr hättet nicht kommen dürfen!‘ Und wie ich dann versuchte, von ihrer Herrin zu sprechen, brach sie in heftiges Weinen aus und rief einmal um das andere: ‚Die Arme! die Unselige!‘ — bis sie an meinem Zurücksinken in die Kissen und meinen ohnmächtig geschlossenen Augen merkte, was sie angerichtet. Von Stund an aber mochte ich fragen, drängen, beschwören, soviel ich wollte — die braune Isotta setzte trotzig die Zähne auf die Unterlippe und schwieg — schwieg oder mahnte höchstens ungeduldig: ‚Haltet Euch ruhig, Signor da Primolano, und macht, daß Ihr gesund werdet!‘ Die Herzogstochter aber, die in diesen Tagen ab und zu einige Minuten an meinem Bett erschien, sprach zwar kein ungeduldiges Wort, aber ihr Auge ruhte halb mit Mitleid, halb mit Vorwurf auf mir, und ich merkte wohl, daß sie absichtlich niemals allein, sondern stets mit ihren Frauen kam. Sie erteilte selbst ihre Weisungen an Isotta in romäischer Sprache, ich konnte das Geheimnis, das mich umgab, nicht ergründen und ich ertrug es leichter, weil mein Entschluß gefaßt war, sobald es der Arzt mir erlaubte, mein Lager zu verlassen und erst in meiner leeren sonnumschienenen Werkstatt und dann in dem Säulengang davor mich der Sommerluft und des Duftes der fürstlichen Gärten zu erfreuen; und als meine

Pflegerin ihren Platz auf Stunden verließ, zählte ich zusammen, was ich besaß und dem schurkisch schlauen Haushofmeister für ein erklärendes Wort bieten konnte. Ich traute mir die Schärfe des Auges und der Ohren wieder zu, daß ich Wahrheit und Lüge selbst in seinem Munde unterscheiden könnte, und als Herr Gemisthos Kanakaris mit seiner unterwürfigen Verneigung und dem lächelnden Spitzbubengesicht wieder vor mir stand, hielt ich ihm eine Hand voll Goldmünzen unter die begehrlich funkelnden Augen und sagte ihm: ‚Dies ist Euer, wenn Ihr mir klare und glaubliche Antwort auf zwei Fragen gebt, Herr Gemisthos! Warum hat mich Seine Herrlichkeit der erlauchte Herzog hierher gerufen und warum ist's ihm leid, daß ich gekommen bin und er hätte seine Heiligen gelobt, wenn ich dem Fieber erlegen wäre?‘ Der Grieche sah mich listig mißtrauisch, meine Goldstücke aber gierig an und versuchte mit hundert Beteuerungen, daß Herzog Tommaso ein Beschützer der Kunst sei und schon in Venedig im Palast Crispi zu meinem Ruhme gesprochen habe, meinen festen Fragen zu entrinnen. Wie er merkte, daß das nicht möglich war, rief er einmal ums andere: ‚Wer sagt Euch, daß sich der Herzog Eurer nicht freue — was seht Ihr für Gespenster, Meister Marcantonio?‘ Ich hielt mein Geld fest in der Hand und blieb taub bei all seinem Wortschwall. Da fing er an heiser zu reden und räumte ein, daß der Herzog an Bilder und Bildwerke nicht gedacht habe — daß keine Zeit dazu sei, daß bei der hohen Pforte in Stambul längst die Absicht bestehe, das christliche Herzogtum des Archipelagus zum großen Reich des Sultans zu schlagen. Der Herzog sei verzweifelt und opfere alle Schätze seines Hauses, um sich Krone und Land zu erhalten, immer schwerer werde der Druck, immer ungestümer die Forderung aller, die er sich günstig erhalten müsse. Am Ende habe der Smyrna-Pascha, ein Anatolier von niedriger Herkunft, der ehedem Leibbarbier des Großherrn gewesen sei, die schöne Tochter Seiner Herrlichkeit, Prinzessin Maddalena, für sein Harem begehrt. Der Herzog habe vor Wut und Furcht geschäumt, habe sich verschworen, dem frechen Sklaven die stolzeste Antwort zu erteilen, und dann doch verraten, daß ihn die Umstände zwingen könnten, jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen. Er habe dem Pascha von Smyrna einen Brief geschrieben, in dem er ihn vertröstet und viele Gegenforderungen erhoben habe. Am Tage nachher wäre mein Bildwerk für Madonna Maddalena eingetroffen, der Herzog habe sich meiner erinnert, mit seiner Tochter viel von mir gesprochen und mit der nächsten venetianischen Galeere, die Naxos anlief, die Einladung an mich gerichtet, mit meiner Kunst zu ihm zu kommen. Das sei die Wahrheit, die er mit tausend Eiden bekräftigen könne. Ich hörte seine Geschichte an, schloß meine Hand fest um die Goldstücke und fragte ruhig: ‚Was wollt Ihr mit Eurer Erzählung sagen? Meint Ihr, mir einzubilden, daß der Herzog mich zum Schutz der Prinzessin wider den Pascha Barbier gerufen habe? Heraus mit der Wahrheit, wenn Ihr nicht mit leerer Tasche davongehen wollt, wie Ihr gekommen seid.‘ Der Hausmeister besann sich, sah mich mit einem unergründlichen Blick an, von dem ich nicht wußte, war er höhnisch, war er böse oder um Erbarmen bittend, und dann raunte er mir zu! ‚Kennt Ihr die Geschichten im Buch der Richter, Meister? Ehe Jephta seine Tochter zum Opfer brachte, ließ er ihr zwei Monate Freiheit auf den Bergen! Vielleicht hat die Herrlichkeit des Herzogs gedacht wie der jüdische Richter, vielleicht hat er gewußt, daß Madonna Maddalena Euch gern sieht, und hat gemeint — was weiß ich, Signor Marcantonio? Der Herzog war voller Freuden und guter Laune, als ihm gemeldet ward, daß Ihr kämet.‘ Ich fiel dem Leisesprecher, der scheu um sich sah, kräftig ins Wort: ‚Und nun ist er's nicht mehr — und warum nicht?‘ Gemisthos Kanakaris öffnete und schloß die dünnen Lip-

pen zwei-, dreimal, umklammerte mit seinen knöchernen Fingern die Hand, in der ich das Geld hielt, und sagte: ‚Ihr fordert zuviel, Meister Marcantonio, ich bin nicht des Herzogs Geheimschreiber. Die es wissen können, -sagen, daß seitdem Sultan Suleiman die Prinzessin für sich selbst begehrt habe und daß der Herzog sie für den allgewaltigen Großherrn ängstlicher hüten müsse als für dessen Sklaven, den Dschem von Smyrna. Ich danke Euch, Herr — und Ihr werdet schweigen, wenn nicht um meinetwillen, doch um Euretwillen!‘ Ich ließ mir, halb geblendet von dem unheimlichen Licht, das da vor mir aufzuckte, halb willig entreißen, was für ihn bestimmt war. Ich hatte ihn gut verstanden und wußte auch, daß er wenigstens in der Hauptsache Wahrheit geredet hatte! Und so viel hundertmal ich's wohlgefällig nachgesprochen hatte, daß der Mensch ruchlos und die Welt ein Ungeheuer sei, so gerann mir doch das Blut in den Adern, als ich das Ungeheuer die Tatzen solchergestalt nach mir ausstrecken sah. Ich sah mit einemmal jedes Rätsel gelöst — und nur eines blieb Geheimnis, wie viel sie, um derentwillen ich gekommen war und die mich einzig hier kümmerte, von dem wußte, was auf dieser Insel, an diesem Hofe vorgegangen war und noch vorging. Etwas mußte sie wissen, wenn ich anders die Sorgfalt, mit der sie durch ihre Zofe Isotta in meiner Krankheit über mich gewacht hatte, richtig deutete. Ich atmete schwer beklommen, wenn ich mir vorstellte, daß sie alles wisse oder auch nur ahnte, was der geldgierige Gemisthos, der mit würdevollem Schritt nach dem Hauptbau des Schlosses zurückwandelte, mir verraten, verschwiegen und im Verschweigen doch gesagt hatte! Dem Lästerer in Venedig, Herrn Peter Aretino, bat ich in dem Augenblick ab, daß ich um des Herzogs von Naxos willen seiner Lästerzunge je widerredet hatte. Das Schlimmste, was er ihm nachgesagt, wurde von der Niedrigkeit und dem Greuel dieser Menschenlarve, die sich einen Fürsten nannte, weit übertroffen.

So dachte ich damals, Meister Andrea, und viel milder denke ich auch heute nicht, obschon ich seitdem leider reichlich erfahren habe, was die Großen thun, um von einer vermeinten Höhe nicht herabzusteigen und das jämmerlichste Restchen von Macht festzuhalten. Ihr werdet fühlen, welchen Sturm mir die erkaufte Wahrheit im Sinn und im Blut erregte. Ich will gar nicht leugnen, daß sich mit einemmal die Kluft zu füllen, fast zu schließen begann, die ich bis dahin zwischen dem Fürstenkinde und mir gesehen hatte — mit dem türkischen Leibbarbier, und wenn er zehnmal ein mächtiger Pascha geworden war, meinte ich in die Schranken treten zu können. Und mir war's, als sei mir die Jungfrau, das Weib Maddalena näher gerückt, als hätte ich ein Recht erhalten, sie mit heißer Sehnsucht zu begehren! Und doch wußte ich zugleich, daß die Prinzessin, soviel an ihr war, mein Kommen abzuwehren versucht hatte, und blitzschnell folgte die Einsicht, daß sie sich nur spröder und stolzer in den Mantel ihrer jungfräulichen Unnahbarkeit, ihrer Heiligkeit hüllen könne, der frevlen Wallung, die mich übermannte. Ich fragte wohl höhnisch, wie sich diese heilige Reinheit im Frauengemach des türkischen Großherrn ausnehmen würde, aber mir ward dabei nicht besser und hoffnungsreicher zu Mute. Vor mir schwankte Vergangenes und Künftiges auf und nieder, sicher war nur eins, daß ich auf jede Gefahr hier bleiben und selbst dem Wunsche der Prinzessin trotzen wollte. Ich wartete nicht erst ab, daß sie nach mir Genesenem sehen würde, sondern ließ mich am folgenden Morgen bei Herzog Tommaso melden, der mir mit lächelndem Mund, aber bösem Blick zu meiner Genesung Glück wünschte, und bat um meine Aufträge. Er nannte mir ein halb Dutzend Namen griechischer Göttinnen, mit denen er seine Gärten zieren wollte, und verhieß mir, daß ich alsbald die Marmorblöcke zu den Arbeiten in mein Gartenhaus geliefert erhalten solle. Er entließ mich mit der Mahnung, mich um

nichs anderes zu bekümmern, als um meine Kunst, und ich verstand wohl, daß die Mahnung eine Warnung und Drohung in sich einschloß. Doch ich achtete dessen nicht, obschon ich wußte, daß er mit seiner grausamen Härte wohl verdiente, ein Vasall der Türken zu sein. Mich kümmerte jetzt nichts als seine Tochter, und in meinen wachen Träumen wandelte sich das schimmernde stille Meer, auf das ich aus dem Garten hinblickte, zur dunklen tobenden Flut, über die ich die schöne Maddalena auf den Armen dahintrug. Was ich der Flut entreißen würde, durfte ich doch wohl auch an mich reißen? Ich spürte, daß mir das Blut wieder heißer durch die Adern rann, daß sich brennendes Verlangen an ihre Schönheit und Holdseligkeit heftete, und doch, Meister Andrea, war es anders und ich ein anderer als ehedem! Fühlte ich doch auch, daß ich, um die Reine und Edle vor dem schnöden Schicksal zu retten, das ihr drohte, selbst auf den Preis Verzicht leisten könnte, den mir die glühende Einbildung vor Augen stellte, gelobte ich mir doch, mein Leben für nichts anzuschlagen, wenn es ihrem Dienst gelte. Nur in feiger Flucht sie ihren schlimmen Gestirnen überlassen wollte ich nicht, und auf ein Eingreifen des Himmels vertrauen konnte ich nicht mehr!

Ich sehe Euch lächeln, und Ihr habt recht: solche Opferfähigkeit der Jugend gleicht zuletzt doch dem Vesuv, er trägt Reben und Rosen, aber im Grund bleibt er Glut und nichts als Glut. Ich hoffte schon an diesem Tage Madonna Maddalena wiederzusehen, aber nur Jsotta, meine Pflegerin, kam und sah, daß ich in meiner Werkstatt stand, Pergament an der Wand aufgespannt hatte und mit roter Kreide Figuren umriß, wie sie der Herzog begehrte. Ich lechzte natürlich nach dem Anblick der schönen Herrin, um derentwillen ich hier war, sie ließ mich jedoch noch bis gegen Abend des zweiten Tages harren und betrat vom Garten aus meine Werkstatt erst, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich schon bei meiner Arbeit sei. Als sie eintrat, gönnte sie mir zwar ein ernstes Lächeln als Glückwunsch zu meiner Genesung, aber ich las gleichwohl von ihrer Stirn und aus ihren Augen, daß sie mir zürne. Sie warf auch kaum zum Schein einen Blick auf meine Zeichnungen und die prächtigen Marmorblöcke, die man inzwischen in den Raum geschleppt hatte. Sie wandte sich vielmehr zu mir und sagte: ‚Da Euch Gott in der Krankheit glücklich bewahrt hat, was versucht Ihr ihn ferner, Marcantonio? Ihr seid hier nicht an Eurem Platz, Ihr seid Eurer Zukunft und vielleicht noch jemand schuldig zu gehen, solange Ihr noch gehen könnt. Der Herzog, mein Vater, giebt Euch Arbeit, weil er Euch einmal gerufen hat, doch er wird Euch um der Arbeit willen nicht halten.‘ Ich hörte, was sie sprach, und gab ihr durch Zeichen und halbe Worte zu verstehen, daß ich ihr nicht antworten könne, da ich nicht wisse, ob sie ihrer Begleitung sicher sei. Sie sah sich nach den Frauen und Mädchen, die hinter ihr standen, gar nicht um, und entgegnete ruhig: ‚Um diese kümmert Euch nicht, sie sind sämtlich Griechinnen dieser Insel, keine spricht und versteht Toskanisch. Redet immerhin, wenn Ihr etwas zu sagen habt.‘ So fand ich mich schroff vor die offene Entscheidung gestellt und versetzte ohne Zögern: ‚Ich will nicht gehen — nicht von Euch gehen, Madonna! Wißt Ihr es nicht, wie ich zu Euch emporblicke? was ich Euch danke? — ich weiß es! Ihr habt mich über den Staub erhoben, in dem ich hinkroch —‘ Sie fiel mir hastig ins Wort: ‚Jeder erhebt sich nur aus eigener Kraft. Hab ich die Eure erweckt, Marcantonio, so wird es mich auf immer freuen! Aber so weh es mir thut — jetzt und hier bin ich ohnmächtig, Euch ferner zu nützen. Ich sage Euch noch einmal, daß wir uns hier Eurer Kunst nicht erfreuen können. Wir haben kein Recht mehr, eines wackeren Landsmannes Geschick an das unsere zu fesseln.‘ Die Prinzessin versuchte, mich dabei ruhig und selbst heiter anzublicken, mir aber entging der Schatten von düste-

rer Fassung und Trauer nicht, der sich über ihr schönes Gesicht breitete; ich rief ihr zu: ‚Eine Gunst, die erbeten wird, ist keine Fessel — ich bitte Euch, mir zu gönnen, daß ich in Eurer Nähe bleibe. Mir deucht, Ihr könntet eines Landsmannes, der Euch bis zum Tode ergeben ist, wohl bedürfen.‘ Sie richtete den schönen Kopf, den sie leicht geneigt hatte, hoch empor, und aus ihren Augen traf mich ein Blitz königlichen Stolzes: ‚Wessen vermeßt Ihr Euch, Antonio Primolano?‘ Ich aber wallte auf und sagte trotzig: ‚Auch wer hoch im Licht wandelt, kann wohl eine Stunde erleben, in der ihm Auge und Arm, Herz und Blut des Dunkelgeborenen viel gelten.‘ Da wandelte sich ihr flammender Blick in einen lichten, mild bedauernden, und leiser, gemessener als seither sagte sie: ‚Ihr seid ein Thor, Marcantonio. Wenn Ihr nur etwas von meinem Leben erfuhrt, nur entfernt ahnt, was mir das Schicksal auferlegt hat, so müßtet Ihr auch fühlen, daß uns aus solcher Nacht nur der eigene Wille, unser innerster Sinn, und ein Strahl von oben herausführen kann. Ich danke Euch dennoch — und hoffe, daß Ihr bald völlig genesen werdet.‘

Sie ging mit ihren Begleiterinnen hinweg, meine Augen folgten ihr durch die Schattengänge des Gartens. Sie hatte mich schließlich nicht nochmals gehen geheißen und ich war zum Bleiben fester als je entschlossen, komme was wolle!

Von diesem Abend an vergingen wohl sieben Wochen, in denen ich die Fürstentochter beinahe täglich sah und sprach, ohne daß wiederum ein Wort solcher Art gewechselt wurde, wie wir sie zwischen den Fenstern und der Gartenpforte meiner Werkstatt ausgetauscht hatten. Maddalena kam bald auf einige Augenblicke, bald erschien sie auf längere Zeit, ein paarmal im Geleit ihres erlauchten Vaters, öfter mit ihrer griechischen Kammerfrau und der kleinen Isotta, immer aber schlossen die Stunde oder die Minuten, die sie mir gönnte, mein eigentliches Leben auf jenem Eiland ein. Ich war thätig, ich mußte es wohl sein, denn Herzog Tommaso überwachte die Fortschritte meiner Arbeit wie mich selbst mit Argwohn, und ich blieb in dieser wunderlichen Welt einsam genug, um schließlich bei meinem Marmor Zuflucht vor allen Gedanken und Träumen zu suchen. Aber Ihr versteht, daß ich nicht mit ganzer Seele und allen Sinnen bei den Figuren der Daphne und der Chloris war, daß ich Tag und Nacht an eine andere Zukunft als die meine dachte, und doch die eigenen heißen Wünsche und verworrenen Hoffnungen mit dem Geschick der anderen verknüpfte. Umgekehrt schien es bei Madonna Maddalena zu sein. Von ihren Lippen fiel kein Wort, das dem Leid ihres Daseins galt, kein Laut der bitteren Sorge, der Furcht, die ich doch in ihren Augen und aus ihren müden Schritten las. Wie könnte ich Euch schildern, was ich in jenen reichen und doch so düsteren Wochen erlebte und gewann! Im flüchtigsten Wort wie im längeren Zwiegespräch, zu dem es an einigen Tagen kam, erschloß mir die Herzogstochter die Tiefe ihrer großen Seele und erfüllte mich mit brennender Scham, wie rauh und roh ich durchs Leben getaumelt sei. Schlicht und absichtslos klangen aus dem Munde des schönen Mädchens ergreifende Worte, die mir Offenbarungen wurden. Sie lehrte mich fühlen, daß die Kraft ohne Milde und die Leidenschaft ohne innere Reinheit, und alles Menschensein ohne ein leuchtend Trostgestirn nichts frommen könne. Ich meine, daß sie gläubig war, wie es die Kirche von uns fordert, doch wies sie mich nicht an die Heiligen und fragte nichts nach meinem Glauben. Ich galt ihr als ein Mensch, der es wert war, sich über den dumpfen Drang seiner Sinne zu erheben, ich hatte ihr gezeigt, daß ich es wollte und vermochte, und sie blieb genug Weib, es mir zu gute zu rechnen, daß jede edle Regung in mir ein Abglanz ihrer Schönheit und ihres hohen Sinnes war.

Ob sie ahnte oder erriet, was daneben in mir vorging, daß ich in schlummer-

losen Nächten und in hundert einsamen Stunden ihre Gestalt schaute und mich in heißem Verlangen nach ihrem Reiz verzehrte, ich habe es nie ergründet. Ihr wißt, Palladio, daß wir nicht viel mehr vermögen, als unser Blut zu beschwichtigen und zu beherrschen — daß es aber in den Adern weiterrollt und sein Recht will. Und eine Stimme, von der ich nicht wußte, ob sie aus meinem Blut oder aus meiner Seele drang, schrie in jedem unbewachten Augenblick auf, die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen und die Vergötterte einer traurig schmachvollen Zukunft zu entreißen. Und doch, wenn ich sie wieder erblickte und ihre Stimme an mein Ohr klang, so fand ich nicht den Mut, sie mit meinem Ungestüm und meinem wilden Schmerz zu erschrecken, so stand ich betroffen, beschämt vor ihrer stillen Sicherheit und ließ meine Besorgnis wie mein leidenschaftliches Verlangen einschläfern. Durch alle die Wochen hindurch wagte ich einmal ein drängendes Wort, als ich eines Tages, von der Teilnahme der Sorge, welche die Prinzessin für mich und meine Zukunft zeigte, überwältigt wurde und ihr zurief: ‚Ihr möchtet mich auf den Schwingen Eurer Güte zum Ziel tragen, Herrin, aber Ihr — wollt Ihr vergessen oder auf Euch nehmen, was Euch droht?‘ Da war's einen Augenblick, als ob sie die Maske gebieterischen Stolzes über die schönen Züge legen wollte, aber sie besann sich alsbald eines Besseren, lächelte und sagte ruhig: ‚Laßt uns dennoch von allem sprechen, was Ihr daheim thun und schaffen sollt, Marcantonio. Gönnt mir die Freude zu denken, daß Ihr die Via Sacra des Ruhmes emporschreiten werdet. Was mich anlangt, so wißt, wer nicht unwürdig empfindet, dem kann Schweres, doch niemals Unwürdiges geschehen.‘ Und dann fuhr sie fort, von meinen Künstlerträumen und künftigen Bildnerthaten zu reden, in ihrem Auge spiegelten sich lockende, schimmernde Fernen, in ihrer Stimme war ein Ton, der mich durchschauerte. Ich war jung, ich wußte nicht, daß die Totgeweihten, die des Lebens Kümmernisse hinter sich haben, sprechen, wie Madonna Maddalena damals zu mir sprach. Ich begann zu wähnen, ich sei von Gemisthos Kanakaris belogen und betrogen, der Teufel mochte wissen zu welchem Zweck, und die Herzogstochter fühle sich in unnahbarer Fürstlichkeit hoch über mir und allem Drang niederen Lebens. Nur die Augen des Herzogs, die mich bei jeder Begegnung mit einem Blitz des Mißtrauens oder tückischen Hohnes streiften, die Späher, die ich auf meinen Wegen vor allem dann merkte, wenn ich einmal den Umkreis des Schloßhofes und der Gärten verließ und meine Schritte nach der Stadt und ihrem Hafen lenkte, warfen mich in die dumpfe Bangnis zurück, die Gemisthos Kanakaris in mir erweckt hatte. Es war ein Unglück, daß ich nicht Romäisch verstand und schon darum halb wie ein Gefangener auf der Insel lebte.

Gegen Ende des zweiten Monats nach meiner Genesung geschah es zum erstenmal, daß eine Woche verstrich, in der ich weder den Herzog noch die Prinzessin sah. Ich würde leidenschaftliche Unruhe empfunden haben, auch wenn keine schlimme Kunde mich aufgeschreckt hätte. Am Ausbleiben Maddalenas ermaß ich, was mein Leben hier ohne sie sei. Aber zum Überfluß zeigte sich nach wenigen Tagen des Herzogs Haushofmeister wieder einmal an der Pforte meiner Werkstatt. Er kam nur, um mir zu sagen, daß am vergangenen Tage ein Tschausch, ein besonderer Bote des Großherrn von Stambul, mit Briefen für den Herzog gekommen sei; aus dem heftigen Spiel seiner Hände mochte ich erraten, was er sonst wußte oder vermutete. Und wieder zwei Tage später huschte zu mir, der mit innerer Pein und gramvoll in einem der schattigen Gänge auf und ab schritt, die allesamt auf die große Terrasse hoch über dem Meere ausliefen, meine Landsmännin Isotta heran und vertraute mir schluchzend, daß Madonna Maddalena nach einer langen und heftigen Unterredung mit dem Herzog, ihrem Vater, ihren Entschluß er-

klärt habe, in den strengen Orden der Karmeliterinnen in Venedig oder Rom einzutreten. Sie begriff nicht recht, was eigentlich vorgehe, sie wußte jedoch, daß Herzog Tommaso seine Tochter, die vor ihm kniete, an den Schultern gefaßt, sie emporgerissen und sie angeherrscht habe, ob sie ihres Vaters Leben und Krone und das Dasein des christlichen Volkes retten wollte, dessen Fürsten die Crispi seit dreihundert Jahren gewesen seien, oder ob sie sein Haupt auf dem silbernen Becken vor der hohen Pforte zu sehen begehrte? Wohl war's ein eitles Unterfangen, daß ich die schluchzende Kleine zu beruhigen und zu trösten suchte, mir selbst durchrüttelte wilde Trostlosigkeit die Glieder. Ich erfaßte jetzt mit einemmal klar den Zusammenhang des Furchtbaren, was hier vorging, verstand alles, alles, nur das eine nicht, warum Madonna Maddalena nicht früher an Widerstand gedacht, jeden Gedanken an Flucht und Rettung von sich gewiesen habe. Ich zersann mein Hirn tief in die Nacht hinein an der dunklen Frage und begann sie im Morgengrau wieder nach allen Seiten zu wenden, Antwort fand ich so wenig, wie einen klaren Entschluß, was nun zu thun sei.

Ich hegte keinen Gedanken an mich selbst, weilte mit Sinn und Seele bei der bedrohten Fürstentochter, für die ich glühte und zur Stelle mein Leben gewagt hätte — und doch war's vielleicht eine Regung des eigenen Ich, die mich in der Frühe wieder nach der Terrasse über dem Meere trieb. Ich wollte sehen, wie man an den Fuß der Felsen, auf denen sie lag, gelangen könnte, ich hatte wahrgenommen, daß Fischerbarken dort unten anlegten. Da mich das Meer wie eine Mauer umfing, war es natürlich, nach irgend einer Pforte zu spähen, durch die sich entrinnen ließe. Und allerhand wirre Bilder von einer Flucht zu zweien oder mehreren flatterten durch mein schmerzendes Hirn, wie ich aus der Wölbung der taufeuchten Riesenlorbeeren hervor mich über die Steinbrüstung der Terrasse beugte und die Felswand hinab zum Ufer und auf die leise heranwogende Flut sah. Der Morgen ging mit kühlem Ostwind auf, die blaßroten Wolken über dem weiten Meereskreis begannen sich purpurn zu färben und ich stand halb in ratloser Bekümmernis und halb in der Zuversicht, die der neue Tag in unserer Seele weckt. Da klang ein Gruß an mein Ohr, den ich kaum mehr zu vernehmen gehofft hatte, am wenigsten heute und hier. Madonna Maddalena war denselben Laubgang herabgekommen, von dessen Ende ich auf die See und in den Morgen hinausstarrte. Sie schien allein, ich bemerkte nicht, daß ihre Zofe Isotta und eine griechische Kammerfrau Maddalenas in einem Seitengange zurückgeblieben waren. Ich fühlte beim Anblick der Prinzessin eine gewaltsame Erschütterung, das unverhoffte Glück sie zu sehen ging im Leid unter, wie ich sie sehen mußte. Kein Blutschimmer in dem edlen Antlitz, die schönen Augen tief in den Höhlen liegend, ein Ausdruck in allen Zügen, den ich mir nicht zu deuten wußte, und von dem ich erst spät, viel zu spät begriffen habe, daß er der Ausdruck derer sei, welche die Erde überwunden haben. Madonna Maddalena blieb wenige Schritte vor mir stehen und sprach mich an: ‚Ich wünsche Euch einen gesegneten Tag, Marcantonio, Ihr habt ungewöhnlich früh Eure Werkstatt verlassen!‘ Ich fand nur eine gestammelte Frage zur Antwort: ‚Und Ihr, Herrin, ist es für Euch nicht auch zu früh?‘ Die Prinzessin versetzte ruhig: ‚Ich wünschte die Sonne aufgehen zu sehen,‘ und ich konnte am Ton ihrer Worte merken, daß sie erriet, was in mir tobte, und jeden gewaltsamen Ausbruch hindern und mich beschwichtigen wollte. Nach allem aber, was gestern am Abend und in schlafloser Nacht auf mich eingedrungen war, hatte ihre Stimme und ihre überirdische Ruhe die alte Macht über mich verloren. ‚Ihr schaut bleich und leidvoll in die Welt, und ich weiß es warum. Wollt Ihr auch in der Stunde der Not Eure Seele umhüllen? Ich weiß, daß Euer blühendes Leben schnöde bedroht ist, daß der Herzog

Tommaso sein eigen Fleisch und Blut opfern will!' rief ich aufwallend. Maddalena trat mir um einen Schritt näher und unterbrach mich bebend: ‚Sprecht nicht von meinem Vater! Ihr wißt nichts von ihm, von seiner Bedrängnis. Ihr versteht es nicht, daß ein Fürst, auch ein machtloser und kleiner, den Verlust des Thrones mit dem Tode gleich achtet! Wär's nicht ein Wahn, daß meine Aufopferung unsere Unterthanen und die Herrschaft unseres Hauses im Archipel retten würde, ich müßte mich fragen, ob nicht der Gehorsam und die Selbstüberwindung so weit zu reichen hätte — selbst so weit!' Sie schloß die Augen und lehnte sich, wie von einem Schauer geschüttelt, an die Brüstung, ich zwang mit letzter Kraft die Regung nieder, ihre Knie zu umfassen, und blieb in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stehen, aber fuhr leidenschaftlich auf: ‚Ihr frevelt an Euch und wider den Himmel, Herrin!' Sie schaute mich aus den großen Augen fast geisterhaft an: ‚Was meint Ihr, Marcantonio? was wißt Ihr? Habt Ihr die Tiefen der Pflicht ergründet, wie die des Schönen? Doch beruhigt Euch, ich weiß, daß das höchste, schmerzlichste Opfer ein vergebliches sein, meinem Vater doch die Krone dieses Inselherzogtums nicht retten würde.' Ich aber ließ mich nicht mehr beschwichtigen und rief grollend: ‚Und wenn Ihr Eurem Hause zehn Kronen auf ein Jahrtausend erhalten könntet, Ihr dürftet Euch nicht in solche Schmach stürzen!' Wieder fiel ein prüfender Blick auf mich, wieder sagte sie stockend: ‚Ihr wißt nichts, Ihr täuscht Euch über die Dinge, wie über mich,' und dann versuchte sie zu lächeln, aber dies Lächeln war so müde, so traurig, daß meine letzte Zurückhaltung schwand, und in wilder Erregung stürmte alles hervor, was ich wußte und zu wissen wähnte. Sie hörte mich stumm, wie in sich selbst zurückgescheucht an und schauderte, wie viel von dem, was sie tief in der eigenen stolzen Seele verschlossen hatte, offenkundig vor den Blicken des Fremden lag. Als ich aber zuletzt rief: ‚Zieht Ihr es nicht vor, Herrin, Euch durch die Flucht dem trostlosen Geschick zu entziehen? Wollt Ihr der Spielball so schnöder Staatskunst bleiben oder wirklich unter den tausend Frauen des Sultans Soliman enden? Gebietet über mich, und wenn Ihr mir nur halb so vertraut, wie ich's verdiene, so will ich Euch als Euer getreuer Diener überall hin, in jede Gefahr folgen!' Sie machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung: ‚Sprecht nicht weiter, Marcanton! Mein Vater hat Späher, auch wo er keine hinsendet. Euer guter Wille könnte mich vor dem nicht retten, wovon Ihr mich bedroht glaubt, und Euch jammervoll verderben. Auch belügt Ihr Euch und mich. Ihr würdet schwerlich lange der Diener bleiben wollen.' Ich fühlte, wie heiße Scham mein Gesicht rötete, und blickte von ihr hinweg aufs Meer hinaus, gewann aber doch alsbald den Mut zu einem offenen Wort: ‚Wenn es so käme, was thäte es Euch? Es wäre Euch ein Leichtes, den Diener, dem Ihr nicht mehr sein wollt als die angebetete Herrin, von Euch zu weisen. Und dann — seid Ihr denn so heilig oder so herb, daß Ihr an das Glück nicht glaubt, das Menschen sich geben können? Hat in Eurer Welt die irdische Liebe niemals ein Recht?' Durch ihr bleiches Gesicht ging ein Ausdruck schmerzlicher Rührung, in ihren Augen sah ich Thränen, aber leise sagte sie: ‚Ihr seid ein Thor, Marcantonio, doch ein Thor voll edlen Willens. Wehe Euch, wenn ich Eure Thorheit teilte — ich sänne Euch ein Opfer an, das ich Euch niemals bezahlen könnte. Begreift Ihr nicht, daß ich den Hauch des Glückes und jedes Gedeihen von Euren Wegen scheuchen würde? Ihr mögt den Herzog von Naxos für gar machtlos halten, und Ihr habt recht, der Himmel läßt es geschehen, daß der Gebieter seine Tochter vor den Forderungen seiner Gebieter nicht mehr schützen kann. Wißt jedoch, daß selbst dem Gestürzten noch Macht genug bleiben würde, seinen Ingrimm und seine Rache an dem

zu sättigen, der ihm die letzte Hoffnung raubte. Wenn Gott den Stab zerbricht, auf den der Herzog sich stützen will, so dürft Ihr keinen Anteil daran haben. Und liebte ich Euch, Marcantonio, so müßte ich Euch erst recht hinwegscheuchen, weit, weit, wohin kein Schatten meines dunklen Loses fallen kann. Ich hätte selbstsüchtig schon zu lange gezögert und zu viel zu Euch gesprochen.‘

Sie verhüllte ihr Haupt und floh in den Baumgang zurück, ihre Kammerfrau, die ich jetzt erst bemerkte, kam ihr entgegen und fing die Schwankende in ihren Armen auf. Ich wollte ihr nachstürzen, aber mit gebieterisch erhobener Hand scheuchte sie mich zurück, und indem sie im Seitengang des Gartens verschwand, fühlte ich, wie meine Sinne vergingen. Aus ihren letzten Worten war ein Strahl geblitzt, der mich blendete und dann um so tiefer die Nacht des Daseins empfinden ließ. Ich durfte nicht zweifeln, daß meine Leidenschaft, die aus heißen Wünschen erwachsen und dennoch selbstlos und hingebend geworden war, ihr Herz berührt hatte. Aber eine Hoffnung weckte der Strahl nicht, und das Weh der Macht- und Ratlosigkeit lag bergeschwer über mir. Bis heute zittert in mir die dumpfe Trostlosigkeit, die erdrückende Glut jenes Tages nach, ich sehe mich stundenlang ohne Rast wie ohne Rat durch die Gärten des Lustschlosses streifen, stundenlang von verworrenen Gedanken und unmöglichen Plänen gequält, wie tot auf der Reisstrohmatte zu Füßen meiner halbfertigen Figuren liegen, und so oft ich's sehe, überkommt mich das nie erstorbene Leid.

Am Nachmittag dieses unseligen Tages trat Gemisthos Kanakaris in meine Werkstatt und beschied mich für den Abend in die Festsäle Seiner Herrlichkeit des Herzogs. Da ich trübselig verwundert aufschaute, er auch wissen mochte, daß mir sein Fürst vor wenigen Tagen eine Summe zur Bestreitung meiner Bedürfnisse hatte auszahlen lassen, mochte er wähnen, daß ich seine Erzählungen wiederum mit Gold aufwiegen würde. Er vertraute mir zuerst, daß das Fest an diesem Abend das letzte sei, dem die Prinzessin Maddalena beiwohne, und fügte mit leiserer Stimme hinzu: ‚Es ist entschieden, die junge Herrlichkeit hat sich gefügt, in einigen Tagen wird sie dem Sultansboten übergeben, der sie auf unserer Galeere nach Chios geleitet, wo eines der Prachtschiffe des Großherrn ihrer harrt. Sie hat endlich eingesehen, daß es sein muß und daß es dem erlauchten Herzog gegen die Türken nichts helfen kann, wenn sie sich im schwarzen Karmeliterinnenschleier lebendig begräbt.‘ Und als ich noch immer gleichgültig vor mich hinstarrte, sagte er: ‚Ihr werdet schon alles wissen, Meister Primolano. Die Prinzessin hat sich's ja bedungen, während der letzten Tage ganz frei zu sein. Heute abend wird keiner fehlen, der am Hofe erscheinen darf, sie nochmals zu sehen und sich ihr zu empfehlen. Wer kann voraussehen, ob sie nicht in Stambul die Gebieterin des Großherrn wird?‘ Ich ermaß die Tiefe meines hilflosen Jammers an der Ruhe, mit der ich das freche Geschwätz des gelbhäutigen Schelmes anhörte. Wie er hinweg war, hätte ich freilich den Kopf an dem großen grünlichen Marmorblock zerschmettern mögen, der mir frech im Wege stand, und umschritt ihn doch sorgsam, denn ich mußte Madonna Maddalena ja am Abend sehen. Ich glaubte nicht, daß sie zum Opfer ihrer selbst bereit sei, ich hatte ja jedes Wort, das sie am Morgen zu mir gesprochen, im Gedächtnis, ich meinte gewiß zu sein, daß der Haushofmeister lüge, und fuhr fort, fiebernd Möglichkeiten zu ersinnen, die alle, alle unmöglich waren.

Sicher habt Ihr auch schon erfahren, Meister Andrea, daß es den Menschen hart ankommen, zur Marter werden kann, ein festliches Kleid anzulegen. Zu welcher Marter, lernte ich kennen, als die Sonne jenes Tages tiefer nach West sank. Am Ende der Qual schritt ich aber doch im besten Gewand, das ich von Venedig mitgebracht, nach dem vorderen Schloß, dem an diesem Abend aus den Neben-

bauten wie von der Stadt her mehrere Hundert prunkvoll geschmückte Menschen zuströmten. Ich hatte an dem Abend weder Augen für Marmorwände und Fußböden, noch für Bilder und Teppiche, ich ging den Herzog zu begrüßen, dessen Blick kälter und lauernder als je an mir herab- und wieder emporglitt. Ich hatte schon beim Eintritt wahrgenommen, daß die Prinzessin noch nicht zugegen sei, und all die fremden Menschen, die Hofdiener des Herzogs, die Hauptleute seiner kandiotischen Leibwache, die Primaten der Stadt waren trotz ihrer Köpfe und prächtigen Gestalten heute selbst dem Bildner gleichgültig, und nur einer, den ich beständig in der Nähe des Herzogs wahrnahm, zog mein Auge wieder und wieder auf sich, der Tschausch Sultan Solimans, ein greiser Türke mit dunklem Gesicht und weißem Bart, der mit ruhigem Ernst und mit sichtlicher Geringschätzung des festlichen Gewühles gleich mir auf das Erscheinen Maddalena dei Crispis zu harren schien. Mir stockte der Herzschlag, wenn ich bedachte, daß einer von uns beiden der Betrogene sein mußte — einer von uns — und warum nicht ich? Ich eilte, um Atem zu schöpfen, durch die offenstehenden Thüren auf die offene Galerie, die sich vor den drei Prunksälen des Schlosses hinzog. Sie hing hoch über dem Spiegel des Innenhafens, dessen letzte Wellen drunten die Pforten des Sommerschlosses netzten. Tief unter dem steinernen Gang dunkelte schon die Flut, draußen auf der See glänzten die Lichter von ein paar Fischerbarken, am Horizont sogen große, dunkelviolette Wolken mit goldenen Rändern den letzten Rest des Abendlichtes auf. Der zauberhafte Anblick nahm mich eine Minute gefangen, doch schon hörte ich hinter mir in den Sälen eine rauschende Bewegung — ich wußte, daß die Prinzessin eingetreten sein mußte. Ich eilte ihr unter vielen anderen entgegen, wie andere begrüßte sie mich mit einer leichten Neigung des Hauptes. Sie trug ein weißes Gewand und eine kleine Krone von Perlen, ihr Antlitz konnte an reiner Blässe mit beiden wetteifern. Ich fühlte, daß es nicht schicklich sei, mich dauernd in ihre Nähe zu drängen, aber ich lag im Bann des Augenblicks, ich folgte ihren Schritten; ich erriet mehr als daß ich verstand, daß die Prinzessin von den sie umdrängenden Männern und Frauen Abschied nahm, ich hörte immer und immer wieder das Wort Chios aus ihrem Munde, und ein tiefes Grauen durchkältete die Glut, die mir Leib und Seele befing. Vor Jahren hatte mir der gelehrte Molza in Modena, der meiner Unwissenheit abzuhelfen trachtete, viel von den Römern und Puniern erzählt, jetzt zuckte die Erinnerung in mir herauf, daß die Karthager, wenn sie ihrem Moloch opfern wollten, die Kinder dazu auch nicht mit dürren Worten gefordert hatten. Madonna Maddalena reiste nach Chios! — und schwieg von dem, was dahinter lag; der schuftige Haushofmeister des Herzogs sollte doch recht behalten, und alles, alles, was die fürstliche Jungfrau mir von der ersten Stunde bis diesen Morgen gesagt, womit sie mich bezwungen und mein Leben umgewandelt hatte, waren Worte im Wind, klingelnde Schellen gewesen! Der Schmerz, den ich um ihr Geschick und um meine Ohnmacht gefühlt hatte, wurde plötzlich von schamvoller Erbitterung überwältigt. Das Verhängnis auf unseren Häuptern lenkte eben jetzt die Augen Maddalenas auf mich und ließ sie wahrnehmen, daß ich ihr näher war als die anderen. Da sagte sie: ‚Ich werde Euch heute lebewohl sagen, Marcantonio. Ich hoffe, daß Ihr nicht an mir zweifeln und wissen werdet, daß ich keinen Schritt thun kann, der meiner oder Eurer unwert wäre! Und so sei Gott mit Euch und das Glück, das ich nie gekannt habe, das aber nicht allen Guten versagt bleibt!‘ In der Verblendung des Augenblickes — ich habe sie mir in vierzig Jahren nicht vergeben, Palladio! — entgegnete ich ihr trotzig: ‚Ich werde glauben, was meine Augen sehen, Madonna. Wenn Ihr am Bord des Schiffes steht, das Euch nach Chios

tragen soll, kann ich Euch ins Meer nachwerfen, was Ihr mir von Reinheit und Erhebung des Lebens gelehrt habt!' Mit schmerzlicher Bewegung preßte Maddalena die Hand aufs Herz, sie sah mich mit einem Blick an, der mir bis heute in die Seele brennt und mich zwang, die Augen vor ihr niederzuschlagen. ‚Ihr thut mir unrecht, aber vielleicht könnt Ihr nicht anders. Lebt denn wohl!' und so trat sie von mir hinweg. Sie schüttelte gegen ein paar Primaten von Naxos, die sie ansprechen wollten, den Kopf, und ich sah sie langsam auf die offene Galerie hinaus und diese entlang gehen, ohne daß sie sich wieder umblickte. Mich trieb es, ihr zu folgen, aber daran verhinderte mich der Herzog, der mit einemmal zu mir trat und mich zu einem Gespräch über meine jüngsten Arbeiten zwang, bei dem mich jedes Wort, das ich ihm entgegnete, zu erwürgen drohte.

Da, mit einemmal, während ich noch mit krampfhaft erzwungener Ehrfurcht vor Tommaso Crispo stehe — erhebt sich ein verworrenes Getös an den Ausgängen des Saales — ein wirres Durcheinanderrufen von Stimmen, ein Hinausblicken und Deuten und Fragen, und wie der Herzog befremdet aufsieht, ich aber mit zehn, zwölf anderen zugleich den Thüren nach der offenen Galerie zustürme, zeigt sich ein Schwarm der Festgäste, die alle über die Brüstung des Ganges in die Flut des Hafens hinabblicken und offenbar nicht sehen können, was ihnen gezeigt werden soll. Madonna Maddalena aber ist am Ende des Steinganges, wo ein paar Stufen hinaufführen, auf die Platte der Brüstung gesprungen, beugt sich weit, weit hinaus und deutet mit Arm und Hand in die Tiefe hinab. Ich brauche es nicht zu sehen, was da unten vorgeht — ich sehe sie und nehme einen Anlauf, alles hinwegzudrängen, was zwischen mir und ihr ist! Ich reiße einen Hauptmann von des Herzogs Leibwache am Arm zurück — da gellt ein hundertstimmiger Aufschrei! im gleichen Augenblick stürzt Madonna Maddalena hinab in die aufspritzenden Wogen, brechen mir auf der Stufe, die ich erreicht, die Knie zusammen, und über mich, den Daniederliegenden, hinweg schiebt sich ein Knäuel entsetzter, hilflos hinunterstarrender Menschen, während andere durch die Säle davonrasen, um nach unten zu gelangen. Dann unterschied ich nichts mehr, und als ich zum Bewußtsein und zu tausend Schmerzen wieder erwachte, war es gespenstisch leer in den Sälen, von den Treppen her hörte ich das Getös der Davoneilenden, aus der Tiefe klangen Wehgeschrei und barsche Befehlsworte und leuchteten am Ufer hin und her irrende Fackeln. Ich erhob mich und folgte dem Strom nach unten — im großen Mittelsaale, beinahe an der Stelle, wo ich die letzten Worte mit der so jäh Geschiedenen getauscht hatte, sah ich den Boten des türkischen Großherrn, der sich von seinem Kissen erhoben hatte und ruhig zum Hinweggehen anschickte, da seine Sendung so unerwartet zu Ende gegangen war.

Warum sollt ich Euch mit der Schilderung der schaurigen Stunde quälen, die ich drunten am Innenhafen erlebte, bis es gelang, die tote Hülle Maddalenas der Flut zu entreißen? — Drei- oder viermal hörte ich während dieser Stunde erzählen, daß die Prinzessin einen Fischerbuben ins Meer gleiten sehen — daß sie im Erschrecken darüber Besinnung und Halt verloren habe und so der Flut zum Raube geworden sei, während der vermeintlich Verunglückte nach seinem Fahrzeug zurückschwamm. Die Lüge ward mit bleichen Lippen berichtet und mit gesenkten Stirnen gehört, wohl die meisten im Kreise wußten es, wenn auch nicht so unheimlich klar und gewiß wie ich, warum die schöne Herrin aus dem Leben geflohen war. Ich stand unter denen, die ihre Leiche ans Land bringen sahen, und half sie auf eine Tragbahre betten, die inzwischen herbeigebracht war, dann trieb mich's in die Nacht hinaus- und hineinzustürmen und mit dem herben Geschick zu zürnen, daß sie mir nicht einmal im Tode gegönnt hatte, ihr zur Seite zu bleiben.

Ein paar Stunden mochten so verronnen sein — ich hatte aufgehört die Zeit zu messen —, als ich mich plötzlich emporraffte und in meine Werkstatt zurückkehrte. Mit aufrüttelnder unwiderstehlicher Gewalt hatte mich der Gedanke erfaßt, mir und der Welt ein Abbild Maddalenas zu sichern, ihre Totenmaske abzudrücken. Die Schmerzen, die diese Pflicht mit sich brachte, durften mich nicht kümmern, ich durfte nur der Leiden gedenken, die die Geschiedene erlitten haben mußte, um mein Leid klein und ärmlich zu finden. Ich rüstete, was ich zu meinem Vorhaben bedurfte, warf einen Mantel über und ging nach dem Schlosse, in dem noch gespenstisches Leben durch die Gänge huschte. Mich deuchte in meiner Verstörung, daß mich die Begegnenden mit scheuen Mienen ansahen — es dauerte lange, ehe ich erkunden konnte, daß man die Tote in ihr Schlafzimmer gebracht habe. Endlich gelang es mir, meine Landsmännin, die junge Isotta, zu finden, die mich weinend mit den Worten begrüßte: ‚Unsere Fürstin hat sterben wollen, Meister Primolano! Heute mittag noch schenkte sie mir ein Kreuz aus ihrem Schmuck zum Andenken und befahl mir, sobald ich höre, daß sie nicht nach Chios gekommen sei, für ihre arme Seele zu beten.‘ Ich unterbrach ihre Klagen und eröffnete ihr, was ich wollte; sie blickte mich scheu an und entgegnete, daß der Herzog Wachen vor die Gemächer seiner Tochter gestellt habe. Ich beschwor sie mit dringenden Worten, mir zu helfen, sie besann sich, nahm Rücksprache mit einigen Frauen aus der trostlos verstörten Dienerschaft der Prinzessin und geleitete mich endlich durch das Zimmer der ersten Kammerfrau in das Gemach, in dem die Entseelte auf einem niedrigen blauen Ruhebett lag. Man hatte ihre durchnäßten Gewänder mit einer schlichten weißen Hülle vertauscht, eine Sammetdecke um sie geschlagen und den Kopf, wie zum Schlummer, auf Kissen gelegt. Ich zögerte nicht, zu thun, was ich mir vorgenommen und wofür ich mein Leben eingesetzt hätte — ich gewann es über mich, das süße holde Gesicht, auf dem der Ausdruck kampflosen Friedens lag, in Wachs zu hüllen und alles in mir niederzukämpfen, was meine Arbeit hätte gefährden können. Doch als die Arbeit vollbracht, als ich gewiß war, das Abbild der edlen im Tod erstarrten Züge zu besitzen, da sank ich am Lager der angebeteten Toten nieder, und wie sie stumm und kalt dort lag, war mir, als wehe ein warmer Hauch von der schönen reinen Gestalt zu mir herüber, ein Hauch, der mir erlösende Thränen bringen könnte. Doch ehe ich noch eine Thräne geweint hatte, schreckte mich ein fester harter Tritt empor, die Thür gegenüber dem Lager war aufgerissen worden, der Herzog von Naxos stand vor mir. Sein Gesicht zeigte mehr Ingrimm als Gram, auf seiner Stirn standen schwere Schweißtropfen, und indem er seine Arme über der Brust kreuzte, sah ich, daß er zitterte. Mit drohendem Blick und rauher Stimme herrschte er mir zu: ‚Seid Ihr hier, Marcantonio, um der Toten zu rauben, was Ihr von der Lebenden nicht zu bitten gewagt habt?‘

Wie ein Keulenschlag fiel sein ruchloses Wort auf mein Haupt, doch zugleich sah ich mein eigenes früheres Selbst in diesem grellen Spiegel. Ich begnügte mich, stumm auf die Leiche zu weisen, die keuscher und dichter verhüllt als im Leben vor mir lag. Er zuckte die Achseln und warf geringschätzig hin: ‚Ich könnte Euch pfählen lassen und sollte es vielleicht — denn Euch dank ich, wenn meine Krone ins Meer fällt. Die trotzige Thörin, die das Dasein so gleichmütig wegwarf, hätte es um meinetwillen vielleicht noch ein paar Tage getragen — um Euretwillen — damit Ihr hoch dächtet von ihr, hat sie sich allzusehr beeilt! Wäre sie zwischen Chios und Stambul über Bord gefallen, würde der Sultan doch vielleicht an meinen guten Willen, sie ihm zu senden, geglaubt und den Willen geehrt haben.‘ Ich erhob meine Hände abwehrend: ‚Herzog! thut mir das Ärgste — aber sprecht so nicht von Eurem Kinde!‘

Er sah finster auf die reine ruhende Gestalt: ‚Sie hat nichts nach ihrem Vater gefragt — und mir nur gehorcht, solange ihr Gehorsam kein Opfer ihres Eigenwillens und ihres Lebenstraumes einschloß! Ich thue mehr für sie, als sie für mich, wenn ich Euch unversehrt heimsende. Ihr könnt Euch in Venedig rühmen, daß Ihr den letzten der Crispi um sein Herzogtum gebracht, seine Tochter mit sinnloser Liebe erfüllt und in den Tod getrieben habt.‘ Er lachte auf, ein heiseres bitteres Lachen, das in diesem Raum klang wie ein Fluch am Altar; ich rief empört: ‚Herzog — ich habe kaum die Hand Eurer Tochter geküßt, ich habe sie verehrt wie einen der lichten Strahlen, die uns Gewißheit geben, daß eine Sonne über diesem dunklen Erdball steht.‘ Er lachte noch einmal, nickte und starrte unverwandt auf die Leiche Maddalenas. ‚Um so schlimmer,‘ hörte ich ihn sagen. ‚Sie liebte in Euch das Geschöpf ihrer Träume von Reinheit und Würde und Größe der armseligen Menschenbrut, sie wollte lieber sterben, als Euch einen Zweifel an diesen Hirngespinsten in der Seele lassen. Geht, geht — Ihr hochfahrenden edlen Seelen seid härter und schlimmer als wir — mag die Welt vergehen, wenn nur Euer Wahn besteht! Ich habe mich zweimal geirrt und muß es büßen. Ich hoffte, weil sie klug war, daß sie zuletzt das einzig Gewisse, das warme Leben mit seinen Hoffnungen, doch den Schatten vorziehen würde. Und ich meinte, daß in Euch das Blut mächtiger sei als der Dünkel der Gottähnlichkeit, den Euch Maddalena eingeflößt hatte. Ich hätte Euch nie rufen sollen! Geht, wohin Ihr mögt — aber sorgt dafür, daß Ihr mir nicht oft mehr vor Augen kommt!‘

Er ging ungestüm hinaus, ich hatte es wohl verstanden, daß Gefahr im Verzug sei, aber Leben und Sterben waren mir angesichts dieser Toten gleichgültig. Ich trug die Totenmaske in das anstoßende Gemach, kehrte noch einmal zurück, küßte die Stirn und die erstarrten Hände Maddalenas und riß mich dann los, um nicht mit meinen gewaltsam hervorbrechenden Thränen die reine Hülle zu beflecken. Ich wandte mich nach meiner Wohnung und Werkstatt, und mir ist, als hätte ich den wahnsinnigen Gedanken gehegt, dem Groll und Grimm des Herzogs zu trotzen und auf Naxos zu bleiben, solange die Leiche der Prinzessin über der Gruft sei. Im Ungestüm und der Dumpfheit meines Schmerzes schien mir die eigene Erhaltung keines Schrittes wert. Doch bevor sich diese Nacht, die zweite, in der mich der Schlaf floh, in den Morgen wandelte, pochte Isotta an meine Thür und eröffnete mir, daß in etwa zwei Stunden der Schiffer Athanasios mit seiner Barke nach der Insel Santorin unter Segel gehe. Dort könnten wir, die drei Landsmänninnen, die noch im Dienst der Prinzessin gestanden hatten, und ich, das Anlaufen eines venetianischen Schiffes erwarten und würden vor einem plötzlichen Zornausbruch des Fürsten geschützt sein. Es kam zu Tage, daß auch diese armen Frauen sich ihres Lebens nicht sicher wähnten, wenn sie im Augenbereich Tommaso Crispos verblieben. Ich durfte mich nicht weigern, ihnen das Geleit zu geben — denn immer war es eine Art Pflicht, ihrem Ruf zu folgen, und keine höhere Pflicht hielt mich hier. Mit dem Zusammenschnüren meiner Habseligkeiten verlor ich nicht eben viel Zeit, den größeren Teil ließ ich in den Gemächern so liegen und stehen wie die unvollendeten Figuren und die angehauenen Marmorblöcke in der Werkstatt. Mit Sorge und Sorgfalt trug ich nur die Totenmaske Madonna Maddalenas mit mir hinweg, und so dunkel mir die eigene Zukunft an jenem lichten Morgen war, so gewiß wußte ich, daß alle meine Tage der Erinnerung an die teure Herrin gehören würden, deren sterbliches Teil ich hinter mir ließ, als wir auf der Barke des Griechen, Santorin entgegen, in See gingen.

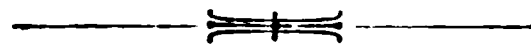
So ist es gekommen, Signor Andrea, und so hat mein Leben und Schaffen unter dem Gestirn gestanden, das für mich aus jener Totenmaske dort herab-

blickt. Ihr versteht jetzt, warum ich alles daran gesetzt habe, mein Haus auf diesem Boden zu gründen, der mir heilig war, und warum ich fähig gewesen bin, meinen Bildwerken einen Abglanz von dem zu leihen, was unser großer Dante das höchste Licht nennt! Die selige Gewißheit, daß es eine Liebe giebt, die nichts sucht, nichts weiß und will als das Heil des anderen, die Zuversicht, daß mitten in der Nacht der Ruchlosigkeit und des irdischen Jammers dies Licht nicht erlischt, hat mich mit dem Andenken an Maddalena Crispo begleitet. Ich wähnte nicht, daß ich des Opfers wert gewesen wäre, das die Unvergeßliche mir gebracht hat, ich bin nicht halb so gut und groß geworden, als sie in ihrer hochherzigen Selbstvergessenheit geträumt haben mag. Doch habe ich gerungen, ihrer niemals völlig unwert zu sein, und habe Stunden gehabt, in denen ich ihr Auge auf mir ruhen, einen Hauch ihrer Seele in der meinen gefühlt habe.

Verzeiht, daß ich Euch mit meinen alten Geschichten einen Teil der Nacht und Eurer Ruhe geraubt habe. Unser Feuer ist herabgebrannt, dafür hat der Sturm nachgelassen — Ihr werdet morgen früh ohne Gefährde nach San Marco übersetzen können. Mein alter Gregorio ist wohl schon zwanzigmal bis zur Thür geschlürft, er wird Euch alles bringen, was Ihr nötig haben könntet. Jetzt erlaubt mir, daß ich Euch in Euer Schlafgemach geleite, Euch gute Ruhe wünsche und Euch danke, daß Ihr mein Dach der Ehre gewürdigt habt, Meister Palladio."

Der Baumeister hatte sich mit dem Hausherrn zugleich von seinem Sitz erhoben. Während Marcantonio Primolano gedankenvoll in die zusammensinkende Glut der Holzscheite hineinsah, erhob Andrea Palladio sein Auge nochmals nach der Totenmaske der Herzogstochter, über die nach wie vor der Schimmer der römischen Lampe fiel. War es das Spiel des Lichtes, war es die eigene, vom Gehörten belebte Einbildungskraft — in den feinen Zügen der Maske schien ein geheimnisvolles Leben erwacht. Meister Andrea vermochte seinen Blick lange nicht hinwegzuwenden und ließ ihn endlich von der Totenmaske zu der Gestalt der Beatrice gleiten, in deren Antlitz die edlen Züge Maddalenas unverkennbar wiederkehrten. Er hätte vielleicht auch hier noch lange verweilt, aber er hörte jetzt deutlich Gregorios Hin- und Herschreiten auf dem Gange. So entriß er sich seinem Schauen und Nachsinnen zugleich und legte die Hand auf die Schulter des Bildhauers, der, ohne es zu wissen, auf seinen Sitz zurückgesunken war, und dem aus den Funken und zuckenden Flämmchen die Bilder ferner Tage aufblitzten.

„Glückliche Nacht!" sagte der Baumeister. „Und laßt mich Euch dreifach Dank sagen, Marcantonio. Für Eure Gastfreundschaft zuvörderst. Für das Vertrauen, das Ihr mir mit Eurer Erzählung schenktet, sodann; ich weiß die Ehre, die Ihr mir damit erwiesen habt, nach Verdienst zu schätzen. Ihr habt recht, tausendmal recht, daß das Leben dem rechten Künstler mehr sein kann als die Antike, wenn man es lebt wie Ihr! Und zuletzt noch eins, Eure Geschichte ist auch mir ein Spiegel oder besser ein Stachel geworden. Ich will sie nicht umsonst gehört haben! Traget Sorge, daß mich morgen früh Euer Schüler Carlo Rocca nach San Giorgio zurück und zur Stadt hinüber begleitet, ich werde mit ihm und danach mit meinem Bruder ernste Rücksprache halten. Meine Nichte Chiara Palladio ist sicher keine Prinzessin Maddalena, aber vielleicht gehört sie doch auch zu den Frauen, die nicht alles für Glück halten, was aus der Hand ihrer Väter kommt! Zeigt mir, wohin Ihr mich gastlich betten wollt, und gönnt dann Euch einen tiefen süßen Schlaf, in dem Euch die verklärte Maddalena mit Engelsfittichen streift!"





Benedikt (Baruch) Spinoza.

1632 bis 1677.

Von

Joseph Strauß.



Während der dreißigjährige Religionskrieg seine blutigen Geißeln über die Gefilde Deutschlands schwang, Katholiken und Protestanten sich zerfleischten und barbarische Horden sengend und brennend Dörfer und Städte zerstörten, da ward von jüdischen Eltern im Jahre 1632 in Amsterdam ein wahrer Friedensfürst im Reiche des Geistes geboren: Baruch oder (wie er sich später selbst nach der damaligen Sitte in lateinischer Übersetzung dieses Namens nannte) Benediktus de Spinoza. Er war der einzige Sohn wenn auch nicht wohlhabender, doch angesehener Eltern, die mit noch vielen anderen sich aus Spanien flüchtenden Glaubensgenossen nach den freien holländischen Staaten ausgewandert waren.

Schon zweihundert Jahre vorher hatten Spanien und Portugal achthunderttausend ihrer intelligentesten und fleißigsten Einwohner vertrieben; und „es ist mehr als ein bloßes geistreiches Spiel der Weltgeschichte, wenn den Tag nach der Vertreibung der Juden am 3. August 1492 Christoph Columbus die Anker lichtete, um hinauszuziehen und eine neue Welt der Freiheit zu erobern". (Geiger, Judentum und seine Geschichte III, 124.)

Seit jener Zeit durften sich auf der Pyrenäischen Halbinsel keine Juden mehr aufhalten, es sei denn, daß sie das christliche Gewand, wenn auch nur zum Schein, anlegten. Diese Scheinchristen, Marranos (Verfluchte), wie sie von ihren Feinden genannt wurden, brachten es zu hohen Stellungen; es gab unter ihnen Kanoniker, Bischöfe, Inquisitionsrichter, ja, im königlichen Stamme waren Juden. Von letzterem Umstande zeugt folgende Erzählung. „Als im vorigen Jahrhundert der König von Portugal die Verordnung erneuerte, daß Juden wieder gelbe Hüte als Erkennungszeichen tragen sollten, brachte der freisinnige Minister Pombal, der Vertreiber der Jesuiten, eines Morgens drei gelbe Hüte in das königliche Empfangszimmer. Da der König erstaunt fragte, was er damit wolle, erwiderte er: er wolle die königliche Verordnung in Ausführung bringen und habe deshalb einen gelben Hut für Seine Majestät, einen anderen für den Großinquisitor und einen dritten für sich selbst gebracht, denn alle drei stammten sie von Juden." (Isaak Disraeli, Geist des Judentums.)

Jene Scheinchristen blieben unbehelligt, solange sie nicht verraten wurden; entdeckte man sie aber, so war ihr Bleiben nicht mehr geheuer. Die heilige Inquisition, fielen sie in deren Hände, traktierte sie mit Kerker, Marterwerkzeugen und Scheiterhaufen. Eine schleunige Flucht in fremde Länder wie Nordafrika, Italien, Türkei, besonders aber Holland, wo sie eine neue Heimat fanden, war die einzige Rettung.

Die Folgen jener barbarischen Vertreibung waren, daß das von der Natur so reich gesegnete Spanien jegliche kommerzielle und industrielle, sowie politische Bedeutung verlor, während die von Natur armen Niederlande zu einer Blüte des Wohlstandes sich erhoben, die heute noch reiche Früchte trägt.

In Amsterdam waren im siebzehnten Jahrhundert viertausend jüdische Familien von spanisch-portugiesischer Abkunft angesiedelt. Es ist wohlthuend, zu erfahren, wie brüderlich das Verhältnis zwischen Christen und Juden in diesen Niederlanden vor zweihundert Jahren war. Bei der Einweihung des 1675 erbauten jüdischen Tempels in Amsterdam beteiligten sich Christen wie Glaubensbrüder, ja, sie schossen ihnen Geld zum Bau vor. Der Dichter des Uriel Acosta, eines Bluts- und Geistesverwandten des Spinoza, verherrlicht diese Brüderlichkeit mit folgenden Worten:

Wohl, wohl! Wenn hier die freie Republik
Von Holland unser Volk nicht haßt, nicht grausam,
Wie andern Orts, in Spanien, Portugal,
Am Rhein und an der Donau uns verfolgt,
So ist es, denk ich, erstens, weil ein Volk,
Das so wie hierzuland die Bibel ehrt
Und aus dem Urquell seinen Glauben schöpft,
Auch uns, die wir in finstrer Heidenzeit
Die Offenbarung eines einen Gottes
Wie eine ewige Lampe pflegten, ehrt,
In uns die Hüter der Verheißung ehrt,
Die Söhne Davids ehrt, aus deren Stamm
Sein Heiland, der ein Jude war, entsprossen.

Und anderenteils spricht immer noch für uns
In diesem Dünenland das Blut, aus dem
Die junge Freiheit der Provinzen sproßte.
Denn jedes Volk, das selbst erfahren hat,
Wie weh die Knechtschaft thut, wird Brüder nicht
Aus einem blinden Vorurteil verfolgen.
Der Niederländer schuf aus seinen Ketten Schwerter.
Und aus den sieggekrönten Schwertern wieder
Für andre Dulder Sklavenketten schmieden,
Das wahrlich thut kein edeldenkend Volk.

Unter den jüdischen Einwohnern Amsterdams waren Bildung, Kenntnisse und große litterarische Thätigkeit allenthalben; wir finden bei ihnen Denker, Dichter und Dichterinnen, Mathematiker, Sprachforscher und Ärzte.

Synagoge und Schule waren hier eng verbunden. Die Schule oder das Lehrhaus der Unterweisung, Talmud Thora genannt, aus sieben Klassen bestehend, zugleich eine Elementar- und höhere Schule, bot Unterricht nicht nur in den Elementen des Hebräischen, der Gebetsprache und biblischen Geschichte, sondern auch in Beredsamkeit, Sprachwissenschaft, Talmud und Philosophie.

In diese Schule wurde Spinoza frühzeitig geschickt, und bei seinen ausgezeichneten Geistesanlagen war er bald ein hervorragender Schüler derselben.

Der Dichter zeigt ihn uns schon als Jungen von acht Jahren philosophierend, indem er ihn zu Uriel Acosta sprechen läßt:

Wenn Ihr so mit Euch selber redet, denkt Ihr?
Kommt, Oheim, laßt uns Schlüsse machen, fragt!
Antworten, glaub ich, hab ich prächtige,
Nur fehlen mir die Fragen noch dazu.
Bei andern, sagt man, ist es umgekehrt.

Die bedeutenden Talmudisten Saul Morteira und Isaak Aboab waren Spinozas Lehrer im Talmud und den dazu gehörigen rabbinischen Fächern, der berühmte Gelehrte und Schriftsteller Manasse ben Israel lehrte Sprachwissenschaft und neuhebräische Poesie. Spinozas Vater, welcher ihn Theologie studieren lassen wollte, war sein Lehrer im gesunden Menschenverstande. Unter anderem zeigte er ihm, daß man nicht Aberglauben oder Heuchelei mit wahrhafter Frömmigkeit verwechseln müsse.

So wuchs nun der Knabe heran, der Stolz seiner Eltern und eine Zierde der Schule, die ihn mit vielen Kenntnissen ausstattete. Eines jedoch war es, das den jüdischen Zöglingen damaliger Zeit verschlossen blieb: das Erlernen der lateinischen oder gar griechischen Sprache. Da so viele heidnische und christliche Schriften darin verfaßt waren, fürchtete man, daß der Jünger ketzerische Lehren aus ihnen saugen könnte. Ein Mose Zacut legte sich eine Strafe von vierzig Fasttagen auf, weil er in der Jugend das Lateinische, die Sprache des Teufels, erlernt hatte.

Das Lateinische war aber die Gelehrtensprache damaliger Zeit und ohne sie

war kein gelehrter Umgang möglich. Für Spinoza indessen war solcher Umgang dringendes Bedürfnis, und er ließ nicht nach, bis sein Onkel, der Arzt de Silva, den Vater bestimmte, daß er dem Sohne Latein zu lernen erlaubte. Bei seiner großen Talmudgelehrsamkeit werde er wohl, so dachte der Vater, keinen Schaden aus der Heidensprache ziehen. Von einem Arzt und bedeutenden Philologen, van den Ende, welcher jedem religiösen Glauben abhold war, durfte er nun das Latein lernen; auch lernte er das Griechische, brachte es darin aber nicht weit.

Die Liebschaft mit Klara Maria, der Tochter seines Lateinlehrers, ist nicht historisch, und Auerbach hat sie in seinem Roman „Spinoza" eben nur mit dichterischer Freiheit verwandt.

Spinozas einzige und wahre Liebe sollte nicht die Liebe eines weiblichen Wesens sein, sondern die Liebe zu etwas Höherem, zur Philosophie.

Durch van den Ende kam Spinoza in Berührung mit den vornehmsten Gelehrten der Zeit. Bald hatte er auch eine solche Fertigkeit im Lateinischen erlangt, daß er sich an die Lektüre der herrschenden cartesischen Philosophie wagen konnte.



Benedikt (Baruch) Spinoza.
Nach dem in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlichen Ölgemälde.

Descartes oder Cartesius (1596 bis 1650) lebte damals in Holland, ging, einem Rufe der Königin Christine folgend, nach Schweden und starb daselbst schon nach einem Jahre (1650). Er ist der

Begründer der neueren Philosophie, und was Copernicus (1473 bis 1543), Kepler (1571 bis 1630) und Galilei (1564 bis 1642) für die Astronomie waren, das ist Cartesius für die Philosophie der neuen Zeit. Nach seiner Ansicht giebt es zwei Substanzen, aus welchen das Universum besteht: erstens eine geistig-denkende, und zweitens eine materielle, sich ausdehnende. Beide, einen Dualismus bildend, sind voneinander getrennt und unabhängig. Geist ist verschieden vom Körper, Gott von der Welt. Wie aber wissen wir, daß etwas Geistiges, daß wir überhaupt existieren? Cartesius antwortet: durch unser Denken, oder, wie er sich in der durch ihn berühmt gewordenen Formel lateinisch ausdrückt: Cogito, ergo sum, Ich denke, darum bin ich. Da wir nun Gott oder Geist denken, so existiert er auch. Schiller kritisiert dieses System in einem seiner Epigramme:

Meister.

Cogito, ergo sum, ich denke und mithin so bin ich.
Ist das eine nur wahr, ist das andre gewiß.

Lehrling.

Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft schon war ich und hab wirklich an gar nichts gedacht.

Das Studium des cartesischen Systems, sowie besonders der vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert im maurischen Spanien blühenden jüdisch-arabischen Religionsphilosophen, eines Ibn Gebirol (1021 bis 1070), Ibn Esra (1088 bis 1167), Maimonides (1135 bis 1204), Gersonides (1288 bis 1345), Don Chasdai Kreskas (1340 bis 1410) und anderer machte Spinoza zu einem Philosophen ersten Ranges, der alle seine Vorgänger an Schärfe und Konsequenz des Denkens übertraf. „Der jüdische Stamm hatte wieder einmal einen tiefen Denker in die Welt gesetzt, welcher den menschlichen Geist von seinen eingewurzelten Verkehrtheiten und Irrtümern gründlich heilen, ihm eine neue Richtung vorzeichnen sollte, um den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde oder zwischen Geist und Körper besser zu begreifen. Wie sein Urahn Abraham wollte dieser Denker alle Götzen und Wahngebilde, vor welchen die Menschen bis dahin in Furcht, Gewohnheit und Gedankenträgheit ihr Knie gebeugt hatten, zertrümmern und ihnen einen Gott offenbaren, der nicht in unerreichbarer Himmelshöhe throne, sondern in ihnen selbst sein sollte. Er wirkte wie ein Gewitter betäubend und niederschmetternd auf seinem eigenen Boden, aber auch reinigend und erfrischend.“ (Grätz, Geschichte der Juden, Bd. 10.)

Spinozas Philosophie ist unter dem Namen Pantheismus, Allgottsein, bekannt. Jeder philosophische Denker geht auf den Urgrund der Dinge des Alls zurück und stellt sich die Frage: Was ist Gott? Im Gegensatz zu Cartesius, der Geist und Natur als zwei verschiedene Substanzen getrennt hatte, denkt sich Spinoza diese als eins. Gott oder Geist ist nicht über, neben oder getrennt von der Welt oder Natur, sondern Gott ist in der Welt; der Geist ist in der Natur oder in dem All, wie das All eben auch in Gott ist, so daß All und Gott ein und dasselbe, eine Substanz ist. So ist das All der Inbegriff von Geist und Materie, Intellekt und Körperwesen. Diese zusammen bilden eine vollkommene absolute selbständige Substanz oder wahre Existenz. Denken und Ausdehnen oder Geist und Materie sind nicht zwei voneinander unabhängige, selbständige Substanzen, wie Cartesius behauptete, sondern sie sind nur zwei besondere Äußerungsarten, Attribute oder Eigenschaften der einen unendlichen ewigen Substanz.

Indem nun jene zwei Attribute sich in unzähligen Erscheinungen, welche Spinoza Modi oder Accidenzien nennt, verendlichen oder äußern, entsteht die uns sichtbare Welt. Mit den drei Worten also: Substanz, Attribut und Modus, haben wir die drei Angelpunkte gegeben, um welche sich Spinozas System dreht, das er auf außerordentlich exakter mathematischer Basis aufbaut.

Gehen wir nun ein wenig tiefer und fragen Spinoza: Woher kommt oder was

ist die Natur der Substanz? so antwortet er: Die Substanz ist das, was zu seiner Existenz keines anderen bedarf, es ist ein Etwas, das, weil es die Ursache seiner selbst ist, oder da es den Grund seines Seins in sich selber trägt, in Zeit und Raum unbegrenzt, also unendlich und ewig ist. Da demnach die Substanz durch sich selbst existiert, so ist die erste und absoluteste Eigenschaft derselben oder, populär ausgedrückt, Gottes, die Existenz, das Sein. Spinoza hat hiermit den heiligsten, unaussprechlichen, vier Buchstaben enthaltenden Namen Gottes, den „Jahve“ des Urtextes der Schrift, dessen Grundbedeutung eben die ewige Existenz ist, zum Ausgangspunkte seiner Philosophie gemacht.

Auf die Frage: Giebt es einen Gott? antwortet unser Philosoph mit etwas veränderten Worten des Dichters:

Und ein Gott ist, ein heiliger Urgrund lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Nur Gott allein, führt Spinoza aus, existiert wahrhaft, der Begriff Gottes schließt das Sein ebenso notwendig in sich, wie der Begriff des Dreiecks in sich schließt, daß dessen Winkel zusammen gleich zweien Rechten oder hundertundachtzig Graden.

Wir können von Gott einen ebenso klaren Begriff haben als von einem Dreieck, dagegen können wir kein klares Bild von ihm uns machen. Denn er ist die Unendlichkeit aller Eigenschaften als eins gedacht. Wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifestationen oder Erscheinungen, die wir auf ihn als die erste und letzte Ursache zurückführen. Diese letzte Ursache können wir nicht ergründen oder erfassen, noch können wir uns eine Vorstellung oder ein Bild von derselben geben. Wem fällt hier nicht das zweite Gebot ein? „Du sollst dir kein Bildnis (von Gott) machen.“ Gutzkow läßt in Beziehung auf Gott den jungen Spinoza, der die im Garten van der Straatens gepflückten Blumen hinweggeworfen hatte, also zu Acosta sprechen:

Die Blumen laß ich hier, sie sind verwelkt,
Und wißt Ihr, wie ich beide unterscheide,
Die Blumen dort am Stiel und hier die welken?
Die sind Gedanken dort, und die Begriffe.
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Mensch.
Und da der Unterschied der Duft nur ist,
Die frische Farbe, das lebendige Sein,
So nenn ich Gott das Leben und das Sein.
Und ohne Leben, ohne Sein sind hier
Die Blumen auch nicht Blumen mehr,
Nur der Begriff noch hat an ihnen Wert,
Sonst sind sie nichts und mögen ruhig sterben.

Wie verhält sich nun dieser Gott zur Welt, oder in der Ausdrucksweise Spinozas: Was ist das Verhältnis der Substanz zu den beiden Attributen? Spinoza antwortet: „Nichts ist, was nicht in ihm ist und aus ihm ist; alles, was geschieht, thut er, alles, was ist (d. h. wirklich ist), ist er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche, die Substanz, ist stets dasselbe.“

Der Allumfasser, der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst, das All?

Eine andere Antwort über das Verhältnis der Erscheinungen zu Gott giebt uns Spinoza unter folgendem Bilde: Ein farbloser Gegenstand durch eine blaue oder gelbe Brille gesehen. Der Gegenstand ist derselbe, nur erscheint er in verschiedenem Lichte, je nachdem die Luftschwingungen rascher oder langsamer sind und demgemäß verschiedene Farbenbilder hervorbringen.

Wie haben wir nun Kenntnis von den Attributen? Durch unser Denkvermögen, welches uns das eine Attribut als Intellekt oder Geist, das andere als Ausdehnung oder Körper vorführt. Geist und Körper verhalten sich nicht so zueinander, daß der Geist das Höchste, die Blüte der Materie ist, oder die Materie die Verdichtung des Geistes, sondern Geist und Materie zusammen sind nur zwei verschiedene Erscheinungsformen einer und derselben Ursache, der ewigen Substanz. Das System Spinozas ist demnach weder abstrakter Idealismus eines Fichte, noch

krasser Materialismus eines Büchner oder gar Atheismus, wie Unverständnis oder Engherzigkeit haben wollte. Vielmehr ist Spinoza so voll von seiner Gott-Substanz, daß er mit Recht von Novalis der „Gottberauschte“ genannt werden durfte, und sein Pantheismus ist somit durch die Vereinigung von Geist und Materie in einer Substanz ein Monismus, eine Einheit, die wir in gewissem Sinne strikten Monotheismus nennen können.

Aus der Substanz mit ihren zwei Attributen entstehen nun nach ehernen, unveränderlichen Gesetzen die an Zahl unendlichen Modi oder Accidenzien, welche die uns sichtbare und erkennbare Welt ausmachen. Es sind dieselben Gesetze, welche zu Grunde liegen der Entfaltung des unscheinbaren winzigen Samenkorns, wie der Kreisbewegung der ungeheuren Himmelskörper; der Regelmäßigkeit des mathematischen Denkens, wie der scheinbaren Regellosigkeit wilder Leidenschaften. Während diese Gesetze ewig in gleicher Weise wirken, dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen, sind die sichtbaren Träger dieser Gesetzmäßigkeit vergängliche Wesen, Eintagsfliegen, welche auftauchen und verschwinden, um anderen ihren Platz einzuräumen. Gleich den kreiselnden Wellen des Meeres ermangeln sie der selbständigen Existenz; sie sind die unaufhörlich wechselnden Gestalten der Substanz. „Hier Ewigkeit, dort Vergänglichkeit, hier Notwendigkeit, dort Zufälligkeit, hier Wesenheit, dort Schein.“

Schiller charakterisiert dieses System in folgendem Epigramm:

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Dinge schwimmen wir, wie wir so sind.

Gegen dieses System wäre indessen einzuwenden: Die Verendlichung der Substanz in den Erscheinungen, den Modis, reflektiert ungünstig auf die Unendlichkeit und Vollkommenheit der Substanz. Wie kann denn das, was aus einer vollkommenen, ewigen Substanz hervorgeht, unvollkommen, vergänglich sein? Dieser scheinbare Widerspruch kann nur einigermaßen dadurch gelöst werden, daß wir mit der Naturwissenschaft die Unvergänglichkeit und Unzerstörbarkeit der Materie oder Elemente annehmen, eine Ansicht, die sich mit der spinozistischen Weltanschauung vereinigen läßt.

In einer von Ewigkeit her existierenden und ausschließlich vom Gesetz der Notwendigkeit beherrschten Welt kann natürlich von einer Freiheit des Willens ebensowenig wie von einem Zwecke die Rede sein.

Dies führt Spinoza nun weiter aus in seiner Ethik, die wie ein unerschütterlicher marmorner Bau von edelsten Umrissen mit mathematischer Bestimmtheit errichtet ist; aber eben wie der Marmor kalt ist, läßt sie auch uns kalt, diese Ethik, da sie „die notwendige Macht mehr betont als das sittliche Recht auf freier Selbstbestimmung beruhend, welches im Thatendrang eine sich immer mehr vervollkommnende Civilisation schafft und sich in Religion und Sittlichkeit läutert“.

So sind nun nach Spinoza die Willensfreiheit und der Zweckbegriff „Phantasmagorien des sich überhebenden Menschen, dem gezeigt werden muß, daß die Frage ‚wozu‘ bei solcher Weltbetrachtung keine Berechtigung hat. Wird es jemandem einfallen zu fragen, wozu zwei mal zwei vier sind, oder wozu die Diagonale im Viereck größer als jede seiner Seiten ist? Gewiß nicht; und ebensowenig darf man in einer von Ewigkeit her seienden Welt bei irgend etwas fragen, wozu sie dient. Nein, nicht ‚wozu‘, sondern ‚warum‘, das ist die einzige Frage, die eine Antwort heischt.“

Es giebt nichts als eine wirkende (natura naturans) und eine bewirkte Natur (natura naturata), also nichts als Ursachen und Wirkungen. Was geschieht, geschieht mit Naturnotwendigkeit, und gut und böse sind nichtige leere Begriffe, wahre Nichtexistenzen in den Augen Gottes. In diesem Sinne können wir das biblische „Aus dem Munde des Höchsten

kommt weder das Gute noch das Böse" nehmen. Darum ist Sünde ein Negativ. Sogar unsere Gemütserregungen und Gemütszustände sind ohne alle Einmischungen sittlicher und religiöser Beziehungen als einfache oder richtiger als verwickelte Naturprozesse aufzufassen. Die Affekte gehören zu unserem menschlichen Wesen genau in demselben Sinne, wie Hitze und Kälte, Sturm und Gewitter zur Natur gehören. Freude und Trauer, Lust und Schmerz, Liebe und Haß stellen sich mit Naturnotwendigkeit ein.

Wenn nun auch unser Wille unfrei ist, so sind wir in normalem Zustande unserer Handlungen uns bewußt. Indessen dieses Bewußtsein ist doch nicht die uns leitende Ursache. Wie kann der Verbrecher dennoch strafbar sein? Der Mann, welcher den Dolch gegen die Brust des Ketzers gestoßen, war er mehr als der geworfene Stein? Ist er verantwortlich ohne freien Willen? Spinoza oder sein moderner Schüler würde uns antworten: Strafe muß sein aus zwei Gründen: erstens, um den Übelthäter unschädlich zu machen für die menschliche Gesellschaft zum Wohle des Staates; zweitens, um andere abzuschrecken durch die Furcht vor der Strafe, die ihnen bevorsteht. Es ist damit ganz ebenso, wie man die den menschlichen Interessen schädlichen Tiere oder Pflanzen vertilgt. Das Gemeinwohl steht über dem Interesse des einzelnen. Der Verbrecher hat weder berechtigte noch wahre Existenz.

Um uns aber der wahren Existenz würdig zu machen, müssen wir uns bestreben, die Affekte oder die Leidenschaften fern von uns zu halten. Wir müssen die Einsicht gewinnen, daß die Leidenschaften aus verworrenen Ideen der Seele entspringen. Wir müssen den Zusammenhang des Weltalls mit Gott klarer zu erkennen suchen. Je mehr wir aber Gottes Wirken erkennen, desto mehr werden wir ihn lieben. Und somit sind wir angelangt bei der berühmten intellektualen Liebe Spinozas. Diese intellektuale Liebe, Liebe infolge der Erkenntnis, gewährt dem Menschen den höchsten Genuß, die wahrhafte Seelenruhe, die reinste Glückseligkeit.* Damit ist ihm aber auch die von ihm gewünschte Unsterblichkeit gewährt, allerdings nur in dem Sinne des dichterischen Epigramms:

Vor dem Tode erschrickst du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Die Philosophie Spinozas zeigt eine Höhe und Konsequenz des Denkens, wie sie noch von keinem vor oder nach ihm erreicht worden ist. Mit den Grundbegriffen seines Systems ausgestattet, erscheint der Streit zwischen den Naturalisten und Buchstabengläubigen als ein Kampf der Pygmäen. Denn ob die Welt vor 5653 oder vor Milliarden von Jahren entstanden, ob der Mensch allmählich aus niederen Formen oder sogleich als höchstentwickeltes Geschöpf aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, bleibt für die wahre Moral und Religion, die aus der Erkenntnis und intellektualen Liebe Spinozas hervorgeht, ganz gleichgültig. Mit versöhnlicher Stimme ruft unser Philosoph jenen Parteien zu: Vor allem suchet die euch verderblichen Leidenschaften abzulegen, strebet nach der höchsten Erkenntnis, nach Liebe, erhebet euch zum ewigen universalen Geiste und werdet so selbst, soweit es in eurem Bereich liegt, gottähnlich.

Nun noch zur Ansicht Spinozas über die Bibel, die er in seinem theologisch-politischen Traktat niedergelegt und die ihm ein tragisches Geschick bereitet hat. In diesem seinem Hauptwerk, das wie die anderen in lateinischer Sprache verfaßt ist, und worin er die Freiheit der Forschung und des Denkens mit dem

* Es ist interessant zu erfahren, daß Spinoza wie manche andere seiner philosophischen Ansichten, so auch diese von der intellektualen Liebe auf den hebräischen Text der Schrift zurückführt. Im tract. theol. pol. Ende führt er die doppelte Bedeutung des hebräischen Zeitwortes jada an, 1. erkennen, 2. lieben, und übersetzt dann den Ausdruck in Sprüche Salomonis Kap. 2, 5: vedaath Elohim durch: Et Dei scientiam vel potius amorem.

Wohle der Religion und des Staates vereinbar erklärt, stellt er über den Ursprung und die Authenticität der Bibel seine Zweifel auf. „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu," oder mit einem anderen schon citierten Dichter, mit Rabbi Akiba zu reden: „Alles schon dagewesen." Spinoza würde nicht angegriffen und verdammt worden sein wegen seiner Philosophie, sondern weil er Zweifel betreffs der Abfassung der biblischen Bücher hegte und weil er aus den religiösen Versammlungen seiner Glaubensgenossen wegblieb. Seine Philosophie erschien nicht so gefährlich, da nur auserwählte Geister sie lesen und verstehen konnten. Auch ist sie, wie angedeutet, in ihren Urelementen nichts anderes als eine erweiterte mosaische Gottesidee und Ethik. Dagegen hielt man seine Ansichten über die Bibel gemeingefährlich wenigstens damals, denn heutzutage sind sie zum Gemeingut der wissenschaftlichen Theologie geworden, und Spinoza ist damit der Vater der neueren Bibelkritik, zu welcher ein Bauer, Strauß, Graf, Wellhausen und viele andere sich bekennen.

Bei seiner Behandlung der Bibel fußte Spinoza indessen auf den Ansichten seiner großen jüdischen Vorgänger im maurischen Spanien. Besonders war es Ibn Esra, der schärfste Bibelkritiker seiner Zeit, welcher Spinoza anregte. Über Ibn Esra sagt Spinoza: „Er war ein Mann von freiem vorurteilslosem Geiste und von großer umfassender Gelehrsamkeit." Ibn Esra, welcher die Vernunft als den Engel zwischen dem Menschen und seinem Gotte erklärte, hatte verschiedene Stellen der Bibel von späteren Schriftstellern herrührend, als ihnen ursprünglich zugeschrieben, gehalten, die Wunder teils als wirkliche Begebnisse geleugnet, teils rationell oder natürlich aufgefaßt. Nur that er dies in so versteckter und geheimnisvoller Weise, daß seine Zeitgenossen keine Gefahr darin erblickten.* Spinoza dagegen machte kein Hehl aus seinen freien Ansichten, und er gewann Anhänger unter seinen Mitschülern und Genossen. Offen und unzweideutig behauptete er: Die Bibel ist ein Geschichtsbuch wie andere Bücher; um die heiligen Schriften zu begreifen, muß man sie aus der geschichtlichen Eigentümlichkeit ihrer Zeitalter und Verfasser beurteilen, oder:

Wer die Bibel will verstehen,
Muß in Bibellande gehen.

Wie die Natur aus sich selbst begriffen sein will ohne alle Voraussetzungen, die ihrem Wesen fremd sind, so darf auch die Bibel nur aus ihrer eigenen Natur, d. h. aus ihrer Geschichte erklärt werden. Die Bibel ist nicht ein vom Himmel heruntergefallenes Buch ganz so fertig, wie wir sie jetzt besitzen; sagt ja der mosaische Schriftsteller selbst: „Sie, die Lehre, ist nicht im Himmel, daß man sagen könnte, wer will für uns in den Himmel steigen und sie holen und uns verkünden, und danach handeln. ... Nein, das Wort liegt dir sehr nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach thust."

Die heilige Schrift enthält Fabeln, Mythen, Allegorien und Parabeln; sie ist nicht besser wegen ihres ehrwürdigen Alters oder sonst eines äußerlichen Umstandes, sondern wegen ihres hohen religiösen und moralischen Lehrinhaltes. Auch ihre Verfasser sind Menschen, nur edlere und bessere und geistig höher stehende, wie z. B. die Propheten, von denen Spinoza mit Verehrung und Begeisterung spricht.

Der zweite Grund, warum man ihn verfolgte, war: er beobachtete die vielen Ceremonien nicht mehr, noch besuchte er die religiösen Versammlungen, welche zu jener Zeit ohne Predigt oder Schrifterklärung ihm geistlos erschienen und seinem Gemüt keine Befriedigung gewähren konnten.

Zwei seiner früheren Mitschüler, die sich unter dem Deckmantel der Freundschaft an ihn herangedrängt, um seine religiösen Ansichten zu erforschen, klagten

* An Stellen der Bibel, wo Ibn Esra seine Meinung nicht offen darlegen wollte, sagt er: „Es ist ein Geheimnis" oder „der Kluge wird's verstehen."

ihn der Ketzerei an. Er durchschaute bald ihre böse Absicht und mied sie in der Folge, aber er hatte ihnen genügendes Material für ihre Anklage geliefert und wurde infolgedessen vor ein Rabbinatskollegium von drei Richtern geladen, um sich wegen seiner Bibelansichten und seines Nichterscheinens im Gotteshause zu verantworten. Morteira und Aboab, seine Lehrer, und ein dritter Unbekannter waren die Richter. Sein dritter Lehrer Manasse ben Israel befand sich zu der Zeit (1656) in England, um beim Lordprotektor Cromwell für Zulassung seiner Glaubensbrüder in England zu wirken, nachdem sie vierhundert Jahre lang daraus verbannt waren. Spinoza wurde zuerst von dem Richterkollegium, vor dem er erschienen war, mit großer Milde behandelt, da er der Liebling Morteiras und wegen seines bescheidenen Wesens und seiner sittlichen Haltung in der Gemeinde beliebt war. Eine jährliche Pension von tausend Gulden, die ihm angeboten wurde, wenn er nichts gegen die Religion schreiben wollte, schlug er aus. Man belegte ihn mit dem kleinen Bann, wonach jedem der Umgang mit ihm auf dreißig Tage untersagt war.

Damit nicht zufrieden, lauerte einer jener fanatischen Ankläger ihm eines Abends, als er aus dem Theater kam, auf und stieß einen Dolch nach seiner Brust. Spinoza, der dies noch rechtzeitig bemerkt hatte, wich dem Stoße aus, so daß nur sein Mantel durchstochen wurde, welchen er zum steten Andenken bewahrte. Seines Lebens nicht mehr sicher in Amsterdam, begab er sich zu einem in der Nähe wohnenden protestantischen Freunde. Als er fernerer zweimaliger Aufforderung, seinen bisherigen Lebenswandel zu ändern, nicht nachkam, wurde der große Bannstrahl gegen ihn geschleudert. Als man ihm die Nachricht brachte, sagte er in ruhiger Fassung: „Immerhin, man zwingt mich zu nichts, was ich nicht auch ohnedies gethan haben würde.“ Eine spätere Antwort auf den Bann war jedoch der in mancher Beziehung gegen seine Glaubensgenossen allzu scharf zugespitzte Tractatus theologico-politicus. Der Kampf mit den Rabbinen hatte ihn nicht nur parteiisch gegen sie gemacht, sondern ihn auch veranlaßt, einige Stellen des Alten Testaments unrichtig auszulegen. Indessen wenn er auch aus ihrer Gemeinschaft gestoßen wurde, zu einer anderen Kirche trat er nicht über.

Zur Entschuldigung der Rabbinen, die Spinoza in den Bann thaten, sagt Frederick Pollock, sein moderner englischer Beurteiler: „Die Amsterdamer Synagoge hatte guten Grund, so skrupulös zu verfahren, ein Verfahren, das der Außenwelt als allzu großer Eifer erscheinen mochte. Denn Holland war in der That das Land der Toleranz, aber die Toleranz war nicht von der Art, wie wir sie heutzutage verstehen. Gingen doch gerade zu jener Zeit die Wellen der religiösen Kontroversen hoch, und der Kampf zwischen Remonstranten* und Kontreremonstranten war noch frisch in jedermanns Gedächtnis. Eine durch Religion, Sprache und Sitten fremdartige Gesellschaft von Menschen, die zuerst nicht ohne Mißtrauen aufgenommen worden und nur geduldet war, durfte daher in ihrer Mitte nichts vorkommen lassen, das sie der Anklage offen legte, neuen Ketzereien Vorschub zu leisten oder auch sich gleichgültig gegen das Wohl der Religion zu zeigen.“

Da Spinoza sich nun auch in der Nähe Amsterdams nicht mehr sicher fühlte, zog er nach Rhynsburg (1661). Im Sommer 1664 vertauschte er diesen Wohnsitz mit Voorburg, eine Meile weit vom Haag, und 1670 siedelte er auf Zureden seiner Freunde nach dem Haag, wo er bis zu seinem Lebensende blieb. Hier wohnte er zuerst bei einer Frau van de Velde. Als er jedoch wahrnahm, daß seine Ausgaben nicht im Verhältnis zu seinen Ein-

---

* Arminianer, Anhänger des Jakob Arminius, welcher die strikte Prädestinationslehre der Kalvinisten verwarf, und für die Mitwirkung des Menschen zur Erlangung der Seligkeit durch den Glauben eintrat.

nahmen standen, mietete er eine billigere Wohnung bei dem Maler Heinrich van de Spyck. In seinem nach der Straße zu gehenden Giebelzimmer stand neben seiner Werkbank auch seine nach der Landessitte zugerichtete „Bedstede", ein sogenanntes Himmelbett. Zurückgezogen von der Welt verlebte er die wenigen ihm noch beschiedenen Jahre.

Bisweilen ging er zu seinen Hausleuten hinab und unterhielt sich mit ihnen leutselig über allerlei Gegenstände. Wenn ihnen Widerwärtigkeiten oder Krankheiten zustießen, tröstete er sie mit der Hinweisung auf die Fügung Gottes, die das Schicksal des Menschen bestimme und das man daher geduldig ertragen müsse. Er ermunterte sie und ihre Kinder, zum Gottesdienst zu gehen. Wenn seine Hausleute aus der Predigt kamen, fragte er sie, welchen Nutzen sie daraus gezogen und was sie zu ihrer Erbauung behalten hätten. Er schätzte freisinnige Predigten und ging selbst einigemal sie zu hören. Manchmal bekam er Besuch von Gelehrten, Staatsmännern und Kaufleuten, im übrigen lebte er einsam, „allerdings nicht in eigensüchtiger pessimistischer Abkehr vom Weltgetriebe, sondern in selbstloser, die höchste Liebe als einzige Wahrheit und Glückseligkeit erkennender Einkehr in alles wirkliche Leben." (Auerbach.)

In seiner Ethik schreibt er: „Wahrlich, nur düsterer und trübseliger Aberglaube verbietet, sich zu ergötzen. Denn weshalb ziemt es sich mehr, Hunger und Durst zu stillen, als den Unmut zu vertreiben? Meine Ansicht und meine Gesinnung ist diese: Kein göttliches Wesen und niemand als ein Neidischer freut sich über mein Unvermögen und meinen Schaden, oder rechnet uns Thränen, Schluchzen, Furcht und andere solche Merkmale geistiger Schwäche als Tugend an. Im Gegenteil, je mehr wir von Lust erregt werden, zu desto größerer Vollkommenheit gelangen wir, d. h. desto mehr nehmen wir notwendigerweise an der göttlichen Natur teil. Der Weise genießt daher die Dinge und ergötzt sich an ihnen so viel als möglich, indessen nicht bis zum Überdruß, denn das heißt nicht sich ergötzen. Der Weise erquickt und erfrischt sich in mäßiger Weise, an angenehmen Speisen und Getränken, sowie am Wohlgeruch, an der Lieblichkeit und am Wachstum der Pflanzen, an Kleiderschmuck, Musik, Kampf- und Schauspielen und anderen dergleichen Dingen, welche jeder ohne irgend eines anderen Nachteil genießen kann."

Seinen Unterhalt (Kuno Fischer hat berechnet, daß er mit zwanzig Pfennig den Tag ausgekommen) verdiente sich Spinoza durch das Schleifen optischer Gläser, das er schon frühzeitig erlernt hatte. Durch seine Kenntnis in der Mathematik und Optik erlangten seine geschliffenen Gläser, für deren Absatz die Freunde sorgten, mit der Zeit einen solchen Ruf, daß er sich von seiner Hände Werk ernähren konnte. Auch übte er sich im Zeichnen, worin er es zu einer ziemlichen Fertigkeit brachte. Es ist noch ein Album vorhanden, in welchem er seine Freunde und sich selbst in humoristischer Weise als Masaniello in Fischertracht zeichnete. Ein gutes Bild von ihm in Öl gemalt befindet sich in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wo einst sein Anhänger Lessing gewirkt. Er war von mittlerer Statur, hatte angenehme, regelmäßige Züge, lebhafte schwarze, von langen Brauen beschattete Augen, dunkle Hautfarbe und schwarze gekräuselte Haare, die seine Abstammung von portugiesischen Juden nicht verkennen ließen. Sein Gerechtigkeitsgefühl zeigte sich, als man ihn nach seines Vaters Tod infolge des Bannes von der Erbschaft ausschließen wollte. Er strengte eine Klage beim Gerichte an und erhielt den Bescheid, daß die Hinterlassenschaft zwischen ihm und seinen Geschwistern in gleicher Weise geteilt werden müsse. Dann aber stand er von der Teilung ab und überließ bis auf ein Bett, das er für sich behielt, alles seinen Schwestern.

Seine Uneigennützigkeit ersehen wir aus folgenden Zügen: Sein mit großen

Glücksgütern gesegneter Freund und Schüler Simon de Vries wollte ihn zum Universalerben einsetzen. Spinoza vereitelte dies und nahm von dem ihm ausgesetzten Jahresgehalt nur einen Teil an. Als Ludwig XIV., der 1672 in den Niederlanden eingefallen war, ihm durch den Prinzen von Condé sagen ließ, er werde ihm ein Jahresgehalt aussetzen, wenn er ihm eines seiner Werke widmen wolle, wies Spinoza dieses höflich aber entschieden ab.

Aus dem Verkehr mit seinen Freunden ist eine ziemliche Anzahl Briefe entstanden, die uns über Spinoza manche wichtige Aufschlüsse geben. Besonders sind die Briefe an Oldenburg interessant; dieser lebte eine Zeit lang in England, war der Freund Miltons und Newtons und Mitbegründer der Royal Society, als deren Sekretär er die transactiones der Gesellschaft von 1674 bis 1777 herausgab. Oldenburg hätte gern gesehen, daß Spinoza Protestant würde, während ein anderer Freund, Albert Burgh, ihn zum katholischen Glauben bekehren wollte. Als Burgh ihm seine Religion dadurch plausibel zu machen suchte, daß er auf die Märtyrer hinwies, die für sie in den Tod gegangen, antwortete Spinoza, auch seine, die jüdische Religion, könne Märtyrer in großer Zahl aufweisen. Er selbst wisse von einem Religionsgenossen, der lieber den Scheiterhaufen der Inquisition bestiegen habe, als daß er sein Judentum verleugnet hätte, und schon mitten in den Flammen stehend habe er den Lobgesang angestimmt: „In deine Hand, o Gott, befehl ich meinen Geist.“ Beide Bekehrungsversuche blieben so erfolglos.

Von der Festigkeit seiner Principien zeugt das folgende. Der freisinnige Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, ließ Spinoza 1673 die Professur für Philosophie an der Universität Heidelberg anbieten. Der Professor der Theologie, Fabricius, erhielt den Befehl, an Spinoza zu schreiben, und obgleich Spinoza nicht in sehr günstigen Vermögensverhältnissen sich befand, schlug er doch dieses ehrenhafte Amt aus, weil man ihm die Bedingung gestellt hatte, daß er nicht dogmatisiere und daß man das Vertrauen zu ihm habe, daß er die Freiheit zu philosophieren nicht zum Umsturze der öffentlich feststehenden Religion mißbrauchen werde.

Spinoza selbst schreibt darüber: „Erstlich bedenke ich, daß ich von der Fortbildung der Philosophie zurücktrete, wenn ich dem Unterricht der Jugend obliege, sodann bedenke ich, daß ich nicht weiß, innerhalb welcher Grenzen jene Freiheit zu philosophieren gehalten werden müsse, damit ich nicht die öffentlich feststehende Religion umzustürzen scheine.“

Spinoza hatte eine schwache Konstitution, schon seit mehreren Jahren litt er an der Auszehrung, und nur mit Hilfe einer genauen und strengen Diät gelang es ihm, sein Leben etwas länger zu fristen und sich frisch und geisteskräftig zu erhalten, um sich den höchsten Aufgaben des menschlichen Denkens hinzugeben.

Zu Beginn des Winters 1674 schreibt er einem Freund, daß er nicht ganz wohl sei. Er verbrachte noch ein paar Jahre arbeitend und forschend, aber den Februar 1677 sollte er nicht überleben. Seine Hausleute dachten nicht, daß sein Tod so nahe sei, als sie am 20. Februar (Samstag vor Fasten) zum Gottesdienst gingen. Ruhig seine Pfeife rauchend, unterhielt er sich noch am selben Nachmittag über die von ihnen gehörte Predigt. Er hatte seinen Freund, den Arzt Ludwig Meyer, kommen lassen, der den Sonntag über bei ihm blieb. Als seine Wirte von der Nachmittagskirche nach Hause kamen, erfuhren sie mit Erstaunen, daß Spinoza um drei Uhr gestorben sei. Etwas über vierundvierzig Jahre alt, war er mit dem ihm bei Lebenszeit nachgerühmten Gleichmut ruhig aus diesem Leben geschieden. Am 25. Februar wurde er zur Erde bestattet. Sein Grab hat man vor einigen Jahren unter Nummer 162 im Grabkeller der neuen Kirche im Haag aufgefunden. Zur Feier seines zweihundertjährigen Todestages wurde ihm im Haag (1877) eine

Gedächtnissäule mit seinem Bilde errichtet.

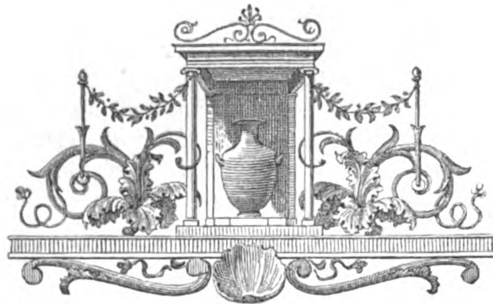
Noch lange Zeit nach seinem Tode war Spinoza verkannt und ist es heute noch bei der Beschränktheit. Erst durch F. H. Jacobi und Lessing, welcher behauptete, es gebe keine andere Philosophie als die Spinozas, ist er zu Ehren gekommen, und heutzutage steht er da als leuchtender Stern erster Größe am Himmel hoher Geister. Alle späteren Denker haben seinen Geist und seinen Einfluß auf sie anerkannt. Herder, Kant, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Hartmann und viele andere haben ihm vieles zu verdanken. Schiller hat außer dem schon erwähnten folgendes Epigramm über ihn gedichtet:

Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
Sein Wipfel thät die Wolken küssen,
Er liegt am Grund — warum?
Die Bauern hatten, hör ich reden,
Sein schönes Holz zum Bau'n vonnöten
Und rissen ihn deswegen um.

Goethe hatte eine besondere Vorliebe für Spinoza, dessen Ideen seinem Geiste die großartige Beruhigung der philosophischen Betrachtung gewährten, die ihn in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt die Einheit und Ewigkeit der Gott-Natur erschauen ließ. Goethe sagt einmal von ihm: „Ich fühle mich Spinoza sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige.“

Mit den Worten Schleiermachers, des süßen, humanen Theologen, wollen wir nun Abschied nehmen von Spinoza; sie lauten:

„Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe. In heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war. Voller Religion war er und voll heiligen Geistes, und darum steht er auch da allein und unerreicht, ein Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger, ohne Bürgerrecht.“





Wanderungen durch den alten Orient.

Von

Georg Steindorff.

II.


Wenn wir das, was uns an großen Baudenkmälern in Ägypten und Mesopotamien, den beiden Haupt-Ländern altorientalischer Kultur, erhalten geblieben ist, miteinander vergleichen, so wird uns ein großer Unterschied schon beim ersten Blicke klar vor Augen treten. Während es nämlich am Nil vor allem Tempelgebäude und Grabanlagen sind, die noch heute durch ihre Größe den Beschauer in Erstaunen setzen, verkünden am Tigris vielmehr die stolzen Trümmer mächtiger Königspaläste die Größe und Macht vergangener Geschlechter. Der Grund für diese seltsame Erscheinung wird nicht, wie man dies vielfach gethan hat, darin zu suchen sein, daß die Ägypter vielleicht frömmer und gottesfürchtiger waren als etwa die Assyrer, und umgekehrt die mesopotamischen Monarchen prachtliebender und hoffärtiger als die ägyptischen Pharaonen; sie klärt sich vielmehr durch den Plan und das Material, die hier und dort für die Bauten der Tempel und Königschlösser in Betracht kamen, vollkommen auf. In Ägypten wurden die Paläste wohl vornehmlich aus Nilziegeln erbaut und die Wände mit Stuckmalereien geschmückt, die Tempel aus festem Kalk- und Sandstein errichtet; in Mesopotamien dagegen schmückte man wenigstens in der Blütezeit des Assyrerreichs die Schlösser der Könige mit Steinplatten und Skulpturen aus festem Stein, die den Unbilden der Zeit zäheren Widerstand entgegensetzten, während die Tempel auf einem verhältnismäßig kleinen Flächenraum in der Form von Etagentürmen aus Ziegeln errichtet wurden und so der Zerstörung leichter preisgegeben waren. Aus diesem Grunde stammt fast alles, was unsere europäischen Museen an assyrischen Denkmälern bergen, aus Palästen, und hauptsächlich sind es drei große Ruinenstätten, in denen diese interessanten, zum Teil prächtig erhaltenen Denkmäler wieder ans Tageslicht getreten sind: Ninive, Kalah und „Sargonsburg“. Sie alle liegen ziemlich nahe beieinander in der Gabelung, die von dem großen Zab, dem Lykusflusse der Alten, und dem Tigris gebildet wird, und zwar sind die Trümmer von Kalah am südlichsten, am Zusammenfluß beider Flüsse, die von Ninive weiter nördlich, dem heutigen Mossul gegenüber, und die von Sargonsburg endlich wieder einige Stunden nördlich von Ninive an dem kleinen Flüßchen Chosser zu suchen. Das große Verdienst, diese wichtigen Plätze aufgedeckt und damit das alte Assyrien in greifbarer Wirklichkeit der Gesamtwissenschaft wiedergeschenkt zu haben, gebührt England und Frankreich zu gleichen Teilen.

Im März des Jahres 1843 war es, daß der damalige französische Konsul in Mossul, Emil Botta, mit seinen Arbeitern

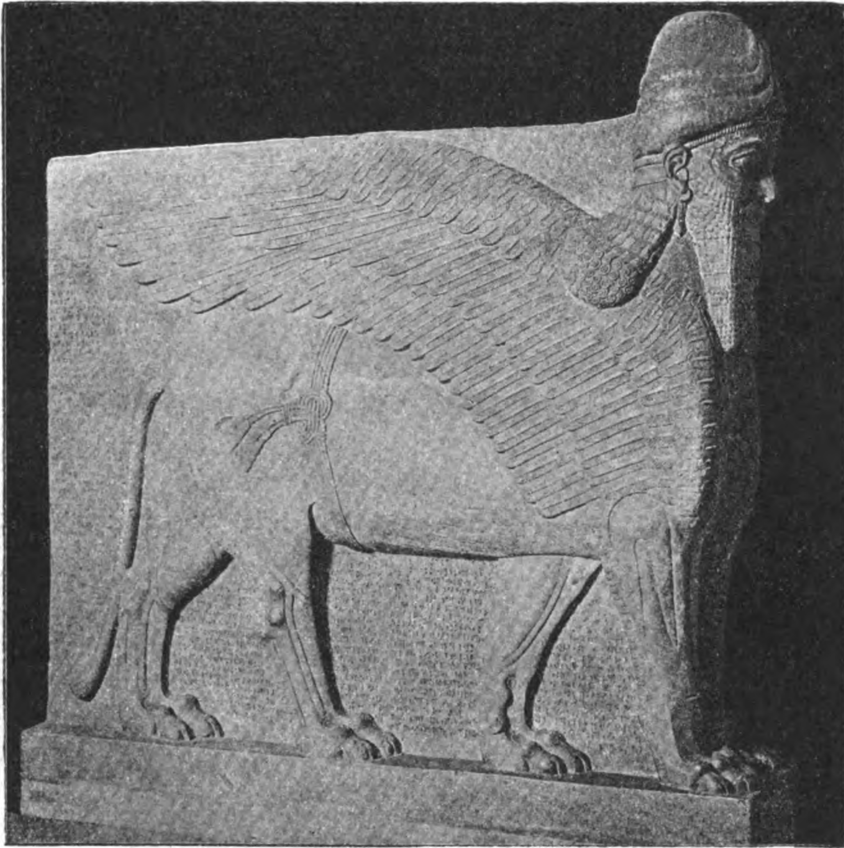
an die Ausgrabung der am Chosser belegenen Trümmerhügel von Korsabad ging, und im Verlaufe von zwei Jahren gelang es ihm, einen beträchtlichen Teil der Königsburg und der damit verbundenen Stadt, Dûr-Scharrukin (d. i. Sargonsburg), freizulegen und im Juni 1845 die ersten großen assyrischen Skulpturen nach seiner französischen Heimat zu überführen. Nachdem dann die Arbeiten mehrere Jahre hindurch geruht hatten, nahm der Nachfolger Bottas in Mossul, der Architekt Viktor Place, im Jahre 1851 die unterbrochenen Grabungen wieder auf und führte sie bis 1855 so weit zu Ende, daß er einen vollständigen Plan der Palastgebäude vorlegen konnte. Leider ist von den Funden, die er dort gemacht, nur weniges erhalten geblieben, da das Schiff, das die kostbaren Schätze transportierte, bei einem Sturm auf dem reißenden Tigris unterging. Es liegt auf der Hand, daß die glänzenden Erfolge Bottas nicht lange ohne Nacheiferung blieben. Zu Ende des Jahres 1845 begann der Engländer A. H. Layard in dem südlich von Mossul gelegenen Nimrud (Kalah) seine ersten Ausgrabungen, die er, vom Glück begünstigt, hier und in dem gegenüber Mossul gelegenen Hügel von Kujundschik bis zum Juni 1847 fortsetzte und nach einer kurzen Pause mit bewundernswerter Energie in einer zweiten Campagne von 1849 bis 1851 vollendete. Hier gelang es Layard, vornehmlich in diesen letzten Jahren, die von ihm genau durchforschten Stätten von Kujundschik und dem benachbarten Nebi Junus als Teile des alten Ninive zu erkennen, und so kann er als der eigentliche Entdecker dieser größten aller altorientalischen Königsresidenzen angesehen werden.

Der Schwerpunkt der in ihrer zeitlichen Folge eben kurz skizzierten Ausgrabungen liegt nun in Kalah (Nimrud) und in Ninive (Kujundschik und Nebi Junus). Ihnen gegenüber tritt die Bedeutung von Korsabad, so wichtig es auch baugeschichtlich sein mag, immerhin etwas in den Hintergrund. Korsabad war nämlich lediglich eine Schöpfung des Königs Sargon (722 bis 705 v. Chr.), der es, wie er selbst in einer Inschrift sagt, „nach Gottes Geheiß und auf Antrieb seines eigenen Herzens“ gegründet hatte, das aber bald, nachdem dieser Herrscher durch Mörderhand einen plötzlichen, vorzeitigen Tod gefunden, wieder verfiel oder wenigstens seinen Glanz verlor. Ninive und Kalah dagegen waren die eigentlichen Residenzen der assyrischen Großkönige; hier war ihre üppige Hofhaltung, hier empfingen sie die tributbringenden Gesandtschaften der unterworfenen Völkerschaften, hier zogen sie nach siegreichen Schlachten triumphierend ein, hier unterlagen sie schließlich auch dem mächtigen Feinde, samt ihrer Macht unter den rauchenden Trümmern ihrer Paläste begraben.

Sowohl in Ninive als auch in Kalah ist uns eine ganze Reihe von Schlössern erhalten geblieben. Denn einer auch in anderen orientalischen Ländern befolgten Sitte zufolge begann jeder Herrscher mit seinem Regierungsantritt den Bau eines eigenen Palastes. Er mochte nicht in denselben Zimmern und Sälen hausen, in denen ein ihm vielleicht verhaßter Vorgänger sein Leben verbracht, oder gar sein Vater nach gutem morgenländischem Brauche ermordet worden war, er scheute sich, an den Wänden fortwährend auf die in Stein gemeißelten Ruhmesthaten des früheren Herrschers blicken zu müssen, er wollte mehr thun, prächtiger und glänzender residieren als irgend ein König vor ihm. So legte er denn an einem glückverheißenden Tage den Grundstein zu einem neuen Hause, das er mit allem Luxus auszustatten suchte. Dabei scheute er sich natürlich nicht, das Material, Bausteine und Alabasterplatten, aus älteren Palästen wegschleppen zu lassen und für seinen neuen zu verwenden.

Von den Palästen, die sich nun in Nimrud finden, ist der älteste der sogenannte Nordwestpalast, den sich der König Assurnassirpal (885 bis 860 vor Chr.) errichtet hat und der durch Layards Ausgrabungen freigelegt worden ist. Der

König selbst schildert den Bau dieses Palastes in einer großen Inschrift, die allenthalben auf den Skulpturen wiederkehrt, mit folgenden phrasenreichen Worten: „Die Stadt Kalah, welche Salmanassar I. (um 1300 v. Chr.), ein vor mir regierender Fürst, erbaut hatte, jene Stadt war verfallen und heruntergekommen. ich sitze für immer alldort auf. Tiere der Berge und der Meere fertigte ich aus weißem Alabaster an und stellte sie an seinen Thoren zum Schmucke in einer Reihe auf; mit einem Geländer aus Bronzepfeilern umgab ich ihn; Thürflügel aus Cedernholz, Fichtenholz u. s. w. setzte ich in seine Thore ein. Silber, Gold,



Geflügelter menschenköpfiger Löwe. Aus dem Palaste von Kalah.

aber baute sie wieder auf. Leute, Gefangene aus den Ländern, welche ich erobert hatte, führte ich weg und siedelte sie dort an. Den alten Ruinenhügel grub ich um und legte ihn bis zum Niveau des Wassers nieder. Einen Palast aus Cedernholz, aus Fichtenholz, aus ‚Tapran‘-Holz, aus ‚Miskan‘-Holz, aus Pistazien- und Tamariskenholz führte ich zu meiner königlichen Residenz, zu meinem Herrschersitze für immer alldort auf. Blei, Kupfer und Eisen, die Beute meiner Hand aus den Ländern, die ich eroberte, nahm ich in großer Menge und legte sie darinnen nieder.“

Die Thore des Palastes waren von gewaltigen Löwen oder mischgestalteten Ungeheuern, geflügelten Löwen mit langbärtigen Manneshäuptern und gehörnten Kopfbedeckungen flankiert; an den beiden Seiten der Saalthüren standen große

Göttergestalten, die bald menschen-, bald adlerköpfig waren und in der einen Hand eine Art Tasche trugen, während sie mit der anderen einen Pinienzapfen, das Symbol der Fruchtbarkeit, dem Eintretenden gleichsam segnend entgegenhielten. Die Wände der Säle waren mit großen Alabasterplatten verkleidet, die mit prächtig ausgeführten Reliefs geschmückt und mit bunten Farben übermalt waren. Die meisten davon sind nach London in das Britische Museum gewandert, ein kleiner Teil ist in das Berliner Museum gekommen, das auch von den wichtigeren Londoner Stücken gute Gipsabgüsse besitzt. Die Darstellungen dieser Reliefs sind überaus mannigfach. Vor allem haben wir geflügelte Götterfiguren, ähnlich denen an den Saalthüren, die zu beiden Seiten eines eigentümlich stilisierten Baumes, über dessen Bedeutung man keine volle Klarheit besitzt, stehend oder auf einem Knie ruhend abgebildet sind. Auf einem anderen großen, jetzt in Berlin befindlichen Relief sehen wir auf der einen Seite den König, wie er von zwei geflügelten Göttern gesegnet wird, während er auf der anderen, von zwei Eunuchen, die durch ihre weichen, fleischigen, bartlosen Gesichter treffend gekennzeichnet sind, begleitet, ein Trankopfer darbringt. Vor allem hat aber Assurnassirpal seine Jagdabenteuer und Kriegszüge an den Wänden des Palastes verherrlicht. So sehen wir ihn samt seinem Gefolge auf der Löwen- oder Wildochsenjagd, wie er auf seinem von drei Rossen gezogenen Streitwagen einherfährt und einen lebendigen Stier mutig bei den Hörnern packt, während ein anderer, von vier Pfeilen durchbohrt, sterbend auf der Strecke liegt. Ein anderes Bild führt uns den Herrscher nach der Jagd vor Augen. Die Beute ist heimgebracht worden, und inmitten seiner Hofleute und Würdenträger, unter dem Klange der Harfen bringt er über dem erlegten Löwen aus bronzener Schale ein Trankopfer dar. So tötete er einer Inschrift zufolge „120 Löwen in der Tapferkeit seines Herzens, in ritterlichem Ansturm, zu Wagen mit Pfeilen, zu Fuß mit dem Spieß“.



Geflügelte adlerköpfige Gottheiten neben dem heiligen Baume.

Überaus mannigfaltig sind die Reliefs, die uns den König auf seinen Heerzügen zeigen, die ihn im Süden bis an die Grenze Babyloniens, im Norden bis hinein nach Armenien, im Westen in die Gebirge des Libanon führten, und auf denen er „alle Länder vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne seinem Fuße unterwarf". Hier sehen wir ihn, wie er, von Bogenschützen und seinem Rosselenker begleitet, auf seinem Streitwagen den Feinden nachsetzt, oder wie er in einem Boote von zwei am Ufer stehenden Männern über einen Fluß gezogen wird; dort finden wir ihn bei der Erstürmung einer feindlichen Festung, welche von Bogenschützen, die von den zinnengekrönten Türmen herab gegen die assyrischen Angreifer ihre Geschosse entsenden, tapfer verteidigt wird. Von der großen Belagerungsmaschine, auf der ein Bogenschütze und ein Schildträger steht, wird Bresche in die Ringmauer gelegt, während der König selbst, der von einem Eunuchen und zwei Kriegern, die sein kostbares Leben mit ihren runden Schilden decken, begleitet ist, an dem Kampfe teilnimmt und mit seinem Bogen auf die Feinde zielt.

Die Ausführung aller dieser Reliefs ist eine überaus sorgfältige, und namentlich die Tiergestalten, Löwen, Stiere, Pferde, legen von einer genauen Naturbeobachtung Zeugnis ab.



Zwei geflügelte Götter neben dem heiligen Baume.

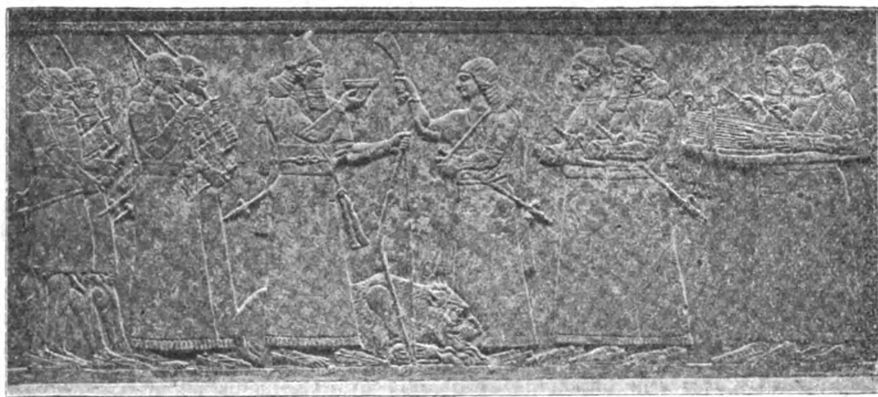
Als Assurnassirpal im Jahre 860 vor Chr. starb und ihm sein Sohn Salmanassar in der Regierung folgte, zog dieser, dem erwähnten Grundsatze getreu, nicht in den „Nordwestpalast" seines Vaters ein, sondern errichtete sich selbst in der Mitte der Nimrud-Terrasse einen neuen Bau, den sogenannten Centralpalast. Er ist leider vollständig zerstört, und nicht viel mehr als eine Säule zeugt von seiner vergangenen Pracht. Diese Säule — gewöhnlich bezeichnet man sie als Obelisken — wiegt aber eine ganze Reihe von Denkmälern auf und ist eins der interessantesten und historisch wichtigsten Stücke, die überhaupt aus dem Altertum auf uns gekommen sind. Sie besteht aus wetterfestem schwarzem Basalt und hat eine Gesamthöhe von beinahe zwei Metern. Ihr unterer Teil ist mit Inschriften bedeckt, welche die Feldzüge des Königs während seiner ersten einunddreißig Regierungsjahre in kurzer, annalistischer Form schildern. Um einen Begriff von ihrem Stil zu geben, seien die Berichte des ersten und achtzehnten Regierungsjahres angeführt, die auch zeigen, in welcher Richtung sich die Heeresfahrten Salmanassars hauptsächlich beweg-

ten: „Auf dem ersten meiner Feldzüge überschritt ich bei hohem Wasserstande den Euphrat und zog nach dem Westmeere



König Assurnassirpal auf der Wildochsenjagd.

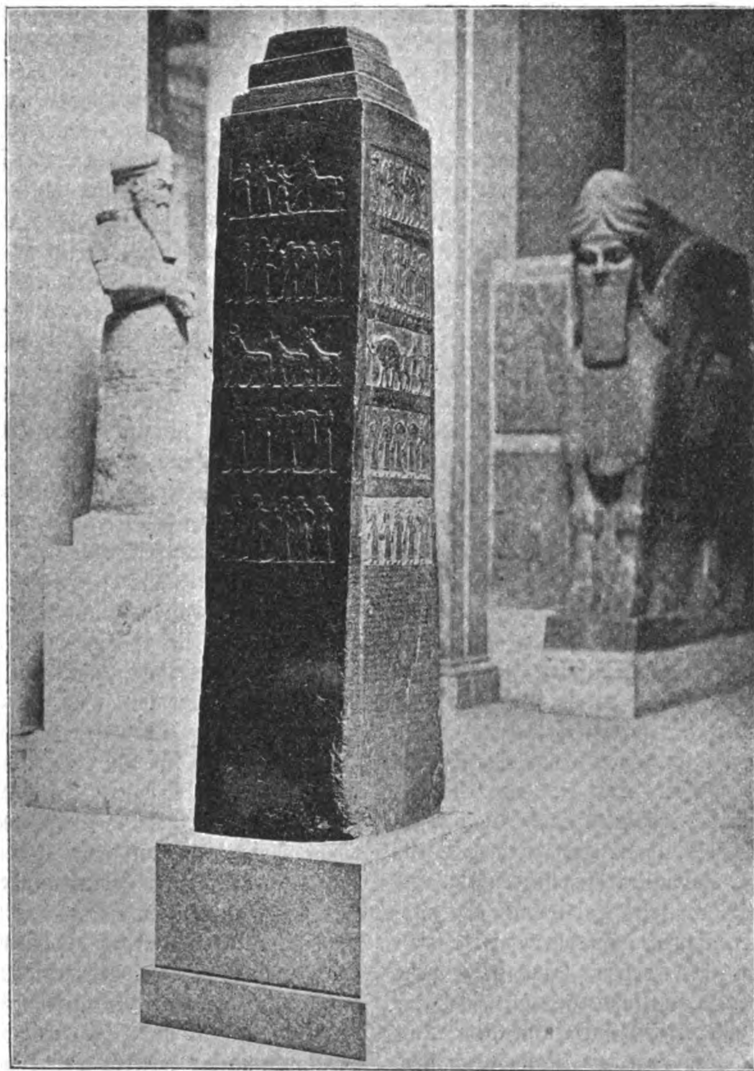
(d. i. dem mittelländischen). Ich ließ meine Waffen am Meere erglänzen, brachte meinen Göttern Opfer dar und stieg nach dem Amanusgebirge hinauf. Ich fällte Cedern- und Cypressenbalken und bestieg das Lallar-Gebirge. Dort errichtete ich mein Königsbild. Im achtzehnten Regierungsjahre überschritt ich zum sechzehnten Male den Euphrat. Hazael von Damaskus zog zur Schlacht mir entgegen. Ich nahm ihm 1121 seiner Streitwagen, 470 Streitrosse und sein Lager weg."



König Assurnassirpal opfert über einem erlegten Löwen.

Über dieser Annaleninschrift finden sich nun in fünf um die Säule laufenden Reihen Reliefdarstellungen von Angehörigen besiegter oder wenigstens tributpflichtiger Völkerschaften, die dem Könige ihre Gaben darbringen. Dazu wird jede Abbildung von einem kurzen Texte erläutert. In einer Reihe sehen wir z. B. die Tribute des seiner Lage nach leider unbekannten Landes Musri, der in allerlei fremdartigen Tieren, zweihöckerigen Kamelen, Steinböcken, einem Elefanten und wunderlichen Affen, deren Menschenähnlichkeit der Bildhauer durch veritable Menschengesichter wiedergegeben hat, dargestellt. Darüber

findet sich „der Tribut des Jaua, des Sohnes des Chumri", der in „Silberbarren, Goldbarren, einer goldenen Schale, einer goldenen Kelle, goldenen Bechern, goldenen Schöpfgefäßen, Bleibarren, einem Stab für die Hand des Königs und Speerschäften" besteht. Dieser Jaua ist nun kein anderer als der in den Königsbüchern der Bibel erwähnte Jehu von Samaria, zu dessen Zeit „Jahve anfing an Israel abzuschneiden und Hazael" — derselbe Fürst von Damaskus, den Salmanassar nach dem oben angeführten Berichte in offener Feldschlacht besiegte — „es in allen Grenzen schlug." Jehu liegt vor dem Assyrerkönige, der ihn in Gegenwart seines Hofstaates empfängt und den ein Eunuch mit dem Schirm vor den Sonnenstrahlen schützt, demütig im Staube, während seine Leute, die an den Ge-



Der Obelisk Salmanassars im Britischen Museum zu London.

sichtszügen leicht als Israeliten zu erkennen sind, von einem Beamten eingeführt werden und dem Herrscher ihre reichen und kostbaren Geschenke herbeischleppen.

Nach Salmanassars Tode sank das assyrische Reich von der Machthöhe, die es unter seiner und seines Vaters Regierung eingenommen, wieder herab, und aus dieser Zeit des Niederganges sind uns auch nur wenige Denkmäler erhalten geblieben. Erst mit der Thronbesteigung Tiglatpilesers III. (745 bis 727 v. Chr.), desselben, den nach dem Berichte der Königsbücher (2. Könige 16) Ahas von Juda zur Hilfe gegen den König Pekah von Israel angerufen hatte, trat eine neue Glanzperiode ein. Babylonien wurde mit dem Assyrerreiche vereinigt, Armenien unterworfen, Syrien und Palästina tributpflichtig gemacht. Bekannt ist, daß Tiglatpilesers Sohn Salmanassar (727 bis 722 v. Chr.) gegen Hosea von Israel Krieg führte und ihn selbst gefangen nahm, daß die Stadt Samaria nach dreijähriger Belagerung in die Hände der Assyrer fiel und von Sargon, dem Nachfolger Salmanassars, nicht weniger als 27000 Israeliten in die Gefangenschaft fortgeschleppt wurden. Hierin schlug Sargon die schon von seinen Vorgängern befolgte Politik ein, die angesehensten Familien der eroberten Länder nach Assyrien zu verpflanzen und an ihrer Stelle assyrische Kolonisten hinzusenden, die sich dann mit der zurückgebliebenen Bevölkerung vermischten. Hierdurch wurde nicht nur dem unterworfenen Lande seine beste Kraft entzogen, sondern auch durch die neu angesiedelten Assyrer eine dem Mutterlande treu ergebene Masse geschaffen. Auch Cypern unterwarf sich dem Assyrerreiche, und Sargon ließ hier zur Feier seines Triumphes in der Stadt Kition, dem heutigen Larnaka, einen über zwei Meter hohen Denkstein errichten, der jetzt eine der Zierden des Berliner Museums bildet. Auf der Vorderseite ist der König in vollem Ornate, die Tiara auf dem Haupte, dargestellt, während lange Inschriften die Siege des Herrschers und die Aufstellung der Stele schildern. Hören wir, wie der König sich selbst hierüber ausläßt:

„Sieben Könige von Jah, einer Landschaft Cyperns, die sieben Tage weit vom Westmeer (d. i. dem mittelländischen) wohnen und deren Wohnsitz entfernt ist, deren Landesnamen seit fernen Tagen, seit der Gründung Assyriens, niemand von den Königen, meinen Ahnen, die vor mir wandelten, vernommen hatte: sie hatten von den Thaten, welche ich im Chaldäerlande und im Lande der Hethiter (Nordsyrien) verrichtet, mitten im Meere in der Ferne gehört. Furcht ergriff sie, Gold und Silber, Geräte aus kostbaren Hölzern, die Schätze ihres Landes brachten sie zu mir nach Babylonien und küßten meine Füße. Zu jener Zeit ließ ich eine Steintafel anfertigen, mein Königsbild einmeißeln und zu meinem Andenken aufrichten. Die Namen der Länder, die ich vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne im Vertrauen auf Assur, Nebo und Marduk, meine Schutzgötter, meiner Majestät unterjocht hatte, schrieb ich darauf und stellte sie in Cypern auf. Ich, der ich im Vertrauen auf die großen Götter, meine Herren, nach ihrem Gesetze wandle, der ich keinen Nebenbuhler besitze, hinterließ sie für die Zukunft den Königen, meinen Söhnen. In ferner Zukunft möge ein späterer Fürst, wenn er meine Inschrift finden und lesen wird, die Macht der großen Götter preisen, den Stein salben und ein Opfer darbringen. Wer aber den Standort des Denksteins verändert, ihn zerstört oder meinen Namen auskratzt, den sollen die großen Götter, deren Namen in dieser Inschrift verkündet sind, und die Götter, welche inmitten des weiten Meeres wohnen, verfluchen und seinen Namen und seinen Samen vertilgen. Mit Hungersnot und Pest sollen die Bewohner seines Landes geschlagen werden. Seinem Feinde gegenüber soll er gefesselt sitzen, vor seinen Augen soll sein Land gebrochen werden." Hoffentlich sind diese schrecklichen Flüche veraltet und gehen nicht mehr an uns,

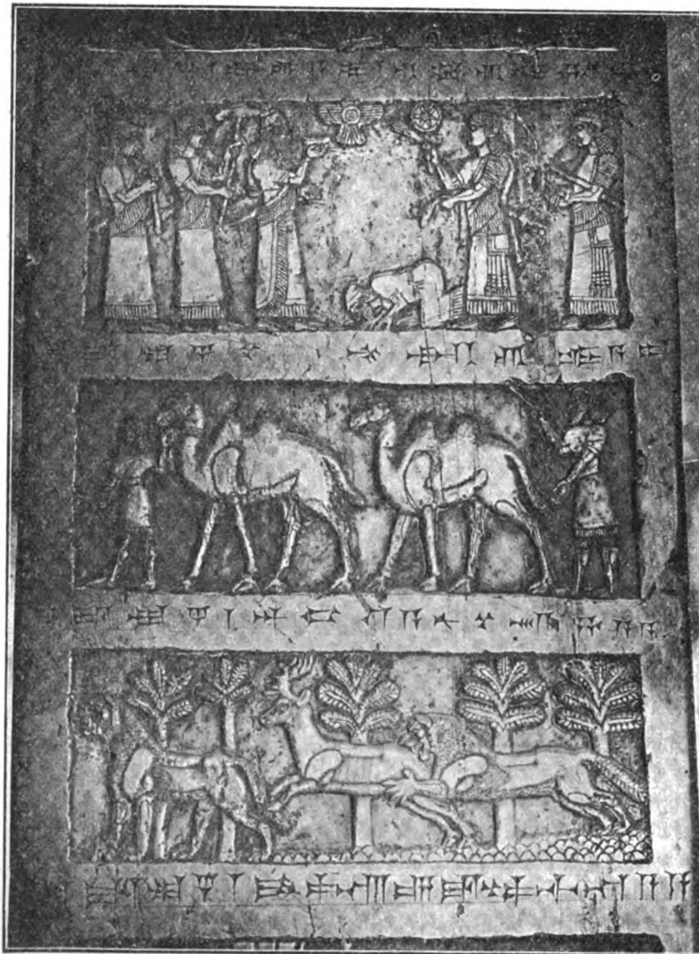
die wir nun wirklich „den Standort des Steines verändert haben", in Erfüllung.

Auf Sargon folgte sein Sohn Sanherib, der durch seine Kämpfe mit Hiskias von Juda auch bei uns eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Mit seinem Nachfolger Asarhaddon (680 bis 669 v. Chr.), einer der sympathischsten Persönlichkeiten der altorientalischen Geschichte, erreichte die assyrische Großmacht ihren Höhepunkt. Ägypten, das immer mit den Feinden Assyriens konspiriert hatte, wurde unterworfen, das phönicische Sidon erobert und zerstört und die Cilicier in Kleinasien überwältigt. Asarhaddons Sohn, Assurbanipal, der Sardanapal der griechischen Klassiker, suchte die von seinem Vater ererbte Monarchie zusammenzuhalten, doch finden sich unter seiner Regierung schon die Spuren des äußeren Verfalls. Vor allem wirkte zur Schwächung der assyrischen Macht eine Verschiebung der Völkerverhältnisse Kleinasiens, die von dem Volke der Kimmerier ausging, das, in den Steppen des südlichen Rußlands zu Hause, um das Jahr 700 in Kleinasien eingefallen war und mit dem schon Asarhaddon einen schweren Strauß zu bestehen gehabt hatte. Unter Assurbanipals Regierung fielen sie in Lydien ein, dessen König Gyges sich an Assyrien wandte und über die Barbaren einen wenn auch nicht folgenreichen Sieg erfocht. Diese Beziehungen zu Gyges hat Assurbanipal in seinen Annalen, die auf einem zehnseitigen, im Britischen Museum zu London aufbewahrten Thonprisma stehen, in überaus lebhafter Weise und frischestem Tone, der in nichts an die Trockenheit und Langeweile des üblichen phrasenhaften Annalenstils erinnert, uns erzählt. Ich glaube, man wird seinem spannenden, fast dramatischen Berichte, den ich im Folgenden wiedergebe, gern zuhören.

„Gûgu (d. i. Gyges), dem Könige von Lydien, einem Gebiete jenseit des Meeres, einem fernen Lande, dessen Namen die Könige, meine Väter, nicht gehört, offenbarte Assur (der assyrische Nationalgott), mein Erzeuger, meinen Namen im Traume, indem er sprach: ‚Die Füße Sardanapals, des Assyrerkönigs, erfasse, und durch seinen Namen wirst du deine Feinde besiegen!' Noch am selben Tage, an dem er dieses Traumbild gesehen, schickte er seinen Gesandten ab, um mich zu begrüßen, meldete diesen Traum, den er gesehen, durch seinen Boten, und der erzählte ihn mir. Von diesem Tage an, da er sich mir unterworfen, besiegte er die Kimmerier, die die Leute seines Landes beunruhigt, die meine Väter nicht gefürchtet und sich auch mir, dem Könige, nicht unterworfen hatten. Im Vertrauen auf die Götter Assur und Astarte, meine Herren, nahm er zwei von den Führern der Kimmerier, die er besiegt, legte sie fest in Ketten, in eiserne Fesseln und Bande, und ließ sie samt einem kostbaren Geschenke vor mich bringen." Doch dieser Sieg machte den Gyges hochmütig und er stellte die bis dahin regelmäßig nach Assyrien geschickten Gesandtschaften und die selbstverständlich damit verbundenen Tributgaben ein. Ja noch mehr, „zum Bunde mit Psammetich, dem Könige von Ägypten, der das Joch meiner (d. i. Sardanapals) Herrschaft verächtlich abgeworfen hatte, schickte er seine Streitmacht. Das hörte ich, und zu den Göttern Assur und Astarte betete ich also: ‚Seine Leiche werde vor seine Feinde geworfen, und man möge fortführen seine Gebeine!' Und wie ich Assur gebeten, so erfüllte es sich. Vor seine Feinde ward seine Leiche geworfen, und man führte fort seine Gebeine. Die Kimmerier, die er durch meinen Namen unter sich getreten, kamen heran und warfen sein ganzes Land nieder. Darauf bestieg sein Sohn den Thron. Von dem Unheil, das meine Götter auf mein Gebet hin an seinem Vater vollbracht, schickte er mir durch einen Boten Kunde und erfaßte meine Füße, indem er mir sagen ließ: ‚Du bist ein König, von dem Gott weiß. Meinen Vater verfluchtest du und Böses widerfuhr ihm. Aber mich, den Knecht, der dich fürchtet, begrüße segnend und laß mich dein Joch tragen!'" Damit schließt der Bericht.

Freilich konnten schließlich die assyrischen Götter doch nicht den Untergang des assyrischen Reiches selbst verhindern, das schon zwanzig Jahre nach Sardanapals Tode den verbündeten Heeren der Chaldäer und Meder zur Beute fiel.

Doch wenden wir uns jetzt an den Tigris, zu den Palästen von Ninive zurück. Die Machtfülle, die Assyrien unter Tiglatpileser und seinen Nachfolgern bis zu Sardanapal erlangt hatte, spiegelt sich deutlich in den gewaltigen Bauwerken, die diese Herrscher sich zu ihrem Ruhme errichtet, wieder. Vor allem waren es neben Sargon, dem Erbauer der schon mehrfach genannten „Sargonsburg“ bei Korsabad, die Könige Sanherib und sein Enkel Sardanapal, die Ninive zu einem glänzenden Königssitze erhoben und durch die großen Aufgaben, die sie den Künstlern dabei stellten, die assyrische Kunst zur prächtigsten Entfaltung brachten. Der Palast, den sich Sanherib im südwestlichen Teile des Kujundschikhügels errichtete und den später Sardanapal restaurierte und weiter ausbaute, ist der größte der assyrischen Königspaläste überhaupt. Er hat ungefähr die Form eines Rechtecks, das eine Länge von 180 Metern bei einer Breite von 100 Metern besitzt. Zwei Eingänge führen in das Gebäude hinein, der eine im Südwesten am Flusse, der andere gegenüber der Stadt, im Nordosten. Der Palast selbst umfaßt etwa sechzig Räume, teils langgestreckte Galerien, teils viereckige Säle und Zimmer, die sich um drei Höfe gruppieren. Die Größe der Säle schwankt bedeutend; neben einem Raum von 37 Metern Länge und 9 Metern Breite haben wir einen Saal, der nicht



Relief von dem Obelisken Salmanassars.
(In der obersten Reihe: Jehu von Israel vor dem Assyrerkönige.)

weniger als 54 Meter lang und 9 Meter breit ist, also etwa einen Flächenraum wie der berühmte Weiße Saal im Königlichen Schlosse zu Berlin besitzt. Die Wände der einzelnen Räume sind auch hier, wie im Palaste Assurnassirpals in Nimrud, mit Reliefs geschmückt, die wieder Scenen aus dem Privatleben und aus den Kriegszügen des Herrschers wiedergeben. Noch mehr als in früheren Zeiten bemüht sich hier der Künstler, die Gegenstände möglichst realistisch darzustellen, und eine besondere Sorgfalt hat er namentlich der genauen Wiedergabe der Landschaft, auf der sich die einzelnen Vorgänge abspielen, gewidmet. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es oft fast den Anschein hat, als habe der Bildhauer gute Photographien mit dem Meißel auf die Wand übertragen. Mit solcher frappanten Naturwahrheit sind alle Details, Bäume und Pflanzen, Menschen und Geräte zur Darstellung gebracht. Von besonderem Interesse sind zwei Zimmer, deren Wände uns eine Stadt an der Küste eines mit Galeeren belebten Meeres vor Augen führen. Dieselben waren einen Meter hoch gänzlich mit beschriebenen Thontafeln, beschriebenen Thonfäßchen und anderen Schriftstücken angefüllt und enthielten dereinst die Kanzlei des Königs Sardanapal. Welche Wichtigkeit dieser Fund hat, läßt sich leicht ermessen, wenn man die Mannigfaltigkeit der hier aufbewahrten Schriftstücke übersieht. Depeschen, die von den Generälen und Feldobersten des Königs aus dem Kriegslager an den Monarchen gerichtet wurden, wechseln mit mythologischen Erzählungen und religiösen Gesängen, neben astronomischen



Relief von dem Obelisken Salmanassars.
(In der obersten Reihe: Tributbringende Israeliten.)

Beobachtungen liegen annalistische Aufzeichnungen oder juristische Urkunden.

Außer dem Palaste des Sanherib steht nun auf der Terrasse von Kujundschik im Norden noch ein zweiter Palast, der in den Jahren 1852 bis 1854 von dem Gehülfen Layards, Hormuzd Rassam,* zum großen Teil vom Schutte freigelegt worden ist. Wenn dieses Gebäude auch jenem in den räumlichen Verhältnissen keineswegs gleichkommt, so steht es doch in künstlerischer Beziehung keineswegs hinter ihm zurück. Was von der Ausführung der Reliefs im Sanheribpalaste gesagt worden ist, trifft auf die Skulpturen in diesem Gebäude in fast noch höherem Maße zu. Neben den Darstellungen aus den verschiedenen großen Feldzügen des Königs, die sich in einem, von Rassam so genannten, susischen, babylonischen und arabischen Zimmer befinden, verdient besonders das „Löwenzimmer" unsere Aufmerksamkeit, das mit Scenen aus den Jagden des Königs ausgeschmückt ist. Was hier der assyrische Künstler in der Wiedergabe der einzelnen Tiere, um von anderem ganz zu schweigen, geleistet hat, steht in der That auf der allerhöchsten Höhe der Kunstthätigkeit. Jede Bewegung, jeder Muskel, jeder Gesichtsausdruck des Löwen ist aufs schärfste beobachtet und ebenso scharf wiedergegeben worden. Man sieht bei jedem einzelnen Bilde, daß der Künstler wirkliche Studien nach der Natur gemacht hat, daß er den heranstürmenden, den aufmerksam lauernden, den verwundeten und sterbenden Löwen im Jagdrevier genau skizzierte, ehe er ihn im Relief zur bildlichen Ausführung brachte, und daß er nicht die Motive seiner Tierdarstellungen, wie wir dies z. B. bei den klassischen Künstlern so oft nachweisen können, aus der Tiefe seines Gemüts geschöpft hat. Als Beispiele mögen die beiden hier in der Abbildung S. 849 wiedergegebenen Reliefs dienen. In dem oberen sieht man links den König selbst, wie er einen Löwen, der auf den Hinterbeinen schreitet, beim Schwanze packt, während rechts ein ruhig auf seinem Pferde sitzender Reiter einen wütend vor ihm zum Sprunge kauernden Leu mit einer Art Kantschu zurücktreibt. Das untere zeigt uns den feierlichen Abschluß der Jagd. Über vier erlegten Löwen gießt der König, von seinem Jagdgefolge umgeben, vor dem Altare ein Trankopfer aus. Zwei Musikanten begleiten die Opferhandlung mit Harfenspiel, während schon ein neues Beutestück links von den Dienern herbeigetragen wird.

Führt uns so das „Löwenzimmer" im Königspalaste zu Kujundschik die assyrische Bildhauerei auf ihrem Höhepunkte vor Augen, so ist es auch die Wiege unserer Kenntnis der assyrisch-babylonischen Litteratur. Denn in ihm befand sich die große Bibliothek Sardanapals, aus der uns die wichtigsten Stücke altbabylonischer Poesie, vor allem das große Nimrud-Epos, geliefert worden sind. Schon als Knabe hatte Sardanapal „die Weisheit Nebos (des Gottes der Wissenschaften) sich angeeignet, die ganze Schreibekunst erfaßt", er hatte, was wohl nicht viele assyrische Monarchen von sich sagen konnten, Schreiben und Lesen gelernt und eine gewisse wissenschaftliche Bildung gewonnen. Vor allem hatte er ein großes und lebhaftes Interesse an der Vergangenheit seines Landes und ließ deshalb, nachdem er zur Regierung gekommen war, in den alten Tempelbibliotheken der babylonischen Städte alle bedeutsameren Schriftstücke durch seine Gelehrten nochmals abschreiben und in seine Bibliothek nach Ninive bringen. Hier sind sie denn, unter dem Schutte des Palastes begraben, wenn auch oft in zahllose Stücke zerbrochen, bis auf unsere Tage erhalten geblieben und in das Britische Museum zu London gebracht worden. Jetzt ist das meiste davon veröffentlicht und erzählt uns von

* Hormuzd Rassam ist derselbe, der, im Jahre 1864 von der englischen Regierung mit einer Mission an König Theodor von Abessynien betraut, von diesem gefangen gesetzt und erst im April 1868 bei der Eroberung Magdalas durch Lord Napier befreit wurde.

den ältesten Geschicken des Landes und von dem Denken seiner Bewohner ebensoviel, wie vor 2500 Jahren dem wissensdurstigen Sardanapal. Unter diesen Bruchstücken der altmesopotamischen Litteratur verdienen vor allem die mythologischen Erzählungen unsere Beachtung, und unter diesen stehen wiederum an erster Stelle die sogenannten Izdubar-Legenden, oder, wie man sie auch genannt hat, das Nimrud-Epos, sowohl wegen seines äußeren Umfanges und seiner prächtigen Schilderungen, als auch wegen der engen Beziehungen, die ein Teil derselben zu der biblischen Sündfluterzählung hat.

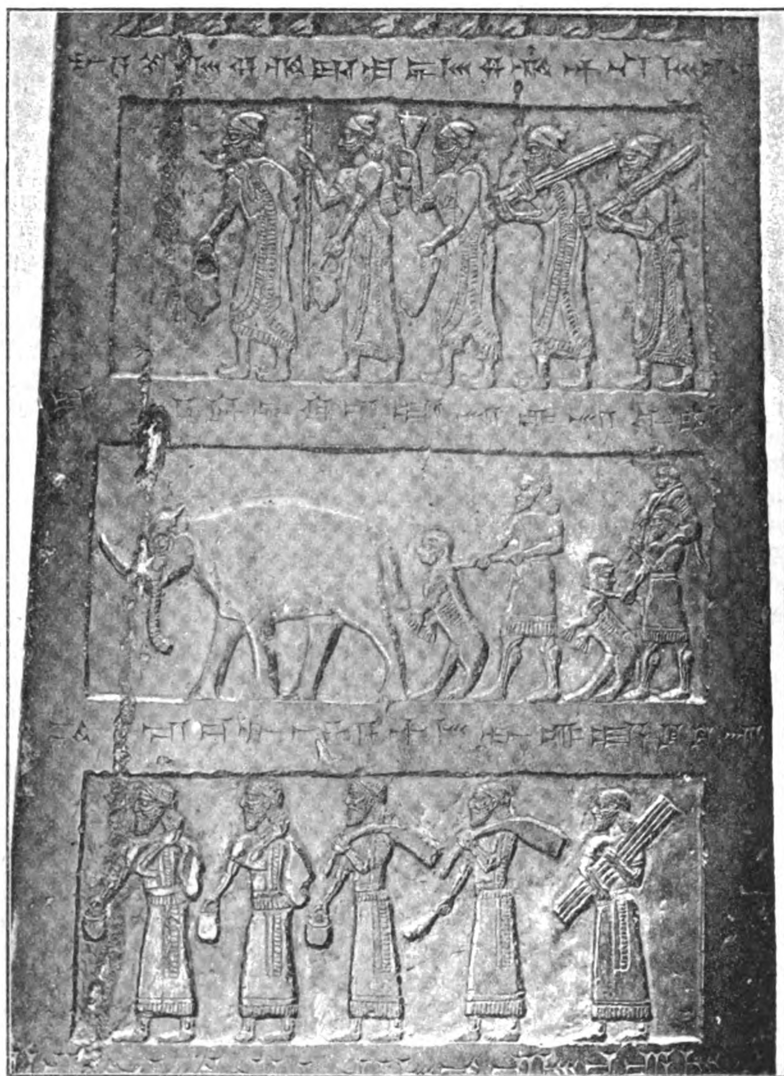
Das Epos umfaßt insgesamt zwölf Tafeln von je sechs Kolumnen, und jede Tafel enthält etwa zweihundertfünfzig Zeilen. Es feiert die Thaten eines mythischen Königs der südbabylonischen Stadt Erech, dessen Name konventionell Isdubar ausgesprochen wird und den man vielfach mit dem biblischen Nimrod identifiziert hat. Die sechste und elfte Tafel des Gedichtes liegen uns jetzt fast vollständig vor, und von den übrigen Teilen, die oft leider arg verstümmelt sind, ist wenigstens so viel vorhanden, daß wir den Inhalt ohne größere Schwierigkeiten skizzieren können.*

Der Anfang des Epos, der übrigens am schlechtesten erhalten ist, versetzt uns in die Zeit, in der elamitische Eroberer von dem südbabylonischen Lande Besitz ergriffen haben. Wir hören von den Leiden, welche die von dem Feinde belagerte Hauptstadt Erech zu erdulden hat. „Die Eselinnen zertreten ihre Füllen, die Kühe befeinden ihre Kälber; wie das Vieh jammert auch das Volk, wie die Tauben wehklagen die Mägde.“ Die Stadtgöttin Istar, die nach dem Tode ihres Gatten Tammuz die Herrschaft über die Stadt übernommen hatte, „erhob ihr Haupt nicht wider den Feind“. Da tritt Isdubar, der aus einem alten Geschlechte der Stadt Surripak stammte und bereits als ein gewaltiger Jäger weit und breit bekannt war, auf den Schauplatz. Die Söhne und Töchter von Erech folgen dem Helden in wilder Begeisterung. „Nicht läßt Isdubar eine Jungfrau ihrer Mutter, die Tochter einem Helden, die Gattin einem Herrn.“ Um diese übermenschliche Macht zu brechen, wird von den Göttern ein Fabelmensch Namens Eabani geschaffen; „mit Haaren bedeckt war sein ganzer Leib, mit langem Haupthaar wie ein Weib.“ Er wird durch die verführerischen Liebesdienste einer Dienerin der Astarte von dem Felde, auf dem er mit dem Vieh hauste, und wo sich „sein Herz mit dem Getier des Wassers ergötzte“, nach Erech gelockt. In einem Traume wird dann Isdubar von seiner Mutter der Rat erteilt, mit dem Riesen Eabani Freundschaft zu schließen. Dies geschieht, und Eabani, der schon wieder in seine Einsamkeit zurückkehren will, wird durch große Versprechungen bewogen, in Erech zu bleiben und zusammen mit Isdubar, unter Beihilfe der Götter, die Elamiten und ihren König Humbaba zu vernichten. Die beiden Helden machen sich nun auf den Weg zum Wohnsitze des Feindes, der in einem Cedernhaine liegt. Sie dringen in den Palast ein, überwältigen den Tyrannen und trennen sein Haupt vom Rumpfe. Dann kehren sie nach Erech zurück, wo eine große Siegesfeier begangen wird.

Isdubar ist nun auf der Höhe seiner Macht, und selbst Istar, die Stadtgöttin, verliebt sich in ihn. „Da erhob nach der Gunst Isdubars die gewaltige Göttin Istar ihre Augen. ‚Komm, Isdubar,‘ sprach sie, ‚sei mein Gemahl, deine Liebe gieb mir zum Geschenk; du sollst mein Mann und ich will dein Weib sein; ich will dich fahren lassen auf einem Wagen von Edelstein und Gold, große Löwen sollst du anspannen, unter Wohlgerüchen der Ceder sollst du einziehen in unser Haus; es sollen sich beugen vor dir Könige, Herren und Fürsten und dir Tribut

* Vgl. Paul Haupt: Der keilinschriftliche Sündflutbericht, eine Episode des babylonischen Nimrodepos. Leipzig, 1881. – Jeremias: Izdubar-Nimrod, eine altbabylonische Heldensage. Leipzig, 1891.

bringen.'" Doch Isdubar weist die Werbung der Göttin stolz ab, da niemand durch ihre Liebe glücklich geworden sei. „Dem Tammuz, deinem Jugendgemahl, nötigst du Weinen auf Jahr um Jahr; liebtest ein Roß, mutig im Streit; du gewannst auch lieb einen Hirten, der dir beständig Weihrauch streute und jeden Tag ein Zicklein schlachtete, doch du schlugest ihn und verwandeltest ihn in einen



Relief von dem Obelisken Salmanassars.
(In der obersten Reihe: Tributbringende Israeliten.)

einen bunten Vogel hast du geliebt, doch du zerschlugst ihn und zerbrachest seine Schwingen, nun steht er im Walde und schreit: O meine Schwingen! Du liebtest auch einen Löwen, voll von Kraft, du Tiger, so daß ihn seine Unterhirten verjagen und seine Hunde ihn blutig beißen — auch mich liebst du nun und willst mich wie jene verderben!" Als Istar dies vernommen hatte, ward sie zornig

und stieg zum Himmel empor, um dort ihren Vater Anu aufzusuchen, ihn zu bitten, die Beleidigungen, die ihr Isdubar



Reliefs aus dem Löwenzimmer in Sardanapals Palaste zu Ninive-Kujundschik. (Britisches Museum.)

zugefügt, zu rächen und zu diesem Zweck einen „Himmelsstier" zu schaffen. Anu erfüllt das Anliegen seiner Tochter. Aber Isdubar und Eabani ziehen mit dreihundert Helden aus und erlegen das Tier. Da stieg Istar auf die Mauern von Erech, erhob ein Geschrei und stieß einen furchtbaren Fluch aus, den jedoch Eabani mit Hohn beantwortet. Isdubar aber weihte die Hörner des erlegten Ungeheuers in den Tempel seines heimatlichen Gottes, kehrte nach Erech zurück und feierte in seinem Palaste ein großes Freudenfest.

Nun sann die Göttin auf Rache: Eabani wird durch einen gewaltsamen Tod dahingerafft und Isdubar von den Göttern mit Aussatz geschlagen. „Isdubar klagte um Eabani bitterlich: ‚Ich will nicht wie Eabani sterben, Wehklage ist eingekehrt in mein Gemüt, Furcht vor dem Tode habe ich bekommen, ich lege mich nieder auf das Feld. Zu Sit-Napischtim nehme ich den Weg, eilenden Schrittes.'"

Und wirklich verläßt Isdubar seine Hauptstadt, um seinen Ahnen Sit-Napischtim aufzusuchen, der wegen seiner Frömmigkeit von den Göttern nach den Gefilden der Seligen entrückt war. Er kommt zunächst zu dem Gebirgslande Maschu, dessen Thor von Skorpionenmenschen bewacht wird und die den Helden vor der gefahrvollen Reise warnen. Denn zwölf Meilen müsse er auf einem öden, einsamen Pfade durch jenes in ewige Finsternis gehüllte Land wandern. Aber nichts bringt ihn von seinem Vorhaben ab, und mutig setzt er die Reise fort. Endlich gelangt er ans Gestade des Meeres, an dem ein wunderbarer Baum wächst. „Edelsteine trägt er als Frucht, Äste hängen daran, prächtig anzuschauen, Krystall tragen die Zweige, Früchte trägt er, köstlich zu sehen." Hier am Ufer wohnt im Marmorpalaste auch eine Nymphe, die bei dem Anblick des Fremdlings ihr Thor verriegelt. Doch Isdubar droht es zu zertrümmern, wenn sie ihm weiter den Eingang verwehre. Er berichtet ihr den Grund seiner Reise, jammert um seinen „geliebten, zu Staub gewordenen

Freund" und fleht die Nymphe inständigst an, ihm doch den Weg zu den Gefilden der Seligkeit zu zeigen. Aber jene erwidert ihm, daß es nie eine Fähre über diesen Ocean gegeben und seit ewigen Zeiten niemand das Meer überschritten habe, außer dem Sonnengott. Wenn er es aber dessenungeachtet versuchen wolle, so möge er zum Fährman Arad-Ea gehen. „Ist es möglich, fahre über mit ihm, ist's nicht möglich, so weiche zurück!"

Isdubar klagt nun dem Fährmann sein Leid, und dieser ist bereit, nachdem die nötigen Vorkehrungen getroffen sind, ihn zu dem Wohnsitze seines Ahnherrn über die Gewässer des Todes zu steuern. Beide besteigen den Nachen und kommen nach langer, überaus gefahrvoller Fahrt an ihr Ziel. Hier findet Isdubar den Sit-Napischtim und klagt ihm sein Leid, daß er den besten Freund verloren, daß er alle Länder und Gebirge durchwandert, alle Meere durchzogen habe, und nirgends habe sich „mit fröhlichem Anblicke sein Angesicht gesättigt".

Als Isdubar ihn dann vom Schiffe aus weiter fragt, wie er an diesen Ort gekommen und wodurch er das Leben in der Versammlung der Götter erlangt habe, erzählt ihm dieser seine Errettung aus der Sündflut.

„Ich will dir," so beginnt Sit-Napischtim, „das Geheimnis eröffnen und die Entscheidung der Götter verkünden. Die Stadt Surippak, die, wie du weißt, am Euphrat liegt, war schon alt, als die großen Götter drinnen beschlossen, eine Sündflut anzurichten. Der Herr der Weisheit, der Gott Ea, beriet mit ihnen und that mir dann ihren Befehl kund: ‚Mann von Surippak,' sprach er, ‚zimmere ein Haus, baue ein Schiff und bringe Lebenssamen aller Art hinauf auf das Schiff. Dann laß es vom Stapel ins Meer.' Ich merkte auf und sprach zu Ea, meinem Herrn: ‚Was du geboten hast, will ich in Ehren halten und ausführen.'" Nun geht Sit-Napischtim an den Bau der Arche, die er in sechs Stockwerke einteilt und deren Fugen er mit Erdpech und Naphtha verschließt. „Mit allem, was ich besaß, füllte ich sie an, mit Silber und Gold, mit allem Lebenssamen; ich brachte hinauf auf das Schiff meine ganze Familie und mein Gesinde, Vieh des Feldes, das Wild des Feldes. Der Sonnengott aber gab ein Zeichen: ‚Wenn der, welcher den Platzregen sendet, am Abend einen furchtbaren Regen schickt, dann tritt ein in das Schiff und verschließe seine Thür.'

Das Zeichen trat ein. Ich ging nun in das Schiff und schloß die Thür hinter mir zu. Dem Steuermann übergab ich die große Arche samt ihrer Ladung. Als die Morgenröte anbrach, stieg am Horizonte des Himmels schwarzes Gewölk herauf, in dem der Wettergott einen Donner erkrachen ließ. Die Ufer wurden überschwemmt, der Wogenschwall stieg zum Himmel empor, und alles Licht verwandelte sich in Finsternis, wie ein Schlachtsturm fuhr das Unwetter auf die Menschen los. Nicht sah der Bruder seinen Bruder, nicht wurden die Menschen im Himmel erkannt. Selbst die Götter fürchteten sich vor der Flut und flüchteten zum höchsten Himmel des Gottes Anu hinauf. Gleich Hunden kauerten sie sich am Gitter des Himmels zusammen.

Sechs Tage und sechs Nächte wütete der Wind, die Flut und der Regen. Als der siebente Tag herankam, hörte auf der Regen und die Flut. Der Sturm, der wie ein Kriegsheer gekämpft hatte, beruhigte sich. Das Meer nahm ab, Sturm und Fluten hatten ein Ende.

Nach dem Gebirgslande Nisir steuerte nun das Schiff. Der Berg des Landes Nisir hielt das Schiff fest und ließ es nicht von der Stelle. Als der siebente Tag herankam, nahm ich eine Taube heraus und ließ sie fliegen. Die Taube flog hin und her; da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück. Dann ließ ich eine Schwalbe hinausfliegen. Die Schwalbe flog hin und her; da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück. Da ließ ich einen Raben hinausfliegen; der Rabe flog, sah, daß das Wasser ge-

fallen war, ließ sich nieder und kehrte nicht zurück. Da ließ ich alles nach den vier Winden hinaus und brachte ein Opfer dar auf dem Gipfel des Berges. Die Götter rochen den angenehmen Duft und sammelten sich wie Fliegen um den Opfernden. Als nun die hehre Istar herankam, sprach sie: ‚Bei meinem Halsschmuck, an diese Tage will ich ewig denken und sie niemals vergessen. Die Götter alle mögen zum Opfer kommen, nur Bel nicht, weil er unbesonnen den Flutsturm erregt und meine Menschen dem Gerichte preisgegeben hat.‘

Als darauf der Gott Bel herankam und das Schiff erblickte, ergrimmte er voll Zorn über die Götter: ‚Wer ist lebendig entronnen? Kein Mensch sollte doch leben bleiben in dem Gericht.‘ Aber Ea beruhigt ihn: ‚Du Held, wie unbesonnen hast du doch die Sündflut angerichtet. Laß den Sünder seine Sünde büßen, strafe den Frevler für seinen Frevel. Jenem aber sei gnädig, laß dich erbitten und vertilge ihn nicht, erbarme dich seiner. Anstatt daß du wieder eine Sündflut anrichtest, mögen Leoparden kommen und die Menschen vermindern, oder eine Hungersnot entstehen oder der Pestgott nahen.‘

Da stieg der Gott Bel hinauf auf das Schiff, ergriff meine Hand, führte mich hinaus und mein Weib und hieß es niederknien an meine Seite, er umfing uns, zwischen uns tretend, und segnete uns also: ‚Vormals war Sit-Napischtim Mensch, jetzt aber soll er und sein Weib gleich Göttern erhaben sein; wohnen soll er in der Ferne an der Mündung der Ströme.‘ Da nahmen sie uns, und in der Ferne, an der Mündung der Ströme, ließen sie uns wohnen."

Nachdem Sit-Napischtim seine Erzählung beendet, versenkt er den Isdubar in einen tiefen Schlaf, während dessen ihm eine stärkende Zauberspeise gereicht wird. Dann befiehlt er dem Fährmann, ihn zum Lebensquell zu fahren und dort den Kranken zu baden. Dann kehren beide nach Erech zurück.

Hier erhob Isdubar von neuem seine ergreifende Trauerklage um den verlorenen Freund. „Zu einem Tempel gehst du nicht mehr," jammert er, „mit wohlriechendem Stierfett salbst du dich nicht mehr, nicht mehr spannst du den Bogen, das Scepter trägst du nicht mehr in deiner Hand. Die Totengeister bannen dich, du erhebst kein Kriegsgeschrei mehr auf Erden. Dein Weib, das du liebtest, küßt dich nicht mehr, dein Weib, das du haßtest, schlägst du nicht mehr; das Weh der Unterwelt erfaßt dich."

Endlich erbarmt sich der Gott der Unterwelt selbst seiner und läßt den Geist des Eabani „einem Windhauch gleich" aus der Erde hervorkommen. Mit einem Zwiegespräch der beiden Freunde, in dem Eabani die Freuden, die den gefallenen Helden im Jenseits erwarten, und das elende Los derer, denen die letzten Totenehre versagt wird, schildert, schließt das Gedicht.

Von der poetischen Schönheit und Kraft dieser Heldengesänge, von ihrer Kultur- und religionsgeschichtlichen Bedeutung wird schon dieser kurze Auszug, den ich hier im Anschluß an das Jeremiassche Buch gegeben habe, Zeugnis ablegen. Nur einige kurze Bemerkungen seien hinzugefügt.

Schon oben wurde gesagt, daß man die Person des Helden Isdubar mit dem biblischen Nimrod, „dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn", identifiziert hat. Beider Heimat ist Babylonien, beide sind große Jäger. Damit hören aber die Berührungspunkte auf, die, wie ich meine, kaum dazu führen können, in dem biblischen Helden den babylonischen Nationalheros wiederzuerkennen.

Weit ansprechender ist eine andere Vermutung, nach der Isdubar das Urbild des griechischen Herakles und wie dieser ein Sonnengott sein soll. Da gleicht Eabani, den die babylonische Kunst mit einem Stierleibe darstellt, dem Centauren Chiron, dem Lehrer des Herakles; wie dieser von der Göttin Hera, so wird Isdubar von der Göttin Istar, freilich aus

sehr verschiedenen Gründen, gehaßt und verfolgt; der von dem Gotte Anu auf Bitten der Istar gesandte Stier, der von Isdubar und Eabani erlegt wird, ließe sich mit dem Stier von Kreta vergleichen, ebenso wie der von dem babylonischen Helden getötete elamitische Tyrann Humbaba mit dem Tyrannen Geryoneus. Der Baum mit den Edelsteinfrüchten, den Isdubar auf dem Wege zu den Gefilden der Seligen nach langer Wanderschaft am Meeresgestade findet, erinnert an die Äpfel der Hesperiden, und die tödliche Krankheit, mit der er geschlagen wird, an das Fieber, das dem Herakles das Gewand des Nessus bringt.

Daneben bestehen freilich zwischen beiden Helden und den Abenteuern, die sie erleben, noch so viel Verschiedenheiten, daß der Parallelismus beider nur mit Vorbehalt erwähnt werden kann.

Jedenfalls ist Isdubar, wie Herakles, eine rein mythische, keine historische Persönlichkeit. Sein Mythus ist in den vorliegenden Legenden auf Erech lokalisiert, und alte historische Überlieferungen von Kriegen mit dem mächtigen Elam sind in die Erzählung hineinverwoben worden.

Endlich sei noch einmal auf die enge Verwandtschaft des biblischen Sündflutberichts mit der Erzählung des Sit-Napischtim hingewiesen, die ja schon beim ersten Blicke einleuchtet. Wie aber der biblische von diesem abhängig ist, ob beide, wie man angenommen hat, ein „alter und gemeinsamer Besitz der semitischen Stämme des Euphrat- und Tigrislandes sind" und die Hebräer die Flutsage schon kannten, ehe sie in das gelobte Land einwanderten, oder ob sie mit ihr erst in späterer Zeit auf eine uns noch dunkle Weise vertraut wurden, ist noch eine offene Frage. „Hier muß sich manches Rätsel lösen, doch manches Rätsel knüpft sich an."

Jedenfalls seien wir Assurbanipal, dem Schreibkundigen, dankbar, daß er uns diese Schätze aufbewahrt hat, dankbar auch denen, die sie gehoben haben, und wir mögen hoffen, daß künftige Nachgrabungen im alten Ninive, das uns noch längst nicht ganz erschlossen ist, neue Kunde bringen von alter Zeit.





Die Diphtheritis und ihr bester Kenner.

Von

August Schmidt-Beerfelden.

Unter den gefürchtetsten Krankheiten nimmt wohl die Diphtherie eine der ersten Stellen ein, ist doch die Zahl der Opfer, die sie fordert, eine ungemein große, und fehlte es bis vor kurzem so ganz an einer auf wissenschaftlicher Basis ruhenden Methode der Behandlung. Nur allein „statistische Angaben“ waren es, die über die Erfolge oder Mißerfolge des einen oder anderen Mittels berichteten, nach denen man sich richtete, Angaben, denen um so geringerer Wert beizumessen war, als ja der Begriff „Diphtherie“ ein recht dehnbarer ist und der eine schon für Diphtherie erklärt, was der andere vielleicht nur als einfache Rachenentzündung mit geringen Exsudationen auf den Mandeln bezeichnet. Kein Wunder, daß ein Mittel das andere verdrängte und daß die Zahl der versuchten Heilmittel gegen Diphtheritis Legion geworden. Ein Schüler Robert Kochs war es, der nunmehrige Professer der Hygiene Ludwig Löffler zu Greifswald, der sich um die Therapie der Diphtheritis hoch verdient gemacht, indem er sowohl ihre Ursache klar gestellt, den die Krankheit verursachenden Bacillus in seinem morphologischen und biologischen Verhalten genau erforschte, als auch uns nun die Wege zeigt, diesem gefährlichen Gast erfolgreich zu begegnen. „Nicht am Menschen, sondern am Parasiten in seinen Reinkulturen“ hat Löffler zuerst experimentiert und ist damit einem Grundgedanken Kochs gefolgt.

Zur Ausführung seiner zahlreichen Versuche bereitete sich der genannte Forscher zunächst einen Nährboden, wie solcher der Entwickelung der Bacillen am günstigsten schien und worauf diese — unter Beobachtung einer Temperatur von 37,5 Grad C., der menschlichen Blutwärme also — so schnell gediehen wie auf kindlichen Schleimhäuten etwa. Diese Nährsubstanz fand Löffler in einer Mischung, die er sich aus Rinderblutserum, Bouillon, Pepton, Traubenzucker und Kochsalz in gewissen Verhältnissen zusammensetzte und von der er im weiteren Verlaufe eine bestimmte Menge in ein Reagiergläschen brachte, wie solche im Laboratorium üblich, um sodann bei schräger Lage des Glases „erstarren“ zu lassen. In dem sich hierbei bildenden Verdichtungswasser wurde nun eine Diphtheriebacillen-Kultur aufgeschwemmt, und diese Aufschwemmung war es schließlich, von welcher der Forscher Spuren mittels Platindraht auf eine große Anzahl frischer Blutserumflächen übertrug. Nach wenigen Stunden schon hatten sich in all den Gläschen einzelne Pilzkolonien gebildet, nach vierundzwanzig Stunden aber zeigte sich die ganze Fläche der Versuchsmischung dicht mit Bacillen überzogen. Diese so präparierten Gläschen benutzte nun Löffler zu seinen Versuchen, indem er sowohl diese frischen Aussaaten — die dem Anfangs-

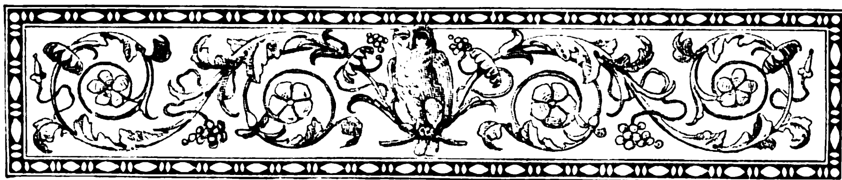
stadium der Diphtherie entsprechen dürften —, als auch mehrere Tage alte Kulturen, — den Bacillen-Wucherungen der Membranen entsprechend — mit bereits sehr dickem Belag mit der zu prüfenden Substanz in Berührung brachte. Hierbei beobachtete der Gelehrte genau die Zeit der Einwirkung, bis zu höchstens dreißig Sekunden, indem er annahm, daß nur so lange eine „Gurgelung" währen könne und er doch in allen seinen Versuchen sich möglichst der Praxis anschließen wollte.

Alle die Präparate hier anzuführen, die der Greifswalder Professor in das Reich seiner Untersuchung gezogen, würde zu weit führen und auch nicht dem Zwecke dieser Zeilen entsprechen; wir wollen nur erwähnen, daß über manche seither gebräuchliche Mittel der Stab gebrochen, da sich viele derselben vollständig unwirksam erwiesen. Hierher zählen das bekannte chlorsaure Kalium — das so volkstümlich gewordene Gurgelsalz —, ferner Kalkwasser, Milchsäure, Wasserstoffsuperoxyd ꝛc. — alles Präparate, die seither bei Behandlung der Diphtherie eine große Rolle gespielt und welche von den Ärzten mit blindem Vertrauen angewendet wurden. Hier soll angefügt werden, daß der Gebrauch des chlorsauren Kalis um so mehr in den Hintergrund getreten ist, seit seine giftigen Eigenschaften erkannt und nachgewiesen wurden, daß in vielen Fällen nicht die Diphtherie als solche, sondern größere innerliche Gaben chlorsauren Kaliums den Tod verschuldeten, da dieses den Blutfarbstoff, das Hämoglobin, zu Methämoglobin umändert und so zur Sauerstoffaufnahme, zur Atmung unfähig macht. Sehr wirksam dagegen erwiesen sich Sublimat und Quecksilbercyanid, die in Lösung von 1:10000 die Aussaaten, in Stärke von 1:1000 aber die Kulturen sicher vernichteten, ebenso Karbolsäure drei- bezw. fünfprozentig. Auch Chloroformwasser zeigte rasche Tötung der Aussaaten des Diphtherie-Bacillus, genügte dagegen nicht bei Kulturen, gleich Terpentinöl, das letztere erst sicher tötete, wenn ihm gleiche Teile Spiritus und zwei Teile Karbol zugesetzt waren.

Aus der großen Anzahl Versuchsmittel führen wir nur diese wenigen an, weil gerade diese sich für die Praxis eignen dürften. So rät Löffler prophylaktisch, bei Zeiten drohender Gefahr, etwa dreistündliche Gurgelungen mit den eben genannten verdünnten Quecksilbersalzlösungen oder aber mit Chloroformwasser, welch letzteres den Vorzug hat, nicht gerade giftig zu sein, und zudem angenehm schmeckt. Erkrankte aber haben neben diesen Gurgelungen noch solche mit den die Kulturen sicher vernichtenden Mitteln zu gebrauchen, also mit Sublimat 1:1000 oder fünfprozentigem Karbolwasser, wozu bemerkt sei, daß Karbolsäure auch dreiprozentig genügt, falls sie in dreißigprozentigem Alkohol gelöst wurde. An Stelle der Gurgelungen treten natürlich bei kleinen Kindern Pinselungen mit Wattepfröpfchen.

So hat denn der Arzt — denn nur ein solcher sollte die Behandlung bei den ersten Anzeichen bereits leiten — nicht mehr im Dunkel zu suchen; er kann, gestützt auf gewissenhafte Experimente von autoritativster Seite, zu der kleinen Auswahl von Mitteln greifen, die sich dem Entdecker des Diphtherie-Bacillus zur Bekämpfung dieses Parasiten am sichersten erwiesen, und um so mehr, als die Versuche im Reagensglase sich bereits am Krankenbette bewährten. Auf Veranlassung Prof. Löfflers nämlich wurden in der Greifswalder medizinischen Klinik des Geheimrat Mosler eine Anzahl schwerster Fälle von Diphtheritis nach der Löfflerschen Methode behandelt, und das Resultat war ein überaus günstiges. Man darf also wohl mit Löffler hoffen, daß in Zukunft bei Innehaltung seines Verfahrens der Prozentsatz der der tückischen Krankheit Erliegenden ein weit geringerer werde als bisher.





Litterarische Mitteilungen.

Wilhelm Bornemann.



Der plattdeutsche Dichter Johann Wilhelm Jakob Bornemann wurde am 2. Februar 1766 zu Gardelegen in der Altmark geboren. In der Nähe der großen Jagdgründe von Letzlingen, dessen Geschichte vor Jahren von mir in den Monatsheften erzählt wurde, wuchs er heran. War auch die Jagd in denselben damals durch Friedrich II. sehr eingeschränkt, so wurde doch der Grund zu Bornemanns Jagdliebhaberei während seiner Schulzeit in Gardelegen und Stendal gelegt. Sie tritt in seinen „Plattdeutschen Gedichten“ (8. Auflage, 1891, Berlin, Schenck) stark hervor, obgleich Bornemanns eigentliche „Jagdgedichte“ bis jetzt leider eine besondere Sammlung bilden. Was von Jagdangelegenheiten in den „Plattdeutschen Gedichten“ vorkommt, spiegelt den Jagdfrevel getreulich wieder, wie er in König Friedrichs milder Zeit von den Letzlinger Bauern getrieben wurde.

Als Sohn eines unbemittelten Kaufmanns bewegte sich Bornemann mit hinlänglicher Rührigkeit in der Altmark, um das Volksleben gründlich kennen zu lernen. Ging er doch sogar mit „stapeln“, d. h. er nahm am Neujahrssingen mit teil. Er wurde dabei nicht allein in einem Kloster mit Honigbier und Fisch bewirtet, sondern da „Bornemänneken“, wie ihn später noch Friedrich Wilhelm IV. nannte, immer recht klein war, sogar von den Nonnen, bei denen er übernachtete, auf den Schoß genommen. Einst mußte er mit seinen Mitschülern eine ganze Nacht laufen, um am Morgen in Kalbe an der Milde zu seiner Warnung einen Straßenräuber von einem gelernten Schneider köpfen zu sehen. Nachdem er durch solche Veranstaltungen seines Rektors in der Moral befestigt war, beschloß Bornemann Theologie zu studieren. Die magere Altmark konnte ihm indessen dabei nicht genug Freitische gewähren. Bloß deshalb ging der spekulative Kopf nach Berlin, welches selbst noch keine Universität war. In das rechte Fahrwasser als Glücksritter oder Rechenmeister gelangte er hier aber erst, als er später schlechterdings keine Pfarre bekommen konnte: er starb als Generallotteriedirektor am 23. Mai 1851. Doch würde das Titelbild vor der achten Auflage der Gedichte uns in dem Verfasser weit eher einen frommen Pfarrer oder einen intelligenten Halbspänner als einen Weidmann oder Börsenspekulanten vermuten lassen.

Seit 1810 schrieb Bornemann hier seine altmärkischen Gedichte. Ist doch Berlin jetzt der Knotenpunkt der Eisenbahnen im Elb- und Wesergebiete, in dessen Mittelpunkte wiederum die Altmark liegt. Eine so lebhafte Verbindung mit dem Südosten wie jetzt war unter Friedrich Wilhelm III. noch nicht vorhanden. Es konnte wohl vorkommen, daß ein Hofmann aus Berlin, welcher als Nachzügler seinem königlichen Herrn nach Teplitz folgte, unterwegs in ein Räuberwirtshaus geriet. Dagegen fühlte sich der Berliner Bürger in den einfacheren Zeiten noch dem Altmärker verwandt. Der Turnvater Jahn, mit welchem Bornemann trotz einer scheinbaren Zurückhaltung doch fast stets durch dick und dünn ging, war ja selbst ein halber Altmärker in Berlin. Ganz wie „Bornemänneken“ war er von Stendal aus zunächst hierher auf die Schule „Zum grauen Kloster“ gekommen. Als der Maler Hosemann die trefflichen Federzeichnungen zu Bornemanns altmärkischen Gedichten entwarf, kam es ihm sehr zu statten, daß er ein geborener Brandenburger war. Durch diese Bilder stellt er sich uns als würdiger Nachfolger Chodowieckis dar. Wenn auch seine sonst gute Federzeichnung zu „De Sönndagsdanz“ leider die verschobene Figur einer fröhlichen Tänzerin zeigt, welcher der Hals umgedreht ist, so steht doch das Bild zu „Jägers Windhunn“ Chodowieckis Bilde zu Bürgers Junker vom Falkenstein, welchem es nach-

geahmt ist, wenig oder gar nicht nach. In der Federzeichnung zu „De broave Dackshund“ und zu „De nye Piepenkopp“ ist der Typus des altmärkischen Bauern musterhaft getroffen.

Durch das letztere Gedicht ist übrigens Fritz Reuter zu einem längeren Scherzgedicht angeregt worden, in welchem Blücher und die Tabakspfeife gleichfalls zusammen verherrlicht werden. Schon der Umstand, daß Bornemann während der Fremdherrschaft die Pommern in altmärkischer Mundart pries, weil die Altmark zum Königreich Westfalen gehörte, wurde ein Fingerzeig für Fritz Reuter, welcher fast ebensosehr der Dichter Pommerns als Mecklenburgs wurde. Zu den größeren Erfolgen Fritz Reuters trug dann besonders sein bewegteres Leben und das bedeutend verstärkte deutsche Nationalgefühl bei, das dem Dichter, der es unter Friedrich Wilhelm III. durch einige ehrenwerte und gut gelöste staatsmännische Aufgaben bis zum Generallotteriedirektor brachte, fast noch gar nicht zur Seite gestanden hatte. Leicht erklärbar ist es daher, daß der Herausgeber von Bornemanns Werken, sein noch lebender Sohn Karl in Wiesbaden, einen Brief von Fritz Reuter besitzt, durch welchen dieser den altmärkischen Dichter ehren wollte. Beschränken sich auch die Anregungen, welche Reuter von Bornemann erhalten hat, scheinbar nur auf die „Läuschen un Riemels“, so ist doch auch zu bedenken, daß kein humoristisches Gedicht von Fritz Reuter als kleines Kunstwerk so durchgearbeitet ist wie „Dät Kunschert in Grot-Schöppenstädt“ von Bornemann. Mit großer Lebhaftigkeit sind darin zunächst die „Musikanters“ und ihre „Instermenters“ beschrieben. Aber, sagt der Dichter, das Beste kam auch hier zuletzt. „Dät was de Kanter.“ „Ganz wat Ossiges von Baß.“ Die Balken krachten von seiner Baßstimme, und um den Lärm noch zu vergrößern, müssen auch die Schuljungen „dartwischen allehoop mitschrien“. Nach dem „Kunschert“ entsteht eine allgemeine Schlägerei, weil der „Kanter“ einem Knaben eine Maulschelle giebt. Dieser soll in einem Solo c für cis gesungen haben, schiebt aber die Schuld auf die „Musikanters“, welche die „Instermenters“ falsch gestimmt hätten. Das alles ist nebenbei die feinste Ironie, denn Bornemann hat auch ein Buch über „Die Zeltersche Liedertafel in Berlin“ geschrieben.

Freilich kann die sichtbar werdende Kunstform, da sie am Volksliede nie zu bemerken ist, auch an einem plattdeutschen Gedichte nicht unbedingt als Vorzug gelten. Es gehört zu den Fortschritten der volkstümlichen Entwickelung, daß Fritz Reuter keiner Brille und keines Mediums mehr bedurfte, wenn er den Mecklenburger und den Pommern schilbert, wie er ist. Bornemann läßt uns in vielen Fällen noch gar nicht den Altmärker sehen, sondern zeigt uns nur den Berliner durch den vorgebundenen altmärkischen Tubus. Die Beschreibung des Weihnachtsmarktes und des dusteren Kellers legt er seinen Bauern in den Mund. Der dustere Keller war zum großen Fuhrmannsgasthause geworden. Jahn und Friesen sowie die anderen Mitglieder des gegen Napoleon gerichteten „Deutschen Bundes“ benutzten ihn als Verbindungskneipe. Noch 1812 war es für die Patrioten von Wichtigkeit, dort die Nachrichten der Frachtfuhrleute einzusammeln. Auch das von den angesehensten Leuten besuchte „Dunnersdags-Gastmoahl“ fand dort „allwöchentlich Winters“ statt, wie Bornemann sagt, den wir in diesem Gedichte recht eigentlich als Schüler von Johann Heinrich Voß erkennen. Nach dem Gericht „Stief dicke Ersten“ ging der billige Wirt „de Pull unnern Arm, dät Glas in de Hand“ von Gast zu Gast:

> Un wenn he de Pull unnern Arm har verzecht,
> 't was immer by söbenten Mann,
> Denn bracht äm en Rüpel von Ossenknecht
> Frisch webber en Pulken heran.

Als Schilderer des Berliner Lebens in Versen hat Bornemann höchstens an seinem Zeitgenossen Schmidt von Werneuchen, dem anderen märkischen Schüler von J. H. Voß, einen Nebenbuhler. In kulturhistorischer Hinsicht bemerkenswert sind auch Bornemanns Gedichte auf den Grüneberger, „Gröneberger Kraftwyn“, und auf den Luftballon, „De Luftball“.

Daneben fehlt es aber doch nicht ganz an einigen guten Gedichten, in denen Bornemann schon unmittelbar seine Altmark schildert. Wem das Lied „Stripp strapp strull“ auf die Viehmägde in Gardelegen zu derb ist, der erfreut sich vielleicht schon an „De Hochtied“. Jedenfalls ist aber das Loblied „De ollmärksche brune Kohl“ ein so treuherziges Gedicht auf ein vaterländisches Produkt, wie wir es außerdem nur von Claudius noch einmal besitzen. Der braune Kohl, sagt Bornemann, wächst mannshoch in der Altmark. Durch starken Frost wird er honigsüß im Garten und durch wiederholtes Aufwärmen in der Küche immer delikater. So urteilt der bescheidene Dichter, dessen Sohn Friedrich Wilhelm Ferdinand preußischer Minister wurde, über eine Speise, welche die alten Griechen und Römer als crambe bis cocta verspotteten!

Bei Bornemann kommt die Redensart vor „er hat Raupen im Kopfe“. Das ist gewiß das Richtige für „er hat Graupen im Kopfe“, denn die Raupen können ein Bild für überflüssige und unverschämte Gedanken sein, die Graupen aber nicht. Ein Wörterbuch, Erläuterungen und eine etwas weiter ausgeführte Lebensbeschreibung könnten dem Vorläufer Fritz Reuters vielleicht wieder ein größeres

Verständnis in ganz Deutschland eröffnen. Aber auch ohne dies wird er in der neuen, doch immerhin für den Litterarhistoriker etwas vervollständigten Ausgabe von seinem alten Leserkreise in Berlin und Magdeburg, Braunschweig und Kalvörde, Stendal und Gardelegen gern wieder entgegengenommen werden.

Heinrich Pröhle.

Neuere philosophische Litteratur.

Ein reges Leben herrscht augenblicklich in der philosophischen Litteratur. Es giebt kaum einen Zweig der Philosophie, der nicht durch umfangreiche und inhaltlich bedeutsame Veröffentlichungen deutscher Gelehrten im letzten Jahre gefördert worden wäre. Daher lohnt es wohl, einen geschlossenen Überblick zu versuchen, anstatt die Besprechungen einzeln zu geben.

An die Spitze stellen wir die **Geschichte der Philosophie** von Julius Bergmann. Bd. I: Die Philosophie vor Kant. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) Von Bergmanns Werk liegt zwar bis jetzt nur der erste Band vor, aber er ermöglicht bereits ein Urteil, das überwiegend günstig ausfallen dürfte. Bergmann will in seinem Buche nicht Auskunft über bisher ungenügend aufgeklärte Einzelheiten geben oder Mitteilungen aus selteneren und weniger beachteten Schriften machen oder unbemerkte Fäden des geschichtlichen Zusammenhanges nachweisen. Worauf es ihm ankommt, das ist: ein tieferes Verständnis der philosophischen Systeme und des Fortschrittes, der sich in ihrer Reihenfolge darstellt. Es ist also ein wesentlich systematisches Interesse, das ihn zur Abfassung seines Werkes veranlaßt hat, und man darf wohl sagen, daß in Rücksicht hierauf die Bergmannsche Philosophiegeschichte viel Gutes bietet. Die Lehren der großen Denker werden mit einer gelegentlich etwas umständlichen Genauigkeit dargestellt, treffend erläutert und in einzelnen Fällen vom eigenen Standpunkte des Verfassers aus kritisiert. Freilich hätte die orientalische Philosophie nicht fortgelassen und der Scholasticismus nicht so kurz abgethan werden dürfen, wie es thatsächlich geschehen ist. Besonders aber verdiente die Aufklärungszeit des achtzehnten Jahrhunderts eine ausführlichere Behandlung. Denn die letzte große Weltanschauung, die eine gegenwärtige Geschichtschreibung als abgeschlossen zu übersehen vermag, die pantheistische Metaphysik, reicht mit ihren Wurzeln zurück bis in die Lebensansicht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; daher besitzt diese auch für die systematische Betrachtung einen hohen Wert. Hinzu kommt noch ein anderes Moment: wollen wir den Wert der Kantschen Philosophie richtig bemessen, so dürfen wir die Beziehungen ihrer ersten, fast dreißig Jahre umspannenden Epoche zu den übrigen Äußerungen der Zeit nicht unterschätzen. Doch diese und ähnliche Einwendungen verschwinden vor dem Hauptbedenken, das wir gegen die ganze Art der systematischen Geschichtschreibung erheben müssen. Sie ist ein Wechselbalg, der seinen beiden Eltern, der Philosophie und der Historik, wenig Freude macht. Der Denker nämlich, sofern es ihm bloß um die Auflösung der Probleme zu thun ist, zieht aus der chronologischen Anordnung älterer Einzelansichten geringen Nutzen, und der Geschichtsforscher kann mit einer Darstellung, die niemals ins Detail der kulturellen und persönlichen Zusammenhänge eindringt, schlechterdings nichts anfangen.

Während Bergmann das gesamte Gebiet der Philosophiegeschichte durchstreift, hat Eduard Dillmann nur einen Philosophen und aus dessen Lehre nur einen Punkt zum Gegenstande seiner Untersuchungen gewählt: **Eine neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre auf Grund der Quellen.** (Leipzig, O. R. Reisland.) Der Laie wird es kaum glauben, daß man über Leibniz' Monadenlehre viel Neues sagen und ein fünfhundert Seiten starkes Buch schreiben kann. Allein die bisherigen Darstellungen der Monadologie waren in der That ungenügend fundamentiert und nicht sorgfältig genug durchdacht; es versteht sich ja von selbst, daß Männer wie Zeller und Eduard Erdmann nicht Jahre mühevoller und langweiliger Arbeit aufwenden können, um bis in das feinste Geäder eines einzelnen Systems einzudringen. Für solche Dinge sind Monographien da, und die vorliegende erfüllt ihren Zweck vollauf. Der Verfasser beweist, daß alle Hauptbestimmungen der Monadenlehre aus einem Grundbestreben entsprungen sind, aus dem Bestreben nämlich, die antike formalistische mit der modernen mechanischen Weltanschauung zu verbinden, daß sie insgesamt aus dem Probleme hervorgewachsen sind, ob nicht zwar die Besonderheiten der Natur mechanisch begründet, aber die Principien des Mechanismus selbst in den substantiellen Formen gesucht werden müssen. Diese Auffassung der Monadologie hat viel Wahrscheinlichkeit für sich; es wäre auch lohnend gewesen, ihre Verwandtschaft mit der Baconschen Formenlehre aufzudecken. Jedenfalls ist das Buch nützlich und tüchtig.

Ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der neueren Ästhetik ist Otto Harnacks Darstellung der Kunstanschauungen Schillers und Goethes: **Die klassische Ästhetik der Deutschen.**

Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Goethes und ihrer Freunde. Mit dem Faksimile eines ungedruckten Gedichtes von Schiller. (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.) Das Werk kommt einem Bedürfnis entgegen, obgleich bereits Heinrich von Stein in den Bayreuther Blättern und Wilhelm Dilthey in der Abhandlung über die Einbildungskraft des Dichters wichtige Belehrungen über Entstehung und Inhalt der „klassischen Ästhetik" gegeben haben. Eine umfassende Übersicht über die damals herrschenden Gedankenkreise fehlte trotzdem noch, und sie uns zu vermitteln, ist Harnack sowohl durch seine intime Kenntnis der Quellen wie durch seine Begeisterung für jene Anschauungen besonders befähigt. Leider treten in den Urteilen des Verfassers einige Gesichtspunkte hervor, die Anstoß erregen müssen. Die Romantiker sind keineswegs die bösen Buben, die Schiller und Goethe die Arbeit verpfuscht haben, vielmehr haben sie wenigstens anfänglich zusammen mit ihnen gewirkt. Unsere heute neu sich bildende Ästhetik wird nicht, wie Harnack meint, einfach an die damalige Denkweise anknüpfen, sondern einen weiteren Kunsthorizont sich zu eigen machen und auf psychologischer Grundlage bauen. Und wie ist es nur möglich, daß von Hegel behauptet wird, ihm sei die künstlerische Auffassung eine Form des Wissens, ein sinnliches Wissen, und eben darum eine niedrige Form des Wissens! Eine solche Verkennung der Hegelschen „Idee" dürfte selbst dem hartgesottensten Empiriker nicht begegnen. Aber abgesehen von solchen Mißgriffen verdient die lebendig geschriebene Untersuchung höchstes Lob. Sie schildert nach einer geschichtlichen Einleitung den Gedankenkreis der Horen, wobei Schillers Theorie in den Vordergrund tritt, und dann den der Propyläen, deren Mittelpunkt Goethes Lehre von der bildenden Kunst abgiebt. Die Mitarbeit Körners, Wilhelm Humboldts und Heinrich Meyers wird passend in die beiden Hauptabschnitte hineingewoben. Je mehr man in der Lektüre fortschreitet, desto tiefer wird man von Bewunderung erfaßt vor der Summe geistiger Thätigkeit, die in diesen oft nur brieflich fixierten Überlegungen über die Probleme des Schönen sich kundgiebt. Manche Keime sind darin enthalten, die auch heute noch lebensfähig wären und eine Fortbildung verdienten.

In der That knüpft eine kürzlich erschienene ästhetische Schrift an Schillers tiefgründige Lehre vom „Scheine" an: **Einleitung in die Ästhetik.** Von **Karl Groos.** (Gießen, J. Rickersche Buchh.) Der erste Teil der Groosschen „Einleitung" behandelt den ästhetischen Schein und die monarchische Einrichtung des Bewußtseins, das heißt die bekannte Thatsache, daß die Seele, sobald sie sich auf einen bestimmten Punkt konzentriert, für alles andere nur ein dunkles Bewußtsein übrig behält. Der ästhetische Eindruck unterscheidet sich nun dadurch von anderen psychischen Thätigkeiten, daß bei ihm etwas anderes als gewöhnlich die Herrschaft über die Seele besitzt. Und zwar ist dies der Schein im Sinne des Phantasiebildes, ein Mittelding zwischen der Empfindung der Sinne und dem Begriff des Verstandes. Sobald die Ablösung des Scheines dauernd den Gipfel des Bewußtseins einnimmt, verhalte ich mich ästhetisch; dies Verhalten ist aber zugleich eine Thätigkeit, genauer: ein inneres Nachahmen des äußerlich Gegebenen. Der Begriff der inneren Nachahmung wird nun von Groos im zweiten Teile sehr weitschweifig auseinandergelegt. Trotzdem gewinnt er nicht an Durchsichtigkeit und Berechtigung. Es taugt nicht, die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse in einen nach allen Seiten hin schillernden und psychologisch schlecht fundierten Sammelbegriff einfangen zu wollen. Was uns in der Ästhetik not thut, ist schärfste, folgerichtig sich entwickelnde, auf Experiment und Vergleichung gestützte Analyse. So viel dankenswerte Ansätze hierzu auch das vorliegende Buch enthält, so wenig entspricht es doch der schweren und bedeutenden Aufgabe einer Einleitung in die Ästhetik. Vielleicht hätte der Verfasser am besten gethan, den anregenden dritten Teil, der über das Schöne, Häßliche, Erhabene, Tragische, Komische spricht, gesondert zu veröffentlichen und das andere zurückzuhalten. Auf dem Buche von Groos liegt auch noch der Druck einer etwas altfränkischen Denkweise.

Eine andere „Einleitung" — seltsam, daß jetzt so überaus viele Einleitungen geschrieben werden! — atmet ganz den Geist der modernen, nicht selten an fin de siècle erinnernden Lebensanschauung: **Einleitung in die Moralwissenschaft.** Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe von **Georg Simmel.** Band I. (Berlin, W. Hertz.) Aber Simmels Darstellungsart, sich in ein Gewebe subtiler und verschlungener Gedankenfäden einzuspinnen, in behaglicher Muße bald diese bald jene Verknüpfung herauszuheben, mahnt mehr an die Arbeitsart der Renaissancemenschen und steht, um ein Beispiel aus der Gegenwart zu nehmen, der Euckenschen Manier am nächsten. So verschmelzen modernster Inhalt und eine für unsere hastige Zeit etwas fremdartige Form der Darbietung zu einem reizvollen Ganzen, dessen Eindruck nur durch manche gesuchte Anschauungen und gezierte Wendungen gestört wird. Von den vier Kapiteln: Das Sollen, Egoismus und Altruismus, Sittliches Verdienst und sittliche Schuld, Die Glückseligkeit — ist das zweite das interessanteste, das vierte das bedeutendste. Ich wüßte nicht, wo jemals

etwas Besseres über die Ehre oder über das Verhältnis von Sittlichkeit und Glückseligkeit gesagt worden sei als hier. Überhaupt jedoch finden sich in dem ganzen Buche anziehende und lehrreiche Betrachtungen in Fülle, die für alle diejenigen bestimmt sind, die noch Zeit und Sinn für eine Untersuchung der Grundlagen unseres Handelns haben. Eine moralisierende Tendenz verfolgt freilich Simmels Ethik nicht, ja selbst die praktisch wichtigen Beziehungen zu der Ordnung des Gemeinschaftlebens treten nicht in den Vordergrund. Diese positive Ethik betrachtet vielmehr das Gute wie das Böse als ein gleichmäßig gleichgültiges Objekt bloßer Erkenntnis, sie zergliedert die scheinbar einfachen, in Wirklichkeit jedoch vieldeutigen Grundbegriffe der üblichen Moralwissenschaft und versucht zu zeigen, daß die Unsicherheit in Sinn und Begrenzung dieser Begriffe ihre Verknüpfung zu ganz entgegengesetzten Principien gestattet, von denen jedes das gleiche Maß scheinbarer Beweisbarkeit besitzt wie das andere.

Simmels Werk wird auch außerhalb der Kreise der Fachgenossen seine Leser finden. Ob eine „Logik" Aussicht darauf hat? Und doch verdient die Erdmannsche Logik selbst bei denen Berücksichtigung, die sich grundsätzlich von strengerer philosophischer Lektüre fernzuhalten pflegen: **Logik.** Von Benno Erdmann. Band I: Logische Elementarlehre. (Halle a. S., Max Niemeyer.) Denn an diesem Werke erhellt der fruchtbare Zusammenhang, der durchgängig zwischen der bunten Arbeitsmenge des täglichen Lebens sowie der Einzelwissenschaften und der Principienlehre der Logik besteht. Das Buch Erdmanns ist hierzu besonders geeignet sowohl durch seine ganze Anlage als auch durch die realen, aus allen Wissensgebieten gewählten, stets treffenden Beispiele. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die starke Hervorkehrung des Inhaltes in den Beispielen den Leser hier und da verleiten könnte, das, worauf es für die Logik lediglich ankommt, nämlich die formale Richtigkeit, zu unterschätzen. In gewisser Beziehung ist mir der alte Caius, der sich durch seine Sterblichkeit die Unsterblichkeit erworben hat, lieber als das zu inhaltlichen Überlegungen lockende Urteil: „Ein physischer Doppelstern ist ein Inbegriff zweier, sich umeinander bewegender Gestirne, deren Lichtpunkte für das Auge zusammenfallen." Aber es sei gern zugestanden, daß die sachlichen Vorzüge solcher Beispiele ihre Nachteile bei weitem überwiegen; der Verfasser hat jedenfalls immer sein Absehen darauf gerichtet, das Wesen der logischen Operation als solcher klarzustellen. Was sodann dem Kundigen an dem Werke auffällt, ist die außerordentliche, auf die Quellen zurückgehende Kenntnis der Geschichte dieser Wissenschaft. Zwar hat Erdmann, wie er selber sagt, seine Untersuchungen auf die Sache, nicht auf die Meinungen anderer eingestellt. Da jedoch die eigene Reflexion in allen Geisteswissenschaften unauflöslich mit der Berücksichtigung älterer Ansichten verflochten ist, so bildet die Kenntnis der historischen Entwickelung, wenn anders sie von den gegenwärtig wichtigen Gesichtspunkten getragen wird und die Probleme betrifft, eine unschätzbare Hilfe. Vielleicht hätte von unserem Autor die Logik des Mittelalters und der Hegelschen Schule noch liebevoller behandelt werden können.

Was nun die Sache selber betrifft, so gehört es leider zu den Unmöglichkeiten, einem größeren Publikum in knapp bemessenem Raume den Inhalt eines über 600 Seiten starken Lehrbuchs der logischen Elementarlehre verständlich zu machen. Daher nur ein paar Worte. Die Einleitung bespricht Wesen und Gliederung der Logik und versucht, in nicht ganz einwandsfreier Weise, unter anderem die Aufgabe der Logik von der der Psychologie abzutrennen. Es folgt eine glänzende und originelle Darstellung der Gegenstände des Denkens und ihrer logischen Beziehungen untereinander, wobei das wichtige Problem „Umfang — Inhalt" zur Erledigung kommt. Hieran schließt sich nicht die übliche Untersuchung der Begriffe — denn auch Begriffe sind nichts als kondensierte Urteile —, sondern gleich die Urteilslehre. Den Abschluß des vorliegenden Bandes giebt endlich die Theorie des Schließens ab. In allen diesen Teilen offenbaren sich die Ergebnisse eines langen und tiefdringenden Denkens, die im Verein mit der Fülle des zur Verwendung gelangenden Wissens die Erdmannsche Logik zu einem Hauptwerke in der neueren philosophischen Litteratur machen.

D.

Litterarische Notizen.

Das Buch vom langen Leben. Von Ludwig Büchner. (Leipzig, Max Spohr.) — Büchner sah sich zur Herausgabe des vorliegenden Buches durch den Umstand veranlaßt, daß infolge der neuen Forschungen die bekannte Makrobiotik Hufelands nicht mehr den modernen Anschauungen entspricht. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegan-

gen, die Büchner seit vielen Jahren gehalten hat. Aus dem reichhaltigen Inhalt des Buches seien einige Punkte hier angeführt: zunächst die größere Langlebigkeit von Leuten, die vornehmlich mit Hirnarbeit beschäftigt sind. Während bei vorwiegend mechanischer Arbeit eine durchschnittliche Lebensdauer von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren sich ergiebt, findet sich bei Personen, die vorzugsweise geistige Arbeit ausführen, eine solche von fünfundfünfzig bis zweiundsechzig Jahren. Büchner hält es für zweifellos, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen in den letzten vier Jahrhunderten sich wesentlich verlängert hat; während sie im Mittelalter einundzwanzig Jahre betrug, soll sie jetzt, wenigstens für die civilisierten Länder, cirka vierzig Jahre umfassen. Zur Stütze seiner Behauptung beruft sich Büchner ganz besonders auf die Totenregister der Stadt und des Kantons Genf, wo seit etwa vierhundert Jahren genaue Aufzeichnungen vorliegen. Im Jahre 1560 betrug daselbst die mittlere Lebensdauer zweiundzwanzigeinhalb, im Jahre 1833 aber vierzigeinhalb Jahre. Büchner bespricht den Einfluß verschiedener Umstände auf die Lebensdauer, auch den der Religion, wobei er zu dem Resultat kommt, daß die Juden im allgemeinen länger leben als die Anhänger anderer Konfessionen. Es finden sich in dem Buche viele beherzigenswerte Ratschläge. Allerdings ist es nicht klar, was beispielsweise der tierische Magnetismus und der Spiritismus mit einer Makrobiotik zu thun haben. Auch scheint mitunter Büchner Behauptungen als feststehend zu bezeichnen, über die noch Zweifel bestehen könnten. Ein interessantes Kapitel ist das über die Todesfurcht, die Büchner für außerordentlich thöricht hält. Wir müßten uns mit demselben Recht, so meint er, jeden Abend vor dem Einschlafen fürchten, das uns in einen ganz gleichen Zustand der Bewußtlosigkeit versetzt wie der Tod. Sicher wird jeder, der das Buch liest, manches Interessante darin finden. Ob freilich jemand durch dessen Lektüre länger leben wird, möchte ich einstweilen bezweifeln. Daß der Verleger das Buch in einer Weise äußerlich ausgestattet hat, die wir allenfalls bei Sensationsromanen kennen, ist bedauerlich; es wäre zu wünschen, daß bei einer zukünftigen Auflage ein weniger auffallender Umschlag gebraucht würde. M.

* *
*

Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? Von Ernst Brücke. Dritte, unveränderte Auflage. (Wien, Wilhelm Braumüller.) — Das vorliegende Buch des berühmten, vor nicht langer Zeit verstorbenen Physiologen behandelt in populär geschriebener Weise wichtige Fragen der Hygiene. Das Buch ist insofern etwas einseitig verfaßt, als es nur die physische, nicht auch die psychische Seite der Hygiene berücksichtigt; die Ausbildung der moralischen und intellektuellen Fähigkeiten ist in dem Buche vollständig außer acht gelassen. Um so vollständiger sind aber die Vorsichtsmaßregeln erörtert, die für den Körper des Kindes notwendig scheinen. Das Buch bietet dadurch ein besonderes Interesse dar, daß es gegen manche hergebrachte Meinung ankämpft, allerdings dürfen auch nicht alle von Brücke aufgestellten Behauptungen als unanfechtbar betrachtet werden. Jedenfalls wird man vieles Beherzigenswerte darin finden; auf einige Punkte will ich kurz hinweisen. Einen Kurort für Schwindsüchtige soll man der Ansteckungsgefahr wegen nie als Aufenthalt für solche wählen, bei denen die Tuberkulose noch zweifelhaft ist. Es kann nicht bestritten werden, daß dieser Rat Brückes durchaus begründet ist. Da die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit ist, so ist zu befürchten, daß bei dem Aufenthalt in Kuranstalten für Schwindsüchtige gesunde Personen infiziert werden. Über die Abhärtung spricht sich Brücke gleichfalls eingehend aus. Die Abhärtung, die durch kaltes Wasser geschieht, muß nach seiner Ansicht regelmäßig fortgesetzt werden, wenn ein dauernder Nutzen für den Körper geschaffen werden soll. Gegen das übliche Spazierentragen kleiner Kinder in schönem Winterwetter wendet sich Brücke entschieden und verlangt, daß nicht nur der Rumpf des Kindes, sondern auch dessen Gesicht mit Stoffen ordentlich verdeckt sei, da die Einatmung der kalten Luft gefährlich wirken müsse. Das naßkalte Wetter hält der Verfasser für weniger gefährlich als ein trocken kaltes Wetter, eine Ansicht, die nicht allgemein geteilt werden dürfte. Brücke spricht sich für die Erteilung des öffentlichen Unterrichts im Freien aus, da Kinder in der warmen Jahreszeit nicht vier bis sechs Stunden lang in schlecht ventilierten Schulzimmern sitzen dürfen. Brücke empfiehlt im Gegensatz zu manchen Vorurteilen, daß Kinder des Nachts bei geöffneten Fenstern schlafen, wobei allerdings einige Vorsichtsmaßregeln gegen Erkältung getroffen werden müssen. Das Buch darf mit vollem Recht allen zur Lektüre empfohlen werden, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt.

* *
*

Étude physiologique sur l'ivresse, ses causes, ses formes et ses conséquences. Par N. Basset. (Paris, Vve Babé et Cie.) — Bassets Buch behandelt die Trunksucht von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Es werden nicht ausschließlich die Wirkungen alko-

holischer Getränke, sondern auch die Folgen des Genusses von Narkotika besprochen, so z. B. besonders der Gebrauch des Morphiums. Es erörtert Basset die Frage der Verantwortlichkeit trunkener Personen, die in neuerer Zeit vielfach von Juristen und Psychiatern in Erwägung gezogen wurde. Es ist an sich doch gewiß bedauerlich, daß jemand, der bis zu einem gewissen Grade berauscht ist, in diesem Zustande Verbrechen ausführen kann, für die er nicht verantwortlich gemacht werden darf. Daß die Gesetzgebung nicht dauernd einen solchen Standpunkt einnehmen kann, ist selbstverständlich, denn jemand, der sich freiwillig in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit versetzt, ist gefährlicher als mancher Geisteskranke, der wegen seiner Gefährlichkeit in der Irrenanstalt interniert wird. Wie der Gesetzgeber dereinst die Frage lösen wird, ob durch Internierung der Trunkenbolde in Anstalten oder durch Bestrafung derselben für Verbrechen, die sie im Rauschzustande ausführen, bleibt der Zukunft vorbehalten. Basset spricht übrigens in seiner Arbeit die Ansicht aus, daß in Frankreich mit großen Schritten die Trunksucht zunehme. Er erörtert die Krankheiten, die aus der Trunksucht hervorgehen; so glaubt er, daß die als Gehirnerweichung bekannte Affektion mitunter eine Folge des Trinkens sei. Daß zahlreiche körperliche Störungen, z. B. im Verdauungsapparat, durch Genuß alkoholischer Getränke hervorgerufen werden, ist allgemein bekannt. Das Buch ist, wie der Autor erklärt, dazu bestimmt, diejenigen, die etwa zur Trunksucht neigen, aufzuklären. Wenn auch der Verfasser manchmal wohl etwas schwarz sieht und Schlüsse macht, für die eine wesentliche Grundlage noch fehlt, so werden dennoch nicht nur diejenigen, die beginnende Trunkenbolde sind, sondern auch andere Belehrung erhalten.

* * *

Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns. Von Theodor Meynert. (Wien, Wilhelm Braumüller.) — Das vorliegende Buch behandelt eine Reihe Themata, die anscheinend untereinander gar keinen Zusammenhang haben. Und doch sind sie alle unter einem einheitlichen Gesichtspunkte bearbeitet, der überall deutlich hervortritt und der durch die extrem-materialistische Auffassung des Autors über das Gehirn und die Seele gegeben ist. Meynert ist ein bedeutender Hirnanatom, der sich auch als Psychiater in vielen Kreisen eines guten Rufes erfreut. Gerade deshalb aber ist es notwendig, an seine Werke den Maßstab der Kritik anzulegen, damit nicht durch das Gewicht des Namens falsche Behauptungen Verbreitung finden. Meynert spricht in ungerechtfertigten Lobsprüchen mit einer gewissen Übertreibung von den Leistungen der Hirnanatomen, als ob es überhaupt kaum noch ein psychologisches Rätsel gäbe, als ob wir nur das Gehirn eines Toten anzusehen brauchten, um zu wissen, wie die Seelenvorgänge während des Lebens stattgefunden haben. Der Autor verwechselt beispielsweise zwei Dinge, die für die ganze Auffassung wesentlich sind: daß für die Bethätigung unserer seelischen Vorgänge das Gehirn eine Vorbedingung ist, das dürften wohl alle zugeben; wir wissen, daß gewisse Verletzungen des Gehirns einen Teil oder alle seelischen Vorgänge vernichten; daß aber Meynert hieraus den Schluß macht, daß das Gehirn nicht nur eine Bedingung der Seelenvorgänge, sondern daß das Gehirn gewissermaßen nur die Seele sei, das ist ein entschiedener Fehler. Sehr interessant ist der siebente Vortrag „Mechanik der Physiognomik“: Meynert spricht hier ganz besonders gegen die Vererbung erworbener Funktionen und nimmt hiermit gegen eine große, darwinistische Schule Stellung. Die Funktionen sind nach Meynert erworben, aber vom Individuum; der aufrechte Gang des Menschen muß von jedem einzelnen erst geübt und gelernt werden, er ist aber nicht von den Eltern auf die Kinder vererbt. Ein sehr anregender Vortrag ist der achte: „Gehirn und Gesittung.“ Hier erwähnt Meynert die Untersuchungen Forels, die an Ameisen vorgenommen wurden. Forel hat nämlich beobachtet, daß gewisse Teile des Ameisengehirns gerade an den intelligenten Ameisen am mächtigsten entwickelt sind, daß sie aber bei denjenigen Ameisen, die in ihren Bewußtseinsäußerungen am tiefsten stehen, fast gar keine Entwickelung zeigen. Das Buch Meynerts ist zweifellos reich an interessanten Gedanken, es beweist ein außerordentliches Wissen des Autors; aber es verliert durch den einseitigen Standpunkt des Gehirnanatomen sehr an Wert, zumal auch über die Lokalisation der einzelnen seelischen Vorgänge im Gehirn von Meynert Behauptungen aufgestellt und als sicher angenommen werden, denen eine wissenschaftliche Begründung noch fehlt. Aus diesem Grunde darf das Buch von Laien nur mit großer Vorsicht und Kritik gelesen werden.

* * *

Über sittliche Dispositionen. Von Anton Oelzelt-Newin. (Graz, Leuschner und Lubensky.) — In der vorliegenden kleinen Arbeit sucht der Autor den Nachweis zu führen, daß das Sittliche sich großenteils aus angeborenen Faktoren aufbaut. Er glaubt aber doch nicht, daß eine solche Auffassung

irgendwie für das Gemeinwohl gefährlich sein könnte. Oelzelt-Newin ist der Meinung, daß in Zukunft die Auffassung des Verbrechens sich immer mehr ändern werde, und nähert sich hierin ganz bedeutend einigen modernen Anthropologen. Der kranke Verbrecher ist, so meint der Autor, oft vom normalen gar nicht zu unterscheiden. Aber es wird andererseits auch in der Zukunft der Staat sich stets gegenüber den Verbrechern schützen müssen; sie werden für die Allgemeinheit durch Internierung unschädlich gemacht werden; jedoch wird man nicht mehr von Irrenhäusern und Zuchthäusern sprechen, da es sich bei diesen um eine Trennung von Geisteskranken und Verbrechern handelt, nach Oelzelt-Newins Ansicht aber eine solche Trennung gar nicht möglich ist. Die Arbeit Oelzelt-Newins kann mit vollem Recht allen, sowohl Gegnern, als auch Freunden seiner Auffassung, zur Lektüre empfohlen werden.

* * *

Die Ermüdung. Von A. Mosso. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Glinzer. (Leipzig, S. Hirzel.) — Das Buch Mossos kann nicht als eine eigentliche Monographie über die Ermüdung betrachtet werden, da für eine solche das Buch nicht vollständig genug erscheint. Man könnte vielmehr die Arbeit als eine Sammlung verschiedener Kapitel über Ermüdung und Erschöpfung sowie verwandter Themata betrachten, die zum Teil mit der Ermüdung in nicht unmittelbarem Zusammenhang stehen. Selbstverständlich darf dieser Umstand nicht als ein Mangel des Buches betrachtet werden; es scheint nur, daß der Titel nicht ganz glücklich gewählt ist. Was das Werk selbst betrifft, so findet man darin eine Fülle von anregenden Mitteilungen; man muß die große Belesenheit und die allgemeinen Kenntnisse Mossos ohne weiteres anerkennen. Ich möchte nicht die Lektüre des Buches durch eine Inhaltsangabe vermindern; ich glaube, daß jeder Gebildete, der das Buch liest, Befriedigung hierbei empfinden wird. Die von Fräulein J. Glinzer in Kassel hergestellte Übersetzung läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig.

* * *

Der Prozeß von Tiszar-Eslar. Von Paul Nathan. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Der Autor bespricht in dem vorliegenden Buche den bekannten Prozeß, dem er seinerzeit beigewohnt hat und den er offenbar sehr genau kennt. Eine ausführliche Einleitung sucht es zu rechtfertigen, weshalb er gegenwärtig gerade das Buch publiziert, das, man mag sonst über die Sache denken, wie man will, von außerordentlichem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit zeugt. Die Aussagen des Hauptbelastungszeugen Moritz Scharf glaubt Nathan als vollständig auswendig gelernt bezeichnen zu müssen. Es ist von anderer Seite früher eine andere Erklärung versucht worden, und diese besteht darin, daß der Belastungszeuge Moritz Scharf nicht einfach mechanisch die Sache auswendig gelernt hat und vor Gericht hersagt, sondern daß durch vielfache Beeinflussung in dem empfänglichen Knaben allmählich eine Erinnerungstäuschung erzeugt wurde, infolge deren er schließlich glaubt, daß er in Wirklichkeit alles gesehen habe, was er vor Gericht erzählte. Der Autor des vorliegenden Buches scheint diese letztere Ansicht nicht ganz zu teilen. M.

* * *

Die Sinne und das geistige Leben der Tiere. Von J. Lubbock. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Der Name des Verfassers und des Übersetzers (W. Marshall) bürgen von vornherein für die vorstehend angezeigte Arbeit, welche den 67. Band der internationalen wissenschaftlichen Bibliothek bildet. Namentlich über einzelne Klassen von Insekten werden ausgezeichnete neue Beobachtungen und auf Grund dieser weittragende, aber doch vorsichtige Schlüsse vorgeführt. Namentlich dürfte auch weitere Kreise interessieren, inwiefern das Experiment auf diesem Gebiete mit Nutzen verwandt worden ist, wie es von jedem des weiteren verwandt werden kann. Anregung und Belehrung bietet das Buch in Fülle, aber auch viel Gelegenheit zum Anspinnen eigener Gedanken. W.

* * *

Über Feuerbestattung. Von F. Goppelsröder. (Mülhausen i. E., Wenz u. Peters.) — Ein gründlicher und vielseitiger Beitrag zur Frage „Erdbestattung oder Feuerbestattung“. Da der Ertrag zu gunsten der Ferienkolonien von Mülhausen i. E. bestimmt ist, so möchten wir um so lebhafter auf das an sich sehr wertvolle Büchlein hinweisen.

* * *

Socialdemokratie und Socialliberalismus. Von Theodor Hertzka. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Neben dem socialen Zukunftsbilde „Freiland“ liegt uns obiges Werkchen Hertzkas vor, während eine erschöpfende Begründung einer eigenen Werttheorie und eine dieser angepaßte Produktionslehre für später in Aussicht gestellt wird. Nicht ein Wechsel in den Formen der wirtschaftlichen Knecht-

schaft, sondern Befreiung der Arbeit von jeder wie immer gearteten Fessel, nicht widernatürliche Gleichheit der Leistungen und der Genüsse, sondern ungeschmälertes Anrecht auf die Vollfrucht des eigenen Fleißes — das ist das Ziel der socialen Entwickelung, wie sie dem Verfasser vorschwebt. Gesunde Anregungen neben utopischem Glauben — das ist unser Urteil über die sehr lesenswerten Arbeiten Hertzkas.

* *
*

Vernunftreligion und Christentum zur Zeit der französischen Revolution. Von Professor Dr. Baumgarten. (Leipzig, Otto Spamer.) — Auf Grundlage des Werkes von A. Schmidt „Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800" entwirft der Verfasser ein knappes, aber lebensvolles Bild von den Versuchen des französischen Konvents und des Direktoriums in Bezug auf die Abschaffung des Christentums. Das Schriftchen ist ein beredtes Zeugnis für die alte Lehre, daß Revolutionen stets in Reaktionen enden, wenn sie nicht beizeiten in Reformationen übergehen.

* *
*

Das Geheimnis der Phantasie und des Gemütes. Von F. E. Güntzel. (Leipzig, Max Spohr.) — Der Verfasser, welcher uns vor kurzem das Werk „Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele" vorgelegt hat, versucht sich diesmal an einem Abschnitte der Psychologie, und zwar will er „Reflexionen auf physiologischer Basis" geben. Abgesehen von einzelnen scharfen Beobachtungen und von einzelnen guten Bemerkungen, dürfte das Buch kaum von bleibendem Werte sein.

* *
*

Die religiöse Frage die wichtigste aller Zeitfragen. Von W. Heinrich. (Leipzig, Max Spohr.) — Ein gut geschriebenes und anregendes Buch, dessen Studium wir nur empfehlen können, obwohl die Gedanken über die Lösung der religiösen Frage, welche den Abschluß der Studie bilden, kaum die nötige Kraft zu Thaten in sich haben dürften.

* *
*

Die biblischen Wundergeschichten. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Der Verfasser des Buches „Im Kampfe um die Weltanschauung" führt die dort VI, 5 und 6 behandelte Frage der Offenbarung und des Wunders hier des weiteren aus. Seine Ausführungen sind zumeist eine Antwort auf die Frage: „Wie soll ich meine Kinder lehren, damit sie in dieser Sache zur richtigen Erkenntnis kommen, ohne am Glauben irre zu werden?" Wir zweifeln nicht, daß auch dieses warm und lehrreich geschriebene Werkchen seinen Weg machen wird.

* *
*

Religion und Wissenschaft. Ein Sühneversuch von Egbert Wilm. (Leipzig, Gustav Fock.) — Die Wissenschaft mit der Religion im Bunde macht uns frei und fromm. Das etwa könnte das Motto des gut geschriebenen Werkchens sein, welches auf eine allgemeine Menschheitsreligion der Humanität und Liebe hinwirken will.

* *
*

Kritische Worte über den Buddhismus. Von M. von Wimpffen. (Wien, Carl Konegen.) — Der Verfasser hatte im Buddhismus ein nahrhaftes Kulturgewächs gesucht und fand in ihm eine verderbliche Giftpflanze. Nun hält er es für seine Pflicht, vor dem Anbau zu warnen. Diese Warnung ist berechtigt oder unberechtigt, je nachdem die historische Gestaltung der fraglichen Religion oder ihr innerer Kern als das Ausschlaggebende angesehen wird.

* *
*

Die Teilung des Geschäftsgewinnes zwischen Unternehmern und Angestellten. Von Paine Gilman. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.) — Das preisgekrönte Werk Profit sharing between employer and employee liegt uns in deutscher Bearbeitung und Ergänzung (von Leopold Katscher) vor. Es ist ein praktischer Beitrag zur Arbeiter- und Lohnfrage, insofern es auf die Erfahrungen, welche mit der Gewinnbeteiligung gemacht worden sind, hinweist und an den Thatsachen erläutert, wie weiter vorwärts zu gehen ist. Wir können das Buch auch weiteren Kreisen auf das wärmste empfehlen.

* *
*

Dr. H. G. Bronns Klassen und Ordnungen des Tierreichs. (Leipzig u. Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshdlg.) — Das umfassende Werk schreitet unter trefflicher Leitung stetig fort. Der sorgfältig gearbeitete Text und die ausgezeichneten Abbildungen vereinen sich, um dem Ganzen einen einzigartigen Wert zu verleihen.

* *
*

Die nationale Einigung der Deutschen. Von Otto Henne am Rhyn. (Hannover, Carl Meyer.) — Drei Abhandlungen über die Entwickelung und die Aufgaben des Deutschen Reiches sind unter obigem Titel vereinigt.

„Wie ist das Deutsche Reich entstanden?" „Was haben die Deutschen ihrer Einigung zu verdanken?" „Was thut dem Deutschen Reiche not?" Ein warmer patriotischer Hauch beseelt die Ausführungen des Verfassers, welche weiteren Kreisen reiche Belehrung bieten können.

* *
*

Das zukünftige deutsche Civilrecht. (Allgemeiner Teil.) Von Eugen Muskat. (Breslau, Preuß u. Jünger.) — Der Verfasser hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine systematische Darstellung der angezeigten Materie zu liefern gemäß den offiziellen Entwürfen und amtlich ausgegebenen Motiven. Kenntnis des Werdenden zu vermitteln und dadurch zur positiv schaffenden Kritik anzuregen, ist der Zweck des Verfassers.

* *
*

Unsere Afrika-Politik in den letzten zwei Jahren. Von Schweder-Poggelow. (Berlin, Walther u. Apolant.) — Aufsätze aus dem Deutschen Wochenblatt, deren letzter vom 16. Februar 1890 datiert ist, sind hier zusammengestellt, um als Ganzes für eine energische Aktion in Afrika zu wirken.

* *
*

Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Wert. Von Georg Längin. (Leipzig, Otto Wigand.) — Der Verfasser hat sich bereits als Kenner der hier behandelten Fragen gezeigt, wie sein Schriftchen „Religion und Hexenprozeß" ꝛc. beweist. Hier handelt es sich um den speciellen Nachweis, daß der neuerdings wieder mit Vorliebe gepflegte Teufelsglaube in der Bibel keinen Rückhalt hat, und um die damit begründete Forderung, sich von diesem Stücke heidnisch-jüdischen Aberglaubens endlich einmal loszusagen.

* *
*

Das neue Heil. Von A. von Sommerfeld. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Der Verfasser der „Entgötterten Welt" giebt in dem vorliegenden Schriftchen gewissermaßen seine Positionen. Den Mittelpunkt bildet ein Satz von E. von Hartmann: „Der Weltprozeß ist die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung der im Fleische Gekreuzigten; die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges." Das Schriftchen predigt die Überwindung des Egoismus — und diese thut unserer Zeit wahrlich not.

* *
*

Das Urevangelium. Studien zur Entwickelungsgeschichte der christlichen Lehre und Kirche von Ernst Solger. (Jena, Friedr. Maukes Verlag.) — Obwohl dem Versuche des Verfassers, eine Grundschrift von Jesu, dem Sohne Gottes, herauszuschälen, ebensowenig wie anderen derartigen Versuchen zwingende Beweisgründe zur Seite stehen, so ist die ganze Arbeit doch höchst lesenswert und namentlich auch wegen ihres ruhigen und versöhnlichen Charakters zu empfehlen. W.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

